# *Velhagen & Klasings Monatshefte*

BERKELEY
LIBRARY
UNIVERSITY OF
CALIFORNIA

ex libris
Dr. Friedrich Moncke
Rostock

# Velhagen & Klasings
# MONATSHEFTE

Jahrgang 1903/1904

1. Band

Bielefeld und Leipzig
Verlag von Velhagen & Klasing

Digitized by Google

LOAN STACK

# Inhaltsverzeichnis.

XVIII. Jahrgang 1903/1904.

Erster Band.

AP30
V4
v.18:1

= Die illustrierten Beiträge sind mit * bezeichnet. =


## Romane, Novellen und Verwandtes.

Seite

Berlepsch, Goswina von: Episode. Erzählung 57
Frapan-Akunián, Ilse: Das ungemünzte Gold. Skizze . . . . . 547
Gabelentz, Georg von der: Der Fluß. Novelle 423
*Mewis, Marianne: Der Bambino von Ara Coeli. Eine römische Weihnachtsgeschichte. Mit zwei Originalzeichnungen von W. Gause . . . . . 591
Ompteda, Georg Freiherr von: Simone. Roman . . . . 1, 129, 273, 369, 497, 673
Pantenius, Th. H.: Bremers Freund. Erzählung . . . . . 197
Schlaf, Johannes: Konfirmandenstunde. Ein Stück Dingsda . . . . . 108
Stratz, Rudolf: Vorbei. Novelle . . . . 609
Strauß und Torney, Lulu von: Die Jungfrau von Harlem. Eine Chronikgeschichte 319
Villinger, Hermine: Das Erbschweinchen. Erzählung . . . . . 563
Vincenti, C. Frhr. von: Hebbatollas Reisen ins Paradies. Eine Hanfrausch-Geschichte 321

## Gedichte, Sprüche.

*Bethge, Hans: Allein. Mit Vignette von P. Preißler . . . . . 432
Boelitz, Martin: Abend in Nürnberg . . 112
— — Erlöst . . . . . 304
*Börries, Freiherr von Münchhausen: Die Trommel des Ziska. Illustriert von Árpád Schmidhammer . . . . . 33
— — Die Gräber . . . . . 469
*Bulcke, Carl: Biedermeier. Mit Vignette 216
— — Ich wollt' ein Lied von mir hätt' solchen Duft . . . . . 640
*Busse-Palma, Georg: Die Wasser und die Winde. Mit Vignette . . . . . 184
*— — Lottchen. Mit Vignetten . . . 400
— — Mittagsglocken . . . . . 562
*— — Mystik. Mit Vignetten . . . . 656
*Evers, Franz: Herbstwind. Mit Vignette 80
Falke, Gustav: Heimgang . . . . . 16
Haoemann, Julius: Verlassenes Kloster . . 196
*— — Rose im Herbst. Mit Vignetten . 117
Havemann, Julius: Waldandacht . . . . 272
*Heinrich, F.: Bei Tische. Mit Vignetten 32
Henning, P.: Der Dichter . . . . . 468
*Hesse, Hermann: Der Tod des Lionardo da Vinci. Mit Vignetten . . . . . 244
*Knodt, Karl E.: Im Winter. Mit Vignette 528
*Langewiesche, Wilhelm: Hirtenweihnacht. Mit Vignetten von Elfriede Wendtlandt 481
*Martell, Georg: Der junge Gärtner. Mit Vignette . . . . . 579
*Presber, Rudolf: Antinous. Mit Vignette 122
— — Trotzige Fahrt . . . . . 590
*Puttkamer, Alberta von: Im Liliengarten. Mit Vignette . . . . . 450
Rath, Willy: Zwei Rosse . . . . . 164
*Roderich, Albert: Hariri. Mit Vignetten 229
Schanz, Frida: Zuspruch . . . . . 38
*— — Schloß Syrinx. Vignette von P. Preißler . . . . . 346
*Schutenburg, W. v. der: Rosen vom Gardasee. Mit Vignette . . . . . 580
Stern, Maurice von: Grottenzauber . . . 672

## Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.

*Genfel, J.: Ein Künstlerheim in Weimar. Persönliche Erinnerungen an Friedrich Preller d. Älteren. Mit zwölf Abbildungen 329
Goltz, C. Freiherr von der: Türkische Bureaustunden . . . . . 179
*Grützner, Eduard: Von der Geburt bis zum Verkauf meines ersten Bildes. Erinnerungen. Mit zwei Abbildungen . . 98
Ompteda, Georg Freiherr von: Gedanken eines Romanschriftstellers über seine Kunst 443

## Kunst und Literatur.

*Engels, Eduard: Kunstarbeiten in Elfenbein. Mit sechzehn Abbildungen nach Originalaufnahmen in Tondruck . . . . . 185
Hart, Heinrich: Neues vom Büchertisch 118, 245, 361, 471, 599, 711
*Heinemann, Prof. Dr. K.: Johann Gottfried Herder. Zum 18. Dezember 1903. Mit einem Bildnis Herders . . . . . 451

Seite

*Moulandon, Marcel: Giovanni Segantini. Mit vier Kunstbeilagen in Faksimilewiedergabe und fünfzehn Textabbildungen in Tondruck . . . . . 17
*Rheden, Klaus von: Plakate und Plakatstil. Mit einer Kunstbeilage und siebzehn Abbildungen in Faksimilewiedergabe . . . 305
*Rosenhagen, Hans: Wilhelm Trübner. Mit einem Einschaltbild und vierzehn Textabbildungen in Tondruck . . . . . 401
*S., H. v.: Illustrierte Rundschau 123, 249, 365, 475, 603, 715
— — Zu unseren Bildern 123, 249, 365, 475, 603, 715
*Schubring, Dr. P.: Die farbigen Tonreliefs der Robbia. Mit vierzehn Abbildungen, zum Teil in Faksimilewiedergabe . . . 529
*Vincenti, C. Frhr. von: Gschnas (Wiener Künstlerfeste). Eine Revue. Mit zwei Beilagen in Tondruck und dreiundzwanzig Abbildungen nach Originalzeichnungen von E. Petrovitz und anderen . . . . . 657
*Zabel, Eugen: Hedwig Niemann. Mit sieben Abbildungen nach Gemälden und Photographien . . . . . 113
*Zobeltitz, Hanns von: Aus den Berliner Theatern (September—Dezember 1903). Mit neun Abbildungen nach Originalaufnahmen in Tondruck . . . . . 648

## Sonstige Aufsätze.

*Bie, Prof. Dr. Oscar: Schlitten. Mit siebzehn Abbildungen in Tondruck . . . . 581
*Brüning, Dr. A.: Altdeutsche bemalte Gläser. Mit zweiunddreißig Abbildungen nach Originalaufnahmen in Faksimilewiedergabe . 433
Calm, Dr. M.: Die Moskitos und das Wechselfieber . . . . . 340
*Destouches, Ernst von: Münchner Stadtwappen und das Münchner Kindl. Historisch-heraldische Abhandlung. Mit zwei Beilagen und vierunddreißig Abbildungen in Tondruck . . . . . 695
Franzos, Karl Emil: Sulzbach. Ein Bild aus dem Elsaß . . . . . 231
Goltz, C. Frhr. von der: Woran es in Makedonien gefehlt hat! . . . . . 641
Gotlberg, Otto von: Der Afro-Amerikaner. 35
— — Amerikanische Multimillionäre . . 417
*Hansen, Prof. A.: Ein botanischer Ausflug an die Riviera. Mit elf Originalaufnahmen nach Kolorites von Curt Agthe. In Faksimiledruck . . . . . 629
*Höcker, Paul Oskar: Wintersport im Engadin. Mit zwölf Abbildungen in Tondruck . . . . . 461
*Hörstel, W.: Auf Napoleons Spuren in Elba. Mit sechzehn Abbildungen nach Originalaufnahmen . . . . . 347
*Kreuschner, Dr. Curt Rud.: Kaiser Franz Josef I. als Weidmann. Mit vierzehn Originalzeichnungen von W. Gause . . 165
*Pantenius, Th. H.: Bilder aus der russischen Geschichte. I. Iwan der Schreckliche. Mit achtzehn Abbildungen nach Originalaufnahmen . . . . . 39
*Wegener, Dr. Georg: Der Panama-Kanal. Mit zwei Kartenskizzen und fünfzehn Originalaufnahmen des Verfassers u. anderen in Tondruck . . . . . 257
*Zingg, Bernhard von: Kaviar. Mit acht Abbildungen nach Originalaufnahmen . 555
*Zobeltitz, Fedor von: Volkstypen in Algier. Mit vierzehn Abbildungen in Tondruck nach Originalaufnahmen . . . . . 217
*— Hanns von: Schweizer Gaststätten. Mit fünfundzwanzig Abbildungen nach Aquarellen von W. Gause in Faksimiledruck und Originalaufnahmen . . . . . 81
*— — Aus dem Puppenlande. Mit zweiundzwanzig Abbildungen nach Originalaufnahmen . . . . . 483

## Neues vom Büchertisch.

Berlens, Friedrich: An des Lebens Vormittag . . . . . 364
Beyerlein, Franz Adam: Jena oder Sedan? 118
Bischoff, Heinrich: Richard Bredenbrücker . 714
Bittrich, Max: Kämpfer . . . . . 364
Bohlau, Helene: Die Kristallkugel . . . . 246
Boy-Ed, Ida: Die große Stimme . . . . 601
Cornarius: Thüringer Volksleben . . . . 361
Dahn, Felix: Meine welschen Ahnen . . . 714
Enking, Ottomar: Familie P. C. Behm . 362
Hegeler, Wilhelm: Pastor Klinghammer . . 471
v. Hillern, Wilhelmine: Ein Sklave der Freiheit . . . . . 473
Jaques, Hermann: Münchens Ende . . . . 474
Jensen, Wilhelm: Mutterrecht . . . . . 713
Kretzer, Max: Die Sphinx in Trauer . . 120
Lauff, Joseph: Pittje Pittjewit . . . . . 712
v. Leitgeb, Otto: Die stumme Mühle . . 600
Mann, Thomas: Tristan . . . . . 121
Möbius, Hermine: Peter Rosegger . . . 714
v. Ompteda, Georg: Nerven . . . . . 245
von Perfall, Karl: Die Treulosen . . . 247
Salus, Hugo: Novellen des Lyrikers . . . 711
Schanz, Frida: Huberta Sollacher . . . 599
Seewald, G.: Fränkisch . . . . . 248
Stratz, Rudolf: Es war ein Traum . . . 121
v. Vorbeck, Friedrich: Ruhig, Philister . . 601
Voß, Richard: Ein Königsdrama . . . . 602
Wasner, Georg: Walter Eichstädt . . . . 247

## Kunstbeilagen.

Kaiser, A.: Einladungskarte zum Karnevalsfest „In seligen Gefilden" im Künstlerhaus zu Wien. Zeichnung. Faksimiledruck . . . . . zw. 672 u. 673
Kaulbach, Prof. F. A. von: Römerin. Pastell. Faksimiledruck . . . . . Titelbild.
Koch, Prof. Georg: Reiterstudie. Faksimiledruck . . . . . zw. 368 u. 369
Lippi, Filippino: Madonna. Ausschnitt aus dem Gemälde. Faksimiledruck zw. 480 u. 481
Pilgrein, Bruno †: Münchner Kindl. Faksimiledruck . . . . . zw. 608 u. 609

Seite

Rusche, Robert: Hirsch. Bronze. Faksimiledruck . . . . . zw. 456 u. 457
Segantini, Giovanni: Auf der Weide. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 8 u. 9
— — Vordergrundstudie. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 16 u. 17
— — Hirtin. Gemälde. Faksimiledruck zw. 24 u. 25
— — Morgenstunde. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 32 u. 33
Seitz, Otto: Der Trinker. Ölgemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 128 u. 129
— — Studienkopf. Ölgemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 160 u. 161
— — Oberbayer. Ölgemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 136 u. 137
— — Trinkender Bauer. Ölgemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 144 u. 145
Sieck, Rudolf: Der Wiesenweg. Studie. Faksimiledruck . . . . . zw. 256 u. 257
Stuck, Prof. Franz: Plakat der Münchener Sezession. Faksimiledruck . . zw. 312 u. 313
*** Großes und kleines Wappen der Residenzstadt München. Faksimiledruck zw. 696 u. 697

## Einschaltbilder.

Behn, Fritz: Krieger. Bronze. Tondruck zw. 568 u. 569
Bochmann jr., G. von: Der Abschied. Skulptur. Tondruck . . . . zw. 112 u. 113
Butzke, Bernhard: Es waren zwei Königskinder. Bronze. Tondruck . . zw. 240 u. 241
Dettmann, Prof. Ludwig: Sonntagmorgen. Gemälde. Tondruck . . . . zw. 272 u. 273
Erdtelt, Alois: Bildnis. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 528 u. 529
Flad, Georg: Spätsommertag. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 232 u. 233
— — Wintermorgen. Gemälde. Tondruck zw. 512 u. 513
Franck, Philipp: Vorstellung. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 344 u. 345
Frische, Arnold: Semiramis. Skulptur. Tondruck . . . . . zw. 304 u. 305
Genger, Prof. E. M.: Idealbüste. Bronze. Tondruck . . . . . zw. 484 u. 485
Hayek, Hans von: Winter an der Amper. Gemälde. Tondruck . . . . zw. 552 u. 553
Hirzel, Hermann: Pinien von Frascati. Radierung. Tondruck . . . . zw. 468 u. 469
Hoffmann, Joseph: Brunnen. Tondruck zw. 416 u. 417
Hosaeus, Hermann: Burgundisches Fräulein. Bronze. Tondruck . . . . zw. 640 u. 641
Jahn, Georg: Faun mit Kind. Radierung. Tondruck . . . . . zw. 400 u. 401
Junghanns, J. P.: Lustige Leute. Zeichnung. Tondruck . . . . . zw. 688 u. 689
Köhler, Hugo: Knabe mit Schnecken. Bronze. Tondruck . . . . . zw. 520 u. 521
Klimsch, F.: Salome. Marmorskulptur. Tondruck . . . . . zw. 80 u. 81
Knehl, Prof. Gotthardt: Die Dresdener Altstadt. Zeichnung. Tondruck . . zw. 376 u. 377
Laszlo, Philipp: Papst Leo XIII †. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 56 u. 57

Seite

Liedermann, Ernst: Hirtin. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 328 u. 329
— Prof. Max: Papageien-Allee im Zoologischen Garten zu Amsterdam. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 120 u. 121
Lippi, Filippino: Madonna mit dem Kinde und Engeln, Gemälde. Tondruck zw. 600 u. 601
Lulsch, R.: Brunnen. Tondruck . zw. 416 u. 417
Meissonier, E.: Die Bravos. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 360 u. 361
Mühlig, Prof. Hugo: Hochsommer. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 296 u. 297
Rechberg, Arnold: Der Jüngling von Sais. Skulptur. Tondruck . . . . zw. 432 u. 433
Samberger, Prof. Leo: Prof. Fritz von Uhde. Porträtzeichnung. Tondruck . zw. 288 u. 289
— — Selbstbildnis. Zeichnung. Tondruck zw. 576 u. 577
Schönleber, Prof. Gustav: Morgen am Strand. Gemälde. Tondruck . zw. 418 u. 419
Schweitzer, Ad.: Neuschnee auf dem St. Gotthard. Gemälde. Tondruck zw. 184 u. 185
Skarbina, Prof. Franz: Frühstücksstunde in Paris. Aquarell. Tondruck . zw. 624 u. 625
Skramstad, R.: Herbstmorgen in Norwegen. Gemälde. Tondruck . . . . zw. 104 u. 105
Slevogt, Prof. Max: Reiterbildnis. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 72 u. 73
Sohn-Rethel, Alfred: Schlafendes Kind. Gemälde. Tondruck . . . . zw. 216 u. 217
Stuhlmüller, K.: Markttag. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 712 u. 713
Trübner, Prof. W.: Birken. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 408 u. 409
Verheyden, J.: Herbst. Gemälde. Tondruck zw. 320 u. 321
Waderé, Prof. Heinrich: Der letzte Gruß. Grabdenkmal. Tondruck . . . zw. 208 u. 209
Wenk, Albert: Nahender Sturm. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 200 u. 201
Weffely, A.: Auf der Gemsjagd. Gobelin vom Hubertusfest im Wiener Künstlerhaus. Tondruck . . . . . zw. 661 u. 665
Wolff-Zanzow, Paul: Ein Frühlingstag bei Florenz. Gemälde. Tondruck . zw. 64 u. 65
*** Beim Augeneinsetzer im Puppenlande. Nach Photographie. Tondruck zw. 488 u. 489
*** Münchner Kindl. Skulptur im Besitz des Vereins der Bayern in Berlin. Tondruck zw. 702 u. 703

## Selbständige Abbildungen, Studien- und Skizzenblätter im Text.

Brack, Emil: Westfälischer Bauernjunge. Studie . . . . . 525
Chodowiecki, D.: Skizze . . . . . 281
Looschen, Hans: Studienkopf . . . . . 301
Overbeck, F.: Sturm. Radierung . . . 389
Röbbecke, Moritz: Studienkopf . . . . . 505
Schweitzer, Adolf: Ölstudie . . . . . 243
Seitz, Prof. Otto: Studienzeichnungen 133, 141 und 153
Strützel, Prof. Otto: Weiden am Wasser. Studie . . . . . 397
Taschner, Prof. J.: Studienzeichnung . . 517
Wolff, Hermann: Studie . . . . . 293

## Kunst, Kunstgewerbe und anderes.


Seite

*Behrens, Prof. Joh.: Weingläser . . 123
*Beleuchtungskörper, Pariser, für elektrisches Licht . . . . . 715
*Bembé: Bibliothek . . . . . 249
*Bildnisphotographie, Künstlerische . . 475
*Bronzen, Moderne . . . . . 123
*Crane, Walter: Moderne englische Tapeten 475
*Elfenbein-Arbeiten, Moderne . . . . . 123
*Fensterdekorationen Berliner Werkstätten . 249
*Fiedler, Dr. ing.: Holzbauten . . . . 475
*Flaschenkorke . . . . . 123
*Friedländer, Gebr.: Schmuckausstellung . 715
*Gewerbe-Museum, Bayerisches: Entwürfe von Spielzeug-Ausschreiben . . . . . 249
*Geyger, Prof. E. M.: Neue Werke der Kleinkunst . . . . . 365
*Gude, Prof. Hans Frederich † . . . . 249
*Holzbauten, nach Dr. ing. Wilhelm Fiedler 475
*Kayser, Engelbert: Kayserzinn . . . . 603
*Keramische Arbeiten der Porzellanfabrik Kronach . . . . . 365
*Kimbel, W. & Friederichsen, Berlin: Zimmereinrichtungen . . . . . 603
*Kunstgewerbeschule, Arbeiten der Schüler der k. k. . . . . 715
*Kunstvereinshaus zu Hannover, Vom neuen 249
*Künstlerbund zu Weimar, Der neue . . . 715

Seite

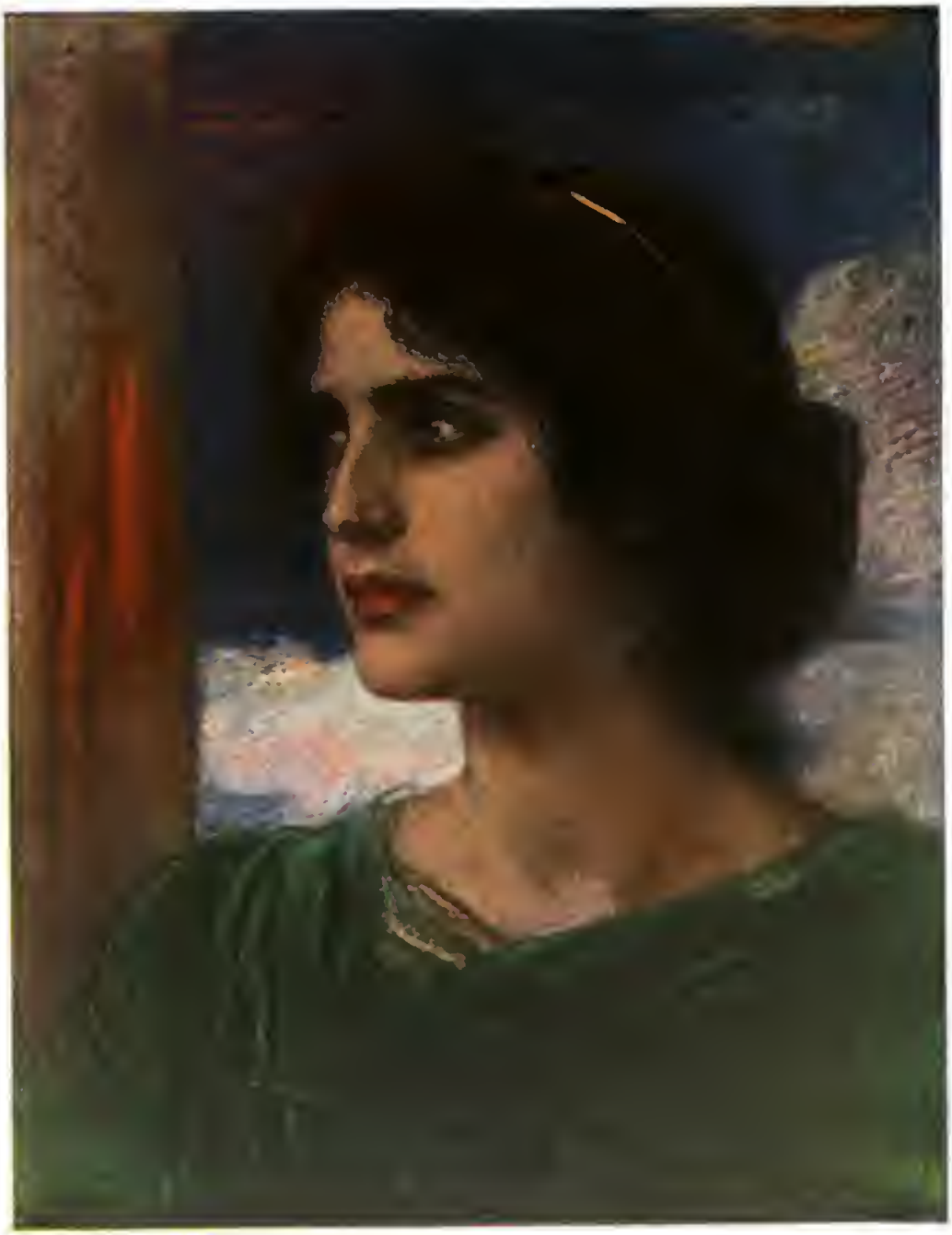
*Künstlersteindrucke aus dem Verlag von R. Voigtländer-Leipzig . . . . . 365
*Macco, G.: Uhren . . . . . 123
*Messerbänkchen . . . . . 123
*Mommsen, Theodor † . . . . . 475
*Moser, Gustav von † . . . . . 475
*Müller-Coburg, Clara: Stickereien . . . 365
*Obrist, Hermann: Brunnen . . . . . 249
*Olbrich, Prof. Joseph: Uhren . . . . 123
*Olshausen-Schoenberger, Käthe: Ex-libris 603
*Oppel-Nürnberg: Keramische Arbeiten . . 365
*Otto, Wilhelm: Standuhr . . . . . 715
*Passini, Prof. Ludwig † . . . . . 603
*Paul, Bruno: Moderne Zimmereinrichtungen . . . . . 123
*Polenz, Wilhelm von † . . . . . 603
*Prinzregenten-Brücke, Monumentalfiguren der . . . . . 475
*Reimann, Albert: Kleinplastik und Schmuck 249
*Riemerschmid, Prof. Richard: Weingläser 123
*Rothmühler, K.: Neue Goldschmiedearbeiten 603
*Scharff, Anton † . . . . . 123
*Seitz, Prof. Otto, in seinem Atelier . . 249
*Varges, Helene: Ex-libris . . . . . 603
*Wendtlandt, Elfriede: Ex-libris . . . . 603
*Werkstätten, Vereinigte, für Kunst im Handwerk: Moderne Zimmereinrichtungen . . 123
*Whistler, James † . . . . . 123


## Gratisbeilage:

**Velhagen & Klasings Romanbibliothek.** XIV. Band, Nr. 1 bis 6:

Magnus Collund. Roman von Bernhardine Schulze-Smidt. Seite 1—131.
Urlaub nach der Heimat. Novelle von Paul Oskar Höcker. Seite 133—180.
Unter sengender Sonne. Roman von C. Schroeder. Seite 181—192. (Forts. folgt.)

Digitized by Google



Römerin. Paſtell von Prof. Fritz Auguſt von Kaulbach-München.
(Aus Eduard Schultes Kunſtſalon in Berlin.)

Velhagen & Klasings
# MONATSHEFTE

Herausgeber:

Theodor Hermann Pantenius und Hans von Zobeltitz.

XVIII. Jahrgang 1903/1904. Heft 1. September 1903.

## Simone.

Roman von

Georg Freiherrn von Ompteda.

(Nachdruck verboten.)

„Wir denken alle gern, wo wir recht gelacht oder recht geweint haben, und weil hier beides ...“

Friedrich Hebbel.

### I.

Der Park lief von der Lière allmählich aufwärts bis zu einer großen Terrasse und von dort in einem neuen kurzen Anlauf zu einer zweiten Fläche, auf der St. Mathurin stand. Vom Château, wie man in der Gegend einfach sagte, hatte man einen weiten Blick über das Land, das sich jenseits der Lière in Wellenlinien hinzog.

Die Aussicht war dreimal eine andere. Vom Château konnte man, wie in der Familie behauptet wurde, hundert Ortschaften zählen.

Wenn man auf der Terrasse stand, engten die Bäume den Blick ein, und man sah nun einen Ausschnitt, in dem als Mittelpunkt das alte Schloß von Trévoux lag mit seinem gewaltigen runden Bergfried und den erst in späterer Zeit aufgesetzten steilen Dächern.

Unten aber in der Tiefe, wo eine hohe Mauer die Besitzung abschloß, war die Ferne verschwunden, und nur die Lière rieselte dort flüsternd und gurgelnd unter dem hohen Ufer nach der Bäume.

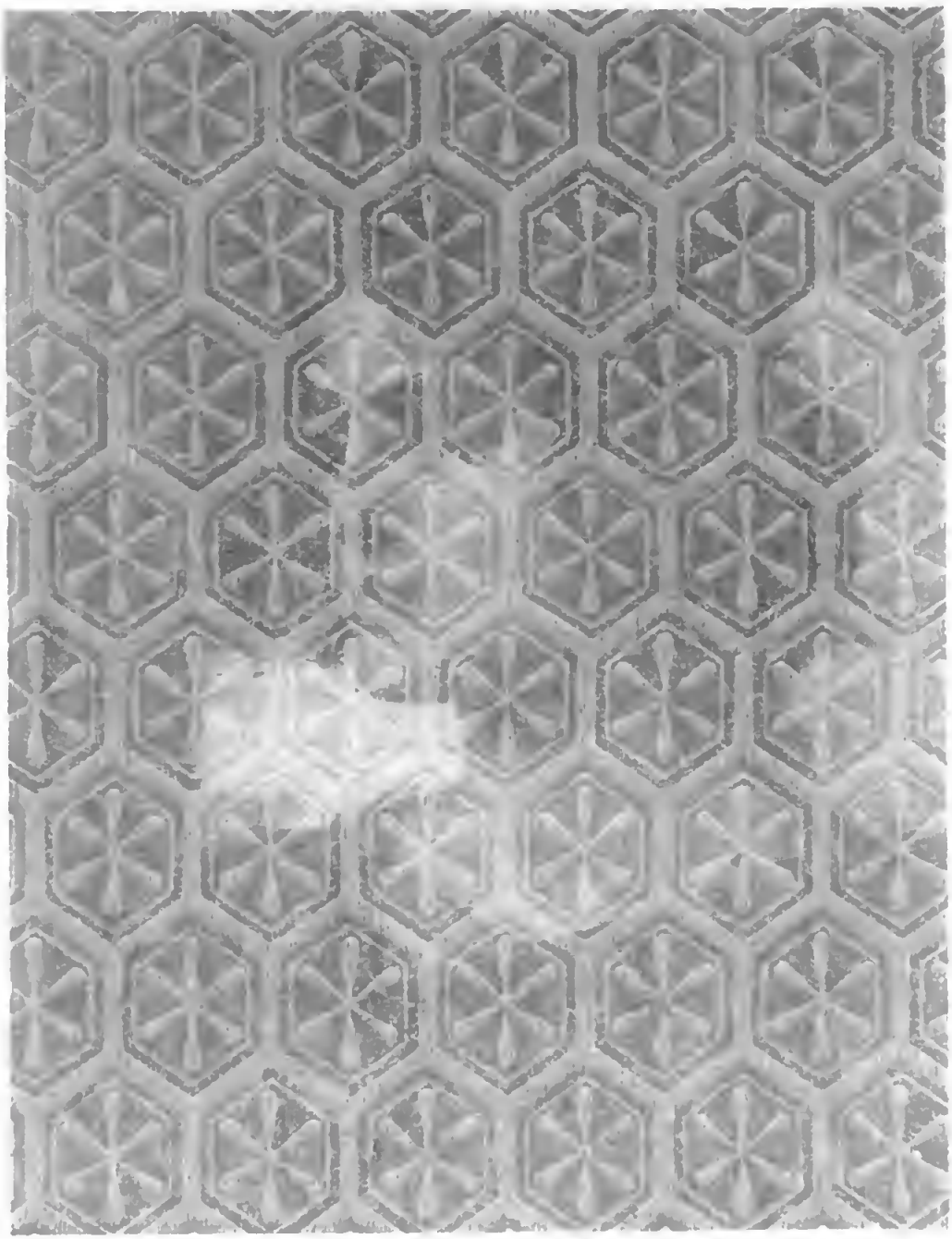
Dort war es kühl und auch kühl an heißen Sommertagen, und dort erzählten sich Claire und Simone beim Pflücken des Wasserkrauts mit ihren kleinen Freundinnen und Backfischgeheimnissen.

Und jedesmal, wenn sie hinaufgerufen wurden zu den Eltern, weil Besuch gekommen war, dem sie sich zeigen sollten, fühlten sie sich unglücklich, ihr stilles Paradies an der Lière zu verlassen.

Aber Besuch kam wenig. Herr und Frau de Corvieux hatten immer ziemlich lang zogen gelebt. Sie verbrachten den größten Teil des Jahres in Paris und weilten nur einen Teil des Sommers und Herbstes in St. Mathurin.

Auch jetzt war es noch nicht viel anders geworden, obwohl Claire und Simone schon in einem Alter standen, daß man daran dachte, einen Mann für sie zu suchen. Nach den üblichen Begriffen geschah dies sogar schon etwas früh, denn Claire zählte zwanzig, Simone neunzehn Jahre. Aber Frau de Corvieux hatte in einer Schwester, die mit sechzehn Jahren verheiratet worden war, erlebt, wie ein junges Mädchen, das noch keinen Mann gesehen hat, auf den ersten besten hereinfällt, nur weil er einen Schnurrbart trägt. Und dieser eine Fall war ihr Unglück gewesen: davor wollte sie ihre Töchter schützen.

Jetzt aber war es höchste Zeit, fand wenigstens Herr de Corvieux, während Tante Jeanne, die so unglücklich verheiratet gewesen war und nun als Witwe im Hause ihrer Schwester lebte, die Ansicht vertrat,



Velhagen & Klasings
# MONATSHEFTE

Herausgeber:

Theodor Hermann Pantenius und Hanns von Zobeltitz.

XVIII. Jahrgang 1903/1904. Heft 1, September 1903.

## Simone.

Roman von

Georg Freiherrn von Ompteda.

(Abdruck verboten.)

„Mir deucht', ich hätt' hier nicht geboren werden können, und soll hier leben!"
Friedrich Hebbel.

### I.

Der Park stieg von der Visère allmählich aufwärts bis zu einer großen Terrasse und von dort in einem neuen kurzen Anlauf zu einer zweiten Fläche, auf der St. Mathurin stand. Vom Château, wie man in der Gegend einfach sagte, hatte man einen weiten Blick über das Land, das sich jenseits der Visère in Wellenlinien hinzog.

Die Aussicht war dreimal eine andere. Vom Château konnte man, wie in der Familie behauptet wurde, hundert Ortschaften zählen.

Wenn man auf der Terrasse stand, engten die Bäume den Blick ein, und man sah nur einen Ausschnitt, in dem als Mittelstück das alte Schloß von Trèves lag mit seinem gewaltigen runden Bergfried und dem erst in späterer Zeit aufgesetzten steilen Schieferdache.

Unten aber in der Tiefe, wo eine hohe Mauer die Besitzung abschloß, war die Ferne verschwunden, und nur die Visère rieselte dort flüsternd und gurgelnd unter dem hohen Blätterdach der Bäume.

Dort war es still und auch kühl an heißen Sommertagen, und dort erzählten sich Claire und Simone beim Rauschen des Wassers mit ihren kleinen Freundinnen tausend Mädchengeheimnisse.

Und jedesmal, wenn sie hinaufgerufen wurden zu den Eltern, weil Besuch gekommen war, dem sie sich zeigen sollten, fühlten sie sich unglücklich, ihr stilles Paradies an der Visère zu verlassen.

Aber Besuch kam wenig. Herr und Frau de Corvieux hatten immer ziemlich eingezogen gelebt. Sie verbrachten den größten Teil des Jahres in Paris und weilten nur einen Teil des Sommers und Herbstes in St. Mathurin.

Auch jetzt war es noch nicht viel anders geworden, obwohl Claire und Simone schon in einem Alter standen, daß man daran dachte, einen Mann für sie zu suchen. Nach den üblichen Begriffen geschah dies sogar schon etwas spät, denn Claire zählte zwanzig, Simone neunzehn Jahre. Aber Frau de Corvieux hatte an einer Schwester, die mit sechzehn Jahren verheiratet worden war, erlebt, wie ein Mädchen, das noch keinen Mann gesehen hat, auf den ersten besten hereinfällt, nur weil er einen Schnurrbart trägt. Und dieser erste beste war ihr Unglück gewesen; davor wollte sie ihre Tochter schützen.

Jetzt aber war es höchste Zeit, fand wenigstens Herr de Corvieux, während Tante Jeanne, die so unglücklich verheiratet gewesen war und nun als Witwe im Hause ihrer Schwester lebte, die Ansicht vertrat,

es sei kein Unglück, wenn die Mädchen als alte Jungfern sterben.

Das war das stete Gespräch, sobald die Kinder den Rücken gewendet hatten, und wenn sie am frühen Morgen in den Park hinunterliefen und Herr und Frau de Corvieux mit Tante Jeanne den üblichen Morgenspaziergang durch die Besitzung antraten, kehrte regelmäßig das gleiche Thema wieder: Wer wird Claire und Simone heimführen?

Herr de Corvieux, ein kleiner Mann mit weißem Schnurr- und Knebelbart, war schon ein hoher Sechziger, und obgleich er ganz gesund war, quälte er sich, der nichts tat und nie etwas getan hatte, seit Jahren mit Todesgedanken.

Als die drei bedächtig vor dem Schloß auf und nieder schritten, weil es immer eine Weile dauerte, bis sie den Entschluß faßten zur Terrasse niederzusteigen, sagte er, wie schon hundertmal:

„Ich möchte es doch noch gern erleben!"

Frau de Corvieux, fast fünfundzwanzig Jahre jünger als ihr Mann, klein, mit starkem Busen und blauschwarzem Haar — sie stammte aus der Gegend von Avignon in der Provence — machte eine lebhaft abwehrende Bewegung:

„Es ist noch Zeit, es ist wirklich noch Zeit, mein Lieber!"

Und Tante Jeanne, eine feine zierliche Gestalt, mit leicht gelblichem Gesicht und einem Profil wie eine Kamee geschnitten, meinte, indem sie leise den Zeigefinger hin und her bewegte:

„Wissen Sie, Louis, es braucht wirklich nicht zu sein!"

Der kleine Herr blieb stehen, zog die Augenbrauen in die Höhe und rief: „Sie sind gut, Jeanne! Sie wollen mir wohl nicht das Glück gönnen?"

„Ja, wenn es ein Glück ist!"

„Und nicht wahr, wenn ich die Augen zugetan habe und nicht mehr über meine Kinder wachen kann, dann fallen sie auf den ersten besten herein! Denn so kommt's ganz sicher. Ich kenne die Frauen!"

Frau de Corvieux machte einen Augenblick ein finsteres Gesicht, sie liebte diesen Satz im Munde ihres Mannes nicht, denn er war keine Redensart, und nun sagte sie schnell:

„Eltern können dabei gar nichts tun, und wenn wir unseren Töchtern Männer aussuchen, so werden sie vielleicht dabei genau so unglücklich."

Tante Jeanne lächelte bitter, nickte, hob die Hand und ließ sie wieder schlaff sinken.

Doch Herr de Corvieux rief:

„Nur nicht verallgemeinern, meine Damen! So ein Mädchen weiß eben nichts, und sie fährt immer noch am besten, wenn Eltern, die doch ihr Glück wollen, für sie die Wahl treffen."

Die beiden Schwestern schienen gar nicht einverstanden, und Herr de Corvieux fuhr fort, mit einem Seitenblick zu seiner Schwägerin:

„Und, meine liebe Jeanne, ein einzelner, unglücklicher Fall beweist noch lange nicht das Gegenteil. Übrigens wissen Sie ja, daß ich in Ihrer Ehe stets auf Ihrer Seite gestanden habe."

Dann setzten sie sich wieder in Gang. Der alte Herr schritt zwischen den beiden Damen langsam hin, die Hände auf dem Rücken, blickte zum lachenden blauen Himmel auf, sog den Duft der Blumen ein, die sich in augenblendender Farbenpracht um das Château de St. Mathurin zogen und allmählich den Hang hinunter in den kurzgeschnittenen Rasen übergingen. In einzelnen langen Streifen, als wäre die überquellende Blumenpracht abgetropft und langsam hinunter gelaufen von den Beeten dort oben.

Und er sagte dasselbe, was er gleichfalls jeden Morgen zu sagen pflegte, wenn er mit seinen beiden Gefährtinnen den Spaziergang antrat: „Es ist doch herrlich hier!"

Sie waren dorthin gekommen, wo der Weg in Schlangenlinien niederstieg, und mit der Ritterlichkeit und Höflichkeit, die ihm eigen war, fragte er, obwohl seine Absicht bereits wie immer feststand: „Wollen wir nicht ein wenig zur Terrasse gehen?"

Frau de Corvieux gab zurück wie fast täglich: „Dort sehen wir Trèves!"

Tante Jeanne aber blickte mit zusammengezogenen Brauen nach dem alten Schloß hinüber, denn dort hatte sie einst ihre unglückliche Ehezeit verlebt. In der Familie schien es wie ein Übereinkommen, diesen Punkt nicht zu berühren, fast als hätte der Baron de Préfailles nie gelebt, dessen Namen sie als Witwe doch noch trug. Es war sogar, als ängstige sich die Familie, diesen

Namen überhaupt auszusprechen, denn der Dienerschaft gegenüber wurde Jeanne nie anders genannt, als „die Schwester der gnädigen Frau“.

Claire und Simone sprachen auch nie mit der Tante über den verstorbenen Onkel, obgleich sie ihr Dinge anvertrauten, die die Eltern nicht wissen sollten.

Als jetzt die drei zur Terrasse herunterkamen, bewegte sich etwas in den Büschen: ein dichter Kirschlorbeer ließ die im Licht wie frisch lackierten Blätter zittern, man hörte Laufen im Sand, das Zurückschlagen von Zweigen. Auf einen Augenblick sah Tante Jeanne ein helles Kleid, aber sie verriet nichts davon, denn die beiden anderen hatten nichts davon bemerkt.

Die beiden Schwestern aber, die entflohen, huschten verschwiegene Pfade hinab, blieben stehen, spähten, ob man sie bemerkt habe, und wollten sich ausschütten vor Lachen. Als sie dann außer Sehweite waren, gingen sie Arm in Arm den Weg hinab, ganz weiß: in weißen Kleidern, weißen Handschuhen, die weißen Sonnenschirme wie zwei kleine Pilze über sich aufgespannt; nur das schwarze Haupthaar gab einen dunklen Fleck. Und sie schmiegten die Schultern aneinander, steckten die Gesichter zusammen und flüsterten miteinander, eifrig, als hätten sie sich jahrelang nicht gesehen.

Sie sprachen vom Wasserstand der Visère, davon, daß gestern Paul, der alte Diener, einen Steingutteller zerbrochen, ohne davon etwas zu sagen, daß die alte Mutter Jacqueline versprochen hatte, ihnen ein Kaninchen mitzubringen; sie berechneten, daß sie das Taillenband gestern eigentlich um vier Sous hätten billiger bekommen können. Dann blieben sie plötzlich stehen, Claire blickte zu ihrem weißen Schirm auf, durch den ein feiner Sonnenstrahl ihr gerade ins Gesicht fiel, und beide Mädchen ergriff starrer Schreck: Um Gotteswillen, die Seide hatte ein Loch!

Sie liefen zu einer Bank unter einer gewaltigen Zeder, und dort wurde das Kleidergeld überschlagen, ob es zu einer neuen Anschaffung reichen würde, und schließlich der Entschluß gefaßt, Tante Jeanne um Hilfe zu bitten.

Und nun redeten sie von der Tante. Unwillkürlich lenkten sie dabei die Blicke hinüber zum Schloß von Trèves, von dem man nur noch ein kleines Stück Dach schimmern sah. Simone, die hübschere von beiden, denn ihr Gesicht war noch feiner, ihre Pupille noch dunkler, fast wie ein Tintenfleck im Auge, erklärte: „Die Tante muß doch sehr unglücklich gewesen sein. Das hat mir gestern Bertha wieder gesagt.“

Bertha, die Köchin, die Frau des Dieners, war die einzige, die ab und zu aus der Schule plauderte.

Claire runzelte die straffe Haut der jungen Stirn: „Bertha hat gesagt, er wäre sehr heftig gewesen! Vielleicht hat er Tante geschlagen!“

Doch die schöne Simone richtete sich auf und bekam etwas wie eine gekränkte Fürstin: „Das ist nicht möglich! Das wäre empörend!“

Claire meinte: „Aber weißt Du nicht noch, wie der Strohflechter, der die Küchenstühle flickte, voriges Jahr seine Frau schlug?“

Simone wehrte mit der Hand ab: „Ja, so einer!“

Dann versanken sie in Nachdenken, denn Tante Jeanne hatte für sie etwas Rätselhaftes. Tante Jeanne erschien ihnen wie einer, von dem man ahnt, daß er in fremden Ländern fürchterliche Schicksale erlebt hat, obwohl er nie davon spricht.

Die Mädchen gingen zur Visère hinab. Sie blieben an der etwas bröckligen Mauer stehen, die oben mit wackeligen Steinplatten bedeckt war, und an einer Lücke beugten sie sich über das Gemäuer und blickten träumend auf das Wasser, das wenige Meter unter ihnen in breiten stillen Spiegeln dahinzog. Da rief Claire plötzlich: „Ich habe keine gelbe Seide mehr für mein Kissen!“

Dann träumten sie weiter, auf die Wasserfläche niederstarrend, auf der durch die Gegenströmung ein braunes Stück Holz immer im Kreise trieb, in dem Winkel tiefen Wassers an der Mauer festgehalten wurde und seinen Weg hinaus in den Bach nicht wiederfinden konnte.

Es war der kühlste Punkt hier unten im Park, aber doch mahnte die steigende Hitze schon an den nahenden Mittag, und Claire wedelte sich mit dem Taschentuch Kühlung zu. Sie wollten nur noch beobachten, wie lange das braune Holzstück im Wirbel herumgetrieben würde, und setzten es sich als Ziel, sobald es das freie Wasser gewönne, aufzubrechen.

Da nahmen es die hellen, gurgelnden Fluten in reißender Fahrt mit fort, tauchten es unter, warfen es wieder an die Oberfläche, strudelten es hinab. Es war verschwunden!

Die Mädchen richteten sich auf, und ein wenig müde, ein wenig lässig dehnte sich Simone, streckte die Arme gähnend und sang dabei mit heller Stimme — eine Angewohnheit, die ihr die Eltern schon oft verboten hatten — den Dreiklang. Dann griff sie nach ihrem Schirm, der auf den Steinplatten lag. Er kam ins Rutschen, und ehe sie sich's versah, lag er drunten im Bach und trieb gleich einem weißen Wasservogel, die Spitze gesenkt, die Krücke etwas aus dem Wasser ragend, als wäre es der Hals des Tieres, genau wie bisher das braune Holzstück, leise im Kreise herum.

Die Schwestern hatten einen Schreckensruf ausgestoßen. Was tun? Claire, die noch vor wenigen Jahren auf allen Bäumen herumgeklettert war, überlegte schon, wie sie an dem alten Gemäuer hinabkommen könnte; aber Simone meinte, als hätte sie es selbst erlebt: „In dem Triebsand versinkt man sofort, das zieht einen hinunter und kein Mensch weiß, wo man geblieben ist."

Da klang von drüben eine Stimme. Ein großer blonder junger Herr erschien in elegantem Jagdanzug, einen Riemen über die Schulter, an dem ein längliches Fäßchen hing, während er die Angelrute in der Hand trug:

„Darf ich vielleicht helfen?" rief er überlaut, um das Rauschen des Baches zu übertönen. Dabei wickelte er die Schnur um den langen Stock und suchte mit der Angelrute den Sonnenschirm festzuhalten. Dadurch trieb der aus dem Strudel heraus. Im nächsten Augenblick war er im freien Fahrwasser und schoß, auf den Wellen tanzend, den Bach hinab.

Der Angler aber warf das Fäßchen ab und rannte dem davonschwimmenden Gegenstande nach. Im nächsten Augenblick war er verschwunden.

Die Schwestern starrten ihm nach wie einer Erscheinung, und in kindischem Mädchenschreck flohen sie bis zur Terrasse hinauf, wo sie atemlos ankamen.

Simone wollte sich ausschütten vor Lachen. Sie sah noch den Angler vor sich, der, in langen Sätzen am Ufer dem Schirm nachstürmend, in Tümpel trat, die hoch aufspritzten, sah, wie er über Wurzeln sprang und wie die Zweige ihm ins Gesicht schlugen.

Claire meinte, nachdem die Eltern endlich erfahren hatten, um was es sich handelte:

„Ich hätte mir keine solche Mühe gegeben um einen alten Schirm!"

Aber Herr de Corvieux sagte lebhaft:

„Nun, das ist doch sehr liebenswürdig von dem Herrn!"

Dann mahnte er an die Frühstückszeit, und die Familie ging zum Schloß hinauf.

Frau de Corvieux flüsterte ihrem Manne zu: „Das ist gewiß der aus Trèves."

Er zuckte die Achseln: „Was schadet das?"

Sie aber meinte, immer lebhafter werdend, zuletzt erregt, heftig, indem ihr Südlands-Temperament durchbrach:

„O, o, o, was das schaden soll? Nicht über die Schwelle darf er mir kommen! Ich will keine Beziehungen zu der Familie, ich dächte, wir hätten gerade genug daran!"

Die Mädchen aber besprachen flüsternd das Ereignis, das größte seit Wochen in ihrem jungen Dasein, und Simone hielt sich plötzlich stehenbleibend, indem leichte Röte über ihr Gesicht zog, die Hand vor den Mund und sagte: „Er hat alles gehört!"

Als ob die beiden entsetzliche Dinge gesprochen hätten.

Immer wieder ward das Gespräch auf das große Erlebnis gebracht und zwar durch Herrn de Corvieux. Er erzählte davon beim Frühstück, und als sie abends beim Diner saßen, begann er von neuem. Tante Jeanne schwieg finster, Frau de Corvieux aber bat ihren Mann, den Gegenstand nicht mehr zu berühren. Doch es schien ihm Spaß zu machen, immer von neuem davon anzufangen. Seine ganze gallische Heiterkeit erwachte, und er fand hundert Wege, auf das Thema zurückzukommen.

Plötzlich sprach er von dem früheren Besitzer ihres Pariser Hauses, einem Lyoner Seidenfabrikanten, kam dadurch auf Sonnenschirme und war im nächsten Satz bei dem, was er wollte.

Dann wieder, als er seiner Schwägerin zu ihren paar Tropfen Wein Eau de Vals eingoß, meinte er und kniff ein Auge dabei zu: „Das ist freilich besser als Vichy-Wasser, obschon keine Sonnenschirme drin schwimmen."

Und dann lachte er mit seinem kindlich gutmütigen Lachen, und auch dem alten Paul, der unbeweglich vor dem Anrichtetisch stand, glitt über das glattrasierte, faltige Gesicht ein Schmunzeln.

Wenn Herr de Corvieux aber Publikum hinter sich wußte, spielte er förmlich Theater, und jetzt bot ihm alles Gelegenheit, zu dem Thema zurückzukehren, von dem die anderen nichts hören mochten.

Er sprach vom zarten Fleisch der Poularde und fand es weiß, wie einen Mädchensonnenschirm. Beim Salat, weil ein paar Öltropfen sich mit dem Essig nicht recht vermischt hatten, hielt er eine Rede darüber, daß auch Sonnenschirme auf dem Wasser wie Öltropfen schwämmen. Vorher hatte er beim Fisch die Behauptung aufgestellt, obwohl es Seezunge gewesen, er sei in der Visère gefangen, dort angle man die erstaunlichsten Dinge. Als er endlich sogar behauptete, es gäbe Widerhaken, die in den Herzen hängen blieben, sagte seine Frau ganz erregt, indem sie ihn mit dem förmlichen „Sie" bedachte: „Bitte, bedenken Sie, daß wir nicht allein sind!"

Der alte Herr duckte sich, faltete die Hände und sandte einen Blick zum Himmel empor.

Nach Tisch saß man im Salon, dessen stoffbespannte Wände große bunte Blumen aufwiesen. Der hohe Spiegel über dem Kamin warf das Bild der beiden Leuchter und einer schönen Bronze, die darauf standen, zurück, einer Nachbildung der Diane de Poitiers. Die weißlackierten Holzmöbel, mit hellem Kretonne bespannt, reihten sich im Kreise um den Kamin, stumm saßen die vier Damen darin, jede mit einer Handarbeit beschäftigt, deren es nach Ansicht der Frau de Corvieux nicht genug im Hause geben konnte.

Die Füße der vier ruhten je auf einem hellen Seidenkissen am Boden, und unter den Kleidern ragten die feinen Chevreaustiefelchen von Tante Jeanne und ihrer Schwester hervor, während die beiden Mädchen Lackschuhe trugen.

Man stickte beim Licht der Kerzen auf dem Kamin, während der alte Herr sich zur Lampe gesetzt hatte und die Zeitung las. Immer gingen seine Scherze weiter.

Er trug Annoncen eines Ladens vor, der alle Sportgeräte anzeigte, unter anderen Köder, Fliegen, Schnüre, kurz jeden Angelgegenstand. Dann wußte er von einem großen Schirmverkauf im Louvre zu berichten, und schließlich las er, während es in seinem Gesicht blitzte und zuckte, aus den Tagesneuigkeiten einen Artikel vor, ganz schnell, ohne zu stocken, worin das Ereignis im Reporterstil erzählt ward mit den Schlußworten:

„Es sollte uns nicht wundern, wenn der dienstfertige junge Mann mit seinem Angeln außer dem Sonnenschirm auch die Hand aus der Visère gezogen hätte, die jenen zu tragen pflegte."

Das war aber zu viel, und jetzt sprang Frau de Corvieux auf:

„Claire, Simone!"

Die beiden Mädchen erhoben sich, legten ihre Arbeit fort, und die Mutter ging mit ihren Kindern hinaus auf die oberste Terrasse.

Der alte Herr legte die Zeitung fort: „Das schadet doch den Mädchen wirklich nichts."

Tante Jeanne stickte weiter. Er fuhr fort: „Seien Sie mir nicht böse, das Thema muß nun einmal berührt werden. Was ist der junge Présailles, der Neffe Ihres Mannes, eigentlich für ein Mensch?"

Tante Jeanne ließ die Hände sinken, lehnte sich im Stuhl zurück, blickte flüchtig nach der Tür, durch die die anderen verschwunden waren, und sagte:

„Ich weiß es nicht. Der Baron de Présailles" — sie nannte ihren verstorbenen Mann nie anders — „kannte seinen Neffen gar nicht; er nannte ihn nur den Totengräber, weil er behauptete, der junge Mensch lauere auf den Augenblick, daß er stürbe, um den Besitz anzutreten. Aber Sie wissen, wie mißtrauisch der Baron de Présailles war. Es ist möglich, daß sein Neffe durchaus nicht dem Bilde entspricht, das er von ihm entwarf."

Herr de Corvieux stand auf, steckte die Hände in die Taschen und ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab, wobei seine Lackstiefel mit den hohen Absätzen, die seiner kleinen Figur etwas nachhelfen sollten, jedesmal knarrten.

„Wissen Sie, Jeanne, eins muß ich ja sagen: ich finde, der junge Présailles hätte uns ganz wohl einen Besuch machen können."

Tante Jeanne runzelte die Augenbrauen. „Vielleicht ist es Rücksicht gegen

mich, und wenn es die wäre, würde ich sie ihm hoch anrechnen."

Herr de Corvieux zuckte leicht die Achseln, nahm wieder Platz und begann zu lesen.

Die Mutter ging vor dem Schloß mit ihren Töchtern auf und ab. Der Mond stand in voller Scheibe am Himmel, und die weißen Mauern mit den weißen Läden strahlten sein Licht zurück. Die Kamine auf dem Dach sahen aus, als stünden dort Riesengestalten, die Aussicht zu genießen auf das weite Land, das im fahlen Schimmer sich vor den Blicken ausdehnte, milchig, verschleiert, als schwebe Dunst über den Feldern und Wäldern, als lägen nur die Ortschaften frei, deren winzige weiße Häuser jetzt in der ganzen Weite glänzten wie Leichensteine auf einem unendlich großen Kirchhof.

Claire erzählte ihrer Mutter, während der seine Kies unter ihren Füßen knirschte, Domino, der weiße Terrier mit schwarzen Flecken, habe einen Knochen verschleppt, die große braune Henne brütete, die kleine Louison, die Tochter von Blaise Dumangin, wäre gefallen und hätte sich fast ein Auge ausgeschlagen. Dann bat sie die Mutter, ihr doch zu erlauben, ein wenig zu photographieren, wie es Liane d'Arnaud, ihre Freundin, tat.

Simone aber blieb etwas zurück, bückte sich am Blumenbeet und streichelte mit zärtlicher Hand über die duftenden Blüten am Boden. Dann blickte sie in die Runde, in diesen Wechsel von tiefen Schatten und mondlicht-bestrahlten Flecken, hinaus auf das weite Hügelland von Mittel-Frankreich, diesen einzigen Fleck Erde, den sie außer Paris kannte.

Sie hatte sich immer gewundert, von Mademoiselle Bonneau in der Geographiestunde zu hören, daß es noch andere Länder geben sollte; daß anderwärts gewaltige Ströme brausten, dichte Wälder rauschten, viel weiter, viel größer als hier der Park, als der Wald von Trèves, als das Gehölz von Dumilly, und es war ihr fast wie eine Unmöglichkeit erschienen, daß es große Städte geben sollte, außer Paris; daß rings um ihr Vaterland das Meer sich dehnte in unendlicher Fläche, nicht wie der Teich von St. Mathurin, nicht wie der See von Esvière dort drüben hinter dem Schloß von Trèves. Ein See, nur wenige Hektar groß.

Mademoiselle Bonneau hatte gesagt, das Meer hörte gar nicht auf, und dann die Flut und die Ebbe! Sie mochte es nicht glauben, denn die Welt konnte doch nirgends anders sein als in St. Mathurin.

Es war so wunderherrlich, dies blumengesegnete Land, wo halbexotische Bäume gediehen, wo schon der Südlands-Lorbeer sproß, wo rings im Park Palmen und Zedern standen.

Es war schön im hellen, blendenden Sonnenschein, wenn das Tagesgestirn still am Himmel stand und in der großen, feierlichen Ruhe fern die Grillen zirpten, der kurze Laut der Frösche aus dem Weiher klang, wenn alles zu schlafen schien im weiten Hügelland, wenn die Hitze drückend lastete, daß seine Tropfen auf die Menschenhaut traten. Fast zu heiß war es dann, aber doch köstlich, so daß das Mädchen immer zusammenschauerte, wenn es an Kälte dachte.

Und dann der Abend! Wenn über all den Hügeln und Senkungen, den Waldstreifen, den glitzernden Bächen der Sonnenball rotglühend letzte Lichter warf, alles in einem Feuermeer entzündend! Und dann die Nacht, die Mondennacht wie heute abend, wenn alles schwieg und alles wieder wie mit weichem Pinsel überstrichen schien, daß es undeutlich ward, matt, zart und duftig, wie sie es mit der schwachen, armen Hand nie malen konnte.

Simone stand unbeweglich und blickte in die Mondlandschaft hinaus. Sie faltete die Hände, es überlief sie wie ein Schauer, es war zu schön, zu wunderschön in ihrem Land. Ein unbestimmtes Gefühl schlich sich in ihre Seele, wie bange Sehnsucht nach einem Kommenden, als begriffe sie nicht diese Welt. Sie hätte etwas sagen mögen, der Mutter aussprechen, was sie empfand. Oder nein, nicht sprechen, aber eine Hand pressen, die gleiche Sehnsucht bewegte, und dann wieder hinaussehen in die träumende Landschaft.

Simone wandte sich herum, sie stand allein! Mutter und Schwester waren wohl ins Schloß gegangen, um das ein tiefer schwarzer Schatten fiel, wie der Rahmen um ein helles Bild. Das Mädchen strich sich das schwarze Haar zurück, bedeckte die Augen mit den Händen und schlug die Lider wieder auf, als sollte in doppelter Herrlichkeit das Bild vor ihr erstehen. Und aufs

neue überkam sie eine Sehnsucht, zur Unruhe sich steigernd, der Gedanke an ein Glück und doch war's nur ein Traum! Denn Schöneres als dies konnte es nicht geben. Und sie atmete tief, sie streckte die Hände zur Seite, und plötzlich begann sie zu weinen. Heiße Tränen im jähen Ausbruch, die sie ängstlich fortwischte mit dem Taschentuch, immer einen Blick zur Tür hinüberwerfend, ob auch niemand käme.

## II.

Am nächsten Tage hatte sich der Himmel leicht bewölkt, es war drückend schwül, ein Gewitter schien im Anzuge.

Herr de Corvieux sah immerfort nach dem Barometer, und das ganze Haus mußte seine Beobachtungen hören: Es würde bald blitzen, es würde bald donnern, ein kurzer Regenguß käme, oder nein, ein langer. Er lief von einem Hausbewohner zum anderen und klagte, diese elektrisch geladene Luft könnte er nicht ertragen. All seine Todesgedanken kehrten wieder. Er hielt seiner Frau die Hand hin mit den Worten: „Fühle nur mal, ganz kalt! In meinem Alter ist ein Gewitter etwas Furchtbares, und Du weißt, nach der Statistik ist die Blitzgefahr in Frankreich ungeheuer gestiegen. Es ist nicht ausgeschlossen, daß es einschlägt."

Dabei war er ganz bleich geworden, und erschrocken blickte ihn seine Frau an. Aber sie fand bald ihre gewöhnliche Entgegnung: „Louis, Du sollst nicht immer solche Scherze machen!"

Er warf sich ins Kreuz, klappte den weiß- und blaugestreiften Flanellanzug auf und sagte: „Du wirst noch so lange glauben, daß ich scherze, bis Ihr eines Tages den Pfarrer rufen müßt. Und eins möchte ich Dir gleich sagen: Ich mag nicht ohne Ölung sterben."

Frau de Corvieux hielt sich die Ohren zu: „Er ist mal wieder schrecklich heute! Schrecklich!"

Da trat der alte Paul ein, der so schnell seinen Livreerock angezogen hatte, daß der Kragen noch umgeklappt war, und flüsterte: „Der junge Baron de Présailles fährt eben vor mit noch einem Herrn."

Mann und Frau blickten sich an, wie vom Donner gerührt, und Frau de Corvieux klagte: „Siehst Du, Louis, das haben wir nun davon!"

Doch er ging auf und ab, indem er den Oberkörper hin und her wiegte: „Ich kann doch nichts dafür! Mir ist's ganz gleich!"

Aber seine Frau wurde böse: „Nein, nein! Das geht auf keinen Fall! Hören Sie, Paul, ich bin unwohl, ich bin ausgefahren, ich bin im Park, ich bin sehr, sehr krank!"

Doch Herr de Corvieux machte eine großartige Gebärde, wie ein Imperator, der einen Auftrag gibt: „Paul, die Herren in den Salon!"

Dann ging er in das Toilettenzimmer nebenan, einen kleinen Raum, in dem nur die kleinen weiß lackierten Waschtische standen, zupfte sich die Kravatte vor dem Spiegel zurecht und bürstete sich den Bart.

Während dessen war Frau de Corvieux in das Zimmer geflohen, wo Claire schlief. Sich unbeobachtet wähnend, schlich sie ans Fenster, duckte sich tief auf den Boden, daß man sie von draußen nicht sehen sollte, und spähte auf den Hof. Doch Claire stand hinter ihr und rief sogleich: „Um Gotteswillen, der Angler!"

Da kam auch schon der alte Paul herauf und sagte, der Herr ließe Claire und Simone bitten, sofort zu erscheinen.

So trat denn ein paar Augenblicke darauf Frau de Corvieux, von den Mädchen gefolgt, in den Salon.

Am Kamin saß auf der einen Seite der Hausherr, auf der anderen saßen zwei junge, elegante Herren.

Herr de Corvieux übernahm es, vorzustellen, was beim Baron de Présailles weiter keine Schwierigkeiten verursachte, während er sich bei dem anderen Namen fast die Zunge verrenkte, bis ihm schließlich der Fremde selbst zur Hilfe kam.

Es war ein sehr großer, breiter junger Mann, der den immerhin nicht kleinen Baron de Présailles um einen guten Kopf überragte, so daß Herr de Corvieux neben ihm fast wie ein Zwerg erschien.

„Darf ich den Namen selbst sagen; Sie werden ihn kaum herausbringen: Graf Rundstetten."

Claire und Simone hatten leicht den Kopf geneigt und wurden beide glühend rot. Richtig, es war der Angler, und er überreichte auch jetzt den verlorenen Sonnenschirm den Damen mit den Worten: „Er ist leider in einem sehr traurigen Zustand."

Digitized by Google

Keines der beiden Mädchen wagte danach zu greifen, bis sich endlich Claire entschloß und das jammervoll verbogene Gestell, an dem nur noch wie an einer zerschossenen Fahne Stofffetzen flatterten, in Empfang nahm.

Man setzte sich. Die Damen auf der einen Seite, die Herren auf der anderen. Die Unterhaltung ging nicht allzu lebhaft; am wenigsten sprach der Baron de Préfailles, während sein Begleiter, dem man an der Aussprache den Ausländer anmerkte, lebhafter zu sein schien. Er gewann sofort Herrn de Corvieux' Herz, indem er von der Schönheit der Gegend sprach. So etwas Herrliches wie dieses mittelfranzösische Land, diese Abwechslung von Blumengärten, Wald und Wiesen, Hügeln, Tälern, Flußläufen habe er noch nie gesehen.

Herr und Frau de Corvieux nickten billigend. Sie waren nie anderwärts gewesen als in St. Mathurin und in Paris, aber sie waren fest überzeugt, daß es etwas Schöneres auf der Erde nicht gäbe.

Es wurde von Reisen gesprochen, und Herr de Corvieux begann mit lebhaften Gebärden, während alle anderen schwiegen und ihm zuhörten: „Ja, wissen Sie, wir Franzosen reisen nicht. Und das ist eigentlich ganz natürlich. Alle anderen Völker wohnen in Ländern, in denen sie nicht auf die Dauer zufrieden sein können, während unser Vaterland so herrlich ist, daß einem echten Franzosen niemals der Gedanke kommen wird, es zu verlassen. Wir fühlen uns zu wohl bei uns. Sie ist zu schön, diese wunderbare französische Erde."

Er erhob sich, ging an das Mittelfenster mit dem Blick hinaus auf das sonnenbeschienene Hügelland, in dem Hunderte von weißen Häusern freundlich leuchteten, und sagte mit einer Handbewegung, gleich einem Kunstliebhaber, der seinen Besuchern ein wunderbares Gemälde zeigt: „Da sehen Sie hin! Gibt es überhaupt etwas Herrlicheres in der Welt?"

Und sie alle, die doch die Gegend genau kannten, standen auf, traten an das Fenster, das sich wie ein Rahmen um das in der Tat köstliche Bild schloß. Das Licht fiel blendend ein und bestrahlte die Gruppe. Es spielte in dem blonden Schnurrbart und auf dem Haar des großen Fremden, daß es wie Gold glänzte, und lag auf dem blau-schwarzen Scheitel Simones, die neben ihm stand.

„In der Tat, das ist schön! Ich beneide Sie um Ihre Heimat," sagte Graf Rundstetten zu dem jungen Mädchen.

Simone gab sich einen Ruck, um etwas zu antworten, und erwiderte, während abermals leichte Röte in ihre Wangen stieg: „Ich glaube, ich könnte nicht wo anders leben!"

Während nun die Gesellschaft wieder Platz nahm und Herr und Frau de Corvieux allmählich begannen, mit dem jungen Baron de Préfailles ins Gespräch zu kommen, blieb der große, blonde Herr mit Simone am Fenster stehen. Er beugte sich lächelnd nieder zu ihr, die ihm kaum bis an die Brust reichte: „Nun, wo anders muß man es auch aushalten!"

Sie schüttelte den Kopf: „Das könnte ich nicht."

„Aber wir anderen müssen doch auch leben."

Das junge Mädchen sagte, und sie blickte dabei aus ihren träumerischen, nachtdunklen Augen über ihr Heimatland da draußen: „Ich glaube, wo anders müßte ich sterben."

Es kam so naiv heraus, so voll jugendlicher Schwärmerei, daß Graf Rundstetten das Mädchen lange ansah.

Er erzählte, er wäre fremd und nur durch einen glücklichen Zufall hierher gekommen. Sie solle nicht erschrecken: er wäre ein Deutscher.

Simone blickte ihn von der Seite an, und es war ihr, wie jemand, der an einem köstlichen Sommerabend in leichtem Kleide gegangen ist und den nun beim Untergang der Sonne mit einemmal ein kalter Luftzug trifft.

Der junge Baron Préfailles fragte nicht nach Tante Jeanne, und als die beiden Herren aufstanden, sich zu verabschieden, war es, als ob sie gar nicht im Hause lebte.

Er hatte erzählt, daß er Graf Rundstetten viel verdanke, befreundet mit ihm sei und ihn darum auf seine Besitzung eingeladen hätte. Aber man erfuhr nicht, welcher Art die Beziehungen der beiden wären. Die Herren verbeugten sich, Herr de Corvieux ging mit dem Besuch bis an die Tür, man hörte draußen das Knirschen des Sandes, hörte ein Pferd traben — dann war alles still.

Damit war der Bann gebrochen. Frau de Corvieux stieß die Luft von sich: „Uff!"

Herr de Corvieux aber hatte einen seiner launigen Tage und führte ein förmliches

Auf der Weide. Gemälde von Giovanni Segantini.
(Aus Keller & Reiners Kunstsalon in Berlin.)

Theaterspiel auf, indem er Ton und Bewegungen des jungen Présailles nachmachte, vor allen Dingen sein fortwährendes Zupfen an dem kleinen Schnurrbärtchen und ein ewiges Reiben der Hände.

Dann stieg er auf einen Stuhl, um die Größe des Deutschen zu erreichen, schlug die Absätze zusammen, wie jener es getan, und machte mit geraden Schultern eine etwas steife Verbeugung, so gut kopiert, daß Claire laut auflachte. Dabei rief er: „Ich sage nichts als — deutsch!“

Frau de Corvieux aber geriet in fürchterliche Aufregung: „Willst Du sofort vom Stuhl herunterkommen, Louis! Du machst aber auch wirklich alles kaput.“

Nun wurde Tante Jeanne heruntergeholt, die kein Wort sprach, sondern sich erzählen ließ.

Ihr Schwager erklärte, indem er seine scherzhafte Rolle weiter spielte, sie hätte unendlich viel versäumt, es wären zwei ganz reizende junge Leute gewesen. Selbstverständlich würden sie die Herren einladen, ihnen zu Ehren Feste geben und alle Bekannten der Umgegend dazu bitten. Er beschrieb genau das Menu, die Blumen, die auf dem Tisch stehen würden. Er sprach von einem großartigen Feuerwerk, das er gedächte loszulassen.

Die beiden jungen Mädchen freuten sich schon der Dinge, die da kommen sollten, obgleich sie nicht recht wußten, wieviel davon nur Scherz war.

Frau de Corvieux aber verzog keine Miene. Sie fanden in anbetracht Jeannes die Späße nicht am Platze. Nur die Frage regte sie auf, wie denn dieser Deutsche eigentlich hier nach Trèves hereingeschneit käme. Ihr Vater war als Kapitän 1870 bei Gallisets berühmter Attacke geblieben. So sagte sie dann mehrmals hintereinander: „Ich will artig gegen einen Gast sein, aber ich mag mit den Deutschen nichts zu tun haben.“

Jetzt tat Tante Jeanne zum erstenmal den Mund auf: „Ich finde es nicht gerade zartfühlend von diesem Baron de Présailles, bei seinem Antrittsbesuch gleich einen Fremden mitzubringen! Wenn er schon den Besuch nicht unterließ, was er übrigens wohl hätte tun können.“

Herr de Corvieux aber fand den jungen Présailles reizend, und je mehr er Gegnerschaft fand, desto mehr übertrug er sein Gefallen auch auf dessen Freund. Ja, schließlich wurden die beiden nach seinen Worten die wohlerzogensten, hübschesten, chikstn, unterrichtetsten jungen Leute, die er je gesehen hatte. Und als Frau de Corvieux plötzlich einen Wutanfall bekam und in einem fort rief: „Es ist eine Taktlosigkeit, einen Deutschen uns zuzuführen! Ich möchte wirklich wissen, was mein seliger Vater dazu gesagt hätte!“, da begann es um Herrn de Corvieux' Mund zu zucken, denn das Gedächtnis ihres Vaters war früher immer zu Hilfe gerufen worden, sobald Frau de Corvieux geglaubt hatte, Grund zur Eifersucht zu haben.

So begann er denn plötzlich wieder seine Angelscherze. Aber als er schließlich sagte: „Diesem riesigen Deutschen traue ich schon die Kraft zu, ein junges Mädchen an Land zu ziehen, wenn er sie in der Visère gefangen haben sollte,“ stand seine Frau auf und rief: „Claire, Simone, geht einmal ein bißchen in den Garten!“

Die Mädchen eilten hinaus, denn sie konnten es nicht erwarten, sich ihre Beobachtungen über den Besuch mitzuteilen.

Sie liefen zur Visère hinab, von wo man sie nicht so schnell rufen konnte, und als sie unten im lauschigen Dämmer saßen, flüsterte Claire: „Die arme Tante Jeanne!“

Simone blickte sie an: „Herr von Présailles wird wiederkommen; Papa ladet ihn gewiß ein!“

Dann schwiegen die beiden. Keine teilte der anderen ihre Eindrücke mit.

Aber Simone war unruhig, und während Claire auf der Bank sitzen blieb, ging sie an die Mauer, stützte sich auf an der zerfallenen Stelle und blickte hinab. Es war, als spähte sie, ob nicht wieder drüben jemand erschiene.

Sie dachte an den Angler. Wie er groß war, so groß, wie sie noch nie einen Mann gesehen! Wie ihr Vater neben ihm ausgesehen hatte! Und dabei war er gar nicht ungeschlacht und grob, und er sprach so nett. Diese eigene Betonung, ein ganz klein wenig unbehilflich nach der Schule klingend! Wenn er nur nicht ein Deutscher gewesen wäre!

Sie hatte eine unbestimmte Abneigung gegen dieses Volk. Die Mutter hatte ihr zu oft erzählt, wie der Großvater, einer

der schönsten Kürassieroffiziere des Kaiserreichs, bei jener glänzenden Charge von einer deutschen Kugel aus dem Sattel geworfen worden war.

Und hatte ihr nicht Mademoiselle Bonneau von den verlorenen Schwesterprovinzen gesprochen? Die liebe alte Lehrerin hatte jedesmal dabei eine Träne im Auge gehabt, denn sie war eine glühende Patriotin.

Simone wußte, es war töricht, überhaupt an den Deutschen zu denken, und doch spähte sie hinüber, ob er nicht wiederkäme, und immer war es ihr, als müßte sie in die Höhe blicken, als stünde er vor ihr, dieser riesige Mann.

Seine Worte kamen ihr ins Gedächtnis. Hatte er nicht gesagt: ‚Ich beneide Sie um Ihre Heimat?‘ Das zog sie seltsam zwingend an, und immer mehr verblaßte, während sie hinunterstarrte auf den gurgelnden, strömenden Bach, der Gedanke an das Böse, das sie von den Deutschen gehört hatte.

Es hatte so eigen geklungen, als er sagte: ‚Nun, man muß es wo anders auch aushalten.‘

Jedes Wort hatte sie sich gemerkt. Es lag etwas darin wie Trauer, und Mitleid schlich sich leise in ihre Seele.

Sie stellte sich vor, wie es dort drüben wäre, jenseits des Rheins. Es erschien ihr wie eine Wüste, als gediehe dort keine Blume, kein Baum, kein Gras, kein Strauch. Ein trauriges Land mit traurigen Menschen.

Ja, er hatte etwas Trauriges gehabt. Er war ganz anders als die Herren, die sie kannte. Nicht lustig wie der Vater. Er lächelte nicht wie Herr du Pembron oder Onkel René. Das waren doch alles ganz andere Menschen: lebhaft, beweglich, mit glänzenden Augen, wechselnden Mienen, mit einem Gebärdenspiel, das alles begleitete, was sie sagten.

Dieser Fremde war so ruhig; in seinen blauen Augen las sie Traurigkeit. Alle Menschen dort drüben mochten so sein. Es kam vom grauen Himmel, vom kahlen Land. Und ein großes Mitleid mit diesem Mann setzte sich immer mehr fest in ihrer Seele.

Da rief Claire: „Simone! Simone! Hörst Du denn nicht, wir sollen kommen!“

Simone schrak zusammen bei der lauten Stimme, und nun ging sie mit ihrer Schwester zur Terrasse hinauf. Claire gähnte leicht und streckte die Arme, denn sie mochte auf der Bank eingenickt sein.

Es quälte Simone, über den Besuch zu sprechen, doch Claire sagte, indem sie abermals gähnte: „Ach Gott, wenn mir alles so gleichgültig wäre; dieser lange Deutsche geht uns nichts an, und Herr von Préfailles —“

Plötzlich lief ein Lächeln um ihren Mund. Sie fand immer zuerst das Komische an den Menschen heraus. Nun fuhr sie fort: „Hast Du bemerkt, wie er jeden Satz mit ‚aber‘ anfängt? Wenn er wirklich wiederkommt, mache ich das nach, paß 'mal auf!“

Dann schob sie ihren Arm in den der Schwester und sagte ganz ernst: „Aber, nun wollen wir hinaufgehen, aber wir müssen schnell machen, aber Mama wird sonst böse, aber es gibt Fruchtkuchen, aber Du sagst ja gar nichts!“

Simone schwieg, tief in Gedanken. Die Schwester jedoch wollte sich ausschütten vor Lachen.

## III.

Am nächsten Tage fuhr die Viktoria vor, und die ganze Familie wohnte der Abfahrt des Herrn de Corvieux bei.

Er hatte sich in jungen Jahren für Pferde interessiert, aber nie etwas davon verstanden. Nun ging er mit gewichtiger Miene um das Gefährt herum, legte sein Gesicht in ernste Falten, sah die Pferdebeine an, betrachtete die glänzenden Hufe und nickte dem Kutscher zu, der mit seinem glattrasierten, unbeweglichen Gesicht wie ein Marmorbild auf dem Bock saß. Dann stieg Herr de Corvieux ein, zufrieden mit seinen Tieren, mit denen er ebenso zufrieden gewesen wäre, hätten die beiden Braunen acht dicke Beine gehabt.

Die Mädchen winkten dem Papa lachend mit den Taschentüchern Abschied zu. Er zog den Hut, etwa wie wenn der Präsident der Republik durch eine grüßende Volksmenge fährt.

Dann ging der gewöhnliche Lebenslauf seinen Gang. Claire und Simone spannten ihre Schirme auf, und man sah die weißen Sonnendächer gleich zwei wandelnden Pilzen über die Terrasse, immer kleiner werdend, zur Vière hinabschreiten.

Frau de Corvieux und Tante Jeanne blieben im Salon. Beide lasen. Die Frau des Hauses einen Roman in gelbem

Umschlag, den sie ängstlich vor ihren Töchtern zu verbergen pflegte, denn er enthielt Liebe, Liebe, nichts als Liebe und rührte Frau de Corvieux nun schon zum drittenmal zu Tränen!

‚Die Schwester der gnädigen Frau' vertiefte sich in Zeitungen; sie liebte die Politik.

Baron de Préfailles war einer von jenen Nationalisten gewesen, die jedes Jahr im Ausland dem Prätendenten einen Besuch abstatteten. So konnte denn seine Witwe, obgleich auch die de Corvieux in diesem Punkt die Ansichten des Schloßherrn von Trèves teilten, nicht anders, als sich für das Gegenteil begeistern. Sie sah in der Republik ihr Heil, nur weil sie der selige Baron de Préfailles gehaßt hatte. Und die zurückhaltende, seine Aristokratin war eine Art Salon-Sozialistin geworden, denn sie blieb nicht nur bei den republikanischen Ansichten stehen, sondern begeisterte sich für Fürstenmord, für Aufhebung der Adelstitel, wußte aber dabei im Almanach von Gotha genau Bescheid und hielt sehr auf ihren Namen. Sie sprach sogar von der jungen bonapartistischen Aristokratie mit einer gewissen Verachtung, und die zwei einzigen Dinge, die sie mit dem Andenken ihres Gemahls hätten versöhnen können, waren, daß Ludwig IX. einst in Trèves mit einem Préfailles gejagt und Heinrich IV., wie man erzählte, eine dieses Namens geliebt hatte.

Sie schwärmte für Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, zog aber, wenn sie einem gewöhnlichen Manne die Hand geben mußte, stets Handschuhe an.

Frau de Corvieux war über ihren Roman eingeschlafen, ihr Kopf hing zur Seite, und sie hatte bei der Hitze ein blaurotes Gesicht bekommen.

Die große Alabasteruhr auf dem Kamin schlug eine Viertelstunde nach der andern, und Tante Jeanne war bald mit allen ihren Zeitungen zu Ende. Da erschien mit großem Getöse Herr de Corvieux. Er war bester Laune und rief: „Das sind ja ein paar scharmante Leute. Herrgott, was hat der aus Trèves gemacht!"

Seine Frau fuhr auf, ließ das Buch fallen und sagte erschrocken: „Aber Louis, Louis, nimmst Du denn auch nie eine Rücksicht?"

Doch er mochte sich seine gute Laune nicht stören lassen und klopfte ihr auf die Schulter, wie man wohl ein Pferd beruhigt: „Na, na, na, nur Geduld! Nur Ruhe! Ich sage Euch, der junge Préfailles hat eine großartige Idee gehabt. Er hat das alte Schloß, wie es früher der Baron bewohnte, verschlossen. Dafür hat er sich den Turm ausgebaut. Für eine Familie wäre es so eine Sache, denn es sind vier Stockwerke übereinander, da doch in jedem bloß ein Raum ist. Aber wie er sich das hergerichtet hat! Kurzum, meine liebe Jeanne, Sie sollten sich das 'mal ansehen."

Tante Jeanne machte ein Gesicht, als wäre sie beleidigt worden.

Aber er fuhr fort: „Im Ernst! Es erinnert ja nichts an die Vergangenheit. Und ein Speisezimmer, im Stile Heinrichs II., ist da! Ah, ah, ah, ah! Der junge Mann hat Verständnis. Er sagt übrigens, den Hauptflügel würde er erst 'mal bewohnen, wenn er verheiratet wäre. Er möchte nämlich so furchtbar gern heiraten. Das wäre wirklich ein Mann für ein Mädchen hier aus der Gegend. Denn er sehnt sich gar nicht nach Paris. Na, ich verstehe das nicht. Paris bleibt doch eben Paris! Gott, wenn ich noch 'mal jung wäre!"

Frau de Corvieux wurde schon etwas unruhig. „Da scheint dieser junge Préfailles ja vernünftiger zu sein, als manche andere Leute gewesen sind."

Sie warf ihrem Mann einen durchbohrenden Blick zu.

Tante Jeanne aber sagte ganz ruhig: „Man braucht ja nicht alles für bare Münze zu nehmen. Wenn einer sich hier in der Gegend einführen will, so klingt das sehr schön, und wer weiß, wie es in Wirklichkeit ist."

Doch Herr de Corvieux pfiff das Lied der kleinen Handschuhmacherin, lächelte in seligen Erinnerungen und tänzelte im Salon auf und ab.

Noch am gleichen Tage verabredete er mit seiner Frau, den jungen Préfailles und dessen Gast einzuladen. Dazu wurden ein paar Nachbarn aufgefordert. Es wurde zwar nicht das Fest mit Feuerwerk, das in der ersten Begeisterung hatte gegeben werden sollen, aber Claire und Simone freuten sich, als sollte es das größte Ereignis ihres Lebens werden.

Tante Jeanne erklärte, sie würde wegen der Anwesenheit Préfailles' nicht erscheinen.

Digitized by Google

Etwas vor sieben Uhr kamen die Gäste an.

Herr und Frau d'Arnaud. Er hatte eine kühne Adlernase. Seine Augen standen zu nahe beieinander, so daß er von vorn bei den schmalen Schläfen wirklich wie ein Raubvogel aussah. Seine Frau war fein, zierlich, ohne hübsch zu sein, von jener Grazie und jenem selbstverständlichen Chic, der allen Pariserinnen eigen zu sein scheint. Und sie war Pariserin bis in die Fingerspitzen. Die Zeit, die sie auf ihrem Landsitz verbrachten, wenn nach dem Grand Prix alles floh und eine brütende Glut über der Weltstadt lag, dem Seinelauf üble Gerüche entziehend, betrachtete sie beinahe wie eine Verbannung.

Trotzdem war sie wieder Pariserin genug, um nicht zu zeitig heimzukehren; denn an den Landaufenthalt schloß sich gewöhnlich noch der Besuch von Trouville, dann blieb man drei Wochen in irgend einem Bade, fast jedes Jahr in einem anderen: La Bourboule Saint-Sauveur, Arcachon oder am liebsten Biarritz. Ab und zu einmal, wenn von den Pariser Diners der Magen ihres Mannes angegriffen war, trat noch Vichy hinzu.

Das Ehepaar war voll geistiger Interessen, nicht übermäßig tief, und bei Frau d'Arnaud bedeuteten sie im Grunde genommen nichts anderes als einen Vorwand, sich zu unterhalten. Aber wenn es auch Kunstklatsch war, so war er doch interessanter als die Redereien der meisten Grundbesitzer um St. Mathurin über den lieben Nächsten, neue Kleider, Jagd und Besuche.

Das Ehepaar besaß eine einzige Tochter, Liane, genau so alt wie Claire und mit ihr daher um einen Grad befreundeter als mit Simone.

Wenn Liane erschien, ward immer Leben; sie hatte für ihr Alter viel gesehen, war mit den Eltern fast in ganz Frankreich herumgekommen. Im Gegensatz zu ihren beiden Freundinnen, die als echt französische Mädchen nirgends mitgenommen wurden, kaum im Theater gewesen waren, nichts gesehen und nichts erlebt hatten, wußte Liane zu plaudern wie eine junge Frau, obwohl sie ganz mädchenhaft aussah: ein Abbild ihrer Mutter, nur hübscher und eben zwanzig Jahre jünger.

Liane spielte Tennis, war Jacht gefahren, Freunde der Eltern hatten sie im Automobil mitgenommen; sie malte, sie sang, sie spielte Klavier, sie photographierte, sie stickte meisterhaft, ganze Figuren, Gobelins, sie ritt, wußte stundenlang über Wagner zu reden, kurz, sie tat und konnte alles. Claire und Simone betrachteten sie fast wie ein höheres Wesen, etwas Erstrebenswertes, das sie doch nie erreichen würden.

So fragten die beiden auch sofort nach dem jungen Présailles, und die Mädchen gingen in die große glasüberdeckte Veranda, die voll immergrüner Gewächse stand, in der sich von den Evonymoswänden in bunter Farbenpracht weißblühende Magnolien abhoben, steifstenglige Lilien, duftende Azaleen. Hohe Oleanderbäume stiegen blütenbedeckt in den Ecken empor.

Dort steckten sie die Köpfe zusammen und lauschten dem, was Liane erzählte.

Auch bei ihnen war der junge Présailles gewesen, aber, wie es schien, ohne seinen Freund. Ja, sie wußte sogar nichts Rechtes von ihm und mußte sich nun von den beiden anderen belehren lassen. Simone sprach sofort von ihm, doch als Liane weiter fragte, antwortete sie nichts mehr und überließ es ihrer Schwester.

Während diese redete, blickte Simone durch die Tür in den Salon, und plötzlich rief sie:

„Da ist er!"

Denn sie sah den blonden Riesen, der sich eben auf die Hand ihrer Mutter niederbeugte.

Und Simone war ganz erstaunt, als Claire und Liane fragten, wen sie meine. Denn sie selbst redeten längst von etwas anderem.

Da kam auch schon Frau de Corvieux, die gleichfalls ein weißes Kleid trug mit Spitzen und einem prachtvollen Apfelzweig aus Brillanten an der Schulter.

„Claire, Simone, wo steckt Ihr denn?"

Die drei Mädchen gingen in den Salon, und während sie noch die Damen begrüßten, kam ihnen Onkel René, ein Herr von Bassincourt, mit seinem gewöhnlichen, freundlichen Lächeln entgegen, und er, der die kleinen Mädchen, wie sie immer noch genannt wurden, gern hatte — Frau de Corvieux sagte, verdarb — steckte ihnen sofort heimlich Tüten mit gezuckerten Maronen zu.

Er hatte die Schenkwut und war jetzt außer sich, daß er an Fräulein d'Arnaud

nicht gedacht hatte. Er entschuldigte sich mit großem Redeschwall, sprach unsinnig schnell, machte weitausholende Bewegungen und wippte um die jungen Mädchen herum wie eine Bachstelze.

Sein Nachbar, Herr du Pembron, sagte lächelnd, denn er zeigte gern die schönen Zähne:

„Natürlich, natürlich, Sie halten's mit der Jugend! Sind die jungen Damen denn nett?"

„Junge Mädchen sind immer nett."

Doch Herr du Pembron zog ihn fort und flüsterte ihm zu:

„Machen Sie doch die armen Dinger nicht rot!"

Nun traten noch ein paar andere dazu, die Herren im Frack, alle Damen sehr gut angezogen; die meisten mit Pariser Chic. Nur einzelnen merkte man die Provinz an. Und vor einem ganzen Kreis setzte Onkel René auseinander:

„So ein junges Mädchen ist doch etwas Köstliches! Dieses Nichtwissen und doch Ahnen; diese Ahnungslosigkeit und doch Wissen! Nicht durch den Verstand, durch das Gefühl! Dieses Schweben im Traum, dieses Gaukeln um das wirkliche Leben herum — dieses Blütendasein, dieses Warten auf die Sonne, die den Kelch erschließen soll."

Und er machte himmelnde Augen und überlegte eben, wie er fortfahren sollte, als eine große, schlanke Dame, mit kecker, spitzer Nase, die dem Gesicht etwas Geistreiches verlieh, und mit einem Rothaar von herrlichster venetianischer Farbe, dazwischen warf:

„Natürlich sind Sie, Herr von Vassincourt, die Sonne, denn Sie meinen sich doch selbst damit?"

Onkel René verbeugte sich:

„Pardon, Gräfin, die Sonne sind Sie! Ich höchstens der Mond, denn ich empfange von Ihnen allein das Licht, das meine holden Züge jetzt erglänzen läßt."

Er stellte sich so, daß der durch kleine Empireschirme gedämpfte Schein der Kerzen auf einem Bahut, das auf beiden Türflügeln feingemalte Schäferstücke zeigte, ihm gerade ins Gesicht fiel.

„Sehen Sie, wie ich leuchte? Kommt alles von Ihnen!"

Gräfin Kerzareg, deren ursprünglich bretonische Familie schon seit mehreren Generationen in der Gegend lebte, schob ihre spitze Nase vor, daß jetzt ihre wundervollen Schultern in den Lichtkreis kamen:

„Ich nehme den Vergleich an — Sie ließen immer erborgtes Licht leuchten."

Onkel René machte wieder eine Verbeugung:

„Sie sind sehr gnädig heute; aber es scheint schlechtes Wetter zu sein. Ihre Majestät die Sonne steckt hinter Wolken."

Die Gräfin gab wie der Blitz zurück:

„Ja so, darum haben Sie auch heute kein Licht!"

Die beiden waren dicht umstanden, und das Rededuell ging noch weiter, während Herr de Corvieux geschäftig umherlief, um den Herren mitzuteilen, welche Damen sie zu führen hätten.

Die drei jungen Mädchen waren die einzigen, es gab sonst nur Frauen. So bekam Liane Graf Rundstetten als Herrn, Claire aber den jungen Baron de Présailles. Simone hätte allein gehen müssen, doch Onkel René gab ihr seinen freien rechten Arm.

Im Augenblick des Setzens bei Tisch schwieg alles, während man die Servietten auseinanderfaltete, aber bald begann lebhafte Unterhaltung.

Simone saß dem Deutschen gegenüber. Sie heftete die Augen auf den Teller und warf nur ab und zu einen Blick über den Tisch, wobei sie bemerkte, wie eifrig er sich mit Fräulein d'Arnaud unterhielt. Simone ärgerte sich darüber; sie hätte nicht sagen können, warum. Sie verstand nur ab und zu etwas, denn man sprach allgemein sehr leise. Die drüben redeten von Gegenden, die sie nicht kannte, von Orten, von denen ihr weder Mademoiselle Bonneau noch auch die Eltern je gesprochen hatten, und ganz ihren Gedanken überlassen, sagte sie sich: ich bin eigentlich dumm!

Es kam eine große Verzagtheit über sie. Wie sollte sie jemals das lernen, was Liane konnte? Wie würde sie in der Gesellschaft bestehen? Denn sie vermochte nun einmal nicht, sich zu unterhalten.

Man warf ihr das immer vor. Sie erinnerte sich an ein paar Worte, die sie gegen ihren Willen belauscht hatte, als ihre Mutter einem Besuch gegenüber über ihre Töchter äußerte:

„Die beiden Mädchen sind wie Tag

und Nacht. Claire hat Verstand; es soll nur mal einer mit ihr anbinden. Simone aber ist nicht klug, und jemand, der nicht klug ist, hat eben auch nichts zu sagen."

Das hatte Simone so gewurmt, daß sie es der Mutter lange nicht vergessen konnte.

Da blickte sie auf und gewahrte, wie Graf Rundstettens Augen unausgesetzt auf ihr ruhten, während seine Nachbarin sprach.

Aber als ihn Simone ansah und dann natürlich sofort die Blicke wegwendete, tat auch er, als habe er sie nicht angesehen.

Es war bei Tisch überall die Rede von dem Fremden und auch von seinem Gastgeber Préfailles.

Frau d'Arnaud beobachtete Graf Rundstetten und schien erfreut, daß er gute Manieren hatte, als erwartete sie das Gegenteil.

Gräfin Kerzareg fand, der junge Mann sähe sehr gut aus, ja, als jemand nicht ganz ihrer Ansicht war, wurde sie wie immer kriegerisch und behauptete, der junge Mann wäre ein junger Sonnengott.

Jemand fand das helle Blond fade, denn er selbst war schwarz wie der Teufel; darauf aber wußte die Gräfin, die in Bayreuth gewesen, einen Siegfried in ihm zu entdecken. Sie erklärte, um einen kleinen Herrn zu ärgern, der einmal ihre Nase zu spitz gefunden hatte, so ein großer Deutscher nähme gleich zwei solche Leute, wie er sei, unter den Arm, wie ein Bündel alter Kleider.

Da gab aber Frau de Corvieux zu verstehen, eine Verherrlichung der Deutschen litte sie unter keinen Umständen, solange die Frage der beiden Provinzen bestünde.

Inzwischen begannen sich die Leute zu ereifern, obgleich sie kaum einen Tropfen Wein getrunken hatten. Witze gingen hin und her, alle in fein geschliffener Sprache. Jemand brachte Wilhelm II. in die Unterhaltung, einige begeisterten sich für den „Kaiser", andere nur unter der Bedingung, daß er Elsaß-Lothringen zurückgäbe. Aber immer war die Unterhaltung rücksichtsvoll, und diese Frage kam nur am entgegengesetzten Tischende in Gang, wo Graf Rundstetten nichts davon hören konnte.

Herr de Corvieux ließ seiner gallischen Heiterkeit etwas die Zügel, indem er leise zweideutige Bemerkungen machte, aber nie grob oder verletzend.

Die Damen taten, als verstünden sie nicht, oder lächelten nur.

Als beim Eis der Champagner eingeschenkt wurde, redete man nur noch allgemeine Dinge, die einen vom Automobilklub, andere, in welches Seebad sie gehen wollten, hier und da zwei Herren von der Jagd oder zwei Damen von ihren Kleiderplänen.

Man blieb nicht mehr lange sitzen, die Herren reichten den Damen den Arm und führten sie in die beiden Salons zurück.

Der junge Préfailles steuerte auf seinen großen deutschen Freund los, gab ihm die Hand und sagte: „Sie sollen bei uns nichts vermissen, also: Mahlzeit!"

Und er sprach es, als wäre das z ein s und das ei ein e.

„Mir hat übrigens das Mahlzeitsagen nicht gefehlt, ich bin schon halb Franzose geworden," meinte Graf Rundstetten und hakte seinen Freund unter.

Sie traten durch die geöffneten Türen auf die Terrasse hinaus, die blumenduftend vor ihnen lag in der halben Dämmerung der hellen Nächte südlicher Himmelsstriche. Vor ihnen lag das weite französische Land, und jetzt stieg hinter dem Hügel drüben langsam die Mondscheibe empor. Die Freunde beobachteten, wie sie durch die Zweige einer gewaltigen Aurakarie an Glanz gewann. Die weißen Häuser leuchteten in der Landschaft und warfen tiefe Schatten. Alles glänzte in fahlem Silberlicht.

Graf Rundstetten hatte, nach böser deutscher Gewohnheit, mehrere Glas Wein getrunken und war in einer Stimmung, daß ihm das Herz aufging. Er preßte seinem Gastfreunde den Arm und sagte, alles hier wäre für ihn wie ein Traum.

Baron Préfailles meinte erstaunt: „Aber das haben Sie doch daheim auch. Deutschland ist ja anders, als unser Frankreich, aber so ist mir das nicht aufgefallen."

Doch der große Deutsche meinte, er fühle sich hier fremd. Sein Freund blieb besorgt stehen: „Ist Ihnen jemand nicht liebenswürdig entgegengetreten?"

„O doch! Doch! Sie sind alle so nett und artig. Aber denken Sie einmal, Préfailles, ich kann das peinliche Gefühl nicht los werden, daß ich als Deutscher hier bin. Ein Amerikaner oder Italiener, oder ich weiß nicht was, das wäre etwas

anderes. Leider ist doch zwischen unseren beiden Nationen nun einmal das Hindernis. Gott, wir haben ja so oft darüber geredet."

Graf Rundstetten schwieg, und die beiden schritten auf und ab, bis Baron Présailles von neuem begann: „Sagen Sie ehrlich, aber ganz ehrlich, wie finden Sie eigentlich die Leute hier?"

„Wen?"

„Nun zum Beispiel unsere Wirte."

Graf Rundstetten sagte, sie wären sehr liebenswürdig.

Aber der junge Franzose fragte genauer: „Was meinen Sie denn von unseren Damen? Sie können ganz offen reden. Sie wissen ja, daß ich in Deutschland entsetzt war über das Steife, das Eckige."

Der Deutsche lächelte: „Sie haben vielleicht Pech gehabt. Wir haben zum Beispiel blonde Schönheiten mit einem Teint, wie er in ganz Frankreich nicht existiert. Was wir Milch und Blut nennen."

Baron Présailles wurde lebhaft: „Aber diese Mädchen Milch und Blut sind nur ein klein wenig — nicht wahr, Sie nehmen es nicht übel — schwer, plump; man könnte meinen, sie würden nach Knochen und Gewicht verkauft."

„Unsere ganze Rasse ist größer und stärker," antwortete der Graf.

Der junge Franzose war schon bei einem anderen Gedankengang und sagte lebhaft, mit rasender Geschwindigkeit die Worte aneinander reihend:

„Sehen Sie mal, wir haben auch so etwas. Ja, ich finde, so etwas Schönes besitzen Sie nun wieder nicht. Ich meine den schwarzen Typus, diese tiefen, leuchtenden Augen, dieses schwarze Haar, das in seinem Dunkel einen Schimmer von Blau hat, und dieser matte Perlenteint dazu. Sie wissen, welchen Typus ich meine?"

Graf Rundstetten blickte sich um, ob jemand in der Nähe wäre. Dann sagte er: „Wie Fräulein de Corvieux!"

Présailles ließ den Arm seines Freundes los.

„Welche meinen Sie?"

„Ich glaube, sie heißt Simone."

Der Franzose nickte: „Ja, allerdings, wie die beiden Schwestern. Übrigens: ich ziehe die Claire vor, in der ist mehr Leben, und ich glaube, sie ist gescheiter. Die Schwester hat etwas sehr Stilles."

Graf Rundstetten meinte: „Das zieht mich gerade an."

Dann nahm er den Freund wieder beim Arm und sagte ihm flüsternd ins Ohr:

„Dieses Träumerische bei diesem Mädchen, diese schwarzen Augen, dieser traurige Blick! Ich weiß nicht, wie mir geschah! Ich bin sonst ein ganz ruhiger Mensch! Sie, der Sie immer in die Luft gehen, haben mir ja oft vorgeworfen, ich wäre der Typus des kalten Deutschen; aber dieses Mädchen — Donnerwetter nochmal — so was wächst bei uns allerdings nicht! Weiß Gott, ich muß mich in acht nehmen, sie nicht immerfort anzusehen. Wissen Sie, neulich nach dem Besuch, meinten Sie doch, ich wäre schlechter Laune, weil ich nichts redete? Soll ich Ihnen mal sagen, was es war? Ich habe immer an das Mädel gedacht. Das ist mir in meinem Leben noch nicht passiert."

Présailles hatte ein Lächeln auf dem Gesicht, als er antwortete: „Sehen Sie, so was bringt nur ein französisches Mädchen fertig."

Graf Rundstetten strich die Asche von seiner Cigarette: „Ach, es hat ja keinen Zweck. In acht Tagen gehe ich fort, und dann ist alles aus."

Sein Ton klang so traurig, daß ihn der Freund erschrocken anblickte. Er streichelte ihn, als müsse er ihn trösten. Dann sagte er vor sich hin: „Und ich wollte mich doch bloß dankbar erweisen. Da habe ich ja was Schönes angerichtet!"

Doch nach ein paar Augenblicken lachte er und meinte: „Ach, das wird bald vorüber gehen. Aus den Augen, aus dem Sinn. Wenn Sie wieder in Deutschland sind, haben Sie längst die kleine Französin vergessen. Ich hoffe, daß Sie dann wenigstens mir und Trèves ein gutes Andenken bewahren."

Graf Rundstetten aber wiederholte nachdenklich: „Es hat keinen Zweck! Es geht nun einmal nicht!"

Und er wollte einen Scherz machen und meinte, indem er den Cigarettenstummel fortwarf, der, die Büsche streifend, aufleuchtete wie ein Glühwürmchen: „Das Meer ist gar zu tief . . . oder sagen wir der Rhein."

Présailles widersprach nicht.

Jetzt trat die übrige Gesellschaft ins Freie; im hellen Mondenlicht sah man die

Kleider der Damen sich abzeichnen, und hier und da leuchtete eine weiße Hemdenbrust.

Die Freunde trennten sich. Der junge Franzose sprach mit Onkel René, der ihm Mordsgeschichten erzählte. Aber er war mit seinen Gedanken nicht dabei. Er dachte an das Geständnis, das ihm der andere gemacht.

Er liebte seinen deutschen Freund wirklich wie einen Bruder. Sie pflegten sich alles zu sagen, so wie Rundstetten ihm auch jetzt das Herz ausgeschüttet hatte. Und das war so gekommen: Der junge Préfailles, der immer, im Gegensatz zu den meisten seiner Landsleute, einen Reisetrieb verspürt, war im Staatsdienst zur Botschaft nach Konstantinopel kommandiert worden.

Dort war er, kaum aus Paris angekommen, in Pera einer türkischen Dame nachgestiegen. Er mochte unvorsichtig gewesen sein, kurz, ein paar Kerls mit dem Fez warteten nur, bis er sich in einer einsameren Straße befand, um über ihn herzufallen. Sie würden ihn — es war Abend — wahrscheinlich einfach kalt gemacht und ins nahe Meer geworfen haben, hätte nicht plötzlich ein blonder Riese den schon am Boden Liegenden befreit und den beiden Angreifern solche Faustschläge ins Gesicht versetzt, daß sie laut brüllend entflohen.

Der Retter war Graf Rundstetten. Er wußte nicht, wer der Überfallene, der einen Messerstich abbekommen, sei, und hatte nur gesehen, daß die zwei Türken sich auf den Franken warfen. Und es war im Grunde genommen furchtbar komisch gewesen, als, nachdem der junge Préfailles sich vom Boden erhoben, in ganz feierlich förmlicher steifer Weise der Riese den Hut gezogen hatte und sich erst deutsch, dann englisch und schließlich französisch vorstellte.

Der Messerstich war nicht schlimm, und im Bewußtsein schlechten Gewissens zog es Préfailles vor, die Sache lieber nicht an die große Glocke zu hängen, was möglicherweise der Pforte Unbequemlichkeiten bereitet hätte, dem angehenden Diplomaten aber gewiß noch viel mehr.

Es stellte sich heraus, daß Graf Rundstetten mit einer Stangenschen Reisegesellschaft sich im Orient befand, und auf diese Weise wurden die beiden Freunde.

Der Franzose vergaß niemals, was der andere getan hatte. Seine diplomatischen Versuche währten nicht lange. Er quittierte den Staatsdienst und besuchte seinen Lebensretter in Deutschland. Als er dann Trêves von seinem Verwandten erbte, lud er ihn zu sich ein.

Was die Leute dazu sagen würden, war ihm vollständig gleichgültig. Allerdings sprach er gegen keinem Menschen davon, wie er den Deutschen kennen gelernt hatte; denn er war mit dem ernstlichen Plane in Trêves eingezogen, sich unter den Töchtern des Landes umzusehen. Dabei würde ihm sein verunglückter Angriff auf eine Türkendame voraussichtlich nicht von Vorteil gewesen sein. —

Herr de Corvieux kam und löste Onkel René ab. Er ließ sich von der Vergangenheit des jungen Mannes erzählen, von seinen Plänen für die Zukunft, und im stillen dachte er dabei: ‚das ist ein reizender Junge, er liebt Paris nicht, also macht er sich offenbar nichts aus den Weibern. Er besitzt Trêves mit seinen großen Einkünften und ist nebenbei von Haus aus, wie man sagt, doppelter Millionär. Er sieht gut aus und liebt das Augeln. Bei der dazu nötigen Geduld gewiß die beste Gewähr für einen guten Ehemann. Das wäre etwas für meine Töchter.‘ (Fortsetzung folgt.)

---

# Heimgang.

Der Mond steigt überm Hügel her,
Mein Weg erglänzt in seinem Licht,
Der Wind hebt kaum die Flügel mehr,
Legt sich ins Korn und rührt sich nicht.

Vom Tal herauf rauscht leis ein Gruß.
Ist es durch Wiesen hin der Bach?
Was zögerst Du und sinnst, mein Fuß?
Geh nur der lieben Stimme nach.

Da drängt sich Hütt' an Hütte traut
Ums Kirchlein hin. Ein Glöcklein geht.
Und friedeselig übertaut
Spricht still mein Herz sein Nachtgebet.

Gustav Falke.

Vordergrundstudie. Von Giovanni Segantini.
(Aus Keller & Reiners Kunstsalon in Berlin.)

Neuer Frühling.

# Giovanni Segantini.

Von

Marcel Montandon.

**Mit vier Kunstbeilagen und fünfzehn Abbildungen.**

(Abdruck verboten.)

Die künstlerische Darstellung des Hochgebirges — das Alpenproblem — hat die Schweizer Maler des XIX. Jahrhunderts vielfach beschäftigt, und man behauptet dortzulande noch jetzt ohne weiteres, Maximilian de Meuron aus Neuchâtel sei ihr Begründer. Wir brauchen um der Wahrheit willen nicht bis auf Verrocchio und Dürer zurückzugreifen, die Gletscher auf dem Hintergrunde ihrer Bilder darstellten (der eine in seiner „Taufe Christi", der andere auf dem „Selbstporträt" in den Uffizien); die Düsseldorfer und die Münchener Schule hatten längst Motive aus der Alpenwelt gebracht, ohne sich um die mögliche Existenz eines „Alpenproblems" zu bekümmern. Sollte aber ein solches wirklich in Frage kommen und sollte es in der feinsten Abwägung der Werte der sogenannten Luftperspektive bestehen, die das Bild der höheren Regionen in so scharfen Kontrast mit den Stimmungen der Ebene setzt: dann allerdings hat glänzend und für immer Giovanni Segantini diese Aufgabe gelöst. Anderes kann die Zukunft noch bringen, Besseres nicht. Und das Größte an dem Sieg des Engadiner Meisters ist, daß er gar keines Heldenwerkes sich bewußt war; nicht zuletzt wird um dieser edlen Einfalt willen, gepaart mit vielen anderen Verdiensten, sein Werk die Zeiten überdauern.

Selbstbildnis.

Bei der Betrachtung

Die Viehweihe.

des Lebenswerkes und der fortschreitenden künstlerischen Entwickelung dieses in seiner Art heldenhaften Mannes fällt uns vor allem der wunderbare Zusammenklang seines Strebens auf. Von Stufe zu Stufe arbeitet er sich empor: zuerst sucht er eine individuelle Technik zu erringen, dann aber — was viel wichtiger — den klarsten Ausdruck höchster abstrakter Gedanken, übersetzt durch gesunde, materielle Mittel, d.h. in erster Linie durch realistisch-plastische Naturanschauung, zu finden.

Segantini war im trientinischen Berggebiet, bei Arco, am 15. Januar 1858 geboren. Schon in seinem fünften Jahre verlor er die Mutter, und kurz darauf nahm ihn der Vater nach Mailand zu seinen Kindern aus erster Ehe. Die Vermögensverhältnisse waren schlecht, und so entschlossen sich der Vater und der ältere Bruder bald darauf, in der Fremde ihr Glück zu versuchen. Der kleine Giovanni blieb in der Stadt bei der Schwester zurück, und nun begann für das Kind eine trostlose Zeit voll Not und Heimweh. Tagelang sah der Knabe zum kleinen Fenster seines Dachstübchens hinaus, das Herz schwer von Sehnsucht nach der Freiheit seiner geliebten Berge. „Ob Regen oder Sonnenschein," so erzählt er später, „stets blieb meine Seele gleich traurig und teilnahmslos; ich vermochte noch nicht zu erfassen, ob solch ein Leben ewig währen oder plötzlich sich ändern könne. Und wenn die Glocken der benachbarten Türme zusammenklangen, dann fühlte ich mich doppelt einsam. Wahre Todesqualen erfüllten meine Seele. Ob ich etwas dabei dachte, ich weiß es nicht; aber um so tiefer war mein Empfinden: ich litt und wußte den Schmerz noch nicht zu deuten." Auf der Gasse war nun einmal die Rede von einem jungen Menschen, der unter viel Abenteuern den Weg von Mailand nach Frankreich zu Fuß gemacht hatte. Da erwachte die Phantasie des Knaben, und mit ihr kamen Fluchtgedanken. Hatte der Vater ihm doch oft auf der Piazza Castello gesagt: „Sieh, hier zogen die Truppen von Piemont und Frankreich siegreich ein; Napoleon ließ den Triumphbogen bauen und auch jenen Weg anlegen, der mitten durch die Berge nach Frankreich führt." — Mitten durch die Berge! Welch ein Zauberwort! Es brachte den Entschluß zur Reife. — Eines schönen Tages, als er die Schwester bei der Arbeit wußte, verließ Giovanni das Haus, eilte zur Piazza, durchlief eiligst den Triumphbogen — und da war er wirklich auf der Straße zu den Bergen.

„Ich erinnere mich wohl, es war ein drückend heißer Tag, aber das helle Licht der strahlenden Sonne, all die Felder und Bäume versetzten mich in einen Freuden-

taumel, und meine Seele hatte Flügel. Manchmal freilich drückte mich das Gewiſſen, wenn ich unverſehens plötzlich an den kleinen Vorplatz dachte, durch deſſen Fenſter ich ſo oft in den Hof hinab geſehen hatte, oder wenn meine arme Schweſter in Gedanken vor mir ſtand. Trotzdem wanderte ich weiter und weiter, an meinem Brote nagend und nur bei etlichen Brunnen und Bächen innehaltend, um meinen Durſt zu ſtillen. Von den Dörfern, durch welche ich ſchritt, blieb keines in meinem Gedächtniſſe haften, woraus ich entnehme, daß ſie wenig Eigenart beſeſſen haben mögen." — Nach und nach aber neigt ſich der ſchöne Sonnentag. Eine geradezu bleierne Nacht ſenkt ſich auf den raſtloſen kleinen Wanderer hinab, der immer noch weiter haſtet in der Hoffnung, endlich in irgend einem alten Schuppen ein Aſyl zu finden. Umſonſt, nichts läßt ſich in der Dunkelheit erkennen; kaum erkennt er noch die Straße, denn ſchwarze Wolken haben ſich zuſammengeballt, und plötzlich verſagen auch die kleinen Füße den Dienſt: das Kind ſinkt in todähnlicher Ermattung an einem Baume nieder. Da, mitten in der Gewitternacht, weckt ihn ein ſtarker Regenſchauer; durchnäßt und halb erfroren, als hätte man ihn aus einem Graben gezogen, ſtarrt er ſchlaftrunken in das grelle Licht einer Laterne, die dicht vor ſeinen Augen ſich bewegt. Es ſind zwei Männer, Bauersleute, die ihn gefunden haben und ihn nun befragen. Dann beraten ſie ſich eine Weile und heben ihn zum Schluß auf ihren Karren, um ihn für die Nacht mit ſich heim zu nehmen. Erwärmt, geſättigt und durch den Schlaf geſtärkt, erklärt er am anderen Morgen den Leuten, die ihn nach Mailand zurückbringen wollen, daß er von dort ſogleich wieder entfliehen würde; da bitten die Frauen für ihn mit der für Italien ſo charakteriſtiſchen Liebe zu Kindern: Er ſei ſo entſetzlich mager, der arme Kleine, und dann brauche er auch Sonne, viel Sonne. Reich ſeien ſie freilich nicht hierzulande, aber ein Plätzchen würde ſich bei ihnen ſchon finden, wo er ſein Brot nicht umſonſt äße. Das Kind, überglücklich, verſpricht alles, und gerührt liebkoſt eine der Frauen den Krauskopf: „Er hat mehr Haare, als wir beide zuſammen," bemerkt ſie, zur Nachbarin gewendet. „Und von der Seite ſieht er aus wie ein kleiner franzöſiſcher Königsſohn," antwortet dieſe. „An dieſem Tage," berichtet Segantini weiter, „wurde ich zum Schweinehirten ernannt und war noch kaum ſieben Jahre alt."

Wie wunderbar iſt doch die Stimme, die den Jungen mahnte, dieſe einfache Welt, in der er lebte, zu malen! Wie deutlich tritt hier der mächtige innere Trieb des „Berufenen" zu Tage! Gar manches Stück Papier wird geſchwärzt, weil er eine Mutter an der Leiche ihrer Tochter weinen ſah. „Hätte ich nur ein Bild von ihr! Sie war ſo ſchön!" (Carlo Borghi hat eine Anekdote über Segantinis erſten Künſtlererfolg in

Frühmeſſe.

Umlauf gebracht, ähnlich der über Giotto.) Nach langer Zeit erfuhr man endlich den Namen und den Wohnort der Schwester des Kleinen und brachte ihr ihn zurück. Nun folgten noch einige trübe Jahre in Mailand nebst ziemlich unfruchtbarem Studium in der Brera; auch behielt Segantini nichts von diesem seinem Temperament so entgegengesetzten Unterricht.

Die ersten Farben erhielt er von einem Freund, einem Droguisten; damit malte er ein Krämerschild, und, ohne Zaudern, gleich darauf ein Bild. Mit dem ersten Verdienst verließ er dann Mailand und wandte sich nach den Vorbergen von Brianza. Nun war er endlich — „er selbst", und der böse Traum von Mailand war vergessen!

Segantini hat es stets geleugnet, irgend einer Schule etwas zu verdanken. In der Brera, wo er die Abendkurse besuchte, verbrachte er die kurze Zeit seines Aufenthaltes mit Auflehnung gegen die Professoren und Aufwiegelung der Mitschüler. Er verstand es, von Anfang an durch eine ganz persönliche Art, sich jeder Disziplin zu entziehen und alles anders als die übrigen zu machen; nur dem Trieb seiner innersten Natur gehorchte er, seiner augenblicklichen Eingebung. Was nun folgte: Das jahrelang geführte unstete Wanderleben, der Aufenthalt in der Anstalt für Verwahrloste, wo er altes Schuhwerk flickte und Fluchtversuche machte, seine kurze Lehrzeit in Trient, die auch mit einer Flucht endete, seine Stellung bei dem originellen Schilder- und Fassadenmaler Tettamanzi, der ihn jahrelang so gut

Ave Maria in trasbordo.

wie ganz erhielt — all das hatte ein derartiges Unabhängigkeitsgefühl von allem und jedem in ihm entwickelt, daß es nur noch von dem einen inneren unbeugsamen Gesetze unterjocht werden konnte, das sein eigner Genius ihm vorschrieb. Die Schule mußte er nach kurzer Zeit wieder verlassen, als er nach heftigen Auseinandersetzungen mit einem der Lehrer handgreiflich zu werden drohte. Und dies war der Schluß von Segantinis methodischem Unterricht und seiner Bekanntschaft mit der Tradition.

Die Brera sah ihn erst nach seinem Tode wieder in ihren Mauern, aber nur im Abbild, als man ihm eine Büste errichtete. Übrigens hatte die Mailänder Akademie schon früher, als er noch auf der Höhe seiner Laufbahn stand, eingelenkt und den ersten Schritt zur Versöhnung getan, mittelst eines Diploms, in welchem Segantini zum Ehrenmitgliede ernannt wurde. Segantini schickte es umgehend mit Dank zurück.

Glaubenstrost.

Während der nun folgenden sehr unruhigen Periode seines Lebens, da er mit unvergleichlicher Herzensfrische die schlimmsten Schwierigkeiten überwand, um den materiellen Sorgen seines Lebens gerecht zu werden, scheint er noch etwas schwankend in der Wahl seiner eigentlichen Richtung gewesen zu sein. Die Bilder jener Zeit huldigen dem damals modernen Verismus, wie seine „Ninetta"; er versucht historische Kompositionen, so „Das Frauengemach des Helden"; ein Kircheninterieur, der vielgenannte „Chor des hl. Antonius" war dann das Werk, in dem man in dem prismatisch reinen Strahlenbündel, der durch das bunte Kirchenfenster fällt, den ersten Keim seiner später so ausgebildeten Technik der Farbenzerlegung zu entdecken glaubte. Als Antwort darauf aber bezeichnete er selbst Fra Angelico als den ersten „Divisionisten". Unter seinen Genrebildern aus jener Zeit nennen wir nur noch die „Falconiera" — wichtiger aber sind die sehr gründlichen anatomischen Studien, die er gegen geringes Honorar für medizinische Werke nach den Leichen im Spital zeichnete. Sein berühmter „Heros", dessen schwierige Verkürzung an Mantegna erinnert, ist das künstlerische Ergebnis dieser wissenschaftlichen Arbeiten.

Segantini bewohnte in Mailand ein Atelier der Via San Marco und stand schon damals mit Alberto Grubicy, seinem

späteren Impresario, in Geschäftsverbindung. Diesem verdankte er die für seine werdende Kunst so unschätzbare Wohltat, schaffen zu dürfen nach eigner Empfindung und eignen Gedanken, nicht mit dem hemmenden Hinblick auf den Geschmack der Menge oder lästigen Gelderwerb. Durch die Wendung der Dinge wurde Grubicy übrigens gar bald belohnt: die Kunst seines Schützlings machte ihn zum reichen Mann.

Giovanni Segantini hielt sich mehr in den benachbarten Dörfern als in seinem Atelier zu Mailand auf, wodurch seine alte Liebe zu ländlicher Art und Weise sich immer stärker entwickelte; seine Phantasie lag bald an Millet mahnen. Er schildert in ihnen das Leben und Treiben bei der Feldarbeit, die einfache Größe und Poesie der Hirten und Ackerbauer, das Liebeswerben im Dorfe, das sich an dessen Forum, dem Brunnen, anspinnt. Oder er bringt, wie auf seinem Bild „Die Viehweihe am St. Sebastianstag", die auf dem Land gebräuchliche kirchliche Zeremonie der Fürbitte um gesegneten Viehstand zur Darstellung. In seiner „Frühmesse" überrascht die kühne und neuartige Überschneidung der monumentalen Kirchentreppe von Pusiano. Auch der liebliche See desselben Namens bildet den Mittelpunkt einer kleinen Welt für sich, die Se-

Pflüger.

wieder ganz im Banne der blauen Alpenkette, die den weiten Blick über die lombardische Ebene abschließt. Er selbst erzählte uns von einer unbezahlbar naiv-kühnen Studienfahrt nach Leeco am Comersee, deren einziges greifbares Resultat der Verkauf mehrerer Aquarelle an Durchreisende war ... Der Gedanke, tiefer einzudringen in diese Gebirgswelt, die für die Kunst ein neues Feld, ihm aber altvertraut aus der Kinderzeit war, verließ ihn nun nicht mehr.

Blutjung und schon verheiratet, scheidet Giovanni Segantini aus Mailand, um sich in Pusiano (Brianza) niederzulassen. Um jene Zeit entstehen Genrebilder aus dem Volksleben, die in der Auffassung vielleicht

gantini als Bild und Zeichnung in verschiedenen Varianten von „Ave Maria in trasbordo" verwendet hat. Sie sind der Ausgangspunkt für die späteren philosophischen und religiösen Kompositionen des Meisters und finden in dem Zyklus der „Schlechten Mütter" und dem „Triptychon" ihren Abschluß.

Oft hat man das „Ave Maria in trasbordo" mit dem „Angelus" von Millet verglichen, doch ist diese Ähnlichkeit ganz äußerlicher Natur. Sie beschränkt sich einzig auf den zur sichtbaren Erklärung für die betende Haltung der Figuren auf beiden Gemälden wahrnehmbaren Kirchturm. In der Auffassung aber welcher Unterschied! Wenn Segantini uns so wunderbar deutlich

Kind der Liebe.

den Klang des englischen Grußes, der durch das ganze Bild zieht, vorzuzaubern vermag, so liegt das Hauptgewicht dafür in der Gestalt der, in dem mit Schafen gefüllten Kahn sitzenden Mutter, die, dicht über ihr Kind gebeugt und zum fernen Glockenton die Worte des Ave flüsternd, selbst die Madonna verkörpert und so die Art des Gebetes stärker präzisiert, als der Kirchturm es vermöchte. Millet zeigt uns nur zwei betende Landleute, und im Hintergrunde den augenblicklichen Urheber des Gebetes, den Glockenturm, während Segantinis „Ave Maria" uns zuerst andeutet, was und dann erst daß gebetet wird, beides allein durch die Symbolik der Gruppe. Den Kirchturm bemerkt man erst später, und er könnte auch ganz weggelassen sein; das Gebet zum Urbild aller Mütter, zu Maria, wäre genügend ausgedrückt durch das über dem Haupte ihres Kindes betende Weib, das selbst zur Madonna geworden scheint.

Recht bezeichnend und nicht zu übersehen ist auch der Umstand, daß Segantini, obwohl in der primitivsten Umgebung lebend, malerische Effekte ganz moderner Art zu benutzen liebte, so die Rauchwolken eines Dampfschiffes oder eines vorüberbrausenden Zuges, die vom Luftzug getrieben, sich zwischen die Feldarbeiterinnen der „Kürbisernte" niedersenken. Ähnliches finden wir auch in der „Verkündigung". Besonders überraschend dürfte es uns anfänglich erscheinen, daß Segantini sich für die häßliche Silhouette und das wirre Durcheinander eines Villenkomplexes in St. Moritz zu interessieren und daraus eine prachtvolle Zeichnung zu schaffen vermochte — allerdings verklärt durch den träumerischen Zauber einer Mondnacht.

Die Hauptgruppe der Werke, die in Pusiano ausgeführt oder wenigstens durch das arbeitsame Leben der hier am Fuße der Berge so fruchtbaren lombardischen Ebene angeregt wurde, zeichnet sich durch ziemlich dunkle, aber kräftige Farbengebung aus, die mit den Jahren an den Stellen, wo sie nicht jämmerlich zersprungen ist, sehr viel Schmelz erhielt. Auffallender ist aber noch der ihnen eigene Zug von sanfter, an Virgil gemahnender Schwermut, gepaart mit dem mächtigen Willen, sich aufzuraffen und höher und höher zu streben. Dieser Art von unbestimmter Sentimentalität, der etwas Anekdotisches anhaftet, folgt nunmehr der scharfe Blick für das Tatsächliche: geologische und Terrainstudien, Erd- und Felsenbildungen, Menschen und Tiere, die Klarheit des Wassers und die Durchsichtigkeit der Luft bilden jetzt die Objekte für Segantinis Schaffen. All dieses Forschen und Streben fällt zusammen mit der Zeit seiner ersten Versuche, sich eine eigene Technik zu bilden. Mit seiner Familie (er hatte bereits vier Kinder) war er nach Savognino (Schweningen) gezogen, einem großen, alten und malerischen Dorfe, das sich in dem weiten, vom Oberhalbsteiner Rhein durchflossenen Graubündener Tal eingenistet hat. Hier konnte er als Tiermaler seiner Vorliebe für ländliche Gespanne genügen oder mit dem Pinsel den schwerfälligen Bewegungen des Almviehs auf den Weiden folgen. Die treue Dienerin des Hauses, die wohlbekannte Baba, mußte ihm die zu allen Stunden des Tages schaffende Feldmagd seiner Bilder verkörpern, und ihr Name wird von nun an sich jenen der Typen der Renaissance, einer Mona Lisa oder Lucrezia Buti, zur Seite stellen.

Wirklich großartig ist die Fülle von Anregung zu nennen, die Segantini aus der hageren, energischen Gestalt seiner „Baba" zu schöpfen weiß. Anfangs bedient er sich ihrer in voller Realistik, z. B. als das Weib in Graubündener Tracht, das stehend an einer Quelle trinkt oder ein andermal gebückt aus einem der drei Strahlen eines wasserreichen Bergbrunnens schlürft. Sitzend, den Kopf mit einem Strohhut bedeckt und nachdenklich auf die Hand gestützt, hat sie die Runde durch alle Kunstblätter der zivilisierten Welt gemacht, während sie in jenem Bilde von Savognino, das die alten Dächer und den schlanken Turm dieses Dorfes zu solch wunderbar malerischem Ganzen von verwitterten, tiefen Tönen ohne eine Spur von Vegetation vereinigt, auf der Altane des uralten Holzhauses im Vordergrund stehend erscheint. Dann wiederum sehen wir sie, von schwerer Arbeit ermüdet, zum fast tierischen Schlaf der südlichen Siesta in die reichwuchernde Wildnis eines kleinen, schattigen Gartens niedergesunken. Bald sitzt sie strickend und die Herde hütend, an einen ungefügen Zaun gelehnt, im Grase, bald kehrt sie unter der schweren Last gefüllter Eimer gebückt vom Brunnen heim, oder sie kauert zur Winterszeit im warmen Stall beim Vieh auf der

Hirtin. Gemälde von Giovanni Segantini.
(Aus Keller & Reiners Kunstsalon in Berlin.)

Streu. Auch im „Glaubenstroſt“, dem düſteren, ſchwarzweiß geſtimmten Werke, hat das im Schnee des Friedhofs traurig harrende Weib in der „Baba“ die Interpretin gefunden. Dann plötzlich, zur Stunde der großen, idealen Kompoſitionen Segantinis, erſcheint ſie in herrlicher Verklärung: als Engel des Lichtes hütet ſie in „Liebe am Born des Lebens“ die kriſtallklaren, ſingenden Wellen in der lebensſprühenden, roſigſchimmernden Symphonie der blühenden Rhododendren. Zum erſtenmal tritt ſie uns hier, in der Welt ſeiner glanzvollen Schöpfungen entgegen. Meiſt freilich verkörperte ſeine Frau die Geſtalten ſeiner Idealwerke, wie den „Engel des Lebens“ oder die Mütter aus dem „Kind der Liebe“ und aus „Werden“ (Triptychon). Dieſe beiden Frauentypen hat der Realiſt Segantini am vollkommenſten charakteriſiert im „Roſenblatt“ (Frau Segantini) und in der weiblichen Geſtalt, welche zwei Pferde führt (Baba), des prachtvollen Gemäldes, das nach San Franciſco in Kalifornien gewandert iſt — des „Neuen Frühling“, der Raffigurazione della Primavera.

Ohne ſich in Savognino weit vom Umkreis eines großen Feldes, an deſſen Saum ſein Wohnhaus ſtand, zu entfernen, ſchuf Segantini, faſt ohne Unterbrechung, die ganze Serie ſeiner großartigen, paſtoralen Interpretationen, die heute ſo ziemlich in alle Muſeen Europas verteilt ſind. Höchſtens um den weiten Rundblick in die Berge zu genießen, beſtieg er die Fuſagner Alpe. Im Winter flüchtete er mit ſeiner Leinwand in die Ställe, und des Abends ſetzte er mit kraftvollen Strichen in der bekannten, flechtenden Technik bald Reminiszenzen ſeiner Bilder, bald den erſten Entwurf einer in ihm gärenden Idee auf das Papier. Aus dieſer Zeit ſtammen „Der Pflüger“ in der Neuen Pinakothek zu München, „Die trübe Stunde“ in der Berliner Galerie, „Die Ochſen im Joch“ und „Die Viehtränke“, welch letztere Perle der Henneberger Galerie vor kurzem das Muſeum in Baſel erworben hat. Eines ſeiner ſchönſten Werke iſt die in Fuſagen ausgeführte „Alpenweide“; die ganze drückende Mittagsglut der Berge laſtet hier auf dem ſchlafenden Hirten und ſeiner um einen kleinen See verſtreuten Herde, während

Die Liebe an der Lebensquelle.

Kühe im Joch.

in der Ferne sich eine Kette von Alpenspitzen drei- und viersach übereinander türmt, die doch unter der Unendlichkeit des Himmels kaum größer als die Schollen eines Sturzackers erscheinen.

Segantini, dessen Geburt der Mutter fünf Jahre später durch ein Leiden, das ihr zurückblieb, das Leben kostete, empfand wohl aus diesem Grunde eine heilige Scheu und Verehrung für die Mutterschaft bei den Menschen wie bei den Tieren. Das Innere seiner Ställe behandelt fast immer dasselbe Thema: eine Menschenmutter und eine Tiermutter durch gleiches Tun und Leiden in dumpfer Lust vereinigt. Die Serie der „Beiden Mütter" oder die der „Mutterschafe" führt ihn dann zu den symbolischen Werken: „Die Engel des Lebens" und die „Liebesfrüchte"; bald darauf, im logischen Gegensatz, schafft er den Zyklus der „Schlechten Mütter", ein Beweis, daß Giovanni Segantini nicht nur ein feiner Beobachter war in seinen einsamen Höhen, sondern auch ein tiefer Denker.

Das Ergebnis seiner Betrachtungen tritt besonders in den leuchtenden Kompositionen der letzten Zeit hervor, in den großen Werken, die den Höhepunkt seines Lebens und seiner Kunst bedeuten. Er hatte sich endgültig in Maloja, im Engadin, niedergelassen und der Einfachheit halber bezeichnen wir nun sämtliche Werke, von „Den schlechten Müttern" an bis zu dem vom Tode unterbrochenen „Triptychon" als „Maloja-Periode", wenn auch das erstgenannte Werk noch aus dem letzten Jahr von Savognino stammt. Und so kann man den ganzen von Segantini mit „Nirwana" bezeichneten Zyklus unter diesem klareren Titel zusammenfassen. Der Grundgedanke dieser Arbeiten war, verbrecherische Mütter, die Kindesmörderinnen, die Unzüchtigen, alle jene, welche gegen die heiligen Mutterpflichten gesündigt hatten — in der eisigen Luft eines Danteschen Fegefeuers, im Anklang an seine eigene Umgebung, darzustellen. Sie waren verurteilt, die gleich Früchten an kahlen Winterbäumen hängenden Kindlein zu säugen bis zur Auferstehung und Versöhnung, vielleicht bis zum Frühling, der die Eisrinde um alle Natur zum Schmelzen bringt. Doch ist die Lösung im Bild nicht angedeutet. Diese erste Auffassung, welche Segantini nachträglich mit buddhistischen Gedanken aus einem italienischen Gedicht ausgeschmückt hat, fand die klarste und vollkommenste Auslegung durch William Ritter in seinem Artikel über den Meister (Gazette des Beaux-Arts, Paris 1. Avril 1897): „Es ist der ewige Mythos der Natur; Mutter und Stiefmutter zugleich, bringt sie bald Leben, bald Tod und bleibt mit dem Fluche des

Mordes belastet, bis sie das Verbrechen durch neues, junges Leben sühnt."

Von nun an erscheinen in den Werken Segantinis immer häufiger Winterlandschaften. Wen kann's auch wundernehmen, lebte er doch in Maloja in der Region des neunmonatlichen Winters, wo Felder und Weiden, Höfe, Gipfel und Täler unter drei Meter hohem Schnee begraben liegen. Und welche Licht-Offenbarungen des winterlichen Hochgebirges verdanken wir unserem Meister! Er war ihr Dolmetsch für unser Auge, aber gleichwertige Dichtungen, die sie besungen, besitzen wir nicht; selbst des Grafen Montesquieus Poesien, so wahr und glühend sie sind, beschreiben nur die sommerlichen Berge. Wir dürfen auch nicht glauben, daß die Bilder Segantinis das Außergewöhnliche darstellen. Es ist das Alltägliche in diesen fast arktischen Gegenden, das er malt, und so ist die Landschaft in dem Bild „Vom Tode" (Triptychon) fast genau die, welche er von seinem Fenster aus sah, wie auch nur wenige Schritte von seinem Hause der kleine Kirchhof des „Glaubenstrostes" liegt, der ihm selbst zur letzten Stätte wurde. Fast möchte man glauben, daß Segantini seit seiner Übersiedlung nach Maloja sich mit Todesgedanken trug, schuf er doch nach den beiden genannten Bildern noch jene traurige, herzergreifende „Heimkehr", die mit Recht als eines der schönsten Werke der Neuzeit im Berliner Museum gerühmt wird. De la Sizeranne schildert uns das Bild in folgenden großen Zügen: „Auf einem von schneeigen Bergriesen umgebenen Hochplateau bewegt sich ein ärmlicher Leichenzug die abgeweideten Wiesen entlang; der Sarg ruht auf einem Karren, gezogen von einem müden Pferd, das ein barhäuptiger Bauer im langen Fuhrmannshemd am Zügel führt; ein Hund schleicht hinterdrein. Die Witwe aber mit dem Kind auf dem Schoß sitzt auf dem Sarg, denn so will es die Sitte der Gegend. Das Ganze ist brutal wie das Leben selbst, und groß wie die Einsamkeit." Einstimmig erhielt dieses Bild auf der internationalen Ausstellung zu Venedig den italienischen Staatspreis von 5000 Franken.

Vielleicht könnte man dies Gemälde das farbenreichste Bild Segantinis nennen. Es lag ja die Befürchtung nahe, daß sich mit der Zeit vielleicht durch seine Flecht-Manier, die unsere farbig reproduzierten Blätter besonders scharf und klar wiedergeben, eine gewisse Einförmigkeit des Kolorits bilden könne. War es nicht auch möglich, daß durch dieses Verweben der ungemischten Farbenfäden, die trotz verschiedener Stimmung doch stets dieselben bleiben müssen, nur die Leuchtkraft auf Kosten des Kolorits

Rückkehr in den Schafstall.

gesteigert werde? Und dennoch, wie wenig trifft ihn dieser Vorwurf! Jedes Werk Segantinis entzückt im Gegenteil durch neue Farbenakkorde, und jedes ist in einer anderen Tonart geschrieben. Die in Violett, Purpur und gebrochenem Rosiggrau gehaltene Abendstimmung der Berliner „Heimkehr" steht in keiner Beziehung zum Doppelklang von Feuerrot und hellem Braun der „Trüben Stunde". Bald sehen wir Segantini im „Glaubenstrost" die ganze Härte der Situation mit den unversöhnlichen Kontrasten von Schwarz und Weiß in allen Abstufungen bezeichnen; dann lockt uns üppigstes, saftigstes Frühlingsgrün, blauster Himmel und hellste Wolken. Naturwahr und

ihn in Maloja beschäftigten. De la Sizeranne sah ihn bei seinem ersten Besuch des Meisters dort daran arbeiten.

Und dennoch dachte Segantini nur daran zu leben. So groß ist das Gegengewicht der licht- und lebensprühenden Schöpfungen seiner letzten Periode, daß man die dunklen Ahnungen der früheren Motive fast vergißt. „Die Liebe an der Lebensquelle", der große Engel mit den schweren, weißen Flügeln in der Landschaft von blühenden Rhododendren; die reizende, nackte Gestalt, welche sich mit aufgelöstem Haar im „Born des Übels" spiegelt, und die beiden quellenrauschenden Bilder „Frühlingsweide" und „Wiederkehr des Frühlings", in denen man

Nirwana.

kontrastvoll, von zartester Weichheit und feinstem Abwägen der Übergänge, subtilsten Mitteltönen und kraftvollsten Gegensätzen — all das neu aber wahr gesehen — so sind seine Werke. Der orangefarbene Himmel, so unerwartet er uns aus seinem „Engel des Lebens" entgegenleuchtet, ist ebenso richtig beobachtet, wie die Farbe des Heus und der blumigen Wiesen seiner „Maienbilder" oder seines „Mittags auf der Alpe".

Lange bevor er sich mit dem Gedanken zum Triptychon getragen, war schon die Schneelandschaft, die darin unter dem Titel „Vom Tode" enthalten ist, entworfen und „Trauer" genannt worden. Sie gehört mit zu den frühesten Werken, welche förmlich die durch all das Blühen beschleunigten Atemzüge der Natur zu vernehmen meint; zum Schluß jene merkwürdige „Heuernte" bei Sonnenuntergang in dem lauen, wärmeduftenden Tal von Soglio — alle diese zählen, was eigenartiges Kolorit, neugesehene, vibrierende Mitteltöne und außergewöhnliche Leuchtkraft anbelangt, zu den hervorragendsten Schöpfungen der modernen Kunst. Die Technik der Farbenzerlegung, die zugleich in Frankreich von Meistern wie Monet, Pissaro, Henri Martin geübt wurde, erreicht hier den höchsten Grad von Kraft und Inkarnat. Für einen gewöhnlichen Künstler wäre es schon kein geringes Verdienst, allein die

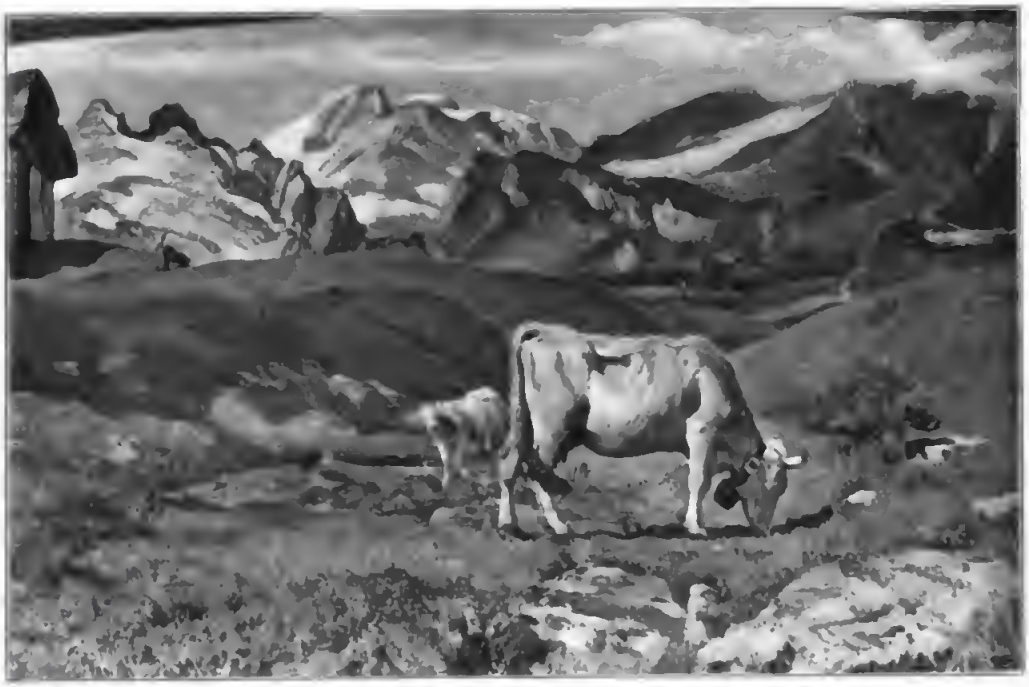
Alpenweide.

volle Beherrschung eines solchen Ausdrucksmittels errungen zu haben. Segantinis wahrer Ruhm aber besteht darin, diese Mittel in den Dienst der Poesie des Feld- und Gebirgslebens gestellt zu haben, in den Dienst der erhabensten Gedanken, welche der menschliche Geist erfassen kann.

Die Umstände seines allzufrühen Todes sind bekannt. Er hatte für die Ausstellung in Paris ein Werk begonnen, das sein ganzes Schaffen, die Alpenwelt und seine Lebensphilosophie zum Ausdruck bringen sollte. Die erste Auffassung bestand

gelegenen Schafberg. Hier überfiel ihn plötzlich eine heftige Bauchfellentzündung, die ihn bei der Unmöglichkeit, schnell ärztliche Hilfe zur Stelle zu schaffen, in drei Tagen, am 28. September 1899 um elf Uhr nachts dahinraffte. Er hatte den Seinen von neuen Plänen, von einer neuen Kunstrichtung in seinem Schaffen gesprochen, von einem philosophisch-historischem Zyklus, dem er seine ganze Kraft widmen wollte .....

Sein letzter künstlerischer Gedanke, von dem wir noch Genaueres wissen, war eine Danteische Konzeption, in welcher der



Frühlingsweide.

in einem kolossalen Rundbild des Engadiner Tales. In einem von naivem, aber berechtigtem Selbstgefühl überfließenden Schreiben an die Einwohner sucht er Anhänger für dieses Projekt zu werben; er hält Besprechungen ab, bildet ein Komitee und verliert sehr viel Zeit mit diesen Bemühungen, denn der Plan dringt nicht durch. Darauf entstand die Idee des Triptychon, das „Werden", „Sein" und „Vergehen" bedeuten sollte. Um vor dem Beginn des Mittelbildes die dafür gewählte Landschaft sich noch einmal lebhaft vor Augen zu führen, bestieg er den oberhalb Pontresina

Meister, der so lange sich in philosophischen Träumereien germanischer Art gefallen hatte, plötzlich zum romanischen Begriff seiner Abstammung und italienischem Ausdruck zurückkehren wollte. Er dachte — es wäre vielleicht der Höhepunkt seines Schaffens geworden — an ein weißes Paradies, ähnlich dem konzentrischen Wogen der Seligen in Tintorettos Paradies, jedoch marmorweiß sich abhebend vom blauen Äther über dem endlosen Rundblick des Hochgebirges. Azurblauer Grund zwischen zwei weißen Visionen: den silbernen Engelsflügeln und hellglänzenden Gewändern der Seligen und dem leuch-

Die Mutter mit dem Kinde.

tenden Schimmer, den die irdiſche Schöpfung uns gewährt, dem ſchneegleißenden, winterlichen Gebirge. Der Traum war vielleicht zu erhaben, zu göttlich, als daß er von menſchlichen Händen hätte ausgeführt werden können; es wird ihnen wohl ewig verſagt bleiben .. .. Aber freilich, wer Segantini heißt, kennt keinen Zweifel am Gelingen. —

Auf dieſen großartigen Vorwurf, deſſen ſchwache Ahnung uns ſchon erhebt, wieſen die geiſterbelebten Sphären einzelner Kompoſitionen Segantinis, wie die des „Glaubenstroſtes“, der „Geburten“ und des „Todes“ (Triptychon) deutlich hin.

Die Gedankenhoheit ſeiner letzten Pläne verraten die ſtets wachſende Bewunderung für die ihn umgebende Sinneswelt, von der erfüllt er zur tiefen Anbetung ihres Schöpfers geführt wurde und ſeherhaft eine weit darüberſtehende andere Welt geſchaut hat.

Aber als er ſie wahrgenommen, war er ihr bereits verfallen ....

Zwei ſeiner Söhne, Gottardo und Mario, treten die geiſtige Erbſchaft ihres großen Vaters an. Die erſten Verſuche ihrer Gemälde und Radierungen, ſowie Marios Skulpturen erwecken in uns die Hoffnung, daß dem Namen Segantini auch in Zukunft neuer Ruhm erſprießen wird.

# Bei Tiſche.

Als ich über mein Gläschen sah,
Fand ich alles Geliebte da,
Gute Menschen und guten Wein,
Und eine Schale mit Veilchen darein.
Hat noch einer die Geige gestrichen,
Schwur ich, dass wir den Göttern glichen.

Gab es ein Rätsel, das Köpfe bricht,
Dann von Keller ein golden Gedicht,
Dann vom errötenden Wirt einen Reim,
Dann eine Posse aus Mütterchens Heim,
Dann ein Lispeln und Blinzeln und Necken,
Als spielte Liebe mit Liebe Verstecken.

Plaudernd wandeln wir manches Ding,
Wie Allmächtige, gross und gering,
Lachen und weinen auf einem Sitz,
Spielen wie Narren mit Donner und Blitz,
Schelten Gelobte und loben Verknurrte,
Küssen den Mund, der am grimmigsten murrte.

Und so reicht eine Stunde der andern
Warm sich und wärmer die Hände im Wandern.
Doch mir deuchte, je länger man sprach,
Dass es an hellen Stimmen gebrach,
Deren Weise wie Schmetterlinge
Über den Bass des Lebens sich schwinge.

Da gewahrt' ich von ungefähr
Hoch an der Tafel ein Sesselchen leer ...
Das für ein Kind wohl bemessen war
Mit achtlenzigem Schüttelhaar
Und mit Augen, achtlenzigen, blauen,
Die von Himmel zu Himmel schauen.

So ein Morgenwunder mit Lippen,
Die nur Milch und Unschuld nippen,
Wo der Stirne helles Blatt
Nur die Liebe beschrieben hat,
Dem die Wolken Honig regnen,
Das nur Segen kennt und Segnen ...

Und mir dunkelte es wie Abend,
Und mir war kein Glas mehr labend,
Alle Lust verblüht und verdorrt,
Graues Haar an jedem Wort,
Und mich brannt' es, ein Kind zu laden,
Dass es heile den grossen Schaden.

Dass es sässe in unserer Mitte,
Und wenn einer grollte und stritte,
Dann das Fingerchen höbe geschwinde
Und ihn zupfte am Bart gelinde
Und uns lehrte durch seine blauen
Heiligen Augen ins Leben zu schauen.

J. Heinrich.

Morgenſtunde. Unvollendet gebliebenes Gemälde von Giovanni Segantini.
(Aus Keller & Reiners Kunſtſalon in Berlin.)

# Die Trommel des Ziska.

Von

Börries Freiherr von Münchhausen.

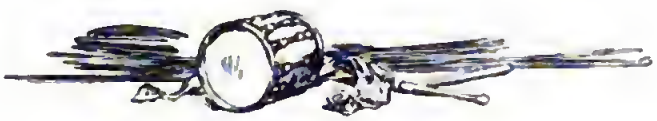
Illustriert von Árpád Schmidhammer.

Weit in Böhmen herum, herum,
Klopfen die Trommeln: terum, terum,
Klopfen an Tür, klopfen an Tor,
Klopfen aus Bauern Huſſiten hervor,
Klopfen aus Herzen ängſtlich und ſtumm
Mit Groll und Gebrumm
Den Schrei: Fürs Evangelium!

Die Trommeln donnern ſeit ſieben Jahren. —
Alle Hände, die in der Ernte waren,
Alle Hände in Böhmen und weit herum,
herum,
Tragen längſt das Schwert zum Trommelgeſumm,
Wiſſen längſt: Was hilfts, ob der Haſer bauſt,
Heut gilt die geſchiente Reiterfauſt,
Und die Saat der Zeit iſt die Kugelſaat,
Und das Schwert iſt die Sichel zur Stunde der
Mahd,
Und als Ernteglocken gellt Sturmgeläut,
Denn: Die eiſerne Mannszucht, die gilt heut! —
Sagt Ziska.

Ein großer Held, ein grauſamer Held,
Der Schatten Gottes auf dieſer Welt.
Der doch in guten und böſen Tagen
Mehr Beelzebubs Namen im Munde getragen,
Als Kinder im Tag: Mutter, Mutter! ſagen.
Wohl kämpft er für Gott und das reine Wort,
Doch ſein Siegen war immer verſchwiſtert dem
Mord,
Er trug zu Marlte die Haut der Soldaten,
Drum konnt' er der eigenen auch wohl entraten!

Denn als geblelcht ſein roſtrot Haar,
Und als ſein Stündlein kommen war,
Und als ſein Herz ſo flatternd ſchlug
Wie das Linnen, das droben der Zeltpfahl trug —
Da ließ er rufen die Muſika
Und ſprach: „Meine Trommler, was dünkt Euch da:
Aus meiner Haut, wenn die Seel entflohn,
Sollt ihr noch hören einen ſtarken Ton,
Sollt gerben daraus ein derbes Fell
Und ſollt es ſpannen aufs Trommelgeſtell,
Und die eſchenen Schlägel tanzen darauf
Und rufen ins Land: Zu Hauf! Zu Hauf!
Aus der Ziskatrommel rauſcht es und brauſt:
Heut gilt die geſchiente Reiterfauſt!
Weit ſummt in die Täler ihr dumpfes Geläut.
Die eiſerne Mannszucht, die gilt heut!
Ziskas Stimme wie einſt mit Macht
Wettert durch Böhmen: Erwacht! Erwacht!
Gott will die Schlacht!!"



* * *

Die über die Dorumer Heiden gehn,
Die frieſiſchen Winde wehen und wehn,
Tage und Nächte, früh und ſpät. —
Und über den Ginſterhügeln geht
Fern, fern das Meer.

Sie haben ein Feuer angebrannt,
Sie lagern müde im fremden Land,
Tief drin in der Heide von Dorperup,
Verſprengter Huſſiten ein kleiner Trupp.
Verloren im Kampfe Fahn und Blut,
Verloren der Sieg und verloren der Mut,
Verloren im Sande Weg und Schritt, —
Aber die Trommel, die führen ſie mit!

Der Sand ſingt leis gegen Helm und Schien,
Die Flämmlein verzucken am feuchten Kien,
Der Abend dämmert, der Regen rauſcht,
Einer erzählt und jeder lauſcht:

„Die Trommel, Ihr wißt alle warum,
Iſt kein gewöhnlich ‚Pummerlein Pum‘,
Sie ſagen, er hätt' ſie machen laſſen,
Um auch im Tod nicht die Schlacht zu verpaſſen,
Um auch als Toter zu kommandieren
Und ſeine Knechte zum Sturm zu führen, —
Glaubt mir: Ich kannte ihn ſechzehn Jahr,
Aber das iſt nicht wahr!
Die Unruhe war es, die ihn trieb!
Er hatte kein Haus, kein feines Lieb,
Ihm wurde es ſchwül in Palaſt und Kemnaten,
Er konnte nur wandern mit uns, den Soldaten.
Drum kann er nicht ruhen im Grab eine Nacht,
Er dächte: Droben geht jetzt die Schlacht,
Und ich nicht dabei!
Er wollt mit uns liegen ums Feuer im Feld,
Wollt hören im Schlafe den Regen ans Zelt
Und der nächtigen Wachen Feldgeſchrei
Und fern über Brücken die Reiterei!“ — —

Sie ſchlagen die Mäntel feſt um ſich herum,
Und ſind ſo ſtumm
Und ſchlafen. Still wird die Heide ringsum. —
Sand und Gräſer weht der Wind
An die Trommel gelind — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —
Träume, durch die das Leben rinnt

# Der Afro-Amerikaner.

Von

## Otto von Gottberg.

(Abdruck verboten.)

Nur in Melodramen und Schauerromanen, wehleidig wie „Onkel Toms Hütte“ geschrieben, war das Los der amerikanischen Negersklaven ein außergewöhnlich hartes.

Zweifellos haben vereinzelte brutale Sklaventreiber ohne Rücksicht auf Alter, Geschlecht und Gesundheit der Hörigen Arbeitskraft bis zu Erschöpfung ausgebeutet. Im allgemeinen aber war die materielle Existenz der Sklaven sorgenloser und stets wenigstens gesicherter als die mancher Lohnsklaven des heutigen Amerika.

In dem schwarzen Elfenbein, das mit Kupferdraht und Blechmünzen im krausen Wollhaar von afrikanischen Gestaden importiert wurde, war der Reichtum des von der Scholle lebenden amerikanischen Südens angelegt. Schon um gesunde, leistungsfähige Arbeiter in Zuckerplantagen und Baumwollfelder schicken zu können, mußte der Besitzer seine Sklaven gut nähren und leidlich unterbringen. Im übrigen aber lag der Grund- und damit Sklavenbesitz in den Händen einer für neuweltliche Verhältnisse alten und durch Generationen landeingesessenen Aristokratie, die fast stets in ihren Untertanen eine Erweiterung der eigenen Familie sah, mit Wohlwollen für die Sklaven sorgte, ihrer manchen für treue Dienste frei und allen im Alter ein reichliches Gnadenbrot gab.

Booker Taliaferro Washington, der bedeutendste heute lebende Afro-Amerikaner, Rektor der Hochschule für Farbige in Tuskegee und wohl der fanatischste Verfechter der Sache seiner Rasse, erzählt in „Up from slavery“ von den Tagen der Freilassung, die er als Knabe erlebte.

Im Sklavendorf hinter dem Herrenhaus des alten Landgutes in Virginien wagte man freiheitsdürstende Negerlieder schon laut zu singen, als eines Morgens sämtliche Sklaven vor das „große Haus“ beschieden wurden.

Neben dem Herrn stand auf der Veranda ein Offizier der Unionsarmee. Er verlas die Emanzipationsproklamation, dann sagte der Gutsbesitzer: „Ihr könnt nun gehen, wann und wohin Ihr wollt!“

Ein wilder Freudenausbruch folgte, aber keine Äußerung des Hasses oder der Bitterkeit gegen den stets wohlwollenden Herrn von gestern. Den ganzen Tag hallte das Sklavendorf von Jubelrufen wider. Bald aber legte sich seinen Bewohnern bang die Frage aufs Herz: was nun? Und in der Dunkelheit schlich einer nach dem anderen hinüber nach dem „großen Hause“ zu „old Marster“ und „old Misses“, nicht nur um sich Rat für die Zukunft zu holen, sondern auch, weil in jedem Herzen „eine seltsame, eigenartige Anhänglichkeit für den Gebieter“ wurzelte, dessen Hand man zum letztenmal küßte.

Der dunkelhäutige Mann der Wissenschaft hätte ferner berichten können, daß nach kurzen Wochen manche abgemagerte schwarze Gestalt abermals vor old Marster stand, und daß dieser, auf zertretene Saaten weisend, sagte: „Wenig genug ist für mich selbst übrig geblieben, aber solange es reicht, sollt Ihr bei mir Brot und nun auch Lohn finden!“ — — Heute ist Onkel Tom arbeitsunfähig geworden. Die Hütte hinter dem Herrenhause aber bewohnt er zinsfrei. Das Essen, das Aunt Sara auf den Tisch trägt, ist — seines Herrn Gnadenbrot.

Dergestalt wurden viele der freigelassenen Sklaven zu Lohnarbeitern im Dienste ihrer früheren Besitzer. Die Mehrzahl jedoch dieser plötzlich verwaisten, unmündigen Kinder, die nun selbständig Heim und Lebensunterhalt nicht nur für sich selbst, sondern oft auch eine zahlreiche Familie beschaffen sollten, führte der Drang nach Ausnutzung der jungen Freiheit auf eine andere Scholle. Wer konnte, begab sich nach dem Lande der Sehnsucht, dem Norden. Doch wenigen war dies möglich. Selbst heute leben nur dreiviertel Millionen Neger in den Nordstaaten. Deshalb ist die Rassenfrage eine brennende nur im Süden, den mit acht Millionen ebensoviel Neger wie Weiße bewohnen, ja wo in einzelnen Grafschaften der Afro-Amerikaner dem Kaukasier bis zum Verhältnis von 9 : 1 überlegen ist.

Das große Problem, eines der vielen, welche die Vereinigten Staaten noch zu lösen haben, ist: Können die beiden Rassen in Frieden nebeneinander leben und gemeinsamem Kulturwerke obliegen?

Das scheinbar nächstliegende Mittel, dies zu erreichen, die Verschmelzung, ist wohl von vornherein ausgeschlossen. Eine solche würde für den Weißen Selbstdegradation bedeuten. Deshalb stempelte ein Gesetz der Südstaaten Eheschließung zwischen Weißen und Farbigen zum Verbrechen. Daß der gesunde Rassenstolz des amerikanischen Volkes es eigentlich überflüssig machte, lehrt die Statistik. Selbst in New York werden nur drei vom Hundert aller von Negern geschlossenen Ehen mit Weißen eingegangen, die zudem, wie bekannt werden muß, fast ausschließlich dem eingewanderten europäischen Proletariat angehören.

Abgesehen vom Rassenstolz, empfindet nun aber der Amerikaner physische Abneigung gegen den Neger. Diese muß berechtigt, kann wenigstens nicht unbegründet sein, denn auch der Europäer, der zunächst der farbigen Rasse verhältnismäßig vorurteilsfrei begegnet, wird, je mehr er von ihr gesehen, schon bei dem Gedanken, etwa mit einem ihrer Vertreter zu Tische niederzusitzen, von Widerwillen erfaßt.

Das Vorhandensein dieser Abneigung aber darf bezweifeln lassen, daß die Erziehung des Negers eine völlige Harmonie zwischen den beiden Rassen erzielen könne, denn ein auf das Niveau des Durchschnittsamerikaners herangebildeter Neger würde es bitterer als der ungebildete empfinden, daß man ihn auf Grund seiner Hautfarbe von

Stätten ausschließt, an denen Gentlemen verkehren.

Zudem muß die Möglichkeit der Erziehung des Afro-Amerikaners zum Staatsbürger, befähigt, am Kulturwerk einer großen Nation teilzunehmen, für die Allgemeinheit als ausgeschlossen erscheinen. Das Beispiel des Rektors von Tuskegee beweist nicht das Gegenteil, denn in seinen Adern fließt, wie in denen so manches einstigen Sklaven, weißes Blut.

Dem Schulunterricht ist freilich auch der Vollblutneger zugänglich. Von den heutigen Afro-Amerikanern sind im Gegensatz zu den 97% der Sklavenzeit nur noch 45 vom Hundert Illiteraten. Unter den 60000 Negern New Yorks gehen, allerdings ausschließlich im Kreise ihrer Stammesgenossen, zehn dem Berufe des Rechtsanwalts, doppelt so viele dem des Arztes nach, 90 sind als niedere Beamte, wie Briefträger, im Dienste der Bundesregierung angestellt. Auf dem Unionsgebiet bestehen drei von Negern betriebene und geleitete Banken, 400 Zeitungen und drei Zeitschriften. Sogar mehr als 600 von Afro-Amerikanern verfaßte Bücher haben innerhalb eines Menschenalters Verleger gefunden. Aber trotzdem dem Neger alle Berufsarten ebenso wie dem Weißen offen stehen, trotzdem der Staat auch seinen Kindern unentgeltlich Schulerziehung gewährt, sind von je 10000 Afro-Amerikanern 33 Verbrecher, während der letzteren nur 9 auf 10000 Weiße kommen. Das Verhältnis einfacher Gesetzesübertreter spricht noch weit schärfer zu Ungunsten der Negerbevölkerung.

Demjenigen, der darauf einwendet, daß der „Todfeind aller Kultur, die Unfreiheit" zur Sklavenzeit im Neger naturgedrungen ein niedrigeres moralisches Empfinden als das des Weißen gezeitigt haben müsse, läßt sich erwidern, daß überall auf dem Gebiet der Nordstaaten die Nachkommen jener freien Afro-Amerikaner leben, die sich schon zu Zeiten Washingtons auf 17000 bezifferten. Sie sind aber vollständig in ihren erst durch die Emanzipation freigelassenen Stammesgenossen aufgegangen, und ihre Lebensgewohnheiten unterscheiden sich in nichts von denen jener.

Ob allerdings der nach der Emanzipation behufs Erziehung der ehemaligen Sklaven eingeschlagene Weg ein sehr zweckmäßiger war, darf bezweifelt werden. Man baute ihnen Kirchen und Schulen, gab durch Abendunterricht alt und jung die Möglichkeit, sie zu besuchen, und zwar ward nicht geknausert. Die Südstaaten allein haben während des letzten Jahrzehnts für Freischulen, die Negern und Weißen offen stehen, jährlich 40 Millionen Dollars ausgegeben, und zwar wird nur $^1/_{30}$ dieser Summe von Negern aufgebracht, die doch zur Hälfte an ihr profitieren.

Aber ein Volk, das einmal die Sklaverei geduldet hat, wäre vielleicht verpflichtet gewesen, die unerfahrenen, unmündigen Freigelassenen in großen Erziehungsanstalten zu fähigen Kämpen für das Tafrinsringen heranzubilden, statt sie mit leerem Hirn und leerer Hand mancherlei in dieses hineinzusenden. Damals bedurfte jeder einstige Sklave ebenso nötig eines eigenen Erziehers, wie man heute jedem farbigen roustabout, Plantagenarbeiter und Vagabunden des Südens einen besonderen Gendarmen beigeben müßte, um die zu den Lynchgerichten führenden Schandtaten zu verhindern.

Diese Lynchjustiz wird schärfer noch als in Europa in den amerikanischen Nordstaaten verdammt, weil der Amerikaner meist in souveräner Unkenntnis der seiner engeren Heimat fernen Teile des eigenen Landes lebt. Der reiselustige Yankee fährt eben nach Europa. Daß Mobgerichte unstatthaft, mit allen polizeilichen Machtmitteln zu unterdrücken und aufs strengste zu ahnden sind, unterliegt wohl gerade für uns Europäer keinem Zweifel. Andererseits aber werden viele entschiedene Gegner der Lynchjustiz den Bewohnern der Südstaaten, nicht nur weil der Staat ihnen keine hinreichende Landgendarmerie zur Verfügung stellt, mildernde Umstände bewilligen, solange sie ihre Opfer nicht zu Martern auf den Scheiterhaufen, sondern nur zur Schlinge am Baum oder Laternenpfahl schleppen.

Ein Landesteil, in Amerika nicht mit Unrecht der „ritterliche Süden" genannt, weil seine Männer der Frau mit unbegrenzter Hochachtung begegnen, sieht seine Töchter beständig Opfer von Verbrechen werden, die an Scheußlichkeit schon deshalb dem Morde nicht nachstehen, weil sie der Frau moralischen Tod bringen. Täglich fast geschieht dies, denn allein 200 solcher Untaten werden durchschnittlich während eines Kalenderjahres von Richter Lynch geahndet.

Nun heischt das Gesetz des schwarzen Unholdes Leben nur, wenn er gleichzeitig Tatschlag beging. Gefängnisstrafe, selbst mit harter Arbeit, bedeutet ihm mit täglich drei Mahlzeiten Wohlleben. Eine Warnung und ein abschreckendes Beispiel aber, das stets für Monate nachwirkt, ist die öffentliche Hinrichtung unter freiem Himmel. Darum kann man sogar von den Lippen sehr vornehmer und sehr weiblicher Damen des Südens den Lynchmord verteidigen hören.

Abgesehen von diesen gelegentlichen Ausbrüchen der ererbten Urwaldsnatur erscheint der Afro-Amerikaner als ein eitles, unverantwortliches, aber stets frohgelauntes Kind. Er ist kein Spielverderber oder Aufsässiger, kein Streiker, sondern ein Arbeiter, der, obwohl träge, unter strenger Aufsicht mit Gesang das härteste Tagewerk verrichtet. Rührend scheint die Religiosität dieses großen Kindes. Es gibt keinen eindrucksvolleren Anblick, als den einer ernst, mit der ganzen kindlichen Inbrünstigkeit ihrer Rasse betenden Negergemeinde. Man vergißt darüber die grotesk komische Erscheinung des schwarzen „Dominie" — des Geistlichen — mit Stahlbrille und rotem Taschentuch, der den Himmel mit Hühnern und Opossums bevölkert und mit Kuchen gepflastert schildert. Beiläufig erwartet er selbst diese Lieblingsgenüsse des Negers nach dem Gottesdienste auf der Tafel eines Pfarrkindes zu finden, denn Freitisch bildet, namentlich im Süden, einen Teil der Bezahlung der farbigen Geistlichen.

Aber das Christentum des Negers, stets mit kindischem Aberglauben gepaart, endet gleichzeitig mit der Andacht, wenn die Kirche zum Schauplatz ausgelassener Heiterkeit wird. Sie ist der Mittelpunkt des geselligen und sozialen Negerlebens, meist jedoch ohne einen heilsamen Einfluß aus-

Digitized by Google

üben zu können, weil eben die von der Gemeinde gewählten Pastaren selbst Afra-Amerikaner sind.

Ist er in der Kirche unter sich, so führt andererseits in den Nordstaaten die Schule des Negers Kinder mit denen Weißer zusammen. Freilich vollzieht sich sofort eine Scheidung. Nicht nur verbieten die Eltern der herrschenden Rasse ihrem Nachwuchs, mit Negerkindern zu verkehren, sondern auch die Lehrer drücken wenigstens vorwurfsvolles Erstaunen aus, wenn dies geschieht.

Also lange bevor der junge Afra-Amerikaner des Nordens ins Leben tritt, sieht er sich bereits isoliert. Später darf er sich jeden Beruf wählen, ja der Staat gibt ihm in bescheidenem Maßstabe Gelegenheit zu kostenlosem Besuch der Hochschulen. Aber er ist sich bereits darüber klar, daß er das Feld seiner Tätigkeit nur unter Stammesgenossen suchen darf. Nun ist deren Zahl im Norden gering, wie ihre Bedürfnisse, und darum bleibt der Neger meist auf Broterwerb durch niedere Handleistungen im Dienste Weißer angewiesen. Schließlich sagen solche auch seinem Temperament am meisten zu, denn vor schwerer Arbeit aber dem mühsamen Erlernen eines Handwerks ist er kein Freund. Von dem letzteren schließt ihn nebenbei häufig die Allmacht der Labour-Unions aus, die, um das Angebot auf dem Arbeitsmarkt zu beschränken, ein stärkeres Rassenvorurteil heucheln, als sie vielleicht empfinden. Ebenso dulden Ladenangestellte keine Farbigen in ihren Reihen, weil sie glauben, daß das Zusammenarbeiten mit ihnen die Würde ihrer bescheidenen Lebensstellung beeinträchtigen könne. Nebenbei kann auch der Arbeitgeber selbst auf Grund des Rassenvorurteils seiner Kunden Neger wenigstens nicht in Stellungen verwenden, die wie jene von Verkäufern Erörterungen nötig machen, denn einem Neger befiehlt man nur. Darum ist er Laufbursche, Portier, Hausknecht, Kellner in billigen Restaurants, Kutscher oder Diener bei Leuten, die wohl männliche Domestiken gebrauchen, aber nicht den Lohn Weißer bezahlen wollen. Der Lohn des Farbigen beträgt nämlich in allen Stellungen nur etwa zweidrittel der Summe, die ein Kaukasier erhalten würde. Nichtsdestoweniger erwartet der Hausbesitzer, daß er höhere Miete als der Kaukasier bezahlt, denn das Haus, in dem einmal Neger wohnen, bezieht kein Weißer.

In jenen erwähnten Berufsarten erweist sich der Farbige unter einem strengen Herrn meist brauchbar. Von Dauer sind seine Dienste allerdings selten. Hat eine an ihm selten beobachtete Anwandlung von Sparsamkeit oder ein Glücksfall ihm die Möglichkeit sorgenfreier Existenz für die nächsten Wochen geliefert, so läuft er ohne Abschied davon, kauft sich Cylinderhut, Talmiuhrkette und rote Kravatte und bringt seine Habe zum Buchmacher auf die Rennbahn. Unter schwacher Hand ist er ausnahmslos träge, ja wahl auch frech. Obwohl selbst von primitiven Instinkten, fühlt er seltsamerweise doch schnell den Gentleman im Gebieter, und die hochnäsige Verachtung, die er für „poor white trash“ — etwa „weißes Kroppzeug“ — an den Tag legen kann, wirkt überwältigend komisch. Gar mancher Parvenü hat daher unangenehme Erfahrungen mit farbigen Dienern gemacht.

Negerinnen andererseits sind oft langjährige, meist tüchtige und im Gegensatz zu den Männern ziemlich saubere Dienerinnen. Geschätzt werden sie namentlich als Zofen von Damen, die wie Schauspielerinnen oft aus Kreisen hervorgehen, in denen man Dienstboten Vertraulichkeiten gestattet. Die Negerin, die in der Herrin eine Plaudergenossin findet, umschmeichelt diese wie ein Kätzchen, sagt ihr beim Ankleiden hundert Artigkeiten über ihre wunderschöne Figur, ihren Teint, ihr unvergleichliches Haar und weiß in der Umschmeichelten ein Gefühl behaglicher Selbstzufriedenheit zu erwecken, das es ihr nicht selten für das Leben unmöglich macht, sich von der Dienerin zu trennen, und diese bleibt auch ihrerseits treu und anhänglich bis an ihr Ende.

Lebt nun auch der Neger des Nordens auf der untersten Stufe des sozialen Aufbaus, so bewegt er sich doch auf ihr ebenso ungehindert wie Weiße von gleicher Lebensstellung, neben denen er an Stätten bescheidenen Vergnügens sitzt, ebenso wie er gleich jedermann die öffentlichen Verkehrsmittel benutzt. Anders im Süden. Dort ist er zwar auf dem Lande wie in Ortschaften, die manchmal neben 5000 Farbigen nur 600 Weiße zählen, tatsächlich in jedem Beruf tätig, aber einerlei, ob er Bankier oder Bäcker, überall trennt ihn eine scharfe Rassenscheide vom Kaukasier. Auch ein farbiger Millionär würde nicht in den für Weiße bestimmten Wagen der Eisenbahnzüge geduldet werden. Jede Straßenbahn hat zwei besondere Abteilungen; ja, wo in ärmlichen Restaurants beide Rassen, wenn auch nicht im gleichen Zimmer, doch unter einem Dache zusammenkommen, ist das von Farbigen zu benutzende Geschirr besonders gekennzeichnet. Auch die Schule trennt beide Rassen.

Trotzdem besteht im Allgemeinen keine Feindschaft, weil der Südländer durch lange Gewohnheit den Neger zu behandeln gelernt hat. Deshalb sind seine stets farbigen Diener ihm treu und anhänglich. Jede angesehene Familie hat ihre „Mammy“, die oft drei Generationen auf den Armen getragen, oder ihren „Onkel Jerry“, der Großvater und Enkel mit derselben Aufopferung gedient und beide bestohlen hat. Diebisch ist fast jeder Neger. Aber der Südländer glaubt sich durch Appell an seine Eitelkeit gegen seinen Diebstahl schützen zu können. Er legt Wertsachen mit dem Bemerken, daß sie dort gut aufgehoben, in des Dieners Hand. Dann schwellt der Stolz auf das in ihn gesetzte Vertrauen des Negers Herz und verhindert ihn, es zu mißbrauchen. Lebensmittel und kleine Gebrauchsgegenstände aber sind selten vor ihm sicher, Medizinflaschen nie. Er glaubt, durch Verschlucken des Inhalts der letzteren künftigen Leiden vorzubeugen.

Richtig sagt der Südländer darum, solche Leute sind Kinder, denen man helfen und vieles nachsehen muß. Seines Tisches Überfluß holen täglich die armen farbigen Familien des Ortes ab. Jedes angesehene Haus kleidet mehrere derselben mit abgelegten Kleidungsstücken.

Der Fremde kann sich beim Anblick dieser großen schwarzen Kinder selten des Lächelns er-

wehren. Sie sind so ewig heiter, so komisch, wenn nicht grotesk, in Sprache, Erscheinung, Kleidung und Gebärde und tragen Fehler, die schließlich menschlich sind, so arglos zur Schau, daß man ihnen nicht gram sein mag.

Das Strohdach der kleinen Hütte, die man vom Mississippidampfer sieht, zeigt große Lücken, das Getreide auf dem winzigen Acker steht schnittreif, aber der wollhaarige Herr dieses Anwesens schnarcht unter dem Schatten spärlicher Reste eines Cylinderhutes im Grase. Die Gattin sitzt unbeweglich, die dampfende Tonpfeife im Munde und sechs kohlschwarze Sprößlinge am Rocksaum, unweit davon mit der Angelrute am Ufer, seelenruhig und gelassen es dem Himmel anheimstellend, ob er ihrem Hause in Gestalt eines anbeißenden Fisches ein Mittagsmahl bescheren wird oder nicht.

Wie muß man auch lachen, wenn auf dem Gutshof „Gouverneur" McLellan den „General" Shermann des Tabakdiebstahls bezichtigt, und dieser den anderen einen „gemeinen Nigger" nennt. Zur Sklavenzeit hieß der Neger des Gutsbesitzers Schulze bekanntlich Schulzes John oder Tom. Die Freigelassenen nahmen Namen wie Washington oder Sherman an und tauften, den Eindruck derselben noch zu erhöhen, ihre Kinder auf Vornamen wie General oder Gouverneur.

Ein ganz anderes Bild aber bietet der sich selbst und der Gesellschaft seiner Stammesgenossen überlassene farbige Lohnarbeiter in Fabrik oder Plantage des Südens. Ein Dollar ist sein Tagelohn. Nie gibt er ihn für Kleidung, zum kleinen Teil nur für Essen, hauptsächlich für Whisky aus. Jeder Oberkörper dieser halbnackt arbeitenden Kerle zeigt Narben von Messerstichen. In den Tanzlokalen der roustabouts — Hafenarbeiter — von New Orleans spielen sich Szenen ab, wie sie schamloser nirgendwo auf der bewohnten Erde zu sehen sind. Nur eine Hand von Eisen kann dieses Gesindel bei der Arbeit lenken. Unter solcher aber zeigt es sich fröhlich und läßt Axt, Hammer oder Fuß zum Takt der Lieder fallen, die stets des Negers Tätigkeit begleiten.

Ob nun aber der Neger Kaufmann, Arbeiter oder Vagabund, ob er den Gesetzen der Obrigkeit gehorsam ist oder nicht, seine Rassenfehler sind derartige, daß der Gedanke empört, er solle in Gemeinden, die mehr Farbige als Weiße zählen, über der letzteren Schicksal an der Wahlurne entscheiden. Darum ist es recht und billig, daß die Südstaaten den Neger durch Entziehung des Stimmrechts politisch zu entrechten beginnen. In Frieden nebeneinander leben können die beiden Rassen, solange der Weiße Herr ist, gemeinsamem Kulturwerke obliegen — niemals!

An ein Aussterben des Afro-Amerikaners ist vorläufig noch nicht zu denken, seine Repatriierung hat sich als Fehlschlag erwiesen, denn von 20000 nach Liberia überführten Negern kehrte jeder zurück, der sich die Mittel für die Rückfahrt erbetteln oder erstehlen konnte. Keiner vermochte auf der heimischen Erde wieder Fuß zu fassen. Also bleibt leider kaum etwas anderes übrig, als die Afro-Amerikaner zu einer Klasse von Heloten zu machen, die zwar vollen Anteil an staatlicher Erziehung, nicht aber an Ausübung des Bürgerrechts haben.

Vielleicht dürfte ein immer größerer Teil der männlichen Negerbevölkerung mit dem Anwachsen des amerikanischen Söldnerheeres Tätigkeit als Soldat in diesem finden, denn der Afro-Amerikaner ist ein so guter Soldat, daß amerikanischen Offizieren die Negerregimenter als die bestdisziplinierten der Bundesarmee gelten. Das ist auch erklärlich. Des Negers Eitelkeit läßt ihn den bunten Rock mit Freuden anziehen; unter strenger Hand gehorcht er willig, Achtung vor der Autorität steckt ihm aus der Sklavenzeit im Blut, im Gleichschritt und zum Takte der Musik arbeitet er am liebsten, seine Anspruchslosigkeit läßt ihn leicht Entbehrungen tragen, Strapazen und harte Behandlung vergißt sein kurzes Kindergedächtnis bald, und schließlich zieht die Masse ihn an. Der Neger ist Herdentier par excellence. Wenn der Offizier einen Freiwilligen zu besonderer Dienstleistung vor die Front ruft, so meldet sich niemand. Verlangt er ein Dutzend, so hat er aus der ganzen Kompanie zu wählen. Freilich das Bestehlen der Kameraden und Messerstechereien sind dem Farbigen auch unter der Fahne nicht abzugewöhnen. Sonst aber hat er soldatische Tüchtigkeit, ja Bravour vor dem Feinde bekundet.

Wer weiß, ob Präsident Roosevelt je das Weiße Haus bezogen haben würde, wenn ihn und seine Rauhen Reiter, welche die Spanier bei Las Guasimas in eine Falle gelockt hatten, nicht zwei Schwadronen regulärer farbiger Kavallerie unter weißen Offizieren mit tollkühner Todesverachtung herausgehauen hätten.

---

# Zuspruch.

Und manchmal ist's, als töne durch das Schweigen
Ein Hauch des Trostes, himmlisch-rein:
So muss es sein!
So tief, tief, tief ins Dunkel musst Du steigen,
Dahin, wo jede Lebenslust verhallt,
Denn Riesenschwingen musst Du spannen lernen,
Dass es mit siegender Gewalt
Dich aufwärts reissen kann bis zu den Sternen!

Frida Schanz.

# Bilder aus der Ruſſiſchen Geſchichte.

## I. Iwan der Schreckliche.

Von

**Th. H. Pantenius.**

Mit achtzehn Abbildungen nach Originalaufnahmen.

(Abdruck verboten.)

Am 25. Auguſt 1530 waren der Hof des Großfürſten und die Stadt Moskau in großer Aufregung. Die erſte Ehe des regierenden Großfürſten Waſſili mit Salome Sjaburow war trotz zwanzigjähriger Dauer kinderlos geblieben, und als der Großfürſt Salome zwang, ins Kloſter zu gehen, und Helene Glinski heiratete, ſchien ihm zunächſt auch der Kinderſegen verſagt zu ſein. Zu ſeinem größten Schmerz. Als er einmal auf einer Reiſe ein Vogelneſt gewahrte, brach der harte Mann in Tränen aus und beklagte ſein Schickſal. Die Vögel unter dem Himmel und die Tiere auf der Erde hätten Junge, ja die Erde ſelbſt trüge Früchte, nur er müſſe ohne Nachkommen bleiben. Er war auch mit Helene zwei Jahre lang teils zu Wagen, teils zu Fuß von Kloſter zu Kloſter gepilgert, ohne daß ſeine Gebete erhört wurden. Im dritten Jahr erſt konnte Helene ihm verkünden, daß ſein Wunſch ſich erfüllen würde. Seine Freude war groß, und obgleich viele ſeiner Untertanen ihm die Verſtoßung Salomes ſehr verdacht hatten und geneigt geweſen waren, im Ausbleiben des erſehnten Thronerben eine Strafe Gottes zu ſehen, nahmen doch auch ſie an dem bevorſtehenden Ereignis freudigen Anteil. Und das um ſo mehr, als ein damals beim Volk in beſonders hohem Anſehen ſtehender Blödſinniger namens Dementi vorausſagte, die Großfürſtin würde einen „Titus“ gebären. Es gab zwar gewiß nur ſehr wenige Menſchen in Moskau, die wußten, wer Titus geweſen war, aber man war durchaus geneigt, ſich unter einem „Titus“ etwas Vortreffliches vorzuſtellen. Auch war an der Prophezeiung Dementis wohl nicht zu zweifeln, denn Gott bediente ſich mit Vorliebe der Blödſinnigen, um die Zukunft zu offenbaren. Dieſe waren in Moskau ſehr zahlreich. Nur in Lumpen gehüllt oder auch ganz nackt und oft mit ſchweren Ketten beladen, lebten ſie von Almoſen und ſchliefen in den Vorhallen der Kirchen. Neben wirklich Geiſteskranken und Taugenichtſen, die in dieſer Form dem Müßiggang frönten, befanden ſich in ihren Reihen auch Männer und Frauen, die in einem ſolchen Leben eine Gott wohlgefällige Form äußerſter Askeſe ſahen.

Die Großfürſtin hatte ſich, als ihre Stunde gekommen war, in das Badezimmer zurückgezogen, wohin ihr auch ein kleiner Kreis der höchſten Würdenträgerinnen gefolgt war: die Hofdame von der Kaſſe (Kaſnatſcheja), die Oberhofmeiſterin (Kraitſchaja), die Kammerfrau (Poſtelniza). Gegen Abend zog ſich ein furchtbares Gewitter über der Stadt zuſammen, und um ſieben Uhr wurde bei Donner und Blitz ein Knabe geboren. Der bereitſtehende Hofgeiſtliche ſegnete Mutter und Kind ein und gab letzterem den Namen ſeines Großvaters Iwan. Dann durfte auch der beglückte Vater den Thronerben begrüßen. Der Groß-

Iwan der Schreckliche. Nach einem Holzſchnitt.

Bojaren und Bojarinnen in Gala.
Nach: Olearius „Vermehrte Newe Beschreibung der Moskowitischen und Persianischen Reyse."

fürst beschenkte die Klöster und die Armen auf das reichlichste, ließ viele Gefangene frei und empfing die von allen Seiten herbeiströmenden Glückwünschenden mit großer Freigebigkeit. Er brachte dann das Kind in das erste Heiligtum des Landes, das Sergiewsche Kloster, und ließ es am zehnten Lebenstage von dessen Abt taufen. Daß ein mehr als hundertjähriger Mönch dieser Taufe beiwohnte, galt als ein glückverheißendes Wahrzeichen. Der Großfürst erlaubte nun auch seinem Bruder Andreas zu heiraten — was er ihm bisher verweigert hatte — und zeigte überhaupt eine seinem Charakter sonst nicht entsprechende Milde. Er war in seine Frau sehr verliebt, was sich außer aus Helenens Schönheit und Klugheit auch daraus erklärte, daß sie von anderer Art war als die Frauen, die er bisher gekannt hatte. Diese waren in der dumpfen Stickluft des russischen Frauengemachs, des Terem, aufgewachsen und konnten in ihrer völligen Unbildung keine anderen Reize ausüben als die einer Odaliske. Helenens Vater aber und ihr Onkel Michael stammten aus Litauen, hatten dort eine abendländische Bildung erhalten und waren erst im späteren Leben aus politischen Gründen nach Moskau gekommen. Infolgedessen war auch Helene freier erzogen worden, als es dort üblich war, verfügte über ein gewisses Maß von Kenntnissen und hatte anmutige Manieren.

Zwei Jahre nach Iwans Geburt gebar Helene noch einen Sohn Juri. Ihr Gemahl konnte sich aber seines Eheglückes nicht mehr lange erfreuen. Er starb am 3. Dezember 1533, nachdem er sich auf dem Totenbett nach der Sitte seiner Vorfahren als Mönch hatte einkleiden lassen.

Der dreijährige Iwan war jetzt Großfürst. —

Die Regierung führte zunächst seine Mutter, der die Duma der Bojaren zur Seite stand. Dieses Konseil, das nur beratende Befugnisse hatte, bestand aus zwölf bis vierundzwanzig der vornehmsten Großen und zwei gelehrten Beamten, die den Titel Dumni Djak führten. Sie versammelten sich täglich im Kabinett des Zaren, berichteten über die wichtigsten Ereignisse in dem Wirkungsbereich der Ministerien (Prikasy), denen sie vorstanden, erbaten die Entscheidungen des Großfürsten und gaben ihren Rat, soweit der Fürst nach einem solchen verlangte. Die einzelnen Bojaren wurden auch auf Jahre als Statthalter in die wichtigsten Provinzen geschickt oder im Kriegsfall mit dem Kommando über die Armeen betraut. Der Großfürst Wassili hatte die Bojaren-Duma übrigens sehr in Schranken gehalten und seine Entschlüsse meist ganz selbständig gefaßt.

Der erste Würdenträger des Landes, der Oberstallmeister (Konjuschi), war damals der Fürst Iwan Owtschina-Telepnew-Obolenski, ein bildschöner noch junger Mann von herrischer Gemütsart und rücksichtsloser Energie.

Sein Vater war einer der vertrautesten Räte Wassilis gewesen, seine Schwester Agrafjona Tscheljadin war die Amme Iwans und pflegte auch später den kleinen Groß-

fürsten. Telepnew hatte wohl schon bei Lebzeiten Wassilis einen großen Eindruck auf Helene gemacht; nach seinem Tode wurde sie bald Telepnews Geliebte.

Außer Telepnew waren die angesehensten Bojaren der Onkel Helenens, Michael Glinski, die Fürsten Bjelski, deren Mutter eine nahe Verwandte Wassilis war, und die Fürsten Schuiski. Die Schuiski, die von den Teilfürsten von Susdal abstammten, waren, als das Fürstentum von Moskau annektiert wurde, nach Nowgorod gezogen, hatten aber später ihren Frieden mit den Großfürsten gemacht und spielten jetzt, in verschiedene Linien zerspalten, als Schuiski, Gorbaty-Schuiski und Skopin-Schuiski eine große Rolle am Hof.

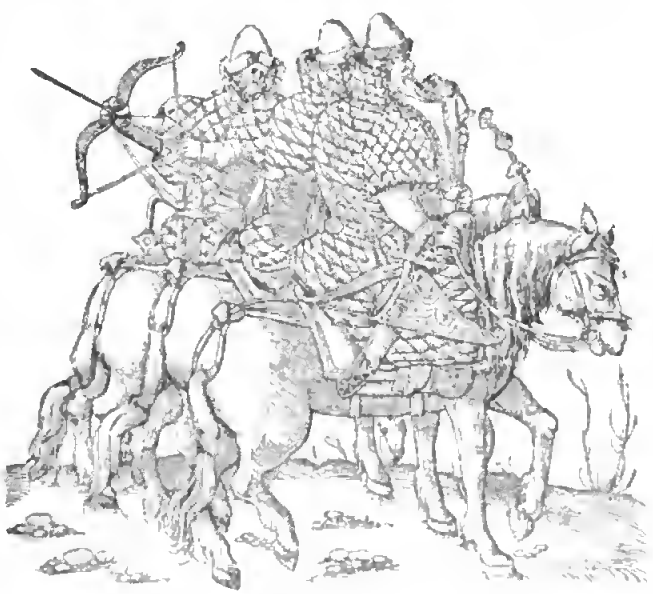
Der Kamarilla erschien zunächst der beim Volke sehr beliebte Onkel des kleinen Großfürsten, Prinz Juri, gefährlich. Sie verwickelte ihn in einen Hochverratsprozeß und ließ ihn im Gefängnis den Hungertod sterben. Dann aber wandten sich die Gewalthaber gegeneinander. Michael Glinski nahm an dem Verhältnis der Großfürstin-Witwe mit Telepnew Anstoß und machte seiner Nichte lebhafte Vorwürfe. Infolgedessen wurde auch gegen ihn Anklage auf Hochverrat erhoben. Auch er starb im Gefängnis eines unnatürlichen Todes.

Noch lebte der jüngste Bruder Wassilis, der Prinz Andreas, und erschien der Kamarilla gefährlich, obgleich er ein sehr unbedeutender Mann war, der Gott dankte, wenn man ihn in seinem Leibgedinge Staritza in Ruhe ließ. Man zitierte ihn nach Moskau, und der Unglückliche wußte, daß ihn dort das Schicksal seines Bruders Juri erwartete. Seine Bojaren rieten ihm, sich zu widersetzen. Der unglückliche Prinz folgte ihrem Rat und versandte Briefe an die Statthalter, in denen er sie aufforderte, sich von dem Kinde Iwan, in dessen Namen doch nur die Bojaren regierten, loszusagen und ihn als Herrscher anzuerkennen. Es wurde Telepnew aber leicht, seine Anhänger zu besiegen, und er selbst mußte ein Unternehmen, das weit über seine Kräfte ging, mit dem Tode büßen.

Telepnew war jetzt allmächtig und erwarb sich im Kriege gegen Litauen auch noch den Ruhm des Feldherrn, aber seine Herrschaft war doch zu illegitimer Natur, um dauern zu können. Jetzt kehrten sich die Schuiskis auch gegen ihn und Helene, denn Telepnew behandelte sie, im Gefühl seiner Machtstellung, von oben herab. Am 15. April 1538 starb Helene an Gift. Sieben Tage nach ihrem Tode ließ das Haupt der Familie Schuiski, der Fürst Wassili, Telepnew ergreifen und den Hungertod sterben. Seine Schwester, die Erzieherin Iwans, wurde zwangsweise zur Nonne gemacht, obgleich der kleine Großfürst, der sie heiß liebte, sich verzweifelt an sie klammerte.

Das Regiment ging jetzt auf den Fürsten Wassili Schuiski und seinen Bruder Iwan über. Sie befreiten den Verwandten des Großfürsten, den Fürsten Bjelski, aus dem Gefängnis, in das ihn Telepnew geworfen hatte, und hofften an ihm eine zuverlässige Stütze gewonnen zu haben. Aber der kaum Befreite intrigierte gegen sie, und sie hatten Mühe, ihn wieder zu bewältigen und abermals gefangen zu setzen.

Kaum war das gelungen, so starb Wassili Schuiski plötzlich, und seine Macht ging auf seinen Bruder Iwan über, einen ebenso hochmütigen wie brutalen Mann.



Russische Edelleute im Feldzuge.
Nach: Frhr. von Herberstein „Moscowiter wunderbare Historien".

Er beseitigte zunächst den Metropoliten Daniel, der lange ein Werkzeug der Schuiski gewesen war, sich schließlich aber mit Bjelski gegen sie gewandt hatte und ließ an seiner Stelle den Abt des Sjergiew-Klosters Joasaph Skripitzin wählen, auf den er sich glaubte verlassen zu können. Dann überließen er und seine Anhänger sich ganz ihren gewinnsüchtigen Neigungen und mißbrauchten ihre Stellungen, um sich zu bereichern. Fürst Iwan war außerdem so unklug, den kleinen Großfürsten durch eine nichtachtende Behandlung in höchstem Grade gegen sich aufzubringen. Während die strenge, zumal vom Großfürsten Wassili bis in alle Einzelheiten ausgebildete Etikette verlangte, daß in Gegenwart des Großfürsten jedermann stand — wollten die Herren sich etwas ausruhen, so mußten sie in das Nebenzimmer gehen — ging Schuiski in das Schlafzimmer Iwans, lehnte sich mit den Ellenbogen auf das Bett und legte die Füße auf einen Stuhl. Iwan erinnerte sich noch viele Jahre später mit äußerster Erbitterung dieser Tatsache.

Rüstung eines vornehmen Kriegers aus der Zeit Iwans des Schrecklichen.
Aufbewahrt im Waffen-Museum im Kreml.

In Verhältnissen wie die, von denen wir reden, gibt es keine Treue. Der neue Metropolit, auf den Schuiski felsenfest rechnen zu können glaubte, näherte sich heimlich dem gefangenen Fürsten Bjelski und bewirkte mit Hilfe der Duma seine Befreiung. Schuiski zog sich nun grollend vom Hofe zurück, die siegreiche Partei aber machte von ihrer Stellung einen maßvollen Gebrauch. Sie ließ ihn zunächst in Ruhe und ernannte ihn später sogar zum Feldherren, als ein Einfall der Tataren Moskau bedrohte. Zum Dank dafür stiftete Schuiski eine Verschwörung an, die am 3. Januar 1542 ausbrach. Die Verschworenen warfen Bjelski ins Gefängnis, rissen seine Freunde, darunter den Metropoliten, von der Seite des Großfürsten weg und schickten sie in die Verbannung. Schuiski ließ dann Bjelski ermorden und den Erzbischof von Nowgorod Makarius zum Metropoliten weihen.

Iwan Schuiski war wieder allmächtig, aber eine Erkrankung verurteilte ihn zu schwerem Siechtum, und die Gewalt ging auf die drei Fürsten Iwan und Andreas — Söhne des Fürsten Michael Schuiski — und auf den Fürsten Theodor Skopin-Schuiski über, Männer, die der hohen Stellung, die sie einnahmen, in keiner Weise gewachsen waren. Der junge Großfürst haßte sie, obgleich sie seinen Neigungen freien Lauf ließen. Und diese Neigungen waren nicht schön. Der zwölfjährige Fürst fand Freude daran, Tiere vom hohen Söller herabzuwerfen und Frauen oder Kinder in den Straßen der Stadt zu überreiten. Er war von Natur körperlich und geistig reich begabt, aber der Elternlose war ohne jede Erziehung aufgewachsen, und die Jugendeindrücke, die er bisher empfangen hatte, waren ganz geeignet, ihn mit der äußersten Erbitterung gegen die Großen des Landes zu erfüllen, von denen ja jeder jeden bei ihm anschwärzte. Und da er dieser Erbitterung keinen Ausdruck geben konnte, fraß sie sich nur immer tiefer in sein stolzes Herz.

Iwan war dreizehn Jahre alt, als zwei Brüder seiner Mutter, die Fürsten Juri und Michael Glinski, ihn heimlich

Das noch erhaltene Haus der Romanows in Moskau (Hofansicht). Nach einer Photographie.

aufreizten, das Joch der Schuiski abzuschütteln. Auch der Metropolit wirkte heimlich in ihrem Sinne auf Iwan, und man versicherte sich der Zustimmung aller Feinde der Machthaber. Am 29. Dezember 1543 klagte Iwan die Schuiskis in versammelter Duma an, Hochverräter zu sein, und befahl, den Fürsten Andreas von Hunden zerreißen zu lassen.

Niemand wagte zu widersprechen, und Iwans Befehl wurde ausgeführt.

Eine Anzahl der treuesten Anhänger der Familie Schuiski wurden verbannt und einige verstümmelt.

Iwan wurde sich jetzt seiner Macht bewußt, aber er war doch noch zu jung, um selbst regieren zu können, und die Glinski traten an die Stelle der Schuiski. Sie hüteten sich, in den Fehler ihrer Vorgänger zu verfallen und dem jungen Löwen hochmütig zu begegnen, sie umschmeichelten ihn vielmehr in jeder Weise und ließen ihn ganz gewähren. Im übrigen besetzten sie alle Ämter, aus denen die Anhänger der Schuiski entlassen wurden, mit ihren Kreaturen, und diese erpreßten und vergewaltigten genau wie jene.

Der junge Großfürst, der von einem Troß vornehmer junger Leute umgeben war, führte ein zügelloses Leben, unternahm Wallfahrten in weit entlegene Klöster, bei denen es äußerst weltlich herging, und genoß die Freuden der Jagd. Er muß aber in dieser Zeit auch, getrieben von der ihm angeborenen Wißbegierde, viel gelesen haben, denn er beherrschte später so ziemlich die ganze ihm zugängliche Literatur. Diese bestand aber außer der Heiligen Schrift und zahlreichen Heiligenleben hauptsächlich aus „Chronographien“, in denen zunächst die Geschichte von Rom und von Byzanz und dann die der slawischen Balkanvölker und Rußlands mehr oder weniger ausführlich erzählt wurde. Der Metropolit Makarius war ein ebenso großer wie kritikloser Freund der Geschichte — er verfaßte selbst eine dickleibige Sammlung von Heiligenleben — und seine lebhafte Phantasie half gern den Überlieferungen nach. So wurde es am Hofe zum Glaubenssatz, daß Rurik und seine Brüder in der vierten Generation von einem Bruder des Kaisers Augustus, namens Pruß abstammten. Dieser Pruß sollte an der Ostsee ein großes Reich begründet und nach sich benannt haben. Iwan war auf diesen Stammbaum sehr stolz.

Als für Iwans Charakter bezeichnend, trat übrigens schon damals zu Tage, daß er zwar eine ihm zugefügte Kränkung nie vergaß, für ihm erwiesene Treue aber keiner-

Gesellschaftszimmer im Hause der Romanows. Nach einer Photographie.

lei Dankbarkeit empfand und das Gefühl persönlicher Anhänglichkeit kaum kannte. So ließ er z. B. seinen Liebling, einen jungen Fürsten Woronzow, aus einem ganz unbedeutenden Anlaß hinrichten.

Am 16. Januar 1547 ließ Iwan sich krönen und traf zugleich die Vorbereitungen zu seiner Hochzeit. Die früheren Großfürsten und die Teilfürsten hatten darauf gehalten, sich ebenbürtig zu vermählen. Meist wählten sie ihre Frauen aus den von Rurik oder dem litauischen Fürsten Gedimin abstammenden Geschlechtern, es kam aber auch vor, daß sie eine Tochter des Tatarenchans heirateten, die sich dann taufen ließ. Noch der älteste Sohn Iwans III., Iwan, der vor dem Tode des Vaters starb, hatte eine Prinzessin von Twer geheiratet. Wassili aber hatte seine erste Frau, Salome Sjaburow, auf eine bisher in Rußland neue Art gewählt. Es war den Statthaltern befohlen worden, die schönsten Mädchen aus ihrem Bezirk zur Brautschau nach Moskau zu schicken, und es waren gegen zweitausend junge Mädchen dort versammelt worden. Aus diesen wurden dann immer kleinere Kreise gebildet, bis der Zar endlich aus einem Dutzend seine Wahl traf und der Auserkorenen nach der Weise des Orients sein Taschentuch als Verlobungsring überreichte. Die Folge dieser, mit den unwürdigsten Untersuchungen verbundenen Brautwahl war natürlich, daß der Großfürst in der Regel in seiner Gattin eben nur die künftige Mutter seiner Kinder sah, und daß ferner mit jeder neuen Großfürstin ein Schwarm macht- und geldhungriger Angehöriger an den Hof kam.

Iwan wählte zu seiner Gemahlin Anastasia, die Tochter einer Witwe Sacharjin-Jurjew. Der Vater war auf der Stufenleiter der Beamtenhierarchie Okolnitschi gewesen, hatte mithin auf der Stufe gestanden, die gleich hinter der der zur Duma gehörenden Groß-Bojaren stand, sein Vater war Groß-Bojar gewesen. Die Familie gehörte weder zu den Nachkommen Ruriks, noch zu denen Gedimins, sondern stammte von einem Manne ab, der aus Preußen nach Rußland gekommen war und hier Andreas Kobyla (Stute) genannt wurde. Ein Urenkel von ihm, der Sachari hieß, übertrug diesen Namen als Familiennamen auf seine Nachkommen, und die Kinder eines Sohnes von Sachari, Juri, nannten sich Sacharjin-Jurjew. Ein Sohn Juris,

Roman, war der Vater Anaſtaſias, und ihm zu Ehren nannten ſich ſeine Söhne Sacharjin-Jurjew-Romanow oder kurzweg Romanow.

Der 3. Februar war der Hochzeitstag. Auf das bei dieſer Gelegenheit entfaltete Zeremoniell wollen wir kurz eingehen. Die Hochzeiten der Großfürſten beging man nicht in der Prunkhalle, der noch erhaltenen Granowitaja Palata, ſondern in einem Saal des „Goldenen Palaſtes“. Auf einer mit Samt und Goldbrokat überzogenen Eſtrade ſtand ein Tiſch, auf dem ſich in goldenen Gefäßen Kalatſchi (ein Gebäck, das auch an den Namenstagen des Großfürſten und der Großfürſtin ihnen von den Hofherren und Hofdamen dargebracht wurde), und Salz befanden. Hinter dem Tiſch waren die Sitze des hohen Paares, und auf jedem lagen vierzig Zobelfelle. Die Braut begab ſich unter Vortritt des großen Dienſtes, deſſen vornehmſter Vertreter einen Kuchen, den Karawai trug; auf dem Goldmünzen lagen, in den Saal und nahm auf der Eſtrade Platz. Neben ſie, auf den für den Bräutigam beſtimmten Sitz, ſetzte ſich die ihr zunächſt verwandte Dame. Links von der Braut nahmen die Träger von Lichtern und der Träger des Karawai Aufſtellung, während die übrigen Bojaren auf den an den Wänden entlanglaufenden Bänken Platz nahmen. Alle in von Gold ſtarrenden, mit Edelſteinen geſchmückten langen Gewändern und mit hohen Mützen aus dem Fell ſchwarzer Füchſe auf dem Kopf. Dann trat, wieder unter großem Vortritt, der Großfürſt ein und nahm neben der Braut Platz. Die Brautführerin kämmte nun dem Bräutigam und der Braut die Haare und ſetzte der Braut die Haube auf. Dann beſtreute ſie den Bräutigam aus einer goldenen Urne, in der ſich neunmal drei Zobelfelle und ebenſoviele ſeidene Tücher befanden, mit Hopfen. (Als Symbol der Fruchtbarkeit.) Der Hochzeitsmarſchall des Bräutigams ſchnitt dann Brot und Käſe, die man hereingebracht hatte, an und ſtellte beides vor das Brautpaar; der der Braut verteilte unter die Gäſte koſtbare Handtücher. Die Trauung fand in der Kirche Mariä Himmelfahrt (einer der drei großen Kathedralen im Kreml) ſtatt. Nach ihr reichte man dem Großfürſten ein Glas mit Wein, das er leerte und dann zertrat. Auf der Rückkehr von der Kirche wurden die im Kreml liegenden Klöſter beſucht, und dann fand das Hochzeitsmahl ſtatt. An dieſes ſchloß ſich das eigentliche Beilager, das mit

Empfangsſalon im Hauſe der Romanows. Nach einer Photographie.

Bräuchen verbunden war, die unserer Zeit außerordentlich indiskret erscheinen und auf die hier nicht näher eingegangen werden kann.

Die Wahl Anastasias erwies sich als eine sehr glückliche, da die sanfte Frau sich Iwans volle Liebe gewann. Im übrigen schränkte die Ehe seine zügellosen Gewohnheiten nur wenig ein, und erst eine furchtbare Katastrophe sollte hier für eine Weile Wandel schaffen.

Am 20. Juni stand der allverehrte Blödsinnige Wassili um die Mittagsstunde vor der Kirche zur Kreuzeserhöhung und weinte bitterlich. Große Volksmassen sammelten sich um ihn und gerieten ob seines rätselhaften, aber offenbar unheilverkündenden Gebarens in große Sorge. Aber erst am nächsten Tage sollte man die Ursache erfahren. An ihm geriet nämlich eben diese Kirche in Brand, und das Feuer griff in der fast ausschließlich aus hölzernen Häusern bestehenden Stadt mit rasender Schnelligkeit um sich. Alles, was rechts und links der Neglinaja lag, verbrannte, fliegende Funken zündeten auch im Kreml und entfachten auch dort einen furchtbaren Brand. Mehrere tausend Menschen kamen in den Flammen um.

Der Hof befand sich während dieser Katastrophe in dem Sommerpalast Worobjewo auf den Sperlingsbergen über Moskau, und der Großfürst nahm sie zunächst auf die leichte Achsel. Darüber entstand in der Bevölkerung der Hauptstadt die äußerste Erbitterung, und die Feinde der Glinski benutzten die Gelegenheit, um sie zu stürzen. Die Romanows, die noch am Hof lebenden Schuiski, der einflußreiche Bojar Iwan Feodorow, die Fürsten Nagoi taten sich zusammen und verbreiteten unter dem Volke die Kunde, die Fürstin Anna Glinski — Iwans Großmutter — und ihre Söhne hätten Menschenherzen in Wasser gelegt und mit diesem Wasser die Straßen besprengt. Daraus sei die Feuersbrunst entstanden.

Als man am Hof von den Zusammenrottungen des Volkes erfuhr, schickte der Großfürst Jnri Glinski und andere Bojaren nach Moskau, um es zu beruhigen. Das Volk strömte auf dem Kathedralenplatz im Kreml zusammen, erschlug den Fürsten und schleppte den Leichnam auf den Roten Platz (zwischen dem Kreml und der Stadt). Zugleich wurden alle Anhänger der Glinski, die man an ihrem kleinrussischen Dialekt erkannte, erschlagen. Die Fürstin Anna und ihr Sohn Michael waren zu ihrem

Teil der Granowitaja Palata und die Hauskirche der Zaren im Kreml. (Außenansicht.)
Nach einer Photographie.

Die Granowitaja Palata, bei festlichen Anläſſen benutzter Saal im Kreml. Nach einer Photographie.

Glück nicht in Moskau, das Volk wollte ſich aber dieſe Opfer nicht entgehen laſſen und ſtrömte nach Worobjewo.

Iwan geriet in Gefahr, daß die Volkswut ſich gegen ihn kehrte, und wurde von großer Angſt ergriffen. Dieſen Augenblick benutzte ein Mann, der berufen war, eine große Rolle im Leben Iwans zu ſpielen, der Prieſter Sylveſter. Wir wiſſen nicht, welche Stellung Sylveſter damals einnahm, er muß aber doch wohl zur Hofgeiſtlichkeit gehört haben. Er trat jedenfalls vor Iwan, warf ihm rückhaltlos ſein zuchtloſes Leben vor und bedrohte ihn mit allen Strafen der Hölle, die er packend auszumalen wußte.

Seine Worte ergriffen den jungen Fürſten im Innerſten. Er gelobte Beſſerung, und dieſes Gelöbnis war zweifellos ganz aufrichtig, denn es hielt noch lange an, nachdem die unmittelbare Gefahr vorüber und das Volk beruhigt war. Der Einfluß Sylveſters war eine Weile allmächtig.

Wir wiſſen von dem merkwürdigen Manne nur zu wenig, kaum mehr, als daß er aus Nowgorod ſtammte. Er war jedenfalls ein ebenſo kluger wie wohlmeinender Mann und ein ausgezeichneter Menſchenkenner. Er glaubte, die zuchtloſen Neigungen ſeines fürſtlichen Beichtkindes nicht anders bändigen zu können, als indem er ſich an deſſen Aberglauben wandte und ſeine Phantaſie durch immer neue Wahrſagungen und allerlei „Wunder“ beſchäftigte. Ein dem klugen Iwan gegenüber immerhin ſehr gefährliches und auf die Dauer nicht durchzuführendes Verfahren. Im übrigen ſuchte er den Großfürſten mit den beſten Männern zu umgeben, die damals für den Hof- und Staatsdienſt zu haben waren, und hatte darin eine ſehr glückliche Hand. Der intimſte Berater Iwans wurde, auf Sylveſters Anregung, Alexei Adaſchew, ein aus dem Landadel ſtammender Mann, deſſen Einſicht ſich aber zunächſt ein großer Teil des hohen Adels willig fügte. Er war, mit dem Maße ſeiner Zeit und ſeines Volkes gemeſſen, als Menſch und als Staatsmann gleich ausgezeichnet und verſtand es, alle hervorragenden Männer der Zeit um ſich zu ſammeln. Die Fürſten Kurbski, Worotynski, Gorbaty-Schuiski, mehrere Scheremetjews bildeten zugleich mit Männern aus dem Landadel die Umgebung Iwans und hielten alle fern von ihm, die an ſeine böſen Neigungen appellieren konnten.

Es folgten reiche, fruchtbare Jahre, in denen wichtige Reformen getroffen wurden. Es wurde 1550 ein allgemeiner Landtag abgehalten und auf ihm ein neues Geſetzbuch, der Sſudebnik, feſtgeſtellt. Der Sſudebnik iſt zum Teil ein Landrecht, zum Teil eine Prozeßordnung und, mit dem Maßſtabe jener Zeit gemeſſen, von humanem Geiſt erfüllt.

Im folgenden Jahre trat dann ein Kirchenkonzil zuſammen, das auch auf dieſem wichtigen Gebiet Ordnung ſchuf. Die Beſtimmungen dieſes Konzils heißen, da ſie in hundert Fragen und Antworten gefaßt ſind, der Stoglaw (Hundertkapitel).

Es wurde ferner der Dienſt der Grenzwachen neu organiſiert und das Heer wichtigen Reformen unterworfen.

Der „Rote Platz" zwiſchen Kreml und Stadt.
Im Hintergrunde die von Iwan dem Schrecklichen nach der Eroberung von Kaſan erbaute Kirche Waſſili Blaſchenny, rechts das heutige Erlöſertor, das früher das Frolowſche Tor hieß. Hinter dem kleinen Denkmal von Minin und Poſcharski die Lobnoe Meſto, ein Podium, von dem aus die Zaren zum verſammelten Volk zu ſprechen pflegten.

Nachdem ſo im Inneren tief einſchneidende Reformen getroffen waren, beſchloſſen Iwan und ſeine Ratgeber, ſich gegen die tatariſchen Fürſtentümer zu wenden, in die die Tataren nach dem Untergange der Großen Horde zerfallen waren. Es waren im weſentlichen drei: die Zartümer Kaſan, Aſtrachan und die Krim.

Man kann ſich die Leiden, die die Nachbarſchaft der Tataren auch damals noch über Rußland verhängte, gar nicht groß genug denken.

Sobald die Chane einen Erfolg vorausſetzen konnten, ſammelten ſie die wehrfähige Mannſchaft und ſuchten, ſo unbemerkt wie möglich, die ruſſiſche Grenze, die ſich im weſentlichen mit der Oka deckte, zu erreichen. Jeder Mann war beritten und hatte drei Pferde. Gelang es der Vorhut, die ruſſiſchen Vorpoſten zu überrumpeln und die Oka zu überſchreiten, ehe das ruſſiſche Aufgebot ſich an ihren Ufern geſammelt hatte, ſo ergoſſen ſich die Tataren wie ein Heuſchreckenſchwarm über das Land. Es war hauptſächlich auf das Zuſammentreiben von Gefangenen abgeſehen, die ſpäter in Kaſan, in Aſtrachan, in Aſow, in Kaffa verkauft wurden. Die Türken, die Genueſen und Venetianer brauchten viele Sklaven für ihre Galeren, die zuerſt genannten, die Tſcherkeſſen und die Perſer, viele Weiber für ihre Harems.

So im großen Kriege. Neben ihm ging raſtlos der ebenfalls ganz auf Menſchenraub abſehende Kleinkrieg an den Grenzen her, unternommen von einzelnen Murſen und Ulanen (tatariſchen Edelleuten).

Der Krieg gegen Kaſan wurde mit Umſicht vorbereitet und mit Energie geführt. Iwan zog mit ins Feld und war zugegen, als Kaſan erobert wurde (1552). Er nahm nicht perſönlich am Kampf teil, aber die Ruſſen fochten doch überall unter ſeinen Augen, und als er in Moskau einzog, war er der populärſte Fürſt, der ſeit Dimitri Donskoi auf dem großfürſtlichen Stuhl von

Moskau gesessen hatte. Auch das Familienglück lächelte ihm, Anastasia hatte ihm einen Sohn Demetrius geboren, der übrigens nicht mit dem anderen Demetrius verwechselt werden darf, den ihm 1583 seine siebente Gemahlin gebar.

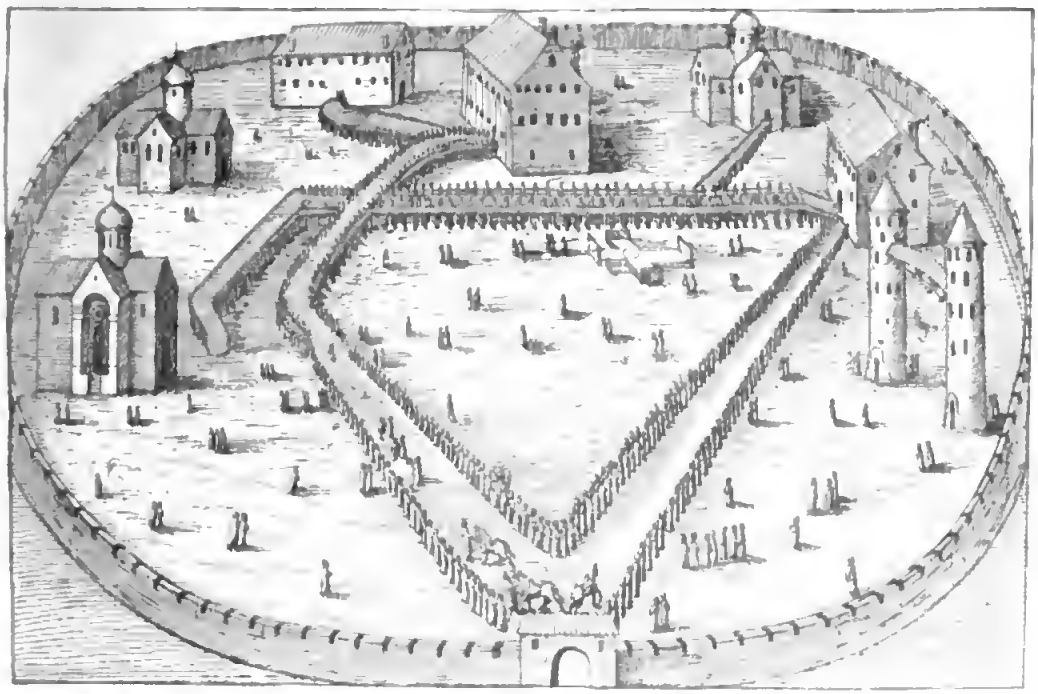
Iwan nahm den Zarentitel an und ließ zur Erinnerung an seine Erfolge auf dem Roten Platze die wunderliche Kirche erbauen, die heute Wassili Blaschenny heißt.

Aber eben damals bereitete sich schon die verhängnisvolle Umwandlung in Iwans Seele vor, die aus ihm einen der furchtbarsten Menschen machen sollte, von denen die Weltgeschichte zu berichten hat.

Es war der Partei Sylvester-Adaschew leider nicht gelungen, Anastasia zu gewinnen. Es scheint, daß Sylvester es hier an dem nötigen Takt fehlen ließ und mit seinen Ermahnungen auch störend in das Eheleben eingriff. Außerdem waren die Brüder der Zarin darüber unwillig, sich in den Hintergrund gedrängt zu sehen. Der Hof Anastasias wurde der Herd der Opposition gegen die herrschenden Männer.

Diese wurden allmählich auch Iwan unbequem. Sie hatten ihn, wie es scheint, gegen seinen Willen, veranlaßt, mit dem Heer vor Kasan zu rücken, und wollten ihn nach der Eroberung der Stadt noch in ihr festhalten, weil ihnen das im Interesse der Beruhigung des Landes wünschenswert erschien. Er mochte außerdem mit der Zeit hinter die Geheimnisse der Sylvesterschen „Wunder" gekommen sein oder doch wenigstens Verdacht schöpfen. Sein wildes Temperament litt wohl auch unter der Selbstzucht, die die Rücksicht auf seine Ratgeber ihm auferlegte. Er wurde ungeduldig, und es bedurfte nur noch eines Anstoßes, um einen Wandel herbeizuführen.

Anfang März erkrankte der Zar an einem schweren Fieber. Iwan machte sein Testament, in dem er seinen Sohn Dimitri zu seinem Nachfolger ernannte, und forderte die Bojaren auf, ihm eidlich Treue zu geloben. Viele von ihnen weigerten sich, den Eid zu leisten. Wurde ein Säugling Zar, so bedeutete das eine neue Bojarenherrschaft. Wer den Romanows Feind war, zitterte vor einer solchen. Da Iwans Bruder Juri ganz unbedeutend war, warfen die Bojaren ihr Auge auf den Prinzen Wladimir, den Sohn des Prinzen Andreas, und die ehrgeizige Mutter des Prinzen unterstützte sie. Der Vater Adaschews sagte Iwan ins Ge-



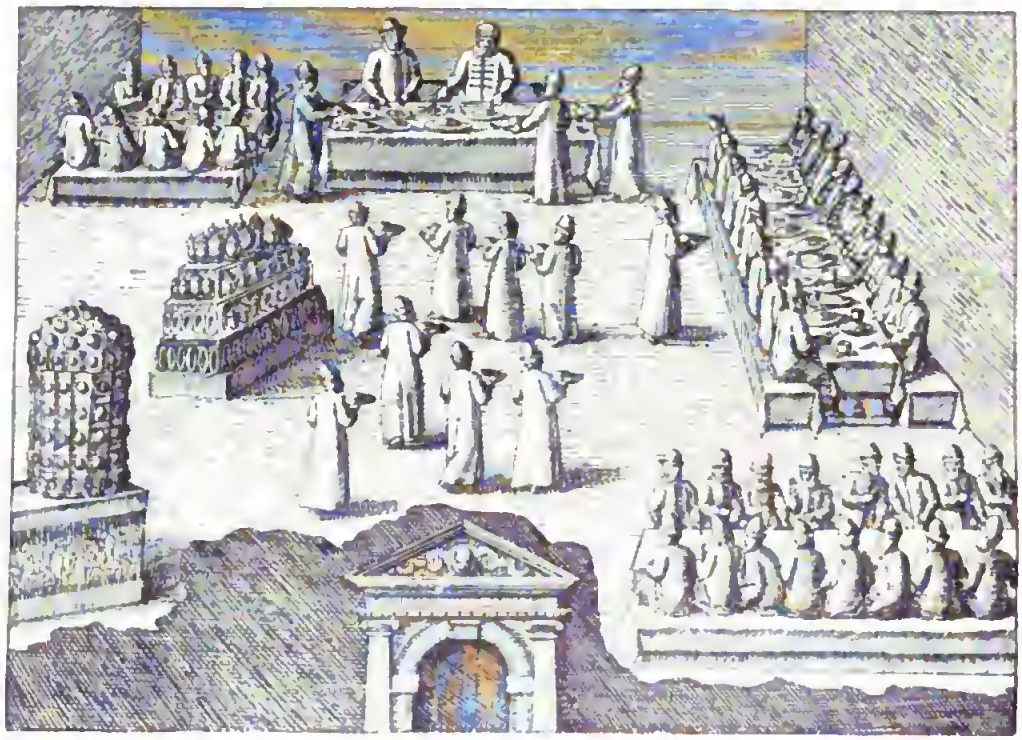
Gesamtansicht der Alexandrowskaja Sslobода. Die Schützen bilden Spalier.
Nach: Jakob Ublefeld: „Hodoëporicon Ruthenicum."

ſicht, ſie ſchwüren nicht, weil ſie den Romanows nicht gehorchen wollten, und ſelbſt Sylveſter ſcheint aus dieſem Grunde gewünſcht zu haben, daß die Zarenkrone auf den Prinzen überging. Der Prinz verweigerte denn auch den Eid.

Schließlich ſchwuren doch alle, aber der Vorgang hatte auf Iwan einen furchtbaren, unauslöſchlichen Eindruck gemacht. Seitdem glaubte er an menſchliche Treue nicht mehr und war von wilder Rachſucht gegen die Bojaren erfüllt. Er fürchtete ſie aber, denn die Partei Sylveſter-Adaſchew war ja im Beſitz aller Macht und konnte gefährlich werden. So hielt er denn noch an ſich. Es war aber Waſſer auf ſeine Mühle, als ihm der Biſchof von Kolomna, Baſſian, ein Todfeind Sylveſters, den Rat gab: „Wenn Du ein wahrhafter Selbſtherrſcher ſein willſt, ſo habe keine Ratgeber, die klüger ſind als Du.“

Es gab einen neuen Konflikt mit Sylveſter. Der Zar hatte Luſt, die früheren Reiſen von Kloſter zu Kloſter wieder aufzunehmen. Sylveſter redete ab und drohte, als er nicht durchdrang, mit dem Tode des kleinen Dimitri. Und der kleine Prinz ſtarb wirklich während der Pilgerfahrt.

Dazu kamen politiſche Meinungsverſchiedenheiten. Die Partei Sylveſter-Adaſchew drang darauf, nun auch mit der Krim aufzuräumen, während Iwan die Eroberung Livlands ins Auge faßte. Rußland erreichte die See damals nur durch die unwirtlichen Küſten am Weißen Meer, überall ſonſt war es von ihr durch feindliche Nachbarn getrennt. Und an den Landgrenzen ſorgten die Livländer, die Litauer, die Polen dafür, daß Rußland gegen das Abendland hermetiſch abgeſchloſſen blieb. Iwan erkannte ſehr richtig, daß er ſein Heer mit den Kriegskünſten, ſein Volk mit der Induſtrie des Abendlandes bekannt machen müſſe, aber es gab für ihn keine Möglichkeit, von dorther Lehrmeiſter zu beziehen, ſolange er nicht Herr von Livland wurde. Das aber erſchien in der Tat nicht allzu ſchwer, denn jede ſtaatliche Ordnung war in dem Ordensland in der Auflöſung begriffen. Das Land der hl. Jungfrau war proteſtantiſch geworden und wurde doch von dem Orden fremder mönchiſcher Ritter be-



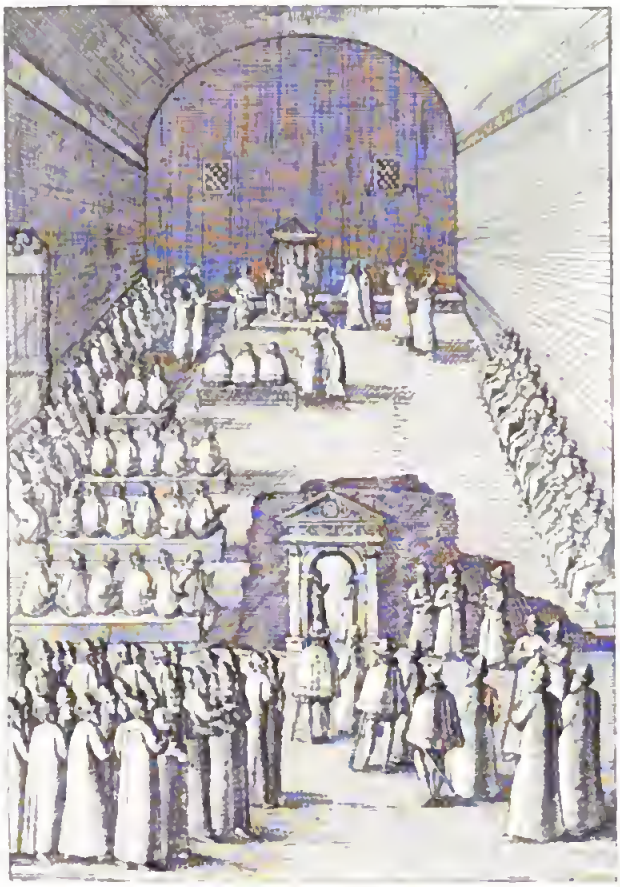
Feſttafel in der Alexandrowskaja Sſloboda. Zur Rechten des Zaren ſitzt ſein älteſter Sohn Iwan.
Nach: Jakob Ublefeld „Hodoëporicon Ruthenicum“.

herrscht, die zum größten Teil in ihren Herzen auch Protestanten waren. Dasselbe galt von den Bischöfen. In dem unglücklichen Lande war jedermanns Hand gegen jeden.

Iwan entschied sich für den Krieg um Livland, bekam es aber dort, wie zu erwarten war, bald mit Schweden und mit Polen-Litauen, die auch nach Livland verlangten, zu tun.

Iwan führte den Krieg barbarisch, und Sylvester und Adaschew lehnten sich gegen diese Kriegführung auf. Iwans Erbitterung stieg beständig.

Am 7. August 1560 starb Anastasia an den Folgen eines Schrecks, den eine plötzlich ausbrechende Feuersbrunst ihr eingeflößt hatte. Die Feinde Sylvesters aber munkelten von Gift, und Iwan schritt zur Tat: Sylvester wurde in das Ssolowetzsche Kloster am Weißen Meer verbannt, Adaschew, der in Livland zu Felde lag, in Dorpat gefangen gesetzt. Er starb gleich darauf am Fieber. Für Iwan aber lag die Bahn nun frei.



Gesandtenempfang in der Alexandrowskaja Ssloboda. Zur Rechten des Zaren sitzt sein ältester Sohn Iwan, vor ihnen stehen in weiße Seide gekleidete Jünglinge mit geschwungenen silbernen Äxten. (Die Rynbl.) Nach: Jakob Ubtefeld „Hodoëporicon Ruthenicum".

Schon am 18. August erklärte er, daß er um die Tochter des Königs von Polen werben würde, und tat es auch, wenn auch ohne Erfolg. In dem Goldenen Palast aber ging es hoch her. Zwei Baßmanow, Vater und Sohn, ein Fürst Wjasemski, Wassili Grjasnoi und Gregor Maljuta Skuratow, wurden jetzt die beständigen Genossen Iwans, lauter Männer, zu jeder Schandtat fähig und bereit. Zunächst wurden alle Verwandten Adaschews hingerichtet — sein Bruder Daniel zugleich mit seinem zwölfjährigen Sohn; dann kam die Reihe an seine Anhänger. Sie wurden erwürgt oder in die Klöster gesteckt, nur wenige zunächst noch verschont.

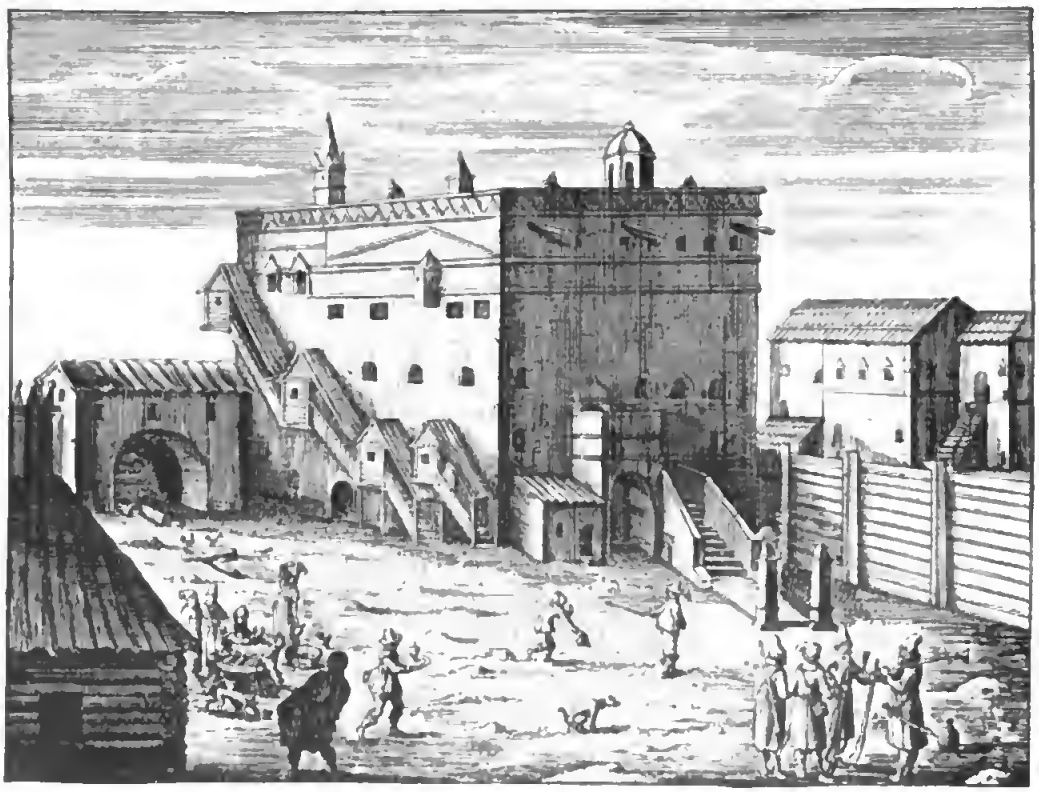
Am 21. August 1561 heiratete Iwan Maria Temgrjuk, die Tochter eines Tscherkessen, ohne sich durch die neue Ehe in seinem lasterhaften Leben weiter stören zu lassen. Mehr und mehr zerrüttete er sein ohnehin schwaches Nervensystem und damit die Widerstandskraft gegen seine wilden Instinkte.

Im Jahre 1564 floh der Fürst Kurbski, der berühmteste Feldherr Rußlands, aus Livland zu den Litauern und schickte durch seinen treuen Diener Wassili Schibanow dem Zaren einen Absagebrief, in dem er ihm über seine Greueltaten die lebhaftesten Vorwürfe machte. Iwan empfing den Boten auf der Roten Treppe im Kreml, stieß die eiserne Spitze seines Stockes — die Zaren trugen, wenn sie sich öffentlich zeigten, immer einen langen Hirtenstab — durch Schibanows Fuß und hörte so die Botschaft an. Dann ließ er Schibanow lebendig schinden und beantwortete Kurbskis Brief in einem ausführlichen Schreiben, in dem er seinen Gegner zwar beschimpfte, sich doch aber auch zu rechtfertigen suchte.

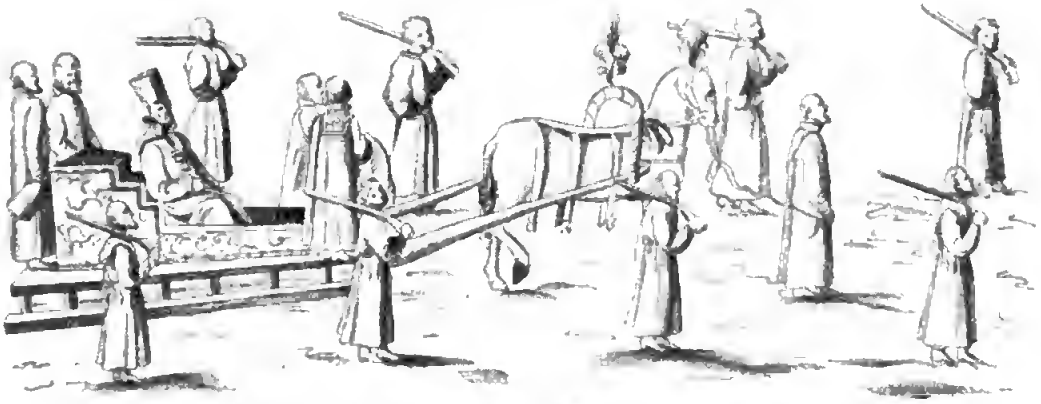
Was hätte es denn viel zu bedeuten gehabt, schreibt er, wenn Kurbski auch zu Tode gemartert worden wäre, er hätte durch seinen Gehorsam ja doch seine Seele gerettet! Die beiden wechselten noch mehrfach Briefe. Sobald nämlich der eine einen Mißerfolg hatte, schrieb der andere an ihn und verhöhnte ihn. Die Korrespondenz ist uns erhalten und ungemein interessant. Iwan hatte sich auf Grund seiner biblischen Studien die Theorie angeeignet, daß die Untertanen sich unter allen Umständen jedem Gebot ihrer Fürsten zu fügen hätten. Und was viel merkwürdiger ist, die meisten seiner Untertanen billigten diese Theorie nicht nur, sondern handelten auch nach ihr. Als jetzt neue Hinrichtungen der Freunde und Verwandten Kurbskis begannen, suchte die Geistlichkeit aber immerhin besänftigend auf Iwans Zorn zu wirken, und er sann auf ein Mittel, selbst diesen letzten bescheidenen Widerstand zu brechen. Er beschloß, sein Land in zwei Teile zu teilen, von denen der eine von der Bojaren-Duma regiert werden und Semschtschina (die Landschaft) heißen sollte, während der andere als Opritschnina (abgeteiltes Land) zu seiner freien Verfügung stehen sollte. Ich vermute, daß er in einer seiner Chronographien gelesen hatte, daß die ersten römischen Cäsaren die meisten Provinzen dem Senat überließen, sich aber die wichtigsten vorbehielten, und dadurch auf seinen Plan kam.

Die Zaren besaßen im Norden von Moskau in der Richtung nach Jaroslawl, noch über das Sergiewsche Kloster hinaus, ein Jagdschloß, das die Alexandrowskaja Sloboda hieß und einsam inmitten finstrer Nadelwälder lag. Dieser Ort sollte Iwan zu einem zweiten Capri werden. Er ließ den Palast ausbauen und den Ort mit Wall und Graben umgeben. Zu Weihnachten 1564 begab sich Iwan mit seinem ganzen Hof dorthin und erließ von dort aus ein Schreiben an den Metropoliten und ein anderes an die Bürger von Moskau. In beiden erklärte er, er könne die Widersetzlichkeit der Bojaren nicht länger ertragen, habe deshalb Moskau definitiv verlassen und werde nun dahin gehen, „wohin ihm Gott den Weg zeigen würde".

Das Volk geriet in Entsetzen. Die



Gesandtenhof in Moskau.



Der Großfürst im Schlitten. Aus der Sammlung von Ansichten des Frhrn. Augustin von Meyersberg.

Schrecken der Bojarenherrschaft waren unvergessen, Iwan selbst, der bisher nur gegen die Vornehmen gewütet hatte und gegen die Bürger in der Tat immer gnädig war, war beim gemeinen Mann sehr beliebt. Die Großen des Landes wußten, daß sie die Opfer eines Aufruhrs werden mußten, wenn es nicht gelang, Iwan zu versöhnen. Iwan empfing sie und die Geistlichkeit am 5. Januar 1565 und versprach zu verzeihen, falls letztere ihm nicht mehr in den Arm fallen wolle. Er führte dann seinen Plan aus, ernannte die Bojaren, die die Semschtschina verwalten sollten, und wählte zunächst 1000 Opritschniki, deren aber bald 6000 wurden. Sie führten einen Besen und einen Hundekopf am Sattel, als Symbole, daß sie das Land von den Gegnern des Zaren reinfegen und seine Feinde beißen würden. An sie wurde nun der Landbesitz in den zur Opritschnina gehörenden Landteilen verteilt und die bisherigen Besitzer wurden einfach verjagt. Ebenso wurde den Opritschniki ein Teil von Moskau überwiesen, wo Iwan sich in ihrer Mitte, außerhalb des Kreml, einen neuen Palast bauen ließ. Die Opritschniki mußten schwören, mit den Semski keinerlei Umgang zu haben, und konnten sich ihnen gegenüber jede Schandtat erlauben.

Nachdem Iwan die neue Ordnung der Dinge durch zahlreiche Hinrichtungen vornehmer Leute eingeweiht hatte, wohnte er meist in der Sloboda inmitten seiner Opritschniki, die ebenso willige wie rechtlose Werkzeuge seiner Launen waren. Er hätte gar nicht der Mann zu sein brauchen, der er war, um sich unter solchen Umständen zu einem furchtbaren Tyrannen zu entwickeln. Immer mehr ließ er seinen grausamen Instinkten die Zügel schießen, immer mehr fröhnte er der ihm eigenen Neigung, das Heilige mit dem Possenhaften zu vermischen. So schuf er eine Art Klostergemeinschaft, in der er der Abt, 300 Opritschniki die Mönche waren. Niemand durfte bei der Messe fehlen, vor dem Gelage las der Abt das Heiligenleben des Tages vor. Dann begab man sich in die Gefängnisse und quälte die Gefangenen mit den ausgesuchtesten Martern zu Tode. Nie war Iwan fröhlicher, als wenn er sich an diesem Anblick geweidet hatte. Von der Sloboda aus ritten Schwadronen von Opritschniks aus und verheerten die Landgüter der Bojaren, die in Ungnade gefallen waren. Alles Lebende wurde erwürgt, das Gesinde, die Tiere auf dem Hof, die Fische in den Teichen. „Heida! Heida!“ lautete der Schlachtruf bei diesen Heldentaten.

Eine lange Reihe kluger, harter Fürsten, die im engsten Bunde mit der Geistlichkeit standen, hatten durch Jahrhunderte über Moskau geherrscht, und es war jedem Russen zur innersten Überzeugung geworden, daß der Wille des Zaren der Wille Gottes sei. Diesem hatte sich der Sterbliche willig zu fügen, gleichviel, ob der Zar gnädig oder zornig war. So schwieg und duldete der Russe auch in diesen furchtbaren Jahren.

Wenn der Zar seinen Vater zu Tode quälen ließ oder seine Frau über der Tür seines Hauses oder über seinem Speisetisch aufhängen ließ und ihn zwang, die Leiche der Unglücklichen tagelang an diesem Ort zu lassen, so fügte er sich in Demut; raubte

Zug der Großfürstin in die Kirche. Aus der Sammlung von Ansichten des Frhrn. Augustin von Meyerberg.

ihm der Fürst die Tochter und gab er sie ihm erst wieder, nachdem sie in den Händen der Opritschniki gewesen war, so flüchtete er sie ins Kloster, dachte aber nicht an Rache; schnitt ihm der Zar mit eigener Hand die Ohren ab, so dankte er ihm, daß er ihm wenigstens das Leben gelassen hatte. Der unschuldig Gepfählte betete in seinen Qualen für den Herrscher. Nur Frauen verfluchten ihn wohl und nannten ihn einen Tyrannen. Als Iwan seinen Vetter, den Prinzen Wladimir und dessen Gemahlin zwang, Giftbecher zu leeren, kündigte er den Hofdamen der letzteren großmütig an, daß er ihnen nichts tun würde. Da wiesen diese Frauen und Mädchen seine Gnade zurück, verwünschten ihn ins Gesicht und starben unter den gräßlichsten Leiden. Denn Großmut war ein Iwan ganz fremdes Gefühl.

Iwan hatte auch vor den höchsten Würdenträgern der Kirche keine Scheu. So ließ er 1565 den Abt des Sjolowetzschen Klosters Philipp zum Metropoliten wählen. Philipp war ein vortrefflicher Mann aus vornehmer Familie — er war ein Kolytschew — der die allgemeinste Verehrung genoß. Er wagte es, Iwan um die Abschaffung der Opritschnina zu bitten. Infolgedessen ließ ihn dieser mit Schimpf und Schanden absetzen und ein Jahr darauf von seinem Liebling Maljuta Skuratow mit eigener Hand erwürgen.

Aber die Metzeleien in der Sloboda, der „Blutgrube", wie die in Rußland lebenden Deutschen sie nannten, genügten Iwan bald nicht mehr. Es verlangte ihn nach dem Morden im großen. Er wußte aus seinen historischen Studien, daß Twer und Nowgorod seinen Vorfahren viel zu schaffen gemacht hatten, und er beschloß, dafür nachträglich Rache zu nehmen, obgleich die Bürger dieser Städte nicht einmal Nachkommen jener Gegner Moskaus waren. Die Großfürsten hatten ja die Gewohnheit, in der Weise Nebukadnezars, die Einwohner eroberter Städte fortzuführen und in anderen Landschaften anzusiedeln. Im Winter 1569/70 brach Iwan mit seinen Opritschniki auf, umzingelte Twer und ließ die ganze Bevölkerung ermorden. Er zog dann vor Nowgorod und ließ auch dort viele Tausende umbringen. Pskow wurde dadurch gerettet, daß ein Blödsinniger namens Nikolai Iwan ein Stück Fleisch brachte. „Ich esse kein Fleisch in den Fasten," sagte Iwan. „Aber doch Menschenfleisch," meinte der Blödsinnige. Darüber wandelte Iwan ein Grauen an, und er verschonte die Stadt, die übrigens auch sonst durch absolute Unterwerfung einen guten Eindruck auf ihn gemacht hatte. Er hielt sich durch eine gräßliche Massenhinrichtung auf dem Roten Platz am 25. Juli schadlos. Nicht weniger als 120 Männer, darunter die höchsten und um Iwan verdientesten Staatsmänner, wurden in der grauenhaftesten Weise zu Tode gequält. Man staunt über die Mannigfaltigkeit der Martern, die Iwan sich ausgedacht hatte. Damals starben auch drei seiner schlimmsten Henker, die beiden Baßmanow und Fürst Wjasemski, eines qualvollen Todes, wie denn überhaupt bis auf Maljuta Skuratow, der vor Wesenberg in Livland im Kampfe fiel, und Bogdan

Bjelski, der seinen schrecklichen Herrn überlebte, alle Werkzeuge Iwans früher oder später seinem Mißtrauen zum Opfer fielen. Er seinerseits führte ein, allerdings sehr unvollständiges Verzeichnis seiner Opfer, das er an die Klöster versandte, damit für sie gebetet würde. Es ist noch erhalten.

Im folgenden Jahre 1571 machten die Tataren einen Einfall, überraschten die Russen und standen plötzlich vor Moskau. Iwan floh schmählich und ließ die Stadt im Stich, die bis auf den Kreml verbrannte. Iwan aber demütigte sich in der elendesten Weise vor dem Chan und erbot sich, ihm Astrachan abzutreten. Was sich erst hinterher als nicht erforderlich erwies.

Iwan hatte, obgleich er stets einen Harem von kriegsgefangenen Mädchen um sich hatte, doch immer noch das Bedürfnis, verheiratet zu sein. Obgleich seine Kirche nur drei Heiraten zuläßt, erwirkte er doch, als seine dritte Frau gleich nach der Hochzeit starb, von einem Konzil für sich persönlich das Recht, öfter heiraten zu können, und hatte noch nacheinander vier Frauen. Die ersten drei von den sieben starben. Was aus drei anderen wurde, wissen wir nicht. (Eine achte, die aber nicht mitgezählt wird, eine Dolgoruki, soll er in einem Teich haben ersäufen lassen.) Die drei verschwanden wohl später in Klöstern, die letzte, Maria Nagoi, überlebte ihn.

Unterdessen nahm der Kampf um Livland seinen Fortgang, und Iwan ging 1577 selbst dorthin, aber er konnte Polen-Litauen, dessen König eben der tatkräftige Stephan Bathory geworden war, nicht niederzwingen. Ganz im Gegenteil, die Polen ergriffen ihrerseits die Initiative, nahmen Polozk und belagerten Pskow. Das durch die ewigen Kriege und Iwans Wüten erschöpfte Rußland versagte. Da wandte Iwan sich an Rom. Der Papst, dem sich hier die Aussicht auf eine Vereinigung der Kirchen zu bieten schien, kam ihm denn auch zu Hilfe und verschaffte ihm mit Hilfe des Jesuiten Possewin einen verhältnismäßig günstigen Frieden, aber von Groß-Livland blieben Liv- und Kurland bei Polen, während Schweden Estland behielt. Die ungeheueren Anstrengungen Iwans waren vergeblich gewesen, und die Eroberung Sibiriens, die damals durch die im Dienste der Stroganows stehenden Kosaken unter Jermak begann, konnte zunächst als keine Entschädigung angesehen werden.

In die Zeit des Ringens mit Bathory um Pskow fällt eine furchtbare Katastrophe. Iwans ältester, gleichnamiger Sohn war der treue Genosse bei seinen Greueltaten gewesen und stand seinem Herzen nahe. In dieser Zeit nun aber kam es zwischen Vater und Sohn zu einem Wortwechsel, entweder weil der erstere seine Schwiegertochter mißhandelt hatte, oder weil der Sohn Iwan wegen seiner schwächlichen Kriegführung Vorwürfe machte. Jedenfalls schlug Iwan mit seinem Stabe nach dem Sohn und traf ihn an die Schläfe, so daß der Prinz nach wenigen Tagen verschied (9. November 1581).

Iwan war verzweifelt und mit gutem Grunde. Sein einziger noch lebender Sohn Feodor war fast schwachsinnig und voraussichtlich nicht imstande, die Regierung zu führen.

Im Jahre 1553 war ein englisches Schiff in die Dwina eingelaufen, und zwischen England und Rußland hatten sich Handelsbeziehungen angeknüpft, die Iwan auf das sorgfältigste pflegte. Nicht ohne Hintergedanken. Er meinte, sich im Falle, daß selbst die Geduld des Russen schließlich versagte, nach England, zur Königin Elisabeth, retten zu können. Jetzt kam er auf den Gedanken, sich, obgleich er mit Maria Nagoi vermählt war, eine achte Frau aus England zu holen, und warb um Maria Hastings, eine Verwandte Elisabeths. Der tragikomische Handel, der Elisabeth in große Verlegenheit brachte, zerschlug sich, und am 19. Oktober 1583 gebar ihm Maria Nagoi einen Sohn, den er wieder

Wappen des Großfürstentums Moskau. Aus der Sammlung von Ansichten des Frhrn. Augustin von Meyerberg.

Demetrius nannte. Dieser Knabe war dazu bestimmt, durch einen frühen unnatürlichen Tod unsägliches Unheil über Rußland zu bringen.

Das ruchlose Leben, das Iwan führte, hatte seine Lebenskraft verzehrt, und der noch nicht vierundfünfzigjährige Mann verfiel im Jahre 1584 einer allgemeinen körperlichen Auflösung. Sein Leib bedeckte sich mit Geschwüren, deren Eiter einen unerträglichen Geruch verbreitete. Vergeblich wandte der Zar sich an seine Ärzte und, als diese nicht helfen konnten, an lappländische Zauberer. Iwan fühlte, daß es mit ihm zu Ende ging. Er machte am 10. März sein Testament, in dem er Feodor zu seinem Nachfolger ernannte und ihm einen Reichsrat zur Seite setzte, der aus fünf Bojaren bestand. Am 15. ließ er sich dann in seine Schatzkammer tragen und zeigte dem Engländer Horsey die in ihr aufgehäuften Edelsteine. Am 19. verschied er plötzlich, als er eben mit Bogdan Bjelski eine Partie Dame spielen wollte.

Bei dem Hinscheiden dieses Fürsten, für den es weder göttliche Gebote noch Rechte seiner Untertanen gab, waren alle Hilfsquellen seines Reiches erschöpft, war die Bevölkerung Moskaus auf 30 000 Einwohner herabgesunken, waren Nowgorod, Pskow und das flache Land völlig verarmt. Alles, was er einst unter dem Einfluß von Sylvester und Adaschew Gutes geschaffen, hatte er auch mit eigener Hand wieder vernichtet. Und es gab im ganzen Zartum keinen aufrechten Mann mehr, keinen, der nicht jederzeit bereit war, einen falschen Eid zu schwören oder seinen nächsten Freund zu verraten oder jede Schandtat zu begehen, die er voraussichtlich ungestraft begehen konnte. Iwan der Schreckliche hatte eine schreckliche Saat gesät und sie brachte nach seinem Tode schreckliche Früchte.

Grabmäler von Iwan dem Schrecklichen (links), seinem erschlagenen Sohn Iwan (Mitte) und seinem Sohn Feodor (rechts) in der Erzengel-Kathedrale im Kreml. Über den Gräbern hängen Heiligenbilder.

Inschrift: Im Jahre 7092 am 19. März dem Gedächtnistage der Heiligen Chrisanew und Darius starb der rechtgläubige Fürst, Zar und Großfürst Iwan Wassiljewitsch von ganz Rußland, der als Mönch Jonas hieß (der sterbende Iwan wurde nach russischer Sitte im letzten Augenblick Mönch).

Papst Leo XIII. †.
Nach dem Gemälde von F. László-Budapest.

Digitized by Google

# Episode.

Von

**Goswina von Berlepsch.**

(Abdruck verboten.)

Um das Haus blühten die Linden, und in aller Gottesfrühe, ehe noch ein Sonnenstrahl sie traf, summten schon ganze Völker von Bienen in ihren Kronen. Es war ein merkwürdig emsiges, heimliches Treiben und eine Stille doch dabei, als hielte der junge Tag noch den Atem an.

Manchmal schwoll das Summen in dem blütenschweren Gezweige, daß es wie fernher getragenes Läuten klang, — vermutlich wenn einige Altistinnen unter den geflügelten Scharen ihre Stimme höher erhoben. Dann tönte es leise, märchenhaft auf, als ob es im lichten Morgenhimmel droben, weit, weit, irgendwo zu klingen begänne — und dann wieder sank alles in eine einzige, ruhige Tonvibration zusammen, die sich traumhaft mit den süßen Düften und dem hochzeitlichen Schimmer all der schweren Blütenpracht vermählte.

Oben im Giebel des Hauses stand ein Fenster offen. Ein altes, rechtschaffenes Bürgerhaus war es, ohne anderen Schmuck, als den der blühenden Natur rundum. Die Laden waren gerade erst zurückgeschlagen worden. Nun schaute ein Frauenantlitz hinaus in die Frühe, wie in Andacht.

Eine weiche Anwandlung beschlich Frau Bürgin in der Stube da oben, ihres Roberts Stube, — allerlei Erinnern bei dem Gedanken, der Freude — und auch ein wenig in dem Bangen vor ihres einzigen Sohnes Rückkehr. Heute sollte er kommen, zum erstenmal wieder seit mehreren Jahren, auf ein längeres Verweilen vielleicht. Und nirgends anders, als hier in seiner alten „Festung" wollte er hausen. Wie lange mochte diesmal das „Wieder" dauern?

Zwischen Vater und Sohn hatte es nicht mehr gut getan, seit der Junge auf Gnade und Ungnade seine eigenen Wege eingeschlagen. Zweierlei Art! Nichts Verschiedeneres zu denken, als diese beiden. Und so einen Einzigen möchte der Alte immer besonders nach seinen Wünschen haben. Gerade das Gegenteil war dabei herausgekommen. Das wußte niemand besser, als sie, die immer vermittelnd zwischen ihnen stand.

Ein paar große Sträuße hatte sie bereits im Garten unten geschnitten, heimlich, um nicht vom Manne bespöttelt zu werden, daß sie dem Sohn die Stube schmückte wie einem bräutlichen Mägdlein.

Er liebte diese großen, lose gebundenen Sträuße, ihr Robert. Sie machten die blitzblank aufgeräumte Giebelstube auch so festlich. Die Freude schaute daraus hervor! Und das wollte die Mutter.

Unten im Wohnzimmer, dessen Wände und Decken holzgetäfelt, mit hellgrüner Ölfarbe gestrichen waren, wie dies vielfach in älteren Schweizer Bürgershäusern gebräuchlich ist, wurde heute der Frühstückstisch für drei gedeckt. Der Sohn wollte mit dem Morgenzug kommen. Auch hier zeigte sich etwas wie eine ganz zahme Festlichkeit.

Robert mußte diesmal sogar vom Vater aus mit einigen Ehren empfangen werden. Denn er kehrte sozusagen beglaubigt im Elternhause ein. Man wußte jetzt, und zwar von außen her, daß er doch etwas anderes war, als ein Phantast und Tunichtgut, der er bisher in den Augen seines Alten gewesen. Das städtische Museum hatte nämlich ein Bild von ihm angekauft. Da waren denn Sachverständige und Unverständige, alle ehrenwerten Verwandten, Bekannten, wohlwollende Philister und bisherige Zweifler, jeder mit seiner eigenen kritischen Brille auf der Nase, gekommen, um das Ding zu sehen und immerhin den praktischen Erfolg für den Verkäufer zu erkennen. Der junge Künstler hatte eine ansehnliche Summe bekommen. Ob mit Recht, das war eine andere Frage. Denn es begeisterte sich eigentlich niemand recht für diese „Bereicherung der heimischen Kunstschätze" — außer der Mutter des Künstlers, die sich ganz im stillen mehr und mehr in dieses sonderbare Bild hineinlebte.

Eine großzügige Herbstlandschaft war es, Ebene mit Moorgründen, durch die ein einsamer Pfad führt. Der Abend dämmert herein. Tief im Westen ist noch ein falbes, verlöschendes Glimmen. Nebel steigen auf und formen sich zu seltsamen Ge-

stalten, schleichen durchs Schilf, wallen gespenstisch dahin, schleppende Gewänder, Schleier wie in flatternder Bewegung, gesenkte Häupter, — dort eines, über dem es wie eine Krone steht, eine übermächtige Gestalt. Sie bleibt am Dorngebüsch hängen, allein, wie mit vorgestreckten Armen —

Es ist wie eine Vision: König Lear zieht über die Heide mit seinem Geleit.

„Doch ich will strafen! —
Nein, weinen will ich nicht!
In solcher Nacht
Mich auszusperren!
— — auf diesem Weg liegt Wahnsinn — —"

Der sieht es so, der dort allein, auf seinen Stab gebeugt, der Nacht zuwandert. Wie Menschen-Wehruf schauert es durch die Öde — —

O ja, die schlichte Frau empfand die tragische Poesie in diesem Bilde, von dessen sonstigem Wert sie freilich wenig verstand. Im innersten Winkel der Seele empfand sie das — da, wo ihre Phantasie versteckt und schamhaft vor dem nüchternen Alltagsleben, doch immer noch mit offenen Augen lauschte nach den verborgenen Märchen und Quellen des Seins.

Durch dieses Bild und seinen schönen Kaufpreis war Robert in der Heimat auf einmal ein anderer als zuvor. Man fragte die Eltern neugierig nach dem Sohne, wollte wissen, warum er solange fern bleibe, wo und wie er denn lebe.

Das hatte kürzlich auch jemand getan — bösen Andenkens! denn es waren zwischen Vater und Sohn scharfe Szenen vorgefallen wegen dieses jemand — der dem jungen Musensohn einst bedenklich zu schaffen gemacht, dessentwillen er Monate verbummelt, an ein und derselben Leinwand, ihrem Porträt, herumstudiert und herumgemalt, höchstens noch ein paar Verse daneben geschmiedet hatte. Virginie hieß sie, mit dem allerdings nüchtern klingenden Familiennamen Huber. Aber welchem Huber von Klang für diejenigen, die das Drum und Dran kannten! Und welch ein Geschöpf war diese Virginie! Eine fremde Blüte auf dem Grund, der sie hervorgebracht. Ihre Eltern, ein ziemlich reizloses Ehepaar, robust bis an die roten Ohrläppchen, waren Großfabrikanteuleute, die es schwer in allen Taschen hatten. Sie ließen damals ihr schönes Kind porträtieren, um dem fragwürdigen „Genie", an das niemand glaubte und das infolgedessen noch stark am Hungertuch des Erfolges nagte, einen ebenso löblichen wie billigen Verdienst zu geben, — auch um Roberts Vater, einem politischen Parteigenossen des Herrn Huber, eine Gefälligkeit zu erweisen. Robert malte damals Porträts — der Not gehorchend, nicht dem eignen Triebe. Er hätte kühn einen nach dem andern seiner ehrenwerten Mitbürger herunter gemalt, wenn es nur bestellt worden wäre — um sich seinem Vater gegenüber etwas unabhängiger zu machen. Die ehrenwerten Mitbürger waren aber nicht so schnell bei der Hand. Und wie gut sie damit taten, das bewies eines Tages das eine Porträt, das man einfach scheußlich fand. Robert kam völlig in Verruf dadurch, und seine Eltern gewissermaßen auch. Sein Vater beschuldigte ihn der schnödesten Undankbarkeit gegen so wohlgesinnte Auftraggeber: statt eines ordentlichen Bildes eine nichtsnutzige Liebelei zu liefern, und was das Schlimmste, seinen Leichtsinn gar nicht einzusehen, sich und sein Werk noch zu verteidigen und das einmal ausbedungene Honorar kaltblütig, ohne Gewissensbisse, als selbstverständliche Gegenleistung in Empfang zu nehmen.

An dieses stürmische Kapitel mußte Frau Bürgin unwillkürlich denken, als sie darüber sann, was ihren Robert, das geliebte, große Sorgenkind, jetzt wohl bei seiner Heimkehr an Freuden — und an Widerwärtigkeiten erwarten werde.

Träumend blickte sie auf die blühenden Linden hinaus.

Stand er nicht selber, wie so ein Baum, jetzt in der vollen Blüte? Und solch ein verheißender Morgenhimmel über ihm?

* * *

Gerade wollten sie sich rüsten, beide Eltern, nach dem Bahnhof zu gehen, — es war noch eine gute halbe Stunde bis zur Ankunft des Schnellzuges, — als ein bekannter heller Pfiff von draußen tönte. Frau Bürgin fuhr erschrocken ans Fenster.

Weiß Gott — da stand er schon draußen vor der Gartentür!

Lachend über die bestürzte Miene schwenkte er den Hut und stand einen Augenblick später schon vor dem lieben, fragenden, glückseligen Mutterangesicht, das ihn mehr als alle Worte willkommen hieß.

Dieselben tiefklaren Augen waren es bei Mutter und Sohn, die sich voll Freude ineinander versenkten. Dann schüttelte er auch dem Vater die Hand.

Ein wenig gealtert die Alten — strotzend von blühender Gesundheit, bereits ziemlich sonnverbrannt der Junge — das war der erste gegenseitige Eindruck. Den Hut im Nacken, die Kravatte etwas verschoben, den Rock von der Nachtfahrt gerade auch nicht in bester Ordnung — so stand er vor den Eltern. Hinter ihm kam ein Dienstmann, der den alten, wohlbekannten, nachgerade recht abgenutzten Koffer trug. Einer der gerissenen Lederriemen schleppte nach, und das Schloß hatte auf dieser letzten Reise auch seinen Dienst versagt.

Ja ja, es war wieder einmal nötig, heimzukommen und den Menschen in Ordnung bringen zu lassen. Das lehrte gleich der erste Blick. Aber er war *da*! Er war wieder einmal daheim! Und alles hatte von diesem Moment an eine andere Physiognomie.

Weshalb er früher gekommen? Schnellzug — keine Spur! Dritte Klasse mit dem Personenzug war er gefahren, doch nicht etwa aus schnöder Sparsamkeit, sondern weil es ihm in der zweiten Klasse zu heiß gewesen wäre, und weil er überdies unterwegs ein paar Freunde, Landschafter, besucht hatte, die an keiner Schnellzugsstation saßen. Darum kam er eine halbe Stunde früher an. Jetzt aber war großer Hunger vorhanden! Nur das Gröbste wegwaschen und dann einmal wieder die Füße unter den Tisch von daheim stecken.

Wie es ihm schmeckte, dem großen, breitschulterigen Jungen!

Mitten im Zug des Essens fragte er: „Warum gibt's keine Erdäpfel heute?"

Gebratene Kartoffeln zum Frühstück waren seine Liebhaberei aus Knabenzeiten her geblieben. Er hatte sie sonst immer im Elternhause bekommen. Aber diesmal, in Anbetracht eines gewissen Respektes, den das Mütterlein dem Sohne zu schulden meinte, hatte sie andere gute Sachen aufgestellt.

Sobald es anging, begann sie — der Vater nicht — von ihrem Stolz, Roberts angekauftem Werk zu sprechen, auch von Urteilen mancher Leute, wie verschieden sie es auffaßten.

„Ja, diese lieben — — hm!" — Robert verschluckte das andere und zündete eine Zigarette an. „Ich weiß, was für eine Meinung sie über mich haben. Schickte mir doch einer so einen vaterländischen Käsblättli-Artikel, wo von den modernen Schmieranten, unter die ich auch gegangen sei, die Rede ist, und von dem Geld, was man für sogenannte Kunst vertue. Habt Ihr es auch gelesen? Von einem anonymen Kritikus. Weißt Du etwa, Vater, wer es ist? Da ich grad im Land bin, möchte ich ihn einmal vor mich auf den Tisch stellen und ein wenig näher anschauen."

„Na, na!" brummte Herr Bürgin. „Jeder kann seine Meinung haben. Deshalb braucht's nicht gleich Gewalttätigkeiten."

Robert lachte. „Gewalttätigkeiten? Wenn man so ein Männlein ganz sanft über die Tischbeine hinauslüpft, auf die Höhe, die ihm gebührt, und dann mit aller Höflichkeit um einen kleinen belehrenden Vortrag über Schmierantentum bittet?"

Der braven Mutter wurde bereits bänglich zumute bei dieser Tonart. Sie sah es schon wieder wetterleuchten zwischen Vater und Sohn. „Komm jetzt in Dein Stüblein hinauf. Es wartet schon lange, lange auf Dich!" sagte sie bei der nächsten passenden Gelegenheit und mit einem so lieben, bittenden Ausdruck, daß er ihr gleich folgte.

— „Ah!" — Er tat einen ingründigen Atemzug, als er oben war, einen doppelsinnigen, — den Blütenduft einziehend, der die ganze Stube erfüllte, und zugleich einen, als fühlte er sich hier oben erst ganz zu Hause. Er ging auch gleich ans Fenster und schaute hinaus auf die alten, wohlbekannten Bäume, die ihm zu sagen schienen: ‚Auch wir haben auf Dich gewartet!'

— „Bist gern einmal wieder zu uns gekommen?" fragte Frau Bürgin neben ihn tretend, indem sie die Hand auf seine Schulter legte.

„Ach, natürlich, lieb's Mutterli," sagte er, die gute Hand fassend und eine ganze Weile festhaltend. Sie plauderten von allerlei, friedsam vergnügt, wie zwei vernünftige Liebesleute, die sich allein wissen.

Auf einmal fragte er: „Was macht denn — Fräulein Virginie?"

„Wird immer schöner. Sie ist eine rechte Dame geworden, seit sie aus dem Welschland zurückgekommen ist."

„Und hat sich noch kein Meistbietender gemeldet?"

„So darfst Du hier nicht reden, Robert!"

„Weiß schon. Jetzt sind wir aber unter uns. — Also — wie steht es mit ihr?"

„Nicht, daß ich wüßte von einem Bewerber. Es werden freilich viele auf sie spekulieren."

Er lachte spöttisch auf. „Ich sag's ja: ‚Spekulieren — kalkulieren!'"

Dann ging er vor den Spiegel, kämmte stumm das Haar und bürstete mit großer Sorgfalt sein Schnurrbärtchen.

Eine Weile sah ihm Frau Bürgin geduldig zu. Endlich fragte sie bescheiden vorwurfsvoll: „Merkst Du nicht, wie ich Dir überall Blumen aufgestellt habe?"

Er warf einen schnellen Blick umher.

„Richtig! Drum riecht es so gut! — O Du!"

Er nahm ihr Gesicht in beide Hände und gab ihr einen herzhaften Kuß, über den sie wie ein Mädchen errötete. Denn Küssen — das kam fast nie zwischen ihnen vor, nur bei ganz außergewöhnlichen Gelegenheiten, im Scherz und stets in Abwesenheit des Vaters, der für Zärtlichkeit keinen Sinn hatte. Vor ihm war überhaupt immer ein Teilchen Heimlichkeit in dem Glück des Zusammenseins für sie beide. Auch jetzt, wo sie ihm auspacken half, das kunterbunte Zeug von Kleidern, zerrissenen Broschüren, Skizzenbüchern, Briefschaften, Zigarren — ein Durcheinander zum Grausen. Die ganze Stube war davon angefüllt, alle Ordnung wie hinaus geblasen. Aber wie gern, wie hurtig hantierte sie in diesem Chaos!

* * *

Am Spätnachmittag rüstete sich Robert, nachdem er in einer gründlichen Siesta die Nachtfahrt dritter Klasse ausgeschlafen hatte, zum Ausgehen. Sollte er einen Spaziergang machen, hinaus in das sommerliche Land? Oder alte Gassen und Plätze der Stadt wieder einmal aufsuchen, wo er sich in Schulzeiten herum getummelt, alte Winkel mit Merkwürdigkeiten, die ihm draußen in der Fremde oft anheimelnd eingefallen waren? Oder bei einem Bekannten anklopfen? Oder — — Virginie einen Besuch machen? Nachsehen, was aus ihrer Schönheit geworden war? — — Eigentlich der vernünftigste Anfang!

Einige Sommermonate wollte er in der Heimat arbeiten. Da war es immerhin gut, etwas Schönes vor Augen zu haben, auch wenn der alte Zauber erloschen sein sollte. Ein paar Funken glommen doch immer noch unter der Asche. —

In diesem goldenen Juniabend webte heut auch so etwas — ja, was gleich? — etwas Sehnsüchtiges, zu dem ein bißchen Liebe, vergangene oder wieder erwachende, am besten stimmte — —

Himmel! War er in diese Virginie verliebt gewesen! Dermaßen, daß er blindlings und blödlings, ganz ernsthaft an eine Werbung gedacht hatte. Darum zog er damals die Sitzungen so lange hinaus, während er mit der Hälfte fertig geworden wäre. Die Herren Eltern kamen endlich hinter diese List, und Virginies Mutter wohnte dann den Sitzungen bei. Wie eine leere Wand schob sie sich zwischen sie beide. Alle Poesie war zum Teufel. Und dazu obendrein noch jene gewisse Wohlmögenheit, mit der Frau Huber ihm durch die Blume zu verstehen gab, wer er sei: ein närrisches verliebtes Nichts — und wer ihr, der reichen Familie Huber einziges Töchterchen! Die Miene trockener Großmut, die Bemerkungen, mit welchen schließlich seine Arbeit bezahlt wurde, waren eigentlich danach gewesen, daß er ihnen am liebsten das Geld vor die Füße geworfen hätte. — Protzen! — Aber was konnte das liebe Mädel dafür? Ihretwegen willigte er deshalb in das komische Ansinnen, später vielleicht einmal das als mißglückt betrachtete Ding von Porträt „nachzubessern"! — Seinetwegen! Wenn er nur Virginie unter diesem Vorwand wiedersah. Es stand ihnen damals eine große Trennung bevor.

Die siebzehnjährige Virginie wurde noch in ein feines Institut der französischen Schweiz gebracht, um den „höheren Schliff" zu bekommen, — eines, in das nur die Vornehmsten der Stadt kommen. Er ging ins Ausland.

Ein Abschied, unten an der letzten Treppenstufe — bewegt, verlegen, wortlos — — Wie er sich wieder daran erinnerte! Ein verschämter langer Händedruck nur — und ein lieber, lieber Blick, sonst nichts! — Und dann, als er ihr schrieb, die Antwort, daß Madame, die Vorsteherin des Institutes, furchtbar streng sei, absolut keine Herren-Korrespondenz dulde; daß sie

seinen Brief zu sehen verlangt und, ungeheuer aufgeregt, die Drohung ausgestoßen habe, bei etwaiger Wiederholung oder Verheimlichung den Eltern Mitteilung zu machen.

Ein rechter Pensionärinnenbrief war das gewesen. Er hatte ihn ergrimmt, ernüchtert. Darauf Schweigen. Ein Zeichen wenigstens erwartete er, wenn schon keinen Brief. Aber nichts! Auch später, als Virginie bereits wieder der Aufsicht von Madame entrückt, jedenfalls als fertig gedrechseltes Dämchen heimgekehrt war, blieb alles stumm. Nun — indessen hatte sich aber auch bei ihm allerlei vollzogen und geändert. Er war in diesen Jahren um einen festen Ruck vorwärts gekommen. Auf einmal hatte er sich auf die Arbeit geworfen mit aller Vehemenz. Auf einmal gab es keine Sehnsüchtelei mehr, keine Mädchenschmachterei. Das künstlerische Ich mit seinem Ehrgeiz packte ihn fieberhaft und wurde Herr über alles andere. Nicht eher heimkommen, als bis man etwas geworden war, lautete die Parole. Und er schlug sich durch, wie es eben ging, oft durch kuriose Engpässe! Wenn es am tollsten war, halfen heimliche Geldsendungen der Mutter wieder in frisches Fahrwasser. Man lernte schwimmen auf allerlei Flut und Wogen, bald unten, bald oben. Und das liebe pikante Mädchengesicht, das einmal eine so wichtige Rolle gespielt hatte — wo war es? Weit — weit!

Heute? Ha! — Heute gehen wir ruhig den Weg von einst; in einer angenehmen, neugierigen Erwartung nur, wie wohl der erste Blick und Gruß sein wird, — wie sie sich entwickelt haben mag. Hübsch wäre es, wenn man sich etwa im Garten träfe, oder sonst allein. Man fände immerhin eine andere Tonart, als wenn die Frau Mama dabei ist. Denn — es konnte einem im Verlauf des Wiedersehens doch wieder warm werden — —

Schau: da war es, das Portal mit den hohen vergoldeten Lanzenspitzen, der breite Fahrweg, für zweispännige Wagen, und mitten im Garten das Haus, wo alles so grundmassiv, immer wie eben frisch angestrichen ist. Über Roberts Gesicht flog auf einmal ein Lachen. Es kam ihn an, „grüß Gott, Schatz!“ da hinüber zu rufen.

Was imponierten ihm die vergoldeten Lanzenspitzen und zweispännigen Wagen und das schwere viereckige Haus mit seinen ölfarben angestrichenen Mauern! Im Grunde sind sie doch die Sklaven, diese großen Rechenmeister und Kontorhocker, auch wenn sie sich einbilden, für ihr Geld alles haben zu können. Geschmack zum Beispiel! Solch einen Kasten von Haus bewohnen! Was ließe sich Schönes daher setzen, auf diese freie Anhöhe, etwas mit Loggien, bemalten Hallen, Balkonen, an denen um diese Zeit Hunderte von Schlingrosen blühen müßten. Etwas Heiteres, vornehm Anmutiges, mit dem weiten Ausblick auf die Herrlichkeit des Landes, der Berge dort drüben, die im Abendschimmer stehen. Ein Erdenparadies müßte das sein für das schöne Geschöpf, das einzige Kind, die Erbprinzessin hier! —

„Lisabethli! — Lisabethli!“ rief es aus einem Fenster.

Robert wandte den Kopf. Die Ruferin war ihm durch Gebüsch verborgen. Doch nach Virginies Stimme klang das nicht.

„Lisabethli! Man muß schnell zum Zuckerbäcker. Das Eis ist noch nicht da. Es ist eine Schande.“

Oho — Gäste? — Das wäre minder angenehm. Aber umkehren — nein!

Als er zum Hause kam, schoß ein Dienstmädchen schnell an ihm vorbei, wahrscheinlich auf dem Weg zum Zuckerbäcker.

Er hörte Stimmen im Freien. Denen ging er nach. Und siehe, bei der Wendung um eine Baumgruppe erblickte er gleich Virginie. Eine Lawn Tennis-Partie war da beisammen. Weiße, hochgespannte Netze, ein paar jugendliche, weiße Gestalten in flinkem Spiel, mitten in dem blühenden Garten — hübsch war das! Robert blieb stehen und sah mit seinem leuchtend festen Blick hin. Die dort bemerkten ihn nicht.

Es gab ihm doch einen Ruck, als er den „Schatz“ von einst erblickte. Größer, voller, geschmeidiger geworden war sie. Das fiel ihm bei den freien Bewegungen des Spiels gleich auf. Und dann — Donner! — noch viel schöner als einst! Zu dem weißwollenen, losen Anzug trug sie einen weißen Stoffhut mit weichen Biegungen. Er saß auf einem Knoten schwerer brauner Flechten und beschattete kaum einen Streifen breit das zartgerötete Gesicht. Sie hatte immer noch das feine, etwas anämische Kolorit, das ihr einen eigenen Zauber gab, die tiefblassen Schläfen, das blasse Hälschen. Aber wie entwickelt waren die

Züge, das herrliche Oval des Kopfes! Wie ein Fürstensprößling sah sie aus.

Man unterhielt sich da drüben offenbar ausgezeichnet. Wer waren wohl die Jünglinge in den weißen Sportanzügen, mit den blauseidenen Gürtelbinden? Jedenfalls Leute, die bei einem Prima-Schneider arbeiten ließen, — ein paar jener „Spekulierenden", von denen heute die Rede gewesen.

Kein Wunder! — —

Auf einmal regte sich in Robert ein Widerwille, zu dieser Gesellschaft zu stoßen, in seinem noch etwas zerknitterten Anzug neben diesen Elegants eine schäbige Figur zu machen vor Virginie. Diese Sorte von Gesellschaft war überhaupt nicht seine Liebhaberei, jetzt am wenigsten, nachdem er über Jahr und Tag auf dem Lande, oft in tiefsten Einsamkeiten gehaust, höchstens mit einigen Kollegen zusammen, Leuten, wie er, mit braunen Händen und teilweise recht verwildertem Aussehen — aber was für Kerlen! Naturen, von denen diese da keine Ahnung haben.

Nein, lieber umkehren! Da lief er aber direkt der Dame des Hauses in die Hände. Frau Huber, die ihn auf den ersten Blick nicht erkannte, maß den Fremdling mit großen Augen. Erst, als sie sich nahe kamen, wußte sie, wer es war. „Ei, Herr Bürgin!" — Sie begrüßte ihn mit gelassener Freundlichkeit und ließ dabei den Blick, genau noch so, wie früher, gewissermaßen abschätzend über ihn gleiten.

„Ich sehe, Sie haben Gesellschaft. Ich komme lieber ein andermal," sagte er nach einigen gedankenlosen Redensarten.

„Es ist Virginies Tennis-Partie. Wollen Sie nicht bleiben? Sie müssen uns doch sagen, wie es Ihnen jetzt geht."

„Sehr gut," antwortete er zerstreut, an ihr vorbei nach Virginie sehend.

„Natürlich, wenn man solche Ehren erlebt!" lächelte sie.

„Ehren?"

Sie zog die Brauen hoch. „Ist das etwa keine, daß Sie schon ein Bild in unserem Museum haben?"

Da lachte Robert. „Ja, Sie haben recht. Ich hätte auch noch zwanzig Jahre warten können. Das ist manchem schon passiert."

Die drüben hörten das Lachen. Man sah herüber. Nun gab es kein Entweichen mehr. Aber Robert ging keinen Schritt vorwärts, obwohl sein Herz, gegen alles Erwarten, mit einemmal aufklopfte, als Virginies Blick ihm begegnete. Sie sollte ihm entgegen kommen!

Das Spiel schien zu Ende zu sein. Man trat zusammen und wechselte lebhafte Worte. Dann kam Virginie heran. Eine Blutwelle schoß ihr sichtbar in die Wange. Da hielt es Robert doch nicht länger aus. Ein paar rasche Schritte. — „Grüß Gott, Fräulein Virginie!" — Er hielt ihr Händchen einen Moment fest umschlungen. Sie löste es leise, fast wie verlegen, grüßte ihn aber mit einem Lächeln, daß ihm Hören und Sehen verging und sein erstes Wort eine rechte Dummheit war. Nur um seine freudige Betäubung zu verbergen, sagte er: „Sie sind, weiß Gott, noch um einen Kopf gewachsen!"

„So?" — Ein spöttischer Zug huschte um ihren Mund. Sie sah sich nach den andern um, die inzwischen gekommen waren. „Herr Bürgin — Kunstmaler." Dann nannte sie die Namen, alles sicher und korrekt. Und gleich danach erklärte sie mit einer energischen Armbewegung, als schlüge sie in Gedanken noch Ball: „Jetzt aber haben wir Hunger und Durst, Mama! Sie halten natürlich mit, Herr Bürgin?"

„Nein — danke."

„Warum?"

„Weil ich weder Hunger noch Durst habe."

Virginie fand diese Antwort jedenfalls komisch, denn sie schaute ihn an, als wollte sie fragen: Aus welchem Hinterlande kommst Du eigentlich?

Die andern zeigten ungefähr dieselbe Miene. Das brachte Robert aber nicht aus der Fassung. Er sah sich nur einen nach dem andern von den Spielpartnern etwas näher an. Hübsche Leute, ganz englischer Zuschnitt, bis auf den Dialekt, den sie sprachen. Der allein war unverfälscht vaterländisch. Die Damen in ihren weißen Sportanzügen mit der charakteristisch männlichen Art der Bewegungen bildeten würdige Seitenstücke zu den Herren. Wahrlich, eine Gesellschaft, wie aus dem Ei geschält! Und dem Vermögensrang nach — natürlich lauter Hundertpfünder!

Die Familie Huber war gesellschaftlich offenbar noch gestiegen durch die umworbene

Tochter. Früher schlecht und recht reiche Fabrikanten, spielten sie heute allem Anschein nach eine gewichtigere Rolle.

„Allons donc!“ rief Virginie kurz und befehlend, wie ein verwöhntes Kind. Und dabei zwang sie Robert mit jenem Augenlächeln, das ihm vorhin schon den Kopf wirblig gemacht, zu folgen.

Ein Tisch, mit allerlei guten Dingen besetzt, stand im Freien. Virginie waltete daran, wie die Herrin des Hauses. Ihre Mutter verfolgte mit stiller Bewunderung die leichte Art ihres Gehabens.

Alle ließen es sich, wie nach getaner Arbeit, schmecken und plauderten dazu von lauter sportlichen Dingen. Einer der Herren hatte mit seinem Automobil siegreich eine Distanzfahrt gemacht. Ein anderer sprach von bevorstehenden Regatten. Darauf disputierte man über die neuesten Verbesserungen aller möglichen Fahrzeuge. An alledem nahmen die Damen mit größter Sachkenntnis teil und hatten, wie die Herren, ein Rotwelsch fachlicher Ausdrücke, aus dem Robert nicht klug wurde. Man hätte dem Eifer des Gespräches nach glauben können, daß es sich um die allerwichtigsten Dinge handle, um Kämpfe für und gegen weiß Gott was. Dann aber unterhielten sie sich wieder so harmlos über irgend einen flachen Witz, daß daraus auf die schönste Sorglosigkeit der Seelen dieser verschiedenen „Kämpfer“ geschlossen werden konnte.

Robert lehnte sich auf seinen Stuhl zurück und schaute unverwandt zu Virginie hinüber. Sie war ihm wie entzaubert in dieser Umgebung — und doch so merkwürdig schön! Es verstimmte ihn.

Da begegnete sie seinem Blick mit flirrendem Glanz in den Augen. Sie merkte wohl, welchen Eindruck sie auf ihn machte. „Herr Bürgin, jetzt erzählen Sie, wo Sie solange waren und was alles Sie vollbracht haben.“

„Pah —“

„Was heißt das? So lasse ich mich nicht abfertigen!“

„Weißt Du nicht,“ bemerkte Frau Huber, „daß Herr Bürgin in Paris war? Wir hörten es ja von einem der Herren, die wegen des Bildes mit ihm verhandelten.“

„Ja, zu jener Zeit war ich in Paris.“

Der Automobilsieger, dessen Kopf auf einem unmäßig hohen Kragen wie auf einer Röhre saß, wandte den Blick kritisch nach dem sehr ungeschniegelt von Paris Kommenden. Virginie aber rief lebhaft: „Darum beneide ich Sie, Paris ist meine Sehnsucht. Wenn ich einmal kann, wie ich will — dann alle Jahre nach Paris!“

„Kann — will! — Soll heißen?“

„Wenn ich heiraten würde zum Beispiel.“

„Würde?“

„Werde!“

„Bald werde!“ scholl es im Chorus.

„Hochzeitsreise nach Paris?“ fragte der mit der Halsröhre. „Nein!“

„Gerade!“

„Passen also nicht zusammen! Hochzeitsreise Nizza, Monaco, so 'was. Paris meinetwegen später, — für meinen Teil aber — am liebsten allein.“

Die Tafelrunde lachte über dieses offene Bekenntnis, und Virginie warf keck hin: „Ist's wirklich so ein Sodom, wie die strengen Leute sagen und die amüsanten Bücher erzählen?“

Robert, der bei der Heiterkeit der anderen bisher das Gesicht nicht verzogen hatte, lachte trocken. „Jeder findet dort, was er sucht.“

„Da haben Sie's,“ rief Virginie. „Das geht auf den, der allein nach Paris will. Wir aber werden, wenn wir verheiratet sind, nicht so dumm sein, die Männer sich allein amüsieren zu lassen. Die Blaublümelein-Zeiten sind vorbei! Wir wollen auch 'was vom Leben haben!“

„Virginie!“ mahnte Frau Huber.

„Bitte, nicht nervös, Mama! Ich bin nicht mehr im Institut.“

Es zuckte ironisch um Roberts Mund.

„Das muß ein strenges Institut gewesen sein, in dem Sie — damals waren!“

Sie blickte ihn einen Moment betroffen an. Eine Erinnerung blitzte in ihr auf, aber nur flüchtig. „Und wie!“ lachte sie ein klein wenig gezwungen. „Zuerst ließ ich mir imponieren. Nachher kam ich aber bald hinter die andere Seite! Die älteren Pensionärinnen wußten alle Schliche, und Madame Morbizon selber — na! — die hatte gar keine Ursache, das Tugendvorbild zu spielen. Da war nämlich so ein dünnlicher, schwärmerischer Literaturprofessor —“

„Virginie —“

Der mit der Halsröhre wollte aber die Geschichte hören und beruhigte Frau Huber.

Digitized by Google

„In diesen höheren Pensionen sind sie ja alle verliebt, besonders nach der Richtung — Literatur, Musik. Das sind die gefährlichen Fächer. Warum sollte Madame Morbizon, wenn sie noch leidlich hübsch und jung war, nicht auch ein wenig mitschwärmen?“

„In einem Pensionat von solchem Ruf —“ wollte Frau Huber einwenden.

Aber die gesamte Jugend lachte sie aus.

„Wir werden unsere Töchter auch einmal hinschicken, und die kommen auch wieder ‚dahinter‘, gerade weil man ihnen alles verbirgt.“

In Robert regte sich plötzlich die Lust, an Virginie, die die Erinnerung an seine Schwärmerei vor diesen geschniegelten Helden so schnöde verleugnete, ein wenig Rache zu nehmen. Er beugte sich zu ihr, die Arme auf die Kniee gelegt, und sah sie mit funkelnden Augen an — gerade, als ob sie allein wären. „Ich wollte Ihnen damals nämlich, als Sie mir von der grausamen Strenge dieser Madame so und so schrieben, etwas schicken, — Verse, mit Illustrationen —“

„Ja — hat Virginie mit Ihnen von Genf aus korrespondiert?“ fragte Frau Huber höchst verwundert.

„Einmal — ja.“

„Und das unter den Sperberaugen von Madame.“

„Man sah völlig die Sperberaugen darüber,“ spottete Robert.

„Wieso?“

„Weil sich das Mäuslein so ängstlich duckte.“

„Ich — ein Mäuslein? Nie! — Ducken? Noch weniger. Soll das etwa — duckmäuserisch heißen?! Dann müssen Sie mir zur Strafe jetzt noch das Zugedachte schenken.“

„Wer weiß, in welcher Rumpelkammer das steckt.“

„Ich wäre stolz darauf. Sie sind ja ein berühmter Mann geworden!“

Robert lachte und lehnte sich wieder zurück in seinen Stuhl.

Virginies Nachbar, der von der Hausfrau mit besonderer Aufmerksamkeit behandelt wurde, fragte trocken: „Demnach kennen Sie sich schon lange?“

„Herr Bürgin hat vor Jahren das Porträt Virginies gemacht.“

„Soso — richtig! Ich habe es ja gesehen.“

„Hm! So eine Sitzungsfreundschaft also — aha!“ neckte der Humorist mit dem hohen Kragen. „Jetzt ein beliebter Stoff in Romanen. Überall Künstler, und lauter verfluchte Kerls, die nichts zu tun haben, als anderen das Beste vor der Nase wegzuschnappen!“

Virginie stand auf. — „Herr Bürgin, radeln Sie auch? Kommen Sie mit uns. Wir haben noch eine kleine Partie vor. Ich kann Ihnen ein Rad leihen.“

„Danke!“

Fast unhöflich kurz verabschiedete er sich.

„— Wer ist das eigentlich?“ fragten einige, als er fort war.

„Der Maler Bürgin, von dem das sonderbare Bild für das Museum gekauft wurde.“

„Ah der!“ — „Ich habe das Bild noch nicht gesehen.“

„Ich auch nicht.“ — „Ich auch nicht.“

Allgemeines Lachen.

* * *

Zehn Minuten später flog die ganze Gesellschaft auf der Straße, die landauswärts führte, pfeilschnell, grüßend an Robert vorbei, Virginie allen voran.

Schlank, graziös, sicher wie eine Zirkusreiterin auf dem Pferde, saß sie auf ihrem Rad und winkte mit leicht geröteten Wangen Robert zu.

Er sah ihr nach. Ein leichtes Staubwölkchen wirbelte hinter ihr her, das bei einer Biegung des Weges in der Abendsonne plötzlich goldig durchleuchtet wurde. So fuhr sie wie in einer Glorie. Aber es war trotzdem kein schöner Anblick, diese wie durch die Luft und doch dem Erdboden nach streichende, verkürzte Gestalt, die weder nach Weib noch Mann aussah. Ihm schien sie vielmehr etwas Phantastisches, etwas wie ein Hexlein, das auf dem Besen reitet!

Robert blieb stehen und betrachtete mit zugekniffenen Augen die ganze fliegende Gesellschaft. Sie kamen ihm wie schwirrende Fledermäuse vor.

Auf einmal lachte er laut, höhnisch, befreiend. — „Ich Esel! — Ich Esel! — —“

Dann ging er in anderer Richtung.

Es war ihm häßlich zumute, katzenjämmerlich. Er war böse über sich selber. Auf den Augenblick dieses Wiedersehens hatte er sich doch heimlich gefreut.

‚Schön geworden ist sie! Noch viel

Ein Frühlingstag bei Florenz. Nach dem Gemälde von Paul Wolff—Zamzow-München.
(Aus der Münchener Sezessions-Ausstellung 1903.)

schöner als früher! — — Und dabei ein tönendes Schellelein — so ein richtiges Götzenkind des Geldsacks! — Schade —'

Unversehens kam er weit und weiter hinaus ins Land. Er schritt fest aus. Die Bewegung tat gut. Das spürte er, als er nach raschem Gang, wie plötzlich erwachend, auf einer Anhöhe stand und aufatmend hinausblickte auf die altvertrauten Fluren.

Es war köstlich still hier. Aus dem Walde drang allerlei Vogelsang, und überallher kamen Düfte von blühenden Sträuchern und Wiesen.

Wie lange war er nicht mehr in dieser Gegend gewesen! Seit seinen Knabenjahren, dünkte ihm. Damals nahm ihn der Vater immer mit auf seine weiten Spaziergänge, die eigentlich nur Gesundheitsmärsche waren und den Knaben durch ihren strammen Dauerlauf quälten. Er hätte gern seine eigenen Exkursionen gemacht, fand hunderterlei am Wege, was ihn interessierte. Dann tönte immer der Ruf: Was hast Du denn schon wieder? Vorwärts! vorwärts! — Ja, dieses Vorwärts, das hatte sich früh zwischen Vater und Sohn geschoben! — — Übrigens, hier mußte die alte Walzenhausermühle in der Nähe sein, ein Landwirtshaus, in dem damals hie und da eingekehrt wurde. Robert wandte sich suchend um. Richtig, dort drüben lag sie, in ihrer Bachmulde, mitten unter Obstbäumen, mit dem spitzen Giebel und dem rotgestrichenen Sparrenwerk. Ein Flug Tauben kreiste eben um den First, und ein blaues Räuchlein stieg schnurgerade in die Luft. Dahinter zog sich, von der sinkenden Sonne beleuchtet, weithin der Wald.

Das heimelte ihn auf einmal mächtig an. Überdies spürte er Durst, einen grimmigen Durst sozusagen, der einiges von der Seele spülen sollte. Robert reckte sich, als wollte er etwas von sich werfen, und ging unverweilt der Mühle zu.

Kein einziger Gast war da — ihm gerade recht. Er setzte sich unter einen breitwipfeligen Apfelbaum, von wo er auf eine hübsche Landschaft sehen konnte, und wartete ruhig, bis jemand kommen würde, um nach seinen Wünschen zu fragen. Damit hatte es aber gute Weile. Niemand kümmerte sich um ihn, obwohl im Hause Stimmen zu hören waren. Endlich kam über die Wiese her ein Mann in Hemdärmeln, den er anrief, ob er etwas bekommen könnte.

„Freilich wohl! — Wir haben halt Heuernte und sind draußen gewesen," entschuldigte er sich. Dann rief er mit einem festen Baß nach dem Haus hinab: „Heli!"

Unter der Tür erschien ein hochgewachsenes Mädchen, das sogleich herbeikam.

„Warum, zum Donner, fragt niemand den Herrn?"

„Ich bin am Herd gewesen. Geht zum Essen, Vater," antwortete sie freundlich gelassen.

Robert sah mit angenehmer Überraschung an ihr empor. „Heli? — Was ist das für ein Name, wenn man fragen darf?"

„Ach! Ich schäme mich immer, wenn ich's sagen muß: Helvetia."

„Potz tausend!"

„Diesen Spott muß ich jedesmal hören."

„Spott? Mit nichten. Sie machen dem Namen ja alle Ehre."

Sie fragte nach seinen Wünschen.

„Einen guten Wein, und nicht zu wenig. Und wenn Sie zwei Gläser mitbringen würden, möchte ich mit Ihnen anstoßen, weil Sie Helvetia heißen."

Sie lachte und ging flink davon. Richtig standen zwei Gläser bei der Flasche, als sie zurückkam. Ländlicher Sitte gemäß durfte sie den Trunk nicht zurückweisen.

„Bravo!" rief Robert, gleich einschenkend. Er hielt ihr fröhlich das Glas entgegen. „Heil Dir, Helvetia!"

Das war der Ruf aus der Schweizer-Hymne und nicht etwa leichtfertige Intimität. Deshalb antwortete sie ernsthaft: „Zur Gesundheit!", nippte und setzte sich, um dem Gaste Höflichkeit zu erweisen, auf die andere Seite des Tisches. — „Sind Sie von hier?"

„Ja. Aber heut erst wieder aus der Fremde heimgekommen. Drum freut es mich, daß mir das Vaterland die Helvetia zum Willkomm schickt."

„Und da sind Sie am ersten Tag so allein und da heraus spaziert? — Haben Sie niemand?"

„O ja! Sogar — —" Er nahm einen Schluck, mußte darauf husten, lachen und wieder husten.

‚Ein merkwürdiger Herr!' dachte Helvetia.

„Ich war als Bub manchmal hier in der Walzenhausermühle. Da gelüstete es mich gerade, herzugehen. Sie waren aber damals nicht hier?"

„Wir sind erst seit vier Jahren da, seit Vaters Bruders Tod. Dem hat sie gehört."

„Wem? Dem Tod?"

„Nein, was reden Sie! — Sie sind gewiß ein studierter Herr?"

„Warum?"

„Weil — weil Sie so —"

„Nur heraus mit der Sprache!"

Sie lachte, mit einer wunderhübschen Bewegung des Mundes und mit so klugen, fröhlichen Augen. — „Vor ein paar Jahren kam den ganzen Sommer auch so ein Herr zu uns — gerade so, wie Sie. Man hat nie gewußt, spottet er oder ist's ihm Ernst, was er sagt, und war doch ein sehr netter Herr. Er hatte immer ein Buch bei sich und war ein Professor, oder ein Dichter, oder was weiß ich."

„Und wo ist er geblieben?"

„Fortgekommen sei er, ins Deutschland, haben sie gesagt."

„Stimmt also nicht," schmunzelte Robert, dem die Unterhaltung mit dem frischen, natürlichen Mädchen sehr behagte. „Ich bin kein Professor und kein Dichter und kein was weiß ich."

„Was denn?"

„Ein Farbenkleckser — Anstreicher."

Jetzt lachte sie hell auf. „Lassen Sie einmal Ihre Hände sehen."

Er legte sie vor ihr auf den Tisch, wohlgebildete, ausdrucksvolle Hände.

„Die sehen nicht aus, als ob sie schwer arbeiten müßten! Das können Sie mir nicht angeben."

„Wie alt sind Sie — Fräulein Helvetia?"

„Einundzwanzig."

„Und so gescheit."

„Das kommt Ihnen nur so vor, weil Sie mich für dumm gehalten haben."

„Im Gegenteil!" — Er füllte die Gläser. „Die klugen Jungfrauen sollen leben!"

„Da meinen Sie eine andere!"

„Nein — Ihnen gilt es. Niemand sonst!" rief er auf einmal hitzig und stieß fast wie im Zorn, daß die Gläser bald gesprungen wären, mit ihr an. Dann stützte er das Kinn auf die Hand und schwieg eine Weile.

Sie wollte aufstehen. Aber er bat sie, zu bleiben, bis das Fläschlein leer sei, damit sie es noch einmal füllen könne.

Es fing an zu dunkeln. Die letzten Vögel waren verstummt. Am Himmel blitzten da und dort schon Sterne. Man hörte kaum etwas anderes als den Bach rauschen.

Robert horchte auf und fing an, die Melodie vom „kühlen Grunde" zu summen, — als ob er allein wäre.

„Jetzt müssen Sie Licht haben," sagte Heli resolut und erhob sich.

„Licht?" fragte er träumerisch. „Wir haben ja Mondschein."

„Später schon, wenn der Mond über den Berg kommt, aber das dauert noch eine Weil'. Es könnte Ihnen ja ein Käfer oder eine Spinne ins Glas fallen."

Sie ging, und er schaute ihr sinnend nach, als sie über die dämmerige Wiese dem Hause zu schritt, in dem ein Licht aufblinkte. Wie traulich sah sich das an, die Silhouette des spitzgiebeligen alten Hauses mit dem erleuchteten Fenster, — die ruhig schreitende Mädchengestalt, die sich dann schattenhaft in der Dämmerung verlor! Virginie fiel ihm daneben ein, wie er sie zuletzt gesehen, im Straßenstaub dahin sausend, in der hockenden, zappligen Verkürzung — häßlich, häßlich! Keine Spur mehr von der Poesie, die sie in seiner Erinnerung gehabt hatte — die Flamme von ehedem! Ein Gesicht zog an ihm vorüber, eine Art moderner Walpurgisnacht: Geschöpfe auf geflügelten Besen, auf fauchenden, dampfenden Luftfahrzeugen. Wunderhübsche Zwitterwesen mit leuchtend weißen Gliedern und ausgelassenen Gebärden, hinter, neben, vor denen Tierköpfe auf Menschenleibern herjagten mit langen Ohren, Gehörnen, glotzenden Augen, — alles in tollem Galopp, mit atemlosem Gelächter, unter dem Sausen von Hetzpeitschen, die sie über ihresgleichen hinschwangen. Heisa! Genießen! Kopfüber, kopfunter! Immer nur weiter — leben — leben! —

Robert lachte kurz auf. Das also war das Wiedersehen! — Da war er ja gegen die schöne Virginie ein sentimentaler Romantiker vom reinsten, vom lächerlich reinsten Wasser! Übrigens hatte das hübsche Alleinsein hier seine Verstimmung so eingelullt, daß er, trotz all der wilden Phantasien, die Melodie vom kühlen Grunde unbewußt weiter summte, bis das Licht kam.

Aber nicht Heli brachte es, sondern der Alte. Das war gerade nicht nach Roberts

Sinn. Der Wackere setzte sich auf den Platz, wo zuvor die Tochter gesessen, und hob zur Unterhaltung des Gastes ein landwirtschaftliches Gespräch an.

Da unterbrach ihn Robert. „Wie sind Sie eigentlich auf den Gedanken gekommen, Ihre Tochter Helvetia zu taufen?“

„Ha — wegen einer Wette — — Wenn Sie's wissen wollen, kann ich's ja erzählen — aber Sie dürfen mich nicht auslachen. Als ich jung verheiratet war, ging ich mit meinem Weib am Maitag zu Markt. Wir wollten uns noch eine Kuh in den Stall eintun. Erhandelten auch eine, die uns wohlgefiel, eine schöne Simmentalerin, und gingen, wie's Brauch ist, hernach ins Wirtshaus, um den Handel abzumachen. Da kam es heraus, daß die Kuh Helvetia heiße und ihren Namen so gut kenne, daß sie gleich den Kopf kehre, wenn man sie dabei rufe. Der Bauer prahlte förmlich damit, als ob sie deswegen noch mehr wert wäre. Ich tat ihm das Maul zu, in der Meinung, daß es sich nicht gehört, eine Kuh nach der Landesmutter oder was sie halt bei uns so ist, zu benamsen, — eher eine Tochter, wenn man den Namen schon wolle. Für die wäre es sogar eine Art Ehre. Weil mein junges Weib dabei saß, fingen sie an zu lachen — es waren einige aus unserem Dorf mit am Tisch — und sagten, wir hätten ja Gelegenheit, das zu tun. Das Spötteln machte meine Frau wild, und sie gab ihnen trotzig hinaus: ‚Warum auch nicht?‘ um zu zeigen, daß sie mit mir einer Meinung sei. Da kam es zu einer Wette um ein Fäßlein Most. Und meine Frau war noch hitziger dabei als ich. Drei Monate nachher kam unser Erstes auf die Welt, ein Mädchen. Da hieß es also das Fäßlein Most oder den Namen. ‚Wir werden nicht so dumm sein, es fahren zu lassen,‘ sagte die Meinige. Und so blieb's dabei. Der Pfarrer hatte sogar eine Freude, als wir den Namen anmeldeten. Und mit dem Most mußten sie richtig herausrücken. Er kam gerade auf den Tauftag.“

„Und was machte die Kuh für ein Gesicht dazu?“

„Die haben wir dann ‚Bläß‘ geheißen, und auf das hat sie auch gehört. Und wenn mein Weib mit der Kleinen in den Stall oder auf die Wiese zu ihr kam, hat sie an dem Kind geschnuppert und es schlecken wollen, wie ein Kälblein, grad als wüßte sie, daß es jetzt ihren Namen trägt.“

Inzwischen war Heli mit der frischen Flasche gekommen.

Robert betrachtete bei dem kleinen Lichtschein ihre stattliche Gestalt.

„Jetzt weiß ich schon ein ganzes Kapitel von Ihrer Lebensgeschichte,“ sagte er, mit Wohlgefallen zu ihr aufschauend. „Warum haben Sie nicht noch ein Glas mitgebracht?“

„Wenn Sie schon einschenken wollen, so nimmt der Vater meines.“

„Das laß ich nicht gelten. Drei müssen es sein, die Glückszahl.“

Heli lächelte verstohlen. „Glauben Sie an solche Sachen?“

„Und wie!“

Sie traute seiner Versicherung nicht und sah aus ihren braunen, glänzenden Augen klug und überlegen auf ihn nieder. Aber sie willfahrte seinem Wunsch. Als sie über die Wiese mit dem Glas zurückkam, wandelte sie auf einmal im hellen Mondschein.

Hinter dem Wald war er eben in vollem Glanz aufgegangen, der runde silberne Sommermond, und tauchte alles in ein unendlich weiches, mystisches Licht. Und die Grillen hoben ihr Nachtlied an, und laue Duftwellen von frischem Heu zogen daher.

Robert sog das alles mit tiefem Behagen ein. Der Wein rumorte ihm ein bißchen im Kopf. Er plauderte immer lebhafter mit den wackeren Leuten und schaute dabei vorzugsweise nach Heli hinüber.

Als die zweite Flasche zur Neige ging, stand der Mühlenwirt auf. „Nichts für ungut, Herr! Ich glaub', jetzt wär's gerade recht Zeit zum Heimweg und für uns ins Bett.“

„Jawohl,“ rief Robert vergnügt. „Sintemal für Euch die Sonne früher aufgeht, als für mich.“ Er gab dem Wirt und Heli die Hand. „Auf Wiedersehen!“

Dann ging er singend bergab, in die stille blaue Mondnacht hinaus.

* * *

Als er nach Hause kam, fiel ihm erst ein, daß er keinen Hausschlüssel bei sich hatte. Und es war Mitternacht. Lange noch war er auf Umwegen gewandert.

Aber siehe, in der Wohnstube brannte die Lampe noch, und als seine Schritte vor dem Garten draußen hörbar wurden, trat

Frau Bürgin schon an das offene Fenster. Vorsichtig schloß sie die Haustür auf.

„Grüß Gott, Mutterli! Bist meinetwegen aufgeblieben?"

„Bst!" machte sie. „Der Vater — daß er nicht geweckt wird."

Auf den Fußspitzen schlichen sie beide in die Stube.

„Setz' Dich noch ein bißchen zu mir," bettelte er zärtlich. Er zog sie zu sich in die Ecke des großen alten Sofas. „Wir haben ja solange nicht beieinander gesessen!"

Sie merkte, daß er nicht bloß vom Gehen erhitzt war.

„Ja — um diese Zeit nicht," sagte sie mit leisem Humor und Vorwurf. — „Wo hast Du denn zu Abend gegessen?"

„Nirgends."

„Gar nichts gegessen?!"

„Nein."

„Da mußt Du ja einen Riesenhunger haben!"

„Jawohl."

„Ich hole Dir noch —"

„Ich geh' mit."

„Aber still — bitte!"

Und wiederum schlichen sie auf den Fußspitzen, mit einer Kerze versehen, hinaus in die Speisekammer, wo das Abendessen noch stand, das umsonst auf Robert gewartet hatte — und dann in den Keller. Dies war ein luftiger, wohleingerichteter Raum mit Fässern, Flaschen- und Obstlagern. Durch ein niedriges Fenster fiel von oben breit und leuchtend ein Streifen Mondlicht auf den roten Ziegelboden. Und von draußen schimmerten die weißblühenden Linden herein, an denen sich kein Blättchen regte. Es war heimlich lauschig hier unten.

„Weißt was? Ich verzehre meine Sache gleich hier," sagte Robert, der seinen Teller in der Hand trug, während Frau Bürgin aus einem Fäßchen Wein in den mitgebrachten Krug rinnen ließ. „Hier hört uns niemand. Wir sind schön allein." — Er holte für die Mutter einen Holzstuhl aus der Ecke und setzte sich selbst auf einen Balken des Faßlagers. — „Komm, setz' Dich zu mir! Sei lieb!"

Sie mußte gehorchen. Und da saßen sie nun ganz nah beisammen. Sie hielt ihm den Teller, das Brot. Es schmeckte ihm ausgezeichnet. Und dazwischen tat er ihr schön, wie ein Kind. Daß er bei Virginie gewesen, sagte er nicht. Er erzählte nur von einem prächtigen Spaziergang, den er allein gemacht. Sie merkte aber trotzdem, daß noch etwas anderes dahinter steckte. Doch verriet sie nichts. Sie schaute ihn nur so an, wie er nach der langen Trennungszeit nun einmal wirklich wieder bei ihr saß, in seiner frischen, jungen Mannheit und Ungebundenheit, etwas so ganz anderes als sie selbst, und dennoch ihr Nächstes, Liebstes — ihr Kind.

Mit Freude sah sie, wie es ihm schmeckte bis zum letzten Bissen. „Magst noch etwas?"

„Nein, Du gute Mummi! Du herrgottsliebes Mutterli Du! Hundert Jahr mußt Du mir leben — hörst Du? — Komm, trink auch einen Schluck!"

Frau Bürgin wollte ihm Bescheid tun. In diesem Augenblick gab es ihr aber einen Ruck. Sie sah bestürzt nach der Kellerstiege. Es war ihr, als hätte sie ein Geräusch gehört. Richtig! Da irrte ein Kerzenschein an der Wand herab. Ihm folgte eine matt beleuchtete Gestalt in Schlafrock und Filzschuhen — der Hausvater, mit großen Augen. „Ja — was treibt Ihr denn hier? — Dein Bett ist leer," sagte er zur Gattin; — „im Wohnzimmer brennt noch hellicht die Lampe nachts um eins, und Ihr seid hier unten. Was soll das heißen?"

„Schau, Vater," begütigte Robert gemütlich. „Ich bin später, als ich dachte, heimgekommen. Da hat mich die Mutter halt noch mit einer Atzung erwartet."

„Soso! Hier im Keller!"

„Ich hab' ihr den Weg ersparen wollen."

Der Vater sah an seinem blühenden Sohn hinauf und wieder herunter. Er verschluckte das, was er auf der Zunge hatte.

— „Du Lump!" sagte er nur mit trockenem Lachen.

Sie stiegen dann alle drei die Kellertreppe hinauf und wünschten sich gute Nacht.

Oben in Roberts Giebelstube stand das Fenster weit offen. Hell, fast wie eine Winterlandschaft, lag es in dem blauen Mondlicht draußen. Innen war Schatten, Kühle, Blütenduft. ‚Also wieder einmal daheim!' sprach es in Robert, während er den Rock auszog. Und er sah sich in der guten, alten Bude um, die ihm wie ein stehengebliebenes Uhrwerk vorkam. Da war noch alles aus seinen grünen und grünsten Jahren — das Rapier, das farbige Band

über dem Bett, — Photographien von Freunden, mit Reißnägeln an der Wand befestigt, Gymnasiastengesichter der verschiedensten Art. Und an einem Extraplätzchen — Virginie, herzlich schlecht getroffen auf dem kleinen Bildchen und doch auch da voll süßen Zaubers, so kindlich jung — die Virginie von damals! — — Und alle die Pinseleien von einst, die sich mit fröhlicher Kühnheit an weiß Gott was gewagt — einfach an alles, ein paar große „Schwarten" darunter, theatralische Kompositionen aus der Tellgeschichte. Alles in göttlicher Freiheit in diesen vier Wänden entstanden, wildwüchsig, ohne jede Schulweisheit. Robert nahm das Licht und betrachtete aufmerksam einzelne dieser seiner Machwerke. Es kam ihn an, laut aufzulachen — —

Und all dies kindische Zeug wurde von der Mutter gehütet wie Heiligtümer! Und das wartete, wartete immerfort die Jahre durch, bis er einmal wiederkam!

Es berührte ihn ein eigener Geist hier oben, etwas wie von einem Doppelgänger. Er sah sich selber in zweierlei Gestalt — halb Knabe noch, als der er sich einst diesen bunten Horst gebaut, — und jetzt, halb fremd geworden und doch seltsam angeheimelt von dieser Vergangenheit.

Ein Bild stieg ihm in dieser Stimmung auf. In Hemdärmeln setzte er sich an den Tisch, nahm Stift und Papier. Ein paar skizzierende Striche, etwas wie Baumschlag, ein spitziger Giebel dazwischen. Eine hügelige Querlinie, Berg oder Wald, und ein gut Stück Vordergrund mit einer sitzenden Figur, — alles nur für ihn verständlich, frisch aus dem innerlich Geschauten notiert.

Auf den Türmen schlug es eins. Ihm war aber noch nicht schläfrig. Er griff nach dem nächstbesten Buche.

Sie waren alle schon nett geordnet, die er mitgebracht hatte, und noch mehrere dazugelegt, natürlich von der Mutter.

Er schlug auf. Sieh da — ein Landsmann:

Melde mir die Nachtgeräusche, Muse,
Die ans Ohr des Schlummerlosen fluten!
Erst das traute Wachtgebell der Hunde,
Dann der abgezählte Schlag der Stunde,
Dann ein Fischer-Zwiegespruch am Ufer,
Dann? Nichts weiter, als der ungewisse
Geisterlaut der ungebrochnen Stille,
Wie das Atmen eines jungen Busens,
Wie das Murmeln eines tiefen Brunnens,
Wie das Schlagen eines dumpfen Ruders,
Dann der ungehörte Tritt des Schlummers.

— — — — — — — — — —

Reglos, träumend saß er noch geraume Zeit über dem Buch. Dann klappte er es zu mit glänzenden Augen. Die Verse tönten in ihm fort.

Wie er es in seinem ungebundenen Junggesellenleben nicht gewohnt war, ganz behutsam, zog er hernach die Schuhe aus, um die Eltern unten nicht zu wecken, und streckte sich tiefatmend auf das knackende Bett, das ihm jetzt fast zu klein war.

* * *

Im Lauf der nächsten Tage kam eine Einladung der Familie Huber zu einem Mittagessen, mit der Bemerkung, daß die Herren zugegen sein würden, die für den Ankauf von Robert Bürgins Bild gestimmt hatten.

Robert war aber zu einem solchen Gönner- und Gevattermahle nicht aufgelegt und wollte noch weniger mit Virginie zusammenkommen. Überdies war er bereits mit seinem Malzeug ausgezogen, nach der Gegend der Walzenhausermühle. Er brachte dort die ganzen Tage zu und kam meist nur zum Schlafen nach Hause. Studien malte er da draußen und auch ein Bild, frisch wie es ihm in der ersten Nacht durch den Kopf gegangen war.

Dieses Stückchen Heimat mit seinen stillen, feinen Reizen gelüstete es ihn jetzt gerade festzuhalten und etwas von jener Heimkehrstimmung des ersten Abends hineinzulegen im Konterfei der eigenen Gestalt. Da rastete einer, der von weit und lang her kommt, bevor er die letzte kurze Strecke Weg zum Vaterhause macht. Er sieht und grüßt es schon vom Berghang aus, am Rande eines steinumsäumten Wasserhälters sitzend, auf dessen ruhig heller Fläche sich die Abendwolken spiegeln und ein Teil der rastenden Gestalt. Zwischen Hügelwellen senkt sich, weich gebettet, ein kleines Tal, geheimnisvoll im Dämmerschein. Ein Giebel da und dort guckt aus den Bäumen. Der eine ist es, der mit dem blinkenden Licht hinterm Fenster, wohin der Wanderer schaut.

Wer ihn wohl dort erwartet?

Das fragte Heli, als sie wieder einmal vor Roberts Staffelei stand, wie täglich; erstens aus einem naiv neugierigen Vergnügen — sie hatte noch nie gesehen,

wie ein Bild gemacht wird — und dann, weil sie jeden Morgen über die Mahlzeitfrage mit ihm verhandeln mußte. Dies tat sie mit so viel hausmütterlicher Fürsorge, daß Robert ihr schon die schönsten Komplimente gemacht hatte, und sie dabei immer bessere Freunde wurden — Freunde, die schon ein bißchen mit der Liebe Versteckens spielten.

Roberts Herzensverstimmung war in einen trotzigen Übermut umgeschlagen. Er wollte doch sehen, wer stärker ist: er — oder so ein schönes, schillerndes Goldkäferchen! — Was war dagegen diese Helvetia für ein echtes, gradgewachsenes Geschöpf! Und klug dabei und fein in ihrem hellsichtigen Verstand. Man konnte so nette Gespräche mit ihr führen.

— „Also — wer erwartet den Wanderer wohl?" fragte er, Helis Hand fassend und mit einem gefährlichen Blick von seinem niedrigen Feldstuhl zu ihr aufschauend, als sie ihrerseits die Frage getan.

Sie sann einen Augenblick. — „Ich rate — zweie — die eine oder die andere —"

„Wer ist die eine?"

„Die Mutter."

„Warum die zuerst?"

„Weil eine Mutter, denk' ich, solang sie lebt, immer auf ihre Kinder wartet, besonders auf einen, der so weit in der Welt herum gefahren ist."

„Bravo! — Und dann — die andere?"

Da zögerte sie, wurde ein wenig rot und dann röter, so daß es sich langsam bis auf ihren hübschen, bräunlichen Hals herabzog. Aber sie sagte es tapfer: „Sein Schatz, wenn er einen hat."

„Wenn er einen hat! — Und wenn keinen —?"

„Dann wird er schon einen finden, wenn es ihm ernst ist."

„Finden — hm! — Meinen Sie, Heli?" — Er drückte vielsagend ihre Hand.

Sie zog sie sanft, mit einem stillen Lachen aus der seinigen. — „Das müssen Sie wissen, weil Sie die Geschichte malen."

„Ich male keine Geschichten, Heli, nur Bilder. Die Geschichte denken Sie hinein, und die ist hübsch, ist heimelig, wie Sie selber —"

Er wollte noch einmal nach ihrer Hand haschen, ein verliebtes Wort sagen. Aber sie barg die Hand in den Falten ihres Kleides und fragte in anderem Ton: „Soll ich Ihnen etwas besorgen in der Stadt, Herr Bürgin? Ich fahre mit dem Vater hinein."

„Ja — ein Färblein könnt ich heut gerade brauchen. Wenn Sie mir das mitbringen wollen —: rose dorée garance."

Sie sprach das Wort lachend wie ein Schulkind nach. „Was ist das?"

Er suchte nach der Farbe und malte auf ihrer Hand, die er richtig noch einmal zu bekommen wußte, ein Herz. — „Das ist — die gewünschte Farbe!"

Einen Moment senkte sie verwirrt die Augen auf das Zeichen.

„Schreiben Sie's lieber mit Buchstaben auf. Das zeig' ich niemand."

„'s ist ja auch nur für Sie — für niemand sonst!"

Im Flug begegnete sie noch einmal seinem hellen, fröhlichen Blick. Dann ging sie schnell weg. „In einer Viertelstunde fahren wir!" rief sie zurück.

* * *

An diesem Nachmittag wurde Robert durch Besuch überrascht — und durch welch einen! Virginie kam auf dem Rad, um zu sehen, was er treibe, da er nirgends mehr sichtbar sei. Sie hatte wieder einen kleinen Hofstaat bei sich, unter anderen einen Freund und einstigen Schulgenossen Roberts, der ihm ebenfalls Vorwürfe machte, daß er, kaum angekommen, sich schon in die Einsamkeit verkrieche.

„Es macht sich mit der Einsamkeit. Mir ist's sehr wohl hier," gab er launig zur Antwort.

„Aber die Mitbürger und -Bürgerinnen, die sich in Deinem Ruhm sonnen möchten!" scherzte der Freund mit einem Seitenblick auf Virginie.

Robert lächelte gelassen. „Ruhm? Wie hoch steht der Sonnenzeiger oder — Kurs dieses Ruhmes? Ich weiß es nicht."

„Was gesucht und rar gemacht wird, steht immer hoch im Kurs," gab Virginie schlagfertig zurück.

Aus diesem Tone entwickelte sich schnell eine lebhafte und heitere Unterhaltung. Natürlich war es mit der Arbeit vorbei. Die Gesellschaft erklärte für die nächsten Stunden über die stille Walzenhausermühle den Belagerungszustand.

Da setzte es heiße Verlegenheiten in der Wirtschaft, weil man hier an Wochentagen nicht auf Gäste vorbereitet war und auch heute gerade Heli und ihr Vater in der Stadt waren. Robert nahm sich deshalb der geängstigten Wirtin hausväterlich an, ging selber mit ihr in Keller und Speisekammer, um zu sehen, was da sei. Er erschien dann mit einem ganzen Brett voll Bauernbrot, Butter und Wein, zum Gaudium seiner eleganten Besucher. Als aus dem Walde noch Helis kleinere Brüder mit vollen Erdbeerkörben kamen, wurden sie sofort abgefaßt und die duftende Ernte eingehandelt. Die Buben, alle gut Freund mit dem Maler, besonders der kleine Hans, den er Kollege nannte wegen seiner unersättlichen Liebhaberei für gezeichnete „Rösser“ und Soldaten, gaben willig die Beeren her. Die Gesellschaft übernahm es selbst, Rahm zu schlagen und Zucker zu mörsern. Jeder bekam Lust, sich nützlich zu machen, und so waren zuletzt alle auf den Füßen. Sie stellten die geräumige Küche der alten Mühle, samt Vorratskammern und Wirtin ganz auf den Kopf.

Mitten in diesem Treiben kam das Wäglein mit Heli und ihrem Vater herangepoltert. Erschrocken sah Heli die Gäste und unter ihnen die Mutter, die ob dem Wirrwarr völlig aus dem Häuschen war. Robert ging ihr aber gleich entgegen, um ihr zu sagen, daß alles schon in Ordnung, der erste Sturm schon vorüber sei. Da half sie zuerst behende das Fuhrwerk abladen und auch noch den blondmähnigen Fuchs ausschirren, mit dem sie gerade so gut wie der Vater zu kutschieren verstand. Robert sah ihr aus der Entfernung, über die Köpfe seiner Gäste weg, aufmerksam zu. Das bemerkte Virginie. Ah — war *das* etwa die Einsamkeit? — — Gleich fiel ihr ein Wunsch ein, um Heli herbei zu rufen. Sie wollte sie in der Nähe sehen. Denn die Vorliebe der Stadtherren für solche ländliche Zerstreuungen war ihr bekannt genug.

Heli kam und stand den Blicken Virginies förmlich Verhör. Beide witterten sofort Nebenbuhlerschaft. Die Art, wie sich das äußerte, machte Robert heimlich Vergnügen: bei Heli durch jene klug fixierende Zurückhaltung, wie er sie bei Tieren beobachtet, die unsicher, ob Freund oder Feind, sich in den Weg kommen, — bei Virginie durch hochmütige Überlegenheit, die trotzdem eine gewisse eifersüchtige Neugier nicht verbergen konnte. Er sah ihre herrlichen dunklen Augen jedesmal mißtrauisch auf sich gerichtet, wenn Heli wieder bedienend an den Tisch trat. Dem Landmädchen erwies sie nicht die Ehre weiterer Beachtung, aber *ihm*. Und gerade das veranlaßte ihn, Heli mit einer auffallenden, heiteren Artigkeit und übermütigen Galanterie zu begegnen. Er wollte Virginie damit ärgern. Das merkten die Mädchen beide. Und darum lachte Virginie. Jetzt erst, wo er den Gleichgültigen spielte, hatte sie Lust, den „ungeleckten Bären“, den Anbeter von einst, der auf einmal Jemand und ein interessanter Jemand geworden war, zurück zu erobern.

— „Wissen Sie, Herr Bürgin, warum ich eigentlich heute zu Ihnen gekommen bin?“ fragte sie vor dem Aufbruch, von dem die andern trotz des sinkenden Abends noch nichts wissen wollten. — „Mit einem — Anliegen.“

„Ei —!“

Sie wartete auf ein verbindliches Wort. Aber es folgte keines. Er sah sie nur mit seinen funkelhellen Augen fest und heiter an, ohne weitere Erregung.

„Ich möchte das Aquarellmalen wieder aufnehmen — unter Ihrer Leitung — solange Sie hier sind, wenn sie so gnädig wären, mich als Schülerin anzunehmen.“ — Trotz der ironischen Demut, sagte sie das etwas unsicher.

Ihn aber durchfuhr ein Schreck: Damen-Dilettantismus! Und den hier, in dieser lieben Einsamkeit erdulden müssen — und von *ihr* — nein!

„Ich weiß nicht, wie lange ich bleiben werde. — — Und dann —“

„Bitte, ohne Umstände!“

„ . . . fragt es sich, wie weit Sie sind. Vor ein paar Jahren — malten Sie noch nicht, soviel ich mich erinnere.“

„Nein,“ lachte sie leicht hin. „Mein Talent wurde erst im Institut entdeckt. Es machte mir Spaß, und aus dem Spaß wurde eine Passion. Ich trieb eine Weile nichts anderes —“

„Hm!“

„Das sagt Ihnen natürlich gar nichts! Soll ich Ihnen ein paar von meinen Kunststücken herausbringen?“

„Nein —! Ich — ich werde —"

„Oder wollen Sie sich einmal zu uns bemühen, um zu sehen, ob es überhaupt der Mühe wert ist?"

„Ja — gut!"

„Aber bald!" — Sie hielt ihm mit hochgehobenem Ellbogen, wie das unter ihresgleichen Mode war, die Hand hin und gab der seinigen einen Ruck, der an Energie nichts zu wünschen übrig ließ. Dann ging sie zu ihrem Rad, stieg sehr hübsch auf und flog übermütig, als gäbe es für sie keine Gefahr, den Wiesenhang hinunter.

Als alle fort und aus dem Gesichtskreis „glücklich" verschwunden waren, ging Robert, seine Pinsel noch zu waschen, die durch den Überfall liegen geblieben waren.

Heli brachte ihm gewöhnlich das warme Wasser, Seife und Tücher auf die Bank neben der Haustür. Heute tat sie es nicht.

„Wo ist sie?" fragte er die Wirtin.

„Den Stadtrock wird sie ausziehen. — Sie haben aber schöne Damen zu Besuch gehabt!"

„Nicht wahr!"

„Und die eine gar, die neben Ihnen gesessen hat und dann wie eine Kunstreiterin über den Berg hinunter ist. Das sind doch verwegene Frauenzimmer heutigen Tages! Es fehlen ihnen nur, anstatt dem Rock, die Hosen."

Robert lachte hell auf.

Da trat Heli richtig in ihrem Werktagskleid aus der breiten, rundbogigen Haustür. „Hier ist die Farbe, Herr Bürgin."

„Dank schön — Helili, brav's! — Was bin ich schuldig?"

„Es pressiert nicht," sagte sie, ernster, als sonst, und ging gleich weiter, um den Tisch unter den Bäumen, wo die lustige Gesellschaft gesessen hatte, abzuräumen.

Robert sah ihr betroffen nach. Hatte er sie beleidigt? War sie — eifersüchtig, das gute Kind?

Er wartete nicht, bis er fertig war, sondern ging ihr, die nassen Pinsel in den Händen, nach. Sie räumte hurtig auf, ohne ihn anzusehen.

„Heli — warum machen Sie mir ein böses Gesicht?"

Sie hantierte weiter und sagte nur dazwischen hinein einmal: „Ach!" — nur um überhaupt eine Antwort zu geben.

„Hab' ich Ihnen etwas zu leid getan?"

— — „Ich weiß es nicht. Mir ist — halt schwer —"

„Schwer? Sagen Sie mir, warum, Heli! Wir sind ja gute Freunde."

„Zur Unterhaltung —"

„Oho!" — Er ging ihr um den Tisch nach. Sie hielt sich geflissentlich auf der andern Seite. „Heli — jetzt beichten Sie!"

Sie schüttelte den Kopf. Da erfaßte er ihre Hand und hielt sie fest. „Beichten! Oder ich muß denken, daß Sie launisch sind."

„So denken Sie's! — — Es tut ja nichts —"

Er sah, trotz der Dämmerung, daß Wasser in ihre Augen schoß.

„Mir scheint — das Heli ist eifersüchtig," sagte er spaßhaft, ganz nah an ihrem Ohr.

Sie machte sich los. „Verspotten Sie mich nicht! Das wär' — nicht schön!"

„Spotten? Im Gegenteil. Die fürchterliche Wahrheit ist's! — Nicht?" — Er legte den Arm um sie, was er noch nie getan. Es schwirrte ihm im Kopf von allerlei Weibszauber, den er lange nicht gespürt, der ihn aufregte, kühn machte.

Sie ließ es einen Augenblick, wie selbstvergessen, geschehen. Dann stammelte sie trotzig: „Sie müssen aber nicht glauben — o nein —"

„Was?"

„Daß ich — daß ich eifersüchtig sei. Ich halte bloß etwas auf mich und — lasse nicht mit mir spaßen. — Ich weiß ja wohl — — wenn man die Leute, so wie ich, bedienen muß, ist man kein Fräulein. — Aber deswegen ist man auch nicht zur Kurzweil da. Ich einmal nicht — —!"

„O Du Kind!" sagte Robert zärtlich, — „wie gut gefällst Du mir grad so! — Und auf dem Holzweg bist Du, wenn Du meinst, Du gelteſt mir weniger, als so ein Fräulein —!" Er lachte.

Sie wandte ihre glühendes Angesicht nach ihm, um es zu sehen nach diesem Lachen. Da schauten ihr, sehr nah, zwei so ehrliche, leuchtende Augen entgegen, daß ihr ganzer Groll verflog. Sie mußte unwillkürlich mitlachen — mußte, weil es ihr gepreßtes Herz befreite, weil sie am liebsten — —

Aber da war es auch schon geschehen! Ein Kuß brannte auf ihrem Mund — und noch einer — herzhafte, junge Küsse.

Reiterbildnis. Nach dem Gemälde von Prof. Max Slevogt-Berlin.
(Berliner Sezessions-Ausstellung 1903.)

„Siehst Du Heli," sagte er, „so acht' ich Dich, und so mein' ich's! Glaubst Du's jetzt?"

„Ja — —"

„Du Trotzköpflein — Du närrisches, stachliches Weibervölklein —" Und noch einmal — —

Da flog im Halbdunkel ein verspäteter Mai- oder Junikäfer, gröblich brummend, zwischen ihren Gesichtern durch, daß sie erschrocken auseinander fuhren!

— „Jetzt aber muß ich Ordnung machen," sagte sie verwirrt, leise, schamhaft. — „Und Sie müssen ja auch — heimgehen. — — Bitte — lassen Sie vor dem Vater nichts merken!"

„Nein, nein! — Gut Nacht, Heli — Heleli!"

* * *

Am andern Morgen ging Robert nicht nach der Walzenhausermühle. Er habe ein paar Gänge in der Stadt, sagte er zu Hause und kleidete sich sorgfältiger an. Halb und halb war er zu dem Gang in das Hubersche Haus entschlossen. Er wollte Virginie ohne Zögern Wort halten und sich zugleich freimachen von ihrer Schülerschaft. Denn so eine aquarellierende Schöne in der Nähe sitzen haben, wenn man ungestört arbeiten will, gleichviel, ob es eine ehemalige Flamme, mit oder ohne Talent, ist — das vertrug er nicht. Alles zu seiner Zeit! Und überdies — *jetzt* ging das schon gar nicht. Diese Frage wollte er gleich ins reine bringen. — Und die übrigen Gänge? Wohin die gehen sollten, wußte er noch nicht. Nur das eine war ihm klar: heute nicht in die Mühle!

Es sah in ihm ein bißchen kraus aus. Er hatte Heli ja ehrlich gern und nicht etwa Komödie gespielt gestern abend, nur um sie zu versöhnen. Aber er wußte nun nicht, wie er sich dem lieben Mädchen gegenüber verhalten sollte. Wie sich die Dinge seit gestern gestaltet, ging es nicht so ins Blaue weiter. Da kannte er Heli zu gut. Und — so etwas wie ein Verhältnis? Versprechungen? — Unsinn! Sie aber wird so etwas Regelrechtes, Ernsthaftes erwarten. Sie hat Charakter, Stolz, Haltung. Ach, ein lieber, prächtiger Kerl ist sie ja, ein Mädel, so recht zum vernünftigen Gernhaben. Aber nun auf einmal so gut wie gebunden sein — —? Unmöglich! — —

Es war früh für einen Besuch, als er in die Villa Huber kam. Doch kaum gemeldet, wurde er von Virginie und ihrer Mutter auch schon empfangen. Es schmeichelte ihnen, daß der Künstler so bald Wort hielt. Ein Beweis, daß er sich mit Vergnügen zur Disposition stellte.

Da kamen denn auch gleich die „Kunststücke" zum Vorschein. Eine stattliche Anzahl!

Hm! — — Robert blätterte — blätterte —

Frau Huber stand mit dem Lächeln der Mutter dabei, die gewöhnt ist, Komplimente über ihre Tochter zu hören, — während Virginie gespannt, bald auf Roberts immer flüchtiger blätternde Hände, bald nach seinen Augen spähte. Jetzt war er fertig.

„Also — heraus mit der Sprache, wenn ich bitten darf," sagte Virginie endlich nervös lustig. „Und — sans gêne!"

Robert setzte sich etwas umständlich. — „Sie müssen miserable Lehrer gehabt haben." —

Über das Gesicht der Mama flog ein großes Verwundern. „So? — Die Stunden haben genug gekostet!"

„Das kommt ja vor."

Virginie beugte ihr Knie auf den Sessel, hinter dem sie stand, und sagte achselzuckend: „Teuer und miserabel — das stimmt in diesem Fall! Darum möchte ich jetzt eben von dem *Besseren* profitieren —"

Es gab eine kleine verlegene Pause.

— „Sehen Sie," rückte Robert dann mit einem gewissen Kraftanlauf heraus, indem er das schöne Mädchen voll und ehrlich anschaute, „— mich dünkt, offen gestanden, daß Sie für anderes viel mehr Talent haben, als für — dieses da. Warum mit *dem* gerade sich plagen?"

Virginie hob ihr feines Köpfchen, über ihn hinweg sehend. — „Anderes? Zum Beispiel?"

Es zuckte um seine Mundwinkel. — „Wenn Sie — zum Beispiel — derart die Anlagen zum Malen hätten, wie zum Gemaltwerden — oder zu einer Ihrer sportlichen Künste — dann würde ich sagen: ‚Los! Arbeiten Sie! Plagen Sie sich!' Aber —" Er lächelte fein. „Es wäre ja schade, wenn Sie sich plagten! Sie sind für anderes auf der Welt!" —

Frau Huber ließ, von Robert ungesehen, einen enttäuschten, kalten Blick an ihm nieder-

gleiten. „Sie haben recht, Herr Bürgin," sagte sie trocken. „Es ist ja auch bloß eine Liebhaberei, wie die andern."

„Und steckt doch ein gut Teil Liebesmüh darin. Das sieht man. Eben deshalb meine ich —"

„Liebesmüh? Nein!" rief Virginie elastisch ausschnickend. Sie ließ die Blätter wie Papierschnitzel aus der erhobenen Hand herabfliegen.

Frau Huber wollte sich danach bücken. Aber Virginie hielt sie mit einem geringschätzigen Lächeln zurück.

„Laß doch, Mama, wenn sie nicht mehr wert sind. Ins Feuer damit! Wissen Sie, Herr Bürgin, ich habe es getrieben zur Abwechslung neben dem andern, mit dem man vollgepfropft wird." — Sie zählte es an den Fingern her: „Klavier, Sprachen, Welt-, Literatur-, Kunst- und was sonst noch für Geschichten sind. Es freute mich einfach mehr als diese fürchterliche Kopfweisheit. Und da trieb ich es eben eine Weile fort. Was fängt man als höhere Tochter alles an — pour passer le temps? Immer sich amüsieren darf man nicht, — langweilen will ich mich nicht —"

„Aber Virginie!"

Die Tochter achtete nicht auf den mütterlichen Einwurf. Sie sprudelte so fort, halb ausgelassenes Kind, halb heimlich beleidigtes Dämchen, das um keinen Preis zeigen wollte, wie verletzt es durch diese bärenhafte Ehrlichkeit war. „Lange gedauert hätte es auch diesmal nicht, weil wir später nach Scheveningen gehen. Ich wollte es nur wieder probieren. Das Photographieren reizt mich nicht mehr —"

„Ah, da habe ich die Sache zu ernsthaft genommen. Sehen Sie, so ein Tölpel bin ich!" Er stand auf.

„Darf man einmal wieder in die Walzenhausermühle kommen — auch ohne Ihre Schülerin zu sein? Es hat mir so gut da draußen gefallen." Sie sah ihn mit einem Blick an, der ihm sagte, daß sie etwas gemerkt habe.

Er wurde ein wenig verlegen.

„Dann schicken Sie aber einen Boten voraus, damit man für so vornehmen Besuch auch etwas Vornehmes in Bereitschaft hat."

„Vornehm?! Machen Sie doch jetzt keine Faxen, nachdem Sie vorhin auch keine machten!" Sie lachte. — „Wer ist vornehm? Wir doch nicht, weil wir ein bißchen Geld haben! Wir wissen ja nichts Rechtes damit anzufangen, — heißt das, ich wüßte es schon — ich schon!"

Frau Huber wendete sich mit wässerigem Lächeln zu Robert. „So spricht die heutige Jugend! — Machen Sie es auch so?"

Robert schmunzelte. „Punkto des bißchen Geldes kam ich nie in den Fall."

„Wir hatten im Institut eine junge Französin," erzählte Virginie. „Sie hatte einen Namen wie aus einem Roman: Yolanthe de Parval. Ihre Eltern wohnten nur ein paar Stunden weit über der Grenze, auf einem Schloß. Wissen Sie, was sie zu uns Schweizerinnen sagte: ‚Ihr wißt nur, was praktisch, aber nicht, was schön und vornehm ist. Ihr seid ein Volk von Hoteliers und Krämern!'"

„Und das nahmen Sie hin? — Da hätte ich auf groben Klotz einen groben Keil gesetzt —: ‚Hoteliers? Ja! Das müßt ihr Franzosen von anno 71 her wissen, wo wir eure 83 000 Mann Bourbaki logierten!'"

„So viel? Das wußte ich nicht."

„Eher etwas aus der Regierungszeit des Kaisers Nero — nicht wahr?"

„Spielen Sie nicht so den Schulmeister! Ich brauche, Gottlob, kein Examen mehr zu machen."

„Aber ein bißchen neuere Geschichte, z. B. für Fälle, wie mit diesem Schloßfräulein, wäre doch nicht ohne, — auch pour passer le temps —"

Virginie sah verdutzt auf den Menschen, der ihr doch einmal schwärmend zu Füßen gelegen. Was hatte er denn? Wollte er jetzt, wo er erst etwas geworden, schon der Überlegene, der Unnahbare sein? — Halb über die Schulter sagte sie spottend: „Was würde das Schloßfräulein wohl sagen, wenn sie jetzt hier wäre? Wahrscheinlich, daß es bei uns — auch Bären gibt?"

„Das hätten Sie ihr sagen sollen. Denn Bären sind wehrhafte Bestien!"

Lachend gingen sie dann auseinander. Durch ihr Lachen klang aber ein Ton, wie ihn Glocken geben, die einen Sprung bekommen haben.

* * *

Als Robert das Portal mit den vergoldeten Lanzenspitzen hinter sich hatte, trat — gerade als ob sie draußen auf ihn ge-

wartet hätte — Heli in seine Gedanken, wie um nun Hand in Hand mit ihm heim in die stille Mühle zu gehen. Mit so liebem Gesicht stand sie vor ihm —! Das drückte ihn auf einmal ganz eigentümlich.

Wie, zum Kuckuck, kam er nur so kopfüber in diese Geschichten? — Am liebsten machte er kurz, radikal ein Ende — —

Aber nein! Einfach weiter gehen, wenn man einem Mädchen den Kopf verdreht hat — pfui! Schnöde wäre das und feig dazu.

Manch anderer würde die Kurmacherei unbefangen fortsetzen und eines Tages eben sagen: ‚Liebste Heli, jetzt bin ich fertig und muß weiterziehen. Ein fahrender Geselle hat Dich lieb gehabt. Adies!‘ — — Nein, so einer war er nicht — der Heli gegenüber nicht! —

Kurz gefaßt: morgen wird wieder zur Arbeit angetreten. Das übrige wird sich finden.

Und so geschah es.

Als er aus dem schmalen Waldweg trat, der ganz nah' der Mühle erst ins Freie mündete, kam Heli just um das Haus. Sie erschrak freudig, wurde rot, als sie ihn erblickte. Aber dann lag etwas Bekümmertes in ihren Zügen, und sie wich ihm mit den Augen aus.

Sie fragte nicht, wo er gestern geblieben.

Mittags, als er auf seinen Platz unter den Bäumen zum Essen kam und sie ihn, wie immer, bediente, war es dasselbe. Es war unbehaglich! Und trotzdem wandelte ihn eine Regung des Humors an. ‚Es ist wie nach dem Sündenfall‘, dachte er. ‚Nur daß hier der Adam den Apfel gebrochen hat — sie nicht.‘

Er hatte sonst während des Essens gern mit ihr geplaudert. Jetzt wollte ihm rein nichts einfallen. — Auf einmal aber streckte er ihr die Hand über den Tisch entgegen.

„Heli — wie geht's?“

„Danke — ich leb' und arbeit'.“

„Und warum so still?“

„Es kommt mir nichts in den Sinn —“

Er schaute sie herzlich an. „Oder ist vielleicht zu viel drin?“

„Kann auch sein.“

„Ist Ihnen was Unangenehmes über den Weg gelaufen?“

„— Mein Gott! Mir läuft nicht viel über den Weg. — Aber ich muß gehn. Wir tun heut die Kirschen von den Bäumen.“ —

Richtig zogen sie bald mit hohen Leitern und Körben aus.

Robert hätte sehr gern mitgehalten bei der Ernte. Vorgestern noch wäre er sicher in den gleichen Baum hinaufgestiegen, wo Heli Kirschen pflückte. Aber heute — wie gesagt: Adam, wo bist du?! — Nicht einmal eine Zigarre zündete er an, sondern machte sich sofort wieder an die Arbeit.

Später, am Nachmittag, kam Helis kleiner Bruder Hans zu ihm, Gesicht und Hände ganz verschmiert von Kirschensaft, und brachte einen herrlichen, von Blättern und Früchten dichtbesetzten Zweig, und dazu einen gehäuften Teller voll der schwarzen glänzenden Kirschen.

„Wer schickt mir das?“ fragte Robert.

„Die Heli hat gesagt, ich soll's nicht sagen.“

„Schön, Hansli, bist ein gescheiter Bub'!“

Abends standen mehrere große Körbe voll der appetitlichen Ernte vor dem Haus, um noch in die Stadt gefahren zu werden. Da fragte Robert, ob er für Geld und gute Worte etwas davon haben könnte für seine Mutter. Er wollte ihr damit eine Freude machen und die Kirschen selber heimtragen. Heli bat aber, ohne ihn zu fragen, den Vater, die Botenschaft zu übernehmen.

Als der Wagen fortgepoltert war, brachte Heli das Wasser für die Pinsel auf die Hausbank heraus. Sie schien sich schnell gewaschen und gekämmt zu haben. Das Gezweige der Kirschbäume hatte sie arg zerzaust, und die süßen Kirschen hatten, trotz Herzensbekümmernis, auch ihr geschmeckt und verschiedene Flecken zurückgelassen. Jetzt hingen ihre braunen Zöpfe über den Rücken herab, und ihrem Gesicht sah man das frische, kalte Brunnenwasser noch an. Es hatte jenen Hauch von Gesundheit und Jugend, wie eine schöne, reife Frucht. Sie gefiel Robert ausnehmend so. Das war eine Erscheinung, wie sie vor drei-, vierhundert Jahren genau so in der alten Mühle konnte aus- und eingegangen sein. Sie brachte etwas mit sich, wie einen Klang aus einem alten trauten Volkslied.

„Wie gut Ihnen das steht, das Haar so zu tragen!“ sagte Robert. Er bat sie, sich auch ein wenig auf die Bank zu setzen; sie müsse ja von der Kletterei müde sein.

Sie blieb aber stehen und wand die Zöpfe um den Kopf.

„Ach lassen Sie doch! Es ist ja wunderhübsch!“

„Es schickt sich nicht für mich,“ sagte sie mit einem herben Anflug von Stolz, der darauf verzichtete, ihm zu gefallen. „Ich wollte Sie nur nicht warten lassen.“

In Gedanken wanderte er dann nach Hause durch den dämmerigen Wald, in dem eine Drossel noch ihr süßestes Abendlied sang, während die anderen Vögel schon alle schwiegen. Wieder war es ihm, als ginge Heli eine Strecke mit — bliebe aber auf einmal stehen, ihm traurig nachschauend.

Er wandte sich unwillkürlich um — —

* * *

Für den Abend hatte er sich mit ein paar Freunden verabredet.

Sie unterhielten sich prächtig. Alte Jugendgeschichten und -streiche wurden erzählt; es wurde viel gelacht und fröhlich angestoßen, so daß Robert wohlgemut und spät sich schlafen legte.

Morgens beim Erwachen kam ihm dann gleich eine Idee, Heli betreffend. Er hatte auf dem Heimweg diese Nacht noch über die Sache nachgedacht, und da war sie ihm so harmlos vorgekommen. Was, so ein bißchen Verliebtheit! Er wollte Heli schon wieder aufheitern und versöhnen. Etwas Hübsches wollte er ihr verehren, quasi ein Andenken, und damit zugleich feststellen, wie er es meine: gut Freund sein — nichts weiter! — Keinen Tag länger sollte sie im ungewissen sein.

Es war ihm völlig wohl bei diesem Gedanken. Er führte ihn auch sogleich aus.

Wie vorgestern ging er statt nach der Mühle in die Stadt, um den betreffenden Einkauf zu machen. Unschlüssig stand er vor verschiedenen Schaufenstern. Was kaufen? Ein schönes Buch? — Eine Handschuhschachtel? — Ein Ledertäschchen? — Eine Blumenvase? — — Nachdem er allerlei angesehen und auf seinen Sinn oder Unsinn geprüft hatte, kam er zu einem kleinen Goldschmiedeladen, wo allerlei Sächelchen zur Schau gestellt waren für Täuflinge, Konfirmanden ꝛc., deren symbolische Zier, wie Herzen, Kreuze, Vergißmeinnicht, den Wert von Edelsteinen ersetzt. Ein alter Mann saß in dem engen Ladenraum, auf den sich Robert aus seiner Knabenzeit schon entsann. Gerade so war der weiße Kopf damals über die Arbeit gebeugt gewesen. Der Mann flößte Robert Vertrauen ein — denn ein bißchen genierte er sich doch, hier, wo ihn so viele kannten, etwas für ein Mädchen zu kaufen.

Das Glöckchen an der Ladentür bimmelte. Schon stand er drinnen.

Da gab es Fingerhüte, Broschen, silberne Salzgefäßchen — eine Menge Sachen, die für Heli passen konnten. Bald wurde auch ein Handel abgeschlossen. Als der Alte hörte: Für ein Landmädchen — einundzwanzigjährig, ein „solides“ Andenken, kam er mit einer Korallenschnur samt Kreuz und wußte Roberts Bedenken über die Wahl mit gemütlichem Lächeln zu beseitigen. Die Korallen standen Helis bräunlichem Hälschen jedenfalls gut, und das Kreuz, das hatte wiederum etwas Ernsthaftes. Also abgemacht!

Der Alte ließ den Käufer selbst noch ein schönes Schächtelchen dazu aussuchen, während er die seine, weiße Watte zu einem zierlichen Polster formte. Robert wählte eins mit einem prächtigen Pfingststrauß, bunt, lustig, so eine rechte Buchbinderherrlichkeit. Heli wird Augen machen! —

Leichten Herzens ging er mit seinem Päckchen davon, gleich überlegend, wie er es ihr übergeben wollte: — ‚Liebe, liebe Heli — ich möchte Ihnen gern zum Zeichen meiner Freundschaft und Verehrung und Hochachtung‘ ꝛc. — Dann das Ehrliche, Vernünftige, daß seine Arbeit nun bald fertig sei, daß er ihr für alle Müh und gute Betreuung ein kleines Andenken geben möchte — ein Andenken der Freundschaft wie gesagt — —

Hm! Da kam wieder dieses Schulbubengefühl von schlechtem Gewissen. —

Kurz und gut, so ungefähr wollte er es sagen, und das heut abend, vor dem Nachhausegehen.

Er machte sich auch heute fest an die Arbeit bis zum Abend. Und sie gedieh. Allerlei Studien waren hier entstanden. Das Bild mit dem heimkehrenden Wanderer stand vor der Vollendung. An dem hatte er mit einer gewissen Zärtlichkeit gearbeitet, wie an einem Stück anheimelnder Jugendgeschichte. Ein feiner, intimer Zug lag darin, etwas traumhaft Friedliches, so wie einer in weiter Ferne von Heimat und Heimkehr träumen mag. Und an dieser

Stimmung — das war nicht zu leugnen — hatte Heli unbewußt ihren Anteil.

Als der Feierabend kam, erschien, wie gewohnt, Hansli, um Roberts Malzeug in die Mühle zu tragen. — War's schon so spät? — Richtig. Jetzt also galt's! — —

Robert bat Heli um einen Abendimbiß, da er sehr hungrig sei. Diese Stärkung schien ihm für das weitere ein solider und natürlicher Übergang.

Still, wie gestern, ging sie ab und zu. Und wieder hatte sie so einen rührenden, versteckt traurigen Ausdruck. Sobald er sie aber ansprach, sah sie ihm ernst in die Augen, als wollte sie darin die Wahrheit, auch die verschwiegene, lesen.

— „Heli — schauen Sie her," sagte er, als er mit dem Essen fertig war; „ich möchte Ihnen etwas zeigen. Zwei Schritt müssen Sie aber schon näher kommen, denn es ist was Kleines — ganz Kleines!"

„Dank, ich hab' gute Augen."

„Tun Sie mir's zu lieb und setzen Sie sich ein bißchen her!" Sie setzte sich, ohne weiter etwas zu sagen.

Da kam das Schächtelchen zum Vorschein.

„Sehen Sie, Heli — ich hab' nachgedacht, womit ich Ihnen ein Freudelein machen könnte. — Sie sind so gut — und aufmerksam gegen mich. — Sie sind überhaupt ein Mädchen — beim Donner, alle Achtung! — Na, mit einem Worte halt — ich möchte Ihnen danken für alles Liebe und Gute. Und da ist mir etwas in die Hände gekommen, was ich Ihnen schenken möchte, zum Zeichen, wie ich Sie in Ehren halte — — Nehmen Sie es an, Heli! Ich kann keine längere Rede dazu halten — — Warum dieses finstere Gesicht? — Warum sagen Sie nichts?"

„— — Es braucht keinen Dank. — Ich muß gegen jeden Gast aufmerksam sein," antwortete sie, ohne ihn anzusehen.

„Ich bin aber nicht jeder Gast hier! Wir sind gute Freunde geworden und wollen es bleiben. Versprechen Sie mir das, Heli?"

Sie rührte sich nicht.

Da rückte er ihr energisch näher. — „Hab' ich Ihnen etwas zu leid getan, Heli?"

„Ja —"

„Was?"

„— Sie halten mich in Ehren, sagen Sie. Das ist nicht wahr!"

„Oho!"

„D'rum will ich das Geschenk nicht."

„Das ist schnöde, Heli!"

Jetzt sah sie ihn an mit glühenden Augen, in denen Zorn und Tränen kämpften.

„Würden Sie es etwa probieren, einem Fräulein, wie das, was da gewesen ist, Küsse zu geben, wenn Sie allein mit ihr sind, und ‚Du' zu sagen, und weiß Gott, was, in den Kopf zu setzen, wenn es Ihnen nicht ernst ist? — Das täten Sie gewiß nicht — weil es ein reiches Fräulein ist. Die halten Sie in Ehren — mich nicht!"

„Heli, was ist das für eine Meinung!"

„Ich schäme mich," sagte sie leise, wie verstohlen, „daß ich mich nicht gewehrt habe! — Was müssen Sie von mir denken!" —

„Das Beste denk' ich von Ihnen, Heli."

„Dann wären Sie nicht grade den Tag nachher fortgeblieben — und dann wieder einen! Und ich —"

Sie wandte sich ab und wollte schnell aufstehen. Doch er hielt sie zurück.

„Weil ich Sie gern habe, Heli, ehrlich gern, und darum küßte ich Sie. Es kam, meiner Treu, von Herzen! — Und daß ich den anderen Tag ausblieb — das war —"

„Ich will es nicht wissen — — es kann ja doch aus allem nichts werden."

„Liebe Heli —!" — Er legte den Arm um sie, um ihren gesenkten Kopf zu heben. — „Sie sind mir ja so wert — wahrhaftig! Ich werde Sie nicht vergessen. Drum, sehen Sie, möchte ich, daß auch Sie dieses Kettlein von mir annehmen und tragen —" Er legte es bittend in ihre Hände. Sie ließ es ohne Widerrede darin. „Zum Andenken an liebe, schöne Tage —"

Da brach sie jäh in Tränen aus, in wahre Sturzbäche von Tränen, die ihr junges Gesicht so recht satt und warm überströmten. Er fühlte die Stöße, die es ihr gab, ein herzinnerstes Schluchzen, — und wurde bei dem Bestreben, sie zu trösten, selbst benetzt von den fallenden Tropfen.

Ach Gott! Was halfen da alle vernünftigen Vorsätze — — Er umschlang sie nur um so inniger und sagte ihr wieder und wieder, daß sie ihm lieb sei — —

Von der Mühle unten rief es endlich: „Heli! Wo bist Du?" — Es war die kräftig tönende Baßstimme des Vaters.

Hastig fuhr sie mit dem Tuch über Augen und Wangen und machte sich los.

* * *

Andern Morgens, beizeiten schon, hielt beim Bürginschen Haus, vor dem Garten draußen, das Fuhrwerk aus der Mühle. Das Rößlein wurde am Gartenzaun angebunden. Dann kam der Mann, der es gelenkt, herein. Es war Helis Vater. Er fragte nach Herrn Bürgin, nämlich dem Jungen. Er möchte reden mit ihm. Da Robert schon fort war, kam seine Mutter herbei, die den Überbringer der Kirschen von neulich erkannte. Sie war erstaunt, daß er, um mit dem Sohn zu reden, hierher kam, und fragte nach seinem Anliegen.

Der Mann kraute im Haar, lächelte ein weniges und sagte: „Ich hätte es gern mit ihm selber beredet."

„Er wird ja wohl heute wieder in die Mühle gehen, oder nicht? — Es ist doch nichts Schlimmes?"

„Pah — nein. Nur etwas, das ich gern mit ihm in Ordnung, oder, wie man so sagt, ins reine gebracht hätte. Drum bin ich eben hierher gekommen, weil ich ohnehin in der Stadt war."

Ordnung? — Frau Bürgins Herz schlug ängstlich auf. Sie drang in den Mann, ganz offen und ungeniert zu sprechen.

„Nu — dieweil es nichts Böses ist — kann ich's ja sagen," rückte er kurz heraus. — „Es ist wegen meiner Tochter — der Heli. Der Herr Bürgin hat, wie es scheint, Wohlgefallen an ihr gefunden — und das Maidli an ihm. Das wär' schon recht. Wir haben ihn ja alle gern. Aber sie ist seit etlichen Tagen nicht, wie es sein soll, seit gestern abend gar. Da hab' ich mir gedacht: so oder so muß es einen Weg gehen, kurz und gut. Ich will mit dem Herrn Bürgin reden. Er weiß, ich brauche die Heli im Geschäft und in der Landwirtschaft. Da kann man keine Seufzerei haben. Ist auch gar nicht ihre Art sonst. Drum muß irgendwo ein Haken sein. Ich hab' sie ins Gebet nehmen wollen — aber sie sagt nichts, partout nichts."

Frau Bürgin starrte den ruhig redenden Mann mit immer größeren Augen an. Sie tastete nach einem Sessel und setzte sich.

„Davon weiß ich nicht das geringste," sagte sie matt.

„Ja — von solchen Sachen erzählen die Söhne den Müttern freilich nichts! Die kommen öfter vor, und zuletzt können die jungen Herrn halt doch nur eine heiraten, wenn sie keine Türken sind. Nicht, daß ich über den Herrn Bürgin etwas Unrechtes sagen möchte — Gott behüte! — Aber was wird aus so einer Liebschaft? Was hat so ein Mädchen, wie die Heli davon, — ein braves, rares Mädchen, wie sie ist? Nur einen verwirrten Kopf! Da ist's mir lieber, sie nimmt zur rechten Zeit einen rechten Mann vom Land oder sonst einen, der zu ihr paßt. Und vorher keine lange Hin- und Herliebelei. Über das eben wollte ich mit dem Herrn Bürgin reden, ohne daß es die Heli gerade weiß."

„Recht so! Alle Achtung!" sprach Frau Bürgin lebhaft. „Ich will ihm das sagen, falls er heute nicht hinaus kommt —"

„Nein. So pressiert es nicht. Wie gesagt, weil ich grad in der Stadt war, dachte ich: ‚Ich probier's, ob ich ihn treffe'. Wir kommen ja wieder zusammen, der Herr Bürgin und ich. Er ist ein lieber Herr, mit dem es sich reden läßt. Weiters hab' ich nichts. — So, Adies, Frau Bürgin! Und nichts für ungut wegen der Sach'!"

„Hü, Peter!" tönte es dann von draußen durch das offene Parterrefenster. Das Fuhrwerk polterte davon.

Frau Bürgin hörte es wie im Traum. Ihr erster Gedanke war: ‚Gottlob, daß sie und nicht der Gatte den Mann gesprochen.' — — Also Liebschaft mit einer Wirtstochter!! — — Wer weiß, ob das Ultimatum des Vaters nicht zu einem unbesonnenen Schritt, einem Versprechen führt?! — Jetzt, wo Robert, wenn er nur wollte, überall anklopfen könnte! — — Hätte sie ihn nur da, um ihm ins Gewissen zu reden, ihn an seine Vernunft, sein Ansehen, seine Zukunft zu erinnern — —

Einen Augenblick dachte sie daran, in die Mühle hinaus zu fahren, wie aus Neugier, um die Arbeit des Sohnes zu sehen — in Wahrheit, um dem Schicksal in die Zügel zu fallen.

Aber nein — sie wagte es nicht. So hieß es denn warten, bis der Abend kam — unter Herzklopfen und heimlichem Bangen!

* * *

Robert war sehr früh erwacht und deshalb früher, als sonst fortgegangen.

Das mit der Heli machte ihm mehr, als er gedacht, zu schaffen. Ganz tragisch nimmt sie's! — Nein, sie soll ihn für

keinen Lump halten — und wenn es der Freiheit an den Kragen gehen sollte! — Vor allem heißt's jetzt einmal, den Kopf verdampfen lassen und das Zelt irgendwo anders aufschlagen.

Blindlings entschlossen ging er hinaus nach der Mühle.

Hansli trug, wie gewohnt, das Malzeug auf Roberts Arbeitsplatz und zeigte dem Maler wieder einmal ein Roß und einen Wagen, die er selbst gezeichnet hatte. Das Büblein — es schaute aus den gleichen braunen Augen wie Heli — lachte seinen Freund strahlend an, als er gedankenlos ‚Bravo!' sagte. Und gleich bettelte es: „Machen Sie mir auch noch ein Roß!" — In Gottesnamen! Weil ihn der Bub so treuherzig mit den Augen der Schwester bat, zeichnete er ihm auf das schmutzige Stück Papier, das er in seinen kleinen Bauerntätzchen hielt, ein Pferd samt Reiter. Triumphierend sprang das Kind dann mit seinem Schatz davon.

„Hansli!" rief ihm Robert nach. „Sag' der Heli, ob sie einmal zu mir herüberkommen möchte. Ich laß sie schön bitten."

„Schön bitten," wiederholte der Bub und hüpfte nickend dem Hause zu.

Es dauerte eine Weile, bis sie kam. Auf einmal stand sie vor ihm. Er hatte ihren Tritt auf dem Grase nicht gehört. Die Wangen waren nicht so frisch wie sonst, fast bleich.

— „Grüß Gott, Heli! — Haben Sie ein wenig Zeit für mich?"

„Ich wär' auch ungerufen gekommen, Herr Bürgin. — — Ich hab' über alles nachgedacht. — Bitte, nehmen Sie das Kettlein zurück. Ich trag' es nicht. Ich will nicht, daß Sie mich für so ein Mädchen halten — —" Sie holte zitternd schnell das Schächtelchen aus der Tasche.

„Heli — da ist meine Hand — ich bin kein Schuft!"

„Es muß doch aus sein. — Sie gehen wieder fort, in die Welt, weiß Gott wo — und ich bleib' da. — Was bin ich auch für Sie —"

Er deutete auf die eine Leinwand, sein Abendbild, das er zur letzten Prüfung der Natur gegenüber mit herausgenommen hatte. — „Sehen Sie, Heli, in dem Ding da steckt etwas von Ihnen, etwas Heimatliches, wie das hinter dem erleuchteten Fenster dort unten. Das sind Sie für mich!"

„Es kommt Ihnen wieder anderes vor Augen. — Für Sie ist die ganze Welt offen."

„Ja, Heli — drum muß ich wieder fort. Wär' es da ehrlicher, wenn ich Ihnen ein Versprechen gäbe und von Ihnen nähme, von dem wir nicht wissen, ob wir es halten können? Haben wir uns darum weniger gern, wenn wir ohne das auseinander gehen — als gute, treue Freunde? Schlagen Sie darauf ein?"

Sie schaute ernsthaft vor sich nieder und nahm sich mit aller Kraft zusammen. Das sah er.

— „Bei mir geht's nicht so geschwind — aber ich will mir schon Meister werden," sagte sie leise.

Er betrachtete sie mit fast andächtiger Bewunderung, wie sie im Sonnenschein da vor ihm stand, in ihrer Wohlgestalt und Herzenstapferkeit. War es nicht eine Narrheit, solchen Schatz fahren zu lassen? — —

— „Heli — Sie sind so, wie der Herrgott Euch haben wollte seit Erschaffung der Welt!" — Er faßte nach ihrer Hand und drückte sie mit seinen beiden. Und über seine Augen ging ein blinkender Glanz.

— „Wenn Sie fortgehen — werden Sie das Wägelein brauchen. — Auf wann?"

„Heut noch. Bis gegen Abend. — Ich gehe morgen oder übermorgen in die Vogesen."

„So will ich's dem Vater sagen."

— „Zum voraus Heli — Lebewohl und Wiedersehen! — Und — behalten Sie das Kettlein — als ein Zeichen, wie ich Sie ehre —"

Sie nickte, abgewandt, mit gesenktem Kopfe.

Da überkam es ihn mit aller Macht, noch einmal ihren lieben roten Mund zu küssen.

Sie ließ es stumm geschehen.

Dann sah er ihr wie im Traume nach, als sie über die Wiese ging — sah noch in der Richtung, als sie schon lange hinter den Bäumen verschwunden war.

* * *

Die ganze Familie stand dabei, als die Kunstfuhre aufgeladen wurde: mehrere aufgespannte Leinwanden, die alle — nur Heli nicht — noch einmal anschauten, weil darauf ihre Gegend „abporträtiert" war. Dann

das Handwerkszeug, etliche Bücher und dergleichen — ſchier nicht der Rede wert für eine Fuhr. Alles wurde ſorgfältig befeſtigt und wie für eine Reiſe hergerichtet. Der Mühlenwirt verſprach mit der Miene des Kenners, die „Malſtücke“ ſchon gehörig an Ort und Stelle zu bringen.

Er hatte im Laufe des Tages gemerkt, daß zwiſchen dem Gaſt und ſeiner Heli — Ordnung gemacht war. Auf welche Art, das zu erfahren, eilte ihm nicht. Er redete zu keinem von beiden darüber.

— „Jetzt aber noch ein Fläſchlein vom Allerbeſten!“ beſtellte Robert, ehe eingeſpannt wurde. „Und für jedes ein Glas. Die Buben müſſen auch dabei ſein.“

Heli brachte den Trunk aus dem Keller, von deſſen Kühle die Flaſche perlte. Das kleine Volk hüpfte vor Freude, daß es auch dabei ſein durfte.

„Alſo Geſundheit, Ihr lieben, braven Leute! Geſundheit, Ihr Buben! Lernt feſt und folgt Eurer Schweſter, die Euch all miteinander in den Sack ſtecken könnte. Ja, lacht nur — 's iſt ſo! — — Geſundheit, Heli!“ — Er ſagte es ein wenig leiſer. — „Auf ein — ſchönes Wiederſehen!“ —

Sie ſtieß tapfer mit ihm an — aber zum Erbarmen bleich.

Von allen Seiten drängten ſie ſich zu Robert. Es tönte wie an einem Freudenfeſt von den lauten Kinderſtimmen, die auch alle ihr „Geſundheit!“ riefen.

Hernach wurde der Peter eingeſpannt. Der Mühlenwirt ſtieg auf den Bock. Und was in der Stille dieſer blühenden Frühſommertage hier entſtanden war, das wanderte nun, wie ſein Schöpfer, der Welt zu.

Robert ſchlug den kürzeren Waldweg ein. Noch einmal vorher gab er allen die Hand, Heli zuletzt. Am Waldeingang wandte er ſich um und ſchwenkte den Hut. Ein ſechsfaches Jauchzen der Buben antwortete ihm. Das Echo hallte es in ſeligen, ſonnighellen Tönen zurück.

— — — — — — — — — — —

Als Robert nach Hauſe kam, fand er ſchon alles oben in ſeiner Giebelſtube an Ort und Stelle und das Mutterli dabei, das ihn in wunderlichſter Verfaſſung erwartete, — voll Neugier auf ſeine „ſchönen Sachen“, aber auch in Angſt. Wenn es Mitteilungen geben ſollte, dann wenigſtens hier oben den erſten Schreck abwarten!

Doch nichts dergleichen.

Mit aufgeregt heiterem Geſicht, erhitzt vom raſchen Gehen — die Stiegen herauf immer über drei Stufen — trat er ein. Gleich machte er dann die Schutzbretter und Korke von den Blendrahmen los, um ihr die Arbeiten zu zeigen, beſonders das Bild mit dem Heimkehrenden. Er wußte, was das für ſie war.

Dieſe Freude — Rührung — Andacht, als ſie das Werk betrachtete! Es klang ihr wie Abendglocken daraus entgegen, wie reinſter Friede.

Und das war ihr Sohn, ihr Robert, der das gemacht — — Nein, der war keiner von den Leichtfertigen! Sie glaubte das nicht. Eine alles vergeſſende, glückſelige Mutter ſah zu ihrem großen Kinde auf. Und in jenem verborgenen Winkel ihrer Seele, wo die Quellen und Märchen des Lebens leiſe rauſchten — da rührte es ſich wieder einmal.

Sie hörte es wunderſam klingen.

---

# Herbstwind.

Von

## Franz Evers.

Langsam versank des Sommers Lieblichkeit
Und klingt noch nach wie eine ferne Sage;
Müd leuchtet nur in manchem Abendschein
Der stille Abglanz glückesfroher Tage.

Schon schlägt ans Ohr Dir herbe Windmusik,
Der Herbst bestürmt Dich mit empörtem Munde
Und stört mit kaltem lebenfremdem Lied
Die holde Raserei der Liebesstunde.

Verlass Dein Heim und geh hinaus, hinaus!
Auf freiem Berge kannst Du tiefer lauschen;
Dann hörst Du wohl in sturmerregtem Raum
Der Schöpfermacht grosse Akkorde rauschen.

Die bläst die Wolkengeister eisig an,
Bis weisse Flocken Keim und Knospe decken.
Die wird Dir auch im brausenden Orkan
Aus Wintersnöten Herz und Erde wecken.

Salome. Marmorskulptur von F. Klimsch-Berlin.
(Berliner Sezessions-Ausstellung 1903.)

Abfahrt der Hotelwagen vom Bahnhof.

# Schweizer Gaststätten.

Von

Hanns v. Zobeltitz.

**Mit fünfundzwanzig Abbildungen nach Aquarellen von W. Gause und Originalaufnahmen.**

(Abdruck verboten.)

Vergebung, wenn ich mit einigen ganz trockenen Zahlen beginne. Aber sie sind zu kennzeichnend für die Tatsache, daß die Schweiz, im Verhältnis zur Größe und Einwohnerzahl den größten Fremdenverkehr unter allen Ländern Europas besitzt — einen Verkehr, der zudem noch im steten Wachsen begriffen ist. Wenn auch die Zahl der Reisenden statistisch nicht genau festzustellen ist, so geht doch aus den Nachweisungen der schweizer Hotels hervor, daß 1898 in ihnen 9 500 000, 1899 aber 9 763 000 Reisende abstiegen. Zu deren Aufnahme waren bereit — ungerechnet die unzähligen kleinen Pensionen — im Jahre 1880 an 1000 Hotels mit 58137 Fremdenbetten, im Jahre 1899 jedoch 1896 mit nicht weniger als 104 876 Fremdenbetten. Im letztgenannten Jahre, dem letzten, über das mir genaue statistische Nachweisungen vorliegen, waren im schweizer Hotelbetrieb 550 480 000 Franken Kapital angelegt und 27 700 Angestellte beschäftigt!

Die erstaunliche Entwickelung des schweizer Hotelwesens hat sich in der verhältnismäßig kurzen Zeit von knapp 60 Jahren vollzogen, ihr Beginn fällt zusammen mit dem Siegeszug der Eisenbahn und des Dampfschiffes. In Baedekers Schweiz von 1844 finden sich für Luzern nur drei Gasthöfe verzeichnet mit dem anheimelnden Namen „Schwan", „Rößli", „Waage", von denen die beiden ersten übrigens noch in Ehren bestehen. Heute zähle ich dort über 40 größere Gaststätten mit fast 5000 Fremdenbetten. Zürich, das zwar schon in alter Zeit einige sehr angesehene Gasthöfe besaß, so seit 1421 das Haus „zum Schwert", in

Hotel Baur au lac in Zürich.

dem 1779 Goethe wohnte, erhielt 1838 durch den aus Tirol eingewanderten Joſ. Baur ſein erſtes Haus großen Stils, „Baur en ville“, und 1844 das ſeitdem zu Weltruf gelangte Hotel „Baur au lac“. Das ältere Hotel Rigi-Kulm wurde 1848 erbaut; heut ſtehen zehn Gaſthäuſer mit 1700 Betten auf dem Berge. Nun gar erſt abſeits von der großen Heerſtraße: in Zermatt z. B. gab es nur ein winziges Gaſthaus mit ein paar Betten, bis Anfang der fünfziger Jahre Alexander Seiler dort den Hotelbetrieb aufnahm; heut bieten allein die ſieben großen Hotels der Familie Seiler gegen 1000 Reiſenden Unterkunft. Noch ſpäter wurde das wundervolle Engadin entdeckt: der alte Badrutt kam, wie man mir erzählte, als Zimmermann nach St. Moritz; heut herrſcht die Familie Badrutt dort über drei Rieſenkarawanſereien. In Pontreſina war vor etwa dreißig Jahren ein Herr Euderlin Schullehrer und nebenbei ein tüchtiger Bergſteiger — ältere Gäſte, die ihn kannten, wiſſen noch zu berichten, wie er den gefährlichen Piz Bernina mit der Waſchleine ſeiner Frau und, anſtatt eines Eispickels, mit einer gewöhnlichen Axt „machte“. Heut iſt die Familie Enderlin-Gredig dort im Beſitz von fünf großen Häuſern mit 700 Fremdenbetten. Derartige Beiſpiele ließen ſich noch viele anführen. Überhaupt iſt die Entſtehung und Entwickelung der ſchweizer Hotelierfamilien in vielfacher Beziehung intereſſant. Die große Erfahrung und Betriebſamkeit einzelner Mitglieder, und der Umſtand, daß mindeſtens die Hälfte aller ſchweizer Hotels nur „Saiſongeſchäfte“ ſind, daß ſie oft nur einen Betrieb von drei Monaten haben, führt dazu, daß jene ſich vielfach auch außerhalb der Grenzen der Schweiz ein Feld der Betätigung ſuchten. So betreibt z. B. die eine Familie Bucher-Durrer in Luzern das

Der alte Herr Seiler von Zermatt.

Hotel Gornergrat mit Matterhorn.
(Nach einer Originalaufnahme der Photoglob Co. in Zürich.)

große Hotel de l'Europe, die Hotels auf dem Bürgenſtock und dem Stanzerhorn (nebſt den dazu gehörigen Drahtſeilbahnen), in Baſel Hotel Euler, in Lugano das Parkhotel, in Pegli das Hotel de la Méditerranée und in Rom das Hotel Quirinal — ſämtlich Häuſer mit Hunderten von Betten!

Es gab eine Zeit, und ſie liegt noch gar nicht zu weit hinter uns, in der das ſchweizer Hotelweſen geradezu als vorbildlich für den Hotelbetrieb überhaupt angeſehen wurde. Wenn man ehrlich ſein will: dieſe Zeit iſt vorüber. Aber nicht etwa, weil die ſchweizer Hotels ſchlechter geworden ſind, ſondern weil in faſt allen europäiſchen Großſtädten inzwiſchen ausgezeichnete große moderne Häuſer entſtanden mit einem Komfort, dem nun hauptſächlich engliſche und zum Teil auch amerikaniſche Einrichtungen als Vorbilder gelten. Nicht zuletzt hat ſich das deutſche Hotelweſen in den letzten Jahrzehnten erſtaunlich entwickelt. Es iſt doch höchſt charakteriſtiſch, daß mir einer der größten „Proprietaire“ der Schweiz ſelbſt erzählte: als es ſich für ihn um einen Umbau handelte, ſei er auf eine Erkundungsreiſe gegangen, aber nicht etwa nach London oder Paris, ſondern — nach Berlin.

Jedenfalls aber gehören die guten ſchweizer Hotels auch heute noch zu den beſten der Welt. Und zwar nicht nur die ganz großen, die teuren, die ſich ſelbſt, und mit Recht, als „first class“ bezeichnen. Es iſt ein oft wiederholter und darum nur allzuſehr geglaubter Unſinn, daß man in der Schweiz teuerer reiſe, als in anderen vielbeſuchten Gebieten, als z. B. auch in Thü-

Der Höhenweg in Interlaken.
(Nach einer Originalaufnahme der Photoglob-Co. in Zürich.)

ringen, im Harz, im Schwarzwald. Selbſtverſtändlich gibt es auch in den Kantonen ſchwarze Schafe, Wirte, die das „Hochnehmen“ ihrer p. p. Gäſte aus dem ff verſtehen. Aber das ſind Ausnahmen. Wer billig reiſen will, ſich auf etwa eine Woche an einem Ort feſtſetzt, um von ihm aus Ausflüge zu unternehmen, ſich alſo in „Penſion“ gibt; wer ſich in die Landesgebräuche ſchickt, alſo z. B. nicht außerhalb der Mahlzeiten beſonders ſervieren läßt, kann ſogar recht billig leben. Es gibt faſt überall in der Schweiz gute Gaſthäuſer,

in denen man volle Penſion einſchließlich Zimmer für 5—6 Franken erhält, auch in dem als teuer verſchrieenen Berner Oberland. Es gibt einzelne höchſt reizvolle, aber weniger beſuchte Gegenden, z. B. in Glarus, wo man noch billiger ankommt. Wirklich teuer ſind die meiſten der ſogenannten Berghotels, ſind dann Zermatt und Engadin. Aber gerechterweiſe muß man doch auch bedenken, welche beſonderen Umſtände es bedingen, daß hier ungleich teurere Preiſe, als in der übrigen Schweiz die Regel ſind.

Und damit komme ich auf einige Sonderheiten des ſchweizer Hotelweſens, die wohl von allgemeinem Intereſſe ſind.

Einmal, ich ſagte es ſchon, ſind die meiſten Hotels „Saiſongeſchäfte“, und diejenigen in den größeren Städten, welche das ganze Jahr offen bleiben, ſchranken im Winter den Betrieb ſehr ein. An der großen Route nach Italien oder zum Genfer See herrſcht wohl auch in den Monaten vom Oktober bis April Verkehr, ſo natürlich in Baſel, Bern, Zürich, Luzern. Wer aber im Winter z. B. nach Interlaken kommt, findet all die großen Karawanſereien am Höheweg geſchloſſen. Es iſt dann unheimlich ſtill dort, wo ſonſt der Fremdenſtrom entlang flutet — aber die Interlakener ſelbſt ſind deſto vergnügter.

Die Saiſon iſt vielfach geradezu erſtaunlich kurz, viel kürzer, als man meiſt annimmt. Wenn, um bei Interlaken zu bleiben, hier die meiſten Hotels im Mai ihre Pforten öffnen, um ſie Anfang Oktober zu ſchließen, ſo konzentriert ſich doch die richtige Saiſon auf die Monate Juni (oft nur halb), Juli, Auguſt. Im Engadin aber, wo die meiſten Hotels erſt am 15. Juni ſich auftun und am 15. September ſchon ſchließen, umfaßt die eigentliche Erntezeit gar nur ſechs Wochen. In dieſen ſechs Wochen muß vor allem die Verzinſung für das ganze, oft rieſige Anlagekapital aufgebracht werden; dann erſt kommt, wenn überhaupt, der Gewinn.

Im großen Speiſeſaal des „Schweizerhof“ von Luzern.

Beim Pferdchenspiel.

Die Albulapaß mit Gepäckwagen.

Kann man ſich da über hohe Preiſe wundern?

Das iſt aber noch nicht alles. In dieſem Sommer iſt ja nunmehr die Eröffnung der Albulabahn erfolgt, die von Thuſis aus nach dem Engadin hinaufführt und, nebenbei bemerkt, eine der allerſchönſten Alpenbahnen iſt. Bisher aber vollzog ſich der Transport faſt aller Lebensmittel nach den „Hotelſtädten" St. Moritz, Pontreſina und den kleineren Orten des wunderbaren Hochgebirgstals nach Großväterart auf der Achſe, mit Eilwagen, für die wie für die Perſonenpoſt Relais gelegt war und die von Thuſis aus mindeſtens 12 Stunden gebrauchten. Sie brachten nicht nur Kolonialwaren, Bier, Mineralwaſſer, Kohle, ſie brachten auch Fleiſch herauf — und Fiſche: Seefiſche, in Eis verpackt, von Oſtende und Hamburg. Die Entfernungen ſcheinen gar keine Rolle mehr zu ſpielen. Es grenzt ans Kurioſe: im trefflichen Hotel Enderlin zu Pontreſina trinkt man ausgezeichneten Bordeaux, der von Jüngke aus Danzig bezogen iſt.

Aber trotz der teuren Preiſe wachſen auch hier die Bäume nicht in den Himmel. Die alten Wirte, die auf eignem Grund und Boden bauten, ihre Etabliſſements langſam, aber ſtetig entwickelten, noch heut perſönlich mit tätig ſind, ſind freilich ſchwer reich, zum Teil Millionäre geworden. Die Aktiengeſellſchaften, die ſie mit Prunkbauten übertrumpfen und ausſtechen wollten, bringen hier wie anderwärts nur ſelten große Dividenden.

Die Saaltochter.

Es gibt gerade im Engadin ein recht charakteriſtiſches Beiſpiel dafür, das ſogar eines gewiſſen romantiſchen Beigeſchmacks nicht entbehrt. Fuhr da vor etwa $1\frac{1}{2}$ Dezennien

ein belgiſcher Spekulant, ein Graf Reneſſe, vom Engadin aus über das herrliche Bergell nach dem gelobten Lande Italien hinab. Der Mann hatte entſchieden einen ſcharfen Blick für landſchaftliche Schönheit. Als er auf der Paßhöhe, bei Maloja, anlangte und zurückſchaute auf das grüne Hochtal, die ragenden Schneehäupter und die unvergleichlich ſchönen Seen, ſagte er ſich: ‚Hier bauſt Du ein Hotel her‘ — mit dem kleinen Hintergedanken: ‚und dann machſt Du hier ein zweites Montecarlo auf!‘ Und er baute ein Rieſenhotel hin mit allem nur erdenklichen Komfort, prachtvollen Sälen, eigner elektriſcher Lichtanlage, Bädern, Gärten, eigner engliſcher Kirche; begann für ſich ſelbſt hinter dem Hotel den Bau einer maſſigen Burg; verbaute an eignem und fremdem Gelde ſieben Millionen. Das ganze Unternehmen krachte elend zuſammen, denn die Kantonsregierung gab die Erlaubnis zum Spiel nicht, nicht einmal zu dem kleinen Pferdchenjeu, das in Luzern und Interlaken als „Unterhaltungsſpiel“ ſo eifrig betrieben wird. Das Schloß des Grafen blieb unvollendet. Aber das Hotel iſt heute noch, vortrefflich geführt, im vollen Betriebe. Trotzdem jedoch das Kapital von ſieben auf zwei Millionen heruntergeſetzt wurde, rentiert es ... mit einem Prozent. Und dabei iſt „Kurhaus Maloja“ ſo wunderbar gelegen, wie kaum ein zweites Hotel in der ganzen Bergpracht der Schweiz — wie ein Märchenſchloß ragt es aus der felſigen Einſamkeit empor.

Das „Saiſongeſchäft“ ruft allerlei Eigentümlichkeiten hervor. So bewirkt es, daß das ſchweizer Hotelperſonal international iſt, wie kein anderes. Allerdings ſind die Angeſtellten überwiegend geborene Schweizer — im Jahre 1899 befanden ſich unter den 27 700 Angeſtellten nur 3699 Ausländer; aber ob Schweizer oder nicht, ſie alle befinden ſich auf ewiger Wanderſchaft. Fragt man einen Hoteldirektor im ſchönen Brunnen am Vierwaldſtätter See, wo er den Winter

Maloja mit ſeinem Hotel und deſſen Dependancen.
(Aufnahme von Gebr. Wehrli in Kilchberg-Zürich.)

zuzubringen gedenkt, ſo ſagt er: „Ich gehe wieder zu Shepheard nach Kairo.“ Der Oberkellner geht vielleicht nach Neapel, der Küchenchef nach Nervi, einer der Zimmerkellner nach Rom, der andere nach Montreux. Es kommt auch vor, daß ein ganzes Hotelperſonal zum Quartal „umzieht“. So z. B. das des eben genannten Hotels Kurhaus Maloja für den Winter nach dem derſelben belgiſchen Geſellſchaft gehörigen Hotel Gallia in Cannes: Direktor, Portier, Oberkellner, Zimmerkellner und der chef de cuisine mit ſeiner ganzen „Brigade“, wie der techniſche Ausdruck lautet. Wie die Schwalben ſind ſie.

Nicht zuletzt dieſer Wandertrieb erklärt auch die Sprachgewandtheit der ſchweizer

Hotelbedienſteten. Die Schweiz iſt ja an ſich ein dreiſprachiges Land. Deutſch und mindeſtens leidlich franzöſiſch ſpricht nicht nur jeder ſogenannte Gebildete, beide Sprachen ſprechen auch überraſchend viele Leute aus dem Volk, und ebenſo iſt die Kenntnis des Italieniſchen ungemein verbreitet. Trotz aller Klagen über das Ausſterben der originellen romaniſchen Mundart habe ich ſie im Engadin doch noch allgemein gehört. Und engliſch, wenigſtens das notwendigſte, lernen alle Hotelangeſtellten merkwürdig ſchnell.

Auch auf die edle Weiblichkeit erſtreckt ſich die Wanderluſt. Vor-

Der Herr Oberkellner.

weg bemerkt: abweichend vom Betrieb unſrer deutſchen Hotels überwiegt in der Schweiz das ſchöne Geſchlecht unter den Angeſtellten bedeutend, wobei ich, unhöflich genug, geſtehen muß, daß ich in dieſem Fall ſoeben nur mit ernſten Bedenken das Epitheton ornans „ſchön" hinſchrieb. Auf 9710 männliche Angeſtellte zählt meine zuverläſſige ſtatiſtiſche Quelle 14291 Frauen und Mägdelein auf. Die Kellnerin ſpielt in der Schweiz eine weit größere Rolle als in Norddeutſchland. Man darf dabei freilich nicht an die kokett aufgeputzte, ewig nur auf der Jagd nach Trinkgeld befind-

Der Koch mit ſeiner Brigade im Hotel Baur au lac in Zürich.

liche Hebe unſerer Großſtädte denken. Trinkgeld nehmen die Schweizerinnen ja auch nicht ungern — von den Trinkgeldern ſpäter! —, aber es ſind, mit ganz verſchwindenden Ausnahmen, höchſt achtbare Mädchen, oft recht geſetzten Alters und von würdiger, faſt hätte ich geſagt, ehrwürdiger Haltung. Die erſtklaſſigen Hotels in den größeren Orten haben nur Kellnerbedienung. Abſeits von der Heerſtraße und in allen kleineren Gaſthäuſern findet man dagegen eine Inſtitution, die wohl nur der Schweiz eigentümlich iſt: die der ſogenanten „Saaltöchter“. Es ſind das die bei der Table d'hôte bedienenden Kellnerinnen, die ſich während der Saiſon einige hundert Mark für ihre zukünftige Ausſteuer erſparen. Die Wirte halten an der alten Einrichtung feſt, denn die Mädchen verlangen geringen Lohn. Aber den Kellnern iſt ſie ein Greuel. Der geſtrenge Herr Oberkellner im über ſeine Leiſtungen hinaus berühmten „Bären“ im ſchönen Grindelwald hat mir wenigſtens verſichert, „ein Kellner leiſtet mehr als vier Saaltöchter“. Vielleicht iſt's Brotneid —

Die Saaltöchter gehören wohl nur ausnahmsweiſe zu den Wandervögeln. Aber das Zimmermädchen fliegt im Winter auch nach dem Süden, nach den Seen, nach Rom, Neapel, bis in die Spitze des Landkartenſtiefels. Überall trifft man ſie, fängt an, von ihr „aqua calda“ zu verlangen, und ſie bringt mit gutem Schwyzer-Dutſch „warm Waſſer“.

Vor der Hotelkapelle.

Ich bin weit abgeſchweift — wenig kehre ich zum ſchweizer Hotel zurück.

Ich ſagte: man kann in der Schweiz billig reiſen, ſehr billig ſogar. Auf die ganz großen „Kaſten“ trifft das nun freilich nicht zu. Aber wer in Luzern im Schweizerhof oder im National, wer in Zürich bei Baur au lac, in Interlaken etwa im Hotel Viktoria, in St. Moritz im Neuen Stahlbad wohnt, der weiß auch von vorn-

Schweizerhof und Schweizerhofkai zu Luzern.

herein, daß er ‚Geld in seinen Beutel' und wieder heraustun muß. Im Verhältnis zu dem, was diese Gaststätten allerersten Ranges bieten, wird er jedoch auch hier nicht überteuert. Die schöne Amerikanerin, die — wie es jetzt häufig geschieht — den Frühherbst etwa im Hotel Stephanie in Baden-Baden zubrachte, dann ihre Toiletten im Luzerner National zeigt und hierauf nach dem Grand-Hotel in Rom geht, zahlt überall etwa die gleichen Preise, verlangt und genießt überall den gleichen Komfort.

Einen in der Tat erstaunlichen Komfort — einen raffinierten Luxus.

Wer das nötige Kleingeld hat, bezieht heute in einem dieser Hotels nicht mehr sein Zimmer Nr. 157. Er bewohnt ein abgeschlossenes „Appartement", bestehend mindestens aus Salon, Schlafzimmer, Badezimmer, Dienerzimmer. Es ist nicht mit der allbekannten Eleganz großer Hotels eingerichtet, es muß in seiner „Innendekoration" künstlerischen Wurf zeigen, Möbel im englischen Stil, gute oder doch gut aussehende Gemälde an den Wänden, kleine

Hotel National in Luzern am Vierwaldstätter-See.

Kunſtwerke auf dem Kamin und den Borden, echte Teppiche ꝛc. In dem prächtig dekorierten Speiſeſaal ſpeiſt man nicht mehr table d'hôte, eng aneinandergezwängt an langen Tafeln, ſondern an kleinen, zierlich mit Blumen geſchmückten Tiſchen. Da die gemeinſame Tafel aber überhaupt gefallen iſt und „jedermann“ nur an kleinen Tiſchen ſpeiſt, — es iſt ſeitdem eine Preiserhöhung der Mahlzeiten um mindeſtens einen Franken eingetreten —, ſo ſpeiſt jeder, der nicht zu den „jedermanns“ zählen will, überhaupt nicht im allgemeinen Speiſeſaal, ſondern im ‚Reſtaurant‘ des Hotels nach der Karte, ſelbſtverſtändlich zu wiederum etwas höheren Preiſen. Die Herren Kellner, tadellos equipiert, vielfach mit goldenen Knöpfen auf den Fracks, wandeln hier umher wie Kavaliere, gnädig, gemeſſen. Die Oberkellner haben die Allüren eines Marquis aus der guten alten Zeit. Die Speiſekarte weiſt, wie bei Paillard oder Durand in Paris, überhaupt keine Preiſe aus. Daß die Küche und der ‚Cave‘, der Weinkeller, allererſten Ranges ſein müſſen, iſt ſelbſtverſtändlich. Die Küche wenigſtens iſt es auch in einem Maße, daß trotz der hohen Preiſe am Eſſen wenig verdient wird, zumal die Art der Einzelſervice den Wirten wirklich bedeutende Mehrkoſten verurſacht. Die hohen Anforderungen an die Küche haben denn auch die Gehälter der Kochkünſtler ſtark in die Höhe getrieben. Ein chef de cuisine von einigem Ruf bezieht einſchließlich allerlei Emolumente ein Jahreseinkommen von 12000 Franken und mehr.

Der alte Herr Enderlin von Pontreſina.

Selbſtverſtändlich erwartet man in einem ſolchen Hotel eine ſtändige Kapelle, die zu

Blick auf Pontreſina und den Roſegg Gletſcher.
(Aufnahme von Gebr. Wehrli in Kilchberg-Zürich.)

Tisch und am Abend spielt. Häufig wird getanzt. In der Hochburg des Luxus, im Bad St. Moritz, wechseln die großen Hotels damit ab, so daß tanzlustige Damen an jedem Abend auf den Ball gehen können. Und in der Tat — sie sind sehr tanzlustig, die Kurgäste von St. Moritz. Eine internationale Gesellschaft, wie man sie sonst vielleicht nur noch zur Rennsaison in Baden-Baden oder an der Riviera trifft! Und das in einem einsamen Hochgebirgstal auf 1800 Meter Höhe!

In der American-Bar.

Was aber gehört nicht sonst noch alles zu einem schweizer Hotel ersten Ranges! Es muß seinen Tea-Room haben, für den 5 Uhr-Tee, zu dem vielfach wiederum die Geigen erklingen; seine Tennis-Grounds und Gelegenheit zum Golfspiel; seinen anglikanischen Geistlichen, bisweilen neben diesem, wie z. B. in Maloja, auch noch einen katholischen Amtsbruder; es hat — ich bitte die Aneinanderreihung zu verzeihen — seinen eigenen Marstall, sein Elektrizitätswerk, seinen Fleuristen, vulgo Gärtner, seinen eignen Friseur, seine Dunkelkammer für Amateurphotographie. Neuerdings haben sich die meisten dieser Häuser noch einen American Bar- und einen Grill-Room zugelegt, in denen man lobenswerterweise vielfach ein Glas Bier vom Faß erhält. Unentbehrlich sind luxuriöse Badeeinrichtungen, nicht nur auf den Etagen, sondern auch noch in besonderen Räumen mit elektrischen Lichtbädern, ebenso unentbehrlich sind Dampf-Waschanstalten für die Fremdenwäsche und die Wäsche des Hauses.

Und nun die lange Reihe der Gesellschaftsräume: die Lesezimmer, meist mit einer Bibliothek, in der ich jedoch recht selten Werke guter deutscher Autoren, selten sogar die Erzählungen der gefeiertsten schweizer Schriftsteller, aber stets allerlei mäßige englische und französische Romane fand; das Schreibzimmer, die Damensalons, das Musikzimmer, das Billardzimmer, das Rauchzimmer u. s. w. Neuerdings sind fast alle diese Räume hochelegant im englischen Stile ausgestattet, und es ist gar nicht zu verkennen, wie ihr Vorbild indirekt den allgemeinen Geschmack für Innendekoration beeinflußt hat. Trotz allem: Gerade

In der Halle des Hotel National zu Luzern.

dieſe großen Räume, die doch verhältnismäßig nur wenig benutzt werden, beſchweren das Budget der Hotels in ganz übertriebener Weiſe.

Sehr angenehm dagegen habe ich immer die Einrichtung der ſogenannten Halle gefunden, die im letzten Jahrzehnt von allen großen Häuſern eingeführt und auch von mittleren nachgeahmt wurde; irgend ein großer luſtiger Vorraum, eine Art Diele, mit bequemen Korbmöbeln ausgeſtattet. Sie wird meiſt am Abend zum allgemeinen Verſammlungsraum der Gäſte, die hier ihren Kaffee nehmen, der Muſik lauſchen, plaudern und ſie iſt beſonders wertvoll, wenn einmal ungünſtiges Wetter eintritt. Vielfach iſt die Halle denn auch zur Kaminfeuerung eingerichtet: manchmal raucht's — manchmal nicht!

Vor der Abreiſe

Der Aufenthalt in dieſen Hotels allererſten Ranges iſt, wenn man all ihre Fineſſen ausloſten will, wie geſagt, ſehr teuer. Indeſſen — auch wer nicht zu den Milliardären zählt, kann ſchon in ihnen zurechtkommen, ſobald er die Kunſt des Reiſens verſteht. Die Milliardäre ſind ja

Der Waldstätterhof in Brunnen.

doch zu dünn gesäet, als daß die ‚großen Kasten' von ihnen allein existieren könnten. Sie haben nicht nur fürstliche Appartements, sondern auch Zimmer, meist ganz vortrefflich eingerichtet, nach hinten heraus und in den höheren Stockwerken, und die Herren Direktoren lassen mit sich über die Preise verhandeln, wenn nicht gerade die allergrößte Hochflut ist. Wer sich freilich geniert, bei der immer empfehlenswerten schriftlichen Vorausbestellung ‚ein kleines Zimmer im dritten Stock' zu erbitten, oder wer nicht bei der Ankunft offen erklären mag: ‚Ich wünsche ein viel billigeres Zimmer', der muß bluten; aber er verdient's auch nicht besser. Ebenso kann man ganz ruhig, wenn man einige, mindestens fünf Tage bleiben will, bei der Einigung über den Pensionspreis, dem „Arrangement", ein wenig handeln, zumal im Juni und September. Billig im gewöhnlichen Sinne des Wortes wird freilich auch der geübteste Reisende in diesen Luxushotels nicht wohnen, auf eine Tagesausgabe von mindestens 20 Franken einschließlich Wein wird er rechnen müssen. Es sei denn, daß er ein Reisekünstler ist, wie einer meiner Bekannten, der 19 mal den Atlantic überquerte, viermal um die Erde reiste, immer in den großen Kasten wohnt und zwar grundsätzlich immer in den neuesten. Der Vielbefahrene und Vielerfahrene meint: „Wenn Sie glauben, ich reise billig, so irren Sie — ich reise nämlich noch viel billiger." Ich weiß, er renommiert nicht. Er reist in der Tat erstaunlich billig.

Von den Gaststätten, die in jeder Beziehung tip-top, ganz Luxushotels sind, gibt es in der Schweiz nun eine lange Stufenleiter bis zu den ganz billigen. Alle Schattierungen sind vertreten, jede Gegend, ja fast jeder Ort hat wieder besondere Nüancen. Wenn man in der Beurteilung der einzelnen Häuser gerecht sein will, muß man immer die örtlichen Verhältnisse im Auge behalten. Ein Riesenhaus, wie „Rigi-Kulm", das mit ziemlicher Ausschließlichkeit auf den Touristen zugeschnitten ist, der eine, höchstens zwei Nächte auf den berühmten Sonnenaufgang wartet, will anders beurteilt sein, als etwa „Rigi-Kaltbad" oder „Rigi-First", die zu längerem Aufenthalt einladen; ein Durchgangshotel an stark besuchter Route, wie der vortreffliche neue „Steinbock" in Chur, anders, als etwa ein großes Haus in Davos oder St. Moritz-Dorf, wo außer der sommerlichen noch für sportlustige Engländer eine Wintersaison eingerichtet ist. Ueberall, oder doch fast überall, wird aber in den Hotels den Preisen und örtlichen Verhältnissen Entsprechendes geboten. Auch in den ganz billigen Hotels sind die Zimmer sauber, die Betten meist vortrefflich, die Verpflegung mindestens nicht schlecht. Die oft sogar überraschenden Leistungen sind nur durch die große Konkurrenz zu erklären und dadurch, daß in den kleineren Häusern die ganze Familie mit tätig ist, in Küche und Keller, im Speisesaal, im Büreau. Dabei haben diese Hotels und Hotelpensionen noch zwei unschätzbare Vorzüge: man erhält in ihnen „offenen" Wein, der meist recht gut und billig ist — Vassella, Yvorne, Dôle ꝛc. — und . . . man kommt mit bedeutend weniger Trinkgeldern aus! Auch findet der deutsche Reisende, der nicht gerade von besonderer Vorliebe für Engländer und Amerikaner beseelt ist, in ihnen häufig eine ihm mehr zusagende Geselligkeit. Und er findet, fast durchweg, noch eins: freundliche Gesichter bei den Wirten, ein stetes Bestreben, es den Gästen behaglich zu machen, ihnen auch für ihre Ausflüge mit Rat und Tat beizustehen.

So abgeschmackt nachgerade das Thema von den Trinkgeldern geworden ist, es erscheint doch unmöglich, gerade über schweizer Hotels zu plaudern, ohne auch diese Frage

zu berühren. Denn nirgendwo hört man wohl mehr über das Trinkgeldunwesen und -unwesen klagen, als in der Schweiz.

Es gibt einige sehr vornehme Häuser — ich nenne wieder in erster Reihe den „Schweizerhof" in Luzern, die ausdrücklich durch Anschlag erklären: „Die verehrten Gäste dieses Hotels sind höflichst gebeten, den Angestellten keine Trinkgelder zu geben, da die Angestellten ein angemessenes Gehalt beziehen." Daß auch hier aber die Versilberung der Handflächen nicht abgelehnt wird, kann ich aus eigenster Erfahrung bestätigen. Und daß die übliche Bemerkung auf den Rechnungen: „Service eingeschlossen" (vielleicht exklusive Hausdiener und Portier) im allgemeinen eine Phrase ist, wissen am besten — die Herren Proprietaires selbst. Ich sage ausdrücklich ‚im allgemeinen'. Es gibt nämlich doch recht viele Reisende, die auf jene Bemerkung pochen; mehr als man annimmt. Und zwar sind das die praktischen Engländer. Ich habe es so häufig von Hotelangestellten gehört, daß ich es glaube: die Engländer geben entweder sehr gute oder gar keine Trinkgelder. Mit Vorliebe aber das letztere. Der Deutsche gilt dagegen für generös. Überhaupt hat sich innerhalb der Hotelkreise das Urteil über die Gäste in den letzten Jahren stark zu Gunsten der Deutschen geändert. Ein Hoteldirektor, drückte mir gegenüber das einmal in den bezeichnenden Worten aus: „Der Engländer und Amerikaner legt mehr für das Zimmer an, aber der Deutsche steigt tiefer in den ‚Cave'." Das heißt, er trinkt mehr.

Ich bring's auf Reisen nicht übers Herz, mit zugedrückten Augen an sehnsuchtsvoll geöffneten Händen vorüberzugehen, wo ich weiß, die Leute sind auf Trinkgelder angewiesen, und wo ich aufmerksam bedient wurde. Aber in den großen Hotels der Schweiz sind es wirklich jener sehnsuchtsvollen Hände gar zu viel: zwei Concierges, der Oberkellner im Speisesaal, der im Restaurant, jeder mit seinen Herren Unterbeamten, der Etagenkellner, das Zimmermädchen, die Liftjungen und Pagen, der oder (sehr raffiniert eingerichtet) die Hausdiener, der Kondukteur am Bahnhof — es tauchen bei jeder Abreise immer neue Erscheinungen auf. Da gilt es denn doch, etwas hartherzig zu werden. Jener Weltreisende, von dem ich vorhin sprach, sagte mir: „Geben Sie immer die Hälfte von dem, was Sie geben wollten; dann geben Sie immer noch die Hälfte zu viel!" Nun — ich habe den alten Baedekersatz von den 10% der Rechnung akzeptiert, besorge mir vor der Abreise genügend klein Geld, vertrile meinen Betrag möglichst gerecht. Und mehr gibt es dann nicht!

Eine praktische kleine Lehre, die ich zu allgemeinem Nutz und Frommen weiter geben will, erhielt ich übrigens einmal, als ich am Schluß der Saison über den Julier

Hotel Rigi-Kulm.
(Aufnahme von Gebr. Wehrli in Kilchberg [Zürich])

„Bitte — warm Waſſer!“

fuhr. Ich kam nämlich in der Beichaiſe der Poſt neben demſelben Zimmermädchen zu ſitzen, dem ich noch am Morgen meinen Obolus entrichtet hatte. Sie fuhr auch nach Hauſe, zu der zweimonatlichen Ruhepauſe, um dann an der Riviera zu wirken. Eine ältere, ſehr ordentliche, überraſchend gebildete Perſon, die gern plauderte. Auch auf die Trinkgelderfrage kamen wir zu ſprechen. Selbſtverſtändlich beharrte ſie auf dem Standpunkt: Der anſtändige Reiſende muß zahlen —, „wovon ſollen wir leben und uns etwas ſparen!“ Aber ſie war wohlmeinend und gab mir einen guten Rat: „Wenn Sie mehrere Wochen in demſelben Hotel ſind, ſo geben Sie die Trinkgelder wöchentlich. Dann werden Sie gut bedient werden. Denn ſonſt fürchten wir immer, Sie machen es wie die Engländer, die ungeheuer viel verlangen und uns ſchließlich ‚durchbrennen‘.“ Das Verfahren iſt empfehlenswert.

Da ich einmal beim Ratgeben bin, noch einiges: Tritt in den Hotels nicht zu beſcheiden auf. Verlange, was Dir zuſteht. Laß Dir nichts gefallen. Laß es Dir z. B. nicht gefallen, wenn die Kleider nicht gut gereinigt werden, wenn man mit dem Wechſeln der Handtücher ſäumig iſt, wenn auf Dein Schellen keine Bedienung erſcheint. Laß es Dir nicht gefallen, wenn man Dir bei Tiſch eine Schüſſel reicht, auf der gerade noch zwei dürftige Knöchelchen der unvermeidlichen Poulets anmutig lagern. Nirgend gilt mehr als hier das Wort: Nur die Lumpe ſind beſcheiden. —

Schon einmal habe ich in dieſer Plauderei den Ausdruck ‚Hotelſtadt‘ gebraucht. Das iſt auch recht eigentlich eine Spezialität der Schweiz. Ganz Luzern, ganz Interlaken, Montreux, Lugano, all die reizenden Orte am Vierwaldſtätter See, Brunnen vor allem, ſind Hotelſtädte. Aber am meiſten tritt das Übergewicht des Hotels doch hervor, wenn man irgendwo im einſamen majeſtätiſchen Hochgebirge plötzlich auf ein Dorf trifft, in dem ein Hotelpalaſt ſich an den anderen reiht, flankiert von kleinen Gaſthäuſern und Penſionen. Es ließen ſich ein paar Dutzend ſolcher Orte aufzählen, in denen Dach für Dach während der Saiſon Fremde beherbergt. Der Wohlſtand der Schweiz beruht nicht zuletzt auf dem Hotelgeſchäft.

Das Hotelgeſchäft genießt in der Schweiz daher auch in ſozialer Beziehung hohes Anſehen. Die ‚Proprietaires‘ zählen zu den anerkannten Perſönlichkeiten in Stadt und

Der kleinſte Piccolo.

Land. Nicht ſelten ſind es vornehme Herren, was ſie ſehr wohl mit unermüdlicher Tätigkeit zu vereinen wiſſen. Der oberſte Leiter des Hotel National in Luzern iſt z. B. Oberſt Baron Pfyffer, ein Ariſtokrat aus altem Geſchlecht. Der Beſitzer eines anderen großen Hauſes in Luzern, des Hotel Beau-Rivage, Dr. Zimmerli-Glaſer, iſt ein weitbekannter Journaliſt, der Beſitzer von Rigi-Kulm, Schreiber, iſt Doktor der Rechte. Faſt durchweg ſind die Inhaber der größeren Häuſer feingebildete Herren. Iſt doch auch der Bahnhofs-Reſtaurateur in Göſchenen, Herr A. Zahn, einer der gefeiertſten — Romanſchriftſteller ſeines Landes, was ihn nicht hindert, bei Ankunft der Züge perſönlich die Suppe auszuteilen.

All das hat ſeine Rückwirkungen auf das ganze Geſchäft. Vor allem auf die Direktoren und die „Chefs de réception“ Berufe, die man vor dreißig Jahren überhaupt noch nicht kannte, die heut aber eine bedeutende Rolle ſpielen. An den Hoteldirektor eines großen Hauſes werden erſtaunliche Anſprüche geſtellt. Er muß ein gebildeter Mann ſein, und in der Tat ſtammen viele der Herren aus guten Familien; er muß ſich aber auch nicht geſcheut haben, von der Pike auf zu dienen, denn gerade in dieſem Beruf iſt Erfahrung unerſetzlich. Er muß Kellner geweſen ſein, womöglich auch Koch, muß vom Küfergewerbe etwas verſtehen; ſelbſtverſtändlich ſoll er in Frankreich, Italien, England konditioniert haben, mit der in großen Hotels recht verwickelten Buchhaltung genau Beſcheid wiſſen. Er muß tadelloſe Manieren haben, große Menſchenkenntnis beſitzen und — einen unerſchöpflichen Fond von Geduld; den unvernünftigſten Gäſten gegenüber, und auch deren iſt Legion, ſoll er ſeine Ruhe und Höflichkeit ebenſo bewahren, wie dem Perſonal gegenüber überlegenes Gleichmaß. Er muß gut und preiswert einzukaufen verſtehen. —

Nur wenige Zahlen, um einige Schwierigkeiten zu beleuchten. Bei Baur au lac gibt es 140 Angeſtellte, darunter allein 14 Köche; es werden täglich im Durchſchnitt 700 Eier verbraucht und 160 Liter Milch. Im Schweizerhof zu Luzern werden während der Hochſaiſon täglich 2600 Stück Kaffeegebäck verbraucht, etwa 1250 Pfund Fleiſch, 35 Pfund Kaffee, 6 Pfund Tee, an 600 Flaſchen Wein, Bier, Mineralwaſſer. Die Wäſcherei wäſcht täglich 400 Tiſchtücher, 2000 kleinere Tücher, ebenſoviele Servietten, 400 Kopfkiſſen u. ſ. w.

Solch Rieſenbetrieb erfordert Umſicht und Energie. Die Direktoren, auch da, wo ſie Wirt und Wirtin nur aſſiſtieren, haben daher eine ſchwere Aufgabe. Aber ihnen winkt nicht nur ein meiſt glänzendes Gehalt, ſondern auch die Ausſicht, dereinſt ſelbſt ein Hotel zu übernehmen. Das iſt der Traum ihrer Tage und ihrer Nächte (die in der Hochſaiſon meiſt recht kurz ſind). Sie teilen dieſe Träume mit den Oberkellnern und den polyglotten Portiers — und in letzter Inſtanz träumt der kleinſte Piccolo jedes Hotels denſelben Traum, wenn er einmal ausnahmsweiſe nicht zu müde zum Träumen iſt.

Bergführer und Touriſten vor dem Hotel Enderlin in Pontreſina.

# Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.

## Von der Geburt bis zum Verkauf meines ersten Bildes.

Erinnerungen von

**Professor Eduard Grützner in München.**

Mit zwei Abbildungen.

(Abdruck verboten.)

Wie rasch und leicht ist doch etwas versprochen, und das um so rascher und leichter, wenn der Termin der Einlösung desselben in noch weiter Ferne liegt und — wenn der Abnehmer des Versprechens Herr von Zobeltitz als einer der Herausgeber dieser Hefte ist. Aber die Zeit ist noch schneller, unheimlich näher rückt der böse Termin, und wohl oder übel muß ich Wort halten. Sollte aber, was ich erzähle, nicht so interessant ausfallen als man erwartet, dann wälze ich alle Schuld- und Verantwortung auf das Haupt des Veranlassers.

Am 26. Mai des Jahres 1846 wurde einem Bauern in Groß-Karlowitz in Schlesien zu dem nicht vorhandenen Überflusse auch noch ein siebentes Kind geboren — und das war ich. Ganz erbärmlich schwächlich muß ich ausgesehen und derart zweifelhaft diese Welt angeblinzelt haben, daß man sich schon um einen Sarg umsah und mich eiligst taufte aus lauter Sorge, ich könnte als Heide wieder verbuften. Den Namen Eduard erhielt ich, weil ihn der Kalender an jenem Tage auswies. Die Mutterliebe aber scheint, wie schon oft, auch an mir Wunder gewirkt zu haben, denn die Sorge um den Sarg war verfrüht. Nächst der Mutter nahm sich meiner die älteste Schwester Luise an, der ich auch immer sehr zugetan blieb.

Aus den allerersten Lebensjahren weiß ich absolut nichts; aber dann tauchen aus dem Chaos verschwommener Eindrücke hervor der große Hofraum mit dem Misthaufen in der Mitte und den vielen Tauben und Hühnern, Enten und Gänsen darauf, der warme Kuhstall mit den unzähligen Schwalbennestern, der Obstgarten und der des Nachbars mit den guten Pflaumen natürlich inbegriffen. Sehr deutlich erinnere ich mich noch der Winterabende in der warmen Stube, wenn Mutter, Schwestern und Mägde bei brennenden Kienholzspänen am Spinnrad saßen, und an die Rutschpartien auf niederem Schlitten die hohle Dorfgasse hinunter.

Auch ein großes, schauerlich schönes Feuer in einer Winternacht, das ein bedeutendes Anwesen total einäscherte und ringsum alles taghell, glührot beleuchtete, sehe ich noch deutlich, höre das Klagen und Schreien der Menschen, das Gebrüll der verbrennenden Rinder und das Sturmläuten. Auch an Strafen erinnere ich mich, die mit Knieen auf Erbsen ihren Höhepunkt erreichten, doch habe ich total vergessen, weshalb ich knieen mußte. Dann aber kommt das große, welterschütternde Ereignis der ersten Hose — und diese Auszeichnung war schwarzweiß karriert.

Es beginnt jene Zeitperiode, wo man überall dabei sein muß, überall mithelfen möchte und doch überall im Wege steht. Oder man steckt irgendwo, wo man absolut nicht sein soll. Trotz meiner Kleinheit und Schwachheit war ich sehr wagehalsig und gelangte dafür oft schneller als beabsichtigt oder mir lieb war, aus bedeutenden Höhen wieder zur Erde, was Verletzungen an allen möglichen Körperteilen und ein paarmal die tiefsten, lebensgefährlichsten Löcher im Kopfe zur Folge hatte.

Eine Seiltänzertruppe hatte es mir angetan und trug die Hauptschuld, daß ich mich übte über die schmalsten Latten, schließlich Stricke zu balancieren und wirklich brachte ich es in dieser Kunst zu großer Sicherheit — die Kunst wurde aber, wie so oft, auch hier nicht anerkannt. Diese Manie erhielt sich noch lange und zwar bis ins Mannesalter.

So trug ich bei einer Partie in Südtirol mein Töchtertein, mein Liebstes auf Erden, auf einem schmalen Balken über den hochgehenden Eisackfluß. Das Hochwasser hatte vor kurzem die Holzbrücke weggerissen, und ein einziger Balken war der Anfang zur neuen, die wir schon fertig gestellt wähnten. Es war nach Feierabend und die Zimmerleute schon fort. Ein befreundeter österreichischer Leutnant, der es nachmachen wollte, ließ sich schon nach den ersten Schritten schleunigst auf den Balken nieder, rutschte, ihn umklammernd, behutsam ans Ufer zurück und mußte mit der übrigen Gesellschaft einen stundenlangen Umweg nach dem gegenüberliegenden, greifbar nahen Bri-

xen machen. Ich hätte es vielleicht als Seiltänzer weitgebracht!?

Der Drang zum Zeichnen war aber doch weit stärker und trat immer mehr zu Tage. Keine nur irgend erreichbare weiße Wand, kein Blättchen Papier war vor mir sicher, aber das letztere war rar. Der Verwalter eines gräflichen Gutes, der „Schaffer-Vater", wie ich ihn nannte, sah mich und meine kindischen Zeichnungen sehr gern und schenkte mir immer wieder Papier, das ich ihm vollgeschmiert mit Menschen und Tieren zurückbrachte. Bezeichnete er mir irgend einen durch sein Äußeres besonders charakteristischen Dorfbewohner und es gelang mir, denselben annähernd ähnlich herauszubringen — vielleicht bildete er sich die Ähnlichkeit auch nur ein — so war er außer sich vor Freude, und ich bekam Kaffee mit Kuchen und noch mehr Papier. Lief ich zu ihm, so mußte ich am Pfarrhofe und Garten vorbei, und da spähte ich jedesmal durch den Zaun, den schwarzen ernsten Pfarrer zu sehen, wie er, in langem Rocke, Kniehosen und Strümpfen den breiten Mittelgang zwischen blühenden Rosenhecken auf- und abwandelnd, sein Brevier betete. Ich fürchtete mich vor ihm und ahnte nicht, was er mir werden sollte.

Zu Hause in der Wirtschaft war ich nicht viel zu verwenden, wurde aber doch längst vor dem Eintritt in die Dorfschule meiner jüngeren Schwester als Assistent zum Kühehüten beigegeben, was keineswegs eine leichte Aufgabe war, denn die zum Hofe gehörigen Felder lagen sehr weit entfernt, und um dahin zu gelangen, mußten die Kühe erst eine lange Strecke auf der Landstraße und später noch auf schmalem Feldwege zwischen fremden Grundstücken hindurch getrieben werden. Da hieß es Achtgeben und Laufen, denn rechts und links wuchs verlockende Gelegenheit zum Ausgrasen, und das hätte bitterböses Blut bei den lieben Nachbarn gemacht.

An diese Spätsommer- und Herbst-Nachmittage bei den Kühen auf Feldern und Wiesen denke ich stets gern zurück. Das war Naturkneipen in des Wortes wahrster Bedeutung. Schon als Kind hatte ich für alles in der Natur lebhaftes Interesse, und meine undegrenzte Liebe zur Mutter Natur muß mir eine besonders gütige Fee mit in die Wiege gelegt haben.

Was gab es neben dem Hüteramte nicht zu sehen und zu tun! Und wenn man von dem vielen Stehen und Herumlaufen müde und hungrig war, wurde aus dürrem Reisig oder Kartoffelkraut ein kleines Feuer gemacht, frisch ausgegrabene Kartoffeln wurden hineingeworfen und sowie sie kohlschwarz waren, platzten und das goldige Innere zeigten, verzehrt. Wie das schmeckte!

Wenn aber bei dem Barfußlaufen auf den herbstlichen Stoppelfeldern die Füße bluteten und die Wunden nicht heilen konnten, weil sie immer und immer wieder aufs neue aufgeritzt oder gestoßen wurden, dann weinte ich oft bitterlich vor lauter Schmerzen. Schuhe gab es nur für den Sonntag, und erst später, als ich bereits die Dorfschule besuchte, durfte ich gestiefelt des Hüteramtes walten.

Mit dem Eintritte in die Schule begann auch für mich ein neuer wichtiger Abschnitt der Kinderjahre. Um gescheiter zu werden, brauchte ich nicht weit zu gehen, denn das Schulhaus lag dem elterlichen gegenüber, jenseits der hohlen Gasse. Fremd war es mir längst auch nicht mehr, da das kleine Töchterchen des Lehrers, die Maria, meine liebste Gespielin war. Auch die Eltern verkehrten gegenseitig.

Zu Weihnachten brachte mir das Christkindl den ersten Tuschkasten und bereitete mir damit eine unglaubliche Freude, die alles andere in Schatten stellte. Nun wurde drauf los gemalt. Es entstanden die vierzehn Kreuzwegstationen, Nachempfindungen der großen Bilder in der Dorfkirche, und diesen Blättern wurde eine große Ehre zu teil. Die greise Mutter des Pfarrers Fischer legte sie in ihr Gebetbuch und bewahrte sie darin bis an ihr Ende. Nach dem Tode des Pfarrers kamen diese kindlichen Malversuche in meine Hände zurück. Ich war noch nicht lange auf der Schulbank, so wurde ich mit einigen andern, darunter auch dem Töchterchen des Lehrers, zum Chorsingen in der Kirche abgerichtet. Später durfte ich auch Geige- und Klavierspielen lernen. Zu dem musikalischen Unterrichte gesellte sich bald ein weiterer durch den Kaplan, der mir das nötige Latein zum Ministrieren beibrachte und zwar auf seinem Zimmer im Pfarrhause.

Ich war immer noch sehr klein, so klein, daß in der Sakristeigarderobe unter den Ministrantenkitteln der kürzeste noch viel zu lang für mich war. Es kostete mich die größte Achtsamkeit, beim Auf- und Absteigen der Altarstufen und bei dem Herumreichen des viel zu großen und schweren Meßbuches nicht zu stolpern und in meiner ganzen — Kürze hinzuschlagen. Der bloße Gedanke an eine solche ungeheuerliche Blamage vor den Augen von ganz Karlowitz trieb mir stets das Blut zu Kopfe. Aber es fiel nicht, „das Grützner Edwartel".

Ich kam nun fast täglich ins Pfarrhaus, und auch Pfarrer Fischer, der Gefürchtete, schenkte mir bereits einige Beachtung. Wie merkwürdig gut es da oft roch — nach Essen, so ganz anders als zu Hause! Schon damals dämmerte es in mir, daß auf dieser Welt ein gewaltiger Unterschied herrschen müsse zwischen Essen und Essen, und bald sollte diese Dämmerung der Gewißheit weichen.

Kaplan Reinsch hatte mich sehr gern, unterrichtete mich nach den Schulstunden — unentgeltlich natürlich — im Lateinischen weiter und nahm mich meist mit auf seinen Spaziergängen und Besuchen in der Umgegend und den Nachbardörfern, die zur Karlowitzer Kirche gehörten.

Manchmal wurde ich des Nachts aus dem Bette geholt, mußte als Ministrant mit an das Bett Schwerkranker und Sterbender, und zwar zuweilen im Wagen in entfernt liegende Dörfer. Traf dies zur Winterszeit, dann hüllte der gute Kaplan den frierenden, zähneklappernden Kleinen mit in seinen weiten Mantel. Zu der Kirche war mir bald jeder Gegenstand bekannt, vertraut und lieb. Ich war bei Taufen, Hochzeiten und Begräbnissen dabei, half zu hohen Festtagen die Altäre zieren, kurz fehlte bei keiner kirchlichen Verrichtung. Zuweilen war aber der Kirchendienst sehr hart. In der Adventzeit, vor dem Morgengrauen, wenn am Kirchengewölbe die Eiskrystalle glitzerten und glänzten, kniete ich oft, vor Kälte

erstarrt, an den Altarstufen und mußte steifgefroren nachher zu Hause in der warmen Stube erst wieder langsam auftauen. Meine Füße steckten nackt in den Schuhen, Strümpfe gab es erst später.

Im Elternhause vollzogen sich merkliche Veränderungen, aber nicht zum besten des Ganzen. Der älteste Bruder wurde als Lehrer nach Pommern versetzt, und dorthin folgte ihm Schwester Luise, sein Hauswesen zu führen. Ich war schließlich nur mehr des Nachts daheim, tagsüber in der Schule oder Kirche, die meiste Zeit aber bei dem Kaplane oder dem Pfarrer auf dem Pfarrhofe.

Dort wurde viel musiziert. Auf seiner wertvollen Geige phantasierend, ging Pfarrer Fischer im Zimmer auf und ab oder samuelte die jüngeren, musikalisch veranlagten Lehrer der Umgegend um sich und übte mit diesen Quartette und anderes ein — mit Vorliebe Haydn —, wobei er stets die erste Violine spielte. Leider konnte ich nur als Zuhörer teilnehmen, hatte aber doch das Glück schon damals gute Musik zu hören. Zu diesen Konzerten wurden ab und zu die Honoratioren, Gutsbesitzer mit Frauen und Töchtern des Kirchensprengels, eingeladen, und das war immer ein ganz besonderes Ereignis. So etwas war ja bei den Vorgängern des Pfarrers nie dagewesen, wahrscheinlich nicht so lange der Ort bestand.

Eines Ereignisses möchte ich hier noch erwähnen, welches einen so tiefen Eindruck auf mich machte, daß es mir noch heute bis in die kleinsten Einzelheiten erinnerlich ist, und bei dem sich der Charakter des Pfarrers so recht deutlich zeigte. Es war kurz vor meinem Eintritte in das Neisser Gymnasium.

Stürzt da eines Vormittags heulend und klagend unsere Nachbarin ins Pfarrhaus mit der Hiobspost, ihr Sohn August habe sich erhängt. Eiligst raffte der Pfarrer aus seiner Hausapotheke einige Fläschchen zusammen, und wir liefen mit der jammernden Mutter zur Unglücksstelle. Im ganzen Orte kannte man den Sohn als stillen, braven und fleißigen Menschen, der aber seinem bösen Stiefvater im Wege war, diesem nie etwas recht machen konnte und von ihm sehr schlecht behandelt wurde. Eben als wir ankamen, brachte man das Opfer die schmale, dunkle Treppe herab, und wir hörten den Bauern schreien: „'naus, 'naus in die Scheune!" Pfarrer Fischer aber gebot: „In die Stube!" Dort bettete er rasch den noch warmen Körper auf Bank und Stühlen, entblößte ihn stellenweise, zog seinen eigenen Rock aus und bearbeitete in Hemdärmeln den Leblosen, wobei der Totengräber und ein Knecht halfen. Allein alle Bemühungen und Anordnungen blieben erfolglos — es war zu spät, vielleicht nur um ein paar Minuten zu spät. Und die arme Mutter rannte wieder aus der Stube in die Küche, wo sie trotz alledem das Mittagessen nicht verderben lassen wollte, und immer wenn sie an ihrem Manne vorüberkam, der regungslos und finster die ganze Zeit über am Ofen gestanden und keine Hand gerührt hatte, schrie sie ihm ins Gesicht: „Du bist schuld, du allein bist schuld, daß er sich umgebracht hat."

Nachmittags war ich Zeuge einer herzzerreißenden Szene. Vor dem Pfarrer auf den Knieen liegend bat die Mutter, ihrem Sohne ein ordentliches Begräbnis zu bewilligen, wenigstens sein Grab zu segnen, was die Gesetze der Kirche nicht gestatteten und er der Ärmsten blutenden Herzens verweigern mußte. Welche Trostesworte fand er für die Frau, und immer wieder versicherte er sie, daß ihr Sohn trotz seiner Tat nicht verdammt, Gnade vor Gott finden und daß er ihn immer in sein Gebet einschließen würde.

In der Dämmerung nach dem Abendgebetleuten hoben ein paar Leute einen roh und rasch zusammengefügten Sarg rückwärts über die Kirchhofmauer — denn durch den Haupteingang durfte der Selbstmörder nicht — und der Totengräber scharrte ihn schnell in einem Winkel, in ungeweihtem Boden, ein. Es ist eine alte Sitte, dem Erhängten den Strick mit in den Sarg zu geben, und als diesen der Totengräber von dem Stiefvater verlangte, verweigerte er ihn, weil es ein ganz neuer Strick sei, mit dem Bemerken: „Hätt' er keinen alten nehmen können?!"

Den Pfarrer aber konnte man später noch lange bis in die Nacht allein an dem Selbstmörderwinkel stehen und beten sehen.

Die letzten Bedenken und Hindernisse bei den Eltern betreff des Studierens an dem Gymnasium waren endlich durch Pfarrer und Kaplan beseitigt, für genügend vorbereitet hielt man mich auch — also auf nach Neisse! Vielleicht wird doch noch ein Geistlicher aus ihm — so wünschte und hoffte man im stillen.

Wenn ich behaupten wollte, besonders freudigen Herzens dem bevorstehenden Studium entgegen gesehen zu haben, würde ich bodenlos lügen. Darüber aber war ich mir vollständig im klaren, daß ein längeres Verweilen auf den Karlowitzer Gefilden gänzlich zwecklos, das Gymnasium jedoch nur eine Art Übergangsstadium für mich sein würde. Ich fühlte das als etwas ganz Selbstverständliches, denn der Maltrieb war nur eingelullt und schlummerte vorübergehend.

Bei einer Witfrau Jüttner in der Webergasse wurde ich in Kost und Quartier gegeben. Dort traf ich bereits zwei ältere Leidensgenossen an. Seit undenklichen Zeiten lebte dieses alte, verschrumpfte Gymnasiastenmütterchen von den Studierenden. In ihrem Gesichte mit den grauen Augen und tausend Falten und Fältelchen lebte und blitzte es unaufhörlich, ihr Kinn klappte in einem fort auf und ab, und da sie keinen Zahn mehr hatte, schnellte es beim Essen schier bis an die Hakennase. Sie lebte mit ihrer Tochter zusammen, einer schon ältlichen, herben und ungläublich frommen Jungfrau, die tagsüber in einem Posamentiergeschäft arbeitete und auch noch des Abends für dasselbe tätig war. Ein früherer Kostschüler, bereits als Geistlicher irgendwo angestellt, hatte ihr versprochen, sie als Haushälterin dereinst zu sich zu nehmen, und darauf wartete sie sehnsüchtig und gottergeben. Vielleicht wartet sie heute noch!

Mutter und Tochter waren unermüdlich fleißig. Die Alte kochte und besorgte die ganze Hausarbeit allein. Herrgott — war das Essen schlecht! Freilich wird wohl auch nicht sonderlich viel dafür von Hause erlegt worden sein. Ich war vom Pfarrhofe aus schon ein wenig verwöhnt, war nie für viel aber stets für gut, welchem Grund-

saße ich bis heute huldige. Offen gestanden, bedaure ich die Menschen, welche auf ein gutes Mahl nichts halten, ja geradezu verächtlich scheint mir, wer gut essen und trinken könnte und es nicht tut, denn so jemand hat sicher wenig Gemüt und auch wenig übrig für das Gute und Schöne dieser Welt auf höheren Gebieten.

Ein Glück für mich war, daß ich nach einigen Monaten ein paar Kostplätze in wohlhabenden Kaufhäusern erhielt, in die meine Mutter seit Jahren Eier, Butter ꝛc. verkaufte. Übrigens waren wir in der Webergasse, abgesehen von dem höchst zweifelhaften Essen, auch recht unangenehm eng beisammen. Nach Durchstolpern eines in immerwährende Dunkelheit gehüllten, durch Kleiderkästen, Schaffe, Küchen- und andere notwendige Geräte noch mehr verengten Vorplatzes, stand man im einzigen größeren aber sehr niedrigen Zimmer, und dieses füllten vollständig die zwei Betten von Mutter und Tochter, ein paar Kommoden und in der Mitte ein Tisch mit fünf Stühlen. Der Raum mußte noch obendrein Licht und Luft durch ein Fensterchen und eine immer offen stehende Türe an eine höchst verdächtige, kleine, schwarze Küche abgeben. Nebenan in dem schmalen Alkoven mit einem Fenster schliefen wir drei Säuglinge der Wissenschaft und fanden des Morgens kaum und nur mit List und Schläue Platz zum Waschen. Zu fünf saßen wir dann abends unter der immer schlecht brennenden Lampe am Tische; die Alte strickend und mit den Kinnladen wackelnd, die Tochter für das Posamentiergeschäft Fahnenquasten und dergleichen arbeitend, wir drei büffelnd — oder auch nicht. Ich zeichnete oft. Mutter Jüttner wußte viel zu erzählen von früheren Kostkindern, wie die so brav gewesen und was sie später geworden; von der Belagerung der Festung durch die Franzosen — und vom allen Ziethen. Sie war sehr stolz darauf, in ihrer Jugend den berühmten Husarengeneral bedient zu haben. War ihre Tochter nicht zugegen, dann gab sie gerne noch pikante Details als Dreingabe. So sah sie eines Morgens — das „Herein" hatte sie deutlich gehört — beim Betreten des Zimmers mitten in demselben den alten Haudegen gänzlich unbekleidet stehen und ließ vor Schrecken ob dieses Anblicks das Brett mit dem ganzen Frühstück fallen. Ziethen pflegte nach Verlassen des Bettes manchmal noch möglichst lange ohne jegliche Art Uniform im Zimmer zu verweilen und ein Luftbad zu nehmen, wie man heute sagen würde.

Die ersten Jahre ging es gut mit dem Studieren, und ich konnte zu den Ferien im Eltern- und Pfarrhause schöne Zeugnisse vorweisen.

Während der großen Ferien nahm mich der Kaplan mit in das Riesengebirge, in eine für mich gänzlich neue Welt. Im schönen Hirschberger Tale, im Kloster Grüssau wurde für ein paar Tage Halt gemacht. Innerhalb dieser pompösen Klosteranlage hatte ich zum erstenmal Gelegenheit, Pracht und Herrlichkeit vergangener Zeiten zu schauen und zu bewundern. Die Schneekoppe wurde bestiegen, auch die Burg Kynast besichtigt, die ich aber kopfschüttelnd verließ, denn ich konnte nicht für möglich halten, daß es wirklich so dumm verliebte Ritter gegeben haben sollte, die das Wagnis unternahmen, auf der immerhin schmalen Ringmauer herumzureiten und dabei das Genick zu brechen. Seitwärts, die Hälfte der Mauer entlang, gähnender, tiefer Abgrund — und das alles um Hekuba — will sagen um die Hand des Burgfräuleins, einem Inbegriff von Gemüt jedenfalls. Auch das Kloster Kamenz mit seiner Riesenorgel, die Friedrich der Große für seine Rettung durch den Abt aus Dankbarkeit stiftete, sah ich, und noch viel, viel Schönes und Neues, wodurch die Neigung zum Maler durchaus nicht vermindert wurde.

Doch zurück auf das Gymnasium. Daselbst ging es mir am besten in der Religion und Naturwissenschaft, weil ich mich für diese beiden Fächer wirklich interessierte und deshalb auch darin fleißig blieb. Für den liebenswürdigen, leider kränklichen Lehrer der Naturgeschichte mußte ich oft an den freien Nachmittagen in seiner Wohnung aus Werken der Afrikareisenden Livingstone, Barth, Vogel und anderer, die er sich nicht alle anschaffen wollte oder konnte, herauszeichnen, was ihm für seine Lehrzwecke geeignet schien. Das tat ich natürlich sehr gern und lernte dabei auch viel. Mit größter Sorgfalt kopierte ich Wilde, Waffen, Geräte, Tiere und Landschaften, und die Zeichnungen wurden dann auch in den Klassen bei Vorträgen gelegentlich herumgezeigt. Auch für mich zeichnete und kolorierte ich eine Art Naturgeschichte (Vierfüßler, Vögel und Fische), die mir, ich weiß nicht mehr von wem, um diverse Silbergroschen abgekauft wurde. Das gab Taschengeld für notwendige und unnütze Sachen.

Ich sammelte Mineralien, Eier und Schmetterlinge. Letztere Sammlung war schon sehr reichhaltig und mir aus dem Grunde lieb, weil ich die meisten Schmetterlinge von Raupen gezogen hatte. Dazu war ja während der großen Ferien viel Gelegenheit. Mein Herbarium wurde ausgezeichnet und am Jahresschlusse dem gesamten Lehrerpersonale vorgelegt.

In den Religionsstunden war ich bei dem strengen, aber gerechten Lehrer sehr gut angeschrieben.

Wie andere hatte auch ich heimlich zu rauchen probiert, wahrscheinlich, weil es streng verboten war. Als ich das mit den übrigen Sünden dem Religionslehrer beichtete, sagte er nur kurz, die anderen Vergehen unbeachtet lassend: „Also geraucht hast du? Das muß schön ausgesehen haben" — und absolvierte mich mit einer kleinen Buße. Das saß! Die wenigen Worte wirkten mehr und nachhaltiger als die längste Strafpredigt vermocht hätte. Ich rauchte nicht mehr.

Aber im Rechnen und in der Mathematik, da spukte es bedenklich. Ich konnte und wollte nicht recht einsehen, weshalb denn die mathematischen Lehrsätze immer und immer wieder aufs neue bewiesen werden sollten, deren Wahrheit doch längst unumstößlich feststand und wovon selbst ich überzeugt war — soweit mir möglich.

Ich sehe ihn noch, den langen, hageren Mann der bombenfesten Wahrheiten, in dem schwarzen, etwas abgeschabten, stets zugeknöpften Rocke, breiter Halsbinde und hohen Vatermördern. Die Brille saß ihm vorn auf der Nasenspitze, und seine wenigen Haare pflegte er in mühe- und kunstvollen Strähnen — aber mit mathematischer Sicherheit — über und um den Schädel zu ziehen, um sie dann in einem verwegenen Knoten über dem

rechten Ohre zu vereinigen. Er war ein Lieblingsobjekt für meinen Stift und wurde oft karikiert. Bekam er eine solche Zeichnung zu Gesichte, so war er doch viel zu vernünftig, sich darüber zu ärgern; er ärgerte sich vielmehr nur, weil ich wieder nicht achtgegeben und vor die Tafel citiert, die Beweisführung nicht fortsetzen konnte.

Ganz anders faßte der kleine dicke Oberlehrer Otto meine Zeichnungen auf. Er gab Geschichte und Geographie. Der gute Mann haßte mich geradezu, mir dagegen kam er unwiderstehlich komisch vor. Er blieb das Hauptziel meiner zeichnerischen Angriffe, und wenn dann sein Konterfei unter den Bänken von Hand zu Hand wanderte, der unterdrückte Beifall sich in den merkwürdigsten Lauten kundgab, dann kannte er den Urheber der allgemeinen Unachtsamkeit und rief mich hinaus an die Riesenlandkarte. Natürlich fand ich nicht rasch, was er verlangte. Er schickte mich auch stets und boshafterweise weit weg in irgend einen Meerbusen im nördlichsten Amerika oder noch weiter, wohin er mich im stillen wahrscheinlich wünschte. Da hätte ich oft plötzlich wissen sollen, wie viele Fuß der oder jener hohe und höchste Berg im innersten Asien oder wie viele Einwohner irgend eine Stadt habe. Offen gestanden war und ist mir das heute noch vollständig „wurscht", denn hätte ich auch damals die richtige Zahl der Einwohner angeben können und behalten, es wäre heute doch längst nicht mehr wahr. Wütend, die großen aus dem Gesichte herausstehenden Augen rollend, schickte er mich auf meinen Platz zurück mit den grimmigen Worten: „Aus dem werd im Läben nischt!"

Vor der Sprache der Griechen hatte ich zwar einen heiligen Respekt, doch gefielen mir ihre Kunstwerke bei weitem besser, deren Abbildungen ich in Mythologien kennen lernte. Durch Vermittelung eines Mitschülers erhielt ich aus der reichhaltigen Bibliothek seines Vaters illustrierte Prachtwerke, die ich mit einer Art Heißhunger verschlang und aus denen ich vieles nachzeichnete.

Aus dieser Quelle kam zum ersten Male auch ein Band Shakespeare in meine Hände. Ich konnte mir freilich damals noch keine Rechenschaft geben, weshalb mich, was ich da las, so eigentümlich, so merkwürdig packte. Hatte ich doch schon manches von Goethe, Schiller und unseren andern deutschen Großen gelesen, allein dieser Shakespeare hielt mich in seinem Banne und ist mein Lieblingsdichter geblieben. Er hat auf mein Denken und Empfinden den größten Einfluß geübt, und ich habe auch nicht die geringste Angst, daß mir diese meine Flamme etwa durch irgend ein hypermodernes Überbrettl-Genie ausgeblasen wird.

Wie ein Blitz aus heiterem Himmel traf mich eines Nachmittags die Nachricht von dem Tode meiner Mutter. Vor wenigen Wochen erst hatte ich sie gesund und rastlos tätig verlassen. Ein Herzschlag machte ihrem Leben ein jähes Ende. Sie hatte sich zur Vesperbrotzeit ein wenig niedergesetzt, wollte eben ihre Tasse Kaffee zum Munde führen — aber der Tod nahm sie ihr aus der Hand. Das war ein Schlag nicht nur für mich, auch für Haus und Hof, denn mit ihr schied zugleich der gute Engel von beiden. Luise — die aus Pommern zurückgekehrt war, da der Bruder geheiratet — konnte mit den beiden andern Schwestern nicht verhindern, was nun zur Tat und längst befürchtet wurde. Ein älterer Bruder, der Liebling des Vaters, bekam die Zügel in die Hand und herrschte bald über Hof und Felder — der Vater trank. —

Vorerst blieb ich auf dem Gymnasium, d. h. ich zeichnete, malte und lernte nur nebenbei das Allernötigste. Die Lust, Mater zu werden, wuchs in gleichem Grade, in dem die Lust zum Weiterstudieren abnahm. Je weniger mich das Lernen freute, desto lieber war ich natürlich bei allem dabei, was mit demselben nicht das Geringste gemein hatte.

So wagte es ein kleiner Kreis manchmal zu kneipen. In dem Verbotenen lag ja auch hier der Hauptreiz. — Merkwürdig war nur, daß diese Schwefelbande trotz aller Anzeigen wohlwollender Bürger und aller Achtsamkeit des Pedells und einiger Herren des Lehrkörpers nie erwischt wurde. Die Sache war aber sehr einfach. Des Pedells Töchtertein sah mich sehr gern, und von ihr wußte ich, an welchem Abende ihr gestrenger Herr Vater in befreundeter Familie festgenagelt war. Geld kosteten mich diese Dummheiten nicht, weil ein gräflicher Mitschüler mich frei hielt. Doch von solchen und verwandten unnützen Dingen will ich lieber schweigen, denn mein Sohn, zur Zeit ebenfalls auf dem Gymnasium, könnte zufällig davon erfahren und meine Ermahnungen in Zukunft nicht mehr besonders ernst nehmen.

Pfarrer Fischer mochte sich wohl schon lange mit dem Gedanken abgefunden haben, daß sein Schützling kaum je einen guten Geistlichen abgeben dürfte. Statt mir aber deshalb böse zu sein, wie die Meinen, sann er auf Mittel und Wege, wie

Jugendliches Selbstbildnis. Kohlestudie.

die leidige Malerfrage am besten zu lösen wäre. Wohin mit mir und woher das Geld nehmen zum Besuche einer Akademie?

Vor allem schien ihm notwendig, und auch mir leuchtete das ein, vorerst einmal ein Urteil von maßgebenden Persönlichkeiten über mein Talent einzuholen. Der Zeichenlehrer am Gymnasium, ein Maler, hatte freilich schon wiederholt erklärt, mich nichts mehr lehren zu können, allein, weder sein noch das Lob vieler anderer konnte bestimmend sein bei einer so wichtigen Frage. Im ganzen Regierungsbezirke Oppeln, damals vielleicht nicht einmal in Breslau, gab es jemand, an den wir uns deshalb hätten wenden können.

Da kam, wie vom Himmel geschickt, ein Baumeister Hirschberg von München in seine schlesische Heimat, die Verwandten wieder einmal zu sehen, zu den auch der Pfarrer gehörte. Hirschberg nahm eine Anzahl meiner Zeichnungen nach Holzschnitten, Stichen, sowie manche meiner Kompositionsversuche zu mythologischen und biblischen Motiven mit nach München, wo er sie einigen der ersten Künstler zeigen wollte, und von deren Urteile sollte dann mein Schicksal abhängig gemacht werden.

Das waren lange Wochen bangen Harrens!

Endlich traf eine Nachricht ein, und diese fiel so über alles Erwarten günstig aus, daß ich mich vor lauter Freude kaum zu fassen wußte. Die eingeholten Urteile waren sämtlich für mich, und da in erster Linie Piloty sich meiner ganz besonders annehmen wollte und Baumeister Hirschberg sich bereit erklärte, das nötige Geld zum Leben und Besuche der Akademie für einige Jahre vorzustrecken, so stand der Erfüllung meines sehnlichsten Wunsches nichts mehr im Wege. Ich hätte mich aber auch durch nichts mehr zurückhalten lassen.

Das Allernotwendigste an Wäsche und Kleidung ward noch besorgt — es war blutwenig und hatte in einer Umhängetasche Platz — das Reisegeld zusammengeschossen und schleunigst Abschied genommen. Am schwersten fiel mir der vom Pfarrer. Der Kaplan war versetzt worden, und leider habe ich ihn nicht wiedergesehen.

Mutterseelenallein trat ich die weite Reise an, mit leichtem Gepäck und noch leichterem Geldbeutel, aber das Herz voll freudiger Hoffnung, Zuversicht und den besten Vorsätzen.

Auch der längste und langsamste Bummelzug findet endlich seine Endstation.

An einem sonnigen Herbstmorgen im Jahre 1864 lief ich in dem heißersehnten Hafen ein. Eine Mütze auf dem Kopfe, das Ränzlein umgehangen, den Stock in der Hand, betrat ich mit einem ganzen Taler in der Tasche Münchens Pflaster und fragte mich nach der Burggasse durch.

In leicht begreiflicher Aufregung kam ich in das Haus Hirschbergs und traf ihn inmitten seiner Bauzeichner. Er pflegte sehr kurz angebunden zu sein. Bei einem Bildhauer Singer hatte er bereits ein Zimmer besorgt, und dorthin, in die Wurzerstraße, führte mich einer seiner Zeichner. Singer und dessen Frau waren liebe gute Leute, zu denen ich vom ersten Augenblicke an Vertrauen faßte, und bei ihnen und in meinem kleinen, nach rückwärts gelegenen Dachzimmer fühlte ich mich sehr bald heimisch.

Hirschberg schien es vor allem dringend nötig, meinen äußeren Menschen etwas aufzubessern und auszustaffieren; mir auch — und das war mir ein paar neuen Kleidungsstücken bald geschehen. Ich erhielt von ihm eine kleine Summe Geld für eine Woche voraus nebst einem Büchlein, und in dieses mußte jede Ausgabe bis auf den letzten Kreuzer eingetragen werden.

Bildhauer Singer opferte mir anfangs viel Zeit, führte mich in München herum, zeigte mir das Sehenswerteste, und ich kam aus fremdigem Staunen und Bewundern gar nicht mehr heraus. Auch in die Neue Pinakothek führte er mich. Sprachlos stand ich da vor Pilotys Gemälde „Seni an der Leiche Wallensteins". Das Bild schien mir alles Vorhergesehene weit zu übertreffen. Hatte es doch bei seinem Erscheinen bereits ein kolossales Aufsehen gemacht und zugleich den Anfang einer neuen Epoche im Kunstleben Münchens bedeutet. Aus aller Herren Länder waren junge Talente nach der Isarstadt geströmt und drängten sich um den neuen Meister — *malen* zu lernen — nach einer langen Periode monotonen Kartonzeichnens und mehr oder weniger konventioneller, farbloser religiöser Bilder.

Heute werden ja viele Künstler, namentlich die jeweilig Allermodernsten, nur ein Lächeln oder Achselzucken für Pilotys Werk haben, oder es mit ein paar Redensarten abschlachten — aber Reden und Lachen über etwas ist bekanntlich unendlich leichter als es zu solchem Können und solcher Bedeutung bringen.

Vieles und Schönes sehen macht müde, hungrig und auch durstig, und so wurde dann nach solchen Wanderungen in einer Bierwirtschaft oder Brauerei zu Stärkung eingekehrt. So lernte ich auch die verschiedenen Biere kennen.

Wie so ganz anders war es doch in diesem München als in Neisse! Auch gänzlich andere Menschen waren diese Münchener. Offen, derb, ohne Phrasen und Redensarten, dabei gemütlich und lebensfroh — kurz, ganz nach meinem Geschmack.

Piloty selbst hatte ich immer noch nicht gesehen. Als mich Hirschberg zu ihm führen wollte, war der Meister auf der Jagd. Aber ein paar Tage später wagte ich allein den Gang und hatte mehr Glück. Auf ein leises Klopfen an seiner Ateliertüre — mein Herz klopfte bei weitem stärker, so schien mir — antwortete drinnen ein mörderisches Hundegebell. Die Türe öffnete sich, ein großer hagerer Mann in einfacher Joppe, die Palette in der Hand, mit dichtem schwarzen Kopfhaar und einer sehr bösen Falte zwischen den Augenbrauen stand vor mir, und seine zwei dunklen Augen bohrten sich in mein zagendes Gesicht. Ich stammelte meinen Namen — eine Hand streckte sich mir entgegen und zog mich ins Atelier hinein. Die Dackel hörten auf zu bellen. Während ich ihm gegenüber saß und seine Fragen beantwortete, verschlangen meine Augen ihn und alles in dem Raume. Da gab es vieles zu sehen! Die böse Falte zwischen den Brauen war längst verschwunden, und Pilotys Gesicht hatte jenen herzgewinnenden Ausdruck angenommen, den ich später noch so oft beobachten konnte, wenn er sich über die Leistungen seiner Schüler freute. Er

machte mir klar, daß es jetzt vor allem darauf ankomme, ein gutes Fundament zu legen, ganz von vorne anzufangen, ich sollte zu diesem Zweck eine Zeitlang die Vorschule der Akademie besuchen, mit deren Direktor er schon meinethalben gesprochen. Als ich das Atelier verließ, nahm ich das freudige und beruhigende Gefühl mit mir, einen zweiten, wenn auch ganz und gar anders gearteten Pfarrer Fischer gefunden zu haben.

Einige Tage darauf zeichnete ich bereits in der Vorschule (damals unter den Arkaden des Hofgartens) nach Gipsabgüssen unter der liebenswürdigen, schier väterlichen Unterweisung des Direktor Dyk, der mir sehr zugetan war und mir auch außer dem Unterricht viel Gutes zu teil werden ließ. Ich vertiefte mich fleißig in die Schönheiten von Händen, Füßen, Halbmasken und später Büsten antiker Meisterwerke.

Damals trug ich langes Haar, weil ich mir einen ordentlichen Maler ohne solches nicht recht denken konnte. In dieser naiven Meinung war ich durch Porträts der alten großen Maler, die ich schon auf dem Gymnasium durch Stiche und Holzschnitte kennen gelernt und nachgezeichnet hatte, bestärkt worden. Bald jedoch wurde ich zur Genüge überzeugt, daß die Haare mit dem Malen absolut nichts zu tun hätten — die Pinselhaare ausgenommen. Nur eine gewisse Sorte Akademiker, ältere Bildhauer und Maler, Anhänger Cornelianischer Richtung, trugen sich noch genial mit verwegenen breiten Schlapphüten, unter denen die verwahrlosten Locken oder „Binsen" hervorquollen oder hingen, einen Schal umgehängt oder auch in weite Radmäntel gehüllt, dessen eines Ende mit kühnem Wurfe über die linke Schulter geschleudert wurde. Piloty aber und die meisten andern Großen in der Malkunst hatten kurze, manche gar keine Haare und malten doch.

Also ließ ich auch meine Mähne kürzen.

Ich kam mir vor wie eine Pflanze, die jetzt erst in den richtigen Boden versetzt, richtig behandelt wird und naturgemäß nun auch Fortschritte macht.

War die Schule an den Sonn- und Feiertagen geschlossen, dann arbeitete ich zu Hause in meinem Dachzimmerchen. Ganz heimlich, ohne jede Anweisung, probierte ich einmal das Malen mit Ölfarbe und wählte als Modell einen Gipsabguß des schönen Fußes der Mediceischen Venus. Dieser erste Versuch kam mir zufällig vor kurzem wieder zu Gesicht, und ich muß offen und zu meiner Schande gestehen, daß ich ihn heute technisch vielleicht geschickter durchführen würde, daß ich aber nicht besser zeichnen und modellieren könnte.

Von meinem Dachzimmer aus genoß ich eine sehr hübsche Aussicht über die niederen Rückgebäude weg in die großen Gemüsegärten des Franziskanerklosters und auf die baumgekrönten Höhen jenseits der Isar. Nachts freilich mußte ich oft unfreiwilliger Zuhörer der abwechslungsreichsten Konzerte sein, die von den Katern und Katzen der ganzen Umgegend auf den Dächern unter mir zum besten gegeben wurden.

Bei Hirschberg konnte ich mich manchmal dadurch nützlich machen, daß ich Figürliches in seine Baupläne zeichnete oder auch große Figuren, Engel oder Karyatiden für ihn entwarf. Er schien mit mir zufrieden zu sein, gesagt hat er es nicht. War er besonders gut aufgelegt, dann gab er mir Geld zum Besuch eines Konzertes oder für ein Galeriebillet ins Hoftheater, und das war immer ein Hochgenuß für mich.

Schon zur Weihnachtszeit — mitten im Semester — durfte ich in den Antikensaal der Akademie.

Piloty bewirkte, daß ich bereits während der Ferien beginnen konnte, und trotzdem in den großen zu dieser Zeit nicht geheizten Räumen eine grimmige Kälte herrschte, pflanzte ich mich mit einem Riesenkarton bei der Laokoongruppe auf dem einzigen freien Platze, denn alle anderen Statuen, Götter, Göttinnen und Helden waren besetzt und vor ihnen standen angefangene oder der Vollendung nahe Zeichnungen. Bei Wiedereröffnung der Akademie fanden die eingesessenen Antikenschüler zu ihrem Staunen einen Eindringling, der frech genug war, gleich mit der Laokoongruppe anzufangen.

Nun begann ein neues Leben für mich. Unter den Mitschülern befanden sich reizende junge Leute, die bei allem Fleiße jederzeit zu den größten Dummheiten aufgelegt waren. Schon im darauffolgenden Karneval nahm ich zum ersten Male teil an Künstlerfesten. Von jungen Akademikern der Mal- und Bildhauerschulen wurde Wallensteins Lager naturalistisch brillant in Szene gesetzt, und ich figurierte dabei als Marketenderin. In einem höchst schauerlichen Ritterstücke, das ein Maler, ein Universalgenie, geschrieben, spielte ich mit großem Erfolge die weibliche Hauptrolle, das Burgfräulein.

Trotz solcher Allotria blieb ich fleißig. Sehr bald verließ ich die Säle mit den Gipsabgüssen nach den unerreichbaren antiken Meisterwerken. Piloty war nicht für ein zu langes Zeichnen nach toten Gegenständen, und ich rückte in die Malschule vor. Dort waren viele und bedeutende Talente beisammen, und einige brachten es später zu Bedeutung und großer Berühmtheit — vor allem Leibl. O diese Malschule! Der Schrecken derselben war ihr Lehrer, ein Heiligenmaler, dem für jedwede Art Fleischton Eisenoxyd und Rebenschwarz vollständig genügten. Saß auch in unserer Mitte ein gelbbrauner Italiener als Modell, einerlei, der Lehrer ignorierte dessen warmen Fleischton gänzlich und — schwupp — versetzte er dem Studienkopfe des vor Schrecken starren Schülers ein paar violette Lichter oder mischte unter die leuchtenden Schatten soviel Rebenschwarz, daß ein derart mißhandelter Studienkopf aussah, als ob ein Kaminfeger hineingelangt hätte. Wenn dann der Unglücksprofessor die Schule verlassen, brach eine allgemeine Entrüstung los, und unter gegenseitigem Zeigen der angerichteten Verwüstungen ergossen sich über den Ahnungslosen Rosenamen in solcher Fülle und Stärke, wie sie schwerlich in irgend einem Wörterbuche aufzutreiben sein dürften. Wer irgend konnte, drückte sich an den Korrekturtagen.

Meine Studienköpfe oder Akte brachte ich Ende der Woche zu Piloty, der diese dann fabelhaft anschaulich korrigierte.

Auch zu Wilhelm Kaulbach kam ich öfter und durfte ihm Entwürfe zu Shakespeareschen Stücken und anderes zeigen, die er eingehend besprach.

Herbstmorgen in Norwegen. Nach dem Gemälde von R. Skramstad-München. (Münchener Jahres-Ausstellung, Glaspalast, 1903.)
(Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.)

Während er an seinem Karton weiterzeichnete, plauderte er über bildende Kunst oder über den Klassiker, den er eben illustrierte, und alles gipfelte in dem Refrain: „Die Kunst soll nur Schönes, nicht Leid und Elend darstellen.“ Der weitaus berühmteste Maler seiner Zeit war aber wegen seiner scharfen, geistreichen Ausfälle sehr gefürchtet. Ich für mein armes Teil lernte ihn glücklicherweise nur von seiner guten und vornehmen Seite kennen. Er witzelte über Piloty, Schwind und alle die andern Professoren. Schwind wiederum, dessen Äußeres eher einem echten, gemütlichen Bierbrauer glich und in stärkstem Kontraste zu seinen wunderbar schönen, poetischen Märchenschöpfungen stand, verurteilte in derbster Weise alles, was Kaulbach geschaffen. Eine boshafte Zeichnung Kaulbachs machte damals viel von sich reden. Sie zeigte die Muse, eine schöne Frauengestalt, welche an der Türe des Malers Neupinsel anklopft, von diesem aber nicht eingelassen wird, weil er sie nicht brauchen kann — da er gerade Modell hat. Hunde bellen die Muse an, und im Hintergrunde des Ateliers sitzt ein Kerl in schauderhaften Kostümen. Natürlich war Piloty gemeint. Nun, der Maler Neupinsel hatte später die Genugtuung, daß ihm der geistreiche Spötter seinen Sohn anvertraute und in die Schule schickte. Es war und ist immer die alte Geschichte! Statt sich zu freuen, wenn ein anderer auch etwas kann, wird er lächerlich oder schlecht gemacht. Wir Deutschen scheinen darin das Höchste zu leisten. Es ist ja so ungeheuer klug, dem Auslande gegenüber sich gegenseitig herunterzusetzen und dafür vor allem, auch minderwertigem, auf dem Bauche zu liegen, was von außen kommt!

Die Kritik in Ehren, sie muß sein — aber das Scharfrichteramt dürfte man ruhig Späteren überlassen, die das unparteiischer und gründlicher besorgen und in die Rumpelkammer werfen werden, was Zeitgenossen oder Mode auf den Schild gehoben haben oder auch umgekehrt. Doch ich gerate auf Abwege und will schleunigst in die Akademie zurückflüchten. Kaulbach war zwar der Direktor der Akademie, Piloty aber die Seele derselben.

Auf mich setzte man allenthalben große Hoffnungen, obwohl ich noch nichts geleistet hatte. Einige kleine Illustrationen, Festkarten und dergleichen konnten nicht in Betracht kommen. Im Auftrage des „Bazar“ wohnte ich jener ersten, denkwürdigen Aufführung der Meistersinger bei und zeichnete dafür die Schlußszene des letzten Aktes auf der Festwiese. Hans Bülow am Dirigentenpulte und Wagner zur Rechten seines königlichen Gönners in der Königsloge — das war wohl der musikalische Höhepunkt des Münchener Musiklebens.

Ich verkehrte viel mit ein paar Schülern Bülows und hatte das Glück, auch ihren originellen Lehrer kennen zu lernen, für den ich eine unbegrenzte Verehrung hegte — und den ich sehr oft karikierte.

Mein Bekanntenkreis war damals schon ein außerordentlich verbreiteter in fast allen Schichten der Münchener Gesellschaft — die allerhöchsten ausgenommen. Aus dieser großen Zahl kristallisierte sich bald ein kleiner Kreis Freunde, mit denen mich bis zum heutigen Tage die aufrichtigste Freundschaft verbindet. Was damals noch zum Teil gärender Most war, hat sich zu edlem Getränke abgeklärt, und jeder, verschieden veranlagt auf gänzlich verschiedenen Gebieten, brachte es zu hervorragenden Stellen und ist schlicht und bescheiden geblieben — goldtreue Prachtmenschen, so, um nur einen zu nennen, der Geschichtsprofessor Th. v. Heigel, eine allgemein bekannte und hochgeschätzte Zierde der Münchener Universität. Hatte ich tagsüber fleißig an der Staffelei gearbeitet, war ich abends — statt wieder nur mit Kunstbeflissenen zusammen — lieber in gemischter Gesellschaft, aber immer nur bei dem jeweilig besten Biere. Das weniger gute war ja nicht billiger! Saß zusammen mit Beamten, Offizieren, Schauspielern, Sängern, Bürgern oder auch Handwerkern. Man konnte mit wenig Mitteln zwar einfach aber gut leben, doch reichte trotzdem das gepumpte Geld oft nicht mehr aus, und ein wahres Kunststück war es, durch ein paar äußerst magere einen etwas zu üppigen Abend wieder wett zu machen.

Die ersten Kräfte des Hoftheaters, die ich vordem aus weiter Ferne von der Galerie aus bewundert, hatte ich inzwischen auch schon persönlich kennen gelernt und kneipte zuweilen mit ihnen. So schön und echt wie Heinrich Vogel bayrische Schnadahüpfl in engem Kreise am Biertische zum besten gab, werde ich sie wohl schwerlich je wieder zu hören bekommen.

Wo immer ich einkehrte, war sicher auch ein weibliches Wesen, welches mich bevorzugte. Die Wirtin, das Töchterlein, die hübsche Kellnerin oder Köchin sorgten, daß ich das Beste erhielt, und wer mit mir war, kam auch gut weg. Bitte mich aber ja nicht etwa mißzuverstehen als ob ich deshalb renommieren wolle — das liegt mir fern —, allein, da ich denn doch einmal beichten muß, so kann ich auch unmöglich verschweigen, daß ich den weiblichen Teil immer auf meiner Seite hatte und ihm für vieles Liebe und Gute stets dankbar sein werde.

Piloty hatte versprochen, mich in seine Schule zu nehmen, sobald ein Platz frei würde, und dieser mein heißer Wunsch, direkt unter seiner Leitung studieren zu können, erfüllte sich endlich. Seine Schule befand sich fünf Treppen hoch in einem Flügelbau der Akademie der Wissenschaften. Es war gesteckt voll da oben, und alle Fächer waren vertreten. Historische, Genre- und Tierstücke, Landschafts- und Architekturbilder wurden dort gemalt. Allen voran der bereits berühmte Makart, dann Max Liezenmayer, Alex. Wagner und andere. Am stärksten waren die Ungarn vertreten, Deutsche aus verschiedenen Windrichtungen, Russen, Polen und Griechen. Alle arbeiteten in freundschaftlichstem, anregendstem Verkehr miteinander, und alle liebten Piloty. Er war aber auch ein Lehrer, wie es wohl selten einen gleichen gegeben hat. Wie wußte er aufzumuntern, anzuspornen, und wie verstand er es, auf die Eigenart der ausgesprochneren Talente einzugehen und ihr Rechnung zu tragen!

Studienköpfe und Stilleben waren das erste, was ich da oben malte; aber jetzt, wo es eigentlich erst recht angehen sollte, riß mich plötzlich ein höchst unlieber Ruf aus der Heimat mitten aus dem Studium. Ich sollte mich zum Militärdienste

stellen. Das war ein böser Strich durch die Rechnung.

Piloty schickte mich zu ein paar ihm befreundeter, berühmter Ärzte, die mich untersuchen sollten. Leider konnten sie beim besten Willen an meinem Leichnam nichts finden, wodurch ich vom Militärdienste hätte frei werden können. Die Münchener Luft war für mich nicht nur in geistiger, sondern auch in körperlicher Hinsicht von entschieden günstiger Wirkung gewesen, denn in der Heimat hätte früher niemand geglaubt, daß ich je zum Militär genommen werden könnte. Kaulbach und Piloty gaben mir vorzügliche Zeugnisse und Schreiben mit, in denen betont war, daß eine Unterbrechung der Studien für mich von den nachteiligsten Folgen sein müsse, und so dampfte ich schweren Herzens nach Schlesien. Auch Pfarrer Fischer unterstützte das Gesuch an die Militärbehörde um einen vorläufigen Aufschub von ein paar Jahren, der mir auch wirklich bewilligt wurde, nachdem ich zu meinem großen Leidwesen für zweierlei Tuch als durchaus tauglich befunden worden war.

Einige Zeit blieb ich abwechselnd bei meiner Schwester Luise in Neisse, die einen Kaufmann geheiratet hatte, und auf dem Pfarrhofe in Karlowitz, wo ich Pfarrer Fischer porträtierte. Zu Hause hatte sich alles zum Schlimmen gewandt, und es ging mit dem Wirtschaften rapid abwärts. —

Baldmöglichst war ich wieder in dem geliebten München — und Hirschberg pumpte weiter.

Professor Eduard Grützner.

Er hatte sich ein neues Haus gebaut und wollte von mir in einem halbrunden größeren Saale Deckengemälde. Der erste Auftrag und zugleich die Aussicht, etwas von meinen Schulden abtragen zu können.

Ich entwarf für ihn die sieben Künste, Kindergruppen, welche, auf Leinwand gemalt, in die verschieden gestalteten Felder der Decke eingelassen werden sollten. Piloty war von diesem Auftrage nicht besonders entzückt, denn er liebte das Allegorische nicht, doch ließ er mich die Bilder malen.

In diese Zeit fällt ein Künstlerfest, das ich erwähnen möchte. In den großen Sälen des Franziskanerkellers in der Vorstadt Au wurde es von verschiedenen Künstlervereinigungen abgehalten.

Die Pilotyschule gab einen Zirkus zum besten. Die Ungarn, mit Liezenmayer als Zirkusdirektor, waren brillante waschechte Stallmeister. Ich opferte nochmals mein Schnurrbärtchen und verwandelte mich in den weiblichen Star des Zirkus. Das Haar wurde gebrannt, eine dunkle Rose darin befestigt, die Beine in mattseidene Trikots und die Füße in rote Seidenstiefeletten gesteckt. Ein scharlachrotes, kaum bis zum Knie reichendes Seidenröckchen mit den duftigsten Tüllstoff-Unterlagen hatte mir die gefeierte Soubrette des Gärtnertheaters geliehen. Hals, Schultern, Arme bloß und dekolletiert — so weit es eben die Natur erlaubte — eine Reitgerte in der Hand, stolzierte ich am Arme des damaligen preußischen Gesandten Baron v. Werthern und anderer hohen Herrn und Damen herum und feierte Triumphe wie eine berühmte Primadonna. Das war mein größter und letzter Erfolg als Dame.

Außer unserem Zirkus erfreute sich auch die Kunstausstellung einer älteren Künstlergruppe großen Beifalls. Die beliebtesten Meister konnte man darin sehen und spottbillig erwerben. Zwengauers Sonnenuntergang im Dachauer Moose war beliebige Fuß oder Meter lang zu haben und zwar wickelte sich auf einer Riesenwalze immer wieder dieselbe, auf endlosem Leinwandstreifen gemalte Landschaft ab, und wer besonders viel Glück hatte, erwischte zur Abwechslung als Staffage einen Hirsch, der sich im Wasser spiegelte. Man riß sich um ein Stück Zwengauer.

Auch die berühmten sieben Raben waren ausgestellt, aber nicht von Schwind, sondern vom Tiermaler Braith und zwar sieben ruppige, vorzüglich gemalte Rabenviecher in Lebensgröße auf dürrem Astwerk, und viel anderer Ulk.

Zu diesem Feste hatten sich Prinzen, Minister, die ersten Familien Münchens eingefunden. Alles amüsierte sich in der ungezwungensten und heitersten Weise, die auch nicht der leiseste Mißton trübte. In verschossenem blauen Leinenkittel, Pfeife und Peitsche in der Hand, als echter bayrischer Fuhrmann, war Piloty erschienen.

Man gibt wohl heute pompösere Feste in vornehmeren Räumen, bei denen sich die Damen in den teuersten Toiletten überbieten und sich gegenseitig zeigen — aber Humor und Gemütlichkeit sind nicht immer geladen.

Vor den siebziger Jahren sah ich beispielsweise während des Hofbräuhausbock-Ausschanks an ein und demselben als Tisch dienendem Fasse einen Minister, Offizier, Maurer und Dienstmann beisammenstehen. Man machte noch nicht so stark

in Standesunterschied, und wie im Tode waren beim Bier alle Leute gleich. Das ist leider nicht mehr so. Auch die anheimelnde bayrische Wirtsstube, wenn auch ohne ausgesprochenen Stil, aber gemütlich, behäbig und doch charakteristisch, mußte verschwinden und wurde fast allgemein in ein sogenanntes feines Restaurant umgewandelt. Eine oft mißverstandene, meist überladene, ja vergewaltigte Renaissance machte sich bald überall breit und vieles ungemütlich. So war auch der einfache Speisezettel von früher viel vertrauenerweckender als die ellenlange Karte mit unzähligen fremden, hochtönenden Speisebenennungen; das Resultat ist — oft nur ein ganz erbärmlicher Fleischbrocken, den sorgfältig irgend eine zweifelhafte Brühe deckt.

Doch ich gerate schon wieder von dem vorgezeichneten Wege ab, und es könnte fast den Anschein gewinnen, als gefiele mir das jetzige München nicht mehr recht — Gott bewahre! — es ist mir immer noch die allerliebste Stadt, die ich kenne, und wenn ich wieder auf die Welt komme, dann bitte gleich in München!

Während ich die Deckengemälde für Hirschberg vollendete, fahndete ich unausgesetzt nach einem passenden, wirkungsvollen Motive zu einem ersten Staffeleibilde. Alle möglichen Begebenheiten und Unglücksfälle des Mittelalters mußten herhalten zu einer Menge Kompositionen. Eine Zeitlang beschäftigte mich auch ernstlich das arme Gretchen im Kerker mit dem Strohbündel als Kind im Arme. Um solche Unglückliche zu sehen und zu studieren, war ich bereits ein paarmal im Irrenhause gewesen. Piloty entschied sich schließlich für ein Motiv aus der englischen Geschichte, und dieses behandelte Heinrich II., der sich am Sarkophage des Thomas Becket geißeln läßt. Der König, halb entblößt am Grabsteine des durch ihn ermordeten Bischofs kniend, umgeben von hohen Geistlichen und Mönchen, von denen ein paar die Stricke schwingen: im Hintergrunde der Krypta die ab solcher Erniedrigung ihres Königs unzufriedenen Höflinge. Das Dämmerlicht des unterirdischen Raumes, die brennenden Kerzen in den Händen der Geistlichkeit — das alles gab wohl genügend Gelegenheit zu malerischen Effekten, zu einem echten Pilotyschulbilde. Die große Leinwand war unterlegt, schon hatte ich begonnen, die Figuren nach der Natur hineinzumalen, und doch wollte mir der Stoff mit jedem weiteren Tage weniger gefallen. Der Vorgang interessierte mich einfach nicht mehr. Ich mochte weder fanatische Kleriker malen, noch kannte ich mich für diesen englischen König erwärmen, der mich doch eigentlich verdammt wenig anging.

Piloty war wegen seines Magenleidens auf einige Wochen nach Karlsbad gereist — und schleunigst wurde das angefangene Bild auf die Seite gestellt. Die in Kellern und unterirdischen Gewölben gemachten Studien fallten bald für ganz andere und bei weitem näher liegende Stoffe Verwendung finden. Statt dieselben mit einem wahnsinnigen Gretchen oder büßenden Könige zu beleben, schien es mir viel einfacher und auch vernünftiger, Weinfässer hineinzulegen und sie mit Leuten zu bevölkern, die da unten auch etwas Vernünftiges und Menschen erquickendes zu schaffen haben.

Ganz außerordentlich heimelte mich von je das Klosterleben an, und was ich davon zu sehen und mit zu genießen Gelegenheit hatte, verstärkte meine Sympathie dafür. Die Klöster bewahrten uns in erster Linie die Klassiker vor dem Untergange, waren in Zeiten der ärgsten Verrohungen die Zufluchtsstätten der Künste und Wissenschaften und haben uns auch die Weinkultur überliefert. Zu dem allen kammen noch die materische Gewandung und interessante Interieurs — und so ging ich denn vorübereilend ins Kloster, wenn auch nur als Maler.

Ich machte es wie Gabriel Max im gegenüberliegenden kleinen Atelierraum, sperrte mich ab, stellte eine kleine frische Leinwand auf die Staffelei und arbeitete mit fieberhaftem Fleiße.

Es entstand das erste Klosterbild und es zeigte einen dicken Kellermeister, der während seines verantwortungsvollen, durch vieles Kosten und Prüfen erschwerten Berufes, neben einem Weinfasse sanft eingeschlafen ist. Vor den Ahnungslosen hat ein mißgünstiger Mitbruder den Prior herabgeführt und erwartet zum Lohn seiner Verräterei eine fürchterliche Strafpredigt, womöglich eine exemplarische Strafe für den Sünder. Ich hoffe aber, daß er sich arg täuscht. Ein nächstes Mal schließt der Kellermeister die Türe hübsch hinter sich ab, und gewisse allzufromme Augen sehen nichts mehr, worüber sie sich ärgern könnten. —

Als Piloty aus dem Bade zurückkehrte, war das Bild fertig. Meine große Sorge war, was er dazu sagen würde. Er kam, setzte sich vor die Staffelei und ich, in größter Aufregung, stand hinter ihm. Er sagte lange Zeit nichts. Zu meiner freudigsten Überraschung aber kam endlich über seine Lippen: „Bravo, gratuliere!“ — und dann schüttelte er mir mit lachendem Gesichte die Hand.

Von Heinrich II. war nie mehr die Rede. Ich durfte von nun an meinen eigenen Weg gehen.

Das Klosterbild fand sofort einen Liebhaber. Auf einem zweiten, fast gleichzeitig entstandenen, ganz kleinen Bildchen holt sich ein Klosterbruder, den sein Zahnweh nicht schlafen ließ, einen schmerzenstillenden Tropfen und tastet sich mit eingebundenem Kopfe, das brennende Licht und die Weinkanne in den Händen, die Kellertreppe hinab. Dieses Lichtstück erwarb der Kunstverein in München für seine Verlosung um den Preis von 300 bayr. Gulden, und der Gewinner, ein Buchhändler, verkaufte es wiederum ein halbes Jahr später für 800 Gulden in eine Privatgalerie. Sehr bald kamen Bestellungen, und die Zeit begann, wo fast jedes angefangene Bild auch schon seinen Käufer hatte.

Vor allem wurden die Schulden an Hirschberg zurückgezahlt und neue — nie mehr gemacht.

Pfarrer Fischer erlebte noch meine ersten Erfolge.

Nun brauchte ich nicht mehr erst bei jedem Kreuzer zu fragen, ob ich ihn auch ausgeben dürfe oder nicht, machte kleine Reisen und fing an, Altertümer zu sammeln.

Doch halt! „Von der frühesten Jugend bis zum Verkaufe meines ersten Bildes“ so lautet der Schein — drum nichts mehr weiter — und weg mit der Feder!

# Konfirmandenstunde.

Ein Stück Dingsda von

**Johannes Schlaf-Berlin-Wilmersdorf.**

(Abdruck verboten.)

Er ging ins dreizehnte Jahr, und es war die Zeit gekommen, daß er am Konfirmandenunterricht teilnehmen mußte. In Dingsda, vielleicht wird es noch heutigen Tags so gehalten, bekam man zwei Jahre Konfirmandenunterricht.

Wie stolz er war! Er gehörte nun mit zu den „Großen“. Und in zwei Jahren, zu Palmarum, würde auch er vom Haus über den großen Platz weg bis zur Kirchtür hin seinen weißen, mit Buchsbaum und Tannenwuchs bestreuten Sandweg bekommen, und würde in einem schwarzen Anzug, mit einem richtigen Schoßrock, mit einem steifen schwarzen Hütchen und einem neuen Gesangbuch an den Altar treten, um eingesegnet und unter die Erwachsenen aufgenommen zu werden.

Und was dann alles kommen würde! Wie ihm das Herz schlug!

Manchem wurde der Weg gestreut vom äußersten Ende der Stadt bis hier zur Kirchtür her; er brauchte bloß über den Platz zu gehen. Wenn Vater nicht unterdessen umziehen würde. Aber das war wohl nicht wahrscheinlich.

Denn er saß mit den Jungen des Buchbindermeisters, dem das Haus gehörte, so gern im Schatten des langen Holzbalkons, der um den Hof herumlief, und betrachtete mit ihnen ihre schönen Bilderbücher. Sie hatten so viele! — Ihr Vater hatte sie ihnen selber angefertigt. Es waren mächtige, große Bücher, in die sie viele, viele Bilder hineingeklebt hatten! — Menschen, Tiere, Landschaften, Märchen, Erzählungen, Bilder aus der Geschichte und Naturgeschichte, alte und neue, bunte und schwarze. Was man sich nur denken konnte, war in den Büchern zu finden. —

Es war ein altes Haus, an der Straßenecke gelegen, mit einem winkligen Hof, dicht beim Kirchplatz. Nach rechts schloß sich eine Reihe von Häusern an, die auf dieser Seite den Platz mit einem Halbkreis abgrenzten. Große, alte Linden standen vor ihnen, die um den ganzen Platz herumliefen. Links, auf der anderen Seite der Straßenmündung, wurde die Ecke von einem mächtigen alten Schuppen gebildet, einem alten Schuppen mit Lehmwänden und einem hohen braunen Ziegeldach.

Auch an diesen Schuppen schloß sich eine Reihe von Häusern an. Aber sie hatten nichts mit dem Platze zu tun, sondern gehörten einer engen, kleinen Gasse an, die ziemlich steil bergab vom Platz ab zum Marktplatz hinunterführte. Dem Schuppen gegenüber, als anderes Eckhaus der Gasse, war die Mädchenschule. Neben der Mädchenschule aber, mit der Front nach dem Platz zu, stand die alte Knabenschule. Sie war ein sehr großes, zweistöckiges und gelbgetünchtes Gebäude mit vielen, vielen Fenstern und ohne jeden Schmuck, außer einem schnurrigen, breiten Wappen, mit wer weiß was alles für Figuren und wunderlichen alten Buchstaben, das über dem Eingang angebracht war. Die Knabenschule nahm fast diese ganze Seite des Platzes ein. Sie ließ nur noch Raum für die Mauer, die den mächtig großen Garten des Herrn Superintendenten umschloß, der hinter der Stadtkirche wohnte. Diese selbst wieder füllte den ganzen Hintergrund des Platzes. Sie war sehr alt, sehr groß und grau und hatte ein mächtig hohes Dach und einen sehr hohen, dicken, viereckigen Turm, der eine breitwulstige, mit schwarzem Schiefer gedeckte, zwiebelartige Kuppel trug, auf der dann noch ein schlanker, spitzer Aufsatz war, ein zierliches kleines Türmchen mit einer zweiten, schlankeren Zwiebelkuppel. So hoch aber der Turm auch sein mochte, um dessen

höchste Spitze die Dohlen schrieen und die gelben Falken schrillten: Heinz hatte mit seinem Flitzepfeil dennoch bis zur Spitze hinauf schießen können. Solche prächtigen Flitzepfeile hatte er nachher in seinem ganzen Leben nicht wieder gefunden! Sie waren aus trockenem Schilfrohr und hatten oben ein Stückchen Holunder als Spitze, aus dem das weiße Mark herausgestoßen war. Man konnte mit ihnen so weit und so hoch schießen, daß es zum Staunen war.

Auf der Turmseite der Kirche dehnte sich neben dem Kirchplatz dann noch ein grüner Anger. In seinem Hintergrunde stand ein schönes, stattliches Haus, in dem ein hoher Gerichtsbeamter wohnte; der kleinste Mann im ganzen Ort, der die größte Frau hatte, die es in der Stadt gab.

Die Schule! — Als Heinz sechs Jahre alt und schulpflichtig geworden war, hatte der Vater schon hier am Platze gewohnt. Und seitdem war Heinz nun täglich mit seinem Katzenfellranzen pflichtgetreu hinübergewandert.

Zuerst war es auch ganz schön gewesen. Heinz hatte eine große bunte Zuckertüte bekommen; der Lehrer hatte ihnen Bilder gezeigt; sie hatten bloß gebraucht Striche auf die Tafel zu malen und hatten freilich recht schön ruhig sein und stillsitzen müssen. Aber nachher hatte er wohl auch manches liebe Mal ein paar mit dem Rohrstöckchen übergezogen bekommen, weil er das brave Einmaleins zu langweilig fand. Denn damals setzte es noch „Haue". —

Aber nun ging er in die Konfirmandenstunde! . . .

* * *

Auch die Konfirmandenstunde wurde drüben in der Schule abgehalten. Und zwar von dem Herrn Superintendenten in Person.

Es war immer die Stunde nach dem eigentlichen Schulunterricht. Dann saßen sie auf den langen alten Bänken mit den zerschnittenen Platten und den schwarzen eingesetzten Tintenfässern und warteten auf den Herrn Superintendenten.

Endlich kam er und nahm vor ihnen auf dem hohen Katheder Platz.

Er war ein großer, sehr magerer alter Herr in einem sehr langen schwarzen Gehrock, mit einer weißseidenen hohen Halsbinde, aus der ein Paar blitzeweiße „Vatermörder" hervorguckten. Er hatte einen kleinen, faltigen Kopf mit graumeliertem schwarzen Haar und ein gelbes, bartloses, würdiges Gesicht mit einer langen, spitzen Nase, von der zwei tiefe Furchen herabgingen, und großen, tiefschwarzen Augen unter mächtigen, dunklen Brauen.

Heinz hatte einen mächtigen Respekt vor ihm, und es war zugleich sein eifriger Ehrgeiz, ihm zu gefallen.

Es war so viel, was ihn an dem Herrn Superintendenten interessierte. Sein ernstes Gesicht, seine durchdringenden schwarzen Augen, seine langsame Baßstimme, die immer ein wenig verschleiert war und so feierlich und traurig klang, seine hohe, weiche, weißseidene Halsbinde, seine runzligen Hände mit den langen, mageren Fingern, die so delikat und würdig in dem großen Buche blätterten, das vor ihm auf der Platte des Katheders lag. Es war ein schon altes Buch, ganz in schwarzes, goldgepreßtes Leder gebunden, das von langem Gebrauch ein wenig fuchsig geworden war. Und dann der schöne Goldschnitt, auf dem die Sonne, die durch die Klassenfenster hereindrang, spielte. Heinz hatte Respekt vor diesem Buch und hatte es gern. Er hatte überhaupt Bücher gern. Es war einer seiner kennzeichnenden Entschlüsse, daß er sich vornahm, mit seinen Büchern in Zukunft auch so delikat und sauber umzugehen, wie der Herr Superintendent da oben mit dem alten, schwarzen Buch. Denn so sehr er sie auch lieben mochte, er hatte bei all seinem Lerneifer, seiner Wißbegier und seiner gescheiten, stillen Nachdenklichkeit doch auch seine Wildfangtouren und seine Anfälle von Wustigkeit. Vielleicht weil es ihm, von diesem abscheulichen, langweiligen und trockenen Einmaleins abgesehen, so leicht wurde, eine Sache zu begreifen, und weil seine frische und ewig unruhige Neu- und Wißbegier ein „Hans in allen Gassen" war, bald hier, bald dort sich tummelte und auf alles losging, was ihr nur eben in die Quere kam.

Den meisten von seinen Kameraden waren diese Unterrichtsstunden des Herrn Superintendenten von Herzen langweilig. Nicht gerade bloß, weil sie von den vier Unterrichtsstunden des Vormittags müde waren. Aber Heinz mochte diese Stunden ganz gern. Er lernte all diese Katechismussprüche, Psalmen, Lieder und biblischen

Geschichten tapfer auswendig, wußte sie geläufig vorzutragen und auf die schwierigsten Fragen die schnellsten und sichersten Antworten zu geben.

Es kam freilich vor, daß er sich dessen ein wenig schämte, denn er fühlte, daß er dies alles gar oft nur aus Ehrgeiz tat und um Lob zu ernten.

Wennschon nicht durchaus!

Es war so merkwürdig! Es war, als wenn er aus zwei Wesen bestanden hätte.

Das eine war bereits ein entschiedener kleiner Freigeist und ein Skeptikus im Keim. Seine aufmerksamen, gescheiten Jungensaugen hatten von frühauf so viel gesehen, von dem er sich wunderte, daß es der liebe Gott zulassen konnte. — Es war noch nicht einmal das schlimmste, daß sein Schwesterchen eines Tages beinahe in einem großen Waschkübel ertrunken wäre. Auch nicht der Anblick, den der Klempner Weidenbach bot, der die Woche ein paarmal, wie ein Schwein, stockbetrunken in der Gosse lag, von den Kindern mit Steinen beschmissen und von den Leuten mit Wasser begossen. Es gab noch viel ärgere Sachen, und er hatte sie gesehen und erlebt.

Es war bereits etwas in ihm, etwas Besonderes und Neues, das sich heimlich und selbständig von dem Wortlaut all dieser Lehren und Katechismussprüche da hinwegentwickelte. Und dennoch blieben sie bei ihm und folgten ihm, soweit er nachher mit den Jahren auch vorwärtsschreiten sollte, im stillen nach.

Er hatte einmal einen gräßlichen Traum gehabt. Ihm hatte geträumt, er wäre draußen auf dem Kirchplatz, drüben unter den Linden, und spielte. Und plötzlich taucht es hinter der Kirche vor, ein mächtiges Ungetüm von Wolf kommt auf ihn zu. Er nimmt mit schweren Füßen Reißaus, von dem Wolf verfolgt. Mit Müh und Not und unter unsäglicher Anstrengung erreicht er die Schule, rennt in den Schulflur hinein und die Treppe hinauf. Aber der Wolf ist hinter ihm her. Und oben, auf dem Treppenflur, wird er von dem Wolfe erreicht. Er stellt sich mit dem Rücken gegen die Wand; und der Wolf steht, mit glühenden Augen und weit aufgesperrtem Rachen, die Vorderbeine auf seine Schultern gelegt, vor ihm und will ihn verschlingen. Da war er aufgewacht.

Er hatte den Traum nie vergessen und hatte sich später wohl mancherlei dabei gedacht. So ein Wolf war z. B. all das Böse, Garstige und Unverständliche, das er da in seinem Leben sah und erfuhr, das er nicht begreifen und mit all den guten und frommen Lehren nicht in Einklang zu bringen vermochte. So ein Wolf war der Zweifel, der ihm schon damals zuzusetzen begann, dessen ganze Furchtbarkeit er aber erst viel später kennen lernte.

Aber etwas in ihm liebte all die schönen alten Lieder, Sprüche und Geschichten, die der Herr Superintendent ihnen da vortrug. Es war nicht der Respekt, nicht die Furcht oder die Autorität, nicht irgend eine geistige Trägheit: er liebte sie mit dem Herzen.

Das alles lebte. Er fühlte, wie es lebendig und da war, wenn er in aller Frühe des ersten Weihnachtsfeiertages in Frost und Schneegestöber, in seinen Schal gewickelt, mit Vater durch den dicken Schnee über den Platz stapfte, ein buntes Wachskerzchen in der Hand, um drüben in der Kirche die Frühmette zu hören; wenn vom Chor herab in den Glanz der vielen Kerzen hinein die Posaunen tönten und die Orgel brauste, wenn all die hundert frischen Stimmen den Weihnachtschoral jubelten und von der Kanzel herab die frohe Botschaft der heiligen Geburt erklang. Es lebte, wenn er Ostern unten im Hof und im Garten mit den Geschwistern nach den bunten Ostereiern suchte, oder wenn die beiden Pfingstmaien vor der Haustür standen. — Und draußen vor der Stadt der grüne Anger mit den vielen alten Linden: das war der Hain Mamre. Das Haus, das dort stand, gehörte Abraham. Hier hatte er in der Kühle des Abends gesessen, und die Engel des Herrn waren zu ihm getreten und hatten ihm Botschaft gebracht. Der See draußen war das Galiläische Meer. Und auf den Bergen hinter der Stadt war der Herr am Tage der Himmelfahrt verklärt worden. Hier hatten ihn die Jünger von Emmaus getroffen. — Das alles hatte Heinz gelebt, wenn er Sonntag vormittag im hellen Sonnenschein, vom laufrischen Höhenwind umspielt, durch die grüne Bergwelt strich und fern von der Stadt her und rings von den Dörfern herüber die Kirchglocken klangen. — „Und nähme ich Flügel der Morgenröte und flöge zum äußersten Meer, so

würde doch deine Hand mich halten und Deine Rechte mich leiten." — Als ganz kleiner Kerl hatte er sich einst zwischen den Bergen verlaufen. In seiner Angst hatte er an diesen Spruch gedacht. Und es hatte so sein müssen, daß er sich schließlich glücklich nach Haus fand. — Wie jemals hätte er das vergessen können? — Und wenn er oben unter Ebereschen, Vogelbrot- und wilden Rosenbüschen auf der alten Schloßmauer saß, in nachdenklich glücklicher, träumender Einsamkeit, wenn die uralten grauen Türme in den tiefblauen Äther ragten, von den Falken umschrillt, und wenn über den Hügeln in feierlicher, majestätischer Starrheit die riesigen weißen Wolkengebirge standen mit ihren blitzenden Silbersäumen: dann sah er den „lieben Gott", und der „Wolf" war weit, weit von ihm fern und konnte ihm nichts anhaben. —

Und all diese Eindrücke und Träume spielten in wunderlich stammelnden Liedern, Gedankengängen und Phantasien und blieben und wandelten sich zu einem heimlichen, unveräußerlichen Untergrund, dem keine Skepsis, kein „Wolf" und kein „Verstand" der Welt etwas anhaben konnten. Und in allem Tumult, Treiben und Wirrsal der „Welt" blieb etwas in ihm in aller Folgezeit der Junge aus der deutschen Provinz; aus dem kleinen Nest, dessen innerster, wirkender Kulturhort das brave, alte, deutsche Pfarrhaus ist . . .

* * *

Die Konfirmandenstunde!

Das alte Schulzimmer mit seinen drei Fenstern, mit seinen Bankreihen, mit seinen gelbgetünchten Wänden, um die oben, unter der weißen Decke, ringsherum ein dicker blauer Strich gezogen ist. Das alte Schulzimmer mit seiner Wandkarte und seinen beiden schwarzen Tafeln, mit seiner etwas dicken, staubigen Atmosphäre, in die die Sonne große, schrägwimmelnde Lustbalken stemmt. Das Schreien der Kinder, die unten auf dem Platze sich tummeln, in seine Mittagsstille hinein! Die Wagen, die drüben auf dem holprigen Pflaster der Straße rattern! Das Kläffen der Hofhunde! Das Schilpen der Spatzen! Das Gackeln der Hühner! Das schmetternde Krähen der Hähne! Das Geschnatter des Gänserudels, das auf dem Platz sein Wesen hat! Die Schatten, die die Krone der alten Linde draußen hereintaumeln läßt! Der Gedanke an das Mittagessen, das es nachher zu Hause geben wird, an die Spiele nachmittags draußen im Freien! An dies und das und hundert vertraute angenehme und unangenehme, geringe und wichtige Alltäglichkeiten, die sich heimlich in die feierlichen, bedeutsamen Worte stehlen, die da oben vom Katheder zu ihm herabkommen und ihn so fesseln; all diese vertrauten kunterbunten Alltäglichkeiten, die sich mit ihnen in ein einziges, wunderlich bedeutsames Ganze verweben! — Der Gedanke an das lateinische Buch, das ihm sein Freund, der Nachbarssohn, vor ein paar Tagen gezeigt, der nun schon in Halle Sextaner in der „Latina" ist! Sein Eifer, ein solches Buch zu besitzen und seiner Geheimnisse mächtig zu sein! Denn er hat nur erst den „kleinen Plötz" und weiß ein bißchen Französisch. Es soll ja ganz und gar so etwas geben, das sie Griechisch heißen! — Das kommt freilich erst später und ist sehr schwer. — Sie haben da auch etwas, das sie Mathematik nennen, Geometrie und Algebra und was alles für erschrecklich respektable Sachen, daß einem vor lauter Staunen angst und bange werden könnte! — Übrigens: man trägt dann auch eine bunte Mütze und hat eine richtige Uhr mit Kette. Dann später, wenn man ein großes Examen bestanden hat, wird man Student. Dann trägt man zu der Mütze auch ein buntes Band über die Brust weg; man geht in die Universität, wie man will, wohnt in einem eigenen Zimmer und hat eine Narbe über die Backe weg. Man „studiert"! —

Heinz sieht sich mit dem Nachbarssohn drüben an der Hausecke stehn, der ihm das offene Buch hinhält und mit dem Finger auf die eine Seite zeigt. Da steht Alexander in lateinischer Schrift. Und dann: Alexandri, des Alexander; Alexandro, dem Alexander; Alexandrum, den Alexander: Nominativ, Genetiv, Dativ, Akkusativ. Aber dann geht's noch weiter: es heißt dann auch noch Vokativ und Ablativ; was Sonderbares, das wir im Deutschen gar nicht haben. — O, ganz genau hat er's behalten! — — Seine Augen leuchten vor Eifer, und sein Herz fängt an zu pochen.

Man kann dann auch noch viel mehr über die Römer, die alten Griechen und den trojanischen Krieg erfahren, viel mehr,

als einem der Lehrer hier davon erzählt! Ganz genau bekommt man das alles zu erfahren! Und noch viel mehr als das!

Auch von den Persern und Medern, von denen ihnen der Lehrer neulich erzählt hat. Hei! Das war schön! — Heinz hatte sich von dem Buchbinder einen großen Zeichenkarton gekauft und hatte mit schwarzer Kreide, sehr genau und fleißig, eine große Mauer gemalt, aus der Moos und Gras herauswächst, mit Zinnen oben, wie die Schloßmauer ungefähr; und unten an der Mauer stehen der Mederkönig und sein Minister Harpagus in prächtigen langen Gewändern und sprechen miteinander. — Alle Bekannten und Verwandten haben das Bild bewundert, und der Zeichenlehrer hat ihn gelobt und ist sehr erstaunt gewesen; denn Heinz hat es ganz frei erfunden und hat es ohne Vorlage, aus dem Kopf, gemalt ...

Und dies alles, alles webt sich mit hundert krausen Phantasien und Sehnsuchten um die ehrwürdigen Worte des Herrn Superintendenten, webt sich um sie wie um einen heimlichen Mittelpunkt, wird mit ihnen irgend eine wunderliche Einheit: Alexander der Große in Nominativ, Genetiv, Dativ, Akkusativ, Vokativ und Ablativ, Astyages, der Mederkönig, und sein Minister Harpagus, die Mathematik, der trojanische Krieg und was alles noch! ...

Ein paar Tage nach einer solchen Konfirmandenstunde macht Vater Heinz eine Mitteilung. Der Herr Superintendent hat mit ihm gesprochen, und es ist beschlossene Sache, daß Heinz auf die hohe Schule kommt. Noch vor Ablauf des Jahres. — Er wird erst später konfirmiert werden und nicht hier. Er wird nun zwar keinen mit Buchsbaum und Tannenwuchs bestreuten Sandweg bekommen, wie seine Kameraden. Aber was will das sagen? Er wird „auf die hohe Schule" getan werden! ...

Am Nachmittag dieses Tages hat er oben auf der alten Schloßmauer, seinem Lieblingsplatz unter den Ebereschen, zwischen den Vogelbrot- und Heckenrosenbüschen gesessen und hat von all diesen bevorstehenden Herrlichkeiten geträumt.

Man kann von dort oben über die Stadt und über die ganze Gegend hinsehen, weit, weit in das Land hinein! — Auf der einen Seite sind die Berge, aber nach Norden und Osten hin sind, so weit man blicken kann, die grünen Felder.

Heinz hat zu Hause in seinem Atlas nachgesehen. Da ganz weit drüben, viele, viele Meilen fern, liegt im Norden die große Stadt, wo er die Schule besuchen wird.

Im Norden! — Heinz ist ein bißchen ernst und nachdenklich.

Norden! — Da es so gar weit von hier ist, denkt er, muß es da dort kalt und viel dunkler sein als hier. So dumm und einfältig ist er noch. Das umtrübt seine herzpochende Freude und seine Neugier mit einem leisen, wunderlichen Bangen. —

Aber irgendwie wird er der deutsche Provinzjunge bleiben, der einfältige deutsche Provinzjunge, mit so vielen einer ganzen Generation, die gleich ihm aus dieser heimischen, frommen Traulichkeit in das ferne, fremde, große, brausende Leben eilen, da, irgendwo im Norden, wo es „kälter" ist; der deutsche Provinzjunge mit seinem Untergrund aus der Konfirmandenstunde! ...

---

# Abend in Nürnberg.

von **Martin Boelitz.**

Die alten Dächer, silberblass,
Mein Herze träumt und weiss nicht was,
Ich hör' ein Posthorn blasen.
Die Brunnen gehen leis und lind,
Wie hell die goldenen Sterne sind!
Blumen auf dunklem Rasen.

Vom Lorenzturm ein Glockenklang,
Nun schlagen die anderen Uhren an,
Es will nicht stille werden. —
Ein Bursch küsst seiner Liebsten Mund,
Glück zu! wem blüht' in solcher Stund
Süsserer Trost auf Erden!

Sie gehn zum Rathausplatz hinaus,
Der Mond steht über Dürers Haus,
Das liegt so ganz verlassen.
Nun seh' ich die beiden auch nicht mehr,
Ein Wagen rollt von ferne her
Durch die finsteren Gassen.

Der Abſchied. Skulptur von G. von Bochmann jr., Düſſeldorf.
(Große Berliner Kunſtausſtellung 1903.)

# Hedwig Niemann.

Von

## Eugen Zabel-Berlin.

**Mit sieben Abbildungen nach einem Gemälde und sechs Photographien.**

(Abdruck verboten.)

Es sind keineswegs nur welke Lorbeerkränze, die wir rascheln hören, wenn wir den Namen Hedwig Niemann aussprechen. Manches hat die Zeit ihrem Ruhm geraubt, aber viel hat sie ihr auch wiedergegeben. Man kennt sie nicht, wenn man sie nur auf der Bühne als übersprudelnden Kobold oder als Darstellerin tiefer Leidenschaften beobachtet und bewundert hat. Ganz versteht man sie erst, wenn sich die Tür der prächtig eingerichteten Villa in der Berliner Ahornstraße vor uns öffnet, wo das Ehepaar Niemann seit geraumer Zeit wohnt. Von Bäumen und Büschen beschattet und dem Geräusch der Straßen entzogen, entspricht dieses Heim so recht dem Wesen eines solchen Künstlerpaares, das den Schein des Theaters zu einer höheren Wahrheit geadelt und die Seelen der Zuschauer mit unvergeßlichen Eindrücken erfüllt hat. In dem Salon finden wir keinen Bühnenflitter, dagegen alles, was zum Behagen ernster, hochstrebender Menschen gehört. Aus schönen Stunden, die ich dort verleben durfte im freundschaftlichen Verkehr mit dem Hünen Niemann und seiner kleinen, beweglichen, klugen Frau, sowie aus eifriger Beobachtung des Theaterlebens, wie es im Laufe eines Vierteljahrhunderts in Berlin an mir vorübergezogen ist, setzt sich das Bild der großen Schauspielerin in charakteristischen Zügen zusammen. Es ist zunächst nicht Frau Niemann, sondern Fräulein Hedwig Raabe, von der die Rede sein soll, obwohl beide nur eine Persönlichkeit darstellen.

Hedwig Raabe mit ihrem Bruder
Gemälde aus den Kinderjahren. Magdeburg.
Vom Vater gemalt.

Der Vater der Künstlerin war Dekorationsmaler in Magdeburg und hatte mit schweren Sorgen zu kämpfen, um seine zahlreiche Familie zu ernähren. Unauslöschlich, als ob es gestern gewesen wäre, lebt die Erinnerung an die Tage, in denen oft bittere Not im Elternhause herrschte, in ihrer Seele. Sie war ein früh entwickeltes Kind, dem die Bissen Brot zugezählt werden mußten, damit der knappe Vorrat auch für die Geschwister ausreichte. Auf einem Bild, das der Vater gemalt hat, sehen wir sie mit ihrem Brüderchen vor einem kleinen Tisch inmitten eines Gartens. Der Knabe hält ein Heft in der Hand und deutet mit dem Zeigefinger auf eine Stelle hin, wo er eben gelesen hat. Hedwig hat eine Puppe vor sich liegen und steht im Waschkleid da, ein kleines Mädchen mit kräftigen, vollen Wangen, lebhaften Augen und ichtsam gescheiteltem blonden Haar, das mit geringelten Locken die Schläfen bedeckt. Um das Theater drehten sich alle Interessen des Vaters, und er mußte daran denken, noch nebenher etwas zu verdienen. Im November 1850 gastierte Emil Devrient, damals der gefeiertste

Hedwig Raabe während ihres Aufenthalts in Petersburg.

Held und Liebhaber der deutschen Bühne, in Magdeburg unter der Direktion Springer. Schillers „Don Carlos“ sollte in Szene gehen und der Künstler den Posa spielen. Man brauchte ein Kind für die Rolle der Infantin und versuchte es mit der kleinen Hedwig. „Ah, sieh da, meine Mutter! Das schöne Bild —“ sind die ersten Worte gewesen, die Frau Niemann mit noch nicht sechs Jahren auf der Bühne gesprochen hat. Sie bewahrt den Zettel noch heute unter Glas und Rahmen in ihrem Salon auf.

Darüber vergingen neun Jahre, kein rosiger Kindertraum, sondern ein unsicheres und unklares Vorwärtsdringen aus innerer Kraft, die mit dem Theater in Berührung gekommen und ihm damit auf immer verfallen war. 1859 machte sie einen großen Schritt vorwärts, indem sie an das Thaliatheater nach Hamburg, zu dem viel genannten Lehrmeister schauspielerischer Wahrheit und Natürlichkeit Cheri Maurice kam. Er hatte eine seltene Begabung, junge Talente zu entdecken und sie auf den richtigen Platz zu stellen, wo ihre Vorzüge zu voller Geltung kamen und die mangelnde Reife geschickt verdeckt wurde. Zwei Jahre vorher hatte Friederike Goßmann vom Hamburger Publikum Abschied genommen, um ihren Weg zum Wiener Burgtheater einzuschlagen. Sollte Hedwig Raabe berufen sein, den freigewordenen Platz einer naiven Darstellerin auszufüllen? Diese Frage kam nicht zur Entscheidung, da sie schon 1860 ans Wallnertheater nach Berlin ging, wo sie zwei Jahre blieb. Damals existierte noch nicht das große Haus in der gleichnamigen Straße, in dem jetzt das Schillertheater spielt. Wir müssen vielmehr an das gegenüber gelegene Lokal der „Grünen Neune“ denken, für das Kalisch, Weirauch und Pohl ihre Possen schrieben und Helmerdings volkstümliche Kunst in Blüte stand. Fräulein Raabe zog es jedoch bald zu anderen Engagements hin, in denen sie ihr Talent vielseitiger ausbilden konnte. Die weiteren Stationen ihrer schauspielerischen Tätigkeit waren Mainz und Prag.

Dann trat im Jahre 1864 ein bedeutsamer Wendepunkt für ihre Entwickelung ein. Sie erhielt einen Ruf an das kaiserlich deutsche Theater nach St. Petersburg, wo sie vier Winter hindurch blieb und den Grundstein zu ihrer Berühmtheit legte. Die deutsche Bühne in der Zarenresidenz stand damals in voller Blüte. Während sie jetzt nur auf wenige Fastenwochen beschränkt ist, spielte sie zu jener Zeit volle sechs Monate und verfügte in Königl-Tollert über einen Direktor von großem Eifer und Geschick. Hedwig Niemann verstand es, in kurzer Zeit sich das Herz des Petersburger Publikums, auch außerhalb der deutschen Kolonie, zu erobern. Im ersten Jahr ihres Engagements stand sie an der Seite von Friedrich Haase, der ebenfalls in der Newaresidenz als Mitglied der Bühne tätig war. Sie bildete sich während dieser Zeit nicht nur zur fertigen Künstlerin aus, die durch das Frische ihres Naturells und die Natürlichkeit ihres Spiels überall gefiel, sondern wurde auch nicht müde, künstlerisch wertvolle Eindrücke, die sie von anderer Seite empfing, in sich zu verarbeiten und als Persönlichkeit über sich selbst hinauszuwachsen. Neben dem russischen und deutschen Theater gab es in St. Petersburg auch eine namhafte französische Bühne, die in engem Zusammenhang mit Paris stand. Wiederholt kam es vor, daß deren Künstler im hohen Norden sich jenen feinen künstlerischen Schliff aneigneten, der ihnen bei ihrer Rückkehr in die Heimat eine erste Stellung sicherte. Fräulein Raabe studierte ihre französischen Kollegen aufmerksam und erfolgreich. Bei den „Ingénues“ und Salondamen der Franzosen fand sie nicht nur dieselbe Technik, in der sie sich bereits als Meisterin fühlte, sondern auch etwas Schlichtes, Einfaches und Inniges, das sie lebhaft ansprach.

Hedwig Raabe in „Sie hat ihr Herz entdeckt.“

Hedwig Niemann-Raabe als junge Frau.

Sie hat ihnen nichts Äußerliches abgeguckt und keine Manier von ihnen angenommen, aber doch zu dem damals bereits Erreichten noch mancherlei hinzugelernt. Vor allem erreichte sie in Momenten der Rührung eine Innigkeit des Herzenstons, die das Publikum entzückte, und jene Ruhe und Sicherheit des Schaffens, die ihr Spiel so interessant und fesselnd machte, weil darin die Grenze des Natürlichen zwar immer voll gestreift, aber niemals überschritten wurde. In Petersburg wurde ihre Beliebtheit von Jahr zu Jahr immer größer, und ihr Spielplan erweiterte sich derartig, daß sie zunächst an eine dauernde Verpflichtung einem einzelnen Theater gegenüber nicht mehr dachte, sondern eine freie Gastspieltätigkeit entfalten wollte. Was ihr in den Tagen ihres Hamburger Engagements als Ideal vorschweben mochte, war nun tatsächlich erreicht. Ihr Ruhm, nach Friederike Goßmann die erste Naive der deutschen Bühne zu sein, stand unerschütterlich fest und mußte um so reichere Früchte tragen, als jene seit 1861 ihrer Kunst bereits entsagt hatte.

Bald regte sich in ihr neben dem schauspielerischen Ehrgeiz, der rastlos weiterstrebte, auch der echt weibliche Wunsch nach Häuslichkeit und Familie. Die freundschaftlichen Beziehungen, in die sie zu dem gewaltigsten aller deutschen Sänger, dem Stolz der Berliner Hofoper, Albert Niemann, getreten war, führten im Jahre 1871 zu einem Ehebündnis, das mit einer Tochter und zwei Söhnen gesegnet wurde. Seitdem wählte sie als treue Gefährtin ihres Gatten Berlin zum ständigen Wohnsitz, um von hier aus ihre künstlerischen Fahrten fortzusetzen. Wie diese beiden originellen, starken Menschen sich kennen und lieben gelernt haben, wie sie, oft ihrer individuellen Veranlagung zum Trotz, als gute Lebenskameraden nebeneinander hergingen, sich menschlich schätzten und verstanden und dabei doch ihre künstlerischen Ziele selbständig verfolgten, bildet ein eigenes Kapitel, das wir bei unserer Betrachtung nicht einmal streifen können. Hedwig Niemann hat auch als Frau von der Ursprünglichkeit ihres Temperaments und dem Verlangen nach vielseitiger Betätigung nichts aufgegeben. Das Blut zuckt ihr in den Adern, wenn sie an die Bühne und die Beifallsspenden denkt, die ihr so reichlich entgegengebracht wurden. Immer wieder hat sie sich neue Aufgaben gestellt und nur mit Wehmut von dem Abschied genommen, was die Zuschauer bei der Verkörperung ihrer Gestalten nicht mehr auf Treu und Glauben hinnehmen wollten. Nur nicht aufhören und vergessen werden, immer weiter streben und höher steigen, jeden errungenen Sieg in seinen Folgen durch einen anderen verstärken! Das ist die Richtschnur ihres Lebens bis zur heutigen Stunde gewesen. Während Albert Niemann die Bühne des Königlichen Opernhauses in Berlin verließ, ohne Sehnsucht nach der Tätigkeit zu empfinden, die

Hedwig Niemann-Raabe als „Nara"
(Berlin. Residenz-Theater).

er so lange und glänzend ausgeübt hat, kann seine Gattin ohne künstlerische Berührung mit dem Publikum nicht existieren. Immer wieder hat sie ein neues Gebiet gefunden, wenn ihr ein früheres entfremdet wurde. Gerade in dieser Rastlosigkeit des Wollens und in der Vielseitigkeit des Könnens liegt das Charakteristische ihrer Persönlichkeit, wenn wir die einzelnen Abschnitte ihrer Entwickelung verfolgen, seitdem sie von der russischen Hauptstadt wieder in ihre deutsche Heimat zurückgekehrt war.

Die Grundlage ihres Talents bildete die Wiedergabe des glitzernden, goldenen Sonnenscheins, der in Herz und Gemüt eines jungen Mädchens strahlt, wenn es zwar noch von den Erinnerungen an die Kindheit umgaukelt wird, aber doch fühlt, zu einem höheren und ernsten Lebenszweck bestimmt zu sein. Da wechseln Freuden und Schmerzen schnell miteinander, und unter Lachen und Tränen fühlt das holde Wesen zum erstenmal die süße Gewalt der Liebe. Die Darstellung solcher Empfindungen gehört zu den schwierigsten Aufgaben der Schauspielkunst, und ihr reiner, von aller Klügelei freier Ausdruck, der in den Empfindungen der Zuschauer unmittelbar anklingt, gelingt nur einer ungewöhnlichen Begabung. Frau Niemann konnte dies Gebiet lange als ihr eigenstes für sich in Anspruch nehmen. Rollen wie die Grille und Lorle in den bekannten Stücken der Birch-Pfeiffer oder in dramatischen Kleinigkeiten wie „Aschenbrödel" und

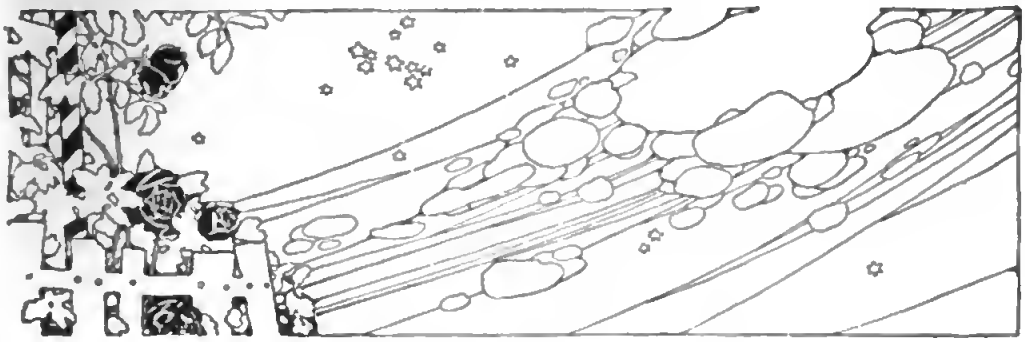
Hedwig Niemann-Raabe in „Rote Robe". J. C. Schaarwächter, Hofphotograph in Berlin phot.

Hedwig Niemann-Raabe als „Lorle" in „Dorf und Stadt". Berlin.

„Sie hat ihr Herz entdeckt" hat ihr seitdem niemand nachgespielt. Sie schuf darin der Natur aus der Fülle ihres Wesens alles nach, was sich mit frischer, jugendlicher Erscheinung, einem beredten Mienenspiel, einem Vortrag und Gebärdenspiel von vollendeter Natürlichkeit überhaupt ausdrücken läßt. Die Krone unter diesen Schöpfungen bildete die köstliche Marianne in Goethes „Geschwistern", das ebenso zart wie tief empfindende junge Mädchen, das den geliebten Mann für den eigenen Bruder hält und über ihre Empfindungen erst dann zur Klarheit kommt, als sie von dem Glück überwältigt wird, daß sie ihm mehr als die Liebe einer Schwester schenken darf. Wer Frau Niemann in dieser Rolle gesehen hat, weiß, was es heißt, wenn eine volle und hohe Kunst sich wieder ganz in Natur, wenn alles Innige und Hingebende eines reinen Gemüts sich auf der Bühne in Wahrheit und Wirklichkeit verwandelt. Fast konnte man Wehmut darüber empfinden, daß ein solches Bild durch die Vergänglichkeit des Theaters jeden Abend wieder zerstört wurde, daß es kein Mittel gab, es der nachfolgenden Generation zu bleibendem Gewinn aufzubewahren.

Dann eroberte sich Frau Niemann das französische Sittendrama in den Werken von Dumas und Sardou und schloß sich der deutschen dramatischen Produktion an, wie sie in den achtziger Jahren in den Lust- und Schauspielen von Lindau, Lubliner, Blumenthal und anderen Bühnenautoren zum Ausdruck kam. Einen festen Mittelpunkt fand ihre künstlerische Tätigkeit, als sie

1884 in den Verband des von L'Arronge begründeten Deutschen Theaters eintrat, womit die Verkörperung einer Fülle neuer Rollen verbunden war. Sie hat aber fast an allen Berliner Theatern vorübergehend oder längere Zeit gewirkt. Sie war die erste Berliner Darstellerin der Ibsenschen „Nora", die sie mit allen Farben ihrer Weiblichkeit, allerdings mit jenem versöhnenden Schluß ausgestaltete, den der norwegische Dichter zuerst zugestand, dann aber selbst wieder verwarf. Eine ihrer schönsten Schöpfungen war jüngst noch die baskische Bäuerin, die in dem Stück von Brieux „Die rote Robe" durch den Untersuchungsrichter zur Verzweiflung gebracht wird und ihn zum Schluß ersticht. Was Frau Niemann früher im Vollbesitz der Jugend vergeblich auf der Bühne versucht hat, eine Wiedergabe des Goetheschen Gretchen, gelang ihr in reifen Jahren musterhaft im Konzertsaal, als sie zum „Urfaust" griff und ohne Kulissen und Kostüme, ohne auch nur eine Bewegung zu machen, nur durch die Macht ihrer Stimme und Empfindung die Poesie dieser Rolle reiner und tiefer offenbarte, als wir es seit langer Zeit auf den Brettern erlebt haben. Frau Niemann sieht noch weitere Ziele vor sich. Sie wartet auf neue Aufgaben, die ihrer Persönlichkeit entsprechen, und trägt sich ernstlich mit dem Gedanken, den poetischen Kern der Wagnerschen Nibelungendichtung, unabhängig von der Komposition des Meisters, ihrem Publikum zum Bewußtsein zu bringen. Sie begnügt sich nicht damit, daß ihr ein glänzendes Kapitel in der Geschichte der modernen Schauspielkunst gehört, sondern will sich ihren Ruhm immer aufs neue verdienen, weil die Freudigkeit des Schaffens sichtlich eine verjüngende Kraft auf sie ausübt.



# Rose im Herbst.

Von

## Julius Havemann.

Die alten Buchenwälder zogen
Sich an ein dunkelrot Ornat
Und segnen, auf den See gebogen,
Des Todes goldverstreute Saat;
Da hebt das Mühlrad, das zerbrochen
In tiefvermooster Weisheit sann,
Nach soviel stillen Sommerwochen
Noch einmal jung zu klappern an.

In meinen wilden Asterbeeten
Brennt einer letzten Rose Glut,
Die in den blassen Kreis der Späten
Hinübertrug ihr dunkles Blut.
Wenn nun die blauen Nebel rinnen
Und Moderruch ans Fenster steigt,
Lähmt mich ein schmerzliches Besinnen,
Wie diese Rose blüht und schweigt.

Laß Deine Purpurfeuer glühen,
Du schöner, später Sonnentag!
Und sende diesem Sommerblühen
Noch einen Traum der Fülle nach!
Nicht in die Dürre laß sie neigen
Ihr brennend Haupt in Scheu und Scham,
Die wie ein blutend rotes Schweigen,
Das tiefste Lied des Lebens kam.

# Neues vom Büchertisch.

Von

**Heinrich Hart.**

(Abdruck verboten.)

Es gibt eine stille Jagd, die überall in Stadt und Land, in Haus und Feld und Wald betrieben wird. Eine Jagd ohne Harridah und Hussassa, ohne Büchsengeknall und Treibergeschrei. Aber auch — um argem Mißverständnis vorzubeugen — ohne Falle, Insektenpulver und — Kamm. Im übrigen ist diese lärmlose Jagd wie jede andere. Sie hat ihre Meister und ihre Sonntagsjäger, sie zeugt Latein und Aufschneiderei, und sie führt hier auf Höhen und dort in den Sumpf. Und gewildert wird auch hier, ohne Rücksicht auf mein und dein, daß es zum Erbarmen ist. Nur von einer Schonzeit weiß sie nichts, diese stille Jagd, diese Jagd — unserer Poeten nach Ideen, Problemen und Staffen.

Je älter eine Kultur wird, je umfangreicher die Literatur eines Volkes sich entwickelt, desto mehr schrumpft die Zahl der noch unverbrauchten Ideen zusammen, desto ängstlicher wird die Suche nach neuen, unbenutzten Staffen und Problemen. Auch hier wird das Hochwild immer seltener, die Kleinjagd nimmt überhand, und immer seltsamer, immer absonderlicher wird die Beute, die aus den versteckteften Klüften und Schlüften aufgetrieben, erlegt und auf den Markt gebracht wird. Lieber eine abstruse Mißgeburt, wenn sie nur noch unentdeckt war, als den alten, ewigen, immer großen Ideen durch Vertiefung und Inbrunst neues Leben abgewinnen! Das scheint in Zeiten wie der unseren die verbreitetste Losung zu sein. Wenn man sieht, was alles für Einfälle täglich ans Licht gezerrt werden, dann packt einen oft Mitleid mit den armen Haschern von Poeten, die staffgierig alle Winkel durchstöbern. Ihre fieberhafte Originalitätshascherei hat Romantik und Symbolismus, hat die Poemata aus lauter einsilbigen Versen, die Novellen ohne Interpunktion, die ganze Arno Holzerei und Stephan Georgerei schon wieder zum alten Eisen geworfen. Und wenn die Stoff- und Problemjäger heute auf Menschen birschen, deren Leiblichkeit so nichtig ist, daß nur noch die Seelen sich küssen und vermählen, auf Verse ohne Worte, deren Inhalt nur noch aus Empfindungslauten — ach, ah, pfui, juchhe — besteht, auf Dramen ohne Personen, in denen nur noch Eigenschaften — Schön, Edel, Gemein — miteinander kämpfen, so wird auch das eine Madesaison nicht überdauern. In einen Kreis von Jüngsten, in den ich vor kurzem geriet, glühte ein jeder, den andren mit pathologischen Problemen zu überbieten. Eine Zeitlang hielt ich's aus. Ruhig hörte ich mit an, wie einer der Jünglinge den Plan eines Eheromans entwickelte, in dem beide Gatten am Hochzeitsmorgen entdecken, daß sie beide wahnsinnig sind. Als aber ein zweiter berichtete, daß er sich zum Helden seiner Novelle einen blinden Maler gewählt habe, einen Blindgeborenen, der sich darauf kapriziert, das Unsichtbare zu malen, und als der Dichtersmann stöhnte: „Wie fang' ich's nur an, begreiflich zu machen, daß er wirklich Unsichtbares malt?" — — da entrann ich eilends in die Nacht.

In einer Zeit, die derart um Staffe verlegen ist, berührt es fast wunderbar, daß hier und da ein Staff, der aller Welt sichtbar am Wege liegt, ein Staff, dessen Behandlung in literarischer wie geschäftlicher Hinsicht sicherste Ausbeute verspricht, daß solch ein Stoff Jahr um Jahr daliegen kann, ohne von jemandem aufgegriffen zu werden. Einen Staff dieser Art bildet und bietet ohne Zweifel das moderne Soldatentum. Aber was sage ich, unbenutzt soll dieser Staff geblieben sein? Sind nicht in unzähligen Geschichten von Hackländer bis auf Roberts und Ompteda Generale, Leutnants, Wachtmeister und Sergeanten die Helden der Handlung, um die sich alles dreht? Freilich, gewiß! Aber nirgendwo handelt es sich um die Organisation als solche, um das militärische System in seinem Kern und in seiner Gesamtheit, um das Ganze der Sache als Zeit- und Volksproblem. Einen erster Versuch, den Staff von Grund aus und in der Fülle seiner Erscheinungen zu gestalten, unternimmt Franz Adam Beyerlein in seinem Roman „Jena oder Sedan?" (Berlin, Deutsches Verlagshaus Vita). Seine Absicht ist aufs Größte und Weiteste gerichtet, es ist ihm darum zu tun, ein lebenstreues Gesamtbild zu geben; ja ganz geglückt ist ihm die Absicht aber nicht. Einige Einzelheiten

sind derart in den Vordergrund gerückt, daß anderes Wesentliche davon so gut wie verdeckt wird. Und die Tendenz des Romans in ihrer einseitigen Beschränktheit trägt zur Verengerung des Gebietes das ihrige bei. Die Tendenz ist keine absolute, allumfassende, sie läuft weder auf eine gewaltige Verherrlichung der heutigen Wehrverfassung, noch auf eine grimmige Bekämpfung, die den Militarismus mit Stumpf und Stiel ausrotten möchte, hinaus. Bedeutsam aber ist die Tendenz gleichwohl. Beyerlein sucht zu erweisen, daß die heutige Organisation des deutschen Heeres mitsamt dem Geiste, der in ihr tätig ist, den Ansprüchen der Zeit nicht mehr genügt und einer ernsthaften Bewährung, einem Kriege gegenüber versagen muß. Wie er ausführt, beherrscht der Drill, der mehr auf Äußerlichkeiten, auf Paradefertigkeit abzielt, als auf Mannhaftigkeit und Kriegstüchtigkeit, als maßgebendes Prinzip das ganze System. Damit zusammen hängt die Behandlung des Untergebenen durch die Vorgesetzten; statt den Gemeinen zum selbstdenkenden Mann zu erziehen, der in jeder Lage leicht den rechten Entschluß zu finden vermag, wird nach Möglichkeit seine Selbständigkeit und Individualität unterdrückt und das Ehrgefühl in ihm ertötet. Alle wohlmeinenden Erlasse von oben können nichts gegen den Übelstand, der mit dem System verwachsen ist, ausrichten. Ebenso bedenklich ist der durch lange Friedensjahre genährte Hang nach Luxus, äußerem Glanz und äußeren Eitelkeiten, wie er in Offizierskreisen mehr und mehr sich geltend macht. Der Offiziersstand wird immer stärker mit Elementen durchsetzt, die nicht die Freude am Waffendienst dem vornehmen Beruf zuführt, die nicht gewillt sind, seinen ernsten, stete Opfer fordernden Aufgaben sich mit ihrer ganzen Person hinzugeben, sondern die den Beruf ergreifen, weil er gesellschaftliche Vorteile aller Art verspricht. Mit all dem erinnern — nach Beyerlein — die Zustände im Heere lebhaft an die Tage vor Jena und nicht an die Zeit, die Sedan vorausging.

Wie man sieht, sind es nichts weniger als originelle Entdeckungen, die Beyerlein macht; ähnliche Vorwürfe, wie er sie erhebt, sind immer wieder in der Presse zum Ausdruck gelangt. Und, wie ich glaube, nicht nur in der Gegenwart, sondern auch in den Tagen zwischen Königgrätz und Sedan. Es liegt mir fern, die Tendenz des Romans auf ihre Berechtigung oder Nichtberechtigung hin zu prüfen, dazu fehlt mir jede Möglichkeit, jeder Einblick in die Dinge. Und über Sachen zu reden, von denen ich nichts verstehe, das ist nicht meine Art. Was mir obliegt, ist einzig und allein, den literarischen und künstlerischen Gehalt des Romans zu untersuchen, vor allem daraufhin, ob Beyerlein einwandsfrei zur Ausführung bringt, was er sich selbst als Aufgabe gesetzt. Und da habe ich zunächst das Bedenken zu erheben, daß der Erzähler seine Tendenz mehr in Worten, als in Bildern und Gestalten vorführt, daß der bei weitem größere Teil des Werkes mit der Tendenz gar nichts zu tun hat. Der Schauplatz der Handlung ist eine kleine, weltentlegene Garnisonstadt Sachsens. Besonderen Luxus hat hier niemand zu entfalten, und unter den Offizieren wird nur eine Nebenperson in sehr beiläufiger Weise als Gigerl hingestellt. Die Offiziere jedoch, die am meisten in den Vordergrund treten, sind geradezu Muster ihres Berufs. Freilich werden sie zuguterletzt durch das „System" matt und müde gemacht, aber auch das müssen wir dem Verfasser mehr glauben, als daß er es uns zeigt. Wir hören viel vom Drill, aber wir sehen ihn nicht; die Paradefertigkeit spielt so wenig eine Rolle, daß in dem Roman nirgends eine Parade tatsächlich geschildert wird. Wäre es Beyerlein in der Tat wesentlich darum zu tun gewesen, Luxus und Paradedrill als Kernschäden des Heeres zu erweisen, so hätte er unbedingt zum Schauplatz ein militärisches Zentrum wählen müssen, in dem sich alles das, was er bekämpfen wollte, aufs deutlichste und folgenschwerste entfaltete. So aber macht es den Eindruck, als sei die Tendenz den auf ganz andere Ziele gerichteten Schilderungen nachträglich angehängt. Nur in dem einen Punkte, der sich auf die Behandlung des gemeinen Soldaten bezieht, setzt der Erzähler die Tendenz in lebendig körperliche, eindringliche und zweckerfüllende Bilder um. Daß ihnen wirklich Erlebtes oder Erschautes zugrunde liegt, das merkt man der kraftvollen Realistik der Szenen an. Ob aber nicht Einzelfälle als Allgemeinfälle hingestellt werden, das entzieht sich meinem Urteil. Beyerleins ständiger Refrain ist: So erzieht man Sozialdemokraten, nicht Soldaten. Er macht es jedoch dem Leser sehr schwer, darin ein besonders fürchterliches Ergebnis zu sehen; der einzige überzeugte Sozialdemokrat des Romans ist in seiner Art ein Held, wie er idealer und sympathischer kaum zu denken ist.

In den Schilderungen selbst bewährt sich Beyerlein als der feine Poet und farbenmächtige Realist, den schon sein erster Roman „Das graue Elend" bekundet. Auch die Charakteristik, wenngleich sie ebenso wie die Erfindung vielfach ins Krasse, Extreme, ja selbst ins Karikierende strebt, zeigt überall lebendige und hier und da großempfundene Züge. Beyerlein geht auf Zolas Wegen, er hat mit ihm Vorzüge und Schwächen gemein; aber sein deutsches Gemüts-, sein deutsches Heimatsempfinden sichern ihm doch eine starke Eigenart. Und wie man sich auch zu der Tendenz des Werkes stellt, jedenfalls bedeutet der Roman als Ganzes genommen ein Stück wahren Lebens, das mit der Kraft des Lebens und nicht mit dem schattenhaften Eindruck gequälter Phantasieerfindungen wirkt. Der Stoff, den Beyerlein behandelt, hat eine Bedeutung, die mit der Kultur, mit der Zukunft unseres Volkes aufs innigste verknüpft ist, sie geht nicht nur ein paar Ästheten, sie geht alle an, die sich Deutsche nennen. Eine Literatur, die mehr als eine Luxussache sein will, die Einfluß auf Kultur und Leben behaupten will, eine Literatur, die als notwendiges Glied des geistigen Volksorganismus und nicht bloß als Zierat gelten will, muß immer wieder derartiger Stoffe sich bemächtigen. Es gibt ihrer mehr, als man annehmen sollte, wenn man sieht, an welche Probleme die Mehrzahl unserer Literaten Zeit, Talent und Geist vertrödelt. Allerdings gehört zu ihrer Bewältigung nicht nur Kunst, sondern auch Persönlichkeit, eine Persönlichkeit, die alle Kräfte an ihre Aufgabe setzt und den Mut der

Wahrheit hat, das, was sie erschaut und fühlt und glaubt, ohne Abzug, ohne Rücksicht zu offenbaren. In Beyerleins Werk vermag ich nur einen Versuch zu sehen, einen Versuch großen Stils, aber doch nur einen Versuch. Daß aber auch in solcher Begrenzung ein Werk, das Lebensinteressen verficht und an Lebensinteressen sich wendet, auf weitreichende Teilnahme rechnen kann, das bezeugt der Erfolg des Buches; mein Exemplar trägt den Vermerk: zehnte Auflage.

Künstlerisch mangelhaft ist der Aufbau des Romans. Es war freilich kein leichtes Unternehmen, diese Fülle von Personen und Szenen, die vielfach nur in sehr loser Verbindung miteinander stehen, zu einem Ganzen zusammenzuschmieden. Beyerlein hat sich Mühe gegeben, ein festgegliedertes Bauwerk herzustellen. Aber ganz gelungen ist es nicht. Die einzelnen Geschichten, die er erzählt, laufen mehr nebeneinander her, als daß sie ineinander verwebt und verkettet wären.

Max Kretzer ist ein Poet, der ebenso wie Beyerlein es liebt, Lebenswirklichkeiten zu gestalten, und mehr als einmal hat er glücklich einen jener Stoffe herausgegriffen, von denen starke und innere Lebenswirkungen ausgehen, wenn sie der berufene Künstler unter die Hand bekommt. Diesmal aber, in seinem Roman „Die Sphinx in Trauer" (Berlin, Fontane & Co.), hat er sich aufs Erfinden verlegt, hat ihn das Seltsame gereizt, und so nimmt sich denn auch das Werk als Ganzes etwas gekünstelt und gesucht aus. Nur in Einzelheiten verrät sich der alte, wirklichkeitsfrische Sinn des Dichters. Ins Mystische, wie man aus dem Titel und dem Anfang der Erzählung („Seit zehn Minuten war ich gestorben . . .") folgern könnte, verliert sich die Erzählung keineswegs. Eher gemahnt sie in ihrer Technik, in ihren Spannungs- und Erregungsmomenten an die Romane, in denen ein geheimnisvolles Verbrechen mit der Kunst eines Detektivs langsam und feierlich, Zug für Zug aufgedeckt wird. Kretzer bleibt jedoch glücklicherweise nicht an den Äußerlichkeiten haften, dazu ist er als Künstler zu gereift; ihm ist es vor allem darum zu tun, psychologische In- und Aussichten zu gewinnen. Auch ihn lockt das Rätsel, mit dem die große Sphinx, das Weib, den Mann ständig zu narren scheint, und er sucht an seinem Teil einen Zipfel des Geheimnisses zu heben, wenn auch nur um Sandkornbreite, nur für einen Augenblick . . . Dr. Keller, ein Arzt, will sich eines Morgens vom Lager erheben, aber er kann nicht, seine Glieder versagen ihm den Dienst. Ein Starrkrampf hindert ihn an jeder Bewegung, sein Gesicht, seine Hände, alle Teile seines Leibes sind regungslos, erstarrt wie die eines Toten. Auch das Herz, der Puls scheinen ihre Tätigkeit eingestellt zu haben. Dabei ist das Bewußtsein des Kataleptischen hell und klar wie nur je, seine Sinne sind unbeeinträchtigt; er hört und sieht alles, was um ihn vorgeht. Und das verdoppelt seine Qual. Er muß es ruhig mit anhören, daß man ihn für tot erklärt, und er kann nicht dazwischen schreien. Dieses „man" setzt sich zusammen aus Frau, Kind und Hauspersonal. Als die Frau für einige Zeit schluchzend die Kammer verläßt, bleiben Magd und Kutscher zurück. Ihre Reden bilden das humoristische Vorspiel zu der Tragikomödie des Romans. Was der Gelähmte von seinem Kutscher zu hören bekommt, gehört keineswegs unter die Rubrik Schmeichelei, und so bewegt er eifrig in sich den Gedanken: ‚Na warte! wenn ich mich erst wieder regen kann.' Der Ernst der Situation beginnt, sobald die Frau zurückkehrt. Schon vorher war es dem Erstarrten, als ob seine Frau, als ihr jählings die Todesvermutung kommt, nicht bloß Schmerz empfinde. „Ihre schönen Züge waren plötzlich entstellt. Aber es war nicht die Entstellung durch den Schmerz allein, die aus ihnen sprach. Es war mir, als huschte blitzartig ein Freudenstrahl über ihr Antlitz, ungefähr gleich der Sonne, die sekundenlang mit ihrem Glanze eine dunkle Wolke durchbricht. Dann, während sie fortwährend immer dasselbe wiederhotte und an mir rüttelte, wuchs die Medusе aus ihrem Gesicht." Jetzt, da die Frau zurückkehrt, erkennt Dr. Keller von Minute zu Minute deutlicher, daß er sich nicht geirrt, daß in dem Verhältnis zwischen ihm und ihr etwas steckt, wovon er bislang keine Ahnung gehabt. Als sie wieder ins Zimmer tritt, hat sie bereits ein kokettes Trauerkleid angelegt. Für den Toten hat sie kaum noch einen Blick; ihr ganzes Sinnen dreht sich um Äußeres, um die Sargbestellung, die Lebensversicherung und vor allem um die Sorge, wie sich nun ihre eigene Lage gestalten soll. Durch das Erscheinen eines jungen Arztes wird dies Sinnen und Sorgen unterbrochen. Er bestätigt der Frau nach flüchtiger Untersuchung den Tod des Mannes. Und jetzt hält sich die Frau durch nichts mehr in ihrer Freiheit behindert. Da sie dem Erstarrten die Augen zugedrückt hat, so sieht er nichts mehr, aber er hört noch. Und er hört, daß die Frau klagt, sie bedürfe männlichen Beistandes, er hört, wie sie dem Hausfräulein den Auftrag gibt, irgend jemanden herbeizuholen. Nach einiger Zeit hört er eine Stimme, die ihm ganz unbekannt ist, die Stimme eines Mannes. Dieser Mann spricht zu der Frau, wie nur ein Liebhaber sprechen kann, der langjährige Rechte geltend machen darf. Und so erfährt der Gelähmte, daß seine Frau ihn selbst nur aus äußeren Gründen geheiratet, daß sie aber den anderen und nur ihn von jeher geliebt hat. Dann hört der Gelähmte, wie der Liebhaber zärtlich wird und immer dringender mit seinen Zärtlichkeiten. Die Frau wehrt ihn ab, weil es ihr doch ein zu großer Frevel gegen den Vater ihres Kindes erscheint, in der Nähe des Toten sich Liebesgefühlen hinzugeben. Aber der andere läßt nicht nach, bis ihn ein neuer Besuch davonscheucht. In diesem Augenblick verliert der Erstarrte das Bewußtsein. Als er erwacht, ist ein älterer, befreundeter Arzt um ihn beschäftigt. Der hat sofort erkannt, wie die Sache stand, und mit Erfolg Belebungsversuche gemacht. Der Starrkrampf ist behoben, und Dr. Keller nimmt sein gewohntes Dasein wieder auf, froh begrüßt von Gattin, Kind und Hauspersonal. Alles scheint wieder ins alte Geleis zu kommen. Ganz allmählich aber wachen in dem Arzt die Erinnerungen auf an das, was er während des Starrkrampfs gesehen und gehört hat. Eine Unter-

Papageien-Allee im Zoologiſchen Garten zu Amſterdam. Gemälde von Prof. Max Liebermann-Berlin.
(Berliner Seceſſions-Ausſtellung 1903.)

redung mit Magd und Kutscher bestätigt ihm, daß er die liebenswürdigen Äußerungen des Dieners nicht etwa nur geträumt hat. Also muß ja — wie ihm plötzlich zu seinem Entsetzen klar wird — auch die Szene zwischen der Frau und dem Andern kein Traum, sondern Wirklichkeit gewesen sein. Mißtrauisch horcht er in versteckter Weise die Frau aus, aber vergeblich. Da gibt er offen seinen Verdacht zu erkennen. Wohl scheint es ihm, als erbleiche sie, aber mit fester Bestimmtheit erklärt sie, das sei ja alles Unsinn, er müsse geträumt haben. Und sie bleibt dabei, selbst als er durch Zufall mit dem anderen zusammentrifft und die Stimme des Mannes wiedererkennt. Das Zusammentreffen ist so flüchtig, daß es ihm nicht gelingt, den Mann zu stellen. Und so gerät Keller der Hartnäckigkeit der Frau gegenüber in immer wildere Erregung. Er weiß und kann doch nichts beweisen. Als er die Frau immer wieder mit seinen Zweifeln quält, geht sie so weit, ihm zu drohen; sie will ihn für geistig gestört erklären lassen. In seiner Verzweiflung ruft Keller seinen Vater, den alten Landpfarrer, herbei und vertraut sich ihm, dem weisen und milden Greise, der gelernt hat, alles zu verstehen, an. Der Alte spricht mit der Frau, doch nach der Unterredung hüllt er sich in der Hinsicht, auf die es ankommt, ebenso in Schweigen, wie die Frau. Diese geht mit dem alten Herrn aufs Land. Und ganz unerwartet empfängt Keller plötzlich vom Vater die Nachricht, daß seine Frau gestorben sei. Sie hat Gift genommen, und ihr Geheimnis wird mit ihr zu Grabe getragen. War sie schuldig, war sie nichtschuldig? Der Dichter entscheidet sich offenbar in gewissem Sinne für beides, jedenfalls hütet er sich, zu verurteilen. „Das Leben ist wie ein Traum," erklärt der Alte dem Jungen, „bald ein guter und bald ein böser .. Forsche nicht weiter, sondern sieh, was Du siehst. Aber glaube! Wer die Wahrheit hört, ist glücklich, wer sie nicht erfährt, ist noch glücklicher ..."

Die Geschichte hat ihre Reize. Sie ist vortrefflich erzählt, und es fehlt ihr nicht an tieferen Zügen, an seiner Menschlichkeit. Der Charakter der Frau fesselt rein ästhetisch nicht zum wenigsten durch die Verhüllung, in der sich ihr Wesen gibt. Lebendiger jedoch und stärker wirkt die Erscheinung des alten Pastors, gerade weil sich nichts Gemachtes, halb Phantastisches in die Wahrheit und Wirklichkeit seiner Persönlichkeit hineinmengt. So interessant jene Verhüllung erscheint, größer würde doch wohl die Wirkung der Erzählung sein, wenn wir einen tieferen Einblick in das wahre Empfinden der Frau gewännen.

Auch Thomas Mann, der in seinem Roman „Buddenbrooks" ein reales Lebensbild in großem Stil gegeben hat, wandert in seinem Novellenbuch „Tristan" (Berlin, S. Fischer) eine Straße, die öfters ins Absonderliche führt, als ins lebendig Wirkliche. Die Darstellung ist gesuchter, preziöser, als in dem Roman, und vom Inhalt gilt das gleiche. Freilich, die große Begabung des Dichters offenbart sich auch hier. Und der Humor, der anmutig und grotesk einzelne der Geschichten durchwaltet, gemahnt im Feinen wie im Derben an Dickens. Ein Capriccio von mäßig toller Art, dem aber ein verhaltener Humor, eine halb verschleierte Satire einen eigenen stilistischen wie stofflichen Reiz verleihen, bietet die Novellette „Tristan". Ein junger Poet, von der modern sensitiven und gespreizten Art Peter Altenbergs, trifft in einer Heilanstalt mit Frau Klöterjahn, der Gattin eines behäbigen Großkaufmanns, zusammen. So plump der Name klingt, so zart und elfenhaft ist das Persönchen der Frau Klöterjahn. In ihrem Empfinden, Sinnen und Denken aber hat sie nichts von einer Elfe, sie hält sich in dieser Hinsicht ganz auf dem Niveau einer braven Normal- und Durchschnittsfrau. Für den jungen Poeten ist dieser Zwiespalt unerträglich, also nicht vorhanden; er hält sich an die äußere Erscheinung, und seine Phantasie verklärt die Gestalt der holden Frau ins Göttliche, für ihn ist sie mit goldener Gloriole gekrönt. Und nach und nach gelingt es ihm, das Köpfchen des zarten Weibes derart zu verrücken, daß sie anfängt, die Rolle zu spielen, die ihr der Poet zugeteilt hat. So lange wie ihre Kraft reicht und bis Herr Klöterjahn in das Spiel hineinfährt .. Auch in „Tonio Kröger" ist ein Poet die Hauptperson. Sein Wesen kennzeichnet er selbst mit den Worten: „Mein Vater, wissen Sie, war ein nordisches Temperament, betrachtsam, gründlich, korrekt aus Puritanismus und zur Wehmut geneigt; meine Mutter von unbestimmt exotischem Blut, schön, sinnlich, naiv, zugleich fahrlässig und leidenschaftlich und von einer impulsiven Liederlichkeit. Ganz ohne Zweifel war dies eine Mischung, die außerordentliche Möglichkeiten und — außerordentliche Gefahren in sich schloß. Was herauskam, war dies: ein Bürger, der sich in die Kunst verirrte, ein Bohemien mit Heimweh nach der guten Kinderstube, ein Künstler mit schlechtem Gewissen. Denn mein bürgerliches Gewissen ist es ja, was mich in allem Künstlertum, aller Außerordentlichkeit und allem Genie etwas tief Zweideutiges, tief Anrüchiges, tief Zweifelhaftes erblicken läßt, was mich mit dieser verliebten Schwäche für das Simple, Treuherzige und Angenehm-Normale, das Ungeniale und Anständige erfüllt." Dieser zwiespältigen Veranlagung entspricht das Verhalten Tonio Krögers zum Leben, entsprechen seine Schicksale und Erlebnisse; Außerordentliches ist freilich nichts darunter, weder an Gefahren, noch an Freuden. Vielleicht charakterisiert sich Thomas Mann in dieser Persönlichkeit selbst. Auch in ihm scheint Dichter und Bürger, Realist und Phantast, der Liebhaber des alltäglich Normalen und der Abenteuersinnende zusammengeraten zu sein.

Schlichter und wirklichkeitshafter geben sich die Berliner Novellen, die Rudolf Stratz unter dem Titel „Es war ein Traum" (Stuttgart, J. G. Cotta Nachf.) vereinigt hat. Stratz hat eine lebhafte Neigung für kraftvolle, rücksichtslose Naturen, für Herrenmenschen, in denen etwas vom Blute der blonden Bestie rinnt, mögen sie nun männlichen oder weiblichen Geschlechts sein, und in Verbindung damit einen lebhaften Sinn für starke, grelle Gegensätze. Auch in diesen Novellen verrät sich das. In der Novelle „Es war ein Traum" verliebt sich ein feiner jüdischer Gelehrter in eine resolute aristokratische

Sportsdame. Zu seinem Glück nimmt das Geschick das seltsame Gelüst nicht ernst; es bewahrt ihn rechtzeitig davor, den Kopf zu verlieren. Die Kluft zwischen seiner und ihrer Welt ist zu groß, als daß sie überbrückt werden könnte. „Das Gesetz der Natur ist unabänderlich. Was sie vereinigt, werden wir nie trennen. Was sie scheidet, kann all unser Wunsch und Weisheit nicht verbinden." Siegfried Elkom muß sich schmerzlich in die Tatsache finden, Fräulein Nella von Lützelhardt aber vermißt den Geistesmenschen nicht. — Ein Kraftmensch prachtvollster Art ist der Held der Erzählung „Es war ein alter König", Exzellenz von Braunscheidt; der Typus eines Junkers in seiner strotzenden Lebensfülle, die nur im Denken und Empfinden Einseitigkeit und Beschränktheit zeigt. Aber der Kraftmensch ist alt geworden, und als er erkennt, daß die junge Frau, der alles, was an Liebe in ihm ist, gehört, einem anderen ihr Herz zuwendet, da bricht er wehrlos in sich zusammen. Unbedingt überzeugend wirkt dieser Schluß nicht, aber die Erzählung hinterläßt gleichwohl einen starken Eindruck. Das große Darstellungstalent, die lebendige Erzählungsgabe des Dichters tragen über alle Bedenken hinweg. Leichtere Ware ist die Novelle „Der böse Geist". Das Gefüge hat etwas Plumpes, Charakteristik und Schilderung gehen ein wenig ins Triviale. Es steckt mehr ethische, als ästhetische Feinheit darin. Daß eine Sache, von dieser oder jener Seite gesehen, einen ganz entgegengesetzten Eindruck machen, je nachdem sittlich oder unsittlich erscheinen kann, dieser Idee gibt der Dichter einen sehr gewinnenden Ausdruck. Aber um die psychologische Wahrscheinlichkeit der Erfindung ist es etwas schwach bestellt. Dieser Spieler aus Edelsinn, der im Grunde das Spiel verabscheut, es aber betreibt, um seiner Familie den gewohnten Wohlstand zu wahren, gehört nicht zu den Figuren, an deren Wirklichkeit man ohne weiteres glaubt. Einen solchen Glauben hätte Strotz vielleicht mit einem Roman, der den Menschen in all seinen Beziehungen, in allen Tiefen seines Wesens, unter allen Bestimmungen seines Schicksals zu zeigen vermag, wecken und nähren können. Aber nicht in einer kurzatmigen Novelle.

## Antinous.

Von Rudolf Presber.

Noch kannt' ich Dich als Unerschlafften,
Ums Haupt des Weinlaubs gelbe Zier,
Und Deiner Jugend Leidenschaften
Wie bunte Panther hinter Dir.
Des Zornes Blitz im Aug', dem blauen,
Auf vollen Lippen Traum und Kuss,
Der Götter Liebling und der Frauen,
Und herrlich, wie Antinous . . .
Dein Feuerauge stumpf, geblendet —
Hat's der Philister Zorn vermocht?
Die wilden Katzen längst verendet
Im Halsband, das die Sitte flocht.
Du selbst — der Herrin müder Knappe;
Kein Kampf, ein Schwänzeln um die Gunst.
Und in des Rockes Seidenklappe
Ein Band „Für Wissenschaft und Kunst".
Wie geht's? Wie schaut's? — die öden Fragen.
Der D-Zug durch die Felsen kracht — —
Wie weit der Traum aus Göttertagen,
Den Deine Jugend mir gebracht!
Ich scheide still zurückgesunken
Vom Griechentempel meines Wahns . . .
O, wärst Du früh im Nil ertrunken,
Wie jener Liebling Hadrians!

# Illustrierte Rundschau.

**James Whistler †. — Anton Scharff †. — Zimmereinrichtungen, entworfen von Bruno Paul, ausgeführt von den Vereinigten Werkstätten für Kunst im Handwerk (München). — Moderne Bronzen und Elfenbein-Arbeiten. — Weingläser von Rich. Riemerschmid und Peter Behrens. — Uhren von Jos. Olbrich und G. Macco. — Flaschenkorke und Messerbänkchen. — Zu unsern Bildern.**

Anton Scharff †.
(Aufnahme von A. Krzywanl in Wien.)

Einer der berühmtesten englischen Künstler der Gegenwart und zugleich einer der hervorragendsten aller Künstler unserer Zeit, James Abbott McNeill Whistler, starb in London am 17. Juli d. J. Als englischen Künstler kann man Whistler allerdings nur bedingt verzeichnen, denn er stammte aus einer irischen Familie und war von Geburt Nordamerikaner (1834 zu Lowell im Staate Massachusetts geboren). Seine frühe Jugend verlebte er in Rußland, wo sein Vater, ein bedeutender Ingenieur, unter Zar Nikolaus I. die Eisenbahn Petersburg-Moskau baute; nach dem Tode des Vaters ging er dann zwar nach Amerika zurück, trat in die Kriegsschule von Westpoint, wollte Offizier werden, gab den militärischen Beruf jedoch bald wieder auf und siedelte nach Paris über, um sich zunächst im Atelier von Gleyre der Malerei zu widmen. Etwas von der Unruhe, die seine Jugend auszeichnet, blieb ihm durch das ganze Leben. Er hatte zwar seit Jahrzehnten seinen ständigen Wohnsitz in London, aber er war ein Wandervogel, den man bald auf der Piazzetta von Venedig, bald in New York, bald auf den Pariser Boulevards sah. Bekannt ist sein heißer Streit mit dem Sozialpolitiker und britischen Kunstpapst Ruskin, der schließlich zum Prozeß führte; bekannt waren in London auch seine geistvollen, aber oft kuriosen Vorträge, die er in seinem Atelier vor der vornehmsten englischen Gesellschaft zu halten liebte. Und wie sein Leben, so zeigte auch seine Kunst viele exzentrische Züge. Schwer rang er sich zur Anerkennung durch. Als er 1863 seine „Weiße Frau", die ganz in Weiß vor einem weißen Vorhang stand, im Pariser Salon ausstellen wollte, wurde er einfach zurückgewiesen; nicht besser ging es ihm mit seinen ersten Radierungen. Allmählich erst gewöhnten sich die Durchschnittsaugen an seine Farbenzusammenstellungen, Farbensymphonien, die anfangs Spott und Hohn auf sich gezogen hatten, an seinen bizarren, ganz persönlichen Stil, in dem alles in Nebel zu zerfließen scheint. Er ist der schroffste Gegner des modernen Realismus. Die rücksichtslose Wiedergabe des Modells, so wie es ist, ohne Verschönerungsversuche, in der Meinung, die Natur biete stets das Schöne — sagt Muther — ist ihm ein Gegenstand des Spottes. Trotzdem sind Whistlers Porträts, er war wohl als Bildnismaler am größten, durchaus echt in der Zeichnung und ähnlich; und doch erscheinen sie gleichsam des Substantiellen entkleidet, fast wie Wesen aus einer anderen

Empfangszimmer. Entworfen von Bruno Paul, ausgeführt von den Vereinigten Werkstätten für Kunst im Handwerk in München.

James A. Mc Neill Whistler †.
(Aufnahme der London Stereoscopic Co.)

Schlafzimmer-Möbel. Entworfen von Bruno Paul, ausgeführt von den Vereinigten Werkstätten für Kunst im Handwerk in München.

Welt. Seine berühmtesten Bildnisse waren wohl das seiner Mutter (jetzt in Paris, im Luxembourg-Museum) und das des großen Historikers Carlyle — es sind Meisterwerke von anerkanntem und bleibendem Wert. Auch in seinen Landschaften verfolgte er ganz eigenartige Wege. Muther drückt das sehr hübsch so aus: „Wie Whistler die Menschen, die er porträtierte, als Farbengruppen, nicht als Linienzusammenstellungen auffaßte und sich nicht an das indifferente Detail kehrte, sondern die Tonwirkung malte, die sie in ihm erweckten (seine Mutter z. B. als „Arrangement en noir et en gris"), so bildet auch das Körperliche in der Natur in seinen Landschaften nur die Unterlage für die mit erstaunlicher Feinheit empfundene Stimmung." Er selbst nannte seine Landschaft bald eine Harmonie in Grün-Rot-Blau, bald eine Note in Orange-Blau-Grün ꝛc. Exzentrisch wie er war, liebte er es auch, die Einladungskarten zu seinen Sonderausstellungen in den den Bildern entsprechenden Farben zu drucken, der Ausstellungsraum mußte gleichfarbig abgestimmte Decken, Wände, Böden zeigen, sogar die Livree der Diener mußte in den Farben zum Ganzen passen. — Ausgezeichnet war Whistler endlich als Radierer (berühmt sind seine Venetianischen Blätter) und groß, wenn er sich herbeiließ, irgend einem reichen Freunde mit seiner ausgesprochen aristokratischen Kunst bei der Ausschmückung seines Heims behilflich zu sein: so hat z. B. der von ihm in Gold und Blau dekorierte Pfauensaal des Mr. Leyland das allergrößte Auf-

Büffet und Anrichtetischchen. Entworfen von Bruno Paul, ausgeführt von den Vereinigten Werkstätten für Kunst im Handwerk in München.

Wohnzimmer. Entworfen von Bruno Paul, ausgeführt von den Vereinigten Werkstätten für Kunst im Handwerk in München.

sehen gemacht. In unserer Mappe harren noch einige Blätter des interessanten Künstlers des Abdrucks. —

Einen schweren Verlust erlitt die deutsche Medailleurkunst durch den Tod von Anton Scharff, der, kaum achtundfünfzig Jahre alt, am 7. Juli in Wien, seiner Vaterstadt und der Stätte seines reichen Wirkens, starb. Er gehörte zu denen, die unsere Medaille aus tiefster, ödester Versumpfung wieder in die Höhe gebracht und würdig neben die der französischen Meister gestellt haben — das soll ihm unvergessen bleiben. Er hatte Feinsinn und Ge-

schmack, Gestaltungskraft, eine besondere Begabung für Porträtähnlichkeit und erstaunliche Frische. Groß ist sein Lebenswerk — die Zahl der von ihm geschaffenen Medaillen dürfte das vierte Hundert überschreiten. Auch unseren Heften war er ein liebenswürdiger Gönner. So manches schöne Stück von ihm durften wir reproduzieren, zuletzt noch als Titelbild des Juliheftes vorigen Jahres (1902) seine entzückende Medaille „Waschermadl". —

Unsere nächsten Abbildungen geben eine Reihe von Zimmereinrichtungen wieder, die der treffliche Bruno Paul entworfen hat und die von den Münchener Vereinigten Werkstätten für Kunst im Handwerk in mustergültiger Weise ausgeführt wurden. Der Künstler gehört nicht zu denen, die stets in bizarren Erfindungen schwelgen müssen. So gestaltungsreich er ist — er läßt die Phantasie doch nie überwuchern und wahrt sich einen ausgesprochenen Sinn für die praktische Verwendbarkeit der Möbel, die er entwirft. Er schafft nicht nur für das Auge, sondern zuerst für den Gebrauch.

Schreibtisch und Sessel für ein Herrenzimmer. Entworfen von Bruno Paul, ausgeführt von den Vereinigten Werkstätten für Kunst im Handwerk in München.

Seine Sessel sind bequem, und man getraut sich gern, es sich in ihnen bequem zu machen; seine Schränke haben genügend Innenraum; an seinen Tischen kann man sitzen, ohne sich die Kniescheibe zu beschädigen. Die von uns abgebildeten Einrichtungen erscheinen uns aber auch deshalb interessant, weil die Vereinigten Werkstätten mit ihnen endlich einmal den Versuch gemacht haben, Möbel zu Preisen herzustellen, wie sie der bessere Mittelstand zahlen kann. Es muß leider immer wieder gesagt werden: unser ganzes heutiges Kunstgewerbe krankt geradezu daran, daß es nur für Millionäre schafft. Die Preise der besseren Stücke sind geradezu unerschwinglich, und es wirkt im Gegensatz dazu fast lächerlich, wenn als Vorzug der neuen Richtung die Rückkehr zur Einfachheit gepriesen wird. Dabei ist es richtig: die modernen Möbel sind einfach in der Linie, sie müßten auch bei der Verwendung schlichten Materials billig herzustellen sein. In Wirklichkeit verteuern sie meist nur die zahlreichen Instanzen, die zwischen dem entwerfenden Künstler und dem letzten Verkäufer liegen und deren jede möglichst viel verdienen will. Erst wenn einmal irgend ein großes unternehmungslustiges Kaufhaus sich eigene gute Entwürfe anfertigen läßt, sie in einfacher, aber gedie-

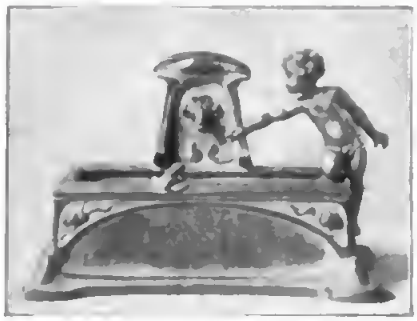
Feuerbläser. Für ein Rauchservice im Auftrage des Großherzogs von Hessen von L. Habich ausgeführt.

Tafelaufsatz. Von Th. von Gosen.

Diana. Von Georg Wrba.

gener, fabrikmäßiger Ausführung herstellt, erst dann wird der Bann gebrochen werden. Vielleicht bedeutet der Versuch der Vereinigten Werkstätten einen dankenswerten Fortschritt in dieser Richtung. — Übrigens möchten wir noch besonders aufmerksam machen auf das geschmackvolle Fensterarrangement des Herrenzimmers. Mit der Alleinherrschaft der „Gardine“ alten Stils ist es nämlich vorbei, und es ist an ihr wirklich nicht viel verloren. Wir werden in einer der nächsten Rundschauen auf diesen, für die Innendekoration sehr wesentlichen Umschwung ausführlicher zurückkommen.

Ein Windstoß. Bronze von L. Doménech. (Aus dem Salon von R. Bellair & Co. in Berlin.)



Jardinière. Pariser Bronze aus dem Salon von R. Bellair & Co. in Berlin.

Junges Mädchen. Bronze von F. Masseau. (Aus dem Salon von R. Bellair & Co. in Berlin.)

In der Reihe unserer Abbildungen folgen einige neuere Bronzen verschiedener Herkunft. Wir beginnen mit Werken der deutschen Kleinkunst, die wir aus der neuen, sehr empfehlenswerten Monographie „Moderne Plastik in Deutschland,“ von Alexander Heilmeyer (Verlag von Velhagen & Klasing) nachbildeten. Es ist zunächst ein höchst originelles Feuerzeug, das H. Habich für ein Rauchservice des Großherzogs von Hessen erfand: dann ein schöner, stattlicher silberner Tafelaufsatz des Bildhauers von Gosen und eine reizvolle Diana Wrbas, des gestaltungsreichen Münchener Bildhauers, der geradeauf dem Gebiete der Kleinplastik stetig größere Erfolge erzielt. Es folgen dann einige flotte französische Bronzen — vollendet in der Ausführung, nicht gerade neu in der Erfindung: überhaupt will es uns scheinen, als ob die Pariser Bronzekunst augenblicklich in einer Art Stillstand verharre, auf ihrem alten Ruhme etwas einroste. Schließlich geben wir noch drei Bronzen russischer Meister — allerdings kann man den ausgezeichneten Fürsten Troubetzkoy kaum noch als Russen bezeichnen, was seine impressionistische Technik anbetrifft; durchaus national aber ist er in der Wahl seiner Motive. Allgemein interessieren wird seine Bronze: Graf Leo Tolstoj zu Pferde ein kleines Meisterwerk ersten Ranges. —

La Friteuse. Von S. Kinsburger. (Aus dem Salon von R. Bellair & Co. in Berlin.)

Bronze Tolstoj zu Pferde von Fürst P. Troubetzkoy-St. Petersburg. (Ausgestellt im Kunstsalon von Keller & Reiner in Berlin W.)

Russische Bronze. (Aus dem Salon von R. Bellair & Co. in Berlin.)

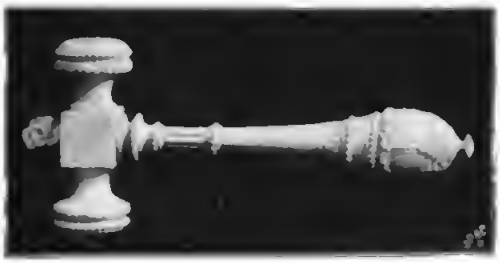
Bronzegruppe Lady Eden und ihr Sohn von Fürst P. Troubetzkoy-St. Petersburg. (Ausgestellt im Kunstsalon von Keller & Reiner in Berlin W.)

Die Kunstschnitzerei in Elfenbein ist in unserer Zeit einigermaßen in Vergessenheit geraten. Wir stehen oft überrascht in Sammlungen vor Elfenbeinarbeiten aus alter Zeit und staunen, was die Künstler vergangener Tage diesem Ma-

terial abzugewinnen wußten. Ganz verschollen ist diese Kunst — oder sagen wir richtiger Kunstfertigkeit? — freilich noch nicht, wie das reizvolle, von uns wiedergegebene Elfenbeinfigürchen aus dem Salon von R. Bellair beweist — und auch der schlichte Logenhammer von Fr. Rosenstiel ist ein schönes Stück, gut in der Form, gediegen in der Ausführung. —

Zwei schöne Schreibtischgarnituren in ganz modernem Geschmack, dabei durchaus auf praktische Verwendbarkeit hin entworfen — die eine von dem Berliner C. Stöving, die zweite von dem Wiener Gurschner — führen zu einer kleinen Reihe von Abbildungen hinüber, die Gegenständen des täglichen Gebrauchs gewidmet sind, zu Weingläsern, Uhren, Korken und Messerbänkchen. Wir legen ja stets besonderen Wert darauf, unseren Lesern derartige Dinge vorzuführen, die in der gewöhnlichen Tagesware nur zu oft den Veredlungsprozeß durch wirkliche Kunst vermissen lassen und die dieser Veredlung doch so sehr bedürfen. Denn es ist unseres Erachtens viel weniger wertvoll, in einem Zimmer unserer Wohnung ein — selten betrachtetes — Kunstwerk zu besitzen, als sich bei dem, was wir wieder und immer wieder zur Hand nehmen, was wir täglich vor Augen haben, an kleinen, mustergültigen Stücken zu erfreuen. Das deutsche Haus soll sich wieder füllen mit derartigen, aus künstlerischem Geist heraus geschaffenen Gegenständen, wie sie in den großen Zeiten des deutschen Städtewesens unsere Altvordern liebten und schätzten. Es ist das auch gar nicht so schwer, denn es handelt sich hier nicht um Unerschwingliches, und man kann klein anfangen, nach Sammlerart gewissermaßen. Man kann z. B. damit anfangen, die alten häßlichen Flaschenkorken durch geschmackvolle, die schnöden zerbrechlichen Messerbänkchen durch hübschgeformte silberne zu ersetzen — ist nur erst der Anfang gemacht, so findet sich die Fortsetzung von selbst. Jedes Familienfest gibt dann willkommenen Anlaß zu Geschenken, zur Mehrung des kleinen Schatzes, der ja nicht nur für die Lebenden, der auch für die kommenden Generationen berechnet sein soll.

Elfenbeinfigur. (Aus dem Salon von R. Bellair & Co. in Berlin.)



Logenhammer in Elfenbein.
Entworfen und ausgeführt von Fr. Rosenstiel in Berlin.

* * *

Das Heft und den neuen Jahrgang unserer Monatshefte eröffnet ein farbiges Titelblatt von Professor Fritz August von Kaulbach. Das Bildnis einer Römerin gab uns diesmal der große Münchener Porträtkünstler, der vielbewunderte Maler schöner Frauen, der doch nie ein Schönheitsmaler im landläufigen Sinn des Wortes gewesen ist. Dazu war ihm seine Kunst zu heilig, dazu war auch sein Können zu groß. Wenn man die lange Reihe seiner Frauenbildnisse durchgeht, wird man kaum auf eines stoßen, das nicht Stil und großen Zug hat, in dem Kaulbach nicht seine Fähigkeit des Seelenlesens, seine Gabe scharfer Charakteristik zeigte und sich als einen Meister des Kolorits dazu. Der kürzlich verstorbene Friedrich Pecht, der einen sehr feinen Geschmack hatte und in guten Stunden oft ein sehr treffendes Wort fand, hat einmal von Kaulbach gesagt, daß er „zweifellos nicht nur der beliebteste, sondern auch der gediegenste Vertreter des Frauenkultus sei, den wir dermal in Deutschland besitzen, gleich fern von süßlicher Idealisierung wie voll von bezaubernder Naturfrische und Mannichfaltigkeit." Das ist vor mehr als zwanzig Jahren gesagt, seither ist Kaulbach selbst gereift, hat sich stetig, nicht zuletzt auch unter dem Einfluß der

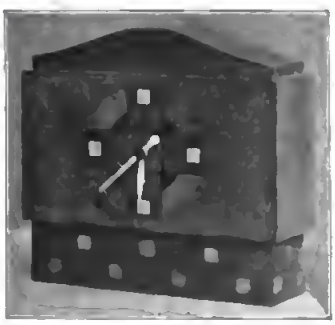
**Schreibzeug mit Zubehör**, entworfen von C. Stöving-Berlin. (Ausgeführt in schwarz-grün patinierter Bronze, ausgestellt im Kunstsalon von Keller & Reiner in Berlin W.)

Schreibzeug Garnitur von Prof. G. Gurschner-Wien. (Ausgeführt in mattgetönter Bronze, ausgestellt im Kunstsalon von Keller & Reiner in Berlin W.)

Modeene Tischgläser nach Entwürfen von Rich. Riemerschmid-München und Prof. P. Behrens-Darmstadt. (Alleinverteied durch Keller & Reiner in Berlin.)

deren Vollbilder entstammen sämtlich den Ausstellungen dieses Sommers. Aus der Münchener Sezession erwarben wir das originelle Gemälde von Paul Wolff-Zamzow „Ein Frühlingstag in Florenz" (zwischen Seite 64 und 65); von der Berliner Sezessionsausstellung, die trotz aller Abtrünnigen doch auch diesmal wieder eine überraschend starke Anziehungskraft ausübte, das interessante Reiterbildnis von Prof. Max Slevogt (zwischen Seite 72 u. 73), die „Papageien-Allee" von Prof. Max Liebermann, die übrigens mit ihren eigenartigen Lichtreflexen in der Reproduktion vortrefflich zur Geltung kommt (zwischen Seite 120 u. 121), und drittens die schöne Salome des Bildhauers F. Klimsch, der immer entschiedener in die erste Reihe unserer Plastiker einrückt. Die Münchener Jahresausstellung im Glaspalast gab uns Gelegenheit zum Erwerb der schönen Landschaft von R. Skramstad (zwischen S. 104 u. 105); von der Großen Berliner Ausstellung endlich stammt die Skulptur „Der Abschied" von G. v. Bochmann-Düsseldorf (zwischen S. 112 u. 113), ein Werk voll von keck zugreifendem Realismus. H. v. S.

neueren französischen Kunst, weiter entwickelt — trotzdem könnte man das Pechtsche Urteil heute noch unterschreiben. Kaulbachs Porträts sind immer individuell; er hat es stets verstanden, sich jede „Manier" vom Leibe zu halten, er hat stets etwas Inniges, zum Herzen, nicht nur zu den Augen Sprechendes; er findet bei jedem Bildnis gerade die koloristische Stimmung, die zu dem darzustellenden Menschen paßt.



Standuhr von Prof. Jos. Olbrich-Darmstadt. (Ausgestellt im Kunstsalon v. Keller & Reiner-Berlin.)

Von dem ausgezeichneten Bildnismaler Ph. Laszlo bringen wir zwischen Seite 56 und 57 das Porträt des jüngst verstorbenen Papstes, einen meisterlichen Charakterkopf, der nach all den vielen Photographien und schlechten Bildern Leos XIII., die man in diesen Wochen über sich ergehen lassen mußte, wirklich erquickend wirkt. — Unsere au-

Standuhr von G. Macco-Düsseldorf. (Ausgestellt im Kunstsalon von Keller & Reiner-Berlin.)

Flaschenkorke und Messerbänkchen, ausgeführt in Silber und vergoldetem Zinn. (Aus der kunstgewerblichen Ausstellung von Keller & Reiner in Berlin W.)

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W, Steglitzerstr. 53.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin.

Verlag von Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld und Leipzig. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Der Trinker. Ölgemälde von Prof. Otto Seitz-München.

Velhagen & Klasings
# MONATSHEFTE

Herausgeber:

Theodor Hermann Pantenius und Hanns von Zobeltitz.

XVIII. Jahrgang 1903/1904. Heft 2, Oktober 1903.

## Simone.

Roman von

Georg Freiherrn von Ompteda.

(Fortsetzung.)

(Abdruck verboten.)

Herr de Corvieux war sich nicht klar, ob Simone oder Claire besser für ihn paßte. Nun, er mochte wählen. Dann wollten sie die Geschichte bereden und trotz Tante Jeannes Zetermordio und seiner Frau Verstimmung, weil sie nicht gefragt worden, würde er der betreffenden Tochter eines Tages den jungen Baron de Préfailles zuführen mit den Worten: „Mein liebes Kind, hier ist Dein zukünftiger Mann; er liebt Dich von Herzen, und ich weiß, Du wirst ebenso tun."

Die Leute schritten alle zu zwei und zwei auf der Terrasse hin, wie auf einer großen Bühne, als wären die Blumenbeete die Rampe und die weiß leuchtende Mauer des Schlosses der Prospekt.

Jedem Paar folgten zwei kurze gedrungene Schatten, denn der Mond stand hoch. Wenn die Auf- und Niederwandelnden Kehrt machten, wendeten sich die dunklen Flecken am Boden herum und gingen ihnen nun voraus.

Graf Rundstetten stand allein. Er mochte niemand anreden, denn das Geständnis von vorhin zitterte nach in seiner Seele.

Er war seltsam bewegt. Das fremde Land, der Himmel, dessen Sternbilder nicht einmal mehr ganz so standen, wie in der Heimat, das zauberische Mondenlicht und der Gedanke an dies Mädchen: es war eine große Sehnsucht, daß er hätte die Arme breiten mögen; eine tiefe Traurigkeit, die ihm beinahe die Augen näßte. Er mußte ja fort, in acht Tagen war alles vorbei, als wäre es nie gewesen. Da kam ihm, der gar nicht sentimental angelegt war, ein so starkes Bedürfnis nach Einsamkeit, daß er ein Stück um das Schloß herumging, wo er keinen Menschen vermutete.

Da sah er zwei weiße Kleider. Im tiefen Schatten blieb er stehen, und sie gingen vorbei, ohne ihn zu bemerken. Seine Nachbarin bei Tisch, Liane d'Arnaud und Claire.

Aber in der Befürchtung, sie möchten doch etwa jemand haben stehen sehen, lief er den Weg zurück und vor der Terrasse ein paar Schritt hinunter in den Park.

Als er um ein dunkles Gebüsch trat, sah er eine helle Gestalt, Simone. Sie stand allein und blickte auf das Hügelland von Trèves.

Sie fuhr erschrocken herum.

„Mein Gott!"

Graf Rundstetten, der sich vorgenommen, nie wieder mit dem Mädchen zu sprechen, sagte: „Seien Sie mir nicht böse, daß ich Sie erschreckt habe. Ich dachte nicht, daß

jemand hier stünde. Sie sind doch erschrocken?"

Simone schlug die Augen zu Boden: „Etwas."

Er blieb bei ihr stehen. Er sprach lange kein Wort. Endlich meinte er und blickte in die Ferne hinaus: „Sind Sie denn ganz allein?"

„Die anderen sind eben fortgegangen."

„Ihre Schwester und Fräulein d'Arnaud? Ich hörte sie eben sprechen."

Simone antwortete nicht, und er fuhr immer noch fort: „Ich erkannte sie natürlich wieder; denn sie war meine Tischnachbarin."

Er stockte, doch noch immer sagte das junge Mädchen nichts. Und zögernd fügte er hinzu: „Sie unterhält sich sehr gut."

Da schlug Simone ihre schwarzen Augen auf, die aus dem hell mondbestrahlten Gesicht leuchteten wie ein paar dunkle Kohlenflecken: „Ich kann's nicht."

Er beugte sich ein wenig nieder zu der kleinen Gestalt: „Warum?"

Sie zuckte die Achseln: „Ich kann nicht sagen, was ich denke."

„Sagen Sie nie, was Sie denken?"

Sie schüttelte den Kopf und spielte mit einem Seidenband, das ihr vom Kleide hing.

Dann antwortete sie langsam, als flösse ihr auch dieses nur unwillig über die Lippen: „Es wird mir schwer."

Da kam ein seltsames Gefühl über ihn. Etwas, wie er es wohl als Kind empfunden hatte beim Schaukeln, jedesmal, wenn es durch die Luft pfeifend vorwärts ging in erneutem Schwung. Er meinte vollkommen die Sinne zu verlieren; es war ihm, als zögen ihn unwiderstehliche Gewalten zu dem Mädchen, das vor ihm stand. Er hätte sie an sich reißen mögen, an seine Brust, und er mußte förmlich mit sich kämpfen, sich nicht vom Flecke zu bewegen. Es zitterte verlangend in seinen Händen, er meinte, schon höben sich die Arme, alle Schranken vergaß er vor diesem rätselhaft fremden, köstlichen Geschöpf.

Er überlegte: Er kannte sie nicht; er wußte nichts von ihr. Sie würde vielleicht, wenn er sich ihr nahte, den Unverschämten zurückweisen, und was sollte er, der deutsche Offizier, mit dem französischen Mädchen? Entrüstet würden ihm die Eltern die Tür weisen.

Aber war es, daß sie unbeweglich blieb, schon eine Minute, waren es die schweren Wohlgerüche, die aus den Beeten stiegen, die, trotz der unbewegten Luft, von irgendwoher kamen, wie Nebel plötzlich aufsteigend, man weiß nicht woher? Er überlegte nichts mehr, ihm war das Denken wie weggelöscht. Er griff plötzlich nach ihrer Hand. Sie zitterte, aber sie ward ihm nicht entzogen, und er hielt sie fest und umschloß sie mit allen Fingern, und dann nahm er sie, preßte sie sich ans Herz, und plötzlich hatte er Mut und fragte: „Sind Sie mir bös?"

Das Mädchen beugte langsam den Kopf und bedeckte mit der anderen Hand ihr Gesicht. Da blieb er stehen, der blonde Riese neben der schwarzlockigen kleinen Gestalt, und sagte mit leiser, weicher Stimme: „Ich habe Sie so lieb!"

Sie rührte sich nicht, und er fragte abermals: „Fräulein Simone, sind Sie mir bös?"

Ohne ihn anzusehen, schüttelte sie den Kopf. So blieben sie stehen, abseits im Schatten der hohen, betäubend duftenden Büsche und nur durch eine dünne Stelle hindurch sah man drüben auf der Terrasse wie ein Schattenspiel im helleren Licht die Menschen auf und nieder schreiten.

Er sagte: „Es wird mir so schwer, fortzugehen."

Plötzlich blickte sie erschrocken auf, und er sah, wie ihre wundertiefen Augen feucht schimmerten; es war wie eine Frage, so daß er zurückgab:

„Ich muß ja fort. So weit fort! So entsetzlich weit von Ihnen. Und wer weiß, ob ich je wiederkommen kann."

Da fragte sie, und aus ihren Zügen sprach starrer Schrecken: „Sie kommen nicht wieder?"

„Ich weiß nicht. Ich weiß ja auch nicht, ob ich darf. Möchten Sie denn, daß ich wiederkäme?"

Jetzt sah sie ihn gerade an; sie standen ganz nahe, und sie blickte an ihm steil herauf: „Sie sollen hier bleiben!"

Einen Moment zuckten allerlei verrückte Pläne in ihm auf; er war wohlhabend, unabhängig, er würde den Abschied nehmen. Warum sollte er sich nicht in der Nähe seines Freundes Préfailles ankaufen? Aber er fühlte die Kluft, die doch ewig zwischen den beiden Völkern lag, die vielleicht

einmal viele Jahre überbrücken konnten, die aber heute noch gähnend offen stand, über die nur wenige einen kühnen Sprung gewagt und ganz einzelne freidenkende Geister eine Brücke geschlagen; eine Brücke, auf der ihnen niemand folgte.

Und da sagte er, indem er schmerzlich den Kopf schüttelte: „Es geht nicht!“

Sie senkte die Stirn. Indem er wieder ihre kleine Hand an sein Herz drückte, sprach er dumpf: „Und wenn ich wiederkäme, träfe ich Sie nicht wieder. Sie würden längst eines anderen Frau geworden sein.“

Simone schüttelte heftig den Kopf, Tränen stürzten ihr von den Wangen, so daß er ihre Hand erschrocken losließ, die Arme um sie legte und den zitternden Körper an sich zog. Er barg sie ganz an seiner breiten Brust, das schlanke, kleine Mädchen, und fragte leise: „Simone, wollen Sie auf mich warten?“

Dicht an ihn geschmiegt, blickte sie ihm in die Augen. Ein glückseliges Lächeln ging dabei über ihr Gesicht, während die dunklen Pupillen aus der Tiefe des Tränenschleiers glänzten. Dann sagte sie, ganz einfach und ganz bestimmt: „Ich will warten, bis Sie wiederkommen!“

Er nahm ihre Hand: „Simone, wollen wir einen Bund schließen? Wie wir es machen, wird sich finden, aber wir sind einig. Ich gehöre Ihnen und Sie gehören mir.“

Simone gab nur zwei Worte zurück, aber mit dem innigsten Ausdruck und mit feierlicher Bestimmtheit: „Auf ewig!“

Dann standen sie, einander bei beiden Händen haltend, sich gegenüber und blickten sich in die Augen, als wollten sie auf dem tiefsten Grunde ihrer Seele lesen.

Simone nahm seine Hand und legte sie sich in mädchenhafter Reinheit, als täte sie etwas Selbstverständliches, auf die junge runde Brust und flüsterte ihm zu, als seine Finger auf ihrem Herzen lagen: „Wie es klopft!“

Da überfloß ihn zitternde Rührung und ein unbändiges, namenloses Glück. Er beugte sich nieder und küßte, wie in feierlichem Versprechen, das Kleid dort, wo ihr Herz schlug, das sie ihm eben geschenkt.

## IV.

Gräfin Kerzareg saß am Klavier und sang mit wohlgeschulter Stimme, bei der nur die Höhe etwas scharf geworden war, das Lied der Madame de Rothschild: „Si vous n'avez rien à me dire.“ Die Begleitung wurde ihr sauer, denn sie war kurzsichtig, so daß sie die Noten nicht gut erkennen konnte; aber sie war zu eitel, um sich eines Glases zu bedienen.

Als die Gräfin geendet, drückte ihr Herr de Corvieux für die anderen, die ruhig ihre Unterhaltung weiterführten, die allgemeine Begeisterung aus. Und da man ihre Modevorliebe für den Meister von Bayreuth kannte, so sagte Onkel René, obwohl er eigentlich ganz unmusikalisch war: „Können wir nicht einmal den Feuerzauber hören?“

Doch sie meinte, sie wäre zu müde.

Nun wurden die verschiedensten Stimmen laut, die alle Wagner verlangten, bis endlich Baron de Préfailles sagte: „Aber wir haben ja einen hier, meine Damen, der Ihnen Wagner vorspielen wird, wie Sie ihn überhaupt noch nie gehört haben.“

In diesem Augenblick trat Graf Rundstetten herein mit leuchtenden Augen, im Jubel seines Glückes, und als sein Freund auf ihn deutete: „Dort, der Landsmann des Meisters!“ ließ er sich nicht einen Augenblick nötigen, sondern setzte sich an den Flügel und begann zu phantasieren.

Das Klavierspiel hatte viele Stunden seines Lebens ausgefüllt, und hätte sein Beruf ihm mehr Zeit gelassen, oder würde er von armen Eltern geboren sein, er hätte vielleicht versucht, aus seiner Begabung einen Broterwerb zu machen.

Jetzt war es, als beflügelte sein leuchtendes Glück die Inspiration und vielleicht der stille Gedanke, sie könnte es hören.

Als er nun die traurig sehnenden Weisen des „Holländers“ ertönen ließ, aus denen allmählich der Hochzeitsmarsch aus dem „Lohengrin“ wuchs, begann die Gesellschaft sich enger um ihn zusammenzuschließen, und wie nun der Feuerzauber klang, stieg das Interesse auf einen solchen Grad, daß es sich dem Spieler selbst mitteilte und einer dem anderen seine Bewunderung über den jungen Deutschen ausdrückte.

Die meisten interessierte die technische Leistungsfähigkeit, und sie tuschelten sich zu, es wäre erstaunlich, ganz erstaunlich. Aber das Ehepaar d'Arnaud, das in Musik sehr kultiviert war, hatte doch echte Freude daran, und als einmal Onkel René

bei einem Piano ſprach, ertönte ein lautes: „Pſt!“

Alles war von der Terraſſe hereingekommen und lauſchte dem Spiel. Und als Graf Rundſtetten, im Gedanken an das Glück, das ihm geworden, die Tannhäuſer-Ouverture begann, in Liſzts Bearbeitung, da brachte man ihm wirkliche Bewunderung entgegen.

Nur Gräfin Kerzareg ſaß in einer Ecke und wedelte ſich mit dem kleinen Spitzenfächer nervös Luft zu. Sie hatte es nicht gern, wenn andere muſizierten. Darum ſagte ſie auch zu Herrn du Pembron, indem ſie leiſe verächtlich die Achſeln zuckte: „Das iſt ja nichts Wunderbares, da er ein Landsmann des Meiſters iſt,“ als ob die Leiſtung dadurch erleichtert worden wäre.

Graf Rundſtetten aber ſah in dieſem Augenblick die drei jungen Mädchen in der Tür erſcheinen, Claire und Liane hatten ſich untergehakt, Simone ſtand etwas abſeits, gerade dem Flügel gegenüber.

Nun ſchien es, als wüchſe der Spieler über ſich ſelbſt hinaus, und er legte in die Muſik alles hinein, was er empfand. Und immer ruhten ſeine Augen auf dieſem ſüßen ovalen Mädchengeſicht, das mit ſeinem Perlenteint, der Flut dunkler Locken und dieſen unergründlich tiefen ſchwarzen Augen wie ein Gegenpol ſchien der germaniſchen Welt, die der Deutſche hier in rauſchenden Tönen vor galliſchen Ohren vorüberziehen ließ.

Als die beiden Freunde, den hellen Covercoat über dem Frack, auf dem Dogcart ſaßen und durch die ſchweigende Mondnacht nach Trêves zurückkehrten, ſagte Baron Préſailles: „Wiſſen Sie, Rundſtetten, daß ich mit Ihnen ſehr zufrieden bin?“

„Wieſo?“

„Sie haben famoſen Eindruck gemacht.“

Der andere meinte zerſtreut: „So, wirklich?“

„Ja, wahrhaftig! Es iſt mir von allen Seiten geſagt worden. Ich bin faſt eiferſüchtig auf Sie.“

Wie ſie ſo durch die ſtille Nacht heimfuhren, an den ſchlafenden weißen Bauernhöfen vorüber, durch das weite mittelfranzöſiſche Hügelland, wie ſie beide zurückdachten an den Abend, öffnete ſich dem jungen Franzoſen das Herz, und er neigte ſich zu ſeinem großen Freunde und flüſterte ihm zu: „Soll ich Ihnen mal eine Beichte ablegen?“

Der andere blickte ſich nach dem Groom um, der Rücken an Rücken mit ihm ſaß, doch Préſailles beruhigte ihn:

„Jacques ſchläft, oder er verſteht's jedenfalls nicht. Wiſſen Sie, daß mir heute abend allerlei Pläne klar geworden ſind. Wir haben's ja oft beſprochen, daß ich heiraten muß. Paris iſt zwar eine herrliche Stadt; übrigens habe ich all den Ochſen hier in der Provinz geſagt, ich könnte es nicht leiden, denn dadurch macht man guten Eindruck als ſolider junger Mann; aber wiſſen Sie, ich denke, das luſtige Leben muß nun mal aufhören. So ein Goliath iſt nicht immer da, wenn ſie einem den Dolch zwiſchen die Rippen ſetzen, und auf dem Lande muß man verheiratet ſein. Ich glaube, ich habe heute abend die gefunden, die demnächſt in Trêves einziehen wird. Das heißt natürlich, was mich betrifft. Nun raten Sie mal, wer das iſt.“

Graf Rundſtetten dachte, es könnte ja doch nur eine geben, die einem Manne gefiel und fürchtete, der arme Préſailles möchte eine Enttäuſchung erleben.

Doch der fuhr fort: „Es kommen ja bloß drei in Frage, alſo welche von den dreien iſt's?“

Graf Rundſtetten antwortete faſt ängſtlich: „Meine Nachbarin bei Tiſch?“

„Nein, um Gotteswillen nicht.“

„Alſo eine der Töchter des Hauſes?“

„Natürlich! Aber welche?“

Zögernd ſagte er: „Nun, Claire!“

Und Préſailles rief ſo laut: „Na, da gibt's doch gar keinen Zweifel!“ daß hinter ihnen plötzlich Jacques lebendig ward und an die Krempe des Cylinders griff: „Herr Baron?“

Doch der flüſterte, indem er halb auf den Weg blickte, links von den Pferdeohren, halb auf ſeinen Freund:

„Ich glaube, Corvieux wäre einverſtanden. Die verwitwete Préſailles wird mir die Sache wohl nicht verderben, wenn ſie auch heute, wahrſcheinlich mir zu Ehren, nicht erſchienen iſt. Das muß ein böſartiges Weib ſein, denn die Wut auf Onkel Marcel braucht ſie doch nicht gleich auf den Neffen zu übertragen.“

Graf Rundſtetten war ſo erleichtert, daß er über das ganze Geſicht grinſte, als Préſailles lachend zu ihm ſagte: „Nicht wahr, das habe ich doch fein eingefädelt?“

Aus unserer Studienmappe:

Studienzeichnung von Prof. Otto Seitz.

Dann knallte er vor lauter Vergnügen mit der Peitsche, daß der Schimmel sich in Galopp setzte und sie die weißglänzende Chaussee zwischen den Pappelbäumen hinsausten, während hinter ihnen eine gewaltige Staubsäule aufstieg, die noch lange wie Nebel über den mondbeglänzten Feldern schwebte.

V.

Ein paar Tage darauf trafen die Freunde bei den d'Arnauds mit den de Corvieux wieder zusammen. Présailles hatte an diesem Nachmittage, auf Herrn und Frau d'Arnauds besonderes Bitten, seinen Freund mitgebracht; sie wollten in der nächsten Woche die Nachbarschaft einladen, und Graf Rundstetten sollte auch bei ihnen Wagner spielen. Aber dieser sagte, er wäre leider gezwungen am Sonntagmorgen abzureisen.

Man bat, er möchte doch ein paar Tage zugeben. Frau d'Arnaud war fast schlechter Laune darüber geworden; denn sie hatte schon ein paar Leute eingeladen.

„Ich bedaure sehr, ich kann nicht eine Stunde länger bleiben," antwortete der junge Deutsche.

„Ach, Sie scherzen," hieß es.

Doch er sagte, als wollte er in diesem Augenblick Simone gegenüber alles klar stellen: „Ich bekomme keinen Urlaub; ich weiß nicht, ob Sie wissen, daß ich Offizier bin."

Es herrschte allgemeines Schweigen. Herr de Corvieux sagte gedehnt: „Ach nein!"

Frau d'Arnaud meinte frostig: „Ja, allerdings dann ..."

Doch einen Augenblick darauf, als die erste Überraschung vorüber war, stellte sich die allgemeine Artigkeit wieder ein. Aber es war Graf Rundstetten, als läge Trauer in Simones Blicken, und beim Fortgehen gelang es ihm, hastig ein paar Worte mit ihr zu wechseln.

Er fragte leise: „Hatten Sie das nicht gewußt?"

„Nein!"

„Ist Ihnen das leid?"

Sie sah ihm in die Augen mit dem saugenden Blick schwarzer Pupillen: „Denken Sie so klein von mir?"

Er hatte nur noch Zeit, ihr zuzuflüstern:

„Ich werde morgen, ehe ich abreise, mit Ihrem Vater sprechen.“

Wieder fuhren die Freunde die lange Chaussee herab, die von Trêves in einem großen Bogen auf einer schmalen Steinbrücke hoch über die Visère führte und fast ohne Höhenverlust St. Mathurin erreichte.

Als sie durch das stets geöffnete schmiedeeiserne Gitter, auf dem ein L. C. vergoldet glänzte mit einer schmalen Krone darüber, in den Schloßhof einbogen, fragte Graf Rundstetten ängstlich: „Und wenn sie nun nicht zu Haus sind?“

Préfailles meinte, das schadete nichts, heute wolle er mit Herrn de Corvieux doch noch nicht abschließen.

Es klang beinahe wie ein Geschäft und so sehr viel anders schien es der junge Franzose auch nicht zu betrachten, denn er hatte kein Wort gesagt, ob eigentlich Claire einverstanden wäre oder nicht. Wenn die Sache mit dem Vater in Ordnung gebracht war, schien das selbstverständlich.

Als der Wagen vorfuhr, erschien der alte Paul und sagte sofort, die Herrschaften wären auf der Terrasse.

Dort saß die Familie im Schatten einer gewaltigen, hellrindigen Platane um einen Tisch mit weißer, buntgestickter Decke. Préfailles flüsterte seinem Freunde zu: „Verflucht! Baronin Marcel ist da. Nicht wahr, Sie stehen mir bei wie in Pera. Ich hab' nun mal mit den Weibern Pech.“

Herr de Corvieux ging den Herren entgegen, während die Damen sitzen blieben. Er hatte seinen guten Tag, kreuzte die Hände wie ein Türke über der Brust, verbeugte sich und sagte: „Salem Aleikum. Sie sehen, mein ganzer Harem ist versammelt.“

Dann traten die beiden Herren zu Frau de Corvieux, küßten die ihnen dargebotene Hand und machten den jungen Mädchen eine Verbeugung, wobei Simone eine Schwebung dunkler ward und sich sofort tief auf ihre Arbeit beugte.

Tante Jeanne konnte jetzt nicht mehr ausweichen, und ihr Schwager stellte ihr die beiden Herren vor.

Sie hatte Graf Rundstetten angesehen und artig mit dem Kopfe genickt, beim anderen ließ sie nur, kaum merklich, die Stirn sinken.

Préfailles wollte es sich angelegen sein lassen, auch Frau de Corvieux für sich einzunehmen, und als er merkte, daß sie eine große Blumenfreundin war, behauptete er von sich, der in seinem vergangenen Leben sich nie für andere Blumen interessiert hatte, als solche, die man hübschen Damen anbot, er hätte ganz die gleiche Neigung. Die Strafe folgte auf dem Fuße, denn sie schlug sofort vor, die Treibhäuser zu besehen.

Der junge Mann wischte sich die Stirn. Ihm brach angesichts der dortigen Temperatur schon der Angstschweiß aus; er warf seinem Freunde einen komisch-verzweifelten Blick zu und verschwand mit Frau de Corvieux, von ihren Töchtern gefolgt, die sie für diesen Rundgang brauchte. Trotz ihrer großen Blumenleidenschaft wußte sie nie die Namen; die Mädchen sollten ihr sozusagen als Lexikon dienen.

Nun blieb Graf Rundstetten mit den beiden anderen allein. Er wandte sich hauptsächlich an Tante Jeanne, die mit ihrem Kameengesicht unbeweglich dasaß. Er rühmte seinen Freund, und es gelang ihm, dessen treue Freundschaft, seine Ehrlichkeit und Geradheit so darzustellen, daß allmählich das steinerne Antlitz seiner Zuhörerin einen Grad freundlicher ward.

Aber bald sprachen sie von anderen Dingen. Tante Jeanne erkundigte sich nach Graf Rundstettens persönlichen Verhältnissen, fragte, ob seine Eltern noch lebten, was verneint wurde, und ob er Geschwister besäße, worauf er zur Antwort gab: „Ja, zwei verheiratete Schwestern.“

Dann war von den Eindrücken die Rede, die Frankreich auf den Fremden gemacht. Der Graf antwortete, immer im Gedanken an Simone, denn es war ihm, als ob ihre schwarzen Augen fortwährend auf ihm ruhten, er könnte sich wohl denken, wie glücklich man hier sei.

„Es ist wohl sehr kalt bei Ihnen?“ fragte Tante Jeanne.

Er meinte, das Klima wäre allerdings nicht zu vergleichen mit dem hier, wo der kurze Winter nach deutschen Begriffen nicht einmal ein rechter Winter wäre; denn der Schnee bliebe nur sehr selten vierundzwanzig Stunden liegen. Aber ein rechter deutscher Winter mit weißer Decke über Stadt und Land, mit Schlittschuhlauf und fröhlichem Schlittengeklingel, wäre schon geeignet, auch die rauhe Jahreszeit in der Heimat lieb zu machen.

Herr de Corvieux hatte bis jetzt stumm

dageſeſſen. Nun aber erwachte ſein vermeintliches Sportintereſſe. Er ſagte, er hätte noch nie in ſeinem Leben einen Schlitten geſehen, und er begann ſchließlich zu fragen, was für Pferdeſchläge es jenſeits des Rheines gäbe, vor allem Vollblut.

Das war für Tante Jeanne das Signal, aufzuſtehen, denn der ſelige Baron de Préſailles hatte ein Heidengeld auf den Rennplätzen verjuxt.

Sie ſagte, indem ein ſo freundliches Lächeln über ihr ernſtes Geſicht glitt, wie es die Familie ſelten zu ſehen bekam: „Ich komme wieder.“

Herr de Corvieux aber flüſterte, als ſie kaum verſchwunden war, ſeinem Beſucher zu: „Sie fürchtet immer, Pferde könnten Geld koſten; ſchon wenn man nur von ihnen ſpricht. Die arme Frau hat böſe Erfahrungen gemacht. Gott, das müſſen ſie eigentlich alle; nur hat der Préſailles manchmal die Peitſche, ſtatt ſie über ſeinen Pferden zu ſchwingen, ſeiner Frau um die Ohren geknallt. Aber daß Sie nur ja keinen falſchen Begriff von uns bekommen, eigentlich iſt bei uns die Frau beſonders geſchätzt.“

Er zögerte einen Moment, als wüßte er nicht, ſollte er mit einem Scherz, den er auf der Pfanne hatte, losſchießen oder nicht; doch ſchließlich konnte er ſich ihn nicht verkneifen und fügte hinzu: „Vor allen Dingen, wenn es nicht die eigene iſt!“

Sein Zuhörer war nicht aufmerkſam. Er wartete nur auf den Augenblick, mit Simones Vater allein ſprechen zu können, und da er nicht wußte, wie lange Tante Jeanne fortbleiben würde, begann er ſofort ſein Anliegen vorzubringen. Er ſagte, es wäre ihm hier etwas geſchehen, das er nur mit bangem Herzen mitteilen könnte. Er wüßte, was im Wege ſtünde: dieſe entſetzlichen, trennenden Grenzpfähle, die bei ihm, als aktivem Offizier, noch eine beſondere Bedeutung hätten. Aber vom erſten Augenblick ab, wo er Simone geſehen, ehe er auch nur ein Wort mit ihr geſprochen, hätte dieſes Mädchen einen unvergänglichen Eindruck auf ſein Herz gemacht.

Herr de Corvieux, der zuerſt noch gelächelt, weil er gemeint, Graf Rundſtetten wolle etwa, im Anſchluß an den Scherz von vorhin, irgend welche Erfahrung zum beſten geben, runzelte die Stirn und machte ein Geſicht wie in jenen Augenblicken, in denen er Todesgedanken hatte. Er knöpfte plötzlich ſeinen Rock zu, zog mit weitausholender Handbewegung die Manſchetten aus den Ärmeln hervor, räuſperte ſich und ſagte, indem er mit der ausgeſtreckten Hand durch die Luft ſtrich: „Das führt zu nichts.“

Doch Graf Rundſtetten erklärte in aller Ruhe, er müſſe ſich ſchuldig bekennen, etwas getan zu haben, das vielleicht nicht der Sitte des Landes entſpräche; aber Offenheit allein könne ſeinen Fehler, wenn es ein ſolcher ſei, ein wenig gut machen: er habe ſich bereits mit dem Mädchen ausgeſprochen.

Herr de Corvieux ſprang plötzlich vom Stuhle auf, und auch Graf Rundſtetten erhob ſich. Einen Augenblick ſtanden ſie ſich gegenüber, wie zwei, die aufeinander losſtürzen wollen; dann aber nahm der alte Herr ſeinen Hut vom Gartentiſch, um deſſen weißes Stroh ein jugendliches hellrotes Band ſaß: „Wir könnten hier geſtört werden. Wenn es Ihnen recht iſt, gehen wir in den Park hinunter.“

Während die beiden den Kiesweg zur Viſere niederſtiegen, ſetzte Graf Rundſtetten ſeine Verhältniſſe auseinander: er wäre Offizier, ſtände bei der Kavallerie in einer kleinen Provinzgarniſon, aber in einem ſehr netten Offizierkorps. Er beſäße genügend Vermögen, um auf eine Mitgift der Frau verzichten zu können. Was ſeine übrigen Verhältniſſe anbeträfe, Familie, Charakter, ſo bäte er den jungen Baron de Préſailles darüber zu befragen, der, was er nicht vom Standpunkt reifer Alterserfahrung ſagen könnte, doch ihm mitteilen würde, als Franzoſe dem Franzoſen.

Herr de Corvieux machte unausgeſetzt: „Hm. Hm. Hm.“

Einmal ſagte er zwar artig: „Es kommt nicht darauf an, ob einer Deutſcher iſt oder Franzoſe; es gibt hier wie drüben anſtändige wie unanſtändige Menſchen, mir genügt es, wenn jemand Gentleman iſt.“

Dann wieder zuckte er die Achſeln: „Wiſſen Sie, wenn Sie nicht gerade Offizier wären! Wenn nun meine andere Tochter einmal einen Offizier heiratete, ſo würde er Ihnen ja möglicherweiſe mit der Waffe in der Hand gegenüberſtehen.“

Und wieder unterbrach er den Erzählenden: „Wiſſen Sie, einer wäre ausgeſchloſſen, auch ein Franzoſe: ein Republikaner. Ich

danke für diese Herren Mitbürger und Wähler, also das spricht nicht gegen Sie."

Dann fragte er, als sie unten an der Visère standen: „Sind Sie Katholik?"

„Wir stammen aus Bayern; wir sind katholisch."

Sie lehnten sich gerade dort, wo die jungen Mädchen immer auf das Wasser hinuntergeschaut, nebeneinander über die Mauer. Dabei sagte der alte Herr, indem er mit seinem Stock den Kalk von der Wand stieß, der gluckend und spritzend in den Bach fiel: „Wissen Sie, ein Freimaurer würde für meine Tochter natürlich ausgeschlossen sein. Aber ich darf Ihnen nicht verhehlen, daß ich es doch für besser halte, wenn jeder in seinem Lande bleibt. Ich habe für Sie herzliche Sympathie. Sie sind von guter Familie; Sie sprechen ausgezeichnet unsere schöne Sprache; Sie sind ein treuer Sohn der Kirche. Man sagt mir, wissen Sie, neulich erst der General Cannenteay, der übrigens dieses Jahr die Altersgrenze erreicht, daß die Offiziere Ihres Landes tüchtige Leute sind. Sie sind außerdem, wie Sie mir mitteilen, in der Lage eine Frau zu ernähren, aber — — aber — — wissen Sie — — aber — — aber — — ich frage Sie um Gotteswillen, nehmen Sie es mir nicht übel, warum muß denn das nur sein?"

Graf Rundstetten antwortete einfach: „Weil wir beide nicht anders können!"

Der alte Herr erhob sich, wobei beinahe sein Stock in die Visère gefallen wäre, wie damals Simones Sonnenschirm, kniff ein Auge zu und meinte:

„Na, na, na! Ich habe in meiner Jugend in Paris, ich weiß nicht, ob man mir das noch ansieht, genau gewußt, wer hübsch ist und wer nicht. Aber ich meine, das Wichtigste ist die Übereinstimmung sozialer Verhältnisse. Was weiß denn ein solches Mädchen von der Welt? Nichts, gar nichts! Und ich halte es für einen unverantwortlichen Leichtsinn, ihren unerfahrenen Augen die Wahl zu überlassen. Das kann ich Ihnen aber sagen: Unter den jungen Leuten, die für meine Töchter in Frage kommen, würden sich keine Ausländer befinden. Ich will durchaus nicht darauf eingehen, daß unsere beiden Völker dieses schreckliche Jahr trennt, aber derselbe Geschmack, dieselbe Gewohnheit, dieselben Sitten, die gleiche Umgebung, kurzum das Milieu, sehen Sie einmal, das macht das Glück aus und nicht eine Liebe auf den ersten Blick, die ich übrigens absolut nicht zugeben kann. Es kommt wohl vor, daß uns — ich spreche immer von meinen jungen Jahren — eine Frau einmal auf den ersten Blick anzieht, aber da heißt es doch immer erst die Probe machen, und so oft ich die Probe in solchen Fällen gemacht habe, kann ich Ihnen die Versicherung geben, daß wir uns schon nach vier Wochen satt hatten bis hierher."

Dabei machte er eine Handbewegung, als wollte er sich den Kopf abschneiden.

Graf Rundstetten fühlte sich verstimmt, aber keinen Augenblick war sein Vertrauen gebrochen, sondern er war seiner Sache so gewiß, daß er plötzlich auf einen Gedanken kam: „Darf ich Ihnen einen Vorschlag machen? Wollen Sie mir eine Probe erlauben?"

„Wieso?"

„Nun: Wir beide, Ihre Tochter und ich, wollen uns nicht wiedersehen, eine ganze Zeitlang, bestimmen Sie selbst wie lange. Ich will Ihnen mein Wort geben, daß ich in keiner Weise versuchen werde, mit ihr in Verbindung zu treten. Ich werde ihr nicht schreiben, ich werde sie nicht einmal durch eine dritte Person grüßen lassen. Ich will kein Lebenszeichen von mir geben; sie soll nicht wissen, was mit mir geschehen ist, wo ich mich befinde. Aber nach dieser abgelaufenen Zeit, sagen wir vielleicht ein Jahr, werde ich wiederkommen und sie in Ihrer Gegenwart fragen!"

Herr de Corvieux blickte den jungen Mann erstaunt an, der mit solchem Ernst gesprochen. Er zögerte zuerst, aber dann kam ihm der Gedanke, es wäre ja doch nur ein Mädchentraum von Simone, und nach einem Jahre würde sie nicht einmal mehr wissen, wie der aussähe, in den sie sich, wie es schien, töricht verliebt.

Darum streckte er mit einem Lächeln Graf Rundstetten die Hand entgegen: „Einverstanden, mein verehrtester Graf. Das ist aber ein Leichtsinn von Ihnen. Nun, mir soll's recht sein."

Graf Rundstetten schlug ein, Herr de Corvieux bot seinem Besucher eine Cigarette an und sagte: „Wenn wir hinaufgingen, ich glaube, die Damen werden längst mit dem Tee auf uns warten."

Oberbayer. Ölgemälde von Prof. Otto Seitz-München.

Dann schritten sie zurück zur obersten Terrasse. Immer weiter wuchs, als sie aus der Tiefe hinaufstiegen, die Aussicht; das Schloß von Trèves erschien, dahinter die Niederung, wo der See von Esvieu lag, das Gehölz von Dumilly und immer mehr weiße Häuser tauchten auf unter dem stahlblauen lachenden Himmel.

Während des Weges aber betrachtete der alte Herr seinen Begleiter mit spöttischem Lächeln; denn diese Gefahr war abgewendet.

Die Damen warteten wirklich mit dem Tee, und Herr de Corvieux setzte den jungen Préfailles zu seinen Töchtern, Graf Rundstetten aber zwischen sich und Tante Jeanne, die ihn mit ihrem ernsten Gesicht wie eine Hüterin der Liebe von Simone schied.

Die beiden jungen Herren nahmen bald darauf Abschied, Graf Rundstetten konnte kein Wort mit Simone wechseln, und als er sich verbeugte, blieben die Damen auf dem Sitzplatz zurück, Herr de Corvieux aber führte freundlich lächelnd seine Gäste zum Dogcart.

Als das kleine Gefährt davon gerollt war, machte er hinter ihm drein eine Verbeugung, als wollte er sagen: ‚Adieu, leben Sie wohl. Das war nicht diplomatisch gehandelt.‘

Zu den Damen zurückgekehrt, sagte er in bester Laune, indem er sich die Hände rieb: „Ein scharmanter junger Mann, der Freund unseres Nachbarn.“

Zwei Stunden später aber holte er ein altes Fernglas hervor, schraubte es im Schlafzimmer an den Fensterstock und richtete es zur fernen Eisenbahnstation hinaus. Er verglich die Uhr: jetzt mußte der Zug nach Paris gehen, der den Fremden entführte.

Und richtig, in der Ferne stieg ein kleines weißes Wölkchen auf und zog wie ein entschwindender großer Vogel am Horizonte hin.

## VI.

Der Name des jungen Deutschen wurde im Hause nicht mehr erwähnt. Nur Tante Jeanne begann ein paarmal von ihm zu sprechen. Graf Rundstetten hatte sie, die immer nach dem ersten Eindruck ging, in den wenigen Augenblicken gewonnen. Aber da niemand darauf antwortete, so schwieg auch sie bald.

Das wurde nun anders, sobald der junge Préfailles erschien; denn der erwähnte öfters seinen Freund. Der Schloßherr von Trèves kam jetzt bei jeder Gelegenheit und jedesmal wurde er herzlich von Herrn de Corvieux und ziemlich kühl von den Damen empfangen; ja Tante Jeanne suchte immer das Weite.

Ihr Schwager machte eine Andeutung, als wäre ein Einvernehmen mit ihm aus gewissen Gründen sehr wünschenswert; denn eine Feindschaft könnte vielleicht in nächster Zeit sehr ungelegen kommen.

Aber die „Schwester der gnädigen Frau“ verzog keine Miene, sondern antwortete ganz ruhig: „Ich habe gegen den jungen Mann nichts; es ist das Blut: Ich muß es schon glauben, denn der Baron de Préfailles hat mir das bei seinen Rücksichtslosigkeiten immer wieder gesagt: sein Vater wäre so gewesen, sein Bruder auch. Da denke ich mir, wird der Neffe wohl nicht aus der Art geschlagen sein. Ich mag an den Namen überhaupt nicht erinnert werden.“

Der kleine Herr zuckte die Achseln und begann die Sache tragisch zu nehmen, wie alles, was in seine Pläne nicht paßte. Er runzelte die Stirn, seine Augenbrauen zuckten, und er sagte geheimnisvoll, aber doch ganz bestimmt:

„Nun, meine liebe Jeanne, diese Abneigung tut mir sehr leid, aber Sie werden sich an den Namen von neuem gewöhnen müssen und zwar schon in den nächsten Tagen, ja vielleicht bereits heute. Ich möchte Ihnen nämlich als erste die Mitteilung machen: der junge Préfailles hat um Claire angehalten, und ich habe ihm die Hand meiner Tochter zugesagt.“

Es war zeitig am Morgen, und Frau de Corvieux, die spät aufstand, hatte sich noch nicht blicken lassen, während die anderen bereits, wie allmorgendlich, einen Gang durch den taufrischen Park angetreten hatten. Da tat sich die Tür auf, und mit aufgesteckten Lockenwickeln, in einem violettseidenen Schlafrock, der von ihrem gewaltigen Busen vorn in einer senkrechten Linie zu Boden fiel, erschien Frau de Corvieux.

Ihr Mann ergriff sofort die Gelegenheit und wiederholte seine Worte, zu ihr gewendet. Er wußte, daß es eine fürchterliche Szene geben würde mit dramatischen

Auftritten und zum Schluß als letztes Hilfsmittel mit Tränen. So war es ihm nicht unangenehm, daß er Zeugen hatte.

Es trat auch ein, was er vorausgesehen; aber doch in etwas anderer Form, als er gedacht, denn seine Frau blickte ihn zwar verzweifelt an, setzte sich aber sofort in einen Stuhl und gab keinen Laut von sich.

Tante Jeanne trat zu ihrer Schwester, stützte ihren Kopf und sagte, mit einem vernichtenden Blick auf ihren Schwager: „Ihr ist nicht wohl!“

Er antwortete ruhig: „Es geht vorüber.“

Und wirklich, einen Augenblick darauf richtete sich Frau de Corvieux auf im Vollbesitz ihrer Kraft: „Du bist hart, Louis! Du bist unbarmherzig! Ich bin töricht genug, daß mich das noch jedesmal kränkt, während ich doch in den zwanzig Jahren mich daran gewöhnt haben könnte.“

Er antwortete nur: „Einundzwanzig!“

Da packte aber die kleine dicke Frau die Wut, und sie stürzte ihm entgegen, daß er erschrocken hinter einen Stuhl trat: „Du bist ein —, Du bist ein — —! Das ist schlecht von Dir! Du bist rücksichtslos! Ich habe einfach keine Worte für Dein Benehmen.“

Er fürchtete, Tante Jeanne könnte fortgehen; dann hätte der Kampf nicht so schnell ein Ende genommen. Außerdem schämte er sich doch ein wenig, die Sache hinter dem Rücken seiner Frau gemacht zu haben. Darum trat er plötzlich hinter dem Stuhl vor, behauptete, er wäre selbst überrascht worden, stellte ihr die außerordentlich günstigen Vermögensverhältnisse des jungen Mannes dar und meinte, unter diesen Umständen wäre es eine Sünde gewesen gegen Claire, nicht zuzugreifen, um so mehr, als der junge Présailles nicht durch einen dritten habe anklopfen lassen, wie es doch gewöhnlich geschah.

Und nun begann er ein Loblied auf den Bewerber und spielte schließlich seinen Haupttrumpf aus: „Er hat weit über Hunderttausend Franken Rente.“

Das besänftigte seine Frau. Als die Summe genannt wurde, ging sogar ein Lächeln über ihre Züge, sie näherte sich ihrem Mann, daß es wie Waffenstillstand aussah und der Friedensschluß offenbar bevorstand.

Und je mehr Herr de Corvieux von allerlei Herstellungsplänen des alten Schlosses sprach, und daß der junge Mann mütterlicherseits noch mehrfach zu erben hatte, desto aufmerksamer ward sie.

Sie sah die Brautgeschenke vor sich, den Schmuck, den der Bräutigam gewiß schenken würde: Perlenreihen, ein Diadem von ganz weißen riesigen Brillanten, die ein Feuer hatten, wie man es selten sah; sie dachte an ihrer Tochter schmale kleine Hand, wie gut sich darauf die Ringe ausnehmen würden; in ihrer Phantasie erblickte sie einen ganzen Haufen Valenciennesspitzen, hundertmeterweise Point de Venise, wundervolle Pelze, eine Garnitur Breitschwanz, eine Zobel, und vor ihrem Auge gaukelte die Zahl mit den fünf Nullen, eine Rente, die für einen jungen Mann von einundzwanzig Jahren, auch für diese reiche Gegend, sehr bedeutend war.

Da empfand sie die Anwesenheit ihrer Schwester etwas störend, denn sie fühlte angesichts des Geldes alle ihre Grundsätze von der Liebesheirat wankend werden, und es war ihr eine Erlösung, als Jeanne plötzlich den Salon verließ; sie besaß Zartgefühl und empfand, daß dies eine Sache war, die im Grunde genommen nur die Eltern anging.

Nun, wo sie allein waren, begann Frau de Corvieux zu fragen, und es stellte sich heraus, daß der junge Présailles mit Bestimmtheit später mehr als das Doppelte zu verzehren haben würde, wie heute.

Frau de Corvieux war eigentlich schon gewonnen. Sie nahm eine ganz ernste Miene an und zog ihren Mann auf eine Bergère hinter den Flügel. Dort schmiegte sie sich an ihn an, als wären sie eben erst verheiratet. Er fühlte seinen Sieg, er erzählte, daß der junge Présailles gesagt, er würde seine Frau auf Händen tragen. Er schilderte in den lebhaftesten Farben seine Abneigung gegen Paris, seine Vernunft und Solidität, und als die beiden nach einer halben Stunde ihren Winkel verließen, war es eigentlich, als ob Frau de Corvieux ihrem Manne noch hätte Abbitte leisten müssen, daß sie auch nur einen Augenblick Einspruch erhoben gegen die glücklichen, genialen Pläne ihres geschickten Gemahls.

Nun wurde Versöhnung gefeiert; Frau de Corvieux ward ganz zärtlich, nannte ihren Mann „mein guter kleiner Louis“, strich ihm den Bart; alle Grundsätze waren ver-

gesessen, Tante Jeannes Einfluß völlig aufgehoben.

Während die beiden noch schnäbelnd wie ein Paar Tauben in der Ecke standen, traten plötzlich die beiden jungen Mädchen vom Park ein, und die Eltern fuhren auseinander, als wären sie bei etwas Bösem ertappt.

Es bedurfte nur eines Blickes des Einverständnisses, dann wurde Simone unter einem Vorwand zu Tante Jeanne geschickt, und die Eltern teilten Claire mit, was ihr bevorstand. Dazu blieben sie alle drei stehen; Frau de Corvieux die Hände über dem Leib gefaltet, so daß sie jetzt etwas bewegtere Linien aufwies. Herr de Corvieux redete sehr geschickt, indem er den Herzenspunkt, von dem er nichts Rechtes wußte, im Dunklen ließ und nur betonte, daß Claire jetzt ganz ihren Neigungen würde leben können und daß sie, die sich immer für Pferde interessiert, nicht nur ihren Parkwagen, sondern auch ein Phaethon, ja — warum nicht, wenn sie die Geschicklichkeit dazu erwürbe — ihren Viererzug würde lenken können.

Das Geld war ja da.

Während der Vater sprach, senkten sich Claires Augen immer tiefer, sie spielte mit einer Falte ihres weißen Mullkleides, kein Zug lief über ihr Gesicht. Herr de Corvieux hatte geendet, nun fragte er:

„Mein liebes Kind, ich hoffe, Du wirst mit dem Los, ich darf wohl sagen, dem glänzenden Los, das ich für Dich ausgesucht habe, pardon, ich meine wir beide; denn Deine gute Mutter hat nach reiflicher Überlegung auch geglaubt, in dieser Verbindung das Glück ihres Kindes zu sehen, — ich meine, Du wirst damit zufrieden sein."

Es entstand ein Augenblick Pause und erwartungsvoll blickten die beiden ihre Tochter an. Claire zögerte einen Augenblick, dann fiel sie ihrem Vater um den Hals, küßte ihn auf beide Wangen, ging zu ihrer Mutter, wiederholte dasselbe, und in ihren klaren, klugen, schwarzen Augen war nicht die geringste Veränderung zu lesen, während Frau de Corvieux, angesichts des großen Momentes, die dicken Tränen aus den Augen schossen.

Nun wurde Simone gerufen, ihr mitgeteilt, was geschehen. Sie blieb mit aufeinander gepreßten Lippen mit einem Gesicht stehen, das an Tante Jeanne erinnerte. Der Vater sagte ärgerlich: „Aber nimmst Du denn gar nicht teil am Glück Deiner Schwester?"

Jetzt erst kam es zur Umarmung. Doch während Claire dabei ganz ruhig blieb, begann Simone plötzlich zu schluchzen. Die Schwester klopfte ihr auf die Schulter, und in ihr stieg leise der Gedanke auf: „Herrgott, vielleicht hatte Simone selbst an den jungen Présailles gedacht!"

Da ward auch sie gerührt, und obwohl Claire die Angelegenheit für etwas Selbstverständliches betrachtete, etwas, von dem dieses vernünftige Mädchen wußte, daß es ihr so oder so einmal bevorstand, so wurden doch ihre Augen feucht.

Das konnte Herr de Corvieux nicht mit ansehen. Bei ihm waren die Übergänge immer schroff. Er zog plötzlich das Taschentuch, dessen einer Zipfel immer ein wenig aus seiner Brusttasche ragte, und nun weinte die ganze Familie. Sie umarmten sich einer nach dem andern, sie küßten sich, und Herr de Corvieux, der, wenn er gerührt wurde, immer gleich an den Tod dachte, sagte mit ab und zu aussetzender Stimme: „Daß ich doch das wenigstens noch erlebt habe! Wenigstens eines meiner Kinder, das habe ich mir immer gewünscht."

Seine Frau gab ihm einen Stoß und rief mit einem Mäulchen wie ein kleines Mädchen: „Aber Louis, wer wird denn immer an so häßliche Dinge denken!"

Bald jedoch kehrte die fröhliche Stimmung zurück. Über Herrn de Corvieux kam eine große Geschäftigkeit. Er hatte sein ganzes Leben hindurch nichts getan und war immer froh, wenn es etwas Neues gab. Er klatschte in die Hände und rief: „Kinder, Kinder, jetzt wollen wir's aber auch allen mitteilen! Es sollen alle teilnehmen an dem Glück. Ich bin bloß neugierig, was die für Gesichter machen werden. Also schnell, schnell, ruft sie herein! Simone, geh mal in die Küche, aber schnell, schnell, schnell!"

Zu gleicher Zeit lief er zum Knopf der elektrischen Klingel, und es fing ein furchtbares Läuten an. Für die Dienstboten galten verschiedene Signale: Einmal, zweimal, dreimal: — . . — — — . . — . . . — — und das bimmelte durcheinander, ohne Abstände, wie ein betrunkener Telegraphist, daß es auf der Treppe rasselte und dröhnte, ein Echo wachrief, in alle Winkel des Hauses steigend, hinab in den

Keller, auf den Dachboden hinauf und bei dem entsetzlichen Lärm plötzlich von allen Seiten Türen gingen, Rufe tönten und die Dienstboten hereingestürzt kamen, in der Meinung, es wäre an der Leitung etwas in Unordnung, oder gar Feuer ausgebrochen.

Herr de Corvieux aber lief schmunzelnd hin und her und rief fast wie der Besitzer einer Tierbude: „Nur hereinspaziert, Paul, Marie, Emma, Louise, Jacques! Eine große Neuigkeit: Fräulein Claire hat sich verlobt mit dem Herrn Baron de Préfailles auf Trèves. Heute nachmittag kommt er, aber Ihr sollt es jetzt schon wissen."

Die Leute, die mit der Schürze, in Hemdsärmeln gekommen waren, wie sie gerade bei der Arbeit sich befanden, blickten sich gegenseitig an, schlugen die Hände zusammen und riefen: „Ach nein!" „Nein, so was!" „So eine Freude!" „Sieh mal an, Fräulein Claire! Wer hätte denn das gedacht!" Und der Reihe nach schritten sie zur Braut und drückten ihr die Hand, der Kutscher, indem er, da er vom Wagenwaschen gekommen, sich vorher die Rechte an der Schürze abwischte. Die Braut aber gab in ihrer Freude der alten Köchin, die die kleine Claire einst als Kind auf den Knieen gehabt, sogar einen Kuß.

Dann eilten die Leute wieder an ihre Arbeit, Frau de Corvieux hinauf, um sich anzuziehen, Claire aber in ihr Zimmer, wo sie sofort ihrer Freundin Liane ein kleines Briefchen schrieb, wohlgesetzt, sehr vernünftig, aber wirklich ganz glücklich.

Simone war allein geblieben. Sie ging nachdenklich auf die Terrasse hinaus und blickte hinüber nach Trèves. Dort war er gewesen. Sie empfand ein wehes Gefühl; er war fort, er hatte nichts von sich hören lassen. Er hatte ihr kein Wort des Abschiedes gesagt; sie hatte zu hören gewünscht, was sie denken, was sie tun sollte; irgend etwas, sie aus dieser Unsicherheit zu befreien. Und doch sagte sie sich, sie war ja ihrer Sache gewiß, nur warten! warten! mußte sie.

Sie hätte gern mit jemand sich ausgesprochen, aber sie durfte es doch niemandem sagen. Das Ganze war wie ein Wunder geschehen, sie hatten ja kaum ein Wort gewechselt; hatten sich zweimal gesehen und sie, die doch nie an einen Mann gedacht, hatte ihm ihr Herz geschenkt, als würfe sie es fort an den ersten besten.

Sie dachte daran, daß sie früher, wenn Claire über die verschiedenen Herren, die sie sahen, spöttische Bemerkungen machte, im Grunde ihr recht gegeben hatte, wenn sie auch nicht die Gabe besaß, die kleinen Menschlichkeiten der Leute sofort herauszufinden.

Aber wirklich, nie hatte ihr einer Eindruck gemacht. Sie ließ sie der Reihe nach an sich vorbei ziehen; sie waren ihr alle nie etwas anderes gewesen als etwa ihr Vater oder Onkel René. Und wenn einer mit ihr auch nur ein persönlicheres Wort gesprochen hätte, sie wäre einfach entflohen. Und bei diesem war sie stehen geblieben und hatte ruhig zugehört, und sie hatte gewußt, wenn er sie in die Arme schlösse, sie hätte sich ihm willenlos überlassen.

Er war ja anders, ganz anders als alle, die sie bis dahin gesehen hatte.

Simone ging in den Park hinunter, sie wollte träumen, an ihn denken und warten, warten auf ihr Schicksal. Diese hohe Gestalt, dieses blaue Auge, wie Gottes Himmel über ihr, eine Farbe, die sie noch nie bei einem Menschen gesehen, ja dieses Auge hatte es ihr angetan. Ihr war, wie sie über den leicht knirschenden Kies schritt, als blicke es auf sie herunter aus des Himmels Höhen, von dem es seine Farbe genommen; als ruhte es überall freundlich auf ihr, nicht scharf, wie all die Augen, die sie hier sah, sondern weich, zärtlich, milde, wie ein Traum, und doch ihr kleines Mädchenherz im Bann haltend, gleich einem Wächter, einem lieben, treuen, guten Wächter.

Da überkam sie ein Gefühl des Glückes, der tiefen Ruhe, unter dem Strahl dieses Auges fühlte sie sich geborgen; es sah sie überall an, wenn sie vor sich hin starrte auf den Weg, wenn sie in das Dunkel der Büsche schaute, wenn sie die Blicke in die Ferne schweifen ließ und ach, wenn sie zum Himmel aufsah; überall dieses weiche, träumerische, dieses helle, gute, freundliche Auge, das zu lächeln schien und zu sagen: Du gehörst mir, und ich bin Dein! Glaube an mich, warte auf mich, denn wir sind füreinander bestimmt, das haben wir doch gefühlt, als unsere Blicke zum erstenmal ineinander tauchten.

Sie kam an die Stelle im Park, wo der Weg hinunterführte, die Stelle, wo sie

**Aus unserer Studienmappe:**

Studienzeichnung von Prof. Otto Seitz

in Träumerei versunken, in Gedanken an ihn, an jenem Abend ihn erwartet.

Ja, erwartet! Sie hatte gewußt, er mußte kommen! Sie hatte in ihrer kindlichen Einfalt gebetet zu Gott, er solle sie erhören, der, dem alle ihre Gedanken zu eigen waren, möchte kommen; sie hatte ihre ganze Willenskraft angestrengt, daß ihr Gebet erfüllt würde.

Und es war wirklich ein Wunder geschehen: Er stand vor ihr, so plötzlich, daß sie ihm hätte sagen mögen: ‚Ich wußte, Du würdest kommen!'

Und wie sie die Augen zu Boden schlug, als suchte sie die Spuren ihrer Füße, war es ihr wieder, als stünde er neben ihr und sie hörte seine Stimme mit dem leisen, fremden Klang, die ihr so tief ins Herz drang und sie sah seine Augen sich in die ihren versenken und Simone breitete die Arme aus, als wollte sie ihn umfangen und griff in die leere Luft.

Da dachte sie an den Abschied, wie sie sich die Hand gegeben und das Versprechen geleistet. Es war ja ein Eid, der sie unsichtbar miteinander verknüpfte, wenn sie auch nicht wußte, wo er blieb.

Und es kam Ruhe und Festigkeit über sie. Sie wollte nicht sehnen und träumen; sie wollte an die Wirklichkeit denken, sie durfte froh und heiter sein; denn sie hatte ihren Glauben: Er kam zurück!

Sie blieb wie gebannt stehen. Durch die Zweige schimmerten undeutlich die weißen Mauern des Schlosses mit der Terrasse, und es war ihr, als sähe sie wie an jenem Abend die Leute auf- und abschreiten. Und abermals war er bei ihr. Sie hatte den Lufthauch gespürt, etwas Dunkles näherte sich ihr, und förmlich körperlich stand er da nur in ihrer erregten Phantasie. Und ihr brannte das Kleid, als fühlte sie seinen Kuß, den er auf ihre Brust gedrückt.

Sie schreckte zusammen, eine plötzliche Scham kam über sie. Es war an jenem Abend natürlich gewesen, jetzt in der Erinnerung brach ihr Mädchengefühl durch; sie ward rot, nur in Gedanken daran, und lief den Weg hinunter, von dem Platze fort, als könnte jemand sie so überraschen.

Langsam ging sie durch den taufrischen Park; die Sonne stand noch niedrig, aber wärmte bereits. Ein Fink schlug, eine schwarze Amsel, groß, mit spitzem, gelbem Schnabel hüpfte über den kurzen Rasen hin und flötete immer dasselbe Lied, während sie, mit dem Schwanze wippend, bei jedem Sprung den Kopf drehte.

Aus einem Blumenbeet stiegen betäubende Düfte, und der Magnoliengeruch erinnerte Simone an jenen Abend, wo die Blumen ihre Wohlgerüche ausgeströmt, scheinbar stärker denn je zuvor.

Sie schritt unter einem Goldregenbusch hin, der die Zweige über den Weg streckte, einer Ehrenpforte gleich, und sie wußte, als er hier vorbeigegangen war, waren dem großen Mann die Blätter über die Stirn gestrichen.

Sie sah es vor sich, wie der Goldregen sich neigte, zurückschnellte und ein paar verlorene Blüten niederfielen wie ein Wasserstäuben.

Da trat Simone ins Gebüsch, beugte die Zweige herab, brach einen davon und hielt sich die gelben, kleinen Blüten an die Stirn. Sie schloß die Augen und überließ sich ihrem Traum. Und wie sie so dastand in dem weißen Kleid in dem gelben Rahmen über ihrem dunklen Kopf, lösten sich die locker sitzenden kleinen Blüten, rannen in einzelnen Tropfen über ihr Gesicht und sie ergriff eine mit den Lippen, und es war ihr wie ein Kuß.

Aber im nächsten Augenblick schon schüttelte sie sich, der Goldregen fiel an ihr nieder, und sie rannte davon.

Weiter unten, fast an der Visère, wuchs Evonymus in wucherdichten Stauden.

Und wieder, als hätte sie eine Vision, sah sie ihn vor sich stehen, wie er die kleinen länglich spitzen Blätter angefaßt, die so glatt waren und glänzten wie frisch lackiert und sie anfühlte mit einem Ausdruck, als wollte er sagen: ‚Wie sonderbar, habe ich doch das meiner Tage nicht gesehen.‘

Und sie trat an die dichten Büsche und glitt mit dem Rücken der bloßen Hand an den Blättern herab, die sie leise streichelten und ihr wohltaten, als habe seine Hand sie berührt.

Sie riß ein paar ab, spielte damit und ließ sie durch die Finger laufen, wie Sand, der rieselnd niederrann. Sie flatterten zu Boden, Simone aber bückte sich nieder und nahm eines von ihnen, das schönste, größte Blatt; sie wußte, dies hatte er berührt, dies und kein anderes, und sie schob es in ihr Kleid, daß es gerade über ihrem Herzen ruhte, dort, wohin er sich niedergebeugt hatte, sie zu küssen.

Dann setzte sie sich auf die Bank an der Mauer, lehnte sich zurück, blickte über die Steinplatten hinunter auf den Bach und immer kam dieselbe Vorstellung über sie: als liefe er dort, den verlorenen Schirm herauszufischen. So stark beherrschte sie ihre Einbildung, daß es ihr war, als hörte sie deutlich unten seine Stimme. Sie sprang ängstlich auf, beugte sich über die Mauer und starrte hinab ins Leere.

Dann fiel ihr ein, wie er gesprochen, von Pflanzen und Blumen, von all der Schönheit hier, und sie dachte daran, wie ihm das alles fremd gewesen und daß er das wohl nicht hätte daheim. Süßes Mitleid kam über sie, daß er alles das entbehren müßte. Sie stellte sich vor, wie es dort wohl wäre, bei ihm daheim. Kahl und öde alles, kein Baum, kein Strauch und eine Kälte, die einen erschauern machte! Da kam sie auf einen naiven Mädchengedanken: es mochte wohl Blumen nicht geben, dort drüben in dem fernen Land;

sie wollte ihm eine schicken, die schönste im Garten. Sie stand auf und stieg zur Terrasse hinauf. Ein paar Beete des Gemüsegartens gehörten ihr, der Vater hatte sie ihr und ihrer Schwester überwiesen, daß sie pflanzen könnten, was ihnen Freude machte. Claire hatte schon als kleines Mädchen die Freude daran verloren, sie machte sich aus Blumen nicht viel, so ward denn Simone alles überlassen, und dort begoß sie täglich ihre Lieblinge.

Sie schlich durch einen Seitenpfad, ängstlich bedacht, daß man sie vom Schlosse aus nicht sehen sollte. Dann öffnete sie die kleine Gartentür und trat in ihr abgeschiedenes Blumenreich, wo ihr aus hundert farbigen Kelchen vielgestaltig, niedrig am Boden oder hoch aufsteigend, steif und schlank oder in runden, hängenden Dolden, die Blumendüfte entgegenströmten.

Dort hatte sie sich einen kleinen Sitzplatz hergerichtet unter einem Mandelbaum. Der Gärtner hatte ihr eine Bank zimmern müssen, wo sie als Mädchen versteckt mit einem Buch gesessen, gelesen und geträumt hatte, ganz allein im Grünen verborgen, während Claire mit Mademoiselle Bonneau auf- und niederschritt und als fleißige Schülerin die Regierungszeiten der Könige hersagte oder die Departements.

Simone hatte es ihr nicht gleichtun können, denn der fielen dabei die Schlösser ein, die dort standen mit all ihren Sagen, und bei den Jahreszahlen der Könige sah sie in ihrer lebhaften Phantasie ein träumerisches Hofbild. Sie wußte nicht, wer in Wirklichkeit Diane de Poitiers gewesen oder Anne de Bretagne; aber sie träumte von deren Hof. Wenn man vom Süden sprach, von der sonnigen Provence, in wenig Stunden von St. Mathurin aus zu erreichen, so wußte zwar Claire die Flüsse aufzuzählen und die Ortschaften, Simone aber klangen provençalische Lieder in den Ohren, Gedichte von Mistral, Märchen und Geschichten, die ihr einst ihre Amme erzählt, die aus der Nähe von Arles gewesen.

Das alles hatte sie sonst hier geträumt; jetzt nahm sie wieder Platz auf dem niedrigen Bänkchen, dessen altes Brett schon wacklig geworden war. Eine Hecke lief um den kleinen Raum von dichtgewachsenem Buchsbaum: durch die Schere zur Mauer gezwungene Stämme, die, wie der Gärtner behauptete, gewiß schon zwei Jahrhunderte gesehen hatten. Dazwischen hing in einer Lücke in losen, von Weidenruten geflochtenen Ösen die kleine Tür, durch die sie eben eingetreten.

Simone ging langsam die Beete hinunter; sie wollte ihm eine Rose schicken, eine La France, die von ihrem Vaterlande erzählte. Doch wie sie schon die Hand danach streckte, kamen ihr Zweifel. Sie konnte es ja nicht tun, sie wußte ja nichts von ihm — nicht einmal die Adresse. Und wie sollte sie den Brief fortbringen: alles, was mit der Post ging, mußte ja immer auf die Tischecke in der Office gelegt werden; denn die Sachen wurden dem Briefträger mitgegeben.

Aber da kam ihr der Gedanke an Baron de Préfailles. Er sollte ja ihr Schwager werden! Doch sie fürchtete sich vor ihm; sie konnte ihre Schwester nicht begreifen, die da zugriff und ihn gar nicht kannte.

Und keinen Augenblick fragte sie sich, was sie denn selbst eigentlich wüßte von dem, dem sie ihr Herz geschenkt.

Betrübt verließ sie ihren kleinen Garten und ging langsam dem Schlosse zu. Vielleicht, wenn sie den Schwager erst besser kannte! Er war doch sein Freund. Aber durfte sie sich ihm anvertrauen? Sie ward rot bei dem Gedanken.

Und sie schlich sich leise in ihr Zimmer und riegelte hinter sich die Tür zu.

Am Fenster blieb sie stehen und starrte hinaus auf den kleinen Ehrenhof, mit dem Rondell in der Mitte, auf dem eine große Marmorvase stand. Sie betrachtete träumend die gewaltigen dicken stachligen Blätter der Agave, die grünlich, schmutziggrau aus der Steinschale wuchs, und nach all der Glückseligkeit der Erinnerungen näßten sich ihre Augen in weichen Tränen unbestimmter Sehnsucht.

Da klopfte es. Erschrocken fuhr das Mädchen herum, aber als sie Tante Jeannes Stimme hörte, riegelte sie auf.

Die Tante schien ihr etwas sagen zu wollen, sie begann schon: „Nun ist es —“

Da sah sie in Simones Augen die Träne zittern und fragte, indem sie den Arm um die Schulter der Nichte legte: „Aber Kind, Du weinst ja?“

„Ich weine nicht, Tante,“ antwortete Simone. Im selben Augenblick stürzte ihr

das Wasser aus den Augen, als würde eine Schleuse geöffnet.

Tante Jeanne sagte: „Aber Kind, Kind, Kind, was sind denn das für Geschichten?! Weshalb weinst Du denn? Hat Dir jemand etwas getan?“

Das junge Mädchen wehrte so energisch ab, daß die Tante stutzig ward und meinte, denn ihr kam plötzlich ein Gedanke: ‚Um Gotteswillen! Du wirst doch nicht etwa ... Sollte etwa diese Familie die dritte von uns unglücklich machen?‘

Und sie begann ihre kleine Nichte zu trösten, im selben Gedankengang, den vorhin Claire gehabt hatte: die arme Simone möchte etwa auch an den Bräutigam gedacht haben.

Das löste dem Mädchen die Zunge. Sie sagte, sie wolle der Tante ein Geständnis machen, schmiegte sich an sie an und verlangte, Tante Jeanne dürfe sie nicht ansehen dabei, denn es wäre etwas Furchtbares, was sie ihr zu beichten hätte. Etwas Furchtbares und dabei doch das größte Glück, das sie sich denken könnte!

Nun begann sie Tante Jeanne zu erzählen. Die Liebe beflügelte ihre Zunge und ließ das Mädchen Ausdrücke finden, wie sie nur in ihren Träumen vorgekommen waren, in Märchen von Prinzen und schönen Königstöchtern, ein zartes, unwirkliches Traumgespinst, das doch Wirklichkeit war, denn alles war so geschehen.

Unter Tränen gestand sie ihre Liebe, und doch leuchteten ihre Augen stolz dabei; unter Schluchzen erzählte sie von dem Rätsel, das all ihre Mädchenscham überwunden, wie etwas Selbstverständliches. Die einfache Erzählung des kleinen Mädchens wuchs zu etwas Großem, wie eine überirdische Liebe, gleich einer seltsamen Fügung vom Himmel, daß es die harte Rinde löste vom Herzen der um ihr Weibesglück betrogenen Frau.

Sie, die in den kurzen Ehejahren bloß die Bestie im Manne kennen gelernt, erkannte in der schlichten und doch seltsam erregten Erzählung ihrer kleinen Nichte die Pfade, die sehnend gern ihr eigenes Herz gegangen wäre.

Es war der erfahrenen Frau, als würde ihr von dem einfachen Mädchen ein Idealbild vorgezeichnet, wie die Liebe sein sollte; die Liebe, die da Berge versetzt, die Liebe, die einherfährt wie ein Feuerstrahl vom Himmel, die Liebe, die zwei Herzen rührt, entzündet und ineinander lodern läßt, Herzen, die nie voneinander etwas gewußt, die sich kaum kennen und doch in heißer Ahnung fühlen, sie sind füreinander bestimmt.

Das Ideal, das die betrogene Frau in sich trug, all der Glaube an den Mann, der längst in ihrem Innern entschlummert, ward wieder wach bei der Erzählung.

Es war, als ob die Jahre, die dieses einst doch auch zarte, glückssehnende Herz verbittert hatten, als wären die Adern verkalkt durch Kummer und Leid, daß das Blut nicht mehr warm und reich durch sie schoß, weggelöscht wären durch die wenigen, beinahe phantastisch klingenden Worte dieser naiven Mädchenerzählung.

Tante Jeanne unterbrach ihre Nichte mit keiner Silbe, aber ihre harten Züge wurden weich, der starre Ausdruck wich, in die schmalen, zusammengepreßten Lippen schien Blut zu treten, die harten Augen begannen zu glänzen, die Nasenflügel zitterten leise, sie atmete kurz und tief und zog Simone an ihre Brust, die jetzt, wo sie fertig war mit ihrer Erzählung, in jungfräulicher Scham, ihr Herz bloß gezeigt zu haben vor fremdem Blicke, das Gesicht verbarg, indem sie die glühende Wange an der anderen kühle Haut schmiegte.

„Ich danke Dir, Kleine,“ sagte Tante Jeanne, „ich habe noch nie ein solches Geschenk bekommen, mir hat sich noch nie ein Herz geöffnet! Das will ich Dir nicht vergessen. Du sollst auf mich zählen können, Simone, hörst Du, vergiß es nicht! Wenn es sein muß, will ich mit Dir kämpfen!“

## VII.

Nachmittags kam der junge Préfailles, diesmal aber in einer Viktoria; denn er brachte zum offiziellen Besuch den Bruder seiner verstorbenen Mutter mit, einen Vicomte de Fresnes, einen großen Mann mit spitzgeschnittenem Bart und in Bürstenform kurzgeschnittenem grauen Haar. Er hatte Frieden mit der Republik gemacht und trug das Band der Ehrenlegion im Überrock; aber er hielt es doch für notwendig, im Laufe des Gespräches gegen Herrn de Corvieux durchblicken zu lassen, daß er nicht etwa Republikaner sei, die Ordensabzeichnung aber nicht habe ablehnen können, da er sie wegen besonderer Verdienste erhalten.

Trinkender Bauer. Ölgemälde von Prof. Otto Seitz-München.

Allerdings erwähnte er nicht, welcher Art diese Verdienste wären.

Er war sehr liebenswürdig, schien über die Verlobung seines Neffen sehr erfreut zu sein und sagte Claire sogar mehr als die üblichen artigen Worte.

Diese benahm sich, als ob sie sich in solcher Lage schon ein dutzendmal befunden hätte. Als der junge Présailles ihr ausdrückte, wie glücklich er wäre, sie zur Frau zu bekommen, antwortete sie in einem wohldurchdachten kleinen Sätzchen, so daß Herr de Corvieux ganz stolz auf seine Tochter wurde.

Der Besuch dauerte nur kurz, und als Tante Jeanne, nach der ihr Schwager mehrmals geschickt hatte, endlich im Salon erschien, waren die Herren schon fortgefahren.

Frau de Corvieux fand den Bräutigam reizend. Er hatte auch die Klugheit besessen, sich mehr mit ihr zu unterhalten, wie mit seiner Braut.

Bald darauf kam ein ganzer Wald voll Kamelien: die erste Aufmerksamkeit von seiten des Bräutigams.

Abends sollte Familiendiner stattfinden und dazu wurde, da die anderen Verwandten noch nicht eintreffen konnten, nur Onkel René gebeten, obgleich er im Grunde genommen gar nicht durch Blutsbande mit ihnen verknüpft war. Da man sich gegenseitig gefiel, war mit einigem guten Willen eine Vetternschaft hergestellt worden.

Die Zwischenzeit aber benutzten Herr de Corvieux und seine Frau, um Verwandten und Bekannten Briefe zu schreiben, in denen neben anderen Dingen auch die Verlobung erwähnt ward.

Um siebeneinhalb Uhr fand das Diner statt.

Der Eßtisch war über und über mit Blumen bedeckt, das Brautpaar saß zwar nebeneinander, aber es wurden keine Reden gehalten, und Herr de Corvieux hob nur ganz leise sein Glas gegen seinen zukünftigen Schwiegersohn.

Nach Tisch saß man in einem großen Kreise um den Kamin, und während sein Onkel erzählte, flüsterte der junge Présailles mit seiner Braut, so daß sich allmählich die ersten Bande zu knüpfen begannen.

Der Vicomte strich sich den Spitzbart, fuhr unausgesetzt über seine graue Bürste auf dem Kopf und erzählte bald diesem, bald jenem eine Jagdgeschichte nach der andern.

Bei jeder begann er etwa mit den gleichen Worten, indem er sich sozusagen einführte: „Sie müssen nämlich wissen, ich bin Jäger; ich bin in erster Linie Jäger, ich bin nur Jäger. Es ist das eine Passion, die beinahe etwas Verhängnisvolles hat, denn ich bin allmählich dahin gekommen, ihr meine ganze Zeit zu opfern. Wissen Sie, früher liebte ich Paris, aber das habe ich vollkommen aufgegeben; eigentlich verknüpft mich mit Paris nur noch mein Cercle. Ich bin nämlich noch immer Mitglied des Cercle der „amis de chasse“, obgleich ich gestehen muß, daß ich nicht hingehe. Ich habe dazu einfach keine Zeit. Aber wissen Sie, der Cercle hat seine Vorteile, erstens sind alle großen Gewehre Frankreichs Mitglieder. Und dann, wissen Sie, hatte ich zum Beispiel 'mal einen kranken Hühnerhund, es würde zu weit führen, Ihnen die Krankheit zu beschreiben, den habe ich unserem Cercle-Tierarzt geschickt, denn wir haben natürlich den ersten seines Faches, und ich kann Ihnen sagen, daß der Hund ganz gesund zurückgekommen ist. Na, und wissen Sie, auf meinem Gute habe ich einen hervorragenden Wildstand. Ich muß gestehen, daß ihm zu Ehren alles vernachlässigt wird. Garten wie Landwirtschaft! Was dem Wilde schaden könnte, wird abgeschafft! So gibt es bei mir eigentlich alles zu schießen, alles, mit Ausschluß von ein paar rein alpinen Tieren, wie etwa Gemsen oder Steinböcken. Übrigens habe ich in Algerien auch Löwen geschossen. Wissen Sie, das schönste aber bleibt doch der Schnepfenstrich. Zu der Zeit bin ich absolut nicht zu sprechen, und wenn mein lieber Neffe diesen glücklichsten Schritt seines Lebens etwa unternommen hätte, wenn mir der Jäger sagt: ‚Sie sind da!‘, so würde ich auf keinen Fall hierher gekommen sein. Ich könnte es einfach nicht. Er ist ein alter Schlaukopf, daß er sich gerade jetzt verlobt hat, denn jetzt ist für uns Jäger die traurigste Zeit.“

Herr de Corvieux war mit dem Vicomte nicht ganz einverstanden, denn trotz aller Bemühungen gelang es ihm nicht, seinerseits irgend ein Wort zu sagen, und er hätte doch auch gern seine Jagderfahrungen zum besten gegeben, obgleich es auf seinem in hoher Kultur stehenden Besitz nicht viel zu schießen gab.

Als der Wagen gemeldet wurde, war der Vicomte noch immer dabei Geschichten zu erzählen, und nachdem die beiden Herren das Haus verlassen, sagte Tante Jeanne: „Gott, ist der Mann langweilig!“

Frau de Corvieux war ganz mit ihr einverstanden, sie meinte, er hätte sich etwas mehr um die Damen kümmern können. Dafür fand sie den Bräutigam um so netter, und als sie unausgesetzt der ruhig zuhörenden Claire alle seine guten Seiten erklärte, sagte Tante Jeanne gute Nacht und zog sich zurück. Vorher aber faßte sie noch Simone unters Kinn und flüsterte ihr zu, indem sie ihr einen Kuß gab: „Gute Nacht, Kleine, und den Kopf hoch!“

Sie küßte sonst nie, höchstens einmal ihre Schwester.

In der nächsten Zeit kam nun der Bräutigam jeden Abend zum Diner. Er hatte Claire einen prachtvollen Ring geschenkt, einen Smaragd, mit Brillanten eingefaßt, und jeden Morgen erschien als Aufmerksamkeit ein großer Blumenstrauß, den der Reitknecht herüber brachte.

Die Hochzeit sollte bald stattfinden, und allmählich liefen die Geschenke ein. Der Bräutigam selbst gab der Braut alles das, wovon Frau de Corvieux geträumt hatte: Spitzen in großer Zahl, die verschiedensten Pelzgarnituren, eine Rivière, ein Diadem, Armbänder, Ketten, Schleifen in Brillanten und edlen Steinen, ein paar riesige, schwarze Perlen als Ohrringe und eine Anzahl der schönsten Ringe; kurz, er behängte sie wie ein Götterbild.

Von den übrigen Verwandten wurden allerlei Gegenstände in den jungen Haushalt geschenkt, Nippes, Bronzen, Emaillearbeiten, Jardinièren, Sèvresfiguren und tausend unnütze Gegenstände, die die Wohnung Jungvermählter erst heimisch machen.

Eines Abends kam der Bräutigam mit der Nachricht, er hätte ein prachtvolles Hochzeitsgeschenk von seinem Freunde Rundstetten erhalten. Es war das erste Mal, daß er den Namen wieder erwähnte, und Simone schaute ihn an, als wollte sie keine Silbe verlieren; doch er verriet nicht, was es sei, sie sollten es sich selbst ansehen, wenn sie nach Trèves herüberkämen.

Das war für einen der nächsten Tage verabredet worden; denn die Dekorateure aus Paris mußten jetzt an die Arbeit gehen, da das junge Paar den Schloßflügel mitbewohnen wollte, in dem einst Tante Jeanne die unseligsten Jahre ihres Lebens verbracht.

Der junge Préfailles nahm Rücksicht auf sie und sprach davon nicht in ihrer Gegenwart. Er war ihr gegenüber artig, aber zurückhaltend, um nicht den Anschein zu erregen, als drängte er sich auf, gewaltsam die Wunde zu schließen, die Onkel Marcel ihr geschlagen.

Eines Tages nach dem Frühstück, an dem der Bräutigam teilgenommen, fuhr dessen Wagen vor und hinter ihm die Viktoria der Corvieux. Im ersten Gefährt nahmen Frau de Corvieux mit Claire Platz, der kleine Rücksitz wurde in die Höhe geklappt, und der Bräutigam setzte sich seiner Braut gegenüber.

Er war für seine Schwiegermutter besorgt, legte ihr noch ein Kissen in den Rücken, daß sie ihm einen so liebevollen Blick zuwarf, fast, als wäre sie selbst die Braut. Claire aber blieb ruhig, vernünftig, und jedesmal, wenn der junge Préfailles, der schon begann verliebt zu werden, sie auf irgend etwas aufmerksam machte, so antwortete sie mit einem freundlichen Lächeln, das aber gleich wieder verging: „Ja wohl, Herr von Préfailles!“

Sie kamen durch ein Dorf, wo einzelne Häuser fast städtisches Aussehen hatten mit hohen Fenstern, weißgestrichenen Jalousien und steilem Schieferdach, aus dessen Mansarden hier und da ein Kopf blickte.

Kinder spielten am Wege, ein Bauer in blauem Kittel trieb eine Kuh daher, die, als der Wagen kam, scheu den Kopf senkte, als wollte sie die Hörner weisen. Der Mann fing an zu schimpfen und gestikulierte, aber es war nur Temperament, denn er lachte dabei.

In den Haustüren saßen Frauen, strickten, putzten Gemüse; alle mit weißen Bauerhäubchen auf dem Kopf, und als sie an der Kirche vorbei fuhren, stand der Herr Pfarrer im Garten in Strümpfen und niedrigen Schuhen mit glänzenden Metallschnallen, ein großer, vierschrötiger Mann mit dickem Bauernschädel. Er hielt eine Hacke in der Hand, auf die er sich stützte, während von seinem dunkelroten Gesicht schwere Schweißtropfen rannen. Einen Augenblick kniff er die Augen zusammen, dann ging ein Lächeln über seine Züge, und während der junge

Préfailles den Hut zog und die beiden Damen nickten, machte der Pfarrer eine Art Verbeugung.

Der Bräutigam erklärte: „Das ist der Pfarrer von Trèves, den werden wir ja wohl noch öfters sehen, Fräulein Claire.“

Und sie antwortete wieder mit ihrem freundlichen Lächeln, das sich augenblicklich von ihren Lippen verlor: „Ja wohl, Herr von Préfailles.“

Der zweite Wagen folgte weit hinterdrein, um nicht den Staub zu schlucken, den der erste hinterließ.

Herr de Corvieux saß darin mit Simone. Sobald er sich nicht unter den beobachtenden Augen seiner Frau fühlte, wurde er ein anderer. Und so nahm er jetzt Simones Arm und fragte: „Sag' mal, mein Kind, fehlt Dir eigentlich was? Du bist so traurig heute. Oder vielmehr, Du bist es eigentlich schon seit längerer Zeit.“

Simone sah ihn mit ihren schwarzen Augen an, die wirklich etwas hatten wie zum Weinen, und sie sagte ganz ruhig: „Ich bin nicht anders als sonst.“

Der alte Herr lehnte sich im Wagen zurück. Es war seine Leidenschaft, zu fahren, und jedesmal, wenn er in seiner Viktoria saß, kam das Bedürfnis über ihn bei dem leichten, geräuschlosen Fortgleiten auf der langen Straße, bei der Fahrt durch die schöne Landschaft, beim hellen Sonnenschein, unter dem blauen Himmel in seinem gesegneten Vaterlande, sich glücklich zu fühlen und alle glücklich zu sehen.

Er wollte keine Schwierigkeiten im Dasein haben, es sollte immer Licht und Sonne sein. Und so wie er zeitlebens allen Unannehmlichkeiten aus dem Wege gegangen war, wünschte er auch in seiner Umgebung in solchen Momenten heitere Gesichter, frohe Menschen.

Das wußte Frau de Corvieux, und wenn sie irgend einen unvernünftigen Wunsch hatte, oder eine Schneiderrechnung zu bezahlen, so paßte sie immer diese Augenblicke ab, denn da war er zu allem fähig, was ihm seine Zufriedenheit sichern konnte.

„Aber, Simone, so rede doch was,“ sagte Herr de Corvieux.

Als sie ihn wieder traurig ansah, bekam er plötzlich einen Zärtlichkeitsanfall, denn er meinte, sie hätte irgend einen Mädchenwunsch, den er aus dem Wege räumen könnte, um die ihm notwendige gute Laune zu erlangen. Er kam gar nicht auf den Gedanken, der Deutsche möchte etwa daran schuld sein, denn den hatte sie doch gewiß längst vergessen. Sie hatte doch auch nie etwas gesagt. Wenn die Sache tief gesessen hätte, würde sie gewiß einmal ihr Herz erleichtert haben.

Darum legte er den Arm um ihre Schulter, zog sie ein paarmal heftig an sich, als wollte er sie aufwecken, und sagte: „Na, Kleine, nu rüttle Dich mal! Was hast Du denn, mein Kind? Schüttle die finsteren Gedanken ab! Sieh mal, wie die Sonne lacht! Zum Donnerwetter noch mal, das Leben ist so kurz, wozu denn Trübsal blasen! Bin ich nicht Dein guter kleiner Papa? Habe ich Dir was zu Leide getan? Fehlt Dir etwas? Ein Wunsch? Denke Dir mal, bei dem schönen Wetter heute, Herrgott nochmal, da müssen wir doch alle lustig sein!“

Und er sang laut das Lied des Baron Gondremark aus „Pariser Leben“:

„Ich stürz' mich in den Strudel, Strudel rein!“

Der Kutscher blieb ruhig sitzen, trotz des Höllenlärmes, der sich hinter ihm erhob, aber man sah, wie sich schmunzelnd seine Wange verzog. Und der alte Herr, der die Wirkung bemerkt hatte, hielt eine scherzhafte Ansprache an die Freude, an das Glück, an die Jugend! Dabei blickte er Simone von der Seite an, und nach jedem Satze gab er ihr einen Ruck, bis sie schließlich doch anfing zu lächeln.

„Ist nun alles wieder gut, Kleine?“

Aber sie antwortete nicht. Er achtete gar nicht darauf, sondern ließ sich wieder von der Sonne bescheinen, streckte sich, gähnte und fühlte sich wie ein König im leichten Wagen beim schlanken Trabe seiner zwei Braunen.

Er begann Simone von Trèves zu erzählen, was sie da alles zu Gesicht bekommen würde; denn sie hatte nur dunkle Kindererinnerungen davon, als sie dort einmal Tante Jeanne besucht, die nun schon seit über zehn Jahre keinen Fuß mehr in das Schloß gesetzt hatte.

Er rieb sich die Hände und freute sich wie ein König, alles zu sehen und zu zeigen; schließlich sagte er: „Und dann, Simone, paß mal auf, die Geschenke, die da zusammengekommen sind. Weißt Du übrigens,

daß ich furchtbar neugierig bin, was der deutsche Graf geschickt hat? Wir wollen mal sehen, ob die da drüben auch was fertig kriegen. Es soll ein Kunstgegenstand sein. Na, ein bißchen plump wird's wohl ausfallen; bei denen ist nun mal alles größer und schwerer."

Da fiel ihm plötzlich ein, daß er sich ja vorgenommen, dieses Probejahr hindurch jede Erwähnung des Deutschen fernzuhalten! Er blickte Simone von der Seite an. Es war ihm, als ob ihre Brust sich hob und senkte, als zuckten ihre Schultern leise. Er beugte sich vor: „Aber um Gotteswillen, Kind, weshalb weinst Du denn?"

Doch sie wendete ihren Kopf aus dem Wagen heraus, und plötzlich dämmerte ihm eine Ahnung der Wahrheit.

Er fragte: „Weinst Du etwa, weil ich den Deutschen erwähnt habe?"

Sie sagte ganz ruhig: „Ja, Papa!"

Da kam eine fürchterliche Wut über Herrn de Corvieux; er nahm keine Rücksicht auf den Kutscher, sondern rief: „Ich weiß alles! Glaube nur nicht, daß mir etwas verborgen bleibt. Ich weiß, wie Du Dich benommen hast! Da hört doch eigentlich überhaupt alles auf! Nun antworte, antworte, antworte!"

Er wußte selbst nicht, was sie eigentlich antworten sollte. Doch Simone nahm allen Mut zusammen und sagte: „Ich kann nicht anders!"

„Was denn? Was denn?"

„Ich gehöre ihm!"

Er war so erstaunt, daß er seine Tochter nur mit offenem Munde anstarrte.

Sie fand plötzlich Worte und setzte ihm auseinander, da der Deutsche ja offenbar mit ihm gesprochen und der Vater alles wüßte, daß sie auf ihn warten würde und sollte es bis zu ihrem letzten Tage sein. Herrn de Corvieux aber war es, als er die Entschiedenheit des halben Kindes sah und ihren ernsten Ausdruck dabei, der ganz genau an Tante Jeanne erinnerte, als stünde er einem völlig neuen Menschen gegenüber, den er noch nie gesehen. Sie schien mit einemmal erwachsen zu sein. Das Wesen, das bisher keinen eigenen Willen gekannt, war ein selbständiger Mensch geworden.

Er war so erschrocken über diese Entdeckung, daß er einmal über das andere rief: „Nun, mein Kind, wir werden ja sehen, wer den dickeren Schädel hat! Dein Vater oder Du. Wir werden ja sehen!"

Und jetzt war von dem kleinen Papa keine Rede mehr.

Schweigend setzten die beiden ihren Weg fort. Aber als sie in den Schloßpark einfuhren, kam ihm das Bedürfnis, sich doch wieder zu versöhnen, denn seine Natur konnte auf die Dauer Verstimmungen nicht vertragen.

Und dann hatte er schlechtes Gewissen: von der Begegnung mit Graf Rundstetten hatte er seiner Frau kein Wort gesagt. Jetzt fürchtete er, Simone, deren unter allem ruhigen Äußern oft vorbrechendes Temperament er kannte, möchte sich etwa der Mutter anvertrauen. Darum benutzte er noch die paar hundert Meter durch den Schloßpark, um Simone gut zu stimmen. Er tätschelte ihre Hand, nannte sie „meine liebe Kleine" und sich wieder ihren kleinen Papa. Als er dann den Boden genügend vorbereitet wähnte, sagte er plötzlich: „Simone, laß mich nur machen! Die Geschichte soll ganz unter uns bleiben, das ist für Dich das beste!"

Damit meinte er die Angelegenheit diplomatisch erledigt zu haben, und sie stiegen aus.

Der Bräutigam war eben dabei, den Damen die Anlage des Schlosses zu erklären. Er streckte den Spazierstock mit der goldenen Krücke aus und zeigte, wo früher der Graben gelegen, den die Préfailles schon seit mehreren Generationen zugeschüttet hatten, als das Schloß aus dem Ernst der Verteidigung vor 150 Jahren zur Lust von Gartenfesten und Schäferspielen umgewandelt worden war.

Trotzdem war noch viel Wehrhaftes zu sehen: Zwinger, Zinnen, Erker, Türmchen und am alten Bergfried Pechnasen und Schießscharten.

Der Hauptflügel allerdings, dem ein hohes Schieferdach aufgesetzt worden war, hatte einen ganz modernen Anstrich. Dort traten sie jetzt hinein und durchwanderten die Räume, in denen einst Tante Jeanne ihre Unglücksjahre verbracht hatte. Der junge Schloßherr hatte die Fensterläden öffnen lassen, daß das Licht hell hereindrang, aber trotz aller Schönheit der Ausstattung, trotz wunderbaren Boulemöbeln, Uhren, Schränken, Tischen, Konsolen, Bahuts, Kommoden

und Etagèren strömten die Zimmer jenen seltsamen Moderduft unbewohnter Räume aus; als wäre der Dunst lebendiger Menschen nötig, um eine Wohnung heimelig zu machen.

Herr und Frau de Corvieux erkannten alles wieder aus jener Zeit, als sie noch bei ihrem Schwager verkehrt. Er erzählte von jeder Ecke, von jedem Fenster eine Geschichte, aber die Schatten vergangener Tage belebten die Räume nicht mehr, und die Worte führten nur dem Ehepaar die Erinnerung herauf, während Claire, Simone und der junge Préfailles zuhörten mit der Gleichgültigkeit der jungen Generation, die sich nicht daran kehrt, daß die frühere hier gejauchzt oder geweint und geduldet und gelitten hat.

Als sie in Tante Jeannes Schlafzimmer kamen, wurde Frau de Corvieux ganz weich, und als der junge Préfailles erklärte, daß hier auch nicht ein Nagel auf dem alten Fleck blieb, sagte Frau de Corvieux: „Ach, wenn das die arme Jeanne wüßte.“

Herr de Corvieux dagegen meinte: „Ach was, das ist alles nur Einbildung! Ich gebe gar nichts auf Erinnerungen. Mit Sentimentalitäten besiegt man das Leben nicht! Kopf oben, vernünftig sein und lachen! Es tut so furchtbar gut zu lachen!“

Dabei weckte sein Lachen ein Echo in dem Raum, in dem Teppiche und Vorhänge fehlten; aber es klang nicht natürlich, und keiner gab ihm Antwort.

Nun verließen sie das Hauptgebäude und betraten den Turm, den sich der junge Préfailles eingerichtet hatte.

Das war ganz anders, als die verlassenen Räume; als röche man förmlich, daß hier einer wohnte. Sogar auf der alten steinernen Wendeltreppe war die Mauer mit Waffen geschmückt. In den Zimmern aber fand man die hundert Gegenstände, unnütz zum Teil, und doch fast notwendig, die anzeigten, daß hier ein Mensch hauste.

Claire blickte sich mit ihren klugen Augen erstaunt um. Sie war noch nie in der Wohnung eines Junggesellen gewesen und hatte den unbestimmten Mädchenbegriff, als müsse hier alles völlig anders sein.

Neugierig betrachtete sie alle Photographien, denn die in diesen Dingen erfahrene Liane d'Arnaud hatte so getan, als stünde jede Junggesellenwohnung voll Photographien jener, die einst im Leben des Bewohners eine Rolle gespielt. Und sie war sehr erstaunt, außer einigen wenigen Bildern, von denen Edmond immer sagte, wer es sei: eine Tante, oder gar seine selige Mutter, kein weibliches Porträt zu finden.

Während der junge Préfailles Herrn de Corvieux ein Gewehrschloß erklärte und die Braut gelangweilt daneben stand, war Frau de Corvieux, von Simone gefolgt, an den Schreibtisch getreten. Sie ließ die Augen herumschweifen und bediente sich dazu einer Lorgnette von ganz hellem Schildpatt, die an einem goldenen perlendurchsetzten Kettchen hing. Sie sah eigentlich sehr gut und nahm das Instrument nur mit, wenn sie Besuche machte, oder in Paris ins Theater ging. Da gewahrte sie plötzlich Simone, weit vorgebeugt, die Augen starr auf eine große Photographie geheftet, die auf dem Schreibtisch stand, und ihr fiel der Ausdruck ihrer Tochter auf; etwas fast Schwärmerisches, halb Erschrockenes, halb Sehnsüchtiges! Es war eine Photographie des Grafen Rundstetten.

Da kam auch ihr plötzlich eine Vermutung. Von dem Augenblick ab beobachtete sie Simone, und während der Bräutigam Tee servieren ließ, bemerkte sie, daß Simone mehrmals die Gelegenheit ergriff, am Schreibtisch vorüber zu kommen, und immer gewahrte sie den seltsamen Ausdruck in ihren Augen.

Nun ging es ein Stockwerk höher; dort lag das Eßzimmer, auf das Edmond besonders stolz war, weil er es im reinsten Stil eingerichtet. Ehe sie eintraten, wendete sich Herr de Corvieux zu den Damen: „Es ist Henri II!“

Aber die ganze Aufmerksamkeit zog ein Gegenstand auf sich, der auf dem Eßtisch stand, das Hochzeitsgeschenk des Grafen Rundstetten: ein riesiger Tafelaufsatz aus Meißener Porzellan, eine Art Blumenberg, auf dem sich zierliche Dämchen im Rokokokostüm mit ebenso zierlichen bezopften Herren in Wadenstrümpfen und buntem Rock neckten. Ein lebhaftes Durcheinander und doch als Gesamteindruck von größter Ruhe. Zart, zierlich, gebrechlich, wie ein Hauch, reizend, kokett, während das Ganze doch etwas Monumentales besaß. Es wuchs vom Tisch in die Höhe, ein köstliches Wunder von

französischen Gedanken, französischer Feinheit und doch in Deutschland ersonnen und gefertigt. Alle waren entzückt. Claire fand es reizend, Frau de Corvieux besah mit ihrer Lorgnette jede Kleinigkeit, und Herr de Corvieux sagte kopfschüttelnd: „Das ist ja erstaunlich! Erstaunlich! Ganz erstaunlich!“

Dann erklärte er seinen Damen, was sie längst wußten, es wäre Alt-Meißen! und ganz merkwürdig, daß sie da drüben so etwas machen könnten! Er schloß: „Aber natürlich, wir haben die Vorbilder gegeben, was übrigens des Grafen Geschmack nicht Abbruch tut.“

Dann lief er um den Tisch und rief unausgesetzt: „Er hat Geschmack! Er hat Geschmack! Das ist nicht zu leugnen.“

Und er beglückwünschte den jungen Préfailles zu seinem Freunde, Claire, daß sie einmal ein solches Stück würde auf ihren Tisch setzen können, seine Frau, weil sie dieses Meisterwerk vor den anderen gesehen. Nur zu Simone sagte er nichts.

Die aber erblickte in der Porzellangruppe nur eine Erinnerung an ihn, und als sie dann alle von Stockwerk zu Stockwerk gingen, schlich sie sich in ihres zukünftigen Schwagers Zimmer und blieb am Schreibtisch stehen. Sie fühlte des Bildes Augen auf sich ruhen, es war ihr, als stünde er selbst vor ihr, als könnte sie Zwiesprache pflegen mit dem, der fern von ihr weilte, der nichts, nichts von sich hören ließ und zu dem sie dennoch grenzenloses Zutrauen besaß.

Sie hätte am liebsten Baron de Préfailles um die Photographie bitten mögen, aber sie durfte es ja nicht. Und wie die anderen nun eintraten, betrachtete sie ein gleichgültiges Bild an der Wand.

Edmond brachte seine Braut mit seinem Wagen selbst nach St. Mathurin, dann fuhr er nach Trèves zurück; denn die Erneuerungsarbeiten sollten sofort in Angriff genommen werden.

So war die Familie zu Tisch allein. Nach dem Diner ging Simone mit Tante Jeanne im Garten spazieren, während die Eltern drinnen mit Claire über die Ausstattung sprachen, denn in den nächsten Tagen wollte Frau de Corvieux nach Paris fahren, um mit der Braut Wäsche, Kleider, kurz alles zu besorgen, was für eine junge Frau nötig schien.

Man hatte mit Jeanne von dem Besuch in Trèves absichtlich nicht geredet; aber jetzt, als sie mit ihrer Nichte im Dunkeln auf- und abschritt, begann sie einige Fragen zu stellen; schließlich ließ sie sich alles genau erzählen, und mit einemmal öffnete sie selbst ihr Herz und sprach zum erstenmal mit Simone von den Jahren ihrer Ehe.

Es war nicht, als ob sie erzählte, es war, als gäbe sie sich selbst Rechenschaft. Sie schonte sich nicht und sagte, sie hätte ihren Mann nicht richtig genommen von Anfang an und statt die bösen Instinkte in seiner Natur durch ihren Einfluß zu dämpfen, habe sie diese noch zur Entwickelung gebracht.

Simone unterbrach sie ab und zu, wenn sie ihre Fehler grell beleuchtete:

„Aber Tante, so bist Du doch nicht!“

Doch Tante Jeanne meinte:

„Ich sage Dir das alles, weil ich nicht will, daß eine andere das durchmacht, was ich durchgemacht habe; denn es gibt nur eins, das zwei Menschen zusammenführen darf, und das ist die Liebe! Dann wird man sich gegenseitig Fehler verzeihen, dann wird man lernen wollen, einer vom anderen, dann wird man entschädigt werden für manches, was nicht so ist, wie man es sich geträumt hat.

„Ich betrachtete ihn als Feind; er war mir aufgenötigt worden. Ich kam ihm nicht entgegen, und da hat er die Liebe, die er bei mir nicht fand, dort gesucht, wo sie dem reichen Mann nicht verweigert wurde. Ich kann Dir später einmal mehr davon sagen, heute verstehst Du das noch nicht. Das sind die Nachtseiten des Lebens zwischen zwei Menschen! Deren Kenntnis möge Dir noch lange, lange verborgen bleiben, und mögest Du sie nie selbst erfahren!“

Dann aber schlug Tante Jeanne einen ganz anderen Ton an:

„Nun wollen wir darüber schweigen und von Trèves nicht mehr sprechen. Jetzt zu Dir!“

Sie zog ihre Nichte dicht an sich, und im Schutze der Dunkelheit, wo es Simone leichter ward zu sprechen, schüttete ihr diese ihr ganzes Herz aus. Sie erzählte die Unterhaltung mit ihrem Vater und die beiden kamen überein, daß also Graf Rundstetten mit ihm gesprochen haben müßte, obwohl Herr de Corvieux seiner Familie kein Wort davon gesagt hatte. Hätte er seiner

Frau etwas mitgeteilt, so würde die bestimmt es ihrer Schwester erzählt haben; denn auch unwichtige Dinge konnte sie nicht für sich behalten. Da entwarfen die beiden einen völligen Kriegsplan. Die Mutter mußte auf ihre Seite gezogen werden, und das konnte nicht schwierig sein, denn sie würde sich gekränkt fühlen, eben weil ihr Mann ihr keine Sterbenssilbe mitgeteilt hatte.

Noch heute abend wollte Tante Jeanne mit ihr sprechen. Sie ging mit Eifer darauf ein, wie sie alles ergriff, obgleich sie eigentlich nicht wußte, wer dieser Deutsche war und ob sein Charakter wirklich Simone die Gewähr bieten würde für ein Glück. Aber daß ihr Schwager daran denken konnte, ihre Nichte so zu verheiraten, wie sie selbst verheiratet worden war, das allein genügte ihr, um für jeden zu kämpfen, wenn nur Simone erklärte, sie liebe ihn.

Am Tage darauf reiste Madame de Corvieux mit Claire nach Paris. Tante Jeanne teilte Simone mit, sie habe ihrer Schwester alles gesagt. Es sei ihr zuerst schwer geworden wegen der Erinnerung an ihren Vater, die Abneigung gegen den Deutschen zu überwinden, doch in der Erkenntnis, daß Herr de Corvieux wahrscheinlich zum zweitenmal einen Mann aussuchen würde, ohne seine Frau zu fragen, stände sie jetzt auf Simones Seite.

Nun begann, während der Abwesenheit der beiden in Paris, ein stiller Kampf; ein Kampf vom Morgen bis zum Abend, der Herrn de Corvieux bald zur Verzweiflung brachte. Es wurde nämlich kein Wort mehr gesprochen.

Herr de Corvieux hatte aber das Bedürfnis, sich zu unterhalten, er wollte seine Geschichten erzählen oder in anderer Stimmung jemand haben, mit dem er von seinem Ende sprechen könnte. Jetzt kam noch hinzu, daß er gern über Trèves geschwatzt hätte, denn etwas ganz Neues würde damit in ihr Leben kommen. Er dachte sich nämlich die Zukunft so, daß er, wenn ihn die Langeweile plagte, einfach anspannen ließe und hinüber führe zu seiner Tochter und zu seinem Schwiegersohn.

Ihm fehlte ein Mann in der Familie. Die Nachbarn, Herr du Pembron, Herr d'Arnaud, Baron de Saligny, Marquis de Nay, de Grison und wie sie alle hießen, hatten ihre Familie, du Pembron ging außerdem viel auf Jagd und die d'Arnaud hielten es nie lange auf ihrem Gute aus, sondern schrieben plötzlich aus irgend einem Bade, daß sie dringend eine Kur brauchen müßten.

Onkel René aber kam nie von selbst, er mußte immer erst aufgefordert werden und dazu war es, wenn sich bei Herrn de Corvieux die Langeweile einzustellen pflegte, schon zu spät.

Endlich lagen fast alle die Güter von St. Mathurin verhältnismäßig weit entfernt. Die einzige unmittelbare Nachbarschaft war Trèves. Wie herrlich war nun der Gedanke, einfach anspannen zu lassen und hinüber zu fahren. Da mochten die Damen sticken oder von ihren Kleidern und Hüten sprechen, er aber ging mit seinem Schwiegersohn in den Stall oder auf die Koppel; die Felder wurden besichtigt oder irgend ein Bauernhof, der, um das Gut zu arrondieren, dazugekauft werden sollte. Das gab dann Gesprächsstoff auf Tage und Wochen.

Dann gab es Angelpartien, Jagdfrühstücke, wobei man wieder jung werden konnte, wie denn überhaupt Herr de Corvieux den Verkehr mit jüngeren Leuten liebte. Man erfuhr mal einen Skandal, und am Ende wußte der Schwiegersohn auch eine Anekdote zu erzählen, die die Damen nicht zu hören brauchten; obwohl der alte Herr in diesem Punkte dem guten Edmond nicht viel zutraute. Da war er doch in seiner Jugend ein verflucht anderer Kerl gewesen. Immerhin als Schwiegersohn mochte ein ruhiger Mann vorzuziehen sein!

Alles das hätte er gern seinen Damen gesagt, und nun saß er da und konnte seine Gedanken nicht los werden; denn sie gaben ihm ja keine Antwort.

Schließlich, nach ein paar Tagen war er geladen mit Plänen, und bei Tisch schüttete er sie dem alten Paul aus, als wären Tante Jeanne und Simone gar nicht da. Doch der war ein zu korrekter Diener, schmunzelte nur ab und zu, und dieses Publikum genügte dem alten Herrn nicht.

Nun lief er nervös auf der Terrasse herum, spähte nach allen Seiten aus, aber es kamen keine Besuche. Er fühlte sich vernachlässigt, kein Mensch kümmerte sich mehr um ihn, und gerade in dieser Zeit mußte

Edmond bei seinem Onkel, dem Vicomte, sein. Er hatte sich dazu die Tage ausgesucht, wo seine Braut nicht da war. Herr de Corvieux aber fand, er hätte viel lieber die Zeit wählen sollen, wo sich Claire wieder in St. Mathurin befand, denn seine Frau genoß er am Ende noch eine ganze Lebenszeit, das kannte ja Herr de Corvieux an seiner eigenen.

Seine schlechte Laune war endlich auf den Gipfelpunkt gestiegen, und er fragte eines Tages bei Tisch Tante Jeanne: „Daß die Simone ganz rappelköppisch geworden ist, weiß ich schon, aber sagen Sie mal, verehrte Schwägerin, habe ich Ihnen eigentlich etwas getan?“

Die Angeredete machte ihr steinernstes Gesicht: „Daß ich nicht wüßte, mein lieber Louis!“

Er legte erregt die Gabel fort: „Na also, warum reden Sie denn da nicht?“

„Sie sprechen ja auch nicht.“

„Weil Sie nicht antworten!“

„Sie fragen mich nicht.“

Plötzlich erhob sich Herr de Corvieux, machte seiner Schwägerin eine Verbeugung, ging zur Tür und sagte dem Diener: „Servieren Sie den Damen weiter, es braucht nicht aufgehoben zu werden.“

Dann schloß er sich in seinem Zimmer ein, und am nächsten Tage unternahm er eine lange Ausfahrt, kein Mensch wußte wohin, er hatte auch dem Kutscher verboten, es zu sagen.

Jetzt lief er mit allerhand Papieren herum, schrieb Briefe, begann plötzlich im Park einen Weg zu ändern, dem mehrere alte Bäume zum Opfer fielen, einen Weg, von dem er behauptete, er sei dringend notwendig gewesen, den er aber, seitdem er das Schloß besaß, noch nicht hatte machen lassen.

Tante Jeanne sagte bei alledem nur: „Man sollte wirklich nicht glauben, daß der Mann über sechzig Jahre ist.“

Und sie sprach täglich Simone Mut zu, ja sie begann mit ihrer Nichte zu reden von dem, der fern von ihnen weilte, als kennte sie ihn genau, obgleich sie ihn doch nur wenige Minuten gesehen.

Herr de Corvieux war in seinem Ärger in Gedanken ganz zärtlich gegen seine Frau geworden. Sie war doch schließlich die beste, und er ersehnte ihre Rückkehr. In der ersten Zeit hatte er nicht nach Paris geschrieben, jetzt sandte er täglich einen Brief, er telegraphierte sogar. Doch die beiden mußten auf die Schneiderin warten.

Da kam Herr de Corvieux auf den Gedanken, seiner Frau einen langgehegten Wunsch zu erfüllen. Sie hatte zu den Gewächshäusern, die es schon gab, noch eines haben wollen, mit Warmwasserheizung, bloß für Orchideen. Das begann der Schloßherr von St. Mathurin plötzlich mit wütender Betriebsamkeit zu bauen, obgleich er genau wußte, daß es seine Frau doch nur ein paarmal ansehen würde, wie sie es mit allen ihren Blumen getan.

Pläne wurden gezeichnet, verworfen; die Maurer kamen, Erdwälle häuften sich, der Gärtner war in Verzweiflung, denn die Maurer zertraten ihm alles, die Köchin war außer sich, einer von den Leuten hatte Wein verlangt und sie bedroht, als er keinen bekommen, der Kutscher behauptete, die Pferde scheuten vor den großen blitzenden Fensterscheiben, Tante Jeanne aber zuckte die Achseln und sagte zu Simone: „Er ist vollständig verrückt geworden!“

Als aber dann Frau de Corvieux wirklich zurückkam, stellte es sich heraus, daß sie den Wunsch mit dem Orchideenhaus längst aufgegeben hatte und trostlos war über die Unordnung, die sie vorfand.

Herr de Corvieux war zwar etwas enttäuscht, aber er freute sich, mit jemand reden zu können. Er tat jetzt, als wären Tante Jeanne und Simone gar nicht vorhanden, und beschäftigte sich nur mit seiner Frau und der Braut.

Aber eine Auseinandersetzung gab es doch! Frau de Corvieux konnte nicht bei sich behalten, was ihr Tante Jeanne gesagt. Abends sprachen sie noch stundenlang im Schlafzimmer, und ihre Stimmen schwollen zu solchem Orkan an, daß Simone nicht schlafen konnte, denn ihr Zimmer lag unmittelbar daneben.

Sie machte Licht, richtete sich im Bett auf und horchte. Sie schlug die großen geblümten Kretonnevorhänge zur Seite und blickte sich in dem weißen Raum ängstlich um. Rundherum lief eine meterhohe weiße Holzeinfassung, Türen und Fenster waren weiß, die Wände weiß, weiß die Decke, und in den weißen Tüchern war Simones schwarzes Haar der einzige dunkle Fleck.

Digitized by Google

Studienzeichnung von Prof. Otto Seib.

Es klopfte. Simone, deren Phantasie immer arbeitete, erschrak und mochte nicht öffnen. Aber da klang ihrer Mutter flehende Stimme: „Simone, Simone, so mach doch auf!“

Das Mädchen lief in bloßen Füßen hin: „Mama, bist Du's wirklich?“

„Aber ja doch!“

Nun erst glitt der Riegel zurück, aber immer noch ängstigte sich Simone, und als die Mutter eingetreten war, schloß sie eilig hinter ihr die Tür und riegelte zu, als fürchtete sie, es möchte noch irgend ein Wesen nachfolgen.

Frau de Corvieux war im Nachtgewand, die Haare, wie stets zum Schlafengehen, in Lockenwickeln aufgesteckt. Mit dem ganzen Ungestüm ihres südländischen Temperaments umfing sie jetzt Simone und drückte die schlanke Gestalt ihrer Tochter an ihren gewaltigen, im Weinen zitternden Busen.

„Mama, um Gotteswillen, was hast Du denn?“

Doch die Mutter konnte sich nicht beruhigen, und erst als sie sich mit ihrer Tochter auf den Bettrand setzte, begannen ihre Tränen spärlicher zu fließen. Nun erzählte sie, wie sie mit dem Vater Simones wegen aneinander geraten. Dabei versicherte sie einmal über das andere: „Ich bin für Dich! Ich helfe Dir, mein Kind! Du sollst nicht unglücklich werden, wie Deine arme kleine Mama!“

Dabei begann sie wieder zu schluchzen, als wäre sie nicht mit ihrem Louis zwanzig Jahre lang eigentlich ganz glücklich gewesen; als wäre sie nicht Herrin im Haus, denn ihr Mann tat im Grunde alles, was sie wollte.

Allmählich versiegten die Tränen. Frau de Corvieux erklärte, der Papa hätte Claires Mann ausgesucht, und jetzt wollte sie ihr Recht geltend machen, denn sie hätte genau dasselbe Recht wie er, ja eigentlich noch viel mehr: das was sie für ihre Kinder getan hätte, würde er nie und nimmer auf sich genommen haben.

Frau de Corvieux fühlte, daß sie da auf ein Gebiet kam, das für ihre Tochter noch nicht paßte und sagte, mit überlegener Miene wie einer, der mehr weiß als ein anderer: „Das wirst Du später noch erfahren, mein Kind.“

Dann leistete sie etwas, wie einen Eid, sie wolle diesen Deutschen durchsetzen, er möchte sein wie er wollte; es klang, als wollte sie damit sagen: Und wenn Du Dich in einen Botokuden verliebt hättest, Du sollst ihn kriegen.

Über diesem Entschluß vergaß sie ihre Traurigkeit und begann, wozu sie bisher noch keine Zeit gefunden, ihrer Tochter von dem Aufenthalt in Paris zu erzählen. Sie beschrieb, welche Spitzen an der Wäsche säßen, für welche erstaunlich geringe Summe sie die Hemden bekommen; daß man jetzt eine ganz andere Sorte Korsettschoner trüge, von denen sie gleich drei Dutzend bestellt. Um den Unterschied zu zeigen, nahm sie den, der auf dem Stuhl an Simones Bett lag, fuhr hinein, ganz von ihrem Gegenstand beherrscht und versuchte ihre umfangreiche Gestalt in das schlanke Kleidungsstück des jungen Mädchens zu pressen, daß um ein Haar die Nähte geplatzt wären.

Dann setzte sie sich wieder neben Simone und erzählte von den Kleidern: welche Seide man zum Futter genommen, welche Zutaten; dann kam sie auf die Hüte zu sprechen, malte sie mit den Händen, setzte sie auf und da die Mode anfing, die Frisur ein klein wenig zu ändern, und die Hutform dem Rechnung trug, so begann sie, um deutlich zu sein, Simones schweres schwarzes Haar, das die Kleine zur Nacht in zwei dicken Zöpfen trug, um den Kopf zu stecken. Schließlich fing Frau de Corvieux an zu gähnen, sagte, es wäre Zeit schlafen zu gehen, und als sie zur Türe ging, klatschten ihre Fußsohlen auf dem Boden, denn in Eile und Verzweiflung hatte sie keine Pantoffeln angezogen.

Simone fröstelte, es lief ihr über den Körper, und sie schüttelte sich, während sie schlaftrunken den Riegel zuschob.

Die Nacht war frisch, und erst jetzt merkte sie, als beim Schließen der Tür der Luftzug ihr Hemd bewegte, daß sie das Fenster offen gelassen hatte.

Sie sprang zitternd vor Kälte ins Bett, löschte das Licht, aber sie konnte keinen Schlaf finden. Immer wieder zuckte sie zusammen, sie wurde nicht warm, plötzlich begann sie zu niesen, und als sie noch lange schlaflos dagelegen, fing sie ein klein wenig zu husten an.

Sie hatte das Gefühl, sich tüchtig erkältet zu haben; aber schließlich forderte die Natur ihr Recht, und sie schlief ein.

Digitized by Google

Am anderen Morgen hustete Simone stärker, sie fühlte sich zerschlagen, das Kreuz tat ihr weh, der Kopf war heiß. Sie schleppte sich zwar hinunter, aber sie sah so schlecht aus, daß Tante Jeanne ihrer Schwester riet, Simone zu Bett zu schicken.

Simone hatte Fieber, und am Morgen ward der Arzt geholt. Dr. Meunier, der mit seinem glattrasierten Gesicht und den weißen Koteletten aussah wie ein würdiger Notar, meinte, das junge Mädchen hätte sich erkältet, es würde wohl vorübergehen. Doch am nächsten Tage war das Fieber gestiegen, und nun beklopfte und behorchte er die Kranke, sprach von leichten Geräuschen und meinte, es wäre ein tüchtiger Bronchialkatarrh.

Während Simone fiebernd dalag und ihre schwarzen Augen übernatürlich glänzten aus den weißen Kissen, saß Tante Jeanne unermüdlich an ihrem Bett, hielt ihre Hand, und tröstete sie, es würde besser werden.

Ab und zu kam auch Frau de Corvieux, aber nicht häufig, denn sie wußte Simone bei der Tante gut aufgehoben.

Sie sagte: „Ich verstehe mich nicht auf Krankenpflege, es greift mich zu sehr an; denn ich habe die unglückliche Eigenschaft, daß ich selbst mitleide mit dem Kranken."

Damit meinte sie ihr Teil getan zu haben.

Claire aber sollte als Braut nicht viel bei der Schwester sein.

Frau de Corvieux sagte: „In dieser Zeit ihres Lebens braucht sie freundliche Eindrücke."

Der Vater aber kam regelmäßig zu seiner Tochter, er saß an ihrem Bett, schrieb, wenn das Fieber gemessen worden war, sorgfältig auf, wie viel Grad es gewesen, aber regelmäßig nahm er die Zettel in der Zerstreutheit mit, und wenn Dr. Meunier kam, waren sie nicht zu finden.

Simones Aussehen beunruhigte Herrn de Corvieux, denn bei Krankheiten war er sehr ängstlich, und eines Tages ergriff er seiner Tochter Hand, streichelte sie und sagte: „Meine arme kleine Simone, Du mußt gesund werden, Du bist jetzt schon über acht Tage krank, das geht doch gar nicht. Und nächste Woche soll doch Claires Hochzeit sein."

Simone blickte ihn erstaunt an, daran hatte sie gar nicht gedacht.

„Hast Du denn das nicht gewußt?" fragte der Vater.

Simone schüttelte den Kopf. Dabei gewahrte er erst, wie traurig ihre Augen blickten: „Was hast Du denn, Kleine?"

Sie sah zur Decke empor, als schaute sie in weite Fernen, bis dorthin, jenseits des Rheins, wo unausgesetzt ihre Gedanken weilten.

Herr de Corvieux strich die mager gewordenen Finger: „Willst Du denn Deinem kleinen Papa nicht einmal sagen, was Dir fehlt?"

Plötzlich entzog sie ihm die Hand, stützte sich auf den Ellenbogen, blickte ihn an, als wolle sie in seine tiefste Seele tauchen und antwortete langsam, vorwurfsvoll: „Das weißt Du ja genau!"

Er stammelte: „Du bist krank, mein armes Kind! Aber Du wirst schon wieder gesund werden."

Damit stand er auf und ging hinaus.

Simone fühlte sich wirklich krank, nicht nur am Leibe; es steckte eine Sehnsucht in ihr nach unerreichbaren Dingen; alles was sie sah, was sie berührte, was sie sprach, führte ihre Gedanken zu der Begegnung mit dem Deutschen, als litte sie durch ihn.

Sie hatte jetzt Augenblicke, wo Fieber und Schwäche ihr Vertrauen zu ihm beugten. Warum ließ er nichts von sich hören? Warum kam er nicht? Sie wollte ja warten, bis ans Ende der Welt, aber nur eine Nachricht hätte sie haben wollen, und wenn es die Bestätigung gewesen wäre, eben daß sie warten sollte.

In den letzten Nächten war sie manchmal emporgefahren mit dem schrecklichen Gedanken — vielleicht hatte sie geträumt — er sei tot und darum hörte sie nichts von ihm.

Ihr Kopfkissen war naß, die Tränen rannen ihr von den Augen. Sie streckte die in kaum einer Woche dünner gewordenen Arme sehnsüchtig nach ihm aus, aber er kam nicht.

Sie hatte versucht, mit Tante Jeanne von ihm zu sprechen, doch jedesmal hatte die gesagt: „Simone, daran darfst Du jetzt nicht denken, das regt Dich zu sehr auf; ich darf überhaupt nicht solange mit Dir sprechen. Dr. Meunier hat's ausdrücklich gesagt. Du bist krank, vergiß das nicht. Wir wollen warten, bis Du gesund bist."

Digitized by Google

Aber es war Simone, als könnte sie nicht gesund werden; denn nicht ihr Körper allein, ihre Seele war krank, krank an jener unerklärlichen Macht, von der die Philosophen sagen, sie existiert nicht, von der die Gefühllosen meinen, sie sei lächerliche Einbildung, die aber doch starke Männer zitternd weinen läßt und schwache Frauen stärkt, alle Leiden dieser Erde zu erdulden.

Ja sie war krank an einem mystischen, wunderlichen Rätsel, das mit süßem Gift in ihr Herz gedrungen war, von dem es durch die Adern getrieben ward bis in die letzten Enden ihres Körpers.

Sie lag auf ihrem Lager und dachte nur an ihn, an ihn, an ihn!

Er war ihr erster Gedanke und ihr letzter; er stand an ihrem Lager, wenn die freundlichen Worte des Arztes klangen, dann mußte sie sich zusammen nehmen, denn Dr. Meunier trug in ihren Fieberphantasien seine Züge.

Und wenn Tante Jeanne ihr mit ruhiger Stimme erzählte, so hatte deren ernstes, bewegungsloses Gesicht etwas von dem traurigen Ausdruck, den seine Augen, wie sie meinte, trugen.

Wenn man sie abends verlassen hatte, die Läden geschlossen waren, das Licht gelöscht, so wußte sie, einer blieb zurück, er stand schirmend ihr zu Häupten, und in Gedanken an ihn schlief sie ein.

Manchmal war es ihr, als lägen beruhigend seine Hände auf ihrer heißen Stirn. Doch wie es anfing, ihr besser zu gehen, kamen die Zweifel. Warum ließ er nichts von sich hören? Warum erfuhr sie nicht, was er mit dem Vater gesprochen? Aber jedesmal kämpfte sie die finsteren Gedanken nieder, und siegreich kehrte der Glaube an ihn zurück.

Seitdem sprach Herr de Corvieux weniger mit ihr, aber er besuchte sie täglich mehrmals. Er brachte, nun, wo es der Arzt erlaubte, ein Buch mit und begann ihr vorzulesen. Er war rührend darin; denn es störte ihn nicht, daß sie manchmal dabei einschlief, sondern er machte nur mit dem kleinen goldenen Bleistift, der an seiner Uhrkette hing, an der Stelle, wo er aufgehört hatte, ein Kreuz.

Wenn er dann wiederkam, fuhr er fort, als wäre nichts geschehen. Doch schon nach den ersten Sätzen weilten ihre Gedanken nicht mehr dabei: sie dachte wieder an die wenigen Worte, die sie mit ihm im Garten gewechselt, und ein seliges Lächeln ging über ihr Gesicht, so daß der Vater erfreut sagte: „Mein Kind, macht Dir's denn Spaß, soll ich weiter lesen?"

Dann nickte Simone, und er fuhr fort.

Er erzählt ihr auch von allem, was draußen vorging, von der Hochzeit, die nun unmittelbar bevorstand.

Sie erregte sich ein wenig bei dem Gedanken daran, was sie anziehen sollte. Aber eines Tages kam der Vater zu ihr herein im Gehrock, den Zylinder in der Hand.

Sie fragte erstaunt: „Wo willst Du denn hin?"

„Der Kontrakt wird unterschrieben."

Simone erschrak. Dann war ja morgen Hochzeit! Und sie sagte erregt: „Papa, bitte schicke mir doch mal Tante Jeanne."

„Was willst Du denn, mein Kind?"

Sie hob sich schon, als wollte sie die Decke von sich werfen: „Ich will aufstehen!"

„Wozu denn?"

„Ich muß doch, wenn morgen Hochzeit ist?"

Herr de Corvieux setzte den Zylinder auf den kleinen goldbronzebeschlagenen Nähtisch, trat nahe zu seiner Tochter heran und meinte: „Aber mein armes, liebes Kind, das geht ja doch nicht, Du bist ja krank. Oder vielmehr, Du warst krank! Nur mußt Du Dich noch sehr schonen!

Simone wurde erregt: „Aber ich darf doch aufstehen!"

„Nein, Kind, noch nicht."

Sie blickte ihn schreckverstört an: „Dann bin ich ja nicht bei der Hochzeit dabei?"

Der alte Herr ließ sich nieder am Bett, das eine Knie auf dem kleinen Betschemel. Er umfaßte die mager gewordene Gestalt seines Kindes und redete ihr zu Geduld zu haben; sie wüßte ja gar nicht, wie krank sie gewesen wäre; sie hätte eine Lungenentzündung gehabt, und wenn es ihr auch bald wieder ganz gut gehen würde, so müßte sie doch diese Tage noch ruhig verbringen.

Er sagte, so eine Hochzeit wäre gar nicht besonders interessant, im übrigen könnte sie noch oft Brautjungfer sein, wie

Digitized by Google

sie es sonst diesmal gewesen wäre, z. B. wenn Liane d'Arnaud einmal heiratete, oder irgend eine andere ihrer Freundinnen.

Simone richtete sich auf und rief heftig: „Wer hat gesagt, ich sollte Brautjungfer sein? Ich will nie Brautjungfer sein. Ich will nie anders beim Altare stehen, als wenn ich selbst davor stehe, hörst Du, Papa?!"

Sie ward immer erregter, setzte sich im Bett und schrie: „Aber das gönnst Du mir nicht! Und alle Liebe hilft mir nichts, und nicht die Gesundheit, denn wozu da gesund werden, wenn ich ihn nicht bekommen kann; denn hörst Du, Papa: einen anderen nehme ich nicht! Eher — Eher — eher töte ich mich!"

Durch die Anstrengung kam ein Hustenanfall über sie, sie preßte die Hände auf die Brust, stieß den Vater, der sie unterstützen wollte, beiseite und suchte krampfhaft unter der Kopfrolle ihr kleines Taschentuch. Ein Falzbein lag noch vom Vorlesen eines neuen Buches, das Herr de Corvieux aufgeschnitten, auf dem Nachttisch. Sie ritzte daran ihre zarten Finger, nur ganz wenig; aber bei ihrer empfindlichen Haut traten sofort einige Blutstropfen heraus und wie sie das Taschentuch vorhielt und hustend sich ihr armer schwach gewordener Körper krümmte, färbten die kleinen roten Tropfen den Batist.

Sie aber kniete hin im Bett, hob die Hand, blickte das Madonnenbild aus Emaille, unter dem ein kleines Weihwasserbecken hing, an und rief, indem die Worte in rasender Hast ihr von den Lippen kamen: „Ich schwöre bei der heiligen Jungfrau, ich werde niemals einem andern angehören, als ihm!"

Dann fiel sie entkräftet zurück, und die gereizte Lunge rächte die Anstrengung, die ihr zugemutet worden, indem ein so wütender Anfall Simone überkam, daß es ihrem Vater war, als sollte sie die Seele aushauchen.

Simone hatte nichts davon gespürt, daß sie sich am Falzbein geritzt; sie wußte nicht, daß ein paar kleine rote Stellen ihr Taschentuch färbten. Herr de Corvieux aber, der starr vor Entsetzen den seiner Ansicht nach lästerlichen Eid seiner Tochter angehört, sah das Blut, das sie, wie er meinte, aus der wunden Lunge gehustet. Er erblickte sein Kind schon vor sich, leblos, auf den Kissen, und den Vater, der sein Kind im tiefsten Herzen liebte, packte ein solcher Schreck, daß er hinauslief und die Tür offenlassend, durch das ganze Haus rief: „Jeanne, Louise, Paul, Bertha, Claire, schnell, schnell, schnell! Hilfe! Hilfe!"

Und als dann von allen Seiten die Hausbewohner gestürzt kamen, deutete er nach Simones Zimmer, mit ausgestreckter Hand, mit entsetzensvoll aufgerissenen Augen, er selbst aber sank mit schlotternden Knien in einen Stuhl.

## VIII.

Die Hochzeit hatte stattgefunden. Simone, die einen kleinen Rückfall durch die Aufregung gehabt, merkte davon nichts. Tante Jeanne, froh, einen Vorwand gefunden zu haben, den Verwandten des jungen Préfailles aus dem Wege zu gehen, blieb unausgesetzt bei der Kranken. Der Lärm der Gäste drang kaum bis zu ihnen, denn alles spielte sich an der Vorderfront ab, und nur die Auffahrt der Wagen konnte man vom Zimmer aus hören.

Tante Jeanne hüllte Simone in Shals und Decken, dann stellten sich die beiden ans Fenster und spähten hinter den Brisebises, den niedrigen Fenstervorhängen, die man an einem Messingstab zur Seite ziehen konnte, hinunter auf den kleinen Ehrenhof.

Das meinte Tante Jeanne verantworten zu können.

Alle Ankommenden nannte Simone leise beim Namen, nur einmal wurde sie lebhafter, als die Brautjungfer Liane erschien mit einem jungen Offizier, ihrem Brautführer, einem entfernten Verwandten des Bräutigams.

Onkel René stieg aus, ging auf den Rasenplatz bis an die große Vase in der Mitte, blickte hinauf zu den Fenstern und winkte lebhaft mit der Hand, indem er laut rief: „Gute Besserung!"

Da lief über der Kranken Gesicht ein Lächeln, und Tante wie Nichte ließen den Vorhang fallen, während Simone ängstlich sagte: „Onkel René hat uns gesehen."

Dann fühlte sich Simone erschöpft, Tante Jeanne brachte sie zu Bett, und die Kranke versank in tiefen Schlaf.

Sie träumte, sie wäre selbst die Braut, denn unausgesetzt beschäftigte sie sich mit der Hochzeit. Sie sah sich im weißen Kleid

den Orangeblütenkranz im Haar; sie hörte die Orgel zittern, den Gesang, der unter der hohen Wölbung widerhallte.

Aber es quälte sie im Traum, daß sie ihres Bräutigams Gesicht nicht sehen konnte, und sie gab sich Mühe zu erwachen, um dieser schrecklichen Ungewißheit enthoben zu sein.

Als sie die Augen aufschlug, standen ihre Eltern an ihrem Bett. —

Sie begriff nicht, sie war doch noch eben in der Kirche gewesen? Da sah sie ihre Mutter mit dem Taschentuch vor den Augen und ihr Vater sagte: „Unsere arme Claire ist fort!"

Es klang, als käme sie nimmer wieder.

Nun erst gewahrte Simone, daß der Vater im Frack war und die Mutter auf dem seidenen Kleid ihren schönsten Schmuck trug. Die Schwester, mit der sie zwei Jahrzehnte jeden Schritt gemeinsam getan, war gegangen und hatte ihr nicht Lebewohl gesagt.

Herr de Corvieux aber sprach, indem er sich auf dem Bettrand niederließ: „Du schliefst so schön, Claire wollte Dich nicht stören. Sie läßt Dir Lebewohl sagen."

Da begann Simone zu weinen vor Rührung und im stillen, hoffnungslosen Gedenken, sie würde nie so glücklich sein wie ihre Schwester.

Als das die Eltern sahen, rann ihnen beiden stärker das Wasser aus den Augen. Die Mutter bekam einen Anfall, sank am Bett in die Knie, umarmte ihre Tochter, und während sie unausgesetzt schluchzte, stammelte sie: „Ja, Du weißt nicht, Simone, wie das ist, ein Kind herzugeben, denn eine Tochter kommt nie wieder. Sie trägt einen anderen Namen, und was wissen wir davon, wie es ihr gehen wird!"

Plötzlich nahmen ihre Gedanken eine andere Wendung. Sie vergaß alle Pläne, die Liebe ihrer Tochter unterstützen zu wollen, krampfte sich an Simone und sprach: „Du, mein Kind, bleibst aber bei uns! Willst Du mir das versprechen? Denn was hat man sonst von seinen Kindern! Man opfert ihnen die Nächte, man sorgt für sie von früh bis spät, und dann kommt eines Tages irgend ein Mensch, den man gar nicht gekannt hat, und die Tochter ist fort! Ach, das Leben ist so entsetzlich traurig!"

Da geschah etwas Sonderbares. Herr de Corvieux zog die weiße Weste herab, strich sich den Knebelbart und sagte feierlich, als wollte er feststellen, daß sie sich in einem der großen Momente ihres Daseins befanden: „Louise, wir dürfen nicht selbstsüchtig sein! Wir wissen nicht, wie nahe der Tod bei unserer armen Kleinen vorübergegangen ist; und ich habe mir in einem gewissen Augenblick das Versprechen gegeben, sie solle selbst über ihr Schicksal entscheiden."

Er machte eine Pause, blickte abwechselnd Simone und seine Frau an, ehe die große Überraschung kam, dann sagte er:

„Simone, Du weißt, Dein Schwager Edmond ist ein außerordentlicher Mensch, und ich gebe sehr viel auf sein Urteil. Ich habe mit ihm über seinen Freund gesprochen, und er hat ihm das allergünstigste Zeugnis ausgestellt. Edmond ist gar nicht blind, er sieht die Schwierigkeiten sehr wohl, die entstehen, wenn sein Schwager Deutscher ist; wir werden außerdem von unserem Kind nicht mehr viel haben, denn wenn sie erst einmal da drüben ist, so kann man nicht ausspannen lassen und hinüberfahren. Denn nicht bloß, daß es eine Reise ist, die Du, Louise, und ich wohl in unseren Jahren nicht mehr werden zurücklegen können ..."

Frau de Corvieux wurde unruhig, er aber fuhr fort: „Ich weiß schon, was Du sagen willst, Du bist noch jung; aber ich nicht. Doch wenn unser Kind meint, meine liebe Louise, nur so könnte sie glücklich sein, so haben wir kein Recht, ihrem Glück im Wege zu stehen. Und deshalb ..."

Er griff in die Tasche seines Frackes, faßte in die andere Brusttasche, fuhr in sämtliche Taschen seiner Weste, suchte in den Hosentaschen, ward bei steigendem Ärger immer röter und rief: „Einen Augenblick!"

Dann war er wie der Blitz hinaus, während Frau de Corvieux ihm mit offenem Mund nachstarrte. Sie blickte ihre Tochter an: „Simone, um Gottes willen, verstehst Du denn nur Deinen Vater?"

Das Mädchen nahm die Hand der Mutter, hielt sie fest und starrte mit großen Augen nach der Tür, durch die im nächsten Augenblick Herr de Corvieux, ein Papier in der Hand, wieder eintrat. Das reichte er freudestrahlend Simone, die nicht lesen konnte, denn ein Tränenschleier senkte sich über ihre Augen. Madame de Corvieux

aber las mit ihren gesunden Augen, die, wenn Not am Mann war, keiner Lorgnette bedurften, laut vor:

„Graf Rundstetten, Rosenau, Brandenburg, Preußen. Wegen Zukunft und Krankheit hier, Ihre sofortige Anwesenheit dringend erwünscht. de Corvieux."

Frau de Corvieux war im Grunde nicht im mindesten einverstanden, denn jetzt fühlte sie sich zum zweitenmal übergangen. Doch Herr de Corvieux sagte zu seiner Frau: „Wir wollen nun Simone ihrem Glück überlassen, denn daß es das ist, kannst Du ihr ja ansehen."

Aber er wollte doch noch die Quittung für seinen Edelmut einheimsen und fragte: „Nun, mein Kind, was sagst Du denn jetzt zu Deinem kleinen Papa?"

Simone öffnete nur die Arme, der Vater warf sich hinein, und da die Mutter nicht zurückstehen wollte, umarmte auch sie ihr Kind. Dann klopfte Herr de Corvieux sie auf den runden Rücken: „Louise, Du hast doch immer gewollt, daß Deine Töchter nach Liebe heiraten sollten. Na, wessen Wille ist nun geschehen?"

Frau de Corvieux' Mienen heiterten sich auf: im Grunde genommen hatte er ja vollkommen recht, wie blind war sie nur gewesen! Und sie meinte in allem Ernst, sie wäre eigentlich die Ehestifterin.

Und auch sie wiederholte fast die gleichen Worte, die Herr de Corvieux vorhin gesprochen: „Simone, bist Du nun zufrieden mit Deiner kleinen Mama?"

Dann gab sie ihrem Manne einen Versöhnungskuß und sagte, wie sie es wohl als ganz junge Frau getan, als die Mädchen eben heranwuchsen: „Dicker, das warst Du mir aber auch schuldig!"

Die Eltern ließen Simone allein. Sie hielt noch immer den Entwurf des Telegrammes in der Hand, sie buchstabierte mit Tränen des Glückes den Namen, den sie noch nie geschrieben gesehen; und schließlich nahm sie das Bettlaken, das um die Flanelldecke gelegt war, zog es sich über den Kopf und verbarg, wie einst die Alten ihren Schmerz, so ihr überströmendes Glück, indem sie das Gesicht verhüllte.

Herr de Corvieux sagte beim Frühstück, als die Radieschen herumgingen und der alte Paul in das Anrichtezimmer gegangen war: „Meine liebe Jeanne, ich möchte Ihnen eine Mitteilung machen: Simone wird sich verloben, ich habe dazu im Einverständnis mit meiner Frau an Graf Rundstetten telegraphiert, das ist nämlich der Bräutigam!"

Er wollte sich an ihrem erstaunten Gesicht weiden, doch sie verzog keine Miene: „Ich gratuliere!"

Er war etwas enttäuscht: aber er sagte sich, er hätte doch das herrschende Weiberregiment im Haus wieder einmal in den gebührenden Grenzen gehalten.

Um alle Weiterungen abzuschneiden, sagte er noch, indem er ähnliche Worte brauchte, wie Graf Rundstetten selbst gegenüber: „Er ist zwar kein Franzose, ja sogar ein Deutscher; aber Sie werden einsehen, liebe Jeanne, es kommt hauptsächlich darauf an, daß jemand Gentleman ist, und Gentlemen gibt es in jeder Nation."

Tante Jeanne gab ruhig zurück, indem sich abermals in ihrem Kameenangesicht nicht eine Linie veränderte: „Gewiß, das meine ich auch!"

## IX.

Inzwischen kam ein Telegramm, Graf Rundstetten würde Sonnabend abend 5,45 ankommen.

Mit Simone aber geschah ein Wunder. Sie ward voller und runder, bekam Appetit und aß für zwei. Kein bißchen hustete sie mehr, und Dr. Meunier meinte, indem er sich mit der silbernen Krücke seines Spazierstocks, den er immer mit ins Zimmer nahm, das Kinn rieb, er hätte nichts dagegen, wenn Simone an die Luft ginge. Dann sagte er, weil ihm Frau de Corvieux im Vertrauen eine Andeutung gemacht hatte: „Die Seelenstimmung günstig zu beeinflussen, ist unsere Hauptaufgabe. Und wenn da noch so unerwartete Hilfe kommt, so können wir ruhig die Hände in den Schoß legen."

Simone aber wußte vor Ungeduld nicht, wie sie die Zeit hinbringen sollte. Sie hatte nur noch einen Gedanken: Er kommt!

Mittags traf ein Brief von Claire ein aus Luzern, denn Edmond war seiner Vorliebe für das Reisen treu geblieben und wollte auf der Hochzeitsreise seiner jungen Frau gern die Schweiz zeigen.

Die junge Baronin de Préfailles schrieb sehr verständig, mit aller schuldigen Dankbarkeit für die Eltern, indem sie nicht vergaß, für Simone ein paar Worte einzu-

flechten und Tante Jeanne was Nettes zu sagen. Aber eigentlich klang das alles nicht wie von einer Jungvermählten kommend.

Sie schien die Berge schön zu finden, ohne gerade übermäßige Begeisterung zu verraten, die eben nicht in ihrer Natur lag.

Als Herr de Corvieux vorgelesen hatte, schwieg er.

„Sie scheint nicht übermäßig glücklich zu sein," sagte die Mutter.

Und sie dachte dabei an die Romane, die sie tagtäglich las, an die Liebe, von der da gesprochen ward, die sie immer zu Tränen rührte.

Tante Jeanne verteidigte ihre Nichte: „Sie hat sich ja auch ihren Mann nicht gewählt!"

Herr de Corvieux gab zurück, indem er über den Rand des Briefes schielte, den er immer noch in der Hand hielt: „Aber einen netteren, anständigeren, reicheren Mann hätte sie nicht finden können. Na, wir werden ja sehen, wie es mit der anderen Wahl ist, die ich getroffen, ich meine, die Louise und ich getroffen haben. Unserer kleinen Simone Herzensneigung!"

Und es klang fast, als wünsche er, nur um seine Theorie bewiesen zu sehen, Simones Liebesehe möchte dermaleinst schief gehen.

Frau de Corvieux legte den Finger auf den Mund und blickte zu ihrer Tochter: „Louis, Du bist wieder gräßlich!"

Simone aber hatte kein Wort davon gehört.

Sie weilte unausgesetzt mit ihren Gedanken bei ihm; ab und zu fragte sie nur, ob der Zug auch nicht zu spät ankommen könnte, und als es Zeit war zum Fortfahren, ängstigte sie sich, daß der Wagen noch immer vor der Tür hielt.

Tante Jeanne wollte, sie solle sich hinlegen, denn es würde noch Aufregungen genug geben, aber sie war nur dazu zu bringen, sich in den Salon zu setzen, wo sie an der Kaminuhr mit ungeduldigem Auge den Gang der Zeiger verfolgte.

Auch die Mutter befand sich in einer gewissen Spannung. Sie hatte ihr Mädchen schon zweimal gefragt, ob ihr die lila Schleife gut stünde, und im letzten Moment entschloß sie sich, ein anderes Kleid anzuziehen.

Sie beauftragte den alten Paul, es ihr ja beizeiten zu sagen, wenn der Wagen am unteren Ende der langen Allee erschien, die zum Schloß von St. Mathurin führte. Er tat noch mehr; er schickte, um Auslug zu halten, den kleinen Gärtnerssohn auf die Plattform oben auf dem Schloß, wo die Trikolore wehte.

Auch die alte Bertha stieg, trotz der Hitze im Boden, bis zum Dach hinauf und spähte aus einer Luke.

Der Gärtner aber, der alte Blaise, der vom ganzen Haus die kleine Simone am meisten in sein Herz geschlossen hatte, denn sie kümmerte sich wirklich um die Blumen, ging an eine Ecke des Parkes, wo eine riesige Edelkastanie stand. Die erklomm er, trotz seiner Jahre, und machte sich hoch im Grünen einen Beobachtungsposten zurecht. Von dort aus übersah man die Straße bis zur Meierei La Haye.

Aber der Wagen kam und kam nicht. Simone war nahe am Weinen vor nervöser Erregung. Tante Jeanne lief wie ein Tier im Käfig auf und ab, und wenn es noch lange gedauert hätte, so würde sich Frau de Corvieux abermals für ein anderes Kleid entschieden haben.

Da tönte aus den Zweigen der Kastanie ein langgedehnter Pfiff; der Junge auf dem Dach begann mit hoher Fistelstimme zu kreischen, die alte Bertha schrie aus der Luke, und der alte Paul stürzte in den Salon: „Fräulein Simone, sie kommen!"

Simone stand auf und warf den seidenen Schal, den ihr Tante Jeanne trotz der Hitze über die Kniee gelegt hatte, fort.

Es war ausgemacht worden, daß die Damen den Bräutigam hier erwarten sollten; aber im letzten Augenblick stieß Frau de Corvieux alles um und rief Simone in das kleine Boudoir nebenan. Im weißen Kleide stand sie da, aus dem das zarte, von der Krankheit noch immer etwas schmale Gesicht, wie das matte Rund einer Perle herauswuchs.

Da gingen die Türen, Herr de Corvieux' Stimme tönte, laut, lustig, denn heute, wo er Geschäftigkeit entwickeln konnte, war er in der rosigsten Laune: „He! Holla! Wo steckt Ihr denn? Simone!"

Und er zog eiligst Graf Rundstetten in die große Glasveranda hinaus.

Frau de Corvieux rief entsetzt: „Herrgott, wir sind doch hier!"

Studienkopf. Ölgemälde von Prof. Otto Seitz-München.

Herr de Corvieux machte seiner Frau Vorwürfe, daß sie die Verabredung nicht eingehalten habe. So achteten sie denn beide im ersten Augenblick nicht auf das junge Paar.

Graf Rundstetten aber eilte auf Simone zu, öffnete beide Arme, schloß das Mädchen an sich, und die kleine, schmächtige Gestalt gab sich ihm glücklich, willenlos hin.

Er nahm ihre Hände, küßte die zarten Finger, strich ihr schwarzes Haar, beugte sich ein Stück zurück, als wollte er sehen, ob sie es wirklich wäre, und da er ihre Wangen schmal fand, streichelte er sie; dann aber wieder nahm er sie in die Arme, der riesige Mann, wie eine kleine Puppe und drückte sie an seine Brust, daß sie vollkommen verschwand. Sie ließ sich küssen und liebhaben und immer sagte sie nur: „Ich habe so lange gewartet!“

Er jubelte laut auf: „Aber ich bin ja da! Nun ist ja alles gut! Ich habe schon unterwegs mit dem Papa alles besprochen. Du bist meine Braut, Simone, meine kleine Simone, meine süße kleine Simone! Weißt Du denn, was das für Glück bedeutet? Ich bin ja so glücklich, ich weiß gar nicht, was ich sagen soll! Ich könnte die Wände einrennen! Mit Dir laufen bis ans Ende der Welt! Was Du willst! Denn jetzt sind wir ja endlich zusammen, und nun hat alle Ungewißheit ein Ende! Aber Ungewißheit war's eigentlich nicht; wir wußten, was wir wußten! Nicht wahr, meine kleine Braut?“

Dabei griff er um ihre Taille mit beiden Händen, hob die zierliche Gestalt mit seinen Riesenkräften hoch und drehte sie im Kreise herum. Dann stand er lachend, indem er ihre Hand durch seinen Arm zog, neben ihr und sah seine Schwiegereltern an.

Die waren beide starr vor Schreck. Frau de Corvieux sagte, fast wie gelähmt: „Er hat sie geküßt! Er hat meine Tochter geküßt! Er hat sie auf den Mund geküßt!“

Herr de Corvieux aber machte gute Miene dazu: „Na, da sie nun doch seine Frau werden soll — —“

Dann wandte er sich zu Tante Jeanne, der ein wehmütig gerührtes Lächeln um die Lippen stand: „Er hat Temperament, der Junge! Er hat Temperament!“

Nun erst kam der Bräutigam dazu, die anderen zu begrüßen.

Er trat zu Frau de Corvieux und küßte ihr die Hand. Sie sagte ein paar Worte, die sie für nötig hielt.

Aber bald konnte sie nicht weiter sprechen, denn die Rührung erstickte ihre Stimme. Und als die kleine Simone ihr um den Hals fiel, stürzten ihr die Tränen in Strömen.

Simone dankte ihren Eltern naiv, als hätte man ihr, dem kleinen Mädchen, endlich die große Puppe geschenkt, die sie vor langer Zeit einmal im Schaufenster gesehen und bewundert hatte.

Tante Jeanne schlich still davon. In ihrem Zimmer setzte sie sich ans Fenster und schaute hinaus in die weite Landschaft auf der entgegengesetzten Seite von dem Blick nach Trèves, denn dies Zimmer hatte sie gewählt, um wenigstens hier durch die Aussicht nicht an ihre Vergangenheit erinnert zu werden.

Und doch war es fast der Blick, den sie einst von Trèves aus gehabt hatte.

Aber sie sah nicht die reifenden Felder, die grünen Einfassungen, die dunklen Dächer auf den weißen Häusern, ihr Geist war bei der Szene, deren Zeuge sie eben gewesen, ihr Geist und ihr Herz — das Herz, das in dieser Frau steckte, wie ein unnützes, verschrumpftes Organ, das, ohne Nahrung zu finden, vertrocknet ist.

So wie sie diese beiden jungen glücklichen Menschen eben gesehen, hatte sie sich die Liebe gedacht, die ihr nie geworden war.

Und in ihrer Seele war es wie ein tiefes, erschütterndes Erlebnis, daß zwei Menschen so sein konnten, wie diese, krank beide und jetzt, wo sie geheilt waren, törichten, spielenden Kindern gleich in all ihrem überwältigenden Glück.

Endlich erhob sich Tante Jeanne, ging in ihr Toilettenzimmer, tupfte sich mit dem Schwamm die Augen und tat etwas gelben Puder auf ihr Gesicht.

Dann sah sie nach der Uhr auf dem Kamin: sie mußte hinunter zum Diner.

Aber erst trat sie noch zu einem kleinen Schrank und nahm ein Etuis heraus; sie zögerte nur einen Augenblick, dann steckte sie es in die Tasche.

Als sie im Salon erschien, erhob sich der Bräutigam, der mit Simone Hand in Hand gesessen, während ihm gegenüber die Eltern Platz genommen hatten.

Er sagte, zu der Eintretenden gewendet,

indem er Simones Köpfchen an seine Schulter zog: „Sie ist etwas schmal geworden, aber wie sähe sie aus ohne Ihre Pflege! Ich danke Ihnen für Ihre Liebe und Sorgfalt.“

Dann nahm er wieder ruhig seine Braut beim Kopf und drückte dem errötenden Mädchen einen Kuß auf die Wange.

Auf der Eltern Gesicht las er leises Erstaunen; er war einen Moment unschlüssig, dann fragte er, indem er immer noch seine Braut umarmt hielt: „Ach, das tut man wohl nicht? Seien Sie mir Armen nicht böse. Ich habe ja darin keine Erfahrungen und kenne nicht Ihre Sitten.“

Herr de Corvieux erklärte mit ein paar freundlichen Worten, in dem einen Lande machte man es so, in dem anderen so, und da er gehört hatte, daß der Bräutigam Simone Du nannte, fragte er danach.

Graf Rundstetten meinte: „Bei uns nennt man seine Braut Du, denn sie soll nicht bloß, nein, sie ist uns doch schon die Nächste für das ganze Leben. Und dann versteht sich das andere von selbst.“

Er machte ein trübseliges Gesicht und blickte Simone an, die die Augen zu Boden schlug, während er fortfuhr: „Aber wenn man es hier nicht darf — —“

Herr de Corvieux blickte seine Frau an, als suchte er ihr Einverständnis; dann meinte er: „Nun, was bei Ihnen erlaubt ist, soll Ihnen hier nicht verboten sein.“

Der Bräutigam hielt die widerstrebende Simone; er näherte sich ihr und fragte schelmisch: „Also darf ich?“

Es zuckte um des Schwiegervaters Mundwinkel: „Gut, aber nur unter vier Augen!“

Graf Rundstetten fragte: „Also nicht hier?“

„Doch. Sagen wir also unter zehn Augen. Ich darf dabei sein, meine Frau, Tante Jeanne, Sie, na, und Simone muß wohl dabei sein.“

Der Bräutigam schloß Simone in die Arme, als wollte er sie nie wieder lassen.

Jetzt aber rief Herr de Corvieux, und er lief dazu im Zimmer herum, indem er sich scheinbar verzweiflungsvoll an die Stirn faßte: „Er hat sie geküßt! Mein Gott, mein Gott, er hat sie geküßt!“

Dann machte er einen Scherz über den anderen. Er fragte seine Tochter, ob es ihr geschmeckt hätte; sie sollte sich nur in acht nehmen, daß sie dabei nicht einmal zerdrückt würde; als Herr de Corvieux dann schmunzelnd rief: „Er hat Temperament, der Junge! Er hat Temperament! Er hat Temperament!“ da öffneten sich die Türen zum Eßzimmer, der alte Paul trat herein und meldete Frau de Corvieux: „Es ist angerichtet!“

Diesen Augenblick benutzte Tante Jeanne und steckte Simone das kleine rotseidene Etuis zu mit den Worten: „Ich wollte es Dir eigentlich erst später geben; aber ich habe Dein Glück gesehen und hielt es nicht mehr aus.“

Simone wußte nicht, wie ihr geschah, und wagte gar nicht zu öffnen. Doch die Tante drückte selbst auf den kleinen Knopf, und es erschien eine riesige Perle, die in einer aus Brillanten gebildeten Muschel saß, von der lauter winzige Brillantketten niederhingen, als ströme Wasser über sie hin. Die flimmernden Steine waren blitzendes, zitterndes Leben, während die schwarze Perle ruhig darin saß, von all dem Leuchten umgeben, ein Ruhepunkt für das Auge.

Es war der einzige Schmuck von Wert, den die Tante besaß; denn all die schönen Dinge, mit denen in den ersten Ehezeiten der Baron Marcel sie behängt, aus Eitelkeit vor den Leuten, oder um sie ruhig zu stimmen, wenn er Eifersucht fürchtete, hatte sie in Trêves zurückgelassen.

Und Tante Jeanne sagte der kleinen Simone ins Ohr: „So soll Eure Liebe sein: wie eine köstliche, reine Perle, unbewegt, wenn sie die Wirrnisse und Fluten des Lebens umzittern.“

Aber ehe Simone danken konnte, hatte Tante Jeanne schon ihres Schwagers Arm ergriffen und ging hinter dem Brautpaar her zu Tisch.

## X.

Nun folgte eine Zeit von eitel Sonne und Licht. Das junge Paar lebte in St. Mathurin wie im Traum. Es kam in dieser Zeit, wo einzelne der Nachbarn in den südlichen Seebädern weilten und andere auf die Jagd gingen, sehr wenig Besuch.

Herr de Corvieux hatte die Verlobung zwar den nächsten Verwandten mitgeteilt, aber er machte keine Besuche. Er meinte, das hätte Zeit. So fuhren denn die Corvieux auch nicht über Land. Edmond und Claire befanden sich noch auf der Hochzeits-

reiſe. Er ſchrieb einen ſehr herzlichen Gratulationsbrief. Claire fügte nur am Rand ein paar Zeilen hinzu, es wäre ſchade, daß ſie durch die Umſtände ſpäter von ihrer Schweſter räumlich ſo weit getrennt ſein würde.

Man las Charles, wie Graf Karl Rundſtetten jetzt genannt wurde, dieſe Stelle nicht vor, aber er ſagte, als ahnte er ähnliches:

„Ich werde mit meiner kleinen Frau jeden Urlaub herüberkommen, damit ſie ihr Vaterland nicht vergißt!“

Simone ſchüttelte den Kopf: „Das werde ich nie vergeſſen.“

Und er ward einen Augenblick ängſtlich: „Wirſt Du Dich denn eingewöhnen können bei uns?“

Sie blickte ihm voller Liebe in die Augen: „Du kannſt mich hinnehmen, wohin Du willſt; denn wo Deine Heimat iſt, wird meine auch ſein, und wo Du biſt, bin ich glücklich.“

Dann gingen ſie zuſammen in den Park, die Stelle zu ſuchen, wo ſie ſich einander verſprochen hatte. Sie ſtellte ihn hin, daß es auch auf den Zentimeter genau ſtimmen ſollte, und dann ſich ihm gegenüber. Sie ſahen ſich an, lachten und lagen einander in den Armen.

Dann mußte er mit ihr in den kleinen Garten gehen, den ſie ſich eingerichtet hatte. Sie nahmen auf der winzigen Bank Platz, und dort im Schatten der Zweige, die ihnen zu Häupten niederhingen, umgeben von all den farbenglühenden, duftenden Blumen, deren Namen ſie ihm, der ſich um Blumen nie gekümmert, nennen mußte, genoſſen ſie das Glück ihrer Liebe und ſprachen von der Zukunft.

Sie fragte ihn nach allem da drüben, das ihr fremd war. Sie wollte wiſſen, wie dort die Menſchen wären. Er ſagte: „Nicht alle blond, aber doch blonder und heller in der Farbe als hier und meiſt wohl auch größer.“

Das kleine Mädchen ließ ihre Augen bewundernd über ſeine rieſigen Glieder gleiten und fragte: „Sind ſie alle ſo groß wie Du?“

Er hielt ihre Hand, denn ſie ſaßen immer, die Finger ineinander verſtrickt: „Nein, nicht alle ſo groß.“

Da gab ſie ſtrahlend zurück: „Alſo biſt Du der größte wohl?“

„O nein, es gibt ſchon größere als ich, viel größere noch.“

Simone war faſt enttäuſcht, und er mußte ihr davon erzählen. So kam er auf ſein Regiment. Er ſchilderte die Küraſſiere, große, ſchwere Bauernjungen. Er mußte ihr ſeine Uniform erklären, er ſprach von den hohen Stiefeln, dem weißen Koller und dem großen blitzenden Stahlhelm auf dem Kopf.

Sie hörte ſtaunend zu, und da ihr mit dem Küraſſier der Roßſchweif am Helm unzertrennlich ſchien, wie ſie ihn in Paris öfters geſehen, ſo begriff ſie gar nicht, wie dieſer Helm ausſehen könnte.

„Haſt Du keine Photographie?“

Bei dem Gedanken ward ſie ganz erregt, legte die Hände zuſammen und flehte, er möchte ihr ſein Bild ſchenken.

Als er dann lächelnd geſtand, er habe eins mit, das hätte er ihr zum Abſchied geben wollen, klatſchte ſie in die Hände und wollte, er ſolle es gleich holen. Aber das Wort ‚Abſchied‘ hatte ſie getroffen: ſie hatte geglaubt, er würde nun bei ihr bleiben bis zur Hochzeit.

Nur ſchwer konnte er ihr begreiflich machen, daß er als Offizier nicht beliebig über ſeine Zeit verfügen könne, denn die Pflicht gehe vor. Das Wort ‚Pflicht‘ in ſeiner eiſernen Notwendigkeit, das ſie bei ihrem Vater und den Verwandten und Gutsbeſitzern in der Umgebung, die alle nur von ihren Renten lebten, nie gehört hatte, erſchien ihr wie ein grauſamer Zwang, deſſen Notwendigkeit ſie nicht recht einſah. Aber da er es ſagte, mußte es wohl ſo ſein.

Nun eilte er hinauf und kam bald mit ſeinem Bilde wieder. Sie gingen in den Park hinab, und im Schatten einer großen Wellingtonia beſah ſie die Photographie. Sie ſchrie laut auf vor Freude, küßte das Bild und fragte: „Darf ich es behalten?“

Er gab lächelnd zurück: „Aber ich habe es doch für Dich mitgebracht!“

„Wirklich für mich?“

Und ſie freute ſich über das kleine Pappblatt, als hätte ſie den köſtlichſten Schatz in Händen.

Als ſie zur Viſère hinunterſtiegen, legte er den Arm um ihre Schulter, und die große, ſchlanke Geſtalt ging neben dem zarten, weißgekleideten Ding die breiten, bequemen Wege hinab, wo unten im ſchattigen, laubüberdachten Bett der Bach hinſtrömte, der ſie eigentlich zuſammengeführt

hatte. Sie lehnten ſich über die Mauer, genau ſo, wie einſt die beiden Schweſtern.

Er neckte ſie: „Sag 'mal, meine kleine Simone, haſt Du den Schirm damals nicht abſichtlich hinuntergeworfen?“

Sie war empört: „Hältſt Du mich denn für ſo kokett?“

Statt aller Antwort gab er ihr nur einen Kuß. Und nun träumten ſie, Wange an Wange gelehnt, und während ihre Köpfe in blond und ſchwarz eng aneinander lagen und das Haar des einen in das des anderen überzugehen ſchien, erzählte er von ſeinem Vaterlande und dem erſten Liebestraume. Angeſichts dieſer Garten- und Landſchaftspracht, unter dieſem geſegneten Himmelsſtrich, ſprach er von dem kleinen brandenburgiſchen Ort in immer wärmerem Ton und malte ihn in ſatten, ja faſt glühenden Farben, daß aus dem ſpießbürgerlichen kleinen Neſte, über das im Winter, da es ohne Baumſchutz war, eiſiger Wind blies und die Stürme ſchnoben, das im Sommer nur — in des heiligen Deutſchen Reiches Streuſandbüchſe — Föhren und Kiefern beſaß und wenige Birken, ein Ort ward, der ſich mit St. Mathurin wohl vergleichen ließ.

Er erzählte von der Nachbarſchaft der Garniſon, wo brave, liebe, gute Menſchen ſäßen; er ſprach von ſeinen Kameraden, die ſie alle herzlich aufnehmen würden, und in der Seele des jungen Mädchens erſtand allmählich ein Bild deſſen, was ſie erwartete, das nicht im mindeſten der Wirklichkeit entſprach. Sie träumte von einem St. Mathurin in etwas größeren Verhältniſſen, etwa, als wäre das Schloß in einen der Villenvororte von Paris verſetzt. Es war eigentlich dasſelbe, es waren nur mehr Menſchen und ſtatt der dunklen Hautfarbe ſah man blonde.

Aber das junge Glück der beiden Liebenden wurde bald getrübt durch den Tag, da der Urlaub zu Ende ging.

Der Gedanke an die Abreiſe kam nicht bloß die Braut, ſondern das ganze Haus hart an. In den kurzen Tagen hatte der junge Mann ſich aller Herzen erobert. Er ſprach in ſtillen Stunden mit Tante Jeanne, und mit keckem Finger, dem aber der Takt des Herzens blieb, rührte er an die alte Wunde und ſagte, daß Edmond alles daran läge, Tante Jeanne mit dem Namen Préſailles zu verſöhnen. Und ein Zug, den er erwähnte, rührte ſie ſehr, daß dieſe Neuausſtattung aller Räumlichkeiten nicht zum mindeſten geſchehen ſei, um jede Erinnerung an die Vergangenheit zu bannen. Wenn Tante Jeanne eines Tages zum erſtenmal nach Trèves käme, ſo würde ſie zwar die altersgrauen Mauern ſehen wie einſt, denn das zu ändern lag nicht in ſeiner Hand, aber wenn ſie einträte, ſollte ſie fühlen, daß dieſe Räume ein anderer Geiſt durchwehte als damals!

Und Karl ſchloß, indem er ſeine Braut anſah: „Nicht wahr, Simone, Du wirſt Deiner Tante auch zureden, daß ſie mit uns nach Trèves kommt, wenn Edmond und Claire zurück ſind und ich zurückkehre kurz vor unſerer Hochzeit. Nicht wahr, Simone, Du hilfſt mir bitten?“

Tante Jeanne ſagte nicht nein.

(Fortſetzung folgt.)

---

# Zwei Roſſe.

Zwei Roſſe ſcharf im Züget.
Fort! Zungenſchlag. Landein!
Rechts Reben und Waldeshügel
Und links der lachende Rhein,
Braun Fell und Ketten und Bügel
In blitzendem Sonnenſchein:
Hei, hoch auf freiem Flügel
Das kann nicht ſchöner ſein!

Wir raſſeln und wir jagen
Mit Sang und Peitſchenſchwung,
Durch feſtlich Volk getragen,
Daſs Steine ſprühn im Sprung,
Durchs Dorf und mit Behagen
Durch grüne Dämmerung.
Altfränkiſch unſer Wagen,
Der Roſſe Trab iſt jung.

Nun ſtehn ſie ſtramm im Züget.
Wir raſten am Strom beim Wein.
Dann: fort! Auf Fell und Bügel
Spielt nun Laternenſchein.
Und links die dunkelnden Hügel
Und rechts der rauſchende Rhein.
Nun haben die Roſſe Flügel,
Und alt die Nacht iſt mein.

Willy Rath.

Kaiser Franz Josef auf der Terrasse des Schlosses Schönbrunn.

# Kaiser Franz Josef I. als Weidmann.

Von

**Dr. Curt Rudolf Kreuschner.**

**Mit vierzehn Originalzeichnungen von W. Gause.**

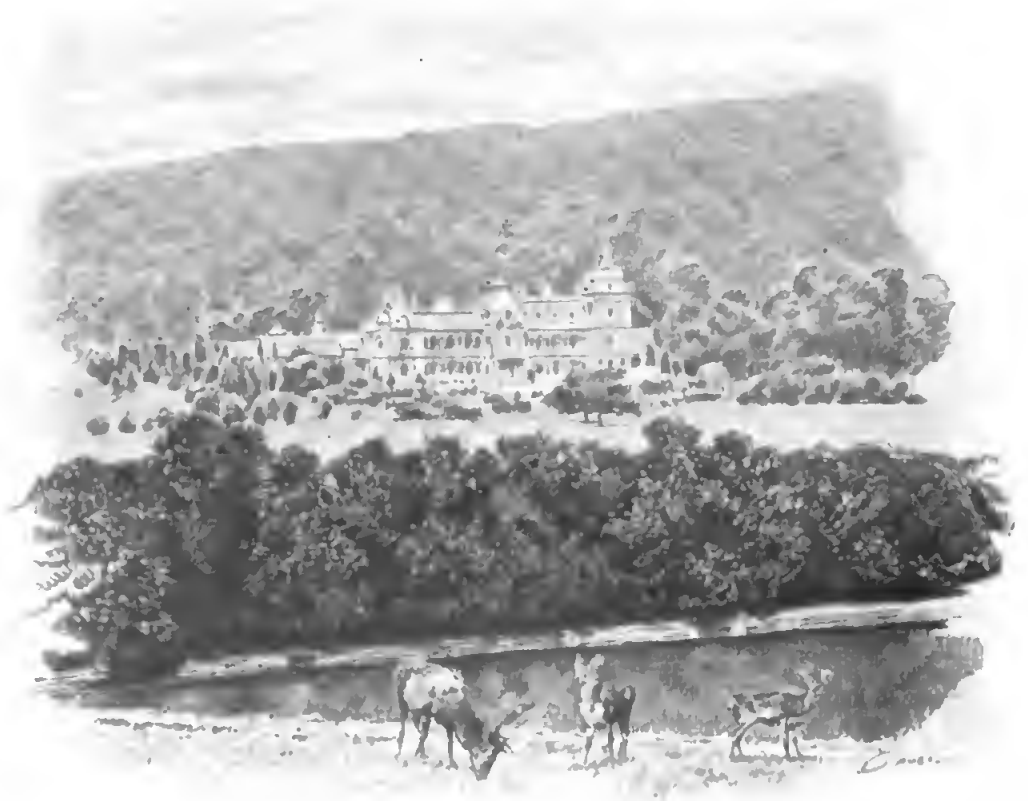
(Abdruck verboten.)

O edles Weidwerk, wer Dich nie gekannt,
Ihm bleibt sie fremd die dichtende Natur;
Wie die Romanze blüht in ihrem Reich,
Der Weidmann fühlt, der Weidmann weiß es nur.
Fr. v. Kobell.

Unter den fürstlichen Jägern der Gegenwart nimmt Kaiser Franz Josef I. einen besonders hervorragenden Platz ein. Allerdings bieten sich in keinem Großstaat Europas — auch das den halben Erdball umspannende, weite Reich des russischen Zaren nicht ausgenommen — so vielseitige Jagdreviere wie in den Gebieten der österreichisch-ungarischen Monarchie, in deren Hochgebirgen ein unvergleichlich reicher Bestand an Gemswild, an Edelhirschen und Auerhähnen die sorgsamste Hege und Pflege findet, während in den weiten Sumpfniederungen der Donau und ihrer ungarischen Nebenflüsse das Wasserwild zur größten Entfaltung kommt, und in den Waldwildnissen der Karpathen und Siebenbürgens noch der Bär, der Wolf und der Luchs in zahlreichen Exemplaren willkommene Ziele für die Kugelbüchse bilden. Hat unter diesen Umständen der Jagdsport sich in Österreich-Ungarn mehr als anderswo zu einer Entwickelung aufgeschwungen, die dem Monarchen als Besitzer der ausgedehntesten Berg- und Waldreviere überreiche Gelegenheit zur Betätigung seiner großen Schießfertigkeit gewährt, so scheint die leidenschaftliche Freude des kaiserlichen Weidmannes an der Jagd anderseits auch ein Erbteil seiner Vorfahren aus habsburgischem und habsburgisch-lothringischem Stamme zu sein, die der Mehrzahl nach hervorragende Jäger waren. Verzeichnet doch Kaiser Maximilian I., „der letzte Ritter“, der kühnste Gemsjäger Tirols, der sich im Jahre 1493 oberhalb der Martinswand bei Innsbruck

bei der Verfolgung einer Gemſe ſo ſehr verſtieg, daß er am Rande des Abgrundes dem ſicheren Tode entgegenſah, von dem ihn nur die genaue Ortskenntnis des Gemsjägers Hollauer errettete, in dem von ihm für ſeine fürſtlichen Nachfolger verfaßten „Haimlich Gejaidt Puech“ allein in Nordtirol 16 Gerichte mit 80 Gehegen, in denen der Kaiſer ein „Hirſch- oder Gambſengejaid“ abgehalten habe. Von dieſem unerſchrockenen Jäger und anderen ſeiner Vorfahren ſind aber auf Kaiſer Franz Joſef auch der empfängliche Sinn für die Natur und ein großes Maß von Liebe für Land und Leute übergegangen, die als weſentliche Züge zu ſeinem Charakterbild als Jäger gehören und ihn von manchem fürſtlichen Nimrod der Vergangenheit auf das vorteilhafteſte unterſcheiden.

Daß in dem kaiſerlichen Prinzen die Anlagen zu einem guten Schützen vorhanden ſeien, zeigte ſich ſchon im Jahre 1841, als der kaum elfjährige Knabe auf einem Schützenfeſte in Salzburg erſchien und mit ſicherer Hand den Meiſterſchuß ins Schwarze tat, der ihm den Ehrenpreis eintrug. Vier Jahre darauf finden wir ihn bereits auf ſeiner erſten Gemsjagd im Salzkammergut. Aus der Umgebung des fünfzehnjährigen Prinzen waren mancherlei Bedenken gegen dieſe Unternehmung unter dem Hinweiſe auf die damit verbundenen Gefahren geltend gemacht worden. Seine Mutter, die Erzherzogin Sophie, die von ſehr energiſchen Erziehungsprinzipien ausging und, um ein Beiſpiel anzuführen, den Befehl gab, dem jungen Fürſtenſohne nicht müde gerittene, ſondern friſche Pferde in der Reitbahn zur Verfügung zu ſtellen, da er, wenn er von dieſen abgeworfen werde, ſchon wieder aufſtehen werde, erteilte allen Einwendungen entgegen die Erlaubnis zur Jagd. Unter Führung des bewährten Waldmeiſters Rupert Pichler durfte der Prinz in das Jagdrevier ſeines Vaters, des Erzherzogs Franz Karl, in „der hohen Schrodt“ hinausziehen und erlegte hier den erſten Gemsbock, deſſen Gamsbart lange Jahre hindurch die Zierde ſeines Jägerhutes bildete.



Jagdſchloß Lainz.

Die stürmischen Ereignisse des Jahres 1848 führten den Erzherzog, der wenige Monate vorher erst sein achtzehntes Lebensjahr vollendet hatte, auf den Kaiserthron. Der junge Monarch, der auf die Nachricht, daß er den Thron besteigen solle, in die klagenden Worte ausbrach: „Lebe wohl, meine Jugend!“ hatte die Entwickelung der Dinge in dem vielsprachigen Donaustaate zur Genüge beobachtet und miterlebt, um eine sichere Vorahnung davon zu haben, daß er fortan nur noch zum kleinsten Teile sich selbst gehören werde. Er faßte aber schon damals die Tage, an denen er dem Weidwerk obliegen werde, als die hauptsächlichsten Ruhepunkte in seinem Herrscherberufe ins Auge; deshalb erließ er schon wenige Tage nach seinem Regierungsantritt eine „Entschließung“, durch die er die Jagdgebiete von Reichenau, Neuberg-Mürzsteg, Eisenerz und im Salzkammergut als „meine Jagd“ erklärte. Diese Gebiete, in denen fast ausschließlich die „hohe Jagd“ auf Gemsen, Hirsche, Auerhähne, Birkhähne und Raubvögel zur Ausübung kommt, haben den Kaiser in seiner ganzen, fast sechzigjährigen Jägerlaufbahn in weit höherem Grade angezogen als die reichen Wildreviere der Ebene und des Hügellandes. Er zieht es noch heute vor, dort zu jagen, wo der Schütze als Einsatz des Erfolges ein mehrstündiges Bergsteigen daransetzen muß, wo als Belohnung dafür aber neben der geschätzten Jagdbeute auch der hohe Naturgenuß winkt, der nur in den Bergregionen dicht unterhalb des Firnschnees und der Gletscher zu finden ist, wo Almrausch und Edelweiß sprossen, wo die Wolken, die Segler der Lüfte, schneller ziehen und der Wanderer sich angesichts der ihm in fürchterlicher Schönheit entgegentretenden Natur dem Himmel näher fühlt. Unter den Jagdrevieren des Kaisers, die nicht im Bereiche des Hochgebirges liegen, kann jedoch eines, nämlich dasjenige von Lainz, aus dieser Betrachtung deshalb nicht ausgeschlossen werden, weil es wegen seiner nahen Lage an der Hauptstadt im Weidwerk des Monarchen eine wichtige Rolle spielt.

Jagdhaus Raßkör auf der Schneealm.

* * *

Der „K. K. Tiergarten Lainz“, wie seine offizielle Bezeichnung lautet, einer der schönsten und größten Wildparke in ganz Europa, ist selbst den Bewohnern der Kaiserstadt Wien, obwohl er im strengsten Sinne des Wortes unmittelbar vor deren Toren liegt, so gut wie unbekannt. Aus den triftigsten, jagdwirtschaftlichen Gründen ist nämlich der allgemeine Besuch verboten, der zu einer Überflutung des Tiergartens mit Sonntagsausflüglern führen müßte, wie sie allenfalls nur in den der Hauptstadt am nächsten gelegenen Teilen des Grunewalds bei Berlin

Kaiser Franz Josef nimmt den Bericht des Jagdleiters Zrunek über die Jagdverhältnisse des Reviers Mürzsteg im gleichnamigen Jagdschloß entgegen.

oder im Dyrehave des Königs von Dänemark bei Klampenborg, nördlich von Kopenhagen zu beobachten ist. Wer von der Station Meidling der Südbahn, die noch tief innerhalb des heutigen Groß-Wien liegt, mit der Verbindungsbahn nach der Haltestelle Unter-Sankt-Veit oder nach dem Westbahnhofe fährt, erblickt dicht hinter der Haltestelle Speising das ebenfalls längst nach Wien eingemeindete Dorf Lainz, während sich auf der linken Seite als Ausläufer des Wiener Waldes ein von üppigem Hochwalde und stillen, blumendurchwirkten Wiesenteppichen bedecktes Hügel- und Berggelände erstreckt, das zahlreiche entzückende Aussichtspunkte enthält und im großen Schottenwalde und im Baderwalde zu einer Höhe von rund 300 Meter über dem Pegel der Donau bei Wien ansteigt. Dies ist der Lainzer Tiergarten, der einen Flächenraum von fast 3000 Hektaren bedeckt und durch eine Riesenmauer von 24 Kilometer Länge bei 2,55 Meter Höhe und 0,5 Meter Dicke gegen die Zudringlichkeit von Neugierigen besser geschützt ist als gegen gelegentliche Wilddiebe.

Der Kaiser, der diesen Wildpark durch eine bequeme Wagenfahrt von 15 bis 20 Minuten über Hitzing erreicht, hält auf den weiten Strecken dieses Gebietes, das stellenweise fast noch den Charakter eines Urwaldes mit riesenhaften Eichen und Weiß- und Rotbuchen bewahrt hat, einen reichen Wildbestand von Hirschen, Damhirschen und Wildschweinen, die in Anbetracht der Zusammendrängung einer großen Menge Wild auf ein umgrenztes Areal zeitweise selbstredend gefüttert werden müssen. Außer Dachsen, Hasen, Rebhühnern und Waldschnepfen, die sich zu den genannten Wildarten hinzugesellen, enthält der Wildpark aber auch zwei erst in neuerer und neuester Zeit in Mitteleuropa eingebürgerte Jagdtiere, die für den Weidmann, dem nicht die auserlesensten

Reviere offen stehen, von höchstem Interesse sind. Das eine ist der virginische Hirsch, der sich hier vorzüglich akklimatisiert hat und fast zahmer und zutraulicher geworden ist, als dem hohen Jäger lieb sein mag, gleichwohl aber in seiner Haltung einige Schwierigkeiten macht, weil diese in ihrer Urheimat mehr und mehr zurückgedrängten, anmutigen Tiere außerordentlich leicht die zarten Läufe brechen und dann in ihrer Hilflosigkeit von dem besonders darauf achtenden Jagdpersonal durch einen Gnadenschuß vor einem martervollen Tode bewahrt werden müssen. Die andere exotische Wildart aber ist das Mufflon, das Wildschaf der großen felsigen Mittelmeerinseln, das hier wie in den gräflich Apponyischen und gräflich Karolyischen Revieren durch Stämme, die aus den zoologischen Gärten von Frankfurt am Main und Brüssel bezogen wurden, gut eingebürgert ist und dank seiner hohen Intelligenz und Sinnesschärfe sowie wegen seiner Flüchtigkeit Gelegenheit zu einer Jagd bietet, bei der an die Fähigkeit des Weidmanns die höchsten Anforderungen gestellt werden.

Der Monarch pflegt im Lainzer Tiergarten hauptsächlich die Birsche und den Anstand, und auch Kaiser Wilhelm hat als sein Gast hier schon wiederholt erfolgreiche Birschgänge ausgeführt. Zuweilen finden jedoch auch größere Jagden mit Treibern statt, zu denen zahlreiche Einladungen ergehen. Die große Nähe des Schönbrunner Schlosses bedingt es, daß das der Jagd folgende Diner meistens in der eben genannten Frühjahrs- und Herbstresidenz abgehalten wird, wobei der Kaiser es liebt, zuweilen die Reihenfolge seiner Pflichten als Gastgeber in der Art umzukehren, daß er statt zu einem auf die Jagd folgenden Diner die Teilnehmer zu einem ihr vorangehenden Dejeuner befiehlt, auf das nach kurzem Cercle der Aufbruch nach dem Wildpark erfolgt. Die Villa, die er sich zwischen dem Hörndlwald und dem großen Schottenwald auf einer lieblichen Waldwiese am Fuße der von hohem, üppigem Laubwald bestandenen, sanft aufsteigenden Berglehne erbaut hat, dient daher weniger dem Zwecke, eine vielköpfige Jagdgesellschaft aufzunehmen. Als eines der schönsten Lustschlösser der Neuzeit ist sie vielmehr als ein entzückendes Buen Retiro für den Monarchen gedacht, zu dem hier von dem Lärm der nahen

Strecke nach einer Winterjagd vor dem Jagdhause Mürzsteg.

Weltſtadt kaum mehr als ein dumpfes Brauſen herüberdringt. Wer aber, wie der Verfaſſer dieſer Zeilen vor einigen Jahren, die Erlaubnis erhält, unter der Führung eines ortskundigen Jägers das herrliche Wildrevier mit ſeinen weltabgeſchiedenen, ſmaragdenen Wieſen und ernſten Hochwaldbeſtänden zu durchſtreifen, kommt zu dem Urteil, daß unter den ſprichwörtlichen landſchaftlichen Schönheiten der Wiener Umgebung gerade dieſem idylliſchen Erdenwinkel der erſte Preis gebührt.

* * *

Iſt Kaiſer Franz Joſef in Lainz und Schönbrunn noch viel zu ſehr der Herrſcher ſeines großen 45 Millionenreiches, ſo lernen wir ihn in ſeiner Eigenart als Jäger und Menſch um ſo beſſer kennen, wenn wir ihm in ſeine Hochgebirgsreviere in der Reichenau, in das von der Schwarzau durchſtrömte Höllental am Fuße des Schneeberges und der Raxalpe, oder auf die Gems- und Hirſchjagd nach Steiermark folgen. Dort iſt es ihm vergönnt, die Repräſentationspflichten, ſoweit es die fürſtliche Stellung geſtattet, abzuſtreifen, und deshalb ſind die Jagdſchlößchen und Jagdhütten in dieſen Revieren einerſeits zwar von vornehmſter Solidität, anderſeits aber auch von einer Einfachheit, die ſich nirgends von der Linie der ſachgemäßen Einrichtung zu wirklichen Jagdzwecken entfernt.

Weil es von Wien aus am leichteſten zu erreichen iſt, kommt hier zunächſt das Revier in der Reichenau in Betracht. Der Ausgangspunkt für einen Beſuch dieſes Jagdbezirks iſt Payerbach, die Anfangsſtation der Semmeringbahn, von der aus an den Samstagabenden und Sonntagmorgen eine ungeheure, nach vielen Tauſenden zählende Woge kletterluſtiger Touriſten in die mit allen Reizen des Hochgebirges geſchmückten Alpentäler flutet, um am Sonntagabend oder Montagmorgen wieder nach der Kaiſerſtadt zurückzuebben. Auch der Beſucher der Semmeringbahn, der in Payerbach keinen Aufenthalt nimmt, kann, wenn er in der Fahrtrichtung rechts ſitzt, von dem kühnen, den Payerbach dicht hinter der Station überbrückenden Viadukte einen flüchtigen Blick in dieſes wonnige Eden werfen, das im Hintergrunde von den Felsſchroffen der Raxalpe und des Schneeberges überragt wird, auf denen ſchon mancher Touriſt ſeinen Wagemut mit dem Leben gebüßt hat. Dieſes Revier bietet vorzugsweiſe Gelegenheit zur Jagd auf Auerhähne und Birkhähne und wurde ſchon im Jahre 1850 vom Kaiſer beſucht, der damals hier zwei Auerhähne und einen Birkhahn erlegte, während die Schußliſte für das Jahr 1860 bereits zehn Hähne und für den ganzen Zeitraum von 1852 bis 1897 nicht weniger als

Auf dem Birſchgang im Revier Mürzſteg.

Leibjäger. Kaiser Franz Josef. Erzherzog Franz Salvator, Schwiegersohn des Kaisers.
Flügeladjutant Graf Dietrichstein. F. Z. M. Baron Beck, ehem. Chef des Generalstabs.

Intimes Jagdsouper im Jagdschloß Mürzsteg.

2295 Auerhähne und 561 Birkhähne aufweist, von denen 406 bezw. 43 Stück durch den Kaiser erlegt wurden. Der Monarch pflegte damals, nachdem er gegen Mitternacht eingetroffen war, nach einer kurzen Rast im Talhof schon um zwei Uhr morgens den Aufstieg zum Balzplatz zu unternehmen, um bereits zwischen sechs und sieben Uhr die Rückfahrt nach Wien anzutreten. Daß der Kaiser hierbei seine reiche Jagdbeute zuweilen auch der Aufmerksamkeit seiner Begleitung verdankte, beweist ein Geschichtchen, das dem Autor bei einer seiner häufigen Bergtouren an der niederösterreichisch-steirischen Grenze von einem alten kaiserlichen Jäger bei einem Glase roten Vöslauer in Hirschwang erzählt wurde. Begleitet von einem jungen Burschen, der in seiner alpinen Lebenslaufbahn noch nicht weit über die Staffel des „Halterbua" hinausgekommen war, gelangte der Kaiser an einem schönen Aprilmorgen noch bei völliger Dunkelheit an die Stelle, wo in den vorangegangenen Tagen ein balzender Hahn verhört worden war. Einträchtig saßen der Fürst und der Bergbauernsohn beim Laternenschein auf einer Rasenbank, um den Anbruch der Dämmerung zu erwarten. Das leise Geräusch, das von der aus dem Geäste einer nahen Wettertanne herabfallenden Losung des in unmittelbarer Nähe aufgebäumten, schlaftrunkenen Hahnes herrührte, war dem Kaiser entgangen, hatte aber die Aufmerksamkeit des jungen Burschen erregt, der im unverfälschten österreichischen Dialekte meinte: „Ich woaß net, wos da imma obabreselt." Sofort wurde das Licht ausgelöscht, und schon nach wenigen Augenblicken wurde die vom schwächsten Dämmerungsschimmer sich deutlich abhebende schwarze Silhouette eines mächtigen Auerhahnes sichtbar, den der Kaiser mit sicherem Schusse in dem Augenblicke herunterholte, als der Vogel seinen morgendlichen Liebesgesang anzustimmen begann.

* * *

Kaiſerliche Villa in Iſchl, Lieblingsaufenthalt des Kaiſers Franz Joſef.

Das Reichenauer Jagdrevier hat ſeinen bevorzugten Platz in der Gunſt ſeines Kaiſerlichen Beſitzers frühzeitig an dasjenige von Neuberg-Mürzſteg abtreten müſſen, mit dem wir das Gebiet der ſchönen grünen Steiermark betreten. Der Verfaſſer, der während eines mehr als zwölfjährigen Aufenthaltes in der ſüdöſtlichen Grenzmark des deutſchen Stammes an Hunderten von ſchönen Sommer- und Herbſttagen ſämtliche Gaue dieſes herrlichen Landes durchſtreift hat, iſt geneigt, dem ebengenannten Reviere unter allen Jagdgebieten des Kaiſers die erſte Stelle zuzuerkennen, während manche dem Reviere von Iſchl-Ebenſee den Vorzug geben. Er hat aber bei dieſer Anſicht einen ſchwerwiegenden Eideshelfer in der Perſon Roſeggers, der die entzückenden Hochgebirgsbilder dieſer Gegenden mit begeiſterten Worten preiſt, und kennt auch in Jägerkreiſen viele Anhänger ſeiner Meinung, die in der Vielſeitigkeit dieſes Jagdbezirkes und der leichten Erreichbarkeit der während der Hirſchbrunſt benutzten Stände einen beſonderen Vorzug erblicken.

Das früher ſchwer erreichbare, vom Kaiſer aber oft durch einen kühnen Ritt über das Gebirge beſuchte Revier iſt ſeit der Eröffnung der Bahn von Mürzzuſchlag nach Neuberg auch für Touriſten von geringer Marſchtüchtigkeit erreichbar. Hier elektriſiert die Kunde, daß der Kaiſer zur Jagd kommt, nicht nur die Treiber, ſondern die ganze Bevölkerung, die ſich von der Leutſeligkeit des Monarchen zahlloſe Geſchichten zu erzählen weiß. So wird in Oberſteier überall folgendes heitere Vorkommnis berichtet. Eines Tages raſteten der Kaiſer, König Albert von Sachſen und Prinz Leopold von Bayern im Freien unweit des Jagdhauſes auf dem Naßkör, zu dem durch ein enges, ſchroffes Felſental, „die Höll“, aus dem breiteren Mürztale der Weg hinaufführt. Ein Bäuerlein, dem die Neugier keine Ruhe ließ, interpellierte unter dem Vorwande, Feuer für ſeine Pfeife haben zu wollen, die trotz ihrer Lodenjoppen, Kniehoſen und Wadenſtrümpfe recht diſtinguiert ausſehenden Jägersleute wegen Standes und Herkunft. Die Antwort des jüngſten, daß er der Schwiegerſohn des Kaiſers ſei, machte den Fragenden nicht beſonders ſtutzig. Als der zweite ſich als König von Sachſen zu erkennen gab, ſchüttelte der Bauer ſchon unwillig ſein graues Haupt. Als der dritte aber gar ſagte, daß er der Kaiſer ſelber ſei, war es mit der Geduld des ſich für „gefrozzelt“ Haltenden vorbei. Zum Weiterwandern ſich anſchickend, erwiderte er mit unnachahmlicher Gebärde: „Und ich bin der Kaiſer von China“, worauf er brummend unter dem Gelächter des fürſtlichen Kleeblatts hinter der nächſten Biegung des Weges verſchwand.

Der Kaiſer, der anfänglich in dem Forſthauſe zu Mürzſteg zu wohnen pflegte, begann hier im Jahre 1869 auf dem linken Ufer der Mürz den Bau eines im Jahre 1878 vollendeten Jagdſchloſſes, von deſſen Fenſtern ſich eine prächtige Ausſicht auf die

finstern Hänge der hohen Veitsch bietet. Der einfach aber mit edlem Geschmack errichtete Bau, den ein kleiner Park umgibt, enthält 18 Zimmer, von denen zwei für den ausschließlichen Gebrauch durch den Kaiser als Arbeitszimmer und Schlafzimmer bestimmt sind, während zwei weitere Zimmer für den Prinzen Leopold reserviert sind, und ein Salon und ein Schlafzimmer von dem König Albert von Sachsen benutzt wurden, der regelmäßig im Herbst zu den Gemsjagden hierher kam. Trifft Kaiser Wilhelm II. hier zum Besuch ein, so räumt ihm Franz Josef seine eigenen Räume ein, von denen das Arbeitszimmer mit Jagdbildern, in Aquarell und Ölmalerei ausgeführt, geschmückt ist, während im Schlafzimmer über dem Bett des Kaisers unter Glas und Rahmen ein Weihnachtsangedenken von der Hand seiner Lieblingstochter, Erzherzogin Marie Valerie hängt, das im oberen Teile einen Engel mit dem Christkinde darstellt, während sich darunter eine Ansicht von Schloß Possenhofen, dem Geburtsort der verstorbenen Kaiserin Elisabeth, befindet.

Am Vorabend der Jagd nimmt der Kaiser den Vortrag des Jagdleiters Zrunek entgegen, der ein mit genauer Zeiteinteilung versehenes Programm und eine Skizze der Stände vorlegt, in die der Kaiser eigenhändig die Namen der Schützen einträgt. Jäger und Treiber, die schon in der Nacht aufgestiegen sind und die Jochübergänge besetzen, beginnen von diesen schon beim zeitigsten Morgengrauen den Trieb zum Tale, während der Kaiser meist gegen sechs Uhr morgens aufbricht und, nachdem die Wagen soweit wie möglich benutzt sind, den oft mehrstündigen Aufstieg zu den Ständen beginnt.

Wege und Brücken sind in diesen Regionen nicht immer in der besten Verfassung. Der Kaiser, der die Neigung seiner Gemahlin zu kühnen Ritten kannte, vermochte es nicht zu verhindern, daß sie eines Tages entlang dem Laufe der Mürz durch „das tote Weib", eine enge Felsklamm, durch die der Bergfluß sich zwängt, nach der „Frein" eine derartige Tour unternahm, bei der die Reiterin unweit des Wasserfalls der Mürz mit dem Brückensteg zusammenbrach. An dieses Begebnis er-

Generaladjutant Graf Paar. Kaiser Franz Josef. Prinz Leopold von Bayern.

Kaiser Franz Josef spricht seine Jagdgäste im Morgengrauen vor dem Aufbruch zur Jagd auf der Spitzalm im Jagdgebiet Ebensee an.

innert den Wanderer, der auf dem Wege der Mariazeller Wallfahrer auf Steinalpl zu marſchiert, eine neben dem Waſſerfall angebrachte Tafel mit dem Bilde des Sanctus Georgius, equitum decus, unter dem folgende von des Kaiſers Tochter gedichtete Verſe ſtehen:

Heiliger Georg — Reitersmann!
Der vor Gefahr uns ſchützen kann,
Der meine Mutter oft beſchützt,
Wo keines Menſchen Hilfe nützt:
Ich bitte Dich mit Zuverſicht,
Verweigre mir die Bitte nicht,
Beſchütze ſtets das teure Leben,
Das mir das Licht der Welt gegeben.
Zur Erinnerung Marie Valerie.
an d. 26. Auguſt 1883.

Kaiſer Franz Joſef beſucht das Mürzſteger Revier nicht nur wegen der vorzüglichen Gelegenheit zu Birſchgängen, die er dort bis tief in den Winter hinein unternimmt, wenn längſt das Leichentuch des Schnees die im Winterſchlaf der Frühjahrsauferſtehung entgegenträumende Erde bedeckt, ſondern auch wegen der Auerhahnjagd, auf der er am Glockriegel im Jahre 1852 den erſten Hahn erlegte, während gegenwärtig dort im Jahre durchſchnittlich nicht weniger als 180 Auerhähne und 50 Birkhähne geſchoſſen werden. Zur Zeit der Hirſchbrunſt bietet ſich ihm dort auch eine vorzügliche Gelegenheit zur Jagd auf Rotwild. Es vergeht kein Jahr, wo er nicht im Kreuzgraben oder Vierundzwanziger Graben ſtolze Sechzehn- und Achtzehnender zur Strecke bringt, und man bekommt einen Begriff von dem Wildreichtum des Revieres, wenn man hört, daß bei einem Treiben im Jagen Burg von dem ſchon oberhalb der Waldgrenze befindlichen Kaiſerſtande nicht weniger als 66 Stück Hirſche und Gemſen erlegt wurden. Entſprechend reichhaltig iſt daher auch die Geſamtſchußliſte des Revieres, die für die Jahre 1854—1896 3466 Stück Rotwild und 2467 Gemſen aufweiſt, von denen allein der Kaiſer 502 Hirſche und 407 Gemſen erlegte.

Die Perſönlichkeiten der zu den Jagden bei Mürzſteg Eingeladenen unterliegen einer ſorgfältigen Siebung und Sichtung. Außer den nächſten männlichen Verwandten des

Kaiſerſtand unter dem Ahorn im Steinbergjagdgebiet.

Das Jagdhaus in Ischl.

Kaisers, dem schon mehrfach genannten Prinzen Leopold von Bayern, dem Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand und dem Erzherzog Franz Salvator, dem Gatten der Erzherzogin Marie Valerie, nehmen an ihnen fast regelmäßig nur der Chef des Generalstabes, Freiherr von Beck, und der Flügeladjutant Graf Dietrichstein teil, zu denen gelegentlich der eine oder andere Minister, der Bezirkshauptmann von Mürzzuschlag und einige durch Rang und Stand ausgezeichnete Herren der Nachbarschaft hinzugezogen werden. Diejenigen Gäste, die im Schloß über Nacht bleiben, vereint dann um die siebente Abendstunde ein einfaches Nachtessen, bei dem das Lieblingsgetränk des Kaisers, Pilsener Bier, und leichter Österreicherwein geschenkt wird, um die Person des Kaisers, der bald nach neun Uhr das Zeichen zum Schlafengehen gibt, weil es heißt, schon in früher Morgenstunde für die Jagd des nächsten Tages auf den Beinen zu sein.

* * *

Eine interessante Eisenbahnfahrt über Mürzzuschlag, Krieglach, die Sommerfrische Peter Roseggers, Bruck und Leoben trägt uns an den glühenden Hochöfen von Donawitz und an der lieblichen obersteirischen Sommerfrische Trafoiach und Vordernberg vorbei über den 1227 Meter hohen Prebichl nach Eisenerz und in das Jagdrevier in der Radmer. Wir befinden uns hier in einer mit den höchsten alpinen Reizen ausgestatteten Szenerie, in der die Felswände und Gipfel des Pfaffensteins und Reichensteins, des Kaiserschilds und der in den glatten Fluten des Leopoldsteiner Sees sich widerspiegelnden Seemauern die denkbar großartigsten Kulissen bilden. Jäh und unvermittelt steigen hier aus der von Nadelhölzern bedeckten Talsohle die steilen Wände des Kalkgebirges zum Himmel, auf denen zahlreiche Lawinengänge von den in der Hochgebirgsnatur waltenden vernichtenden Urkräften Zeugnis ablegen, während hier und da eine Gruppe Wetterfichten oder kleine Krummholzkomplexe dem Gemswild willkommenen Unterschlupf gewähren. Unweit vom Dorfe „Radmer an der Stube" steht zwischen dem Kaiserschild und den Lugauer Zinken das einfache kaiserliche Jagdhaus, von dem der Blick über den ganzen Talboden bis zu den wildesten Teilen des Ritentales und des Weißenbachs hinschweift. Seit dem Jahre 1896 befindet sich hoch oben am Raucheck ein neuer Stand für den Kaiser, während andere gute Jagen im Gerhardsbachtal und in der Haselwitzing liegen, wo oft bis zu 1000 Gemsen im Triebe sind, von denen 60 oder 70 an einem Tage abgeschossen werden. Hier erlegte der Kaiser im Jahre 1871 von einem Stande aus 27 Gemsen, unter denen sich 18 Böcke befanden, während von dem 21 jährigen Gesamtergebnis von 750 Stück Rotwild und 489 Gemsen 180 Hirsche und 157 Gemsen in dem Schießbuch des Kaisers notiert sind.

* * *

Unter den Hochgebirgsjagden des Monarchen macht das Revier von Ebensee-Ischl den Beschluß, das wegen der Nähe der kaiserlichen Villa in Ischl, die der Monarch meistens in den Sommermonaten vom Juli bis September bewohnt, von diesem mit Vorliebe in der heißesten Jahreszeit besucht wird. Das Revier erstreckt sich, am Predigstuhl bei

Goiſern beginnend, zu beiden Seiten der Traun rechts bis zum Traunſtein und links bis weit über das Höllengebirge und das Langbathtal mit den gleichnamigen Seen hinaus. In ſeiner Jugendzeit kampierte der Kaiſer hier hoch oben am Plateau des Höllengebirges häufig in einer Jagdhütte von primitivſter Art, von der aus die Spitzalm und der Kranabethſattel bejagt werden kann und von der aus ſich ein prächtiger Ausblick auf die eben genannten Langbathſeen öffnet. Jetzt ſteht weiter unten im Tal ein Jagdſchloß von 17 Zimmern, deſſen Treppenhaus mit Jagdtrophäen aller Art geſchmückt iſt. Unter den Erinnerungen, die das einfache Schlafzimmer des Kaiſers zieren, fällt uns beſonders ein Aquarell von Kriehuber auf, das den ſogenannten „Fiſcherhiasl“, einen alten Jäger namens Matthias Lemmer darſtellt, der früher häufig der Jagdbegleiter des Kaiſers war.

Der eben beſchriebene Teil des Iſchler Revieres iſt für Jäger auch inſofern hiſtoriſch merkwürdig, als dort im Jahre 1867 der Verſuch gemacht wurde, Steinwild zu akklimatiſieren. Die verſchüchterten Tiere, 36 Baſtarde von Steinböcken und Blendlingen, kehrten bei Einbruch des Winters zur Jägerhütte zurück und mußten im Stall durchgebracht und gefüttert werden, wurden dann noch durch einige Jahre gelegentlich geſehen, ſcheinen aber ſämtlich eingegangen zu ſein.

Der Offenſeer Teil des Revieres, in den der Kaiſer im Hochſommer häufig Ausflüge macht, von denen er ſchon um acht Uhr morgens wieder in Iſchl zurück iſt, kann vom Touriſten bequem erreicht werden, wenn er von Ebenſee die Lochbachſtraße bis zur Fahrnaualpe verfolgt. Umgeben von den Berghäuptern des Schiffkogels, des hohen Steineck, des Sulzkogels und Gſchirrecks, des Himmelſteins und der hohen Tenn, liegt hier dicht am See das Jagdſchlößchen, über deſſen Eingangstür der alte Jägerſpruch eingeſchrieben iſt:

Es iſt alle Tage Jagdtag
Aber nicht alle Tage Fangtag,

während an der Wand des Stiegenhauſes der Spruch ſteht:

Zu erquicken traurigen Mut,
Dazu iſt Jagen nutz und gut.

Die einzelnen Jagen, von denen diejenigen am Traunſtein und auf der Meieralm beſonderen Ruf genießen, ſind ſo ergiebig, daß der hohe Herr am Ende der Treibjagd oft eine Strecke von 50 Gemſen abſchreiten

Einwohner von Iſchl und Umgebung in ihrer Landestracht.

kann. Dieſem Wildreichtum entſprechend weiſen auch die Schußliſten für die Jahre 1856 bis 1896 die außerordentlich große Zahl von 2561 Stück Rotwild und 4576 Gemſen auf, von denen 561 Hirſche und 1166 Gemſen durch den Kaiſer ſelbſt erlegt wurden.

Obwohl der Kaiſer in ſeinem Iſchler Sommerſchloß ein ſtilles, zurückgezogenes Leben führt und der nahen Berührung mit den Touriſten und Sommerfriſchlern des glänzenden Badeortes gern ausweicht, gibt er ſich im Verkehr mit dem Landvolk mit der ganzen ungekünſtelten Liebenswürdigkeit ſeines Weſens; manches alte Weiblein, das ſeine Bürde dürren Leſeholzes am Wegrande niedergeſetzt hat, um auszuruhen, weiß von dem weißbärtigen Jägersmann zu erzählen, der ihm bei dem Bemühen, die drückende Laſt wieder auf die Schultern zu laden, werktätige Hilfe geleiſtet hat. Der Monarch erfreut ſich bei ſeinen alpinen Untertanen einer faſt ans Abgöttiſche grenzenden Beliebtheit, die nur der voll ermeſſen kann, der wie der Verfaſſer in einſamen Almhäuſern den zahlloſen Geſchichten vom Kaiſer gelauſcht hat, die ihm von den Bewohnern mit vor innerer Erregung glänzenden Augen vorgetragen wurden.

Kaiſer Franz Joſef im Geſpräch mit einem Bauernpaar.

* * *

Wenn Okuli im Anzuge iſt, eilt Franz Joſef I. gern zur Schnepfenjagd nach ſeinem großen Herrſchaftsbeſitze Gödöllö, den man von Budapeſt mit den Eilzügen in $^3/_4$ Stunden erreicht. Das kuppelgeſchmückte Schloß mit der dazugehörenden 28000 Morgen großen Herrſchaft war urſprünglich Eigentum der Familie Graſſalkovich. Ihr Begründer Anton Graſſalkovich, der im Anfang des XVIII. Jahrhunderts als richtiger „Bettelſtudent" ſeine Ausbildung bei den Franziskanern in Fünfkirchen erhielt, verſtand die Zeit nach dem Frieden von Szathmar, wo die jeſuitiſche Richtung in Ungarn den Gipfelpunkt erreichte. Er klomm von einer Staffel der Macht zur anderen, wurde Graf und Kammerpräſident, und da ſeine Habſucht noch größer war als ſein Ehrgeiz, befand ſich die Familie bei ſeinem im Jahre 1743 erfolgten Tode in dem Beſitze dieſer bereits damals nach vielen Millionen zu bewertenden Herrſchaft, über die ſchon bei ſeinen Lebzeiten das bedenkliche lateiniſche Diſtichon im Umlauf war:

Congeries lapidum multis congesta rapinis,
Corruet et raptas alter habebit opes.

Dieſe Vorausſage hat ſich erfüllt, und die Familie iſt längſt zugrunde gegangen. Der herrliche Beſitz aber verwahrloſte, bis ihn 1867 der ungariſche Staat als Krongut für den in dieſem Jahre in Ofen zum ungariſchen König gekrönten Monarchen kaufte. Die Jagd in den weiten Waldungen war gänzlich vernachläſſigt und zwar nicht deshalb, weil der Wildſtand zugrunde gegangen, ſondern weil zu viel Wild vorhanden war, das die verzweifelnden Anrainer dazu zwang, ſich des ihre Saaten vernichtenden Wildes mit allen Mitteln zu erwehren, wodurch ſie zu Raubſchützen der verwegenſten Art werden mußten.

Heute iſt die Wildbahn ſelbſtredend durchaus geregelt und weiſt, obwohl faſt alle in Ungarn vorkommenden Wildarten vorhanden ſind, vorzugsweiſe Hirſche und Wild-

Jagdfrühſtück im Walde von Gödöllö (Ungarn).

ſchweine auf, von denen namentlich die letzteren die Schützlinge des Kaiſers ſind, die er keinem anderen zu ſchießen geſtattet. Alle Bitten eines Prinzen, auch auf dieſe ſchießen zu dürfen, wurden zurückgewieſen. Eines Tages hatte, während die Miniſter zum Vortrag erſchienen waren, der Prinz den Jagdleiter P.... aber doch ſoweit bearbeitet, daß dieſer ſeinen Wünſchen keinen Widerſtand mehr entgegenſetzte. Der dumpfe Ton zweier in weiter Ferne abgegebenen Schüſſe drang bis an das Ohr des in ſeinem Arbeitskabinett befindlichen Kaiſers, der alsbald die Unterſuchung des Vorfalls ſelber in die Hand nahm. Zögernd geſtand der Jagdleiter, — es handle ſich aber nur um einen unbedeutenden Friſchling. Der Kaiſer verlangte dieſen zu ſehen. Als nun aber ſtatt des Friſchlings einer der ungeheuerſten Eber des Waldes zu des Kaiſers Füßen lag, brach deſſen Zorn mit ſolcher Gewalt los, daß nur die inſtändigen Bitten der Gemahlin des Prinzen den Jagdleiter vor der Entlaſſung und den Prinzen vor längerer Ungnade des Kaiſers retteten.

* * *

Die Beſchwerden des Alters ſind ſelbſtredend an dem nunmehr 73jährigen Monarchen nicht ſpurlos vorübergegangen, und die leichte Beugung der hohen ſchlanken Geſtalt verrät trotz der friſchen Farben des Antlitzes und den lebhaft blickenden Augen, daß Kaiſer Franz Joſef das pſalmiſtiſche Alter überſchritten hat. Die ſichere Hand und das ſcharfe Auge aber ſind dem Kaiſer bislang treu geblieben, der noch heute einen weiten Marſch oder ein mehrſtündiges Bergaufſteigen nicht ſcheut, dabei den Kugelſtutzen oder ſein Lancaſtergewehr, ein expressriffle ſelber auf der Schulter trägt und in einem Zeitalter der greiſen Jünglinge das beneidenswerte Beiſpiel eines jugendlichen Greiſes gibt, in deſſen Leben die Jahre, die uns nicht gefallen, noch nicht in ihr Recht getreten ſind.

# Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.

## Türkische Bureaustunden.

Von

E. Frhr. v. d. Goltz.

(Abdruck verboten.)

Mit tiefer Rührung nahm ich im Spätherbst 1895 von meinem Bureau im Seraskerat zu Konstantinopel Abschied. Zehn der besten Jahre meines Lebens hatte ich dort zugebracht, und das schmiedet das Herz mit starken Ketten an den Ort, selbst wenn nicht alles erfreulich war, was man dort erlebte.

Als ich zum ersten Male aus der Türkei besuchsweise in die Heimat zurückkehrte und von meiner Tätigkeit erzählte, wurde ich meist verwundert gefragt, ob es denn in der Türkei wirklich ordentliche Bureaus gebe, wie bei uns, und manchmal bin ich gewiß in den Verdacht der Übertreibung gekommen, wenn ich behauptete, daß sie sogar sehr in Blüte ständen. Die Ansichten über orientalisches Leben waren bei uns zu jenen Zeiten noch recht unvollkommen, und erst der neue rege Verkehr hat uns die islamitische und insbesondere die türkische Welt näher gebracht.

Mein Bureau oder, wie es mit dem modernen Fremdwort bezeichnet wird, mein „Geschäftszimmer", lag gerade in der Nordostecke des Kriegsministeriums, dem berühmten Serasker-Turm gegenüber, und aus seinem Fenster hatte man wohl eine der schönsten Aussichten der Welt. Für den Naturfreund war das eine bureaukratische Gefahr; denn er wurde nur allzu leicht verleitet, den Blick und die Gedanken über Papier und Akten hinweg auf die stufenförmig zum Meere herabsteigende Stadt schweifen zu lassen, auf das Goldene Horn mit dem drüben am Abhange sich auftürmenden Pera, auf den Hafen, den Bosporus und Scutari. Verführerischer Zauber bannte das Auge, das sich dorthin lenken ließ, und als mir einer meiner Adjutanten zum letzten Gruße, bei meinem Rücktritt in den deutschen Dienst, drei kleine Photographien der Landschaft vor meinem Fenster überreichte, die er selbst aufgenommen, da hatte er zugleich einen meiner Herzenswünsche richtig erraten. Jetzt noch hängen sie über meinem Arbeitstische, und oft genug wecken sie wehmütige Erinnerungen in mir.

Schwere Vorhänge, Smyrnateppiche, schwellende Polstermöbel, Spiegel und Stutzuhren, selbst Kunstgegenstände, bilden die türkische Einrichtung in ministeriellen oder anderen Bureaus hoher Behörden, und sie stechen durch ihren Komfort lebhaft von den unsrigen mit ihren nüchternen Rohrstühlen und Holztischen ab. Unmittelbar neben dem meinen war 1893 für den jüngst verstorbenen General Brialmont ein Zimmer eingerichtet worden, als Sultan Abdul Hamid II. den berühmten belgischen Ingenieur nach Konstantinopel berief, um Entwürfe für die Befestigung der Hauptstadt auszuarbeiten, und so genoß ich einige Monate hindurch die interessante Nachbarschaft des Generals, der nicht nur ein großer Festungsbaumeister, sondern auch ein Mann von seinem Humor und ein prächtiger Gesellschafter war. Da ward nicht gespart mit Seidenstoffen und kostbaren Möbeln, und ein Prunkgemach entstand, das keinem königlichen Schlosse Unehre gemacht hätte. Es liegt darin ein Gefühl der Großmut, welches den Fremden nichts vermissen lassen will, woran man ihn gewöhnt glaubt, und auch die Tradition des alten Glanzes, der einst im gotdenen Byzanz die Augen der Kreuzfahrer geblendet hat, so daß sie das Verderben nicht sahen, das ihnen hier durch die heimliche Feindschaft der Griechen drohte.

Brialmont schied, wie immer in solchen Fällen, ohne einen endgültigen Bescheid oder Schlußakt. Kein Iradé des Großherrn entließ ihn förmlich. Er sollte wiederkommen, und sein Prachtgemach wurde nur abgeschlossen, um seiner weiterhin zu harren. — Er kam nicht wieder, aber vielleicht wird es noch heute, nach seinem Tode, bewahrt, wie es zwei Jahre nach seiner Abreise der Fall war, als auch ich mein Bündel schnürte.

Ob der Luxus die Arbeitskraft und ob das Behagen den Fleiß steigern, ist mir immer recht fraglich erschienen. Die Pünktlichkeit fördern beide entschieden nicht. Diese erste Anforderung an unsere Bureautätigkeit scheitert in Byzanz schon an den weiten Wegen und an der türkischen Uhr; denn alle Dampfschiffe fahren nach dieser und nur die Eisenbahnen nach fränkischer Zeit, so daß ein vollkommen stilgerechter Bureautyrann eigentlich zwei Uhren führen müßte. Nach türkischer Zeit fällt 12 Uhr auf Sonnenuntergang, und so soll man die Uhr von Rechts wegen täglich stellen. Selbst das aber schützt nicht vor Verspätungen; denn die Kapitäne nehmen es nicht so genau mit dem Aufbruch und fahren nach dem Stand der Sonne oder auch nach dem Laufe der Unterhaltung im Café an der Landungsbrücke.

Dafür verlangt ja auch keine vorgesetzte Behörde, daß man mit dem Glockenschlage erscheine. Sogar ein großherrliches Iradé, das eine hohe Kommission zusammenruft, bestimmt nur, daß diese sich „saat besch altida" versammle, d. h. um 5 oder 6 Uhr. Ist die zu verhandelnde Sache von etwas geringerer Wichtigkeit, so heißt es auch wohl „saat besch alti radelelrinde", „so um 5 oder 6 herum" oder auch „saat besch alti soularinde" „bei den Wassern von 5 oder 6 Uhr". 5 oder 6 ist nun überdies im türkischen Sprachgebrauch der Ausdruck für eine unbestimmte Zahl, wie „einige", „mehrere". „Besch alti kischi" 5 oder 6, d. h. mehrere Personen.

So wird denn zunächst aus 5 oder 6 meistens 7 Uhr und das Zuspätkommen erst von da ab gerechnet. Gewiß ist die Pünktlichkeit ein herrliches Ding, aber den Lebensgenuß steigert sie nicht: denn sie trägt die Abfahrtsunruhe, das Eisenbahnfieber und ähnliche Leiden in das Dasein des modernen Kulturmenschen hinein, von denen wir ehedem nichts wußten. Versäumt man in Konstantinopel das eine Schiff, so fährt man eben mit dem nächsten. Man setzt sich inzwischen in das Café der Landungsbrücke, das meist wie diese, auf einen Pfahlrost gebaut, ins Meer hinausragt; man hört die Wellen leise an das Bollwerk schlagen, läßt sich von frischer Seebrise angenehm kühlen, starrt auf die tiefblauen Wasser und die goldige Küste und verträumt eine halbe oder dreiviertel Stunde mehr als sonst — sarar joq! (kein Schade!). Wenn man das türkische Verkehrsleben richtig verstehen will, so tut man überhaupt gut, sich in unsere Extrapostzeit zurückzuversetzen, wo der Postillon dreimal blies, ehe es losging.

Auch die Ankunft auf dem Bureau erfordert noch einige Zeit, um der nötigen Feierlichkeit nicht zu entbehren. Hohe Herren müssen noch der Anstrengung des Kommens etwas erschöpft sein oder wenigstens so scheinen. Die laue Luft, der Seewind, das Wasserrauschen der Schaufelräder machen auch tatsächlich müde, und selbst der Feind der Etikette braucht nach dem Bergsteigen von der Brücke zu den Höhen von Stambul einige Zeit zum Verschnaufen. Dann, wenn dies geschehen ist, tauscht der Ankömmling mit allen schon Anwesenden den türkischen Gruß, das „temena" aus — die graziöse Bewegung der rechten Hand nach unten, an die Lippen und zur Stirn — vermutlich altbyzantinisches Zeremoniell.

Ein Klatschen in die Hände — und der Kawedji erscheint, um den unvermeidlichen Kaffee zu kredenzen. Jedes größere Bureau besitzt einen solchen Diener, dessen Amt das Zubereiten und Darreichen des Kaffees und der Zigaretten ist. Kein Ankömmling bleibt ohne diesen Empfang, und die türkische Humanität geht soweit, daß selbst der auf der Tat ertappte Einbrecher oder Raubmörder, wenn er zur Polizei gebracht wird, vorerst seinen Kaffee erhält, um sich von dem erlittenen Schrecken der Verhaftung zu erholen.

Der Kawedji berichtet auch die ersten Neuigkeiten. Ehedem freilich waren die Bureaudiener der hohen Pforte und der Ministerien bekanntlich Taubstumme, von denen man annahm, daß sie nichts zu verraten imstande wären. Ihr Gebrechen hinderte sie indessen keineswegs, stets wohlinformiert zu sein; denn die ihnen verbliebenen Sinne pflegten sich ungewöhnlich scharf auszubilden. Die Foma sagt, daß Baron Hirsch, als das Staatsministerium seine Eisenbahnprojekte beriet, die erste sichere Nachricht über die Bewilligung der von ihm nachgesuchten Konzession durch einen Taubstummen erhielt, den er königlich belohnte.

Auch im Kriegsministerium gab es einen solchen Taubstummen, der in sämtlichen Amtsräumen des weitläufigen Palastes wohlbekannt war. Er tat keinen bestimmten Dienst mehr, sondern vagabondierte und betrieb ein friedfertiges, aber recht einträgliches Flibustiergeschäft in sämtlichen Bureaus. Irgend ein „Suret"*) enthielt auch für ihn noch einen knappen Gehaltsposten; denn man ist in dieser Hinsicht sehr nachsichtig im türkischen Reiche — viel zu sehr, als daß der Staatssäckel dabei sein Wohlbefinden bewahren könnte.

Eine unglaubliche Gewandtheit besaß unser Taubstummer darin, jedes vom Großherrn bewilligte Avancement vorzeitig zu erfahren. Ehe noch etwas davon auf dem hierarchischen Wege durchgesickert war, erschien er am Arbeitstisch des Beförderten. Ein freundliches Grinsen und ein unartikulierter Laut leiteten die frohe Botschaft ein. Dann hob er die Fingerzahl in die Höhe, welche mit der Zahl der schmalen Tressen übereinstimmte, die, in Gold und Silber wechselnd, an der türkischen Uniform die Rangstufen angeben, und zeigte auf den Platz hin, wo sie sitzen sollten; denn dieser war gleichfalls von Bedeutung. Natürlich erheischte die Mitteilung einen angemessenen Bakschisch. Durch den Gesamtbezirk des von Offizieren überfüllten Kriegsministeriums aufmerksam betrieben, muß dies Geschäft eine hübsche Rente abgeworfen haben.

„Gute Nachrichten" sind im Orient überhaupt eine gern gesehene Gelegenheit für Bakschisch-Erhebung, die in den mannigfachsten Formen betrieben wird; doch mache ich darauf aufmerksam, daß das Wort Bakschisch dort keineswegs den entehrenden Klang hat, den wir Europäer ihm geben, die wir es meist nur von dem Gesindel der Hafenstädte und der Großstadtstraßen hören. Bakschisch heißt einfach „Belohnung", worin doch schon der Sinn liegt, daß der Fordernde glaubt, ein Anrecht darauf zu besitzen.

Lagen keine „guten Nachrichten" vor, so mußten die bösen herhalten, um als Steuerschraube zu dienen. Alles verstand der Taubstumme auszudrücken. Einmal mochte er beispielsweise mit beiden Händen eine Bewegung über seinem Kopfe, wie wenn er ein Dach darüber breiten wollte. Das war sein Haus. Es folgte ein Zeichen mit der rechten Hand nach oben, als kletterten die Fingerspitzen an irgendeiner unsichtbaren Leiter in die Höhe — also die Treppe. Ein heftiges mehrfaches Senken der flachen Hand nach unten — die Treppe war mithin eingestürzt! Langsam

*) Ein Gehaltsregister, auf welchem die Gesamtsumme für Offiziere, Beamte und sonstige Angestellte eines bestimmten Dienstzweiges vorgetragen und jedes einzelne gezahlte Gehalt als à conto-Zahlung abgeschrieben wird.

stufenweise wieder mit der flachen Hand hinauf — sie mußte neu wieder aufgebaut werden. Hierauf folgte weiter ein kurzer Griff in beide Westentaschen — und dazu eine gottesjämmerliche Gebärde — die Mittellosigkeit des Hausbesitzers sehr drastisch darstellend. Am Ende kam noch ein Ring von Daumen und Zeigefinger in der Größe eines türkischen Talers. Ich hatte also einen Medjidié, 3 Mark 60 Pf., als meinen Beitrag zum Treppenbau zu zahlen. Das Geschäft war abgemacht. Die Methode, sogleich den Steuerbetrag bestimmt anzugeben, bewährte sich als zweckmäßig; denn Tagesstimmung, Gebelaune, allgemeine Geldverhältnisse und sonstige Umstände wurden dabei berücksichtigt und halfen dem Gebrandschatzten über die Zweifel hinweg, wieviel er zu bewilligen habe.

Ein anderer sonderbarer Bureaugast war Memisch Agha, ein Irrer, der wahrscheinlich einmal ehrgeizige Träume von des Großherrn Gnade, hohen Auszeichnungen und Ehrenstellen geträumt hatte. Seine Manie bestand darin, alle möglichen alten und wertlosen Metallstücke, Rosetten, Beschläge jeglicher Art, Knöpfe, Ornamente zu sammeln, von denen er sich einen Teil auf der Brust befestigte und den anderen in einer Art Jagdtasche mit sich trug. Memisch — ein Kosename für Mehmed — wurde darum auch Memisch Pascha genannt und nahm diese Benennung hoch auf. Seine Visiten waren ungefährlicher als diejenigen des Taubstummen; denn er war meist schon mit irgendeinem kleinen Blechstück zufrieden. Überall trat er frei aus und ein; denn der Irrsinnige, den Gott nach des Orientalen Vorstellung derart lieb gehabt hat, daß er seine Seele schon bei Lebzeiten zu sich nahm, wird angesehen wie ein Heiliger. So erschien denn Memisch Agha oder Memisch Pascha öfters auch in unserer Reorganisationskommission. Wohl oder übel mußten dann selbst die ernstesten Beratungen unterbrochen werden, um ein Plauder-Viertelstündchen mit Memisch abzuhalten.

Solcher Gäste gab es noch mancherlei in den türkischen Bureaustunden, während welcher keineswegs die heilige Stille herrscht, wie während der unsrigen, wo man in den geweihten Räumen nur das leise Kratzen der Federn hört und nichts als unveränderlich strenge Amtsmienen sieht. Man geht dort auf sein Bureau, wie bei uns zu Lande in ein Museum, einen Ausstellungspalast, in dem zu erscheinen man mit Freunden verabredet hat. Es gilt als Versammlungslokal, wo man die Tagesstunden zubringt und seine Geschäfte besorgt, wie sie gerade fallen, seien sie dienstlicher oder privater Natur. Da werden Besucher, wird der Schneider und Schuhmacher hinbestellt, um einen neuen Rock oder Stiefel anzupassen, der Friseur, um das Haar zu schneiden, der Kommissionär, der einen Pferdehandel betreiben soll u. dergl. m. Sogar der Limonadenhändler, oer Eisverkäufer, „dondurmadschi", kommt und alsdann das Heer der Bittsteller, Beschwerdeführer u. s. w. Ein großes amtliches Bureau sieht gelegentlich aus wie eine belebte Markthalle.

Es kann aber auch, wie ich persönlich erfuhr, zur Festung werden, auf der man sich verschanzen muß, wenn man nicht, wie es in meinem Falle geschah, eine ehrenvolle Kapitulation zustande bringt. Wir tagten wieder einmal unter des Kriegsministers Ali Saib Vorsitz, als sich draußen im Korridor ein Gewirr von Frauenstimmen erhob, das allmählich mehr und mehr anschwoll und immer lauter wurde. Dazwischen hörten wir die Stimme eines Ordonnanzoffiziers, der maßvoll Ruhe gebot und abwehrte. Endlich aber konnten wir den Lärm nicht mehr unbeachtet lassen. Der greise Minister, den schließlich alles fragend ansah, strich sich mit der Hand über seinen langen weißen Bart, ein vielsagender Blick aus seinen klugen grauen Augen flog nach dem Eingange, und er lächelte verschmitzt. „Wallah," sagte er dann; „ich gehe hier nicht mehr hinaus und sollte ich zur Nacht bleiben." — Wir waren belagert, und zwar von einer gefährlichen Armee, von Militärwitwen und Waisen, die ihre Pension — von Offiziers- und Soldatenfrauen, die den Gehalt für ihre Männer verlangten und zum Kriegsminister wollten. Was war zu tun? Freiwillig zogen die Belagerer gewiß nicht ab, dafür kannte man sie. Sie mit Gewalt zu beseitigen, schien unmöglich; denn nie wird der Türke Gewalt gegen ein weibliches Wesen anwenden; ihm gleicht die Frau dem Kinde, das schutzbedürftig ist und dem nur Wohlwollen zuteil werden darf. Ruhige Abwehr am Eingang war das äußerste, was geschehen konnte, und wir hätten also alle zur Nacht auf dem Bureau bleiben müssen. So wurde denn beschlossen, zu unterhandeln, und auf des Ministers weisen Rat der jüngste und stattlichste Pascha zum Bevollmächtigten ernannt. Er übernahm auch die schwierige Mission, aber nur unter der Bedingung, daß wir ihn wenigstens für eine Abschlagszahlung ausrüsteten. Das geschah denn auch; jeder spendete ein paar Medjidié, und mit zwei Händen voll klingenden Silbers, unterstützt durch seine Erscheinung und sein einnehmendes Wesen, machte sich der Unterhändler ans Werk. Erst ein neuer Sturm; dann Abschwellen des Stimmengewirrs und am Ende geschlossener Friede, oder vielmehr Waffenstillstand. Die Einschließungsarmee zog langsam ab, und wir konnten weiter beraten. Der Feind versprach indessen wiederzukommen, verstärkt durch geworbene Truppen; denn solche gibt's in diesem Falle. Frauen, die je nach ihren Stimmitteln bezahlt werden, übernehmen es, für die berechtigten Empfänger Abschlagszahlungen zu erobern, wie Klageweiber die Trauer um einen Toten besorgen. Nicht immer geht die Sache so glimpflich ab, wie dieses Mal.

Der Zutritt gerade zu den Höchstgestellten im türkischen Reiche ist frei. Vor des Ministers Eingangstür, die immer offen steht, hängt nur ein schwerer Vorhang, und ein Diener oder Tschausch (Sergeant) hält die Wache, um ihn zu handhaben. Er hebt ihn, wenn er nicht gerade ein besonderes Verbot erhalten hat, vor jedem Ankömmling empor. Sein Amt ist das des Kapuschoschadras, des „Hüters des Türvorhanges". Dies, wie die ganze Gewohnheit, stammen, gleich so vielem im türkischen Leben, aus der Nomadenzeit des Volkes und seinem kriegerischen Zeitalter mit dem im Lager und Zelten hingebrachten Dasein.

Dahin gehört auch das Schreibzeug, eine Art Penal mit den Rohrfedern und einer Kapsel

an einem Ende, in der sich die Tinte, d. h. ein kleiner Wergballen mit schwarzer Tusche getränkt, befindet — nicht minder ist die Art des Aufhebens der Schriftsachen in Säcken zu derselben Kategorie zu rechnen. Scheint es doch, als seien viele Einrichtungen noch heute so getroffen, daß man die notwendigsten Dinge schnell an den Sattelknopf hängen könne, um sich aufs Pferd zu schwingen und davonzueilen.

Die Methode, Schriftsachen in einem Beutel — der Torba — unterzubringen, muß das Gemüt eines echten deutschen Bureaukraten, dessen Tage zur Hälfte beim Blättern in alten dickleibigen Aktenfolianten vergehen, anfangs wahrhaft erschrecken. Er wird sich indessen bald beruhigen und bekehren; denn die Methode ist wirklich praktisch. Freilich gehört das schöne kräftige Velinpapier dazu, auf welches türkische Dokumente niedergeschrieben werden. Nur dieses Papier macht das, namentlich für das Feldleben so sehr zweckmäßige, Schreiben auf der Hand möglich; denn es ist steif genug, um der Unterlage entbehren zu können. Leicht gleitet die Rohrfeder in den geschmackvollen runden Schriftzügen des arabischen Alphabets darüber hinweg. Dies Papier läßt sich nun auch sehr gut in lange schmale Briefe falten, indem man den Foliobogen von der oberen Seite aus etwa achtmal nach innen zusammenlegt. Die Anlagen und Vorgänge kommen hinein; ein Aktenzeichen mit kurzer Inhaltsangabe darauf, und die Arbeit ist beendet.

Mir schien es anfangs, als sei es unmöglich, aus der Fülle solcher Aktenbriefe ein bestimmtes Stück herauszufinden, aber ich habe mich überzeugt, daß die Geschicklichkeit türkischer Schreiber dies Kunststück mit größter Leichtigkeit fertig bringt. Die Torba wird mit den Fingerspitzen an die beiden unteren Enden gefaßt, so daß man nichts daran zurückhalten kann, und der Inhalt wird dann auf den Teppich geschüttet. Mit einem Griff der ausgebreiteten Hand flacht der Schreiber den Papierberg zu einer einzigen Schicht ab und stößt wie der Falke auf die Taube hinab, um das Gesuchte mit kühnem Griffe aufzuheben, schneller, als bei uns der blätternde Registrator die gewünschte „Pièce" herausfindet.

Es ist überhaupt keineswegs an Unordnung zu denken, wenn man ein türkisches Bureau betritt und statt der Feierlichkeit und des Aktenstaubes unserer amtlichen Geschäftszimmer staunend ein buntes Leben und Treiben dort vorfindet. Nur die Methode ist eine andere. Listen, Register, Aktenbeutel, alles wird gut und sorgfältig gehalten — leider, zum Schaden der Sache, aber noch mehr geschrieben als bei uns.

Damit steigt auch die Macht der Bureaukratie. Der einflußreichste Mann in jeder türkischen Verwaltung ist der Baschkiatib (wörtlich Hauptschreiber), also der erste Sekretär. Dies beruht zum Teil auf dem Alleinbesitz redaktioneller Geheimnisse, zum Teil auf seiner Erfahrung bezüglich aller der Klippen, welche auf den schwierigen Pfaden, die zum Großherrn führen, dem Glücksschiffe des hohen Staatsbeamten drohen können und vermieden werden müssen.

Eine zufällige Bemerkung, eine harmlose Redewendung, der sich von einem geschickten Denunzianten eine geheime Bedeutung aufzwingen läßt, hat schon oft die glänzendste Laufbahn jäh unterbrochen. Ein erfahrener, dabei treuer Baschkiatib ist für jeden Minister, Vali oder anderen hohen Verwaltungschef eine Lebensfrage.

Merkwürdig ist es, daß ein Volk von Hirten und Kriegern, wie die alte echte türkische Rasse es darstellte, dazu gelangt ist, dem bureaukratischen Schriftgelehrtentum eine so hohe Stellung einzuräumen. Auch dies erklärt sich aus dem Erbe des absterbenden byzantinischen Reiches, das den Boden, auf dem es der frischen Kraft anstürmender Naturvölker ertag, vergiftet zurückgelassen hat. Man muß sich vergegenwärtigen, daß die osmanischen Türken, die einst unter Suleiman Schah und seinem Sohne Ertogrul Bey nach Vorderasien zogen, um in die Dienste der seldschukkischen Sultane von Konia zu treten, zwar in den südlichen Provinzen ein stammverwandtes Element mit hoher arabischer Kultur vorfanden, im Norden aber, wo sie auf das griechisch-romanische stießen, ein ihrer Eigenart völlig fremdes. Freilich machten sie sich dieses durch glänzende Kriegszüge und tatkräftige Ausbreitung des Islam dienstbar; aber dennoch gingen sie auch darin auf. Sie zählten ursprünglich nur wenig tausend Zelte. —

Selten ist noch heute ein Minister, der es wagen würde, eine Eingabe an den Sultan, ein Gutachten, einen Beschluß, einen Reglementsentwurf selbst aufzusetzen, oder durch einen Offizier oder Beamten aufsetzen zu lassen. Stets wandert das Schriftstück in die Hand des Baschkiatib, der es sachkundig prüft und stilistisch zurechtstutzt. Er allein weiß genau, welche Umschreibungen für die Person des Sultans anzuwenden sind, welche unter den schön geschwungenen, wohllautenden Phrasen gebraucht werden, wenn man von ihm oder zu ihm spricht. Er kennt meist auch allein die zahlreichen Irades (Kabinettsordres), die auf die Angelegenheit passen, die schon zuvor ergangen sind und natürlich sorgfältigster Beachtung unterzogen werden müssen. Das vermag niemand anders als der erfahrene Baschkiatib. So erblicken denn Vorschriften und Bestimmungen rein technischer oder fachwissenschaftlicher Art das Licht der Welt, welche von einem gelehrten Nichtkenner dieses Faches geschrieben sind. Man denke sich bei uns ein Mobilmachungsreglement von einem Geheimrat abgefaßt, der nicht einmal seine Zeit als Einjährig-Freiwilliger abgedient hat, und man wird sich ein Bild von der Entstehung türkischer Gesetze und Vorschriften machen können.

Es ist ein Beweis von der hohen Intelligenz der Rasse, daß dabei nicht mehr sachliche Irrtümer vorfallen, als es für gewöhnlich geschieht. Von unberechenbarem Schaden aber bleibt dennoch diese Herrschaft eines gelahrten Schreibertums. Seine zierliche, aus Arabisch, Türkisch und Persisch gemischte Zopfsprache bleibt dem einfachen Soldaten und Beamten der Provinzen vielfach unverständlich, der wohlmeinendste Erlaß daher auch ein toter Buchstabe. Ruhig wuchert die alte Empirik weiter, weil das Neue seinem Sinne nach nicht erlaßt worden ist.

Der Baschkiatib wird, wie es bei den herrschenden Zuständen nur natürlich ist, bald auch

der einzige Vertraute seines Verwaltungschefs. Selbst bei den Armeebefehlshabern und Korpskommandeuren war es ehedem ähnlich, und der erste Sekretär, nicht der Chef des Generalstabes, wurde der eigentliche Berater in Truppenführungsfragen. Das scheint nun freilich im griechischen Kriege von 1897 anders geworden zu sein. Er hat in der Bedeutung des Generalstabes eine neue Ära angebahnt, welche hoffentlich keine vorübergehende sein wird.

Welches Talent für Erlernung fremder Sprachen jedem Orientalen gleichsam als Göttergeschenk in die Wiege gelegt wird, davon haben wir in der neuesten Zeit mehrfache Beweise erhalten. Türkische Offiziere, die nur wenige Jahre in Deutschland verlebten, treten mit Erfolg als Militärschriftsteller in deutscher Sprache auf, während wir Deutsche nach langjähriger Arbeit kaum die Anfangsgründe des Türkischen bewältigen gelernt haben. So fehlt es denn unter den jüngeren Elementen in allen Bureaus auch nicht an Kräften, die mutig nach Emanzipation streben. Aber Zustände, welche durch Jahrhunderte geworden sind, lassen sich nicht in einer gleichen Zahl von Jahren beseitigen. Es wird noch lange währen, bis man in türkischen Bureaus den praktischen Zweck und die sachliche Bedeutung des Inhalts, die heute oft schonungslos der schönen stilistischen Form geopfert werden, dereinst über diese stellen wird.

Ganz natürlich ist es, daß das Vorwiegen des Schreibertums einzelne vorzügliche Kräfte erzieht. Nicht nur der erste Sekretär des Sultans, durch dessen Hände die Eingänge aus allen Ministerien gehen, sondern auch die Bureauchefs der meisten anderen Behörden gehören sicherlich zu den ausgezeichnetsten Fachleuten und den vielbeschäftigsten Beamten Europas. Acht, zehn, zwölf Stunden, ja mehr, sitzen sie unverwandt hinter dem kleinen Tischchen, das nur das Schreibgerät enthält und nicht zum Auflegen des Papiers dient,*) und lassen die Rohrfeder über die Bogen gleiten. Der Baschkiatib des Sultans nächtigt oft auf seinem Platze. Wahre Virtuosen der Stilistik bilden sich dabei aus. Von Mahmud Djelaleddin Pascha, dem bekannten Finanz- und Bautenminister, Vater des jetzigen türkischen Gesandten Muenir Bey in Paris, erzählt man scherzweise, daß er einmal, da eine hohe Kommission fand, ihr Mazbala**) an den Großherrn sei zu kurz ausgefallen, die Feder ergriff und zwischen je zwei Zeilen noch eine neue einschob, ohne den künstlichen Aufbau seiner Sätze im ganzen zu stören.

Die Laufbahn des gewandten Kiatib führt in die höchsten Ehrenstellen hinauf. Kuetschuek Said Pascha — der kleine Said — der schon dreimal das Großwesiral inne hat, war zuvor der Baschkiatib des Sultans. Heute gilt diese Stellung tatsächlich von beiden als die einflußreichere. Hohe Rangstufen werden verdienten Sekretären zuteil. Die beiden ersten Sekretäre im Kriegsministerium, der Reis — Efendi und der Mektubji — nach ihrer Tätigkeit etwa der erste redigierende und der erste expedierende Sekretär, hatten beide Generalleutnantsrang und besaßen lange Jahre hindurch vor mir, dem Souschef des Generalstabes, den Vortritt. Unser erster Schreiber an der Militärschule stand dem Generalmajor gleich und wurde, wie jene beiden, „Exzellenz" tituliert.

Das muß eine Bureaukratenseele baß erfreuen. Ob es zum Wohle des Volks dient, ist eine andere Frage. Formalismus und Bureaukratenherrschaft sind ein Zeichen des alternden Staatswesens, von dem das junge lernen soll. Wer das Rätsel der Erfolglosigkeit der unaufhörlichen Reformedikte, von denen gerade heute wieder die Zeitungen erfüllt sind, lösen will, der suche es nicht im üblen Willen des einzelnen, sondern gehe in die türkischen Bureaus und beobachte sie, oder arbeite gar selbst mit. Bald wird er das Bleigewicht erkennen, das sich an den Arm des Reformers hängt.

Eines haben die türkischen Kiatibs entschieden vor den unsrigen voraus. Es fehlt unter ihnen der Typus des stirnerunzelnden, bärbeißigen und ewig unfreundlichen Bureautyrannen, den die bescheidenste Anfrage in olympischen Zorn versetzt. Die orientalische Höflichkeit verläßt sie auch unter dem Druck der ärgsten Arbeitslast nicht. Der lästigste Schwätzer findet bei ihnen zum mindesten noch ein wohlwollendes Wort der Abweisung. Mit Lammsgeduld hören sie dem Bittsteller zu, der zum zwanzigsten oder dreißigsten Male kommt, und selten schwindet das verbindliche Lächeln aus ihren Zügen.

Zwei Eigenschaften, an denen es uns nervösen Europäern meist gebricht, und deren Mangel uns namentlich im Orient für erfolgreiche Wirksamkeit hindertich ist, können wir ohne Zweifel von ihnen lernen: „Höflichkeit und Geduld."

Wo immerhin soviel Tüchtigkeit und Intelligenz vereinigt ist, wie in türkischen Bureauräumen, fragt man sich unwillkürlich, woran es liege, daß der Erfolg der Verwaltungsmaschine kein größerer sei. Die Ursachen sind mannigfaltige. Greifen wir die auf rein büreaukratischem Gebiete liegenden heraus, so erkennen wir das gänzliche Fehlen von Zeit- und Arbeitsteilung. Vergeblich strebte ich danach, die Einrichtung bestimmter Vortragstage zur Annahme zu bringen. „In der Türkei müsse alles *sofort* erledigt werden, da könne man die Entscheidungen nicht bis zum nächsten Vortragstage verschieben", erhielt ich dabei einmal zum Bescheide. Wo aber alles sogleich erledigt werden soll, wird bekanntlich nichts *schnell* erledigt. Das ist ein alter Erfahrungssatz. Eine ministerielle Verfügung kommt und wird vom Präsidenten mit dem Sektionschef besprochen. Sind beide mitten in der Arbeit, dann erscheint ein Iradé und das erste Blatt wird beiseite gelegt, um dem zweiten den Vorzug einzuräumen. Ein anderer Sektionschef wird gerufen, und der erste wartet. Auf beide warten ihre Unterbeamten. Schon ist die Erledigung des Iradé halb fertig, da läßt der Minister den Präsidenten zu sich rufen, und auch der zweite Sektionschef wartet. Ein dritter er-

*) Erst in neuerer Zeit beginnt der sogenannte Diplomatentisch dies Möbel zu verdrängen.

**) Beschluß.

ſcheint aus eigenem Antriebe und tut, wie ſie. Endlich kommt der Präſident zurück; mit ihm aber vornehmer Beſuch, der nicht abgewieſen werden kann. Man wartet von neuem. So iſt die geſamte Bureauwelt vielgeſchäftig, aber die Arbeit kommt nicht vorwärts. Aus Mangel an Ruhe wird dann vieles beiſeite geſchoben: „minder alti“, unter das Kiſſen, d. h. das Diwankiſſen, auf welches der hohe Chef bei den Beſprechungen ſeinen Arm lehnt.

Mit der Arbeitsverteilung ſieht es ähnlich aus.

Das Syſtem der Vertrauensperſonen dehnt ſich auch über die Beſchlatibs hinweg noch aus. Es ſind immer nur einzelne Männer, denen, meiſt aus perſönlichen Gründen, alle Arbeit aufgebürdet wird, nämlich diejenigen, welche der Vorgeſetzte für beſonders „ſicher“ und ſeinem Intereſſe ergeben hält. Sie werden überlaſtet; viele andere aber, die gerne tätig ſein möchten, werden zur unfreiwilligen Muſe, zur Beſchäftigung mit Kaffee und Zigaretten verdammt. Zöge der Vertrauensmann ſie heran, ſo würde er ſelbſt bald an Vertrauen verlieren. Der Sinn für weiſe Verteilung der Laſt ſcheint dem orientaliſchen Bureaukraten abzugehen. Es wird überall mit einem Verluſt von 80 Prozent toter Kraft gearbeitet. Das Räderwerk klappert, und man glaubt, es täte ſeine Schuldigkeit, aber tatſächlich ſind es nur einzelne Räder, die ſich bewegen und meiſt vor der Zeit abnutzen.

Darin könnten und müßten, zum Heile des Reichs, die orientaliſchen Verwaltungschefs von der nüchternen Pedanterie unſerer Bureaukraten lernen.

# Die Waſſer und die Winde . . .

Von **Georg Buſſe-Palma.**

Die Waſſer und die Winde,
Von meinem holdſeligen Kinde
Schwatzen ſie immerzu.
Die Waſſer ſagen: wir flieſsen
Und ſollen ſein Schätzlein grüſsen.
Es meint, ſein Schatz wärſt Du!

Die Winde lachen und pfeifen:
Als Poſtillone ſchweifen
Für Bräutgam wir und Braut.
Und wären wir nicht ſo luftig,
Wir wären ſüſs und duftig,
Von dem, was uns vertraut.

Ihr Wellen und windigen Dinger,
Ihr ſelige Botſchaftsbringer,
Wann dacht mein Mädel mein?
Hat es ein Brief erreget?
Hat es ein Freund beweget?
Wobei fiel ich ihm ein?

Die Welle kichert verlegen:
Ich durft es herzen und hegen,
Es ſchwamm und kühlte ſich.
Bis daſs ich ſelbſt erwarmte
Und ſchmeichelnd es umarmte,
Da dacht es dann an Dich!

Die Winde reden ſchon lauter:
Wir zauſten es wie ein Trauter
Und zupften an Rock und Saum.
Es lag in Veilchen und Sonne
Und ſchloſs die Augen vor Wonne,
So ſelig ward ſein Traum!

Ach grüſst, ihr ſchelmiſchen Brüder,
Mein Mädel mir vielmals wieder
Und ſagt: ich käm geſchwind!
Zu bitter tät's mich kränken,
Wieviel wir Glück verſchenken
An Wäſſerlein und Wind! — — —

Neuſchnee auf dem St. Gotthard. Nach dem Gemälde von Adolf Schweiner-Düſſeldorf.
(Münchener Kunſtausſtellung, Glaspalaſt, 1903.)

Abb. 1. Bachanal. Elfenbeinſchnitzerei von J. Elhafen.

# Kunſtarbeiten in Elfenbein.

Von

Eduard Engels-München.

Mit ſechzehn Abbildungen nach Originalaufnahmen.

(Abdruck verboten.)

Als im Jahre 1893 König Leopold von Belgien den Verſuch machte, die Künſtler ſeines Landes zur Wiederaufnahme der Elfenbeinplaſtik zu gewinnen, wurde plötzlich ein jahrtauſendalter Kunſtzweig, der während des XVIII. und XIX. Jahrhunderts faſt außer Übung gekommen war, ſeiner unverdienten Vergeſſenheit entriſſen. Allerdings hatte man ja in Europa nie aufgehört, das Elfenbein in der ausgiebigſten Weiſe zur Herſtellung von Toilettengegenſtänden und Galanteriewaren zu verwenden, auch fehlte es in Nürnberg, Fürth, Geislingen u. ſ. w. keineswegs an einer ſchwunghaften Schnitzertätigkeit, die bisweilen ſehr niedliche Erzeugniſſe der Kleinplaſtik auf den Markt brachte; allein die ſogenannte hohe Kunſt hatte doch die Benutzung des Elfenbeins völlig aus dem Geſicht verloren, und wenn Sammler gelegentlich eine Elfenbeinſchnitzerei kauften, ſo konnte man mit Sicherheit darauf rechnen, daß es ſich entweder um ein Erzeugnis des fernen aſiatiſchen Oſtens oder einer längſtvergangenen Epoche des europäiſchen Kunſtfleißes handelte.

Auf der Brüſſeler Weltausſtellung im Jahre 1897 bot ſich dann Gelegenheit, die Ergebniſſe kennen zu lernen, zu welchen die Anregung des Königs von Belgien für die künſtleriſche Elfenbeintechnik geführt hatte. Die Arbeiten von A. Arts, P. Braeke, Guillaume Charlier, Comain, Mathelin, A. des Enfans, E. Jespers, J. Geleyn, Fernand Khnopff, E. Lefever, Meunier, Vanderſtappen gehörten mit zu den Hauptanziehungspunkten für den kunſtſinnigen Beſucher dieſer Ausſtellung. Beſonders der Chriſtus am Kreuz von Meunier, die geheimnisvolle Frauengeſtalt, welche ſich die Hand vor den Mund hielt und um den Arm eine Schlange trug, von Vanderſtappen, ſowie jenes auf einer ornamentierten Bronzeplatte geiſterhaft ſchwebende Antlitz von Fernand Khnopff machten einen tiefen, hinreißenden Eindruck. Wenn trotzdem die Elfenbeinplaſtik in Belgien keinen rechten Aufſchwung nehmen wollte, ſo hat das jedenfalls an äußeren Schwierigkeiten nicht gelegen. Denn da die belgiſche Regierung als Beſitzerin des Kongoſtaates das lebhafteſte Intereſſe an der

Abb. 2. Münzſchrein Maximilians I. Von Chriſtoph Angermeier. (Geöffnet.)

Förderung des Elfenbeinhandels hat, ſo ſtellte ſie den Künſtlern das zu verarbeitende Rohmaterial in jeder gewünſchten Menge koſtenlos zur Verfügung. Es müſſen alſo wohl innere Schwierigkeiten ſein, welche dem Elfenbein den Weg zu den Sympathien der Künſtler und des Publikums verſperren, und man geht wohl nicht fehl in der Annahme, daß dieſe Schwierigkeiten in der gegenwärtigen Geſchmacksrichtung ihren Urſprung haben. Das Elfenbein in ſeiner ſüßen, milden Glätte einerſeits und ſeiner widerſtandsloſen, geduldigen Bearbeitbarkeit andererſeits paßt nämlich ſehr wenig in eine Zeit, die das Schlagwort vom Kampf ums Daſein geprägt hat und obendrein noch nervös iſt. Unſer Geſchmack zieht das Rauhe dem Polierten, das Harte dem Weichen, das Spröde dem Nachgiebigen vor. Der Reizbarkeit unſerer Nerven ſagt eine genialiſche Skizzenhaftigkeit, die ſich in Elfenbein abſolut nicht betätigen läßt, weit beſſer zu, als jene das Kleinſte wie das Größte gleich ſorgſam feilende Beſchaulichkeit, welche die Lebensbedingung der Elfenbeinplaſtik iſt. So wenig wir heute die Kleider jener Epochen und Völker zu tragen vermöchten, welche die Elfenbeinſchnitzerei zur Blüte gebracht haben, ſo wenig können wir heute das Elfenbein den ihm innewohnenden Geſetzen der Materialbehandlung gemäß verarbeiten und genießen.

Dennoch blättern wir gern in alten Trachtenbüchern. Dennoch ſtehen wir in unſeren Muſeen gern vor den Vitrinen, welche die Wunderwerke alter Elfenbeinkunſt

Abb. 3. Münzſchrein Maximilians I. Von Chriſtoph Angermeier. (Geſchloſſen.)

bewahren. Es iſt ja trotz allen fauſtiſchen Proteſtes noch immer ſo ſchön, ſich gelegentlich ein wenig „in den Geiſt der Zeiten zu verſetzen“. Es iſt um ſo ſchöner, je weniger dieſe Zeiten mit den unſerigen gemein haben, je fremder, unfaßlicher, märchenhafter ſie uns anmuten. Und aus wie weiter, mythiſcher Ferne dringen die in Elfenbein gegrabenen Stimmen und Geiſter der Völker zu uns herauf! Man lieſt in den älteſten Dichtungen der Juder und Meſopotamier und vernimmt mit Staunen, welche Koſtbar-

Abb. 4. Lukretia.

keiten der phantastische Sinn dieser Orientalen aus den gelben Stoßzähnen des asiatischen Elefanten zu formen verstand. Man nimmt die Bibel zur Hand und vernimmt von dem elfenbeinernen Thron, den König Salomo sich bauen ließ, von dem Elfenbeinhause, das König Ahab errichtete, von dem Elfenbeinpalaste der Psalmisten. Natürlich weiß auch Vater Homer das Elfenbein nach Gebühr zu schätzen. Im alten Ägypten aber beginnen statt bloßer Nachrichten wirkliche Dokumente aufzutauchen: aus Gräbern und unter dem Schutt von Tempeln hervor gräbt der Eifer der Forscher elfenbeinerne Schmucksachen, Waffen, Büchsen, Figürchen, die mehr als 3000 Jahre vor Christi Geburt hinaufweisen. Jakob von Falke weiß in seiner Geschichte des Geschmacks von einigen Elfenbeintafeln zu berichten, die er für die wichtigsten Überbleibsel der ägyptischen Elfenbeinkunst hält. Auf ihnen sind zwei sitzende Figuren mit Zeptern in den Händen derart dargestellt, daß die Linien der Zeichnung vertieft und mit einer blauen Masse, wie mit Email, ausgefüllt erscheinen.

Zu eigentlicher Bedeutung, und zwar gleich zur allerhöchsten, gelangte die Elfenbeinplastik aber erst in Griechenland, in den sog. chryselephantinen, d. h. aus Gold und Elfenbein gebildeten Statuen, deren bekannteste die Athene des Parthenontempels und der Zeus in Olympia von Phidias sind. Ohne Zweifel wollten die Goldelfenbeinstatuen der Griechen in religiöser Beziehung durch die Kostbarkeit ihrer Materials einer besonders hohen Verehrung der Götter Ausdruck leihen und gleichzeitig in künstlerischer Hinsicht den Eindruck einer erlauchten, selt sam faszinierenden Farbigkeit gewinnen. Wir kennen leider kein einziges von den vielen Werken dieser Art aus eigener Anschauung, da sie alle der Habgier und Zerstörungswut späterer Jahrhunderte anheimgefallen sind, doch sind in Paris während der fünfziger Jahre des abgelaufenen Säkulums interessante Versuche zur Erneuerung des chryselephantinen Verfahrens gemacht worden, die besonders die unvergleichliche Delikatesse des farbigen Zusammenklanges von Gold und Elfenbein bewiesen haben. Gearbeitet wurden und werden die chryselephantinen Statuen auf einem Kern aus Holz oder Metall, der mit Gold oder Elfenbeinstücken umhüllt wird, je nachdem die betreffende Stelle Gewand- oder Fleischteile darstellen soll. Hervorgehoben zu werden verdient die Tatsache, daß die Athene des Phidias 12, der Zeus sogar 13 Meter hoch war. Es handelt sich also um eine Verwendung des Elfenbeins im höchsten monumentalen Sinne, und ich weiß nicht, ob unser heutiges Gewissen eine solche Überschreitung der inneren Gesetze eines Materials noch gutheißen würde.

Rom ahmte natürlich, wie in allen Stücken, so auch in der künstlerischen Verwendung des Elfenbeins, die Griechen nach, hielt sich jedoch fast ausschließlich auf der kunstgewerblichen Seite, indem es z. B. die kurulischen Stühle seiner Senatoren aus Elfenbein schnitzte und seinen Würdenträgern elfenbeinerne Zepter in die Hand gab. Besonders zahlreich erhalten sind die sogenannten Konsulardiptychen

Abb. 5. Herkules.

aus West- und Ostrom, das heißt elfenbeinerne, innen mit Wachs gefüllte Schreibtafeln, welche die Konsuln beim Antritt ihres Amtes an Freunde und Gönner zu verschenken pflegten. Diese Diptychen waren natürlich meist mit plastischem Zierat ornamentaler oder figürlicher Art geschmückt, und man kann behaupten, daß die Kunst des späteren römischen Kaiserreichs überhaupt nichts Schöneres hervorgebracht habe, als z. B. jene Tafel des South Kensington-Museums, auf welcher eine Frauengestalt Weihrauch in das Opferfeuer des Altars wirft.

Abb. 6. Kunstdrechslereien in Elfenbein.

Das frühe Mittelalter — man braucht kein Wort über seine Verwilderung und Verödung zu verlieren — legte das Wenige, was es in künstlerischer Beziehung zu sagen hatte, nahezu ausschließlich in elfenbeinernen Dokumenten nieder. Aus den Konsulardiptychen machte es kirchliche Geräte, indem es sie auf den Altar stellte und die Namen derjenigen Personen darauf schrieb, welche sich um die betreffende Kirche besonders verdient gemacht hatten. Als die Mönche Bücher abzuschreiben begannen, mußten dieselben Diptychen als Vorbilder für den Einband ihrer Folianten dienen, wenn auch die religiösen Darstellungen, welche z. B. Tutilo von St. Gallen in die Bücherdeckel eingrub, in ihrer rührenden Hilflosigkeit nicht im entferntesten mehr an die verlorenen Schönheitswelten des Heidentums erinnerten. Je weiter sich dann aber die abendländische Kultur entfaltete, um so umfangreicher wurde nicht nur die Verwendung des Elfenbeins, sondern um so gründlicher entfaltete sich auch das Verständnis für seine Bearbeitung. Tragaltärchen, Reliquienschreine, Hostienbehälter, selbst Statuetten von Aposteln und Heiligen wurden mit wachsender Kunstfertigkeit aus dem geduldigsten aller Materiale geschnitzt. Eine in technischer Beziehung von aller Überlieferung losgelöste Zeit konnte sich in der Tat zu ihrer künstlerischen Selbsterziehung nichts besseres wünschen, als das gefügige, von allem Eigensinn freie, zu jedem Versuch willige Elfenbein. Selbst die weltliche Kunst wußte sich zur Befriedigung der steigenden Luxusansprüche nichts besseres, als das „Olifant“ in ausgiebigste Benutzung zu nehmen. In der Zeit des Rittertums und der deutschen Literaturblüte begegnet man auf Schritt und Tritt elfenbeinernen Schmuckkästchen, Spiegelkapseln, Jagdhörnern, Kämmen, und man erfährt von den reizendsten Minneszenen und Ritterabenteuern, die von geschickten Künstlerhänden auf diesen Gegenständen geschildert wurden. Wohl den Gipfel aller Kostbarkeit, welche das Mittelalter in der Elfenbeintechnik erreicht hat, stellen die Bischofsstäbe dar, in deren Krümmung die Gotik wahre Wunderwerke minutiöser Freiheit und Kompliziertheit hineingezaubert hat.

Die Renaissance mochte das Elfenbein nicht leiden. Wenn es wahr ist, daß auch unser Zeitalter ein solches der Renaissance,

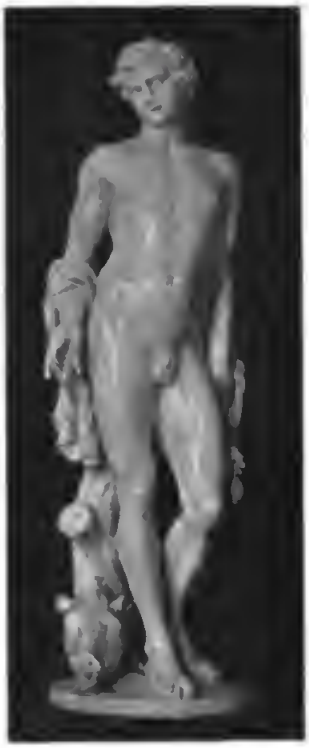


Abb. 7. Meleager.

d. h. der Erneuerung und Wiedergeburt ist, so könnte man sagen, daß das Wesen des Elfenbeins einer kraftvollen Vorwärtsbewegung in Kunst und Leben überhaupt nicht sympathisch erscheine. Jede große Kraft fordert eben einen großen Widerstand, damit sie sich wohlfühle. Man schaue die harten, eckigen Gemälde, die spröden Holzfiguren und knorrigen Bronzen der Renaissance (besonders der deutschen) an, und man wird augenblicklich empfinden, daß die Gesinnungsgenossen Dürers sich unmöglich zu dem weibischen Elfenbein hingezogen fühlen konnten.

Für das Barockzeitalter dagegen, mit seinen schwunghaften, rundlichen Gebärden, seinen konvulsivisch verzückten Heiligen, seinen rauschenden Akkorden einer nach außen glänzenden, nach innen marklosen Lebensauffassung, für das endende XVI. und das ganze XVII. Jahrhundert war das Elfenbein wieder Material der Materiale, das unübertreffliche Ausdrucksmittel seiner Gesinnung und zugleich das beste Übungsfeld seiner fabelhaften Geschicklichkeit. Alle Welt schwelgte und schwärmte damals in Elfenbein. Es wurden eigene Elfenbeinkabinetts gegründet. Fürsten und hohe Herren, wie Georg Wilhelm von Brandenburg, die Kaiser Rudolf II. und Leopold I., Maximilian von Bayern, August von Sachsen ꝛc. machten einen wahren Sport daraus, der Elfenbeinschnitzerei persönlich obzuliegen und die fähigsten Künstler von nah und fern an ihre Höfe zu berufen. An keinem besseren Möbel durften fortan eingelegte Arbeiten oder Marketerieen mit Elfenbein fehlen; um nur ja recht große Massen des geliebten Materials verwenden zu können, brachte man es sogar auf die Drehbank und entwickelte einen eigenen Kunstzweig der sog. Passichdreherei; zuletzt, als alle Möglichkeiten einer künstlerischen Verwendung erschöpft waren, entdeckte man das weite Gebiet der Künstelei, füllte den Hohlraum einer Nußschale mit den kompliziertesten Schnitzereien und ging auf der Drehbank mit dem Elfenbein um, als hätte man es nicht zu drehen, sondern gleich Ton oder Wachs in aller Freiheit zu modellieren.

Wer sich einen Begriff davon machen will, wie groß die Leidenschaft des XVII. Jahrhunderts für das Elfenbein war und welche Vollkommenheit des Geschmacks und des Handwerks es besessen, hat dazu fast nirgendwo eine günstigere Gelegenheit als im Nationalmuseum zu München, wo man die ehemals in der Herzog Max-Burg befindliche Elfenbeinsammlung des Herzogs Maximilian I. von Bayern und seiner Nachfolger an der Regierung aufgestellt hat. Die sämtlichen Illustrationen des vorliegenden Aufsatzes sind nach Gegenständen dieser Sammlung angefertigt und ermöglichen einen ungefähren Überblick über die Vielseitigkeit und den Reichtum ihrer Schätze. Obenan steht natürlich der weltberühmte Münzschrein des Herzogs, eine Arbeit Christoph Angermeiers, die von Kennern nicht nur als Perle der bayerischen, sondern der gesamten europäischen Elfenbeinplastik gefeiert wird. Wie Stiggauer in seiner Monographie über das bayerische Münzkabinett berichtet, hatte Herzog Maximilian den Schrein zur Aufnahme seiner umfangreichen Münzsammlung anfertigen lassen. Meister Angermeier, den er mit der Ausführung betraute, war in

Abb. 8. Kleopatra.

Abb. 9. Kindergruppe. Angeblich von J. Elhafen.

Weilheim geboren und hatte dort bei Hans Deyler die Bildhauerei erlernt. 1618 wurde mit der Arbeit begonnen, 1624 war sie vollendet. Im Jahre 1623 erhielt Angermeier beim Hofzahlamt ein Gehalt von 400 fl., das Gehalt eines Hofrats, angewiesen. Drei Jahre später wurde ihm als Zeichen besonderer Anerkennung für den Münzschrein eine jährliche Zulage von 50 fl. gutgeschrieben. Angermeier starb 1632 in München, wahrscheinlich an der Pest.

Was nun unseren Münzschrein betrifft, den wir auf S. 186 und 187 mit geschlossenen und geöffneten Türen darstellen, so stammt nach Riggauer der Entwurf des Ganzen wie des Details mutmaßlich von Pieter Candid, mit dessen Kunstcharakter die Arbeit in der Tat ziemlich genau übereinstimmt. Oben auf dem Deckel des 85 cm hohen Kästchens steht auf reich mit Guirlanden und Widderköpfen geschmücktem Postament die Kaiserstatuette Trajans, der einen Kommandostab in der Hand hält. Unter ihm, an den vier Ecken, befinden sich die halb sitzenden, halb liegenden Gestalten von vier besiegten Königen. Die beiden Flügeltüren der Vorderseite enthalten in einem köstlichen Architekturrahmen je eine weibliche Figur, von welchen die rechts stehende die Numismatik, die links stehende die Geschichte personifizieren möchte. Jene, die sehr jugendlich gebildet, hält mit der Linken einen Schild und ist mit der Betrachtung einer in ihrer Rechten befindlichen Münze beschäftigt. Die Vertreterin der Geschichtswissenschaft steht zwischen Ruinen, hält eine Rolle in der Hand und ist als alte, vielerfahrene Frau gebildet. Die Innenseiten der Türen stellen in ihrer künstlerischen Ausschmückung das Großartigste dar, was in Elfenbein geleistet werden kann. Sie sind in drei Teile gegliedert. Die medaillenförmigen Mittelteile enthalten links musizierende Männer, rechts musizierende Frauen. Ueber diesen Idyllen schweben Kränze spendende Genien. In den Zwickeln findet man reizende Putten mit Guirlanden. Die beiden oberen Felder zeigen links den flötenspielenden Apoll als Hirten, rechts Orpheus, umgeben von lauschenden Tieren der Wildnis. In den beiden unteren Feldern ist zur Linken die Siegesgöttin gegeben, welche „Viktoria“ auf einen Schild schreibt, zur Rechten der Tiberfluß, in dessen Nähe Romulus und Remus ihr Wesen treiben. Die schmalen Schubfächer, welche man zwischen den geöffneten Türflügeln erblickt, sind mit Lapis Lazuli verkleidet.

Man wird zugeben, daß all dieser phantastische Schmuck, auf einem nur 35 cm breiten Schrein vereinigt, sehr leicht den Eindruck der Überladung hervorrufen konnte. Auch lag dem Künstler die Gefahr nahe genug, bei der Ausführung so vieler, oft winziger

Abb. 10. Das Christuskind und Johannes der Täufer. Relief.

Details in Manierismus und öde Handwerklichkeit zu verfallen. Nichts von all dem ist jedoch eingetroffen: Bei aller Fülle seines Schmuckwerks übt der Schrein allen Zauber der Harmonie, bei aller Sorgsamkeit der technischen Durchführung die Reize einer wahrhaft künstlerischen Schaffensweise aus.

Übrigens haben alle Schnitzer der Barockzeit das gemeinsam, daß sie das Elfenbein mit tadelloser Bravour bearbeiten. Von der Höhe ihres Könnens legen insbesondere die zahlreichen freistehenden Figuren, die sie geschaffen haben, bereits Zeugnis ab. Man schaue sich bloß diese reizende Lukrezia, diesen famosen Herkules, diese kokette Kleopatra, diesen melancholischen Meleager unserer Abbildungen an! Wie ist da der Körper in seinem anatomischen Aufbau verstanden, mit welcher gezierten oder pathetischen Anmut sind da die Modelle gestellt, die Gebärden der Glieder, der Ausdruck der Köpfe zur geistreichsten Beredsamkeit entwickelt! Kann man mit mehr Grazie sich töten, als es Lukrezia tut? Verführerischer all seine Reize zur Schau stellen, als Kleopatra, indem sie ihren Busen der Schlange darbietet? Zu diesen rein formellen Vorzügen gesellen sich dann aber noch diejenigen des Materials, das in seinem bleichen, süßen Glanze, der Wärme seines goldigen Tons und der sanften Politur seiner Oberfläche zur Darstellung des Nackten im kleinen und kleinsten Format ohne Zweifel ebenso berufen ist, wie der weiße Marmor Griechenlands und Italiens zur Darstellung lebensgroßer Körper. Übrigens hat das XVII. Jahrhundert, als die Zeit der großen Abrechnung zwischen heidnischer Renaissance und christlicher Reaktion, nicht bloß solche holde Augenfreuden, wie die nackten Püppchen der Mythologie, sondern auch inbrünstige, von aller Ekstase der Gegenreformation umwitterte Heiligenstatuetten in Elfenbein zu schnitzen versucht. Dabei ist ihm dann freilich das Mißgeschick passiert, daß, wie unsere Äbtissin Klara, der heilige Rochus, Joseph mit dem Christkind deutlich genug dartun, die Koketterie des Materials und die profane Gewöhnung der Schnitzer aus den fromm gemeinten Figürchen ebenso graziöse Bekenntnisse weltlicher Gesinnung geformt haben, wie aus den Dämchen und Männlein der heidnischen Historie. Christliches und Heidnisches unterscheidet sich tatsächlich in diesen seltsamen Zeitläuften bloß durch

Abb. 11. Kinderbachanal. Relief von Mantel.

den Grad der — Bekleidung. Aber auf einem einzigen kleinen Gebiete herrscht die Gegenreformation in der Elfenbeinkunst gleichwohl ziemlich unbedingt und ohne viel Einschränkung. Das sind die damals erst in die Mode kommenden Elfenbeinkruzifixe, welche selbst das frömmste Mittelalter nicht gekannt hat, die aber im XVII. Jahrhundert mit einer wahren Leidenschaft geschnitzt und gekauft werden. Ein Christus aus Elfenbein wäre in seiner schimmernden, prickelnden, sentimentalen Weltlichkeit den Menschen einer innerlich religiösen Zeit gewiß unerträglich gewesen; den schönen Büßerinnen und ruhmredigen Kavalieren des XVII. Jahrhunderts dagegen war die Mischung von religiöser Tendenz und glänzender Äußerlichkeit ein genaues Abbild der eigenen Seelenverfassung. Bezeichnenderweise ist beinahe keines dieser

Abb. 12. Die Schlacht bei Zülpich. Elfenbeinrelief von Antonius Leni.

Kruzifixe auf die Nachwelt gekommen, das nicht durch die Großmannſucht ſeiner Beſitzer in irgend einer Weiſe mit Michelangelo Buonarotti in Verbindung gebracht worden wäre. Schon Cicognara in ſeiner Storia della scultura bemerkt, daß, wenn der große Florentiner alle Elfenbeinkruzifixe, die ihm zugeſchrieben werden, wirklich ſelbſt erfunden hätte, ſein ganzes Lebenswerk wahrſcheinlich aus lauter Kruzifixen beſtehen würde. Und bei Molinier lieſt man: Mais attribuer les Christs en ivoire à Michelange, c'est là une opinion, qui ne vaut pas même la peine d'être discutée!

Abb. 13. Jeſus und die Samariterin. Kleines Weihwaſſergefäß aus Elfenbein mit Goldrahmen.

Man kann beinahe alle Elfenbeinſchnitzereien des XVII. Jahrhunderts nach zwei Schulen ſondern: einer italieniſchen und einer flandriſchen. Jene feiert Giovanni da Bologna als ihren Patron, dieſe verehrt in Rubens das Vorbild ihrer Typen und Ideen. Hauptmeiſter des italieniſchen Lagers ſind die beiden Flamänder du Quesnay oder Fiamingo, unter den flandriſchen Künſtlern und den von ihnen hauptſächlich beeinflußten Franzoſen und Deutſchen ragen Michel Augier, Gerard van Opſtal, Girardon, Jakob Zeller, Angermeyer, Elhafen, Rauchmüller und Dobbenmann beſonders hervor. Bei der überaus mangelhaften Überlieferung über die Lebensumſtände der meiſten Elfenbeinſchnitzer iſt es ſehr ſchwer, über ihre Perſönlichkeit und ihr Schaffen genaue Auskunft zu erhalten. Was die Fiamingo betrifft, ſo waren ſie beſonders durch ihre reizenden Kindergruppen berühmt. Es iſt nicht ausgeſchloſſen, daß jenes kleine Medaillon mit tanzenden Putten, das im

Abb. 14. Krüge und Pokale in Elfenbeinſchnitzerei.

Münchener Nationalmuſeum dem Meiſter Elhafen zugeſchrieben wird, in Wirklichkeit aus ihrer Werkſtatt hervorgegangen iſt. Jedenfalls beſteht kein formeller Widerſpruch zwiſchen dieſer Arbeit und ihrer allgemeinen Kunſtweiſe. Auch das Relief mit dem Chriſtuskind, das von Johannis dem Täufer geküßt wird, gehört in den Kreis der Flamingo. Das Kinderbacchanal von Mantel verrät in jedem Zug ſeine niederländiſche Inſpiration. Einer der größten deutſchen Schnitzer war Ignaz Elhafen, der am Hof des Herzogs von Berg in Düſſeldorf lebte und durch ſeine bravouröſen Reliefs im Geſchmack Rubensſcher Gemälde einen Weltruf genoß. Kaum noch Relief, ſondern direkt ein „Gemälde in Elfenbein" iſt die Schlacht von Zülpich des Antonius Leoni Venetianus (1680—1720). Hier geht die Elfenbeintechnik offenbar der Entartung entgegen, und man braucht bloß die minder anſpruchsvollen aber unendlich viel künſtleriſcheren Arbeiten zu betrachten, die von den Schnitzern im Anſchluß an die unmittelbaren Bedürfniſſe des Lebens geſchaffen wurden — ich verweiſe bloß auf die köſtlichen Krüge und Pokale, ſowie das poeſievolle Weihwaſſergefäß, das wir in der Abbildung vorführen — um das geſchraubte und verkünſtelte Weſen des mit der Malerei wetteifernden Elfenbeinreliefs auf das unleidlichſte zu empfinden.

Abb. 15. Das Opfer Iſaaks.
Von Simon Träger aus Haidhauſen † 1769.

Krüge und Pokale gehören wohl überhaupt zu den zahlreichſten und ſchönſten Erzeugniſſen der Elfenbeinkunſt, welche man in den Muſeen und Sammlungen finden kann. Hier ſetzte denn auch, entſprechend der großen Nachfrage, die maſchinelle Elfenbeinplaſtik, die Drechſlerei ein, von deren oft exzentriſchen Leiſtungen wir ſechs der ſchönſten und bemerkenswerteſten reproduzieren.

Beſondere Erwähnung verdient die Wirkſamkeit Simon Trägers, eines armen Hirtenjungen aus Haidhauſen bei München, den Kurfürſt Max III. zum Bildhauer ausbilden ließ. Der überaus fleißige und geſchickte Künſtler hat ſich eine ſehr dankenswerte Spezialität dadurch geſchaffen, daß er die Gewandteile ſeiner Figuren aus dunklem, meiſt braun gebeiztem Holz herſtellte. Der Leſer findet von ihm oben eine Darſtellung als Abb. 15 der Opferung Iſaaks.

Damit hätten wir in flüchtiger Wanderung das weite Reich des — Elefantenzahns durchſchritten, denn was das XVIII. und XIX. Jahrhundert innerhalb dieſer Sphäre gewirkt haben, kommt gegenüber den Hinterlaſſenſchaften ihrer Vorläufer wirklich nicht in Betracht. Das Rokoko erkor an Stelle des Elfenbeins das Porzellan zu ſeinem Lieblingsmaterial, und als das

Rokoko unter der Guillotine geendet, endete für lange Zeit auch jedes Verſtändnis für die Reize des Materials als ſolches. Das Surrogat wurde dem echten Stoff gleich geachtet, das Elfenbein mußte ſich ſchon darüber freuen, in der ſog. Elfenbeinmaſſe und allerhand kleinen, nicht geſchnitzten, ſondern mechaniſch hergeſtellten Figürchen eine Art Auferſtehung zu feiern. Seine eigentliche Domäne ſind aber bis auf den heutigen Tag bloß die Nadelbüchſen, Notizbuchdeckel, Viſitenkartenetuis, Falzbeine, Kämme, Toilettespiegel, Schachfiguren und — etwas ganz Neues! — Billardkugeln geblieben.

Wird das ſo weiter gehen? Die Turiner Ausſtellung bot keinerlei Anzeichen eines Umſchwunges. Aber wenn die 20 000 Mk., welche die ſächſiſche Regierung zur Förderung der plaſtiſchen Kabinettkunſt bewilligt hat, nur einige Zinſen tragen, die Bemühungen der großen Pariſer und Berliner Goldſchmiede, ſowie verſchiedener deutſcher Kunſtgewerbevereine nur einigermaßen Anklang finden, ſo mag die Möglichkeit eines langſamen Aufſchwungs der Elfenbeinplaſtik als — Boudoirkunſt immerhin nicht ganz ausgeſchloſſen ſein.

Abb. 16. Kronleuchter aus Elfenbein.

## Verlaſſenes Kloſter.

Verwildert ſchaun durchs Pförtlein her
Des Kloſtergartens Einſamkeiten,
Die reifen Äpfel biegen ſchwer
Die Zweige auf die Mauerbreiten.

Im Sonnenſchweigen ſchläft der Tag.
Nur ab und zu ein raſchelnd Streifen
Der Blätter und ein dumpfer Schlag —
Dann wieder Sonne, Traum und Reifen.

Nun hallt die Glocke, knarrt das Tor,
Kein Pförtner ſpricht den alten Segen,
Müd' ſtreift ein Fuſs den Blumenflor,
Und leiſe fällt der Blätterregen.

Und leiſe ſpielt der Sonnenſtrahl
Im dunklen Purpurblut der Roſen
Und mit den Faltern, die im Saal
Auf wilden Ginſterblüten koſen.

Es weht ein Hauch, es knirſchen bang
Zerſplitt'rte Steine wie getreten;
Mir iſt, ich hör im Pfeilergang
Den Geiſt des Friedens für uns beten.

Julius Havemann.

# Bremers Freund.

Von

**Th. H. Pantenius.**

(Abdruck verboten.)

Wer in der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts in Mitau in Kurland lebte oder auch nur diese Stadt mitunter besuchte, der kannte auch den Bäckermeister Bremer. Und das konnte auch nicht anders sein, denn der Bäckermeister Bremer war nicht nur eine Person, sondern auch, sozusagen, ein Begriff. Ihn kannten nun schon vier Generationen und hatten ihn gern. Er hatte ein längliches, aber volles, bartloses Gesicht, aus dem ein Paar hellbraune Augen freundlich in die Welt blickten; hellbraunes, kurz gehaltenes Haar; eine gerade deutsche Nase und ein in der Mitte gespaltenes rundes Kinn. Er war von mittlerem Wuchs und in der Jugend schlank, im Mannesalter aber, ohne fett zu sein, gut bei Leibe. Er verfügte über eine ganz ungewöhnliche Körperkraft, machte aber von ihr nur selten Gebrauch, denn er war von Temperament sanguinisch und über die Maßen gutmütig. Er erhielt in der Taufe ausnahmslos den Vornamen Bruno.

Diesem Bruno Bremer gehörte seit den Tagen des Herzogs Ernst Johann das zweistöckige, zu allen Zeiten dunkelgelb angestrichene Haus in der Großen Straße, das gerade gegenüber der Einmündung der Poststraße in diese lag und das eines der stattlichsten Häuser der Stadt war. Die beiden Etagen dieses Hauses waren immer an gesellschaftlich hervorragende Einwohner des Ortes vermietet, während die Familie Bremer in dem linken der beiden stattlichen Flügel wohnte, die den geräumigen Hofraum von zwei Seiten umschlossen. Diese Flügel waren ihrerseits wieder durch einen Bau verbunden, in dem sich die Bäckerei befand. An diesem Quergebäude sprang das Dach vor und schützte zwei Galerien, die zu ebener Erde und in der Höhe des ersten Stockwerks hinliefen, vor Regen und Schnee. An dem einen Ende der oberen Galerie lag ein geräumiger Taubenschlag, der 50—60 der schönsten Tauben beherbergte. Ein schmaler Gang führte durch dieses Haus in einen kleinen Garten, der an den durch die Stadt fließenden Kanal stieß.

In der Bäckerei wurden außer vorzüglichem Brot jeder Art auch ausgezeichnete Pfefferkuchen hergestellt, und die Bremerschen „Sohlen" galten mit Recht zwischen der Narowa und der heiligen Aa für das wohlschmeckendste Gebäck, das in den baltischen Landen zu haben war.

Außer diesem städtischen besaßen die Bremers auch noch einen halb ländlichen Grundbesitz. Seit den fernen Tagen des Herzogs Jakob, eines Schwagers des Großen Kurfürsten, wurde die Stadt durch den bereits erwähnten Kanal mit frischem Flußwasser versehen, und dieser Kanal führte, ehe er die Stadt erreichte, durch feuchte und deshalb sehr ertragreiche Wiesen. Am rechten Ufer dieses Kanals nun besaßen die Bremers, wie viele andere wohlhabende Handwerker, ein Landhaus — nach dem landesüblichen Ausdruck „ein Höfchen" —, zu dem etwa acht Morgen eingefriedeter üppiger Wiesen gehörten. Dieses Landhaus war mit einfachen, aber bequemen Möbeln ausgestattet und in dem zu ihm gehörenden Stall wurden sechs überaus stattliche dunkelrotbraune Kühe gehalten, deren strotzende Euter fast den Boden berührten. Außer diesen Kühen bildeten mehrere Dutzend Hühner verschiedener Rassen das lebende Inventar des „Höfchens". Ein alter verheirateter Hausknecht hatte das Haus zu bewachen und Rinder und Hühner zu pflegen. Auf dieses Höfchen zogen sich die Bremers zurück, wenn der Sohn geheiratet hatte und sie selbst den

Wunsch hegten, nach vielen in fleißiger Arbeit verbrachten Jahren den Rest ihres Lebens in behaglichem Müßiggang zu verbringen.

Wenn wir noch hinzufügen, daß Bruno Bremer stets zwei Füchse im Stall hatte und immer von zwei dunkelgeströmten Bulldoggen begleitet wurde, von denen der Rüde Lord und die Hündin Lady hieß, so ist damit das Bild, das sich von der Familie Bremer als Typus entwerfen läßt, erschöpft. Denn die Frauen der Bruno Bremer waren sich nicht ganz so ähnlich gewesen wie die Männer. Immerhin galt von ihnen allen, daß sie nie von sich hatten reden machen, und der Bruno Bremer jeder Generation hatte seine Mutter innig verehrt und seine Frau herzlich geliebt.

Es war um die Mittagsstunde eines Maientages des Jahres 185*, als Bruno Bremer, begleitet von Lord und Lady, aus dem Haustor auf die Straße trat, die Augen mit beiden Händen vor der Sonne schützte und die Große Straße hinauf sah. Der jüdische Pelzhändler, der seinen Laden im Nachbarhause hatte und seit geraumer Zeit im Eingang zu diesem stand, um sich von der Sonne durchwärmen zu lassen, beobachtete den Meister eine Weile und sagte dann: „Guten Tag, Herr Nachbar! Worauf warten Sie denn?“

Bremer erwiderte den Gruß freundlich und entgegnete: „Ich warte schon seit ein paar Tagen auf einen Freund, der jederzeit eintreffen kann.“

„Wo kommt denn Ihr Freund her?“ fragte der Nachbar weiter.

„Aus Deutschland. Und er muß schon in Riga sein,“ war die Antwort.

Damit war das Gespräch erschöpft und Bremer begab sich auf den Hof, holte sich einen Futternapf und pfiff den Tauben, die alsbald auf den Hof herabflatterten und hastig das Futter aufpickten, das ihr Pfleger ihnen hinstreute. Dieser selbst hatte auf den Stufen, die zur unteren Galerie der Bäckerei emporführten, Platz genommen und sah liebevoll dem Treiben seiner Lieblinge zu, bis sich zwei weiche Hände über seine Augen legten und eine lieblich klingende Frauenstimme: „Guten Morgen, mein Schatz“ sagte. Der Meister zog die Hände von seinen Augen zu den Lippen herab, küßte sie und rückte dann etwas zur Seite, um seiner jungen Frau Platz zu machen. Diese setzte sich denn auch neben ihn, schlang ihren rechten Arm um seinen Nacken und lehnte ihren Kopf an seine Brust, an der nun ihre hellblonden Locken herabfluteten.

„Ich war beim Vater,“ sagte sie. „Er hat, Gott sei Dank, eine leidliche Nacht gehabt.“

„Das freut mich von Herzen,“ erwiderte der Meister. „Sage, hinkt das Mövchen da nicht?“

„Ich glaube nicht,“ war die Antwort.

Sie schwiegen eine Weile und sahen den Tauben zu. Der Altgesell, der in seinem Zimmerchen sich bei offenem Fenster die Hände wusch, beobachtete seinerseits die jungen Leute und dachte: ‚Welch ein hübsches Paar!‘

Lady hatte sich an der Hauswand, die von der Sonne beschienen wurde, lang ausgestreckt und hielt ein Mittagsschläfchen ab. Eine dreifarbige, noch nicht ganz ausgewachsene Katze kam aus der Küchentür, schritt langsam über den Hof und bettete sich zwischen Ladys Beinen. Ihr Erscheinen störte weder die Tauben noch die Hunde, von denen Lord neben seinem Herrn lag und seinen schweren Kopf auf dessen Fuß gelegt hatte.

‚Welch ein friedliches Bild!‘ dachte der Altgesell.

Da geschah es, daß Lady, die wohl träumen mochte, daß sie lief, plötzlich mit den Beinen zusammenzuckte und die Katze empfindlich traf. Diese sprang zornig auf, schlug mit den Tatzen blitzschnell ein paarmal auf den Kopf des Hundes und ergriff dann die Flucht. Sie lief über den Hof und verschwand durch den Torweg auf die Straße. Lady heulte laut auf und schüttelte immer wieder den mächtigen Kopf. Die Tauben flogen auf, und der Meister und die Meisterin eilten erschreckt auf den Hund zu. Sie fürchteten, daß die Katze ihm das Auge ausgekratzt haben könnte. Es hatte auch wenig daran gefehlt, wie ein tiefer, stark blutender Riß hart unter dem Auge bewies.

„Solch ein Biest,“ rief der Altgesell, der herbeieilte, „solch ein undankbares Biest! Das ist der Lohn dafür, daß Lady sie immer behandelt hat, als wäre sie ihr eigenes Junges. Na warte nur, Du Luder, Du sollst mir kommen!“

„Abscheulich!“ rief auch die Meisterin.

„Ich kann gar nicht verstehen, warum die Katze so böse wurde,“ meinte der Meister. „Der Hund hat ihr doch nichts getan.“

„Hat er auch nicht,“ erwiderte der Altgeselle, „die Bestie hat ihn nur gekratzt, weil sie eben eine tückische Katze ist und Lady ein grundgütiger Hund. Das kann solch ein Vieh nicht verzeihen.“

Der Altgeselle fuhr sich mit der Rechten über das kurzgelockte blonde Haar, das seinen bartlosen Römerkopf bedeckte, und seine blauen Augen blitzten zornig. „Aber warte nur,“ fügte er hinzu, und seine Hünengestalt reckte sich.

Er holte dann einen Schwamm, und man wusch Lady die Wunde aus, während Lord sie durch leises Winseln tröstete. Dann gingen das Ehepaar und der Altgeselle ins Zimmer, um zu Mittag zu essen.

„Dein Freund hat noch immer nichts von sich hören lassen?“ fragte die Meisterin, während sie die Suppe in die Teller füllte.

„Nein,“ erwiderte der Meister, „obgleich er doch schon gestern hier sein wollte. Ich habe Otto auch heute wieder zu beiden Diligencen geschickt; aber vergeblich. Peter scheint auch keine andere Fahrgelegenheit gefunden zu haben.“

„Ihr Freund heißt Pätsch?“ fragte der Altgeselle.

„Ja, und der lächerliche Name hat meinem armen Peter schon viele Neckereien eingetragen. Die Jungen nannten ihn auf der Schule immer Pätsch oder auch ‚Enterich‘.“

„Und er soll jetzt das Geschäft vom seligen Stubenmaler Kaffsack übernehmen?“

„Ja, ich habe das Geschäft für ihn von der Witwe Kaffsacks gekauft. Es war billig zu haben, obgleich es eine gute Kundschaft hat.“

„Wie gut Du bist,“ sagte die Meisterin und sah ihren Mann aus ihren blauen Augen so liebevoll an, daß nur die Gegenwart des Altgesellen ihn abhielt, aufzuspringen und sie zu umarmen.

Die Diligence fuhr damals viermal täglich von Riga nach Mitau und umgekehrt. Sie fuhr um 7 und um 8 Uhr morgens und um 3 und 4 Uhr nachmittags von beiden Städten ab und traf um 12 resp. 1 Uhr mittags und um 8 resp. 9 Uhr abends an ihrem Ziel ein. Bremer begab sich dementsprechend gegen 8 Uhr abends auf den Markt, um das Eintreffen der ersten Diligence zu erwarten.

Nach einiger Zeit kam denn auch der schwerfällige von vier nebeneinander gespannten Pferden gezogene Wagen herangerumpelt.

Pätsch saß gleich hinter dem Kutscher, und Bremer erkannte den Freund sofort, obgleich er ihn seit acht Jahren nicht gesehen hatte. Er fing den kleinen, schmächtigen Mann, sobald dieser seinen Fuß auf das Trittbrett gesetzt hatte, mit beiden Armen auf, zog ihn an seine Brust und küßte ihn dreimal auf den Mund. „Herzlich willkommen in der Heimat, mein lieber Peter!“ rief er und umarmte den Freund noch einmal. Er winkte dann einem der herbeieilenden Droschkenkutscher, sorgte dafür, daß das aus einem schmächtigen Mantelsack bestehende Gepäck des Freundes in die Droschke getragen wurde, und nahm neben diesem Platz.

Pätsch hatte sich bisher die Liebkosungen Bremers mehr gefallen lassen als sie erwidert. Nun aber, als die Droschke sich in Bewegung setzte, legte er seine kleine, schmale Hand auf die große des Meisters und fragte in herzlichem Ton: „Wie geht es Dir, Bruno?“

„Mir? Wie dem Herrgott in Frankreich,“ war die Antwort. „Wie sollte es mir nicht gut gehen? Ich habe ein herzliebes Weib, ein reichliches Auskommen und einen gesunden Leib.“

„Du hast Lenchen Kronau geheiratet?“

„Ja, schon vor fünf Jahren. Und ich kann Dir nur sagen, lieber Peter, eine bessere Frau als sie gibt es auf der ganzen Welt nicht und hat es nie gegeben. Erinnerst Du Dich ihrer noch?“

„Gewiß, Bruno. Deine Frau war ja, als ich noch im Lande war, erst ein Backfisch, aber ich habe sie oft genug gesehen. Sie war ja auch schon damals mit ihrem langen blonden Zopf so hübsch, daß sich jedermann nach ihr umsah. Lebt der alte Kronau noch?“

„Ja, aber der viele Glasstaub, den er in seinem Leben hat schlucken müssen, hat sich ihm auf die Brust gesetzt. Der liebe alte Mann leidet an Atemnot und muß viel ausstehen. Es ist nur gut, daß er das Geschäft dem Sohn hat übergeben können.“

Der Wagen hielt vor dem Bremerschen

Hause, und ein Lehrling, der vor ihm gewartet hatte, nahm den Mantelsack entgegen. Als Pätsch und Bremer durch den Torweg schritten, war die Tür, die von ihm aus in den Bäckerladen führte, geöffnet, und es entströmte ihr der Geruch frischen Gebäcks. Pätsch, der sehr hungrig war, atmete ein paarmal tief auf.

Auf dem Hof sprangen die beiden Bulldoggen an Bremer empor. Pätsch blieb stehen, schnalzte mit den Fingern und rief: „Lord! Lady! — Sie heißen doch wieder so?“ fragte er. „Natürlich,“ war die Antwort. „Na, kommt einmal her, Ihr beiden, und seht Euch den Peter an. Ihr werdet ihn lieb gewinnen.“

Pätsch fuhr den Hunden über die dicken Köpfe. Sie ließen sich das gefallen, ohne zu knurren oder mit dem Schwanz zu wedeln. Sie verhielten sich zunächst abwartend.

Am Eingang zur Bremerschen Wohnung erwartete die Meisterin den Gast. Sie sah in ihrem leichten, hellen Sommerkleide so lieblich aus wie ein ganz junges Mädchen. Sie reichte Pätsch die Hand und hieß ihn mit ein paar freundlichen Worten willkommen. Dann begab man sich gleich in das Speisezimmer, in dem sich schon der Altgesell befand. Er wurde dem Gast als „unser lieber alter Freund Lensahn aus Holstein“ vorgestellt.

Während bei Tisch zwischen Bremer und Pätsch die Fragen hin und her gingen, die bei einem Wiedersehen zweier Freunde nach so langer Trennung natürlich sind, beobachtete Lensahn den Fremden aufmerksam. Das Antlitz von Pätsch war sehr unschön. Es bildete fast ein Viereck, und die schwarzbraunen Augen lagen tief in ihren Höhlen. Das schwarze Haar war glanzlos, die Nase breit, die Lippen des Mundes waren dick und aufgeworfen. Aber klug sah der Mann aus, und seinem zierlichen Körper war eine gewisse Grazie eigen, die sich zumal in den Handbewegungen äußerte. Pätsch trug einen gut sitzenden grauen Sommeranzug und eine in einen flotten Künstlerknoten geschürzte grüne Krawatte.

Auch seine Manieren hatten etwas überraschend Feines, Geschmeidiges und erinnerten mehr an die Gewohnheiten der gebildeten Stände als an die der Handwerker.

‚Hm!‘ dachte Lensahn, ‚da haben wir ja unsere dreifarbige Katze von heute vormittag! Jetzt heißt es, die Augen aufmachen!‘

Auch die Meisterin beobachtete den Freund ihres Mannes mit Interesse. Da sie wußte, wie sehr ihr Mann den Freund liebte, hatte sie den heißen Wunsch, ihn sympathisch zu finden, aber das wollte ihr zunächst noch nicht recht gelingen.

Pätsch begann nun von seinem Leben zu erzählen. Er hatte als Stubenmaler einen großen Teil Norddeutschlands von Königsberg bis Hannover durchwandert und zuletzt zwei Jahre in Lübeck gearbeitet. Er erzählte gut und entwarf sehr amüsante Schilderungen von den verschiedenen Meistern, in deren Dienst er gearbeitet hatte. Bremer lachte immer wieder, daß die Tränen ihm über das Gesicht liefen, und auch die Meisterin und Lensahn stimmten vielfach in seine Heiterkeit ein.

Als der Kuckuck in der Uhr zwölfmal gerufen hatte, erhob sich Lensahn und verabschiedete sich. Bremer besann sich nun darauf, daß der Gast müde sein müsse und mahnte auch seinerseits zum Aufbruch. Er begleitete den Freund in das Gastzimmer, sah zu, daß hier alles in Ordnung war, umarmte Pätsch noch einmal und kehrte dann in das Speisezimmer zurück, wo seine Frau damit beschäftigt war, die geleerten Bierflaschen wegzuräumen.

Durch die geöffneten Fenster strömte vom Hof her eine so warme Luft in das Zimmer, wie in einer Julinacht. Bremer legte seinen Arm um den Hals seiner Frau, und beide traten hinaus auf den dunkeln Hof, in den nur die Sterne hineinblitzten. Die Nachtarbeit hatte noch nicht begonnen, es war ganz still auf dem Hof. Das Ehepaar wandte sich den zur Bäckerei führenden Stufen zu, auf denen es gern Platz nahm. Es erwies sich, daß auch Lensahn noch nicht zu Bett gegangen war und zugleich mit Lord und Lady hier einen stillen Sitz gefunden hatte.

Man setzte sich zusammen, und alle drei blickten unwillkürlich zunächst schweigend auf das Fenster, hinter dessen Vorhängen der Gast weilte. Dieser mußte in der Tat sehr müde gewesen sein, denn das Licht in seinem Zimmer erlosch bald.

„Sie kennen Ihren Freund schon lange?“ fragte Lensahn halblaut.

„Ja,“ war die ebenso gegebene Antwort,

Nahender Sturm. Nach dem Gemälde von Albert Wenk-München.
(Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.)

„wir kennen uns seit unserem siebenten Lebensjahre. Wir traten damals zusammen in die Kreisschule ein. Der arme Peter hat es nicht leicht gehabt im Leben. Sein Vater war ein Taugenichts, der noch vor Peters Geburt seine Frau verließ und in die weite Welt ging, um nie wieder etwas von sich hören zu lassen. Seine Mutter, eine Schwester des Schuhmachers Hinkeldey in der Poststraße, soll eine sehr brave Person gewesen sein, aber sie starb, als Peter noch nicht drei Jahre alt war. Der Knabe wurde nun in das Haus seines Onkels aufgenommen, aber der alte Hinkeldey war ein roher Patron und konnte Peter überdies nicht leiden. Er prügelte den armen Jungen unbarmherzig, und seine beiden Söhne, die später nach Rußland gingen und dort verdorben sind, taten es ihm gleich. Es ist wohl selten ein armes Kind so mißhandelt worden wie Peter. Darüber wurde er freilich auch ein abgefeimter Schlingel, der sich aus allen Schlägen nichts machte und seinen Verwandten jedes Herzeleid antat, das irgend in seinen Kräften stand.

Einmal hatte er der Meisterin Maikäfer in das Bett gelegt. Da schlug der Meister so lange auf den Jungen ein, bis dieser für tot liegen blieb. Die Nachbarn holten einen Arzt, und dieser hatte Mitleid mit dem armen Kinde. Er interessierte den Pastor Breitenstein für den Jungen, und der Pastor wußte wieder das Interesse einer wohltätigen Dame für ihn zu wecken. Man nahm ihn vom Onkel fort und gab ihn bei dem Buchbindermeister Bäcker in Pflege. Na, der alte Mann prügelte Peter ja nicht viel, aber er war so arm, daß er, seine Frau und der Knabe gerade genug zu essen hatten, um nicht zu verhungern.

Die Dame bezahlte auch das Schulgeld für Peter, und so kam er zugleich mit mir in die Kreisschule. Er war damals noch nicht ein so hübscher Mensch wie jetzt, sondern ein grundhäßlicher, skrophulös aussehender Junge. Der Onkel hatte ihn so oft an den Ohren gezaust, daß sie ihm vom Kopfe abstanden wie die Flügel einer Fledermaus, und der arme Kerl hatte auch nicht ein Lot Fett auf dem Leibe. Der Zufall hatte es so gefügt, daß Peter neben mir saß. Wie ich nun in der ersten Zwischenstunde die Kümmelkuchen aus der Tasche zog, die mir meine Mutter mitgegeben hatte, da sah der arme Junge so gierig auf sie, daß ich sie ihm alle gab und selbst hungrig blieb.

Unsere Mitschüler konnten alle miteinander Peter nicht leiden und neckten und quälten ihn ohne Unterlaß. Es geht ja unter den Menschen nicht anders zu, wie unter den Vögeln. Ist in einem Bauer voll Vögeln einer erkrankt, so hacken alle anderen auf ihn ein. An diesem schwachen, halbverhungerten Jungen kühlte auch jeder sein Mütchen. Mir tat er leid, und ich trat für ihn ein, wann und wo ich konnte. Ich habe darüber viel Prügel bekommen, aber sie taten mir nicht weh, denn ich liebte Peter, und ich war stark. Auch kamen mir Hugo Günther und Christian Pfaffroth immer zu Hilfe; nicht wegen Peters, den sie auch nicht mochten, sondern meinetwegen.

Es wurde mir übrigens nicht ganz leicht gemacht, Peter meine Liebe zu bewahren, denn er war gegen mich oft genug sehr unfreundlich, und er hat mir mein Eintreten für ihn nie gedankt; aber ich mußte ihn eben lieb haben. Es ging dem armen Jungen zu schlecht."

Als Bremer so weit erzählt hatte, hob eine der Nachtigallen, die in Käfigen an der Wand hingen, an zu schlagen, und eine andere, deren Käfig sich in einiger Entfernung von ihr befand, antwortete. In der Stille und Dunkelheit des Hofes klangen ihre Stimmen wie ergreifendes Klagen.

Die drei lauschten eine Weile dem Gesang der Vögel. Dann fuhr Bremer fort: „Ich erinnere mich einer seltsamen Geschichte. Eines Tages waren aus dem Klassenbuch eine Anzahl Seiten herausgerissen. Der Direktor war empört, und da sich erwies, daß die Blätter erst in der großen Zwischenstunde entfernt sein konnten, so wurden die Mappen von uns allen untersucht. Ich war während der Zwischenstunde auf dem Hofe gewesen; Ihr könnt euch daher meine Entrüstung denken, als sich die Blätter in meiner Mappe fanden. Da ich ein guter Schüler war und mein Alibi nachweisen konnte, glaubte man schließlich meinen Beteuerungen; es ließ sich aber nicht ermitteln, wer die Blätter in meine Mappe getan hatte.

Es fügte sich so, daß ich am nächsten Tage Peter wieder aus einer Gruppe von Jungen herausschieb, die ihn mißhandelten.

Am Nachmittag besuchte er mich. Er war kreidebleich, fiel mir um den Hals und schluchzte ohne Ende. ‚Mein Gott, was hast Du denn nur, Peter?‘ fragte ich. Wie ich nun länger in ihn drang, gestand er mir, daß er mir das Stück mit den Blättern des Klassenbuches aufgeführt hatte. Ich war im höchsten Grade überrascht. ‚Aber, liebster Peter,‘ fragte ich, ‚warum hast Du denn das getan?‘ Da schluchzte er: ‚Weil Du so stark bist; und weil Du so gut bist; und weil Deine Eltern so reich sind.‘

So sehr hatten sie den armen Jungen verdorben! Na, ich habe es ihm nicht weiter nachgetragen und ihm noch manchen Dienst erweisen dürfen.“

„Das heißt, Du hast ihm einmal mit höchster eigener Lebensgefahr das Leben gerettet,“ sagte die Meisterin.

„Davon will ich kein Wesen machen, mein Liebchen. Das war beim Schlittschuhlaufen. Eine Jungengeschichte. Peter hat es mir übrigens lange nachgetragen, daß ich ihn an den Haaren herauszog und ihm dadurch weh tat.

„Er wurde ja aber später ganz anders, und er ist nun schon seit vielen Jahren mein liebster Freund. Er kam nach der Konfirmation als Lehrling zum Malermeister Dombrowski. Bei dem hatte er es gut, und von da ab wurde er ein anderer. Stolz blieb er freilich immer und hat nie geduldet, daß ich etwas für ihn bezahlte. Gab ich einmal unter Kameraden eine Runde, so gab er gleich zwei. Aber er hat ein Herz wie Gold, und ich kann auf seine Treue Häuser bauen.“

Die Nachtigallen verstummten für eine Weile, und es war so still, daß man Ladys leises Schnarchen hörte. Lensahn hatte beide Ellenbogen auf die Kniee gestützt und das Kinn auf die Hände. So sah er zum Himmel empor. Der vierzigjährige Junggesell liebte den Meister und die Meisterin, die ihm seit fünf Jahren viel Gutes erwiesen hatten, sehr, und er war ein kluger, menschenkundiger Mann. ‚Lieber Gott,‘ dachte er, ‚wenn es ist, wie ich fürchte, und diesen guten Menschen droht eine Gefahr, so gib mir ein Zeichen.‘ Da glitt eine Sternschnuppe über den Himmel hin, so grell wie ein Meteor.

In der oberen Etage gingen die Türen, und man hörte die Gesellen auf die Galerie treten.

„Meister,“ sagte Lensahn, „in einer Viertelstunde geht es an die Arbeit.“

„Das tut nichts,“ erwiderte Bremer lachend. „Einem Bäcker verschlägt es nichts, wenn er in einer Nacht nicht zu Bett kommt. Aber Du, mein Schatz, mußt jetzt zur Ruhe gehen. Gute Nacht.“

* * *

Während die drei auf dem Hof von ihm sprachen, lag Pätsch wach im Bett und starrte aus brennenden Augen in die Finsternis, die ihn umgab. Obgleich er auf der Überfahrt von Lübeck nach Riga sehr unter der Seekrankheit gelitten und heute die anstrengende Wagenfahrt gemacht hatte, konnte er doch nicht schlafen. Das Bewußtsein, wieder in der Vaterstadt zu sein, rief alle die trostlosen Erinnerungen in ihm wach, die sich für ihn an sie knüpften. Es war ihm in der Fremde seltsam gegangen. Schon als er in Memel zum erstenmal Arbeit fand, war es ihm, als sei er von einer schweren Last befreit. Hier hatte ihn niemand als bösen Buben gekannt, und er war sicher, keinem der Quälgeister von der Schule her zu begegnen. Er trug den Kopf höher und fand eine Art Freude an seiner Arbeit. Und je weiter er dann nach Preußen hineinkam, erst nach Elbing, dann nach Danzig, um so mehr wich der Druck, der auf seiner Seele gelastet hatte. Während er bisher in jedem Menschen einen Feind gesehen, wurden allmählich freundlichere Gefühle in ihm wach. Wohl glaubte er nach wie vor, daß jedermann nur von Eigennutz geleitet würde, aber diese Erkenntnis schmerzte ihn nicht mehr so sehr wie bisher. Er war in seinem Fach tüchtig, und die Meister, bei denen er arbeitete, erkannten das an. Auch entdeckte er jetzt in sich das Talent, daß er die Leute zu nehmen wußte, wie sie genommen sein wollten. Zumal bei den älteren Frauen hatte er, sobald ihn danach verlangte, einen Stein im Brett. Die jungen Mädchen zu gewinnen, wollte ihm allerdings nie recht glücken, und da er, wie die meisten häßlichen Menschen, sehr eitel war, so wurde ihm dieser Umstand zu einer Quelle immer neuer Kränkungen. Im ganzen empfand er aber während dieser ersten Jahre doch ein ihm bisher fremdes Gefühl von Lebenslust.

Dieses Gefühl wurde erst sehr beeinträchtigt, als Pätsch in Stettin, wohin er

im fünften Jahre seiner Wanderschaft kam, einer Leidenschaft verfiel, die er bisher nicht gekannt hatte, dem Spiel nämlich.

Er hatte bis zu diesem Zeitpunkt jede Aufforderung zum Kartenspiel abgelehnt; schon weil es seine Eitelkeit verletzt hätte, einzugestehen, daß er kein Spiel kannte. An einem Sonntag aber, an dem es vom Morgen bis zum Abend regnete, gelang es dem Zureden von ein paar Kameraden, ihn zur Beteiligung an einem Spiel zu bewegen. Er hatte das Glück des Anfängers und gewann eine für seine Verhältnisse beträchtliche Summe. Von Stunde ab war er dem Spielteufel verfallen. Während er bisher bei seiner großen Bedürfnislosigkeit einen Teil seines guten Verdienstes zurückgelegt hatte, gingen nun nicht nur sein Lohn, sondern auch das Ersparte im Würfel- und Kartenspiel verloren, und er machte überdies die Erfahrung aller Spieler, daß nämlich im Spiel gewonnenes Geld unter den Händen zerrinnt. Was das launische Glück Pätsch am Abend etwa in den Schoß warf, wurde in der Nacht mit den Kameraden und losen Weibern verjubelt.

Über diesem Treiben schwand Pätsch das Gefühl des Behagens nur zu bald, und er war mit sich und dem Leben wieder so zerfallen, wie nur je in der Vaterstadt. Trotzdem ergriff ihn gerade jetzt ein starkes Heimweh. Vergeblich sagte er sich, daß in der Heimat außer Bruno Bremer niemand nach ihm fragte und daß ihn in Mitau nur die quälendsten Erinnerungen erwarteten, das Heimweh nahm zu von Tag zu Tag.

Pätsch war mit Bremer nicht ganz auseinander gekommen, weil dieser in alter Liebe an ihm hing und immer wieder an ihn schrieb, obgleich er nur auf jeden dritten oder vierten Brief eine Antwort erhielt. In einer dieser Antworten nun hatte Pätsch dem Heimweh, das ihn quälte, Ausdruck gegeben, und diese paar Worte hatten genügt, um zu bewirken, daß Bremer für den Freund ein Geschäft erwarb und ihm freudestrahlend davon Mitteilung machte.

Als echter Spieler machte Pätsch die Entscheidung darüber, ob er ablehnen oder annehmen sollte, von dem Ausfall einer Spielpartie abhängig, die am Abend nach dem Empfang von Bremers Brief stattfand. Er und seine Spielfreunde hatten in Lübeck einen mit viel Geld ausgerüsteten jungen Schweden in ihren Kreis gezogen, und es galt nun, ihn zu rupfen. Das Glück war Pätsch wieder einmal hold. Er gewann an dem Abend 500 Taler.

Am nächsten Tage teilte er Bremer brieflich mit, daß er seine Hilfe dankend annehme. Er kleidete sich dann noch ganz neu ein und reiste mit dem nächsten Schiff nach Riga.

Nun war er wieder in der Vaterstadt, mit der Aussicht auf eine erfreuliche und lohnende Arbeit in angesehener Stellung. Aber diese Aussicht hatte doch auch etwas Erschreckendes für ihn. Hier hatte ja jedermann den mißhandelten, bösartigen Knaben gekannt. Würden die Menschen das je vergessen? Und würde er selbst das je vergessen können? Und dann sein Verhältnis zu Bruno Bremer! Pätsch hatte Bremer eigentlich immer gehaßt. Die Dankesschuld, die dieser auf ihn lud, seit vielen Jahren immer wieder, erstickte ihn fast. Noch bei jedem anderen Menschen war es ihm, der diese Kunst bis zur höchsten Vollendung ausgebildet hatte, gelungen, den für ihn schlüssigen Beweis zu erbringen, daß der andere nur aus Eigennutz handelte, aber Bremer gegenüber versagte selbst sein Können. Pätsch hatte vergeblich immer wieder versucht, sich Bremers Güte aus Großmannssucht zu erklären, er mußte sich doch sagen, daß seines Freundes Handeln von dieser Neigung, von der er ganz frei war, nicht beeinflußt wurde. Und doch fand er die Liebe zum Freunde nicht, die allein ihm die Großmut Bremers erträglich machen konnte. Er empfand das Fehlen dieser Liebe selbst als eine Ungeheuerlichkeit, und indem er sich diese vorstellte, überkam ihn ein Gefühl trostlosester Verlassenheit. Wie nun draußen die Nachtigallen zu singen anhuben, verbarg er sein Gesicht in den Armen und schluchzte in sie hinein, er wußte selbst nicht, ob aus Jammer oder aus Wut oder aus Mitleid mit sich selbst.

Der nächste Tag verging unter geschäftlichen Verhandlungen. Pätsch erkannte sehr wohl, daß das für ihn erworbene Geschäft unter den denkbar günstigsten Bedingungen gekauft worden war und dankte Bremer mit warmen Worten für sein schnelles Zugreifen. „Ich hoffe, Dir Dein Darlehn bald zurückerstatten zu können," sagte er. „Mein lieber Peter," war die Antwort, „darauf kommt es ganz und gar nicht an. Wenn Du nur

in die Lage versetzt wirst, mit der Zeit ein wohlhabender Mann zu werden, so ist alles erreicht, was ich mir wünsche."

Bremer begleitete den Freund auch zum Obermeister der Zunft und trug dadurch sehr dazu bei, ihm die Wege zu ebnen. Es erwies sich, daß auch schon einige Aufträge für Pätsch vorlagen. Die Stubenmaler hatten damals gute Tage, denn nicht nur die Honoratioren in den Städten, sondern auch die weniger bemittelten Landedelleute pflegten ihre Zimmer nicht tapezieren, sondern nur tünchen und vermittelst Schablonen mit Mustern versehen zu lassen. Da galt es denn für Pätsch, gleich ein paar tüchtige Gesellen zu gewinnen.

Über allem diesem verging der Tag, und die beiden Freunde waren sehr ermüdet, als sie endlich Feierabend machten. Bremer hatte zwar schon in einem Hinterhause der Katholischen Straße ein paar Zimmer für Pätsch gemietet und sie mit eigenen zurückgestellten Möbeln, die sein altererbter Hausstand im Überfluß enthielt, ausgestattet, er wünschte aber, daß der Freund noch über den nächsten Tag, der ein Sonntag war, bei ihm blieb, und Pätsch fügte sich diesem Wunsch.

Beim Abendessen erzählte Pätsch von neuen Mustern zu Rosenguirlanden, die er auf seiner Wanderschaft kennen gelernt hatte und von denen er sich eine große Wirkung versprach. Er wurde darüber ganz warm und gefiel der Meisterin und Lensahn viel besser als am Abend vorher.

In dieser Nacht schlief Pätsch zum ersten Male nach langer Zeit wieder einen festen, traumlosen Schlaf.

Am Sonntagmorgen begaben sich das Ehepaar Bremer und Pätsch schon früh auf das Höfchen. Das Wetter war wunderschön, und das Anwesen, das bei trübem Himmel leicht einen etwas dumpfen Eindruck machte, stellte sich auf das vorteilhafteste dar. Bremer zeigte dem Freunde freudestrahlend sein gesamtes lebendes Inventar, die prächtigen Kühe, die Hühner und eine schöngebaute Hühnerhündin, die vier Welpen hatte. „Was machst Du denn mit einer Hühnerhündin?" fragte Pätsch. „Das ist ja etwas ganz Neues."

„Ich bin ein leidenschaftlicher Jäger geworden," erwiderte Bremer und entwarf dem Freunde ein begeistertes Bild von den Freuden der Jagd. „Im Herbst mußt Du auch hinaus auf das Feld," schloß er.

Bremer, dessen Seele das Gefühl des Neides nicht kannte, ahnte nicht, wie sehr die Äußerungen seiner naiven Freude an seinem Besitze den Freund erregten. Von Kindheit auf hatte dieser den Wunsch gehegt, auch einmal Tiere sein eigen nennen zu können, aber da er keine Möglichkeit sah, ihn verwirklicht zu sehen, so hatte er stets geheuchelt, eine Abneigung gegen sie zu haben. Auf der Wanderschaft hatte er, der ja den ganzen Tag über fern von seinem Heim beschäftigt war, auch keine Gelegenheit gehabt, seiner Neigung zu frönen und während der letzten wüsten Jahre schien diese erloschen zu sein. Heute aber fühlte er sie wieder erwachen, und wieder stieg in seinem Herzen ein heftiger Groll gegen den Freund auf, der alles besaß, was ihm versagt war.

Zum Mittagessen kamen auch der alte und der junge Kronau in einer Droschke. Der alte Kronau war ein bildschöner Greis mit blauen Augen und einem überaus gütigen Gesichtsausdruck. Er gehörte zu den „Stillen im Lande" und bildete den Mittelpunkt eines Kreises frommer Männer und Frauen, denen er die Schrift auslegte. Ein schweres Asthma bewirkte, daß er sich sehr gekrümmt hielt.

Sein Sohn war ein schöner junger Mann, der sehr an die Schwester erinnerte. Nur hatte sein, von zwei stattlichen blonden Bartkoteletten eingefaßtes Gesicht einen hochmütigen Ausdruck, der ihrem freundlichen Antlitz ganz fremd war.

Er hatte als Knabe mehr als ein anderer den armen Pätsch gequält. Nicht etwa, weil er von Natur grausam war, sondern aus einem gewissen ästhetischen Widerwillen gegen den häßlichen, unsauberen Knaben. Für Pätsch war mit ihm die Erinnerung an einen der demütigendsten Augenblicke seines Lebens verknüpft. Kronau hatte einmal in der Stunde auf dem Halse von Pätsch eine Laus entdeckt. Er hatte den leichten Knaben dann mit beiden Armen hochgehoben und laut gerufen: „Seht Euch den an. Das Schwein hat Läuse!"

Als jetzt, während er sich vor Pätsch verbeugte, ein ironisches Lächeln um seinen Mund spielte, wußte dieser, daß Kronau jener Szene gedachte, und es stieg ein heißer

Groll in ihm auf; aber weniger gegen Kronau als gegen Bremer. ‚Warum hat er mich veranlaßt, hierher zurückzukehren, wo mich doch auf Schritt und Tritt solche Demütigungen erwarten?‘ dachte er.

Der alte Kronau war gegen den Freund seines Schwiegersohnes sehr liebenswürdig. Er erkundigte sich bei ihm anfangs nach den kirchlichen Verhältnissen Deutschlands, ließ aber, als er merkte, daß Pätsch ausweichende Antworten gab, das Thema gleich fallen und leitete das Gespräch auf ein anderes Gebiet.

Die Tochter hatte dem Vater unterdessen allerlei kleine Liebesdienste erwiesen und war rastlos bemüht, es ihm so behaglich wie möglich zu machen. Pätsch, dessen Gedanken ihn bisher so in Anspruch genommen hatten, daß er der Frau seines Freundes nur wenig Aufmerksamkeit zugewendet hatte, bemerkte erst jetzt ihre eigenartige Schönheit. Frau Bremer fiel zunächst durch nichts anderes auf, als durch die Fülle ihres blonden Haares. Erst bei längerem Zusammensein entschleierte sich der Reiz auch ihres Antlitzes. Unter einer ungewöhnlich hohen Stirn blickten ein Paar blaue Augen, aus denen eine bestrickende Sanftmut und Herzensgüte sprach. Die Gesichtszüge waren fein geschnitten, und über dem Ganzen lag ein Hauch kindlicher Reinheit und Unschuld. Der Meister, bei dem Pätsch in Danzig gearbeitet hatte, war ein Mann von künstlerischen Anlagen gewesen und hatte mit viel Mühe eine kleine Sammlung altdeutscher Madonnenbilder zusammengebracht, die zu betrachten und seinen Bekannten zu zeigen er nicht müde wurde. An diese Bilder wurde Pätsch erinnert, als er Frau Bremer so um den gebrechlichen alten Vater bemüht sah.

Die harmlose Munterkeit Bremers bewirkte, daß das Gespräch bei Tisch in lebhaften Gang kam. Da die Kronaus ebenso eifrige Taubenzüchter waren wie er und Pätsch auch etwas von Tauben verstand, so mußte letzterer von den Danziger Wolkenstechern und Lübecker Kopenhagenern erzählen. Das verhalf ihm über die Mißstimmung weg, in die er anfangs geraten war, und er erzählte dann auch in unterhaltender Weise von anderen Dingen, die er in der Fremde beobachtet oder erlebt hatte. Der junge Kronau verhielt sich zwar dem ‚Enterich‘ gegenüber sehr zurückhaltend, konnte aber doch auch nicht umhin, mitunter in die allgemeine Heiterkeit einzustimmen.

Die auf dem rechten Ufer des Kanals liegenden Höfchen waren untereinander und mit der Stadt durch eine von Pappeln eingefaßte Straße verbunden, die auf der linken Seite des Kanals hinlief und in einem Wirtshaus endete, das Reting hieß und in dem sich an schönen Sonntagnachmittagen die Familien der Handwerker und derjenigen Kaufleute versammelten, in deren Läden sich die Landbevölkerung ihren Bedarf an Kolonialwaren und landwirtschaftlichen Geräten zu erwerben pflegte. Die Männer schoben Kegel, die Frauen plauderten beim Kaffee über ihre Interessen, und die jungen Leute spielten auf einer Wiese Reifenfangen oder Gesellschaftsspiele. Dorthin begaben sich nach dem Essen Bremer und seine Gäste, während seine Frau und ihr Vater zurückblieben.

Da Bremer allbeliebt war, nahm man in Reting auch seinen Freund freundlich auf. Wohl waren viele der jungen Männer noch Schulkameraden von Pätsch gewesen, aber es waren seitdem so viele Jahre vergangen, daß sie sich seiner garnicht oder kaum noch erinnerten, und andere wußten überhaupt nichts von ihm. Sein zurückhaltendes Wesen imponierte einigen, und zumal ein junger Kaufmann Steller, der an der Doblenschen Pforte ein blühendes Getreidegeschäft betrieb, war von ihm ganz entzückt.

Unterdessen saßen der alte Kronau und seine Tochter auf der auf die Wiesen hinausgehenden Veranda. Der alte Herr hielt erst im Lehnstuhl ein kurzes Schläfchen ab und fragte dann die mit einer Handarbeit neben ihm sitzende Tochter, wie ihr denn Pätsch gefalle.

„Bremer hat ihn sehr lieb,“ erwiderte die Meisterin, ohne von ihrer Arbeit aufzusehen.

Der alte Mann lächelte. Er kannte sein schweigsames Kind und wußte jetzt, daß der Freund Bremers seiner Tochter höchst unsympathisch war, daß sie aber aus allen Kräften gegen diese Abneigung ankämpfte. Er ließ sich von ihr noch einmal erzählen, wieviel Bremer dem Freunde vorgeschossen hatte, und lobte dann den Schwiegersohn mit warmen Worten. „Du hast einen guten Mann,“ sagte er. „Bremer ist treu.

Digitized by Google

Auch wenn das Geld verloren gehen sollte, ist es gut angelegt worden, denn Gott urteilt nach der Saat und nicht nach der Ernte."

Die Meisterin stand schnell auf, küßte dem Vater die Hand und kehrte wieder auf ihren Platz zurück.

Vor dem Abendessen kam auch Lensahn, und bald darauf hörte man die anderen auf der Brücke, die zum Höfchen hinüberführte. Sie waren angeregt, und die Mahlzeit, zu der die eigenen Kühe die dicke Milch und die eigenen Hühner die Eier geliefert hatten, verlief ebenso ungetrübt wie die Heimkehr zur Stadt.

Am nächsten Tage siedelte Pätsch, der sich nicht länger zurückhalten ließ, in sein neues Heim über. Er fand dort den ganzen Schrank voll von Lebensmitteln, die Bremer ihm als ‚Salz und Brot' gestiftet hatte. Er hatte Pätsch überdies beschworen, doch möglichst oft bei ihm die Mahlzeiten einzunehmen. Pätsch war für alle diese Liebesbeweise nicht unempfänglich, aber er atmete doch erleichtert auf, als er endlich allein war. Während er dann sein Zimmer immer wieder mit schnellen Schritten durchmaß, wurde seine Brust von den einander widerstreitendsten Gefühlen bewegt.

Er erkannte sehr wohl, daß sich ihm jetzt die Möglichkeit bot, ein neuer Mensch zu werden. Wenn er vom Spiel und den Weibern ließ und in seinem Beruf fleißig war, so konnte er hoffen, ein glücklicher Mann zu werden. Die Bedingungen, unter denen er sein Geschäft übernommen hatte, waren denkbar günstige. Er konnte, wenn er sich als tüchtig bewährte, auch hoffen, daß die Vergangenheit in seiner und in der Leute Erinnerung mehr und mehr verbleichen und endlich ganz erlöschen würde. Mehr als ein hochangesehener Mann hatte ja eine Jugend hinter sich, an die er nicht denken konnte ohne zu erröten, an die er aber auch nicht dachte. Und zu dem allen kam seit gestern noch der heiße Wunsch, sich die Achtung und Zuneigung der Meisterin zu erwerben. Die Achtung und Zuneigung, denn mit Verwunderung fühlte Pätsch klar, daß kein Begehren nach dieser Frau je in ihm aufsteigen würde.

Andererseits blieben auch die Dämonen, die Pätsch bisher das Leben verdorben hatten, nicht stumm. ‚In Kurland wächst kein Gras über Erlebnisse,' sagten sie. Früher oder später würden der junge Kronau und andere Jugendgenossen doch dafür sorgen, daß alle Welt erfuhr, was für ein verkommener Junge Pätsch einst gewesen war. Es war ferner sehr wenig wahrscheinlich, daß die Meister aus guten alten Familien ihn jemals als ihresgleichen betrachten würden. War es da nicht klüger, auf alle vorlauten Hoffnungen von vornherein zu verzichten? Ein paar Jahre voll wilder Lust wogen schließlich ein langes, trübe verbrachtes Leben auf. Pätschs Vater war ja wohl auch irgendwo in einem Graben an der Landstraße zu Grunde gegangen.

Vorläufig nahm Pätsch indessen seine Arbeit mit Eifer auf und handhabte Pinsel und Schablone so eifrig, daß seine Gesellen große Augen machten und Mühe hatten, mit ihm gleichen Schritt zu halten. So ging es die Woche über. Am Sonntag machte er dann mit Bremers einen Ausflug oder verbrachte den Tag mit ihnen auf dem Höfchen. Er war in dieser Zeit sehr still und machte einen gedrückten Eindruck, ein Umstand, der sofort das Mitleid der Meisterin wachrief. Sie redete ihn jetzt öfters an und suchte seine Teilnahme für das Gespräch, das eben im Gange war, zu wecken.

Bei Gelegenheit der Sonntagsausflüge war Pätsch auch wieder mit Streller zusammengetroffen, und dieser forderte ihn eines Tages auf, mit ihm den Abend in Reting zu verbringen. Sie würden dort einen Kreis junger Leute finden, die da an jedem Donnerstagabend ein Glas Bier tränken. Pätsch, dem die Bewunderung, die Steller offensichtlich für ihn hegte, schmeichelte, sagte nach einigem Zögern zu, und Steller holte ihn nach dem Schluß der Arbeit ab.

Es berührte Pätsch sehr angenehm, daß sich in dem Kreise, den er in Reting vorfand, keine ehemaligen Schulkameraden befanden. Die Versammelten waren alle jünger als er und schienen ihn nur als Freund Bremers zu kennen. Wie er nun zu erzählen begann, hörten ihm alle mit Interesse zu, und er verbrachte einen vergnügten Abend.

Seitdem besuchte er an jedem Donnerstag diesen Kreis, in dem man die Zeit damit verbrachte, sich beim Bier Anekdoten zu erzählen oder sonst eine leichte Unterhaltung zu führen.

Digitized by Google

So ging das eine Reihe von Wochen hindurch. An einem Abend aber, an dem es regnete und stürmte, griff man zu den Karten. Man spielte zunächst Preferanee, zum Schluß aber wurde ‚ein Tempel' gebaut. Es ging um lächerlich geringe Summen, und obgleich Pätsch ständig gewann, hätte er mit dem Ertrage des Abends nur eben eine Droschke nach Hause bezahlen können. Aber wie ein Streichhölzchen ein Strohdach in Brand setzen kann, so erwachte auch an dieser harmlosen Unterhaltung die Spiellust in Pätsch zu neuem Leben. Am nächsten Donnerstag begann man mit dem ‚Tempel' früher und setzte höher, und schon nach wenigen Wochen spielte man überhaupt nur noch Hasard und zwar verhältnismäßig hoch. Nach dem Spiel wanderte die Gesellschaft in die Stadt, um dort ein wüstes Gelage abzuhalten; aber an diesem nahm Pätsch trotz alles Zuredens nie teil. Seit er die Meisterin kannte, war ihm das unmöglich.

Pätsch spielte im allgemeinen mit viel Glück, aber das gewonnene Geld zerrann ihm unter den Händen, weil es seiner Eitelkeit schmeichelte, den Kameraden gegenüber den wohlhabenden Mann zu spielen und mit dem Gelde um sich zu werfen. Sein Gewissen brachte er mit der Erwägung zur Ruhe, daß er ja nach wie vor fleißig war und, bis auf die Neigung zum Spiel, seine Leidenschaften mit Erfolg bekämpfte.

Bremer sah er jetzt nur selten, denn seit dem Aufgehen der Hühnerjagd pflegte dieser am Sonntag der Einladung ihm befreundeter Pächter zu folgen und zu ihnen aufs Land zu fahren. Seine immer wiederholte Bitte, auch Jäger zu werden, hatte Pätsch abgelehnt, und seiner Aufforderung, doch auch während seiner Abwesenheit die Sonntage in seinem Hause zu verbringen, keine Folge gegeben. Er besuchte an diesen Sonntagen aber die Kirche und stellte sich so auf, daß er wohl die Meisterin sehen, nicht aber von ihr gesehen werden konnte. Der Anblick ihres in Andacht versunkenen Gesichtes bereitete ihm eine ihm selbst unbegreifliche Freude.

So lagen die Dinge, als in dem Kreise, zu dem die Bremers und die Kronaus gehörten, beschlossen wurde, sich an einem Sonntag in Reting zu einem Tanzkränzchen zu versammeln. Man war an diesem Abend sehr vergnügt, und die Jugend tanzte fleißig. Da das Wetter, trotz der vorgerückten Jahreszeit, ganz ungewöhnlich warm war, hatten die älteren Herren zum Teil auf der Veranda Platz genommen und erfreuten sich bei Bier oder Grog an der milden Luft und dem Mondschein. Zwischen der Veranda und dem Saal, in dem getanzt wurde, befand sich das Schenkzimmer, und die von diesem auf die Veranda führenden Fenster waren geöffnet worden, um der frischen Luft Zutritt zu gewähren.

Pätsch hatte mehrfach mit der Meisterin getanzt, die eine vorzügliche Tänzerin und dem Tanz leidenschaftlich ergeben war. Die Freude an der rhythmischen Bewegung lag von Kindheit an in ihr, und sie tanzte als junge Frau mit ganz derselben naiven Freude, wie sie sich als Kind mit ihren Freundinnen nach dem Takt der Musik bewegt hatte. Vielleicht lag es daran, daß Pätsch auch jetzt wieder mit Verwunderung wahrnahm, wie diese Frau auch beim Tanz gleichsam etwas Unpersönliches für ihn blieb, ein Wesen, dem gegenüber seine Empfindungen ganz andere waren, als alle anderen Frauen, die er kannte, in ihm wachriefen.

Er sann hierüber nach, als er in einer Ecke des Schenkzimmers Platz nahm und sich eine Flasche Bier geben ließ, um seinen Durst zu stillen. Sein Platz befand sich hart neben einem der geöffneten Fenster, er saß aber so, daß man ihn von der Veranda aus nicht sehen konnte. Pätsch wurde aus seinem Gedanken aufgescheucht, als er auf der Veranda seinen Namen nennen hörte. „Na, der Pätsch war überhaupt eine nette Pflanze," sagte eine weiche Männerstimme. „Der Kerl stammte aus Pilten und war einer der häßlichsten Menschen, die ich gesehen habe. Außerdem war er liederlich und faul. Trotzdem hatte die Grete Hinkeldey, die doch ein sehr liebes, sauberes Mädchen war, ihn lieb gewonnen und stak mit ihm zusammen. Wie nun Pätsch erfuhr, daß es so weit war, ergriff er das Hasenpanier und verschwand. Das arme Mädchen heulte bei Tag und Nacht, und als der Alte sie ins Gebet nahm, kam alles zu tage. Da machten sich der Alte und seine Söhne auf, verfolgten den Patron und erwischten ihn auch. Sie schlugen ihn erst halbtot, nahmen ihn dann aber mit und zwangen ihn, die Grete zu heiraten. Das ließ er sich denn auch ge-

fallen, aber drei Tage darauf war er fort, und man hat nie wieder etwas von ihm gehört."

„Die Frau ſtarb bald darauf?" fragte eine andere Stimme, die Pätſch als die Lenſahns erkannte.

„Ja, ſie ſtarb nach ein paar Jahren. Und das war gut für ſie, denn der Sohn war als Junge ein ausgemachter Schlingel. Jetzt macht er ja ſoweit einen ganz manierlichen Eindruck, aber Ihr Meiſter wird mit ihm noch ſeine Erfahrungen machen. Denken Sie an mein Wort: ‚Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm' und ‚der Fuchs läßt wohl die Haare, aber nicht den Balg'; ‚wer ſich unter die Treber miſcht, den freſſen die Schweine' und ‚wer Pech anfaßt, der beſudelt ſich.'"

„Es iſt wohl merkwürdig," ſagte Lenſahn nach einer Weile, „daß der Meiſter ihn ſo lieb hat, denn er iſt doch häßlich von Anſehn und unfreundlich von Gemüt. Und noch merkwürdiger iſt, daß Bremer ihn auch als Knaben immer ſo lieb gehabt hat, obgleich er doch ein wahrer Judas geweſen ſein muß. Der Meiſter hat mir ſelbſt erzählt, daß der Junge, dem er doch nie etwas anderes erwieſen hatte als Liebes und Gutes, einmal eine Anzahl Seiten aus dem Tagebuch der Klaſſe riß und in Bremers Schulmappe tat, um dieſen ins Unglück zu bringen."

„Ja, ja, das ſah dem Jungen ähnlich," fuhr der Mann mit der weichen Stimme fort. „Wenn ich denke, daß der jetzt vielleicht mit der Meiſterin tanzt! Und ich ſehe ihn noch vor mir in der zerriſſenen Jacke und mit einem blauen Auge und geſchwollenen Lippen. So hatten ihn die anderen Jungen zugerichtet, weil er ihnen immer die Äpfel aus den Schulmappen mauſte."

„Na, mit der Meiſterin hat es keine Gefahr," ſagte Lenſahn wieder. „Die mag das Ekel in den Tod nicht leiden, und daß er ihr nichts antun kann, dafür laſſen Sie mich ſorgen. Da mache ich ſchon die Augen auf, aber ſo groß."

Es geſellte ſich ein Dritter zu den beiden auf der Veranda, und ihr Geſpräch nahm eine andere Wendung.

Pätſch war von jedem Wort, das draußen geſprochen worden, getroffen wie von einem Peitſchenhieb. Hatte ihn ſchon, was er vom Vater erfuhr, entſetzt, obgleich er ja wußte, daß dieſer ein Taugenichts geweſen war, ſo empörte es ihn jetzt im Innerſten, daß Bremer jene Schulgeſchichte weitererzählt und die Meiſterin ihre Abneigung gegen ihn, wie es ſchien, Lenſahn offenbart hatte. Pätſch hatte die ſchrankenloſe Liebe, die Bremer ihm entgegentrug, immer mehr als eine ſchwere Laſt, als ein Glück empfunden; jetzt aber glaubte er ſich berechtigt, den Mann, der ſeine Stellung ſo ſchnöde untergrub, von ganzem Herzen zu haſſen. Er war ja für Bremer nicht mehr als etwa ein Hund, den er liebkoſte, weil es ihm ſo gefiel, an dem er aber ebenſo leichten Herzens Verrat übte. Und jene heilige Meiſterin, — was war denn auch an ihrer Herzensgüte, wenn ſie dem Freunde ihres Mannes, von dem ſie doch wußte, wie einſam und unglücklich er ohnehin war, nicht nur keinerlei Mitleid, ſondern offene Abneigung entgegentrug?

Pätſch ſchlich ſich davon, holte ſich ſeine Mütze und ſeinen Paletot und kehrte allein zur Stadt zurück. Der Mond ſchien hell auf die Straße, und Pätſch ſah neben dem eigenen Schatten noch den eines Knaben hergehen, in gleichem Schritt und Tritt. Er kannte dieſen Knaben. Er hatte eine zerriſſene Jacke an, ein blaues Auge und geſchwollene Lippen. So hatten ihn die anderen Jungen zugerichtet, weil er ihnen die Äpfel aus den Schulmappen mauſte. Dieſer Knabe begleitete Pätſch ſeit vielen Jahren. Er wußte jetzt, daß er ihn auch ſein Leben lang begleiten würde.

Am nächſten Donnerstag hatte der Spielerkreis einen Gaſt. Dieſer Gaſt, ein Herr Leuthold, war der Sohn eines Mitauer Gaſtwirtes und hatte eine Zeitlang in Petersburg ein Hotel gehabt. Er hatte es aber ſpäter verkauft und lebte jetzt von „Geſchäften". Welcher Art dieſe Geſchäfte waren, wußte man nicht recht, der Mann war aber immerhin unbeſcholten. Herr Leuthold nun erwies ſich nicht nur als eine eingefleiſchte Spielratte, ſondern auch als eine Spielratte aus der Reſidenz. Auf ſeinen Vorſchlag wurden die Sätze bedeutend erhöht, was zur Folge hatte, daß die beſonneneren Elemente unter den jungen Leuten vorſichtig ſpielten. Pätſch aber war ohnehin in der Stimmung, ſeiner Leidenſchaft rückſichtslos die Zügel ſchießen zu laſſen,

Der letzte Gruß. Grabdenkmal von Prof. Heinrich Waderé-München.

und die Zurückhaltung der anderen reizte noch seine Eitelkeit. Er war nicht der Mann dazu, vor dem Petersburger zurückzuweichen.

Man spielte mit wechselndem Glück, aber als man beim hereinbrechenden Morgengrauen das Spiel aufgab, hatte Pätsch viel mehr verloren, als er besaß. Er versprach, seine Schuld am folgenden Tage zu bezahlen und trieb auch wirklich das Geld gegen hohe Zinsen bei einem Wucherer auf.

Lenthold blieb noch acht Tage in der Stadt. Als er sie verließ, war Pätsch über und über in Schulden verstrickt.

Am 1. Dezember war der Geburtstag Bremers. Dieser Tag wurde immer festlich begangen, und auch in diesem Jahre konnten die Räume der Bremerschen Wohnung die Gäste kaum fassen. Pätsch hatte versucht, unter dem Vorwand, Kopfschmerzen zu haben, der Gesellschaft fernzubleiben, aber Bremer hatte ihm so lange zugesetzt, bis er doch in ihr erschien. Er blieb ein schweigsamer Gast, aber Bremer war anderweitig zu sehr in Anspruch genommen, um das zu bemerken. Er war für gewöhnlich sehr mäßig, aber er konnte nicht viel vertragen, und es kam gerade an diesem Tage mitunter vor, daß er ein leichtes Räuschchen hatte. Er fühlte das, als die muntere Gesellschaft sich auflöste, selbst und erklärte Pätsch, den er bis zuletzt zurückgehalten hatte, er würde ihn noch bis nach Hause begleiten.

Draußen war es bitter kalt, und der Schnee schrie unter den Füßen der beiden. Die frische Luft verstärkte nur noch Bremers Rausch, so daß er sich auf den Arm von Pätsch stützen mußte, um nicht zu schwanken. „Mein lieber Peter," sagte er mit etwas anstoßender Stimme, „ich kann Dir gar nicht sagen, wie sehr ich mich darüber freue, daß es Dir jetzt so gut geht. Es ist mir immer so unrecht vorgekommen, daß ich es von Jugend auf so gut hatte, während Du so sehr unter der Not des Lebens littest. Aber ich habe meine Freundespflicht erfüllt. Als ich noch nicht wußte, daß es mir gelingen würde, Dich wieder ins Land zu bringen, da habe ich für alle Fälle mein Testament gemacht und Dir darin ein Legat von fünftausend Rubeln ausgesetzt. Na, das Geld brauchst Du ja jetzt, Gott sei Dank, nicht mehr. Da will ich denn in einem Nachtrag bestimmen, daß Lensahn das Geld bekommen soll, falls ich sterbe, ehe ich für ihn anderweitig sorgen konnte. Das ist Dir doch recht?"

Pätsch stockte der Herzschlag. Wenn er das Geld jetzt gehabt hätte! Sollte er sich Bremer anvertrauen? Aber sein Stolz rief mit tausend Zungen: Nein!

„Das ist Dir doch recht?" wiederholte Bremer.

„Jawohl," würgte Pätsch hervor.

„Das dachte ich mir," fuhr Bremer fort. „Und nun noch eine Bitte: wir haben übermorgen eine Treibjagd im Stadtwalde. Tue mir den Gefallen und komm mit. Glaube mir, nichts erfrischt so und gibt einen so frohen Sinn wie die Jagd. Bist Du erst ein paarmal mit dabei gewesen, so wirst Du die größte Freude daran finden. Ich gebe Dir meine zweite Flinte, und Du schießt sie eben ab, wenn ein Wild auf Dich zukommt. Ich werde schon dafür sorgen, daß Du kein Unheil anrichtest und nicht etwa einen von uns oder einen Treiber anschießest."

Bei diesen Worten Bremers tauchte vor Pätsch mit Blitzesschnelle ein Bild auf: aus dem Lauf einer Flinte schoß ein Feuerstrom hervor, und ein Mann sank zum Tode verwundet in den Schnee. Wenn das geschah, erbte Pätsch fünftausend Rubel und konnte alle seine Gläubiger befriedigen.

Er blieb mit wankenden Knien stehen und starrte Bremer an. Aber dieser drängte ihn, weiter zu gehen und fuhr fort, ihm die Freuden der Jagd zu schildern.

Sie gingen eine Weile auf der großen Straße auf und nieder, und das Bild ergriff immer mehr Besitz von dem Denken Pätschs. Jedermann wußte, daß er noch nie eine Flinte in der Hand gehabt hatte. Wenn nun sein Gewehr zufällig losging und Bremer traf, so konnte kein Verdacht entstehen. Und sollte es sich nicht ganz unauffällig so machen lassen, daß man an den Zufall glaubte? Man hörte doch so oft von Unfällen auf der Jagd!

„Wie wird man denn bei einer Treibjagd aufgestellt?" fragte Pätsch mit heiserer Stimme.

Bremer gab ausführlichen Bescheid. Der Förster führte die Jagdteilnehmer und wies jedem seinen Stand an.

Als sie wieder vor dem Bremerschen Hause standen, versprach Pätsch, an der

Jagd teilzunehmen. ‚Ich will es dem Zufall überlassen,‘ dachte er, als er nach Hause ging. ‚Kann ich es unbemerkt tun, so fällt eben die Karte gegen ihn. Das Spiel liegt so, daß einer von uns beiden zu grunde gehen muß. Und er sagt ja selbst, daß er bisher immer mit Glück gespielt habe und ich mit Unglück.‘

Pätsch nahm sich vor, vor der Jagd nicht mehr an sein Vorhaben zu denken; aber das gelang ihm nicht. Nun suchte er sich auszumalen, wie sehr er doch von jeher unter der Freundschaft Bremers gelitten hatte: wie er schon als Knabe immer hatte ansehn müssen, wie gut Bremer es hatte; wie sich das in seiner Lehrlingszeit fortgesetzt hatte; wie Bremer ihn zwang, in die Vaterstadt zurückzukehren, obgleich er sich doch sagen mußte, welche Qualen Pätsch in ihr erwarteten. Und er hatte selbst dazu beigetragen, sie zu vermehren, indem er die Geschichte vom Tagebuch jedermann erzählte. Und jetzt zuletzt noch war er es wieder, der Pätsch in Versuchung führte, indem er ihm von seinem Testament erzählte.

Aber die Meisterin? Nun, sie war ja in letzter Zeit immer sehr freundlich gegen ihn gewesen, auch heute abend wieder, aber im Grunde haßte und verachtete sie ihn doch. Und dann: diese Frau war ohne Leidenschaft. Sie liebte ja ihren Mann, gewiß, und sie würde um ihn trauern, aber sie würde sich trösten. Die Tochter des reichen Glasermeisters Kronau und die Witwe des reichen Bäckermeisters Bremer würde nicht lange Witwe bleiben.

Am nächsten Abend kam Bremer zu Pätsch und brachte eine Flinte mit. Er erklärte ihm umständlich, wie man sie lud, wie man die Zündhütchen aufsetzte, die Hähne spannte und wieder zur Ruhe setzte, wie man die Sicherung handhabte. Er entlud das Gewehr dann wieder, und Pätsch mußte es unter seiner Aufsicht neu laden und zum Gebrauch herrichten. Bremer war bei dem ganzen Vorgang sehr vergnügt, denn Pätsch hatte ihm dadurch, daß er an der Jagd teilnahm, einen Lieblingswunsch erfüllt. Er hoffte, daß der Freund, wenn er Freude an der Jagd fand, künftig mehr mit ihm zusammen sein würde als bisher.

Der Stadtwald enthielt nur sehr wenig Wild, aber es wechselten doch Rehe und Füchse gelegentlich aus den anstoßenden Forsten in ihn hinüber, und es gab meist eine Strecke, wenn auch nur eine sehr bescheidene. Immerhin betrachteten die Bürger, sofern sie Jäger waren, die Jagd in ihm mehr als einen erwünschten Anlaß zu einem kräftigen Jagdessen im Kruge als als eigentliches Weidwerk. Dementsprechend brachten viele Teilnehmer von vornherein eine muntere Stimmung mit, und es lag ihnen weniger an der Ausübung der Jagd als an der Gelegenheit, die Anfänger und Dilettanten, die an ihr teilnahmen, zu necken.

Die Meisterin war an solchen Tagen immer etwas besorgt. Da ihr Mann und ihr Bruder Jäger waren, so hatte sie eine Vorstellung davon, wie sehr diese Jagden durch die Anwesenheit so vieler Mitläufer gefährlich wurden. Sie beschwor daher am Vorabend ihren Mann und ihren gleichfalls anwesenden Bruder, doch ja recht auf diese im allgemeinen und auf Pätsch im besonderen achtzugeben. „Ich verspreche Dir, Lenchen,“ sagte der junge Kronau schließlich lachend, „dafür zu sorgen, daß Pätsch Deinen Mann nicht erschießen kann.“

Das Stelldichein fand im Stadtkruge statt, in dem der Förster und die Treiber die Jäger erwarteten. Bremer, Pätsch und Kronau gehörten zu denen, die zuerst erschienen, und ersterer sah zu, wie Pätsch sein Gewehr lud und die Sicherung in Ordnung brachte. Dann stellten sie die Flinten beiseite und begrüßten die nacheinander eintreffenden Jäger. Kronau benutzte das Durcheinander, um von der Flinte, die Pätsch benutzen sollte, beide Zündhütchen zu entfernen.

Pätsch befand sich in jener Stimmung, die nur der geborene Spieler kennt: jeder Nerv in ihm war angespannt, aber sein Geist war ganz klar, und er fühlte, daß er, wenn die Gelegenheit sich bot, mit kalter Entschlossenheit handeln würde.

Da der Schnee ziemlich hoch lag, schritten die Jäger im Gänsemarsch hintereinander her, um zu ihren Ständen zu gelangen. Bremer drang darauf, daß Pätsch vor ihm ging und seinen Stand neben dem seinigen erhielt.

Das erste Treiben ergab nur zwei Hasen, die weit vom Stande der beiden auf dem linken Flügel geschossen wurden. ‚Die Karte fällt gegen mich,‘ dachte Pätsch, ‚ich werde nicht heute Bremer, sondern morgen mich selbst erschießen.‘

Man nahm die zweite Mast und wieder kam kein Wild auf den Stand der beiden zu, obgleich diesmal drei Hasen geschossen wurden.

Bei der dritten Mast ging es ebenso zu. Der junge Kronau war darüber sehr betrübt, denn er hatte sich sehr auf den Augenblick gefreut, in dem dem „Enterich" beide Läufe versagen würden.

Ehe man zu einer neuen Aufstellung schritt, kamen die Jäger immer zusammen und erzählten sich ihre Erlebnisse. Dabei kreisten die mitgebrachten Jagdflaschen, und die Stimmung wurde beständig munterer.

Der kurze Wintertag neigte sich seinem Ende zu, als die Jäger sich dem Schauplatz des letzten Treibens näherten. Sie hatten eine dichte Fichtenschonung zu umschreiten, der Weg war länger und beschwerlicher, und die Ermüdung machte sich geltend. Man ging nicht mehr dicht hintereinander, sondern bewegte sich in einer lang auseinander gezogenen Reihe vorwärts. Es war hier in der warmen Jahreszeit sumpfig, und Bremer und Pätsch mußten sich durch allerhand Erlengebüsch Bahn brechen, um dem Förster, den sie in einiger Entfernung vor sich sahen, zu folgen.

Pätsch gewahrte, daß der Förster einen Anlauf nahm und ein Hindernis übersprang. Bremer, der Pätsch um etwa zehn Schritt voraus war, wandte sich um und rief ihm zu: „Ein Graben!" Dann sprang auch er. In dem Augenblick, als Pätsch den Rand des Grabens erreicht hatte, spannte er beide Hähne, richtete das Gewehr auf Bremer und drückte springend ab. Die Hähne schlugen mit einem leisen Knappen nieder, aber dieses wurde durch das Geräusch übertönt, mit dem Pätsch, der zu kurz gesprungen war, vom Rande des Grabens zurück und in diesen hineinstürzte. Pätsch empfand zugleich einen heftigen Schmerz im rechten Knöchel und stieß einen leisen Schrei aus.

Auf das Geräusch hin wandte Bremer sich um und eilte dem Verunglückten zu Hilfe. Von allen Seiten kamen dann auch die anderen Jäger herbei. Pätsch hatte sich das rechte Bein gebrochen. Man stellte aus Zweigen eine Tragbahre her, brachte den Verunglückten in den Krug und legte ihn dort in einen Schlitten. Bremer war um ihn besorgt wie um ein Kind. Er bat den Schwager, vorauszufahren. Er sollte Frau Bremer bitten, ein Zimmer für den Kranken herzurichten und einen Arzt herbeirufen. Dann nahm Bremer selbst neben Pätsch Platz und fuhr mit ihm der Stadt zu.

Pätsch empfand keine Reue. Das Schicksal hatte ihm eine Aussicht geboten, und er hatte sie ergriffen. Wenn sie nun doch versagte, mußte er die Folgen tragen. Hatte er auch Bremer nicht getroffen, so würde er doch Gelegenheit haben, sich selbst zu treffen. Es war gut, daß man ihn zu Bremers brachte. Da waren Flinten im Hause. Mit geschlossenen Augen ließ er schweigend alles mit sich geschehen.

Die beiden Ärzte, die Kronau herbeigerufen hatte, fanden den Fall noch schlimmer, als man angenommen hatte. Das Bein war zweimal gebrochen. Bremer räumte, im Einverständnis mit seiner Frau, dem Kranken das beste Zimmer ein, man legte dem Bein einen Gipsverband an, und das Ehepaar beschloß, diese Nacht über im Nebenzimmer zu wachen. Bremer, dem immer wieder die Tränen über die Wangen rollten, machte den Kranken noch einmal auf die Klingel auf dem Nachttisch aufmerksam und schied dann von ihm mit einem Kuß. Die Meisterin hatte in ihrer stillen, aber energischen Art alles Erforderliche angeordnet und saß nun auch im Nebenzimmer. Der Kranke, der die ganze Zeit über kaum ein Wort gesprochen und die Augen kaum aufgeschlagen hatte, war endlich mit sich allein.

Seine Lage war eine furchtbare. Es war zunächst gar nicht daran zu denken, daß er zu einer Waffe gelangen konnte. Sobald aber der Unfall, der ihn betroffen hatte, bekannt wurde —, und das mußte unfehlbar morgen geschehen — so kamen die Wucherer, bei denen Pätsch Geld geliehen hatte, zu Bremer, und dieser erfuhr, wie der Freund, den er in so guten Verhältnissen wähnte, es in der letzten Zeit getrieben hatte. Mußte dann nicht auch seine Geduld erschöpft werden? Und was würde er tun? ‚Wenn ich nur sterben könnte!' dachte der unselige Mann.

Im Nebenzimmer war Bremer in der Sofaecke eingeschlafen, und Pätsch hörte ihn schnarchen. Das Nachtlicht flackerte hinter dem Schirm, und vom Hofe her klang von Zeit zu Zeit ein dumpfes Geräusch herüber, wenn eines der Pferde gegen die Wand des Standes stieß. Die Sinne des

Kranken verwirrten sich, und er sah plötzlich einen Knaben neben sein Bett treten. Er hatte eine zerrissene Jacke an, ein blaues Auge und geschwollene Lippen und sah unsäglich verkommen aus. Er hielt in jeder Hand einen Apfel und zeigte sie triumphierend. „Die habe ich gemaust," sagte er, „meinen Kameraden gemaust." „Schämst Du Dich nicht," rief Pätsch entrüstet; aber der Knabe sah ihm mit frechem Lachen ins Gesicht und antwortete: „Sei Du nur ganz still. Du hast den Mann ermorden wollen, der Dir von Kindheit an nichts anderes erwiesen hat als Liebes und Gutes. Was weißt Du denn von Scham?"

Pätsch stöhnte laut. Die nur angelehnte Türe zum Nebenzimmer ging auf, und die Meisterin schlüpfte herein. „Wollten Sie etwas?" fragte sie leise. Pätsch, der wieder bei Besinnung war, tat, als ob er schlief.

Er litt während der nächsten Tage Höllenqualen. Immer wieder erwartete er, daß Bremer hereintreten und ihm heftige Vorwürfe machen würde; aber nichts dergleichen geschah. Das Ehepaar blieb sich in seiner liebevollen Pflege immer gleich, und auch die freundliche alte Frau, die dem Kranken als Pflegerin zugesellt war, war die Güte in Person.

Pätsch war, solange er lebte, noch nie gepflegt worden. Nun mußte er, hilflos wie er war, sich hegen lassen wie ein Kind. Und was hatte er diesen Menschen, die so liebevoll um ihn besorgt waren, angetan! Was gar ihnen antun wollen! Sie mußten ja jetzt schon wissen, wen sie unter den Händen hatten, es war gar nicht anders möglich, und doch konnte Pätsch, so scharf er auch acht gab, nicht die geringste Veränderung in ihrem Benehmen wahrnehmen. Bremer erzählte ihm, während er bei ihm saß, von dem, was ihn interessierte, von seinem Geschäft, seinen Tauben, Hühnern, Hunden; die Meisterin las ihm mit ihrer süßen Stimme aus der Zeitung vor, es trat nichts anderes an ihn heran als Liebes und Freundliches.

Und darüber schmolz die Rinde, die das Leben um sein Herz gelegt hatte, von Tag zu Tag, und es packte ihn eine wilde Verzweiflung darüber, wie er an diesen Freunden gehandelt hatte. Und sie quälte ihn um so mehr, weil er ihr keinen Ausdruck geben konnte.

Die Nachricht von dem Unfall, der Pätsch betroffen, war schon am nächsten Tage zu den Wucherern gedrungen, in deren Hände er sich begeben hatte. Da sie ihm aber das Geld nur mit Rücksicht auf seine stadtkundige Freundschaft mit dem reichen Bremer vorgeschossen hatten, so machten sie ihre Ansprüche zunächst nicht weiter geltend. Sie waren untereinander gut bekannt und hatten in einer Konditorei regelmäßige Zusammenkünfte. Auf einer dieser Konferenzen besprachen sie denn auch, wie sie am klügsten gegen Pätsch vorgehen konnten. Obgleich ihnen wohlbekannt war, wie es an den Donnerstagabenden herging und daß Pätsch ein leidenschaftlicher Spieler war, sollte die Sachlage doch Bremer so dargestellt werden, als ob Pätsch nur den Verführungskünsten des jungen Leuthold erlegen sei. Der Freund mußte dadurch Bremer viel weniger schuldig erscheinen und er deshalb eher bereit sein, für ihn einzutreten.

Nach diesem Programm handelte denn auch der Wortführer der Wucherer, ein ehemaliger Subalternbeamter, dessen Verschlagenheit den Juristen immer wieder ein Schnippchen zu schlagen wußte. Er erzählte Bremer, daß Pätsch sich ihm gegenüber ganz verzweifelt gebärdet habe. Er habe, so hätte er erzählt, sich von dem Petersburger einmal zum Spiel verleiten lassen und gleich stark verloren. Er habe dann, um das Eingebüßte zurückzugewinnen, weiter gespielt und sei darüber immer tiefer ins Unglück geraten. Man habe ihn nur durch Gewährung der Darlehn, zu denen der Berichterstatter seine Freunde hätte heranziehen müssen, verhindert, seinem Leben ein Ende zu machen. Er hätte immer wieder gerufen: ‚Wie soll ich je wieder Bremer unter die Augen treten!'

Bremer erschrak über diese Mitteilungen nicht wenig. Einmal, weil er dem Freunde einen solchen Leichtsinn nicht zugetraut hatte; dann aber auch, weil die Summe, um die es sich handelte, eine verhältnismäßig hohe war. Auch kränkte es ihn sehr, daß Pätsch sich nicht gleich an ihn gewandt hatte.

Immerhin erklärte er sich sofort bereit, die Schuldscheine in den nächsten Tagen einzulösen.

Als er seiner Frau erzählte, was er soeben erfahren hatte, erschrak diese nicht weniger als er. Sie hatte bisher eine starke

Abneigung gegen Pätsch gehabt, die dadurch nicht geringer wurde, daß sie sie als ein Unrecht empfand und energisch zu bekämpfen suchte. Seit Pätsch sich aber als ein völlig hilfloser und offenbar schwer leidender Kranker in ihrer Pflege befand, hatte das Mitleid ihr großmütiges Herz so erfüllt, daß für Abneigung in ihm kein Platz mehr blieb. „Du darfst ihm nicht zürnen, weil er sich nicht gleich an Dich wandte," sagte sie jetzt, während ein paar Tränen schnell über ihre Wangen liefen. „Es geschah gewiß nicht, weil er Dich nicht lieb hatte oder Dir nicht vertraute, sondern weil er sich allzusehr vor Dir schämte."

Bremer empfand ihre Worte als sehr tröstlich. Sie besprachen dann, ob Bremer Pätsch schon jetzt davon in Kenntnis setzen sollte, daß er um seine Schulden wisse und sie bezahlen würde, oder ob damit noch gewartet werden konnte. Die Meisterin sah mit einer tiefen Falte in der Stirn sorgenvoll vor sich hin, bis ihr Gesicht sich plötzlich aufhellte. „Ich habe es," sagte sie. „Du legst ihm die quittierten Schuldscheine in einem Umschlag unter den Weihnachtsbaum."

Bremer umarmte seine kluge kleine Frau noch inniger als sonst und war von ihrem Vorschlag entzückt.

Ganz durchführen ließ sich dieser allerdings nicht, denn Pätsch, dem die Vorstellung, sich von den Freunden auch noch beschenken zu lassen, entsetzlich war, litt am Tage vor Weihnachten angeblich an so heftigen Kopfschmerzen, daß der Plan, ihm ein Weihnachtsbäumchen neben sein Bett zu stellen, aufgegeben werden mußte. Pätsch bat auch so lange, bis das Ehepaar sich entschloß, den heiligen Abend in gewohnter Weise im Kronauschen Hause zu verbringen. In der Dämmerstunde des ersten Feiertages nahm aber Bremer am Bett des Kranken Platz und sagte mit einer gewissen Hast: „Mein lieber Peter, Du sorgst Dich gewiß um die Schulden, die Du machen mußtest, um Deine Verluste an Leuthold zu decken. Rege Dich ihretwegen nicht auf. Ich habe erfahren, daß Leuthold Dich zum Spiel verleitet hat und habe alles in Ordnung gebracht."

Pätsch blieb eine Weile bewegungslos. Dann umarmte er den Freund und brach in lautloses Schluchzen aus. Sie dachten beide daran, daß sich eine ähnliche Szene zwischen ihnen schon vor langen Jahren abgespielt hatte. Aber diese Szene wiederholte sich doch nicht ganz. Damals hatte Pätsch eine rückhaltlose Beichte abgelegt, aber diesmal gelang ihm eine solche nicht. So sehr er auch seine Willenskraft anspannte, er vermochte kein Wort hervorzubringen. In den letzten Wochen war ihm zum erstenmal das Verständnis dafür aufgegangen, was er an diesem Freunde hatte und wie er diesem seine Liebe vergalt. Diese Erkenntnis machte ihn stumm, aber vergrößerte nur noch seine seelischen Leiden. ‚Großer Gott,' dachte er, ‚ich verrate ihn ja jetzt wieder, indem ich ihn in dem Glauben lasse, daß ich nur der Verführung durch Leuthold erlegen bin! Ich muß ihm alles sagen. Ihm wenigstens sagen, daß ich seit lange spielte!' Aber es kam kein Wort über seine Lippen. Er ließ vielmehr den Freund los und sank mit einem leisen Jammerton in die Kissen zurück.

Bremer erschrak sehr. „Liebster Freund," rief er angstvoll, „verzeih mir, wenn ich Dir durch meine Mitteilung geschadet habe. Ich sprach nur, weil ich fürchtete, daß Du Dich um das Geld sorgen könntest."

Pätsch ergriff mit beiden Händen die Hand des Freundes und drückte sie. „Habe Dank!" brachte er hervor.

Der Arzt war mit dem Zustand des Kranken sehr unzufrieden. Obgleich dieser die sorgfältigste Pflege genoß und kein Stärkungsmittel gespart wurde, wurde er sichtlich schwächer, und der Gipsverband war kaum entfernt worden, als er in ein schweres Nervenfieber verfiel. Als er genas, hatten die Stare schon ihre Häuschen bezogen, blühten die Obstbäume und grünten die Wiesen.

Pätsch machte jetzt Zustände durch, die sehr verschiedener Art waren: an manchen Tagen lag es wie eine erdrückende, kaum zu ertragende Last auf ihm; an anderen empfand er dagegen nur jene wohlige Müdigkeit, wie sie gesunden Menschen nach gern geleisteter harter Arbeit zuteil wird.

Diese Tage waren die schönsten, die er erlebt hatte. Wenn er die Augen aufschlug, sah er die Meisterin mit einer Handarbeit am Fenster sitzen, und wenn er sie wieder schloß und ein wenig schlummerte, hatte er das Gefühl, daß er beim Erwachen wieder dasselbe Bild vor sich haben würde. Ach,

Digitized by Google

wenn das immer so hätte bleiben können! Aber dieser Zustand mußte ja bald ein Ende haben. Wie lange nahm er nun schon die Güte der Freunde in Anspruch. Sobald er genas, mußte er wieder hinaus in das Leben. Und dieses erschien ihm gleich furchtbar, ob er nun im Lande blieb oder in die Fremde ging. Wie, wenn er wieder schlecht würde?

Pätsch hatte bisher keine Religion gehabt. Die Religionsstunden in der Schule und der Konfirmandenunterricht hatten keinen Eindruck auf ihn gemacht, die Konfirmation selbst hatte ihm nur zu vielen anderen Demütigungen eine neue gebracht: er war der einzige Konfirmande gewesen, der keinen schwarzen Rock angehabt hatte. Und in seinem späteren Leben war auch keinerlei religiöse Anregung an ihn herangetreten. Jetzt aber suchte er in seiner Herzensangst eine Stütze in der Religion zu finden. Er hatte daran gedacht, den alten Kronau um Rat und Hilfe zu bitten, aber ein Etwas, das stärker war als er, lehnte sich dagegen auf. Da verfiel er darauf, die Meisterin zu bitten, ihm nach und nach die Evangelien vorzulesen.

Die Meisterin war über diese Bitte hoch erfreut. Ihr, der frommen Tochter eines frommen Vaters, war die heilige Schrift das lautere Wort Gottes, und obgleich sie über diese Dinge nie nachgedacht hatte, war es ihr natürlich, anzunehmen, daß schon aus der Kenntnisnahme von der heiligen Schrift eine heilsame magische Wirkung ausgehe. Und so las sie ihm denn mit ihrer weichen Stimme, die Pätsch ins Ohr klang wie die holdeste Sphärenmusik, Tag für Tag ein Kapitel aus dem Neuen Testament vor. Er hörte zu, ohne sich zu dem Gehörten zu äußern.

Mit dem fortschreitenden Frühling wurde auch Pätsch kräftiger. Er konnte das Bett verlassen, sich in der Wohnung bewegen und bald auch Spaziergänge unternehmen.

An einem Maienmorgen, an dem die Sonne warm ins Zimmer schien, hatten Pätsch und die Meisterin eben ihren Kaffee eingenommen — der Meister schlief noch — als Pätsch die Meisterin bat, doch in der Schrift weiterzulesen. Da das sonst am Nachmittage geschah, befremdete sie die Bitte etwas, sie holte aber gefällig ihre Bibel und las, während Pätsch in einer Sofaecke Platz genommen hatte. Die Meisterin las aber: „Und Petrus war danieden im Palast. Da kam des Hohenpriesters Mägde eine. Und da sie sahe Petrus sich wärmen, schaute sie ihn an und sprach: ‚Und Du wareſt auch mit Jesu von Nazareth.‘ Er leugnete aber und sprach: ‚Ich kenne ihn nicht, weiß auch nicht, was Du sageſt.‘ Und er ging hinaus in den Vorhof, und der Hahn krähete. Und die Magd sah ihn und hob abermal an zu sagen denen, die dabei standen: ‚Dieser ist deren einer.‘ Und er leugnete abermal. Und nach einer kleinen Weile sprachen abermal zu Petrus, die dabei standen: ‚Wahrlich, Du bist deren einer, denn Du bist ein Galiläer und Deine Sprache lautet gleich also.‘ Er aber fing an sich zu verfluchen und schwören: ‚Ich kenne den Menschen nicht, von dem Ihr saget.‘ Und der Hahn krähete zum andernmal. Da gedachte Petrus an das Wort, das Jesus zu ihm sagte: ‚Ehe der Hahn zweimal krähet, wirst Du mich dreimal verleugnen,‘ und er hob an zu weinen.“

„Frau Meisterin,“ sagte Pätsch aus seiner Ecke heraus, „wie konnte Petrus es darauf ankommen lassen, daß er den Heiland noch einmal verriet? Er mußte sich doch kennen.“

Die Meisterin blickte den Fragenden zunächst hilflos an. Dann aber sann sie eine Weile nach und erwiderte endlich: „Petrus kannte ja den Heiland und wußte, daß dieser seiner Schwäche immer wieder verzeihen würde.“

Da erhob sich Pätsch, holte sich seine Mütze und ging, ohne eine Wort zu sagen, hinaus auf den Hof. Dort nahm er auf einer Bank im Schatten Platz und sah lange vor sich hin auf das Pflaster, ohne auf die Tauben zu achten, die auf diesem hin und her trippelten. Und er dachte: ‚Nein, ich will nicht noch einmal Verrat üben.‘ Und dann dachte er weiter: ‚Der Heiland konnte wohl Petrus verzeihen, aber wie konnte Petrus sich selbst verzeihen?‘ Und da er das nur dachte, konnte die Meisterin ihm auf diese Frage keine Antwort geben. Und da faßte er einen Entschluß.

Nach einiger Zeit öffnete der Meister, der mittlerweile auch Kaffee getrunken hatte, das Fenster und rief dem Freunde ein „Guten Morgen!“ zu. Dann kam das Ehepaar auch auf den Hof und nahm, nachdem Bremer den Futternapf geholt hatte,

Digitized by Google

neben Pätsch Platz. Bremer pfiff den Tauben und ſtreute ihnen das Futter hin, und auch die beiden Hunde kamen herbei. Darüber geſellte ſich auch Lenſahn zu den dreien.

Lady, die mittlerweile ebenſo wie Lord Pätſch liebgewonnen hatte, legte ihren dicken Kopf auf ſein Knie und ſah ihn liebevoll an. Da bemerkte er hart unter ihrem rechten Auge eine Narbe und fragte nach ihr. „Das war eine merkwürdige Geſchichte,“ erwiderte Bremer. „Eines Morgens fand ich auf unſerem Hof ein halbverhungertes dreifarbiges Kätzchen. Das arme Tierchen dauerte mich, und wir nahmen uns ſeiner an. Und auch die Hunde waren merkwürdigerweiſe freundlich gegen die kleine Katze, zumal Lady, die ihr ſogar erlaubte, zwiſchen ihren Beinen zu ſchlafen. Und ſo wuchs das Tier heran und wurde eine ſehr ſchöne Katze. Gerade nun an dem Tage, an dem wir Dich vor einem Jahre erwarteten, ſitzen wir hier wie jetzt. Lady hat ſich da drüben an der Wand in die Sonne gelegt, und die Katze ſchläft zwiſchen ihren Beinen. Da ſpringt die Katze mit einemmal auf und fährt der Lady mit den Krallen nach dem Auge. Und dann ergreift ſie die Flucht und iſt wie der Wind zum Tore hinaus. Und denke Dir, ſie iſt nie wiedergekommen.“

„Das iſt ſie ſchon, Meiſter,“ ſagte Lenſahn und ſah dabei aus ſeinen ſtahlblauen Augen nicht Bremer, ſondern Pätſch an. „Wiedergekommen iſt ſie wohl, aber ich habe ſie in einen Sack ſtecken und im Kanal erſäufen laſſen. Solch eine falſche Kreatur gehört ins Waſſer, damit ſie nicht noch mehr Unheil anrichten kann.“

„Ja, Sie haben ganz recht. Solch eine falſche Kreatur gehört ins Waſſer,“ meinte Pätſch und ſah auch ſeinerſeits Lenſahn feſt an.

Dieſer ſchwieg und dachte nur: ‚Was der Menſch für unheimliche Augen hat!‘

„Lieber Peter,“ ſagte Bremer nach einer Weile, „wir müſſen Dich heute nach dem Eſſen allein laſſen. Mein Schwager will mit ein paar befreundeten Familien einen Ausflug machen und hat geſtern abend Lenchen und mich ſo lange gebeten, mitzukommen, bis wir ihm zuſagten. Da wir aber erſt ſpät in der Nacht zurückkehren werden, wage ich es gar nicht, Dich auch aufzufordern. Es würde Dich doch noch gar zu ſehr angreifen.“

„Gewiß,“ erwiderte Pätſch. „Und das um ſo mehr, da ich heute wieder Kopfweh habe.“

Nach dem Eſſen fuhr das Ehepaar, nachdem es ſich noch mehrmals bei Pätſch darüber entſchuldigt hatte, daß es ihn allein ließ, davon. Pätſch ging nun durch die ganze Wohnung, legte ſich dann auf das Sofa und gedachte der ſchönen Stunden, die er in der Zeit der Geneſung in dieſem Zimmer verlebt hatte. So lag er, bis die Magd hereinkam und den Tiſch zum Abendeſſen decken wollte. Pätſch fragte ſie, ob Lenſahn zu Hauſe wäre. Als ſie dieſe Frage verneinte, ſagte er, er würde außerhalb zu Abend eſſen. Er ſtand dann auf, ſetzte ſich an den Tiſch, an dem Bremer ſeine Bücher führte, und ſuchte ſich einen Briefbogen heraus. Auf dieſen ſchrieb er:

Mein lieber Bruno!

Ich habe Dich und Deine liebe Frau ſehr lieb und bin Euch *jetzt* von ganzem Herzen dankbar. Aber ſelbſt Eure Liebe kann mich nicht davor ſchützen, daß ich noch einmal wieder werden könnte, wie ich als Knabe wurde, das heißt ſchlecht. Ich kann den Knaben nicht los werden. Er umklammert meine Knie und läßt mich nicht fahren. Darum mag ich nicht länger leben.

Euer Peter Pätſch.

Er ſteckte den Brief in einen Umſchlag, adreſſierte ihn und tat ihn in ſeine Taſche.

Draußen war mittlerweile die Dämmerung hereingebrochen, aber der Mond ſchien hell, und die Luft war köſtlich warm.

Pätſch ging ohne Haſt dem Fluſſe zu, nahm ſich ein Boot und fuhr mit langſamen Ruderſchlägen ſtromaufwärts. Der Fiſcher, dem das Boot gehörte, ſaß auf dem Geländer der Brücke, rauchte behaglich ſeine Pfeife und verfolgte, ohne ſich etwas dabei zu denken, das Boot mit den Augen. Plötzlich wurde er aufmerkſam: es war ihm, als ob der Mann im Boot aufgeſtanden und ins Waſſer geſprungen wäre. Er beugte ſich vor und blickte ſcharf hin: wahrhaftig, das Boot war leer. Er eilte, von ſeinem Sitz zu kommen, ſprang in ein anderes Boot und ruderte, ſo ſchnell er konnte, auf das eigene zu. Als er es erreicht hatte, ſah er, daß auf der Ruderbank ein Brief und eine Geldmünze lagen. Der Inſaſſe war verſchwunden.

Digitized by Google

Er ruderte zur Brücke zurück und rief die Hilfe ſeiner Kameraden an. Man fiſchte ſtundenlang mit Netzen und Bootshaken nach dem Ertrunkenen, aber fand ihn nicht.

Als der Fiſcher ſich überzeugt hatte, daß alle Mühe vorläufig vergeblich war, brachte er den Brief zu Bremer. Er mußte noch eine Weile warten, bis Bremer und ſeine Frau nach Hauſe kamen und er den Brief übergeben konnte. Als die beiden ihn geleſen hatten, ſanken ſie ſich in die Arme und weinten bitterlich um den Mann, der am Knaben geſtorben war und den Bremer ſo ſehr geliebt hatte.

## Biedermeier.

In Grossmutters altem Stübchen
Sind rotbraune Schränke viel,
Viel Tassen und Teller und Bilder
Im Biedermeierstil.

Die Meissner Schäferpüppchen
Schaun so artig darein,
Ein gelber Kanarienvogel
Frohlockt im Sonnenschein.

Und auf dem Bücherbrettchen
Hoch oben an der Wand,
Da steht die „verzauberte Rose"
Dicht neben der „Amaranth".

In Grossmutters altem Stübchen
Da träumt es sich lustig und fein,
Die Bilder beginnen zu sprechen,
Die Schäferpüppchen schalmein.

Die Schränke knacken voll Freude,
Die Tassen und Teller klirrn,
Der Porzellanchinese
Runzelt nachdenklich die Stirn:

Grossmutter war siebzehn Jahre,
Grossvater war zwanzig und drei,
Im gelben Kanapee sassen
An jedem Sonntag die zwei.

Sie trug ein gebümtes Kleidchen
Und am Gürtel ein rotseiden Band,
Der schweigsame Vetter hielt schüchtern
Ihr Händchen in der Hand.

Die Rokokouhr am Kamine
Spielte ihr zärtlichstes Spiel,
Sie küssten sich so zierlich
Im Biedermeierstil.

Doch Urgrossmutter bewachte
Dehors und Anstand genau:
Der Mosjö und die Mademoiselle
Sie wurden Mann und Frau.

Sie schrieben Tagebücher
In Saffian und goldnem Schnitt,
Die sämtlichen Leiden Werthers
Litten sie zärtlich mit.

Sie schrieben Liebesbriefe
Auf rosarotem Papier,
Die grosse Welt sprang in Trümmer,
Die kleine Welt hielt hier.

Sie liebten sich in Züchten,
Wie man sich lieben soll,
Sie hatten Mädel und Buben
Die ganze Stube voll.

Und als sie gestorben, kamen
Der Trauergäste so viel,
Die assen und tranken und weinten
Im Biedermeierstil.

Carl Bulcke.

Schlafendes Kind. Nach dem Gemälde von Alfred Sohn-Rethel-Paris.

Abb. 1. Auf der Terrasse eines maurischen Hauses.

# Volkstypen in Algier.

Von

**Fedor von Zobeltitz.**

**Mit sechzehn Abbildungen nach Originalaufnahmen.**

(Abdruck verboten.)

Es ist eine ganze Reihe von Jahren her, als ich die Stadt Algier zum ersten Male besuchte. Damals kam ich aus dem Innern Algeriens, wo das Eisenbahnnetz noch weniger ausgebreitet war als heute, und von der Seeseite aus hatte ich die alte Sultansstadt überhaupt noch nicht gesehen. Und gerade das ist ein zauberhafter Anblick; ich wüßte wahrhaftig nicht, wem ich den Vorzug geben sollte: Algier oder Konstantinopel, Neapel oder Smyrna, Genua oder Stockholm Das Landschaftsbild ist von leuchtender Schönheit. Halbmondförmig buchtet der Golf sich aus. Im weit ausgedehnten, durch starke Befestigungen geschützten Hafen, an dessen Ostende sich auf achteckiger Basis der riesige Leuchtturm erhebt, liegen Kriegs- und Handelsschiffe, mit den Flaggen aller Nationen im Takelwerke, Vergnügungsdampfer und Lastboote und es kreuzt sich ein Gewirr von kleinen Kähnen, ein Netz glitzernder Linien im blauen Wasser ziehend. Dahinter die Stadt, sich breit erstreckend am Meere und dann in Dreiecksform zur Höhe ansteigend, überragt von den Ausläufern des Sahel, von denen das graue Mauerwerk der Kasba, der alten Burg der Deys, wie ein verwittertes Greisengesicht mit halb erloschenen Augen herabschaut. Ein glänzendes Weiß ist die vorherrschende Farbe in diesem Bilde. Weiß leuchten unten die eleganten Straßenreihen des europäischen Viertels und oben die fensterlosen, glattdachigen Häuser des maurischen Quartiers und dahinter das Kalkgefels. Nur im Süden das satte Grün des Jardin d'Essai und der Terrassen, die zu der Villenstadt Mustapha Supérieur aufsteigen, und des äußersten Ausläufers der von wilden Blumen und wucherndem Gespinst erfüllten, tief in die Erde hineingerissenen Schlucht der „femmes sauvages."

Algier ist verhältnismäßig rasch emporgeblüht; aber noch immer liegt für uns sein Hauptreiz in der eigentümlichen Mischung von verfeinerter Pariser Kultur und halber Barbarei, in dem unmittelbaren Zusammenstoßen raffiniertester Eleganz mit orientalischem Schmutz, in der Berührung des sündhaften fin de siècle Seine-Babylons mit allen Lastern und aller Ursprünglichkeit der Eingeborenen. Dazu drängt die Erinnerung mit unwiderstehlicher Macht sich auf. Wie lange ist es denn her, da von dem alten

Raubneſt am Hange des Sahel die Herrſchaft ausging nicht nur über Nordafrika, ſondern faſt über das ganze Mittelmeer? — Zur Zeit, da wir in den Befreiungskriegen die Ketten Napoleoniſchen Zwanges abzuſchütteln uns mühten, durchkreuzten die Brigantinen der Deys noch das blaue Waſſer, und Tauſende von Chriſtenſklaven wurden auf den Märkten von Algier und Conſtantine feilgeboten. Es war gefährlich, damals das Mittelmeer zu bereiſen. Eine Ohrfeige befreite die Welt von der Peſt des Seeräubertums. Bei einer Audienz des franzöſiſchen Konſuls Deval im Palaſte des letzten Deys rührte der jähzornige Huſſein im Laufe des erregter werdenden Geſprächs mit ſeinem Fächer an der Wange Devals. Vielleicht war es nur eine ſachte Berührung; vielleicht wirklich eine glatte Ohrfeige, wie der Konſul behauptete. Der Krieg brach aus. Noch im Mai 1830 hingen am Tore Bab Aſun die blutigen Häupter vieler Hunderter von Franzoſen, armer Schiffbrüchiger, die der Dey hatte fangen laſſen. Und dann kam die Rache Frankreichs. Sie währte lange genug. Das eiferſüchtige England ſchlug ſich auf Abd-el-Kaders Seite, bis der große Emir 1847 das tapfere Schwert ſtrecken mußte und für die franzöſiſchen Adler der Weg in das Herz Afrikas frei wurde. Aber in der Kabylie währten die Unruhen fort bis in die neuere Zeit. Die Franzoſen konnten erobern, doch koloniſieren konnten ſie nur ſchwer.

Noch immer lebt das Andenken an Abd-el Kader in Algier. In hundert kleinen Kneipen und Kaffeehäuſern hängt ſein Bild, und Nachkommen von ihm kann man ſich in Menge zeigen laſſen. Der Alte ſtarb 1883 in Damaskus; ein Freund von mir hat ihn dort kurz vor ſeinem Tode beſucht. Aber die öffentlichen Geſchichteerzähler in den arabiſchen Cafés berichten noch heute von ſeinen Heldentaten: wie er in Maſcara die Köpfe ſpringen ließ und in Tlemcen einmal einen Franzoſen mit einem einzigen Schwertſtreich in zwei Hälften ſpaltete und andere Aventiuren.

Algier hat ein doppeltes Herz: unten ſchlägt das von Paris und oben das Herz des Morgenlandes. Aber auch in das haſtende Tempo der Fremdenſtadt miſcht ſich ein fremder Beiklang. Man wird beim Anblick des an Prachtbauten reichen europäiſchen Quartiers den Eindruck des rein Dekorativen nicht los. Auf dem ungeheuren Fundament übereinander getürmter Gewölbe und Speicher, das den weſtlichen Abſchluß des Hafenkais bildet, wurde unter Napoleon III. ein breiter Boulevard erbaut, zu dem man auf einer hundertundfünfzig Fuß hohen Rieſentreppe hinaufſteigt. Damals wurde dieſe Straße am Meer Boulevard de l'Impératrice getauft; doch das zweite Kaiſerreich verging, und um unliebſame Erinnerungen zu löſchen, ließ man den Namen der Kaiſerin fallen und nannte die Kaiſtraße Boulevard de la République. Man hat eine ſolche kindiſche Umtaufe in Algier mehrfach vollzogen; die alten arabiſchen Bezeichnungen der Bab Aſun und Bab el Ued behielt man bei, denn ſie erinnerten ſchließlich an die ruhmreiche Eroberung Algiers unter den Generalen

Abb. 2. Die ſchöne Fatme.

Abb. 3. Die Kathedrale in Algier.

Abb. 4. Maurin in Straßenkostüm.

Bourmont und Duperré; aber die Rue Napoléon mußte einem anderen Namen weichen und heißt heute Rue de Chartres.

Sie mündet auf der Place Malakoff, auf dem sich die Kathedrale erhebt (Abb. 3), von den Reisehandbüchern als ein „imposierender Bau“ gerühmt. Mir erschien dieser Tempel immer als ein Monstrum von Geschmacklosigkeit. Man hat an und in ihm maurische, gotische, sarazenische und moderne Elemente zu vereinigen versucht, und aus diesem Konglomerat verschiedenster Baustile ist denn nun ein wahrhaftiges Unding erwachsen. Früher stand hier die Moschee Hassan Paschas, dessen alter Palast nebenan dem Generalgouverneur als Wohnung dient. Aber man hat die Moschee rasiert wie unzählige andere maurische Baulichkeiten; der sogenannte Verschönerungsverein von Algier hatte zu Napoleonischer Zeit nichts anderes zu tun, als an die Stelle alter Kunst die moderne Hausmannsche Geschmacklosigkeit zu setzen.

Auf dem Malakoff-Platz und der Place du Gouvernement entwickelt sich, namentlich in den sommerlichen Abendstunden, wenn die Militärmusik spielt, ein lebhaftes Treiben. Der Gouvernementsplatz wird von Platanen beschattet; aber sie sind leider nicht dicht genug, das häßliche Reiterdenkmal des Herzogs von Orleans zu verdecken, an dem das Wertvollste ist, daß man es aus den bei der Eroberung Algiers erbeuteten Kanonen gegossen hat. Wenigstens hat die Zerstörungswut der Franzosen vor der Moschee Dschema el Dschedid Halt gemacht, dem einzigen muhammedanischen Gotteshause, das in Kreuzesform erbaut ist. Eine Sage erzählt, ein genuesischer Christensklave habe es Mitte des XVII. Jahrhunderts errichtet und sei dem Feuertode verfallen, als man dahinter gekommen, daß der Grundriß ein griechisches Kreuz bilde. In der Nähe liegt noch

Abb. 5. Maurin in Haustracht.

eine zweite stattliche Moschee, die Dschema el Kebir, mit einer Umfassung von Marmorarkaden geschmückt, die französischer Vandalismus der zerstörten Hassan-Moschee entführt hat.

An allen diesen Moscheen vorüber flutet jetzt fränkisches Leben. Aber der orientalische Grundzug haftet doch zu fest, als daß er gänzlich auszulöschen wäre. Das war auch nicht die Absicht nach der Eroberung. Louis Philipp hatte die gute Idee, den neugegründeten Regimentern als Uniform den Typus der Landestracht zu geben. Das gefiel; gefiel namentlich den Söhnen der reichen Scheichs, die in Saint Cyr erzogen wurden, sich ihre Uniform in Paris schneidern ließen und nun in adrett sitzendem Burnus, mit gelben Stiefeln und goldenen Klirrsporen und mit einem Turban aus köstlichen Geweben wieder heimkehrten. Die Offiziere der Zuaven, Turkos und afrikanischen Jäger haben für unsere preußischen Augen etwas ausgesprochen Operettenhaftes. Aber es paßt die bunte Gewandung zu Umgebung und Himmel, erinnert sie auch etwas wehmütig an die Vergangenheit. Denn die bunten Volkstrachten und die eigentümlich gebrochenen Farben im Kostüm, die man früher bevorzugte, sind fast ganz verschwunden. Der vornehme Muselmann, ist er rechtgläubig, verschmäht freilich auch heute noch das fränkische Kleid; nur mit seiner Farbenfreudigkeit ist es aus: er geht fast immer in Weiß.

Abb. 6 Tänzerin vom Stamme der Ulad Naïl.

Unter den Typen der Eingeborenen fallen zunächst die Mauren in das Auge, die den Kern der inländischen Bevölkerung von Algier bilden: jenes Mischvolk, das zum Teil von den alten Mauritaniern abstammt, also kabylischer Rasse, zum Teil echt arabischer Herkunft ist, aber nicht mit den spanischen Mauren verwechselt werden darf. Denn diese waren ziemlich reinrassige Araber, die nur von den Spaniern den Namen erhielten, da sie aus dem von ihnen unterworfenen Mauritanien kamen; nach ihrer Verdrängung mischten sie sich allerdings so vielfach mit den afrikanischen Mauren, daß ethnographische Unterscheidungen kaum noch möglich sind. Auch weißes Blut kam hinzu; italienische, griechische, maltesische und selbst englische Renegaten sind unter den Vätern der algierischen Mauren von heute zu suchen, so daß die Farbenzeichnung so ziemlich alle Nuancen, vom kaukasischen Weiß des Gesichts bis zum Ebenholzschwarz des Niggers umfaßt. Als ich vor fast zwanzig Jahren zum ersten Male in Algier war, sprach alle Welt von der schönen Fatme, einer fast weißen Moreske, die alle malenden Verschönerungskünste ihrer Stammesgenossinnen verschmähte und sich auch auf der Straße zuweilen — ganz Reformweib — unverschleiert zeigte. Einem glücklichen Zufall verdankte ich es, daß ich damals bei Fatme eingeführt wurde. Und

wirklich, sie war ein Mädchen von vollendeter Schönheit, mit rosigem Teint, leuchtenden dunkeln, von feinen, schwarzen Brauen überwölbten Augen, leicht gebogener Nase, mit frischen, gern lächelnden Kirschenlippen, hinter denen weiße Zähne blitzten, und einer Gestalt, die zwischen sehniger Schlankheit und beginnender Üppigkeit die Mitte hielt. Sie war eine Haremsschönheit, wie die Dichter des Orients sie besingen, und auch in ihrer koketten Tracht hätte sie geradeswegs aus dem Allerheiligsten irgend eines Kalifen kommen können. Selbstverständlich trug sie das Moreskenkostüm, aber doch von europäischem Schnitt und sicher von französischen Fingern gearbeitet; trug ein enges Jäckchen aus lichtblauem Stoff, am Hals, auf der Brust und an den geschlitzten Ärmeln überreich mit Goldverschnürung besetzt und vorn ein klein wenig offen, so daß ein Spitzenwölkchen des Hemdes sichtbar wurde; dazu weite gelbseidene Hosen bis zu den Knöcheln und hier geschlossen und darüber ein unendlich feines, durchsichtiges Gewebe, mit Silberfäden durchzogen, das um die Hüften von einem bunten Schal festgehalten wurde. Die zierlichen Füße waren nackt und steckten in perlengestickten Pantöffelchen; verlor sie einen, so sah man, daß auch die niedlichen Zehen mit Ringen geschmückt waren wie die Finger, die die Nägelbemalung mit Henna verschmähten. Am Arm klirrten Spangen, aber der Hals war frei, wohl nur, damit man das entzückende Grübchen bewundern konnte, das die Natur hier gezeichnet hatte. Fatme, die gut französisch sprach und auch sonst keine üble Erziehung genossen hatte, bewohnte mit ihrer Mutter ein maurisches Häuschen in einem der engsten und winkligsten Gäßchen des oberen Viertels. Dies Haus war nach der Straße zu schmal und unscheinbar, aber entzückend im Innern. Vor allem der nie fehlende Innenhof mit seinen luftigen Arkaden und dem Filigranstuck an den Gesimsen bot einen charakteristischen Hintergrund für die holde Erscheinung des Mädchens. Fatme ist inzwischen natürlich nicht jünger geworden; ich habe auch neuere Bilder von ihr gesehen, auf denen sie sich als eine Vierzigerin von behäbigem Embonpoint präsentiert, die für den Sultan von Marokko noch immer als eine Perle seines Harems gelten würde. Aber ich zog es doch vor, die holde Fatme meinen verehrten Lesern lieber in ihrer Jugend Blüte (Abb. 2) vorzustellen wie als rundlich gewordenes Weibchen.

In dem Gassenlabyrinth der maurischen Stadt gibt es noch manches alte Haus, das der Zerstörungs- und Verschönerungslust der Franzosen entgangen ist. Die Fremdenführer wissen, welche dieser Häuser man besuchen kann, um sich für Geld und gute Worte die hübschen Interieurs anzuschauen und mit einem gravitätischen Araber eine Zigarette zu rauchen. Es muß Sitte gewesen sein, daß auch die Reicheren ihren Häusern äußerlich einen fast ärmlichen Anstrich gaben, vielleicht um der Mißgunst der Machthaber und der Steuerschraube zu entgehen; in der architektonischen Ausschmückung des Inneren zeigt sich häufig eine Fülle von kostbarem Material, an marmornen Säulenhallen, Fliesenmosaik und jenem fein durchbrochenen, duftigen Spitzengeweben ähnelnden Stuck, der dem maurischen Baustil ein charakteristisches Gepräge gibt. Das Frauenleben spielt sich bei den Recht-

Abb. 7. Junge Kabylenfrau.

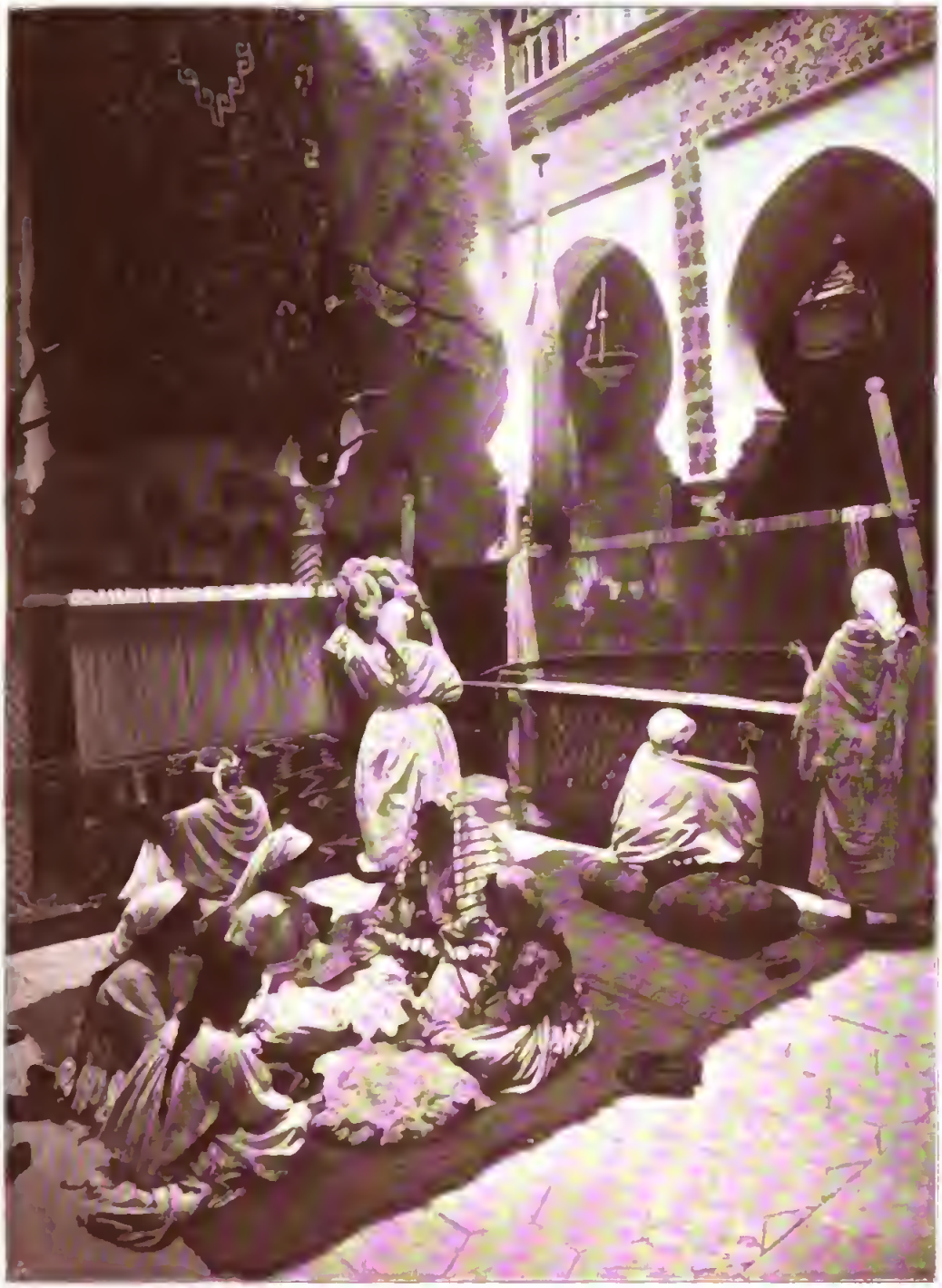


Abb. 8 Inneres einer Teppichweberei.

gläubigen ſelbſtverſtändlich auch heute noch allein innerhalb des Hauſes ab. Bei Sonnenuntergang wird es aber auch auf den flachen Dächern lebendig. Da ſuchen Frauen und Kinder die luſtigen Terraſſen auf, um ſich hier am friſchen Odem des Meeres zu erquicken (Abb. 1); Decken und Teppiche werden auf die Dächer geſchafft, die zuweilen in Orangerien und ſchwebende Gärten verwandelt ſind, aus deren Grün

Lachen und fröhliches Plaudern ſchallt.

Auf der Straße iſt das Koſtüm der mauriſchen Schönen nicht ſonderlich geſchmackvoll. Die ganze Geſtalt umhüllt ein weites weißes baumwollenes Tuch, aus dem nur die in Leinenhoſen ſteckenden Beine hervorlugen. Das geniert die Maurin nämlich nicht. Wohl aber darf man ihr Geſicht nicht ſehen: das würde gegen den Anſtand und die gute Sitte verſtoßen. Deshalb wird das Antlitz durch zwei Lappen verdeckt. Der obere umgibt den Kopf und ſpannt ſich über die Stirn und heißt Futha-enta-Snanig; der untere, Edſchar genannt, reicht vom Näschen bis unter das Kinn (Abb. 4). So iſt die Schönheit der Moreskeu alſo ſozuſagen hermetiſch abgeſchloſſen von der Außenwelt. Der verhüllende Schleier legt ſich über alt und jung, über ſproſſende Reize und die Vergänglichkeit des Alters. Daß es auch unter den niederen Schichten des mauriſchen Volkes allerliebſte Erſcheinungen gibt, beweiſt das kokette kleine Dienſtmädchen auf Abbildung 5, das ſich ſchleierlos und in der vom Photographen gegebenen Attitude vor den Apparat geſtellt hat: in ihren ungeheuer weiten, faltigen Beinkleidern, dem kurzen, Rulila genannten Jäckchen und der Bedaja darunter, mit einer ganzen Laſt falſcher Perlen und Schmuckgegenſtände beladen und um die Hüfte die rote Schärpe, die ihr Schatz von den Chaſſeurs d'Afrique ihr geſchenkt hat. Freilich: vielleicht iſt die Kleine gar nicht vom dienenden Stamme, ſondern eine der Odalisken, die in den mauriſchen Häuſern für ein Goldſtück den Ubitſa tanzen, ein eigentümliches Wiegen und Schmachten und Taumeln, einen Tanz erotiſchen Charakters, dem es aber doch auch nicht an künſtleriſchem Gehalt mangelt. Öffentliche Tänzerinnen ſieht man ſonſt nur dann und wann auf den algeriſchen Jahrmärkten. Da verirren ſich zuweilen die Naïlijas hierher, die Bajaderen der Sahara, Mädchen vom Stamme der Ulad Naïl (Abb. 6), deren leichtſinniges Gewerbe wie bei den Almehs

Abb. 9. Kabylen, zur Stadt ziehend.

Abb. 10. Reicher Araber aus dem Inneren Algeriens.

Ägyptens nicht als Unehre gilt. Es sind nicht immer so hübsche und schlanke Geschöpfe wie auf der Abbildung; aber in ihren Tänzen und ihrem Kostüm, vor allem in der Goldkrone auf dem üppigen Haar und dem Schmuckgehänge, liegt doch ein eigener Reiz.

Im allgemeinen sind die Mauren ein bitter armes Volk. Die Männer verdienen sich ihren Tagesunterhalt als Handwerker: als Seidenwirker, Goldsticker, Schuster oder Lederarbeiter, während die Frauen und

Auge und ist uralte Sitte — oder Unsitte, wie man es nehmen will.

Auch unter den Kabylenweibern findet man hübsche Gesichter und geschmeidige Gestalten. Lange nicht alles, was in Algerien Araber genannt wird, sich selbst so benennt oder arabisch spricht, ist tatsächlich auch arabischer Abstammung. Zu den hamitischen Völkermassen, die in grauer Vorzeit aus dem Innern Asiens nach Afrika vordrangen und über deren rassenhaften Ursprung die Ansichten der Ethnographen noch immer ge-

Abb. 11. Arabische Abendunterhaltung.

Mädchen und Kinder zumeist in den Teppichwebereien beschäftigt werden (Abb. 8). Die kleinen Finger, deren Spitzen immer mit Henna gefärbt sind, arbeiten fleißig und verdienen doch, ach, so wenig. Zwei bis drei Franken gelten schon als hoher Tageslohn. Aber immer sind die Mädchen gleich freundlich und immer gleich kokett; nie wird eine versäumen, bevor sie auf die Straße tritt, die Augenbrauen mit dem Saft der Galläpfel tief schwarz nachzuziehen und sich das untere Lid mit Antimonium dunkel zu färben. Das hebt den Glanz des Emailles im

teilt sind, gehören auch die Ägypter und Kabylen oder Berber. Während aber die Ägypter im Niltale ein großes Kulturreich schufen, blieben die Berberstämme in ihrer Entwickelung mehr oder weniger zurück. Mit ihnen mischten sich im Laufe der Jahrtausende andere Völkerschaften: die aus Zentralafrika vordringenden Neger, die Mischlingsstämme der Nigritier, auch die einwandernden Semiten, später Römer, Griechen, Byzantiner und germanische Elemente wie die Vandalen und Normannen, Araber, Türken und kaukasische Mameluken. So bieten auch die

Abb. 12. Wasserträger vom Stamme der Biskri.

Kabylen eine förmliche Musterkarte von Farbennuancen; man sieht schlanke blonde Burschen, die im blauen Auge und der hellen Tönung der Haut das germanische Blut nicht verleugnen können, Gestalten wie aus Bronzeguß und wollhaarige Schwarze. Allerdings haben von allen fremden Elementen die Araber den stärksten Einfluß auf die Kabylen ausgeübt, die sich auch mit Vorliebe rühmen, vom reinen Blut des Hedschas zu sein. Auf den Märkten Algiers sieht man sie häufig, der Burnus starrend vor Schmutz, den geschorenen Kopf mit dem Haik, dem mittels Kamelharstricken umschnürten Turbantuch umwunden, die braune Haut mit Öl eingerieben. Auf Kamelen (Abb. 9) bringen sie Getreide und Früchte zur Stadt und lagern gewöhnlich draußen vor den Toren, wo man auch ihre Weiber sehen kann. Abbildung 7 stellt dem Leser eine junge Kabylenfrau vor, allerdings in etwas photographischer Pose; aber ich sagte schon, daß man tatsächlich auch unter diesen Weibern manche zigeunerhafte Schönheit findet, von elastischem Wuchs und mit sprühenden Augen und ungemein zierlichen Händen und Füßen.

Reinrassige Araber gibt es in den Städten sicher nicht allzuviel. Häufiger als jetzt kam es in früheren Jahren vor, daß vornehmere Scheichs von den Beduinenstämmen im Inneren (Abb. 10) nach Algier zogen, um dem Gouverneur ihren Besuch zu machen, gewöhnlich mit großer Eskorte, auf prachtvollen Pferden, Sattel und Zaumzeug mit Tigerfell verbrämt, Flinte und Säbel mit edlen Steinen geschmückt. Einer dieser Scheichs erbat sogar einmal eine Tochter des Gouverneurs für seinen Sohn, der sich in die hübsche Pariserin verliebt hatte, als Gattin; und man sagt, die schroffe Abweisung habe in ursächlichem Zusammenhang mit dem Aufstande der Ulad Sidi

Abb. 13 Bettlerkind.

Digitized by Google

Abb. 14. Biskriweib.

in den siebziger Jahren gestanden. Der Araber politisiert ja auch heute noch gern; im allgemeinen aber geht es bei den abendlichen Zusammenkünften vor den Toren der Stadt (Abb. 11) ziemlich friedfertig zu. Der eine liest die Zeitung vor, der andere erzählt Geschichten; geprahlt wird viel und immer.

Von jenen arabischen Stämmen, die in Algier verhältnismäßig zahlreiche Repräsentanten haben, sind die Biskri und die Beni Mzab zu erwähnen. Die Biskri, nach der Oase Biskrah im Süden der Provinz Constantine genannt, sind die Lastträger von Algier (Abb. 12), fleißige Kerle, aber unglaublich schmutziges Gesindel. Sie wimmeln am Hafen umher und warten auf die Ankunft der Schiffe, verdingen sich auch wohl als Hausknechte und bilden vor allen Dingen die zahlreiche Gilde der öffentlichen Stiefelputzer. Das ganze braune Bettelvolk (Abb. 13 und 14), das durch die Straßen von Algier schwärmt, ist fast ausnahmslos biskrischen Stammes.

Wie die Biskri, so wandern auch viele Mzabiten arbeitsuchend aus ihren Stammsitzen an der Grenze der algierischen Sahara nach der glänzenden Hauptstadt. Die meisten Badediener in den maurischen Bädern sind ihres Schlages, und man muß ihnen zugestehen: im Massieren, Kneten, Frottieren, Abschrubbern und Abspülen des Körpers entwickeln sie eine eigene Kunst. Ein maurisches Bad ist eine Tortur und ein Hochgenuß zugleich. Die mzabitischen Mädchen (Abb. 15) sind vielfach allerliebste Kinder, gelten aber für leichtsinnig. Gelten; ich kann es nicht beschwören. Ich sah eine, die sich selbst stolz eine Mozabitin nannte (mit o, wie die Franzosen den Namen aus, sprechen), und die war allerdings bildschön ohne gemalte Augenbrauen, mit goldigem Teint, von Blutwellen unterströmt, und so wundervoll geformten Händen, daß sie einem Bildhauer hätten als klassisches Modell dienen können. Aber, wie gesagt: man hält nicht viel von diesen Mädchen; der strenggläubige Araber geht den Mzabiten sowieso gern aus dem Wege, da diese den

Abb. 15 Mzabitisches Mädchen.

Heiligenkult verdammen, während der rechte Muſelmann vor jedem Marabut in die Knie ſinkt.

Der Negertypus hat in Algier ſehr abgenommen. Nur noch auf den Märkten ſieht man Scharen meiſt recht häßlicher und alter Negerinnen (Abb. 16), die dort Brotfladen und Kuchen feilhalten; auch in den Frauenbädern und als Dienerinnen in den arabiſchen Häuſern findet man ſie zuweilen. Um ſo häufiger ſtößt man in den Straßen Algiers auf die Söhne und Töchter Abrahams. Man weiß es aus den Zeitungen, daß auch Algier ſeine „Judenfrage“ hat und die antiſemitiſche Agitation unter dem Bürgermeiſter Régis in Blüte ſtand. Aber es iſt wieder ruhig geworden. Die Inhaber der meiſten Kaufläden auf der Place de la Lyre ſind Juden. Doch das ſind die eleganteren; in den oberen Vierteln findet man auch viel armes Volk, das ſich noch arabiſch kleidet und zur Firmla und zum Sarrual, der Pluderhoſe, vielleicht einen europäiſchen Hut aufſetzt und ein Paar abgelegte Lackſtiefel anzieht.

Merkwürdig: wie vielen ſchönen Jüdinnen begegnet man in Tunis, Erſcheinungen, die der bibliſchen Rebekka gleichen, in der ſtarren Reinheit ihrer Geſichtszüge wie die Inkarnation des altſemitiſchen Monotheismus — und wie mordshäßlich ſind die Jüdinnen von Algier! Häßlich iſt auch ihr Koſtüm: im dunklen faltigen Schleppkleid, im zuckerhutförmigen Kopfputz aus ſchwarzer Seide, in ihren engen Pantöffelchen watſcheln ſie ſchwerfällig durch die Straßen und durch das bunte Gewühl verſchiedenartiger Typen, das dies Paris der franzöſiſchen Kolonien umfaßt.

Abb. 16. Ein Negerweib.

# Hariri.

## Von Albert Roderich.

Von Hariri, dem arabiſchen Dichter,
Dem fröhlichen Weisheitstrichter,
Dem Schwänkeberichter,
Durch deſſen Makamen, die ſprachgewandten,
Alle ſeines Volkes ſeinen Namen kannten.
Von Hariri will ich eine Geſchichte erzählen
Und ſeine eigene Form zum Berichte wählen.

Zunächſt muß ich eines berichten;
Es kann ſeinen Ruhm nicht vernichten,
Der feſtſteht in allen Literaturgeſchichten.
Doch geſagt muß es ſein: der Liederſänger,
Der Narrheitsbedränger, der Herzensfänger,
Der die Menſchen kannte vom Fuß bis zum Scheitel,
Er war ſehr eitel.

Will man nun den Manen Hariris huldigen,
Seinem Geiſte ſich fügend,
So kann man ihn wohl damit entſchuldigen,
Und zwar genügend,
Daß auch manche Dichter ſpäterer Zeit
Nicht ganz frei ſind von Eitelkeit,
Und dieſe können ſich wieder verteidigen:
„Wenn an uns haften eines Hariris Eigenſchaften,
Wie könnt Ihr uns damit beleidigen!?“

Doch wir ſind abgeſchweift von der Dichtung,
Nun aber weiter in gerader Richtung. —
Alſo Hariri zog durch die Länder,
Ein Spaßverſchwender, ein Höflichkeitsſpender,
Seine Sprüche ſagend,
Die Narrheit verklagend,
Aber auch ſeine Theſen beweiſend
Im feinen Wortſpiel,
Vielleicht zu viel
Die eigene Klugheit preiſend. —

So zog er die Ebene hinab
Und kam nach Halab.
Dort herrſchte ein Scheich,
Stolz, mächtig und reich,
Ein Selbſtſuchtsverfechter,
Aber kein Schlechter, kein Ungerechter,
Im Tun etwas gewaltſam,
In ſeinem Wallen unaufhaltſam.

Hariri nun fand am Hofe des Scheichs
Und bei den Großen ſeines Reichs
Viel Dinge, die ihm nicht gefielen,
Und ſeinen Witz ließ er ſpielen;
Mit ſeinen Redebildern, den vielgeſtaltigen,
Begann er die Schwächen zu ſchildern der Hofgewaltigen.

Den Dünkel der Schönen
Zu verſpotten und zu verhöhnen
Und die Eitelkeit der Häßlichen
Und die Schranzen, die unzuverläßlichen,
Ließ er ſeine Verſe ertönen,
Wobei er ſo luſtig die Worte machte,
Daß immer die eine Sorte über die andere lachte.
Da ward vom Scheich einmal beſtellt
Hariri in deſſen Zelt.

Der Scheich mit zornigem Geſicht
Begrüßt ungnädig den Sänger und ſpricht:
„Eins wollt' ich Dich fragen,
Wie kannſt Du es wagen
Den Menſchen ſo freche Worte zu ſagen?“

Hariri warf ſich in die Bruſt
Und erwiderte recht ſelbſtbewußt:
„Schwer möge, o Herr, zu Deinen Füßen
Schon der Gedanke an Unrecht büßen;
Es ſei Dein Leben ein Roſengarten,
Wo die Huris auf Dich zum Koſen warten;
So werde Lohn
Dir für all Dein Handeln,
Daß Du auf der Erde ſchon
Wie im Himmel mögſt wandeln!
Ich aber nun
Bitte Dich dies:
O Herr, laß mich tun
Was Allah mich hieß.
Er wollte mich ſenden
Zur Erde, der ſündigen,
Um Freude zu ſpenden
Und die Wahrheit zu kündigen;
Er gab mir Worte, in die Herzen zu meißeln,
Und Worte, die Toren mit Scherzen zu geißeln.
Aber meine Geißel trägt die Riemen
Mit Roſen umwunden,
Und die ſie milde ſchlägt, die Striemen,
Werden mit Schmerz kaum empfunden.
Wenn von meines Geiſtes Bogen
Der Witzespfeil kommt geflogen,
Iſt an der Spitze vom Balſam Humor er benetzt,
Daß er heilt ſogleich, was zuvor er verletzt.
Recht haſt Du, Herr, wenn Du ſagſt, daß ich tadle,
Aber ſage doch auch, daß ich adle!
Sieh, meine Gedanken,
Die die Welt umranken,
Die die Toren trafen und ſtrafen,
Sie ziehn umher in allen Ländern,
In der Sprache prächtigſten Gewändern,
Und damit man nicht witt're dabei,
Daß zu verbeſſern ich meine,
Geb' ich's wie bitt're Arzenei
Im Honigweine.

Dies will ich erwidern auf Dein Fragen,
Wie ich es könne wagen
So freche Worte zu ſagen.“ — —

Der Scheich ſchwieg kurze Zeit und ſann,
Und winkte dann
Zu ſich heran
Drei Männer aus der Schranzen Kreiſe
Und ſprach mit ihnen leiſe.
Sie verließen das Zelt in Eile,
Kamen wieder nach einer Weile
Und trugen an Geräten verſchiedene Teile,
Einen beſonderen Stab und beſondere Seile.

Und es begann zu dem Dichter der Scheich:
„Hariri, ich will als Richter ſogleich
Zum Tadel Dir oder Lobe
Vollziehen eine Probe.
Sieh dort den Divan von Brokat und Seide,
Und den Mann, der da naht in prächtigſtem Kleide.
Er trägt Stricke,
Von Roſen umwunden,
Damit wirſt Du im Augenblicke
Auf den Divan gebunden.
Und getaucht iſt der Stab, den Du ſiehſt glänzen,
In Honigwein,
Er prägt Dir die ſchönſten Sentenzen
Auf dem Rücken ein
So kannſt Du zu Ehren
Deiner eigenen Lehren
Nachher mir erklären,
Ob ſie wirklich ſo hoch zu loben wären.“ —

— — Und es geſchah ſogleich,
Was befohlen der Scheich.
Hariri ward geprügelt,
Aber nicht ſchrecklich;
Der Stab ward gezügelt
Ganz erklecklich.
Er brachte ihm keine Wundheit
Und ſchadete nicht ſeiner Geſundheit.
Und als man ihn losgebunden,
Hat er's ſchnell überwunden,
Und ſprach, ein wenig bleich,
Zu dem lächelnden Scheich:
„Wie ich getroffen bin von Deinen Streichen,
Das iſt mir ein Zeichen,
Daß Du von meinen biſt getroffen desgleichen.
Und wollteſt Du ſagen mir ſcharf verblümt,
Daß ich wohl mehr, als ich darf, mich gerühmt,
Laß es uns wagen
Zu ſagen,
Keinem zu Leide
Und ohne Grollen,
Daß wir beide
Uns beſſern wollen.“

# Sulzbach.

Ein Bild aus dem Elsass.

Von

Karl Emil Franzos.

Zu Münster im Elsaß war's und im August; ein prächtiger Sommermorgen und doch nicht heiß. In der Nacht hatte es über dem Vogesenkamm gewittert; die Luft war kühl und wundersam klar. Und an diesem klarsten aller Tage sollt' ich ein Gespenst sehen, so seltsam und wehmütig und grotesk zugleich, wie nur je eines auf Erden seinen Spuk getrieben hat, ein richtiges Gespenst, das nicht mehr lebt und doch nimmer sterben kann.

Und das kam so. Kurz vor meiner Reise hatte mich eine Arbeit veranlaßt, die Memoiren des Casanova durchzusehen, nicht die Auszüge, welche die Spekulation auf niedriges Gelüst in Millionen Exemplaren verbreitet hat, sondern das vollständige achtzehnbändige Werk, das heut' nicht hundert Menschen in Europa kennen. Welch ein Buch! — Der scharfgeschliffene Riesenspiegel einer merkwürdigen Zeit. Was jene häßlichen Auszüge enthalten, ist ja auch drin, aber daneben alles Eigentümlichste eines Jahrhunderts. Eine der merkwürdigsten Episoden, von keinem „Bearbeiter" aufgenommen, weil sie nicht schlüpfrig ist, spielt im Bade Sulzbach. Der Abenteurer zwingt einen französischen Offizier, der jedesmal das Spiel abbricht, sobald er gewonnen hat, durch Hänseleien zu der Wette um fünfzig Louisdor, wer es länger am Spieltisch aushalten werde. Gestattet sind nur Unterbrechungen von einer Viertelstunde. Am festgesetzten Tage beginnt die Partie Pikett um drei Uhr nachmittags; bis nach Mitternacht halten die Zuschauer aus, dann spielen die beiden allein die Nacht hindurch. Am Morgen umdrängen die Kurgäste den Spieltisch, es wird Mittag, dann Abend, die Neugierigen weichen nicht, die Barmherzigen unter ihnen bringen den Kämpfenden eine Stärkung, denn ums Geld geht's kaum mehr, keiner ist im Vorteil, aber das Spiel ist zu einem Duell geworden. Vergeblich flehen die Damen die beiden totenblassen, immer mehr verfallenden Männer an, aufzuhören; sie spielen auch die nächste Nacht durch. Am Morgen fällt der Offizier ohnmächtig vom Stuhl; die Wette ist entschieden. Dies seltsame Duell hebt sich von dem Hintergrund eines üppigen Badelebens ab; französische Adelige, Baseler Patrizier, Abenteurer und Kurtisanen aus aller Herren Ländern drängen sich in den Kursälen und auf den Promenaden, trinken den Brunnen und gebrauchen die Mixturen des Apothekers, vor allem aber spielen sie, und setzen ein, jeder, was er hat: Geld, Ehre, Schönheit, Gesundheit und Leben. Also das Spaa des XVIII. Jahrhunderts, ein überaus „lustiger" Ort, den Casanova nur deshalb traurig findet, weil sein Herz gerade unbeschäftigt ist. Wo aber, fragt' ich mich, liegt dies Sulzbach? Offenbar irgendwo im Elsaß, denn auf dem Weg aus den Ardennen nach Basel kam der geniale Abenteurer hier durch. Aber seltsam — auf keiner Karte fand ich den Ort und er war doch damals (1762) eine blühende Stadt, von Tausenden besucht. Konnte sie spurlos verschwunden sein?!

Vierzehn Tage später sollte ich mit noch größerem Interesse so fragen. Mein Leben lang hatte ich nichts von Sulzbach gehört, da führten mich die Studien für dieselbe Arbeit — und sie betraf nur ein Stück Sittengeschichte des XVIII. Jahrhunderts, nicht etwa des Elsaß — wieder darauf. Ich las die Biographie Eulogius Schneiders; auch er ein echtes Kind seines Jahrhunderts, wie Casanova, gelehrt, sinnlich, abenteuerlich wie dieser, sogar gleich dem geistreichen Italiener ursprünglich Priester, und doch eine völlig andere Natur. Wie

Digitized by Google

der merkwürdige Menſch aus einem jungen Wüſtling ein gelehrter, ſtrenger Mönch, dann wieder ein höchſt weltlich geſinnter Profeſſor, dann — von der Revolution wie von gärendem Moſt berauſcht — der blutdürſtige öffentliche Ankläger des Straßburger Tribunals wird, um ſchließlich ſelbſt, in ſeiner Hochzeitsnacht verhaftet, den Tod auf der Guillotine zu erdulden, verdiente wohl einmal von einem Dichter geſchildert zu werden, deſſen Scharfblick die Widerſprüche aufhellen könnte. In Sulzbach ſpielt — im Sommer 1792 — eine der glänzendſten Epiſoden ſeines Lebens. Der Donnerer des Straßburger Jakobinerklubs, der Redakteur des mächtigen „Argos“, verbringt hier zwei Wochen der Erholung und des Triumphs. Die ganze Geſellſchaft huldigt ihm, am eifrigſten die „Bürger“ und „Bürgerinnen“, die eben erſt die Krone aus dem Batiſttuch entfernt haben. Der Winzersſohn aus Wipfeld in Franken iſt noch Prieſter, und mit ſeinen runden Augen, den dicken Lippen, dem plumpen Bauernſchädel wahrlich kein ſchöner Mann — aber wie ſüße Augen machen ihm die Ex-Marquiſen, die reichen Patrizierinnen aus Straßburg und Mülhauſen! Es wird getanzt, geſpielt, der Hof gemacht, alles, wie da Frankreich noch ein Königreich war: ſelbſt die Gäſte vom rechten Rheinufer fehlen nicht ganz, denn die Quellen gelten nun einmal für heilkräftig, und im Speiſeſaal fallen Tag und Nacht die Karten und rollen die Würfel. Freilich nicht mit jedermann kann hier ein vorſichtiger Menſch ſpielen; jeder dritte Mann iſt ein Abenteurer, jede zweite Dame eine „Sulzbacherin“, wie die elegante reiſende Kurtiſane damals auf hundert Meilen in der Runde heißt. Dieſe ganze merkwürdige Geſellſchaft wirbelt vierzehn Tage lang um den mächtigen Jakobiner, jeder Tag ein Feſt, jede Nacht ein Bacchanal, bis der generöſe Eutogius (ci-devant Schneider-Jürgen) ſich ſeinerſeits glänzend revanchiert, ganz im Stil der Zeit, ſehr üppig und ſehr patriotiſch. Er errichtet auch hier einen „Freiheitsbaum“, die Spitze mit einer Jakobinermütze, der Stamm aber mit einer Tafel geſchmückt, auf der die Verſe ſtehen:

„Wer das Geſetz verehrt,
Den Staat bezahlt, den Nächſten liebt,
Fürs Vaterland ſein Leben gibt,
Der iſt der Freiheit wert!“

Trockene Verſe, aber ſie werden mit ſehr viel Champagner begoſſen, und dann liegen ſich alle in den Armen, und es regnet mehr oder minder patriotiſche Küſſe ... Schneider war längſt wieder in Straßburg und hatte viel zu tun, die Guillotine nicht roſten zu laſſen, aber mitten in ſeiner Blutarbeit dachte er der luſtigen Tage im glänzenden Sulzbach. „Wenn ich nicht geſchworen hätte,“ ſchrieb er ſeinen dortigen Freunden, „mein Leben auf dem Poſten einzubüßen, den mir die Vorſehung angewieſen, würde ich meine Laufbahn in Eurem herrlichen Tale im Genuſſe der Natur beſchließen.“ Alſo ein ſentimentaler Henker. Das Schickſal hat ihm ein verdienteres Ende bereitet.

Man wird nun begreiflich finden, daß ich aufhorchte, als nach abermals drei Wochen der Name Sulzbach nochmals an mein Ohr ſchlug. Das war zu Münſter am Biertiſch, wo ich allabendlich mit dortigen Bekannten zuſammenſaß. Der Stadtarzt kam ſpät; er habe noch gegen Abend nach Sulzbach müſſen. „Das berühmte Sulzbach?“ fragte ich eifrig. Er lächelte. „Ja, der Badeort.“ — „Und der liegt ſo nahe?“ — Freilich, eine Viertelſtunde Bahnfahrt und dann nicht viel länger zu Fuß.“ — „Da muß ich hin! Wie ſieht's denn jetzt dort aus?“ Aber er: „Was wiſſen Sie von Sulzbach?“ Ich ſagte es ihm. Er lächelte wieder. „Da iſt's wohl für Sie am intereſſanteſten, ich ſage Ihnen nichts, ſondern Sie ſehen ſich alles ſelber an.“

An jenem klaren Auguſtmorgen machte ich mich auf den Weg. Zuerſt mit der Bahn gegen Colmar zu, die raſche Fecht entlang. Berge und Burgen zu beiden Seiten bis Weier im Tal, dem altersgrauen, von grünen Reben umhegten Städtchen. Es liegt nördlich der Fecht, wie alle Orte im Münſtertal, nur Sulzbach ausgenommen; alle Leute, die mit mir ausſtiegen, gingen links hin, nur ich wandte mich nach rechts. Das war das erſte, was mir auffiel; ich beſuchte ja ſeit Wochen täglich ein anderes altes Neſt des Gaus; nie vorher war ich in dieſem ſchönen dichtbewohnten Tal allein geblieben. Aber mein Troſt war mein getreuer Weggenoß, die neueſte Auflage von Mündels Vogeſenführer, ein ſehr dickes, aber kreuzbraves Buch, und da ſtand: „Nach Sulzbach Wagen am Bahnhof.“ Freilich war keiner zu ſehen, aber das focht mich

Digitized by Google

Spätsommertag. Nach dem Gemälde von Georg Fiad-Dachau.

nicht an; der dicke Onkel Mündel lügt nicht, dacht' ich; ist der Wagen noch nicht da, so kommt er. Inzwischen fehlte es mir an Kurzweil nicht. Die Aussicht vom Bahnsteig ist herrlich. Schon die Farben erquicken das Auge: nur Grün, ein wenig Weiß, einige Pünktchen Rot, aber wie stimmen sie zusammen, heben sich hier scharf ab, fließen dort ineinander. Weißlichgrün sind die Wiesen, saftgrün die oberen Matten, dazwischen steht das Graugrün der Reben, und sie alle umschließt das Schwarzgrün der Tannen. Dazu die Formen; schlank, edel, sanft geschwungen schiebt sich ein Bergkegel neben den anderen, von einzelnen Hütten bedeckt, von grauem Mauerwerk gekrönt. Mitten drin das alte Weier, rings Reben, soweit das Auge blickt, zur Rechten und Linken und auf dem Berg, an den sich das Städtchen schmiegt; hoch oben ein graues Kirchlein. Nichts Gewaltiges, aber war je eine Berglandschaft heiter und anmutig zu nennen, dann diese. So von dem Beschauer gegen Norden, zu seiner Linken aber, also im Westen, das Fechttal und über ihm, im Duft der Ferne verschwimmend, die gewaltigen runden Kuppen der Hochvogesen: der Hoheneck und der Nachstebühl, auch sie dicht bewaldet; etwas niedriger, wie ein Riesensmaragd in der Sonne gleißend, die Matte des baumlosen Kahlenwasen. Nicht minder Schönes sieht man gegen Osten: da hebt sich der herrliche Waldberg, der einst dem Barbarossa gehörte und noch heute der Hohenstaufen heißt, dem Blick entgegen, an seinen Hängen zerbröckelndes Gemäuer, die Burgen Hohhattstadt und Schrankenfels.

Nachdem ich aber dies alles betrachtet, wandte ich mich wieder nach Süden, wo eine Platanenallee ins Tal von Sulzbach führt. Aber da war noch immer kein Gefährt zu sehen und kein Mensch; nur die Grillen zirpten im Grase, und von einer Wiese her klang eine helle Mädchenstimme: „Esch schteiht eine Lind' im tiefe Tal" — kein Wunder, daß das Lied auch hier noch lebt, es ist ja im Elsaß gewachsen ... Unschlüssig stand ich, denn ich gehe ja gern, nur nicht auf staubiger Talstraße, wie sie mir hier winkte. Dann trat ich auf die Sängerin zu, ein blutjunges Ding mit feurigen Schwarzaugen im hübschen Bronzegesicht. „Boschurr!" erwiderte sie freundlich meinen Gruß und ergänzte ihn nach Landessitte durch eine Frage, die auch noch zur Begrüßung des Wanderers gehört: „Wo we (wollt) I her (hin)?!" Ich sagte es und fragte nach dem Wagen. Sie lachte laut auf. „Na' Sülzba a Wotürle (voiture)?!" Es stehe aber im Buch hier. „Joo!" sagte sie langgedehnt, wie sich erinnernd. „Deesch esch amol gsi!" Ihr „Gruossele" (Großmütterchen) erzähle, nach Sulzbach sei sogar einst von Colmar ein „Omeebüs" gegangen. Aber jetzt Fuhrwerk nach Sulzbach unterhalten — da wär's ja noch klüger „Fliegehax z'röschte". Das hörte ich mit Bedauern, denn Fliegensüße zu braten, ist kein nahrhaftes Geschäft. Aber es sei doch ein Bad dort, sagte ich, mit Sauerbrunn? — „A Badle — nei! A Süerbrunn — joo." Und dann lachend, daß man alle zweiunddreißig Zähnchen sah: „D' Liit' sage: In Sülzba' esch alles süer."

Mit diesem Wort im Ohr marschierte ich vorwärts. Die Wanderung war angenehmer, als ich gedacht hatte. Das Gewitter hatte den Staub getilgt, und die prächtigen Platanen gaben Schatten, lustig rauschte der Wind in ihrem Geäst. Ein mäßig breites Tal, und seltsam genug just auf der Nordseite Weinberge auf steiler Halde, gegen Süden bewaldete Hügel und über beiden höhere Berge, hier der Hohenstaufen, ihm gegenüber der Oberfeldberg. Gleich am Eingang des Tales, weitab der Straße am Fuß des Hohenstaufen, sah ich ein Stücklein bröckelnder Burgmauer; aber auf meiner Karte stand sie nicht, auch der dicke Onkel sagte nichts darüber, und ein Mensch, den ich hätte fragen können, war nicht zu sehen. Endlich begegnete mir ein alter Mann, der in seinem blauen Leinwandkittel, dem französisch geschnittenen Käppi und dem weißen Henri-quatre im durchfurchten Gesicht recht wie ein Invalide des zweiten Kaiserreichs aussah. Aber auf meine Frage erwiderte er in norddeutschem Dialekt, was ich gesehen hätte, seien vermutlich die Reste der Burg Giesperg gewesen; „hier haben einmal", fügte er bei, „Raubritter gehaust, die vom Schweiße des Proletariats lebten. Die Burg wurde zerstört und die Ritter gehängt, die Raubritter von heute sitzen ruhig in ihren Kontors und schreiben Fabriksordnungen." Dialekt und Ausdrucksweise fielen mir auf; ich fragte, woher er wäre. Ein Berliner, aber

ſchon zwanzig Jahre im Elſaß und jetzt Arbeiter in Mülhauſen. Da ſei er wohl jetzt zur Erholung im Sulzbacher Bad geweſen, fragte ich. Er lachte. „Nee, der Mumpitz (berliniſch ‚Schwindel') hat ja faſt aufgehört! Ich wollte hier Aufklärung ſtiften!" — „Nun, und haben Sie viel davon geſtiftet?" Er ſpuckte grimmig aus. „Sklavenvolk! Sie finden alles in der Ordnung, auch daß ſie nichts zu beißen haben!" ...

Nachdenklich ging ich weiter; nach zehn Minuten tauchte links vom Wege auf einem Hügelchen eine große Kirche auf, von den Häuſern des Orts war noch nichts zu ſehen. Alſo eine zweite Kurioſität; das Gotteshaus fern vom Ort iſt mindeſtens im Elſaß noch ſeltener als Reben an der nördlichen Talwand. Hingegen iſt der Rahmen der Kirche der landesübliche: eine ſehr hohe, glatte, dicke Mauer umgibt im Viereck Kirche und Friedhof wie eine Feſtung, und die kleine Eingangstür unter einem Giebelchen gleicht einer Ausfallspforte. Ich trat ein und ſtieg die Stufen zur Kirche empor. Ein Bau, an dem reichlich zwanzig Geſchlechter der Menſchen mitgeſchaffen, der Unterbau uralt, wohl aus dem VIII. Jahrhundert, das ſchöne Chor gotiſch, nach den edlen ſchlanken Verhältniſſen und dem Maßwerk der Fenſter zu ſchließen aus dem XIV. Jahrhundert, alles übrige in den folgenden Zeiten ſtillos erneuert, obendrein kürzlich blank überſtrichen. Und wie die Kirche ſelbſt, ſo erzählt der Friedhof, der ſie umgibt, von ſechs Jahrhunderten. Vor dem Portal ein herrliches Grabmal: ein kräftig erblühtes, ſchönes Weib mit Schleier und Roſenkranz, das Haupt auf einem Kiſſen ruhend, alles wunderbar erhalten, ſelbſt die Spitzen und Borden an der reichen Tracht einer Edelfrau des XIV. Jahrhunderts. Auch von der Inſchrift iſt noch die Jahreszahl 1351 lesbar, der Name nicht mehr. Der Stein iſt nur, offenbar um ihn beſſer vor Regen und Schnee zu wahren, aufrecht geſtellt, was ja dem Eindruck der liegend gedachten, überlebensgroßen Geſtalt ſchadet, aber es bleibt genug übrig, ihn lange auf ſich wirken zu laſſen. Ein anderes, gleichfalls ſelten ſchönes Grabmal iſt an der Außenſeite der Kirche eingemauert; es zeigt zwei Geſtalten, einen Ritter mit derbem, finſterem Antlitz und vollſtändig gewappnet (Pickelhaube, Schulterplatten, Harniſch, Beinſchienen und Eiſenſchuhe), neben ihm eine Dame mit ſanften Zügen in Schleier, Bruſttüchlein und herabwallendem Kleid. Beide treten auf einen Bärenkopf, beider Hände waren einſt betend gefaltet; jetzt ſind's nur die des Ritters, die der Dame fehlen. Die Inſchrift in gotiſcher Minuskel beſagt, daß hier „der edel veſt jucker Jacob vo Hatſtadt" begraben ſei, verſtorben „uff ſant Jacobtag" 1514, „der ſele got gnad"; die Dame iſt „jucke Jacobs hüſſröge, die edle Frow mergen (Margarethe) vo rotſoinhuſe", und, wenn ich das Datum richtig entziffert habe, „nach ſant jürgen tag" 1518 verſtorben. Bei ihr fehlt die Anrufung der göttlichen Gnade; nach ihrem ſanften, gütigen Antlitz zu ſchließen, war ſie ihrer ohnehin ſicher. Der Löwe zu ihren Füßen iſt das Wappentier der Hattſtatter . . . Noch einige andere Steine aus dem XV. und XVI. Jahrhundert ſind hier zu finden, aber minder ſchön gemeißelt und von der Zeit ärger mitgenommen; offenbar auch verſchlechterte ſich die Qualität des Sandſteins immer mehr; auf den Barockſteinen des XVIII. Jahrhunderts iſt gar kaum noch ein Wappen, ein Name zu unterſcheiden, auf einem glaubte ich „Paris", auf einem anderen „Anvers", auf einem dritten „Zürich" zu entziffern, alſo Kurgäſte von fern her. Im XIX. Jahrhundert werden die Steine immer beſcheidener, die deutſchen Inſchriften weichen den franzöſiſchen; freilich bleiben die Namen urdeutſch, z. B. „Laurent Wagner, ancien maire et son épouse Elisabeth Striffling." Das gilt auch von den Steinen aus letzter Zeit; ich habe einen einzigen gefunden, der eine deutſche Inſchrift trug. Das iſt aber doch immer einer mehr, als ich ſie auf manchem anderen Friedhof des Landes entdecken konnte . . .

Ich trat in die Kirche; hell durchflutet das Licht Schiff und Chor, ſtolz und ſchlank wölbt ſich die Kuppel; die Rippen des Gewölbes ruhen auf mit Köpfen ornamentierten Konſolen. Man ſieht ſofort: das iſt nicht das Bethäuslein eines Fleckens, ſondern eine Prunkkirche, die einſt reiche Gönner hatte. Dennoch war ich auf die Freude nicht gefaßt, die ich hier erleben ſollte. Schon das Altarbild: Johannes der Täufer, der Schutzpatron der Kirche, iſt keine üble Arbeit, wirklich wertvoll aber ein auf Holz gemaltes Triptychon. Die beiden Gemälde der Außenſeite, die offenbar die beiden Donatoren

Digitized by Google

darstellen, einen Bischof und einen Ritter, sind schön, prächtig aber die Innenbilder, Darstellungen des jüngsten Gerichts, namentlich das Mittelbild, der heilige Michael, die Seelen wägend, voll Farbenpracht. Das Triptychon ist um 1520, also in den Zeiten des Matthias Grunewald gemalt, und mindestens das Mittelbild wäre seiner nicht ganz unwert. Der schönste Schmuck der Kirche aber ist das herrlich gemeißelte, leise polychromierte Sakramentshaus, in reichster Gotik. Auf einer Konsole steht die Gestalt des heiligen Christophorus mit der Keule, das bärtige Antlitz von frommer, demütiger Güte durchleuchtet, auf dem Nacken das liebliche Jesuskindlein, eine rührende, echt deutsche Gruppe. Darüber erhebt sich das prächtige Eisengitter des Häuschens, von zwei gemeißelten Engeln bewacht, mit den Emblemen der vier Evangelisten geschmückt, über ihm in zwei Stockwerken ein sich verjüngender Aufbau mit den Gestalten des Heilands und der Madonna, denen flatternde Cherubim huldigen. Es ist alles sehr schön, aber am schwersten machte mir doch der Christophorus das Scheiden.

Als ich aus der Kirche trat, klang Hundegebell an mein Ohr; ein Knäblein lief mit seinem Hündchen um die Wette zwischen den Gräbern dahin. Als es mich erblickte, blieb es stehen und guckte mich aus seinen strahlenden blauen Augen an, ein etwa achtjähriges blondes, kräftiges Kind, schöner als einer der Cherubim am Sakramentshaus. Ich trat auf das Kind zu; der Hund wies mir knurrend die Zähne, begann dann aber zu wedeln, als ich das Kind streichelte. „Junge, wie heißt Du?“ Keine Antwort, nur die blauen Augen blickten mich freundlich an. „Nun?“ Das Kind schwieg. Ich trage auf meinen Wanderungen immer Obst bei mir, mir löscht's den Durst, und kleine Abnehmer finde ich auch immer am Wege; die schönste Birne zog ich hervor und hielt sie dem Kinde hin, das danach griff. „Nein, erst sage Du, wie Du heißt!“ Da umflorten sich die strahlenden Augen, und er deutete auf Mund und Ohr. Das wunderschöne Kind war taub. So gütig und so grausam zugleich ist nur die Natur.

Sie ist's im kleinsten und im größeren, das ganze Sulzbach ist ja ein Beweis dieser Güte und Grausamkeit zugleich. Freilich, ganz durch die Natur allein ist Sulzbach nicht emporgekommen und nicht durch sie allein heut ein Gespenst; die Menschen haben zu beidem kräftig mitgeholfen. Das wollte aber der erste Sulzbacher, den ich nun wirklich sprach, nicht Wort haben. Es war ein ältlicher Mann mit einem schmalen Gesicht, in dem ein paar gute, sanfte, treue Augen standen, Hundeaugen möchte ich fast sagen, denn etwas von der stummen Qual der Kreatur war auch in ihnen. Die Rebenhacke auf dem Rücken, kam er daher und grüßte freundlich: „Boschurr! Guten Tag!“ — doppelt reißt nicht. Da sich hinter der Kirche der Weg wiederholt gabelt, gab er mir liebenswürdig, obwohl's ein Umweg für ihn war, das Geleite ins Städtchen. Peter Zindt hieß er, und da er mir einige Stunden später zum Abschied sagte: „Wir bliiwe Fründ!“ so darf ich ihn wohl meinen Freund nennen. Was mir zuerst sein Herz gewann, war das Lob der Kirche, namentlich des Sakramentshäuschens. Ja, sagte er stolz, so ein „heilig Häusle“ gebe es im ganzen Elsaß nicht, das sage sein Einziger und der müsse es wissen, denn er sei Priester und jetzt Missionar in Deutsch-Afrika, dabei der beste Sohn, der sich auch sehr nach der Heimat zurücksehne, darum habe er ihm auch gestern — er zog den Frachtschein hervor — „a Fäßle Sülzbacher“, Eigenbau, gesendet, damit er unter den „nige (neue) schwarze Christelüt“ mindestens den heimischen Trank nicht entbehre. Ich fragte, ob der Wein auch den weiten Transport und die Tropenhitze gut überdauern werde, hatte aber damit wider Willen an eine wunde Stelle gerührt. Ganz gewiß, rief er eifrig, gut abgelegenen Sulzbacher könne man auch nach dem Mond versenden, aber so wie ich hätte gestern auch der Stationschef in „Wihr“ (Weier) gefragt, und ich zweifelte wohl auch nur deshalb, weil ich von den Wihrern Spottreden über den Sulzbacher Wein gehört hätte. Nein, beteuerte ich, was sie denn sagten?! Aber er schüttelte nur schmerzlich den Kopf; erfahren sollte ich es doch, jedoch erst, nachdem wir ganz gute Freunde geworden. Damals aber lenkte ich von dem Thema ab, indem ich meinte, es sei ihm wohl hart gefallen, seinen Einzigen so weit fortgehen zu lassen. Freilich wohl, seufzte er, aber daß er geistlich geworden, sei doch ein rechtes Glück, denn ein Sulzbacher Ackerbürger zu sein,

Digitized by Google

das sei „gar bitter und süer“. Und es sei doch einmal eine so „geldrüche und ruhmreiche Stadt“ gewesen; ob ich was davon wüßte? „Nur wenig,“ sagte ich und das war ja auch die Wahrheit, aber auch wenn ich schon damals all die alten Schmöker durchstöbert hätte, die ich mir dann aus der trefflichen Colmarer Stadtbibliothek geholt habe, ich hätte nicht anders geantwortet. Denn ein Peter Zindt sagt's einem immer viel lebensvoller, als Bücher, und darum bat ich sehr darum.

Er nickte, und da wir gerad ans erste Häuslein des Städtchens gekommen waren, vor dem eine Bank stand, so setzten wir uns hin, und Peter Zindt erzählte. Mit seinen Worten kann ich leider nicht alles wiedergeben, denn Notizen mochte ich mir nicht machen; das nimmt dem Erzähler die Unbefangenheit. Also: Die Sulzbacher Quellen seien uralt, schon in der Heidenzeit, wo die Menschen „schier nackig“ herumgelaufen wären, hätten hier viele wieder „rohde Bäckle“ gekriegt, auch ein „gar aldher Kaiser“ Julius Cäsar — er sprach den Namen ganz richtig — hätte hier sein „Mogeledrücke“ weggebadet. Auch der Kaiser „Scharlemanje“ (Charlemagne) hätte hier eine „Appetitkur“ gemacht, der habe dann den Ort dem Kaiser von Österreich geschenkt und dieser vor tausend Jahren den Herren von Schauenburg. Unter ihrem Regiment habe die Stadt Mauern und Graben erhalten, denn der Räuber im Lande seien gar viele gewesen, besonders die Giersperger „rächte Säckleschneider“. Die Quelle freilich sei dann versiegt, aber die Stadt habe durch Acker- und Weinbau ein gutes Leben gehabt. Da sei nach Gottes Willen die Quelle an anderer Stelle wieder entdeckt worden durch ein „feins Kühele“. Diese feine Kuh nämlich entfernte sich immer vom Weideplatz am Fuße des Oberfeldbergs, und wenn sie wiederkam, war sie „fascht lüschtig“ und gab auch bessere Milch als die anderen. Der Hirt, dem dies auffiel, folgte ihr und sah, wie sie gierig aus einer Quelle trank, und als er ihrem Beispiel folgte, ward er auch „lüschtig“, und so war der Heilquell wieder da. Da kamen denn abermals die Kranken herbeigeströmt und „alle Doktors“ aus der ganzen Christenheit baten, Bücher darüber schreiben zu dürfen, was ihnen verstattet wurde — und Sulzbach ward reich und groß. Denn die Schauenburger Herren waren gar nobel; sie gaben kein „Loschemang“, die Kurgäste mußten bei den Bürgern wohnen. Aber dann kamen die Revolution und die großen Kriege, und da hatten die Leute nicht Zeit noch Geld, sich zu kurieren und liefen mit Blutarmut, verdorbenem Magen und Skroseln herum, statt sie hier wegzutrinken und wegzubaden. Als aber die Kriegsnot um war, da wollten die Leute nicht wiederkommen. Und wollten und wollten nicht! Manche meinten, man habe es seit jenen Jahren dumm angefangen, auch seien einmal gar zwei Badeunternehmer dagewesen, die sich gegenseitig schlecht gemacht hätten, und es gehe das Sprüchlein: „Was a feins Kühele geschtift hatt', han zwii Ochse verwüscht!“ Wieder andere meinten, es sei eben so vom Schicksal beschlossen, Sulzbach liege ja auf der „unrächte Siit“ (der unrechten Seite, nämlich südlich der Fecht, während alle anderen Orte im Tal, die sämtlich aufblühen, wie bereits bemerkt, nördlich des Flusses liegen) und darum sei hier auch 1844 just am Tage Johannis des Täufers, ihres Schutzpatrones, ein furchtbarer Brand gewesen; also selbst ihr Fürspruch vor Gott könne nichts gegen die Bestimmung! Aber beides scheine ihm, Peter Zindt, unrichtig und das vom Schicksal sogar unchristlich, es sei weder selbstverschuldetes Unglück, denn ihre Urgroßväter seien doch auch schwerlich klüger gewesen als sie, noch liege es an der „unrächte Siit“ und der „Beschtimmung, denn auf Erden und im Himmel bestimme nur Gott der Herr. Sondern er sage immer: es sei Gottes Wille so, aber warum Er das so wolle, wisse er freilich nicht, denn die Leute hier seien guet, fromm und demüteglech.“ Der stete Rückgang freilich sei Tatsache; viele zögen fort, und die Badegesellschaft bestehe jetzt aus einer Hebamme aus Ensisheim und einer Schneiderin aus Colmar, und mit dem Verfand des Brunnens als Tafelwasser gehe es auch nicht sonderlich. „Vor hundert Jahr“, schloß er wehmütig, „esch ä Sprüchle im ganzen Elsaß gsi: ‚Nur in Sulzbach trinket der Bauer Süerwasser.‘ Das Sprüchle gilt no, awer das ‚nur‘ isch an eine andere Stell gewackelt. Jetzt müsch esch heiße: ‚Nur der Bauer trinket in Sulzbach Süerwasser,‘ oder gar: ‚In Sulzbach trinket der

Bauer nur Süerwasser.' Denn wer kann sich noch a Gläsle leischte, und wär's vom Eigene?"

So die Geschichte von Sulzbach in Peter Zindts Auffassung. Die zünftigen Historiker stellen leider vieles nüchterner dar. Ob Julius Cäsar am „Mogeledrücke" gelitten, steht dahin, aber wenn ja, so hat er sich's nicht in Sulzbach kuriert, denn der römische Ursprung der Quellen ist eine Erfindung des XVII. Jahrhunderts; damals war's die kräftigste Reklame, etwas römisch sein zu lassen. Ähnlich steht es um Karl den Großen; nur sein Appetit ist verbürgt, aber das war eine Gabe der Natur und nicht die Folge einer Sulzbacher Appetitkur, denn auch damals waren Ort und Bad noch nicht vorhanden. „Sülzbach" findet sich erst 1222 erwähnt. Das Dorf war ein von den Hohenstaufen den Lothringer Herzögen erteiltes Lehen, das diese an ein Geschlecht, das sich „von Sulzbach" nannte, dann an die Hattstätter, endlich an die Schauenburger begaben; ein österreichisches Lehen wurde es erst durch Franz I., den letzten Lothringer, den Gatten Maria Theresias. Eine gewisse Bedeutung errang das Dorf früh durch seine trefflichen Weine; darum wurde es schon 1275 zur Stadt erhoben, mit Mauer und Graben umgürtet, doch blieben die Bewohner dem Herzog und seinen Lehnsträgern untertan und hatten geringe Rechte. Ausdrücklich bezeugt ist, daß sie wenig wehrhaft und allzu friedlich gewesen; als die Weierer die Raubburg der Giersperger brachen, taten die Sulzbacher nicht mit, obwohl sie von diesen „Säcklischneidern" am meisten geplagt waren. Ein Zeichen ihrer „demüteglechen" Gesinnung war es auch, daß sie katholisch blieben, als der Sturmhauch der Reformation durchs ganze Münstertal brauste. Das Schicksalsjahr ihrer Geschichte ist 1603, da die Quelle aufgefunden wurde, aber das „feine Kühele" ist nur Sage; es war kein Zufall, sondern Spürsinn der Menschen, der sie zutage brachte. Im Jahre zuvor war der Sauerbrunnen von Geberschweier am östlichen Abhang dieses Bergzuges plötzlich versiegt, gleichzeitig zeigte das Felsgeröll des Oberfeldbergs ob Sulzbach einen Aufsatz ockergelben Rostes; da vermutete der damalige Lehensträger von Sulzbach, ein Herr von Schauenburg-Herrlisheim, mit Recht, daß das Wasser nun hier seinen Weg suche, und da ein Bad damals ein fast noch kräftigerer Geldmagnet war als heute, so ließ er nachbohren und bekam die Quelle glücklich zu fassen. Nun sorgte er aber auch für die nötige kräftige Reklame, bewog den Erzherzog Leopold von Österreich, damals Bischof von Straßburg, und den letzten regierenden Grafen von Rappoltstein, Eberhard, zum Besuch des Bades, sorgte für Lustbarkeiten aller, nach der Sitte der Epoche auch recht bedenklicher Art und gewann schließlich einen der berühmtesten Ärzte jener Zeit, Dr. Johannes Jacobus Mezius zu Freiburg i. Br., zur Abfassung einer Badebroschüre. Ich habe das kuriose Schriftchen durchgesehen. „Sultzbachischen Hailquellbrunnens Vortrab oder Kürtzlicher bericht etlicher New erfundenen Sauerbrunnen zu Sultzbach in dem berümbten Volckreichen Sanct Gregorij thaal Elsässischer Landschafft gelegen Sambt beygefügter Krafftreichen Würckung und derselben ordentlichem Gebrauch" — so der Titel. Man sieht, es waren nun schon „etliche Quellen"; der Besitzer hatte das Wasser verschieden fassen lassen, und den einen Auslauf den „Ertzherzogen-Quell", den anderen „Rappoltsteinischen Quell" genannt, beide aber wurden, wie Mezius berichtet, „von Unverständigen etwas geschmacks halben der Dintenbrunn" geheißen, ein dritter Auslauf speiste das „new auferbawete Badhauß". Als Vorbereitung für die Trinkkur verordnet Mezius „Purgation und Aderlaß, seines Leibes Blödigkeiten abzuwenden", nach 14 Tagen Trinkens „morgens um fünf, abends nach zwei" dürfe nach abermaliger Purgation zur Badekur übergegangen werden, am ersten Tage eine halbe, am nächsten Tage eine ganze, am dritten anderthalb Stunden u. s. w., bis man „den ganzen Tag darinnen verharren kann", dann geht's wieder langsam bis auf eine halbe Stunde täglich herab. Man sieht, eine ausgiebige Badekur, aber die Diät läßt sich ertragen; Mezius schreibt die feinsten Sachen vor: „Auwerhanen, Phasianen, Schnepffen u. s. w.", gestattet aber den Armen „grobes Rindfleisch und Habermuß", weil „Gottes gütige Hand sie auch dabei wird gesund werden lassen". Als Bestandteil der Quellen bezeichnet Mezius „ein schön lieblich Stein- oder Berg-Saltz", eine „Krafftmäßige essentz des Eysens unn we-

niges Kupfers", eine „wohlgeleuterter alaun". Das Salz „thut reinigen", das Eisen „heilet und starcket", der Alaun „haltet zusammen". Kein Wunder, daß es nach Mezins kaum eine Krankheit gibt, die hier nicht geheilt werden könnte.

Einigen Erfolg hatten aber die Quellen wirklich, eben ein alkalischer, eisenhaltiger Sauerbrunnen; zweifellos sprudelten sie einst auch stärker. Es war also nicht bloß Reklame, die Sulzbach berühmt machte; der Ruhm und Zulauf dauerte ja zwei Jahrhunderte an. Reklame ohne Verdienst ist nie so langatmig. Zudem finden sich unter den rund zwei Dutzend Werken über Sulzbachs Blütezeit auch die Arbeiten ernsthafter Gelehrter, die sicherlich nur ihrer Überzeugung folgten; auch unter den Dichtern, die Sulzbach besangen, meinten's gewiß die meisten ehrlich. Der überschwenglichste freilich, ein Anonymus von 1639, der seinen Hymnus in lateinischen Distichen schrieb (die Colmarer Bibliothek bewahrt das Manuskript), kann leicht bei dem Edlen von Schauenburg frei Quartier gehabt haben, denn einen „fons sacer" nennt man selbst den kräftigsten Sauerbrunnen nicht ohne besonderen Grund. Aber daß die Besitzer das Licht von Sulzbach unermüdlich auf den höchsten Scheffel stellten, ist ebenso zweifellos, wie daß es ihnen neben den Kranken nur allzu sehr um die Gesunden zu tun war. Das „öffentliche Spielhaus" bot neben Hasardspielen „von Morgen bis Mitternacht", wie ein Schilderer von 1784, der Basler Mieg, berichtet, auch „Musik, Gaukelspiele und Komödie" — dazu das Heer von „Sulzbacherinnen". Es sei so recht ein Ort, meint Mieg, „wo man sich mit Bemeistern eigener Begierden stärken könne". Aber dazu kämen gewiß nicht viele hin ...

Es ging mit Sulzbach wie mit allen Modebädern: solang der gute Wind weht, haben sie Zulauf weit über Verdienst, und schlägt er um, weit unter Verdienst. Nur erscheint hier alles ins Ungeheuerliche gesteigert: die Blüte wie der Verfall. Bis ins erste Kaiserreich ging's noch leidlich, unter den Bourbonen nicht mehr; es waren eben neue Bäder emporgekommen, und das Hasardhaus durfte nicht fortbestehen. Da fand sich ein tapferer, kluger und reicher Mann, der's nochmals versuchte, ein Schweizer, namens Gonzenbach; er kaufte 1842 die Quellen und tat das Mögliche. Als zwei Jahre später die furchtbare Feuersbrunst die Gasthöfe und die besseren Häuser für die Kurgäste vernichtete, baute er ein großes Kur- und Badehaus, schuf Gärten und Anlagen, und gewann, da Sulzbach tatsächlich den meisten Kniebisbädern ebenbürtig, zum Teil überlegen ist, ein Stücklein des alten Ruhs zurück. Da entdeckte ein Herr Schangel, an den das alte Schlößlein der Schauenburge gekommen war, auch eine Quelle, und der Kampf ging los, jeder der Konkurrenten machte die Quelle des anderen schlecht, und das Publikum glaubte beiden. Schangel unterlag zuerst, aber der arme Gonzenbach hatte auch nur einen Pyrrhussieg erfochten. Um 1895 war alles aus und die „geldriiche, ruhmreiche" Stadt ein armes Dorf geworden.

Aber es sieht nicht aus wie andere Dörfer; mindestens auf deutscher Erde habe ich, soweit ich gewandert bin, nichts Gleiches gesehen und kaum Ähnliches. ... Wie ich, von Peter Zindt geleitet, die erste Straße durchschritt, da sah ich freilich nur, worauf ich gefaßt war: armselige Häuslein und neben den Wegspuren Gras; höchstens die Stille und Öde konnte einem auffallen; es war gegen zehn Uhr vormittags und nirgendwo ein Mensch zu sehen. Wo die denn seien? fragte ich meinen Begleiter. Die Erwachsenen in den Weingärten, war die Antwort, die Kinder in der Schule; jedoch viel Gewimmel gäb's hier nie, auch sei lange nicht mehr jedes Haus bewohnt. Aber auf dem „Hauptplatz", da finde man immer „Lüt und liicht (vielleicht) a Wägele." Nun diesmal war's auch dort totenstill; nur zwei Hunde dehnten sich auf dem grasbewachsenen Pflaster, und ein Brünnlein plätscherte verschlafen in der Sonnenglut. Ein mittelgroßer Platz, auf drei Seiten von dürftigen Häusern umgeben, nur eines etwas stattlicher, das Wirtshaus „Zum Müller von Sausouci". „'s ischt unser Hotell," erläuterte Zindt; „auch Bäder tut der Herr Müller ausrichte, da wohne und bade unsere Kurgascht, die Madam und die Schneiderin ... Ich wiiß net, was das hent' ischt," fügte er bei, „geschter waren drei Lüt' auf'n Platz und vorgeschtern a Wägele." Ich tröstete ihn, alle Tage könne es eben keinen solchen Verkehr geben, und

Digitized by Google

wandte mich der vierten Seite des Platzes zu, die mich weitaus mehr interessierte. Hier steht eine morsche Kapelle, die Jahreszahl „1760“ bedeutet jedenfalls nur den Umbau; das schmucklose Innere zeigt Mauerwerk mit verbautem, romanischem Fenster und einen gotischen Tabernakel. Eiskalt und modrig war drinnen die Luft, die Bänke staubbedeckt und die Fensterchen von Spinnengewebe überzogen. Der Raum, erläuterte Zindt, werde nur noch zu Nottaufen benutzt, und das komme kaum mehr vor; „auch die rächte Chrischtetauf esch schon in Sülzba eppes Rar's — wenige Lüt, arme Lüt, da kann's net viel Kindlein gebe!“ An der Kapelle steht das Brünnlein, aus einer Renaissancesäule mit dem Löwen der Hattstatter kommt das Wasser, das moosbedeckte Brunnenbecken ist wohl so alt, wie die Stadt selbst. Daneben aber einige uralte, hohe Häuser, wacklig und verfallen, aber einst so stattlich und schön wie nur irgend deutsche Bürgerhäuser des XVI. Jahrhunderts. Ich besah sie mir aufmerksam, aber Zindt meinte: „Da habe mir in der Stadt noch ganz annere!“ In der Stadt, fragte ich, da seien wir ja. „Nei,“ lachte er, „das isch ja do's Fohbur (Faubourg)“ — in das wirkliche Sulzbach kämen wir erst. Und er wies auf die Spuren einer Umfassungsmauer und eines Tores, an dem vorbei sich zwischen den hohen Häusern ein Gäßchen öffnete.

Dies alte Sulzbach nun — wie verzaubert kam ich mir vor, als ich's durchschritt. Eine behäbige deutsche Kleinstadt so um 1600, über die jählings ein großes Sterben gekommen, daß nun die leeren Häuser sachte zerbröckeln, aber nur die Zeit hat daran gerührt und Sturm und Regen, aber keines Menschen Hand ... Ein Gewirre enger krummer Gassen und winkeliger Plätze; kleine und große, armselige und reiche Häuser mit wankenden Giebeln und bröckelnden Erkern, die Türen verschlossen, die Fenster erblindet. Keines, an dem nicht was Besonderes zu sehen wäre: Hier eine stattliche, mit verwittertem Steinzierat und Farbenresten geschmückte, reichgegliederte Fassade, dort ein mächtiger, knapp über dem Erdgeschoß aufsteigender, nach oben Stockwerk für Stockwerk vorspringender Giebel, daß das Haus wie ein vorgeneigter Greis dasteht, hier wieder ein düsterer, plumper Bau wie ein Burgturm, dicke Mauern, kleine romanische Fenster, die wie Schießscharten aussehen, und dort auf schlankem, luftigem, fensterreichen Unterbau ein zierlicher mit Schnitzwerk und Balkönchen geschmückter Fachwerkbau. Und alles alt und alles verfallen, nirgendwo ein Neubau, kaum irgendwo die Spur der erhaltenden Menschenhand ... Dazu die unsägliche Öde und Stille; nur einmal begegnete uns ein altes Weiblein, ein andermal guckte aus einem Fenster ein blasses Kind hervor; ich gesteh's, mich durchfröstelte es trotz der heißen Sonnenglut ... Dazu die Reden meines guten Peter. „Da wohnet niemand mehr,“ hieß es vor jedem zweiten Hause, „die Lüte sind weggezoge.“ Oder: „Alles verschtorbe, die Erwe möchte herzlich gern verkause, aber wer tut in Sülzba kause?!“ Und von den Häusern, die noch bewohnt waren: „Dem sein Vater hat noch an Kurgäscht ein groß Stück Geld verdient; er selwer geht in die Fabrik na' Wihe!“ Oder vor einem der stattlichsten Häuser: „Das sin amol die riichste Lüt hier gsi, und Bürgermeischter; jetzt isch er Handlanger in Colmar une sie hungert sech so durch!“ Es war mir schließlich lieber, wenn der freundliche Mann schwieg, da konnte ich glauben, die Menschen seien einst ausgestorben, denn der Tod ist besser, als solches Hinsiechen und Versinken in immer größeres Elend. Aber das arme Sulzbach ist ja eben kein Toter, sondern ein Gespenst, das nicht leben noch sterben kann.

Wohl eine Stunde gingen wir so umher, die Sonne stieg immer höher, drang bis in die engsten Winkel und erhellte all den Verfall immer erbarmungsloser, und immer noch öffneten sich neue Gäßchen und Plätzchen. Und doch ist vor sechzig Jahren fast ein Drittel der Stadt verbrannt! Aber in seiner Blütezeit war ja Sulzbach eine Stadt von 2000 Einwohnern und Kurgäste gab's ebenso viele, die brauchten Raum. Jetzt sind's noch etwa 550 Seelen, unaufhaltsam geht's abwärts, 1850 waren es 1100, 1871 850, 1885 750, 1895 650 Seelen: wann wird das glänzende Städtchen von einst, das nun auch offiziell zum Dorfe herabgesunken ist, ganz verödet sein?! ...

Die Häuser verfallen, die Menschen sterben und mit ihnen ihre Geschichten. An vielen Häusern sind noch Wahrzeichen zu

ſehen, eine Hand, ein Helm, ein Zwillingspaar, ein Bock und dergleichen; ſie hatten alle ihre Bedeutung, aber ſelbſt mein Führer kannte ſie nicht mehr. Vielleicht, ſchlug er beſcheiden vor, wüßte der Weibel (Gemeindediener) mehr oder der Herr Schulmeiſter. Und da es juſt elf Uhr ſchlug und wir nah dem Schulhaus waren, ſo geleitete er mich dorthin.

Auch das Schulhaus iſt ein altes, wackliges Häuslein, von dem ein recht ſchadhaftes Trepplein auf den Platz hinabführt, aber mir war's, als fiele mir ein Alp von der Bruſt, als ich davor ſtand. Denn da waren doch Menſchen, kleine, luſtige, zappelige Menſchen, die lachend und ſich puffend das Treppchen hinabturnten. Oben aber erſchien der Schulmeiſter, ein kleiner Mann, in etwas ſtark benutztem Rock, aber mit einem ſtrengen Antlitz und ſo würdevollem Weſen, wie ich es nur noch einmal im Leben an einem Menſchen geſehen habe. Aber dieſer Menſch war ein Berliner Kanzleirat.

Die Wahrzeichen von Sulzbach hat mir der Würdige nicht erklärt, aber dafür ſollte ich mit ihm etwas ſo Luſtiges erleben, daß ich's erzählen muß.

Ich trat, während mich die Schulkinder neugierig beguckten, an das Treppchen heran und wollte es eben emporſteigen, als mich eine abwehrende Handbewegung des Schulmeiſters zurückhielt. Da blieb ich denn unten ſtehen und zog den Hut.

„Was wünſchen Sie?"

Ich brachte ſchüchtern mein Anliegen vor.

Der Herr Lehrer zog die Augenbrauen empor. „Namen, Wohnort und Beſchäftigung?" fragte er.

Ich gab Beſcheid.

Da trat der Würdige vor, ſteckte die Hand in den Rockausſchnitt, wie Zeichner zopfige Beamte karikieren, und ſprach alſo — ich hab's mir ſofort in's Notizbuch geſchrieben und kann's daher wörtlich wiedergeben:

„Ich bin Herr N. J., Hauptlehrer hieſiger Knaben- und Mädchenſchule und nicht minder Dirigent derſelben. Ihre Bitte muß ich ablehnen. Denn erſtlich beginnt jetzt meine, der Muße gewidmete Erholungszeit, zum zweiten kümmere ich mich nicht um die Altertümer dieſes Dorfes, was ja mehr die Bauern, als einen gebildeten Herrn angeht. Zum dritten aber iſt für ſolches der Weibel da, an welchen ſich zu wenden ich anheimſtelle."

Starr und ſtumm ſtand ich da und neben mir Peter Zindt und um uns beide die Kinder. Da klang es plötzlich aus einer Ecke, die wohl ich überſehen konnte, aber nicht der Würdige oben, von drei hellen Kinderſtimmen:

„Bannwärt, Bannwärt,
'ſch hätt' Triewe geſchtohle!"

Das heißt hochdeutſch: „Bannwart (Flurſchütz), man hat Trauben geſtohlen!" Die verborgenen Sänger wiederholten es unabläſſig; die anderen Kinder brachen in wildes Lachen und Johlen aus; auch Zindt lächelte, der Würdige aber wurde krebsrot und verſchwand. Ich erzähle, wie ich's geſehen habe; was es bedeutete, iſt mir nicht klar geworden.

Peter Zindt war betrübt ... „Ich bin nur a Rebma'," ſagte er, „aber ich muß ſage: das iſch net rächt gſi von dem Herrn N. J." Er begründete es auch ſehr eingehend; vor langen Zeiten hätten alle Doktors" über Sulzbach geſchrieben, jetzt aber kümmere ſich niemand um den Ort. „Kommet nun einer und will's beſchriiwe, ſo müſch ma's freundli verſtatte, auch ſein drum bitte, 's wär a (auch) davor a Gläsle Wein net z'viel!" Und nun ſei ich ſo abgekanzelt worden. Aber nun wolle er mindeſtens den Weibel holen. Er lief nach deſſen Hauſe und kam betrübt wieder: „Er kann net! Er hat ſi' den Moge mit Fläme (Pflaumen) vollg'ſchlage und hat Buuchweh!" Da führte mich Zindt ſelbſt weiter, obwohl dies nicht bloß ſeine der Muße gewidmete Erholungszeit, ſondern ſogar ſeine Mittagszeit war.

Zunächſt ging's wieder durch eine totenſtille, alte Straße, zum „Schauenburger Schlößle". Es iſt ein Bau des XV. Jahrhunderts, finſter, plump und ſchmucklos, die überaus dicken Mauern mit einer feuchten Moderſchicht überzogen; ein Eckturm ſteht noch und verfallene Ringmauern ſind noch erkennbar. Wie's ſo in all' ſeiner Düſterkeit vor einem liegt, könnte man viel eher glauben, das ſei ein Gefängnis geweſen, als der Wohnſitz eines wohlhabenden, regſamen Geſchlechts. Und noch weniger ſieht's einem modernen Kurhaus ähnlich, und doch hat es durch zwanzig Jahre auch dieſe Auf-

Digitized by Google

Es waren zwei Königskinder ... Bronze von Bernhard Bunke-Berlin.
(Ausgeführt von Cladenbeck, Akt.-Gesellsch., Berlin-Friedrichshagen.)

gabe erfüllt; hier hauste Gonzenbachs Konkurrent Schaugel. Hinter dem Haus ließ er die Bäder errichten; der Bau verfällt nun und liegt schon halb in Trümmern, blickt man hinein, so sieht man die Mäuse lustig durch die Kabinen jagen, an einem der Fenster aber klebt noch heute eine pomphafte Anzeige der Eröffnung am 24. Juni 1876: „Das Wasser dieser neuen Quelle kann vermittels der Analyse den besten und bekanntesten Säuerlingen zugestellt werden. Es ist nicht nur sehr geeignet, eine schwache Gesundheit zu erstärken, sondern ist, auch mit Wein vermischt, ein angenehmes Trinken." Nun, das ist ja kein angenehmes Lesen, und der Verfasser kann gewiß nicht den ersten Stilisten zugesellt werden, aber an ihm lag's nicht, wenn alles mißriet. Auch an der Quelle nicht, die wirklich heilkräftig war, wenn auch die kaum noch leserliche Inschrift an einem Täfelchen im Garten: „Supérieure aux autres eaux similaires par sa grande quantité de fer" etwas zu viel behauptet. Aber schließlich lohnte sich nicht einmal die Erhaltung ihrer Fassung, und so versickerte sie. Im Garten ringsum jedoch sproßte lustig das Unkraut, und der einst mißhandelte Taxus wächst nun wie ihm beliebt und macht die schmalen Pfade ungangbar.

Vom „Schlößle" ging's einen engen Weg, an Resten der alten Stadtmauer vorbei, dann in einer Lücke zwischen dieser Mauer zum „Kurhaus Genzenbach". Ein großer, dreistöckiger Bau, zu beiden Seiten sind im Rechteck zwei mächtige Flügel angebaut, sichtlich eine Nachahmung moderner französischer Schloßbauten. Auch hier ein großer verwilderter Garten, durch den man sich mühselig den Weg bahnen muß; auch hier, wenn man rings ums Haus geht, der Blick in verfallende Korridore und zerbröckelnde Badezellen und auch hier keine Menschenseele. „Ist das Haus bewohnt?" fragte ich meinen Führer, als ich von allen Seiten, auch vorne hinaus, die Fensterläden geschlossen sah. „Aawer joo!" rief er eifrig. „Hier ischt do der Versand von unser ruhmriich Wasser." Und er führte mich in eine Halle im linken Flügel. Dort öffnete sich im Boden der Schacht des Brunnens. Unten stand ein Junge, der gemächlich eine Flasche nach der anderen füllte und dann mit einem Verschlusse versah, wie man ihn an Selterslaschen sieht. Nachdem er ein Dutzend beisammen hatte, stieg er aus dem Schacht und beklebte sie mit einer Etikette: „Quelle Genzenbach. Genehmigt durch die Kaiserl. Universität. Charles Mann, Eigentümer, Sulzbach." Daß die 1872 begründete Universität Straßburg die 1603 entdeckte Quelle ihrerseits „genehmigt" habe, konnte mich nicht wundern; sie wäre eben sonst ohne Genehmigung ins vierte Jahrhundert ihrer wechselvollen Existenz eingetreten, wohl aber war mir das Tempo dieses modernen Brunnenversands verwunderlich, denn derselbe Junge packte auch die Flaschen in eine Kiste. Ob er dann die Kiste auch zur Bahn führe, fragte ich den Jungen. „Joo," erwiderte er stolz, „der Herr Mann, der Sohn und ich mache all's salwer (selber)." Dann reichte er mir ein frisch gefülltes Glas. Es schmeckte etwas säuerlich und moussierte; ein ganz angenehmes Getränk, das die geforderten zehn Pfennige wert war.

Ich wollte zur Erinnerung einen Prospekt des Unternehmens mitnehmen und ging darum ins Bureau. Drinnen saß der Tür zunächst an einem Pult ein junger Bursche, und ihm gegenüber ein dicker, rotbackiger Mann, beide der Hitze wegen in Hemdärmeln. Ich unterbrach sie leider in einer sommerlichen Bureauarbeit, in die sie sehr vertieft waren; der junge Mensch fing Fliegen, und der dicke Mann nickte vor sich hin. Bei meinem Eintritt fuhren sie auf, und der junge Mann fragte: „Wolle Sie a Kommande machen?" Nein, ich bäte nur um einen Prospekt. „Pour quoi faire?" fragte der Dicke. „Das Wasser kennt so schon jeder!" Ich wollte mich eben darüber unterrichten, ich sei ein Fremder und kennte es noch nicht. — „Woher?" Ich sagte es. Er wurde mißtrauisch. „Berlin?" wiederholte er langgedehnt. „Votre profession?' — „Schriftsteller!" — „Aha! Da isch aber dann Ihre Müh vertan. Ich lass' beim Herrn Sailé in Colmar drucke und hab' billigischte Preis!" — „Nein," klärte ich auf, „nicht Schriftsetzer, sondern Literat!" Da kämen wir noch weniger in ein Geschäft, war seine Antwort, er inseriere nicht. „Das Sulzbacher Wasser ischt das beschte, l'Europe entière le sait!" Auch ein Inserat wollte ich nicht, beteuerte ich, nur einen Prospekt. Da bekam ich ihn endlich und wollte gehen. Aber da hatte inzwischen der Dicke mit dem Jungen ge-

ziſchelt und rief mich zurück; ich ſollte mit Stolz erfahren, daß die Preſſe auch in Sulzbach als Großmacht gilt. „Ich bin der Herr Charles Mann aus Enſisheim," ſagte der Dicke freundlich, „der Propriétaire von der source und wollt' Ihnen ſage: laſſe Sie ſich unte a Glasle gebe — c'est gratuit — vous comprenez — totalement gratuit. Bon voyage, monsieur!"

Der Proſpekt, den ich mir ſo ſauer errungen hatte, iſt kurz und kräftig gehalten. Der chemiſchen Analyſe folgt der Satz: „Daraus geht hervor, daß dieſes Waſſer unter allen beſtbekannten Mineralwaſſern den erſten Rang einnimmt." Auch wird es „als ſicheres Heilmittel mit nachweislichem Erfolge von den höchſten ärztlichen Autoritäten verordnet".

Es war längſt Mittag und mein guter Zindt wahrſcheinlich noch hungriger als ich. Dennoch führte er mich noch zu der Stelle, wo einſt das „Kuhele" die Quelle entdeckt haben ſoll — es iſt aber nichts mehr zu ſehen, als morſche Bretter, die den Schacht verdecken — und durchſchritt dann mit mir getreulich wieder die geſpenſtiſche alte Stadt, bis wir am Hauptplatz ſtanden. Meine Einladung zu einem kleinen Imbiß und einem Gläschen Wein ſchlug er zunächſt rnnd ab; er könne leider mich nicht einladen, aber umgekehrt ſchicke ſich's nicht. Nun, ſchließlich ging er doch mit zum „Müller von Sansſouei", und wir aßen Münſterkäſe und tranken Wein, denn „'s Fleiſch reichet nur für die Kurgäſcht". Der Wirt mochte von meinem Begleiter erfahren haben, wer ich ſei, denn er ſetzte ſich zu uns und unterhielt mich von ſeiner Loyalität gegen die deutſche Regierung. Ich fragte, woher ſein Schild rühre. „Vom Großvater," war die Antwort, der ſei Müller geweſen, habe ſo geheißen und ſich darum den berühmteſten aller Müller zum Patron gewählt. Auch im Bild war die Potsdamer Mühle zu ſehen. Dann erzählte mir der Mann, der mich in ſeiner ſchlauen Schmiegſamkeit immer wieder an den „Herrn Maire" in Guſtav Stoßkopfs gleichnamigem vortrefflichen Luſtſpiel erinnerte, von ſeiner Entdeckung einer neuen Quelle, die nun ſein Badehaus ſpeiſe. Ein vortreffliches Waſſer, wie auch die Analyſe ergebe. Mein Freund Zindt ermunterte ihn, ſie mir zu zeigen, aber davon wollte der Wirt nichts wiſſen. Endlich kam er doch mit dem Schriftſtück angerückt. Da ſei, ſagte er, ein „Malheurle" paſſiert. Man habe ihm geſagt, die Analyſe eines für Heilzwecke beſtimmten Waſſers koſte mehr, als die eines gewöhnlichen Brunnens, und darum habe er bei der Einreichung ſeinen Zweck verſchwiegen. „Das tut ja nichts," tröſtete ich, „der Chemiker hat gewiß auch ſo die Wahrheit geſchrieben." — „Das ſcho'," ſagte der Wirt, „awer — leſe Sie!" Und ich las. Der Analyſe war folgender Schlußſatz beigefügt:

„Eine unangenehme Beigabe aber iſt der große Eiſengehalt, der die Gebrauchsfähigkeit beeinträchtigt. Da das Waſſer aber einem friſch gegrabenen Brunnen entſtammt, ſo iſt es nicht unmöglich, daß das Eiſen nur im Anfang vorhanden iſt und allmählich verſchwindet.

Der Vorſtand des Laboratoriums der Kaiſ. Polizei-Direktion zu Straßburg.

Dr. Carl Heckner.

Dies die Empfehlung für ein neues Eiſenbad! Ich mußte lachen, daß mir die Tränen über die Backen liefen, und die beiden Männer ſtimmten ein. Dann fragten ſie, wie mir der Wein ſchmecke und ſtrahlten, als ich ihn nach Gebühr lobte; die Burgunder Reben haben ſich hier gut akklimatiſiert. Das möge ich aber auch, bat Peter Zindt, „deue Leut' in Wihr" erzählen, damit ſie ihre Schandreden einſtellten. Und nun erfuhr ich endlich, was ſie eigentlich ſagten. Da die Sulzbacher Reben auf der Nordſeite des Tals wüchſen, ſo ſeien ſie etwas dickſchalig und reifen ſpät. Um nun dieſe Härte und Zähigkeit der Schale zu verhöhnen, ſagen ihnen die Wihrer nach, die Sulzbacher beſtimmten die Zeit der Weinleſe ſo: Nachdem alle anderen Leute im Elſaß ihren Wein bereits eingebracht, gingen ſie mit ihrem Maire auf die Spitze des Rebenhügels ob der Kirche, füllten einen Sack mit Trauben, ſetzten den Maire darauf und ſchleiften ihn zu Tal. Sitze der Maire, unten angekommen, trocken, ſo werde noch zugewartet; ſitze er feucht, ſo folge nun die Sulzbacher Weinleſe. Ich tröſtete, vor böſen Zungen ſei eben der beſte Wein nicht ſicher. Darauf Zindt: ja, wenn ſie nur mehr Weinberge hätten, dann könnte das Dorf fortbeſtehen. So aber gehe es zugrunde. Er

hatte feuchte Augen, als er dies ſagte, und auch ich war ergriffen.

Zum Abſchied geleitete er mich noch zum Dorfe hinaus bis nah an die Kirche. Auf jenem Bänklein, auf dem er mir die Geſchichte von Sulzbach erzählt hatte, ſaßen eine dicke und eine dünne Frau in ärmlicher, ſtädtiſcher Tracht; die eine ſtrickte, die andere nähte. Peter Zindt grüßte ſie freundlich, ja unterwürfig: „Bonſuaar, gute Abend! . . . Unſere zwei Kurgäſcht!“ flüſterte er mir zu.

Armes Sulzbach! Vielleicht ſind's überhaupt ſeine letzten Kurgäſte.

**Aus unſerer Studienmappe:**

Ölſtudie von Adolf Schweitzer-Düſſeldorf.

# Der Tod des Lionardo da Vinci.

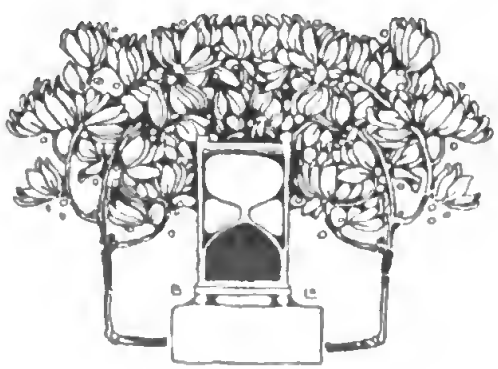
Von

Hermann Heſſe.

Ein ſchlichtes Haus. Am Fenſter zerrt der Föhn,
Klagt im Kamin und rüttelt im Gebälk.
Der Alte liegt ermüdet, bleich und welk
Und lauſcht gedankenvoll dem Nachtgeſtöhn.
Er, deſſen Blick durch Meer und Himmel drang,
Den niemals Furcht noch Zorn noch Leid bezwang,
Der ſeine kühnen Wege einſam ſchritt
Und einſam an verſchwiegenen Schmerzen litt,
Denkt nun vielleicht der lieben Kinderzeit,
An einer Jugendleidenſchaft verjährtes Leid,
Vielleicht der Heimat, die ihn darben ließ,
Der Freunde, die er ungewollt verſtieß.
Ein herbes Zucken irrt um ſeinen Mund.
Das Lächeln Eines, der, zu Tode wund,
Ein nutzlos Leben ohne Klagelaut,
Doch voll geheimer Qualen überſchaut . . .
Was ſinnt er nun? Mit halbgeſchloſſ nem Lid
Senkt er das Auge. Ob er Geiſter ſieht?
Mit welken Fingern greift die ſchmale Hand
Unruhig taſtend an des Bettes Rand,
Die Stirn bewölkt mit krauſem Faltenſpiel
Ein drängender Gedanke. Nach dem Kiel,
Nach Stift und Blatt begehrt der Kranke hart,
Dem eine letzte Offenbarung ward.
Ein neues Bild vielleicht? Vielleicht ein Wort
Der Weisheit aus der reichen Seele Hort?
Vielleicht ein Gruß an ſeinen einzigen Feind,
Der endlich beide Meiſter ſpät vereint?
Laut brauſt der Föhn. Mit träumeriſchem Zug
Lanſcht er des Windes regelloſem Flug;
Sein Geiſt vergißt des Elends, das ihn brach,
Begeiſtert ſinnt er jenem Traume nach,
Der ihn ſein Leben lang gelockt, genarrt,
Dem heute Löſung und Erfüllung ward.
„Der Menſch wird fliegen," ruft er klar und laut,
„Heut fand ich das Geheimnis; aufgebaut
Mit ſchönen Schwingen, morgenrotgeküßt,
Steht vor der Seele mir das Fluggerüſt.
Morgen beginnen wir." Sein Auge lacht.
Nun hat er nicht umſonſt geſucht, gedacht,
Gedarbt, gelitten, — einem neuen Tag
Entgegen ſtrebt mit breitem Flügelſchlag
Die Menſchheit nun, — der Zweifel iſt beſiegt.
Er hatte recht, er weiß nun, wie man fliegt!
Und ſeiner großen Schöpfung froh, erhebt
Er ſtolz das Haupt, die Hand, den Arm — er ſchwebt!
Er ſieht der Wolken Züge noch und groß,
Berührt ſie, grüßt ſie, iſt ihr Weggenoß,
Steigt auf, taucht nieder, raſtet, mißt genau
Mit ſcharfem Blick den Flug durchs weite Blau . . .

* * *

Indeſſen in der ſchlichten Kammer ſteht
Sein Lieblingsſchüler, flüſtert ein Gebet
Und drückt dem Sterbenden zur letzten Ruh
Die müden großen Kinderaugen zu.
Er ſchluchzt. Der greiſe Meiſter aber ruht
Tief wie ein heimgekehrter Pilger tut,
Der oft auf langer Reiſe irrte, fiel — —
Vergeſſen iſt's. Er ruht. Er iſt am Ziel.



Digitized by Google

# Neues vom Büchertisch.

Von

## Heinrich Hart.

(Abdruck verboten.)

Es gibt Kunstwerke, die in ihrer Wirkung fast unwiderstehlich sind. Sie bezwingen den Leser, Hörer, Beschauer, sie reißen ihn in ihren Bann, ob er ihnen mit Willen und Empfindung entgegenkommt oder nicht. Aber diese Werke sind so selten wie der Kohinoor und seinesgleichen. Bei den übrigen Kunstschöpfungen ist es nichts weniger als gleichgültig, in welcher Laune, mit welcher Teilnahme man sie genießt; sie bedürfen einer bestimmten Beleuchtung, eines passenden Rahmens und vor allem einer empfangsbereiten und hingebenden Stimmung des Beschauers, Lesers, Hörers. Wie tief ihre Wirkung geht, das hängt oft mehr vom Wetter und von sonstigen Begleitumständen ab, als von dem eigenen inneren Gehalt. Es wird anderen wie mir ergangen sein, daß ihnen dann und wann ein ästhetisch belangloses Werk mehr gesagt hat, mehr geworden ist, als zu anderer Zeit irgendein allgemein gepriesenes Musterwerk. Das unbedeutende Ding hat eine Anregung, einen Keim in die Seele gesenkt, während sie gerade voll Sonnenschein und Fruchtbarkeit war, so daß der winzige Keim zu einer Fülle blühenden Lebens sich entfalten konnte. Ebenso leicht aber ist es möglich, daß ein Werk vergebens ringt, dem anderen etwas zu bedeuten, weil dieser im Augenblick nichts entgegenzubringen hat; es kommt keine Verbindung, keine Gemeinschaft zwischen Werk und Empfänger zustande. Die Stimmung des Lesers kann eine Dichtung wertvoller erscheinen lassen, als sie an und für sich ist, oder auch wertloser, und das letztere nicht nur dann, wenn verdrießliche Mißstimmung alle Eindrücke abwehrt, sondern ebenso, wenn einer feierlichen Hochgestimmtheit des Genießenden die Stimmung des Werkes nicht kongruent genug erscheint.

Ich schicke diese kurze Betrachtung voraus, weil ich selbst die Werke,*) die ich heute besprechen will, in einer Festtagsstimmung gelesen habe, die dem Eindruck des einen Buches genau so zum Vorteil gereicht haben mag, wie der Wirkung des anderen zum Nachteil. Für den Autor ist es sicherlich nicht unbedenklich, wenn der Kritiker sein Buch liest, behaglich hingestreckt auf einer Alpenmatte, von Sonnenlicht umflutet, den tiefblauen Himmel sehnsuchtlockend über sich, vor sich in weitem Halbkreis die Schneekuppen, die schimmernden Gletscher der Jungfraukette vom Eiger bis zu den Gspaltnhörnern. Wie soll ein kleines Menschenwerk aufkommen gegen diese Riesenwerke, an denen Jahrmillionen gebaut und gemeißelt haben!... Um so besser freilich für das Buch, wenn es nicht einfach störend wirkt, sondern in merkbarem, wenn auch noch so leisem Einklang mit der erhabenen Stimmung der Natur sich behauptet.

Eins hat diese Natur nicht, von einem weiß sie nichts: von Ethik. Nicht durch die Wundertaten der Technik, ob sie auch mit siegreicher Gewalt die Naturkräfte in ihren Dienst zwingt, nicht durch Macht und Genußdrang, nicht durch Kunst und Wissen, — überlegen ist der Mensch der Natur nur in jenem einem, im Ethischen: im sich Hingeben, sich selbst überwinden, Opfern, Entsagen, Lieben können. Und daher klingt vor aller Dichtung nur jene mit den Feierstimmungen der Natur harmonisch in eins, in der feinere ethische oder religiöse Empfindungen, Menschenliebe und Gottesliebe zum Ausdruck kommen.

Nie habe ich das deutlicher gefühlt, als in jenen Stunden, da ich, hingestreckt auf der Alpenmatte, in Georg von Omptedas jüngstem Buch jene Erzählungen las, die von ethisch reifer Menschlichkeit erfüllt sind. „Nerven“ betitelt sich das Buch, aber zum Glück ist von Nerven nur in der Ausaugsgeschichte die Rede. Ein junger Mann, durch Herkunft, Wohlstand, leibliche und geistige Vorzüge vor vielen auserwählt, wird doch seines Lebens nicht froh, weil ihm immer wieder klar bewußt wird, daß er allen Gefahren gegenüber ein Feigling ist. Seine Nerven vibrieren unter jedem ungewohnten Eindruck so stark, daß er aus den Beklemmungen und Beängstigungen nur selten herauskommt. Was seine zarte Natur in dieser Beziehung an Anlagen mitempfangen hat, das hat die Erziehung ins Quälende gesteigert. Durch angespannte Willenskraft überwindet Graf Morsum immer von neuem diesen Furchtzustand, aber ein Stachel bleibt stets in ihm zurück, weil er sich nicht verhehlen kann, daß er immer „nur Willen hat, und niemals Mut“; weil ihn unablässig die Besorgnis quält, andere könnten merken, was in ihm vorgeht. Es ist eine Erlösung für ihn, als er in einem Duell fällt, zusammenbricht, ohne verraten zu haben, wie fürchterlich ihn die Aussicht auf den Kampf erregt und geängstigt hat. Rein künstlerisch ist die Geschichte die wirksamste des Buches, aber in die Alpenstimmung paßt sie nicht hinein; eine tiefere Teilnahme vermag weder der Mensch noch die Duellaffäre,

*) Die vier erstbesprochenen sind sämtlich im Verlage von Egon Fleischel & Co., Berlin erschienen.

sie am wenigsten, zu erwecken. Über ein paar Kleinigkeiten, die das Buch enthält, leicht hingeworfene Anekdoten, möchte ich am liebsten einfach hinwegsehn. Ein Geschichtchen, wie das von dem Polen Bumski, der eine Flasche Absinth in einem Zuge leert, ohne auch nur zu zucken, mag ja in einer Tageszeitung ganz ergötzlich zu lesen sein. Aber es sollte da auch vergraben bleiben und nicht in einem Buche seine Auferstehung feiern. Um so köstlicher und reiner ist die Nachwirkung, die einige andere Erzählungen in der Empfindung zurücklassen, weil sie jene geklärte Humanität atmen, die schließlich doch das Beste ist, was der Dichter wie der Denker zu bieten hat. Vor allem die Skizze „Vorfrühlingstag", nur ein Stimmungsbild, fast ohne Handlung, aber in seiner Schlichtheit ebenso nachdenklich wie ergreifend. Der Dichter steht am Grabe eines Mannes, den ein Fehltritt aus der Gesellschaft ausgeschlossen hat, und der für die „Welt" ein Verlorener geworden ist. Aber „der Tod macht alles gleich, der Tod löscht alles aus, der Tod ist der größte, mildeste Vergeber, — der Tod läßt uns das Leben ertragen" ... Und während der Dichter durch die Gräberreihen dahinschreitet, fühlt er, wie ihm das einzelne Menschendasein immer kleiner und armseliger und gleichgültiger erscheint. „Und *wir* sollten richten! *Wir* sollten uns vermessen, mit unseren blöden, kurzsichtigen Augen den Wert eines Menschen festzustellen. Ich sah nur noch eins, den Tod. Nicht als Grausen und Schrecken, sondern als Versöhnung, als Trost, als Milde, alle Dissonanzen lösend." Aber nicht nur der Tod, auch das Leben, wenn es durch Leid zu ernstem Ringen führt, kann alle Schuld sühnen. Davon verkünden die Erzählungen „Lili" und „Frieden", in denen eine Fülle von Menschengeschick und reifer Kunst in raschem Bilderwechsel, mit lebendiger Anschaulichkeit vorübergeführt wird. Überall brechen Empfindungen und Gedanken hervor, die auf menschlicher Höhe erwachsen sind und die man am tiefsten mitempfindet und mitsinnt hier auf der Bergeshöhe, weit getrennt von allem Dunst der Niederungen.

Ein Buch aber, das in jeder Stimmung willkommen sein wird, ist Helene Böhlaus neuestes: „*Die Kristallkugel.*" In ihren altweimarischen Geschichten hat sich Helene Böhlau eine Art von literarischer Erholungsstätte geschaffen, etwas wie eine literarische Sommerfrische; hier ruht sie sich aus von den Mühen ihrer großen Romane, von den modernen Problemen und den Erregungen, die mit diesen Problemen verknüpft sind. Aber was ihr aus der Ruhe und Erholung erwächst, das ist nicht etwa nur Nebenwerk und Seitentrieb; geistig wie künstlerisch bilden die Weimarer Geschichten ein durchaus gleichwertiges Gegenstück zu den modernen Romanen. Eine Ergänzung, durch die das literarische Charakterbild der Dichterin erst voll und rund wird. Mag ihnen auch das Großzügige der Romane fehlen, so ersetzen sie das reichlich durch Humor, Frische und liebenswürdiges Behagen; feine Menschlichkeit offenbart sich hier wie dort. „Die Kristallkugel" aber nimmt unter den altweimarischen Geschichten sicherlich nicht den letzten, eher vielleicht, wie mir scheint, den allerersten Rang ein. Stilistisch ist die Erzählung ein kleines Meisterwerk, voll köstlicher Eigenart in der Sprache, in den Bildern: wo es sein muß, heftig und derbrealistisch, wie nur irgendeine altniederländische Schilderung, aber an anderen Stellen voll Zartheit, Innigkeit, Duft und Schwung.

Der tolle Rittmeister a. D. Rauchfuß hat für seine alten Tage eine vorzügliche Unterkunft, ein Nest, so warm, wie er es nur wünschen kann, gefunden; es ist ihm gelungen, eine junge Witwe zu kirren, und da die Wittib ein stattliches Gut am Ettersberg besitzt, so fährt der Rittmeister über alles Verdienst gut und wohl. Arbeiten ist seine Sache nicht, um so mehr der Trunk; jeden Tag, den der liebe Gott wachsen läßt, fährt Herr Rauchfuß nach Weimar hinunter und zecht. Mit dieser süßen Gewohnheit macht er selbst dann nicht ein Ende, als ihm seine Frau ein Kind, ein Mädchen gebiert. Alle Sorgen lasten auf der Frau allein, und sie schafft unermüdlich, bis ihre Kraft erlahmt. Eines Tages gibt ihr der Arzt die Gewißheit, daß sie schwerlich das Feld noch einmal erblühen sehen wird. „Nun wußte sie es. Sie war am Ende ihrer Tage. Die gutmütige Alltäglichkeit, die so tut, als gäbe es kein Ende, hatte einen furchtbaren Riß bekommen, durch den die geschäftige Seele in leere — Finsternis starrte." Es wird ihr schwer, die sonnige Erde zu verlassen, am meisten aber drückt sie die Sorge um ihr Kind, die zehnjährige Beate. Wer sollte für das Kind sorgen? Wer in aller Welt? Der Vater ist der letzte, der dazu imstande ist; er verkehrt mit dem Kinde, wetternd und fluchend, als sei es ein Rekrut und nicht eine zarte Mädchenknospe. Müde wird die Mutter von allem Denken und Grübeln und „schmiegte sich in die Müdigkeit wie in Mutterarm". Schließlich weiß Frau Rauchfuß keinen anderen Ausweg, als sich das Kind selbst vorzunehmen und ihm alles anzuvertrauen, was sie sinnt und fürchtet. Das frühgereifte Mädchen versteht, was die Mutter ängstigt, und mit fester Bestimmtheit erwidert es: „Wein' nicht, mit mir wird's schon recht werden." Frau Rauchfuß sah in ein Paar entschlossene, nasse Augen. „Leg Dein Köpfchen wieder auf meine Schulter und sei ganz ruhig," sagte das Kind. Der Frau wurde es wunderlich ums Herz. Sie fühlte einen kleinen, herrlichen Menschen neben sich stehen, der ihr Trost brachte. „Wenn Du stirbst," fragte das Kind ernst, „wirst Du dann in einem Sarg fortgetragen und in die Erde gelegt und mit Erde bedeckt werden?" „Ja," sagte die Frau. „Kannst Du nicht wiederkommen?" „Nein — ich bin dann bei Gott." „Ist Gott gut?" fragte das Kind. „Ja, er ist gut." — „Gut?" sagte es nachdenklich. Die Frau sah mit Staunen auf ihr Kind. „Andere Mütter sagen's ihren Kindern nicht, wenn sie bald sterben müssen, aber ich mußte das tun, — Du mußt es wissen." „Is schon recht," antwortete das Kind, „sag' mir nur alles. Alles was ich daheim tun muß, wenn Du gestorben bist. Auf den Vater will ich schon schauen — und wann stirbst Du?" „Das weiß ich noch nicht." „Also" — sagte das Mädchen ... Und Beate hält, was sie verspricht. Sie bedarf kaum einer Erziehung, sie entwickelt sich und

Digitized by Google

wächst auf wie eine Blume zu blühender Schönheit an Leib und an Geist. Für den Vater sorgt sie, wie einst die Mutter getan, aber sie weiß ihn auch zu regieren. Und als er mit einer zweiten Heirat eine fürchterliche Dummheit begehen will, da ist's Beate, die ihn davor bewahrt. In vollem Lichte aber entfaltet sich ihr Wesen erst, als der Vater vom letzten Trunk abberufen wird. Er hat ihr Jahre hindurch, als er überall Katzen und Mäuse sah, das Leben denn doch sehr schwer gemacht. Und tief aufatmend genießt sie erst jetzt mit vollen Zügen das Glück, jung zu sein. Wie eine Königin herrscht sie auf ihrem Gut. „Ihre Seele, rund wie eine Kugel, hatte keine Ecke, keinen Riß, an dem die Sorge sich hätte einhaken, oder in den sie hätte eindringen können, eine schöne Kristallkugel, von Licht überschienen und durchleuchtet." Natürlich kommen bald die Freier in Schwärmen herausgezogen. Beate läßt sich jedoch weder durch Schmeicheleien, noch durch geistreiches Getue, noch durch Vornehmheit beirren. Sie wartet, bis er kommt, den ihr klares, sicheres Empfinden gleich beim ersten Tasten als den Rechten, Einzigen empfindet, ihn den Rauhen, Ungefügen, Knorrigen, der aber ein Kernmensch ist, durch alle Stürme geschüttelt, durch alle Sonnen gereift. Und ihr Empfinden täuscht sie nicht. Freilich, auch diese beiden gehen lange nur nebeneinander her. Aber als er müde gewandert, eines Tages in der Ehe entdeckt, welch eine hilfreiche, immer treue Gefährtin er an der Frau in all seinem Ringen hat und gehabt hat, da ist das Ziel ihres Lebens erreicht, die höchste Stunde ihr beschieden. Und wie sie nun als alte Frau im Spätsonnenschein in ihrem Garten auf dem Ettersberge sitzt, da ist ihre Seele rund wie in erster Jugendzeit. „Zum zweitenmal im Leben gleicht ihre Seele einer sonnenklaren Kristallkugel: in erster Jugend, als noch kein Flecken und Schatten des Daseins sie trübte, und jetzt, als alle Flecken und Schatten wieder gewichen waren." „Ob nun das Leben leicht war oder schwer, die Ehe glücklich oder unglücklich, die Arbeit gesegnet oder nicht, — ganz gleich, ganz gleichgültig. Nur eins war hier nicht gleich, daß die alte Frau jetzt im Spätsonnenschein saß mit einer Seele, die sonnenklar und durchsichtig wie eine helle Kugel im Raume schwebte, still nachträumend und nichts fragend — weltabgetan." So schließt die Altweimarer Mär, wie es gut wäre, daß viele moderne Mären schließen könnten. Es weht aus der Geschichte etwas wie von Gottfried Kellers Geist und Lebenssinn, aber wenn auch Helene Böhlau an den Schweizer erinnert, so ist und bleibt sie doch eine Eigene für sich. Schon deshalb weil sie Weib ist. Wie sie das Frauenherz durchschaut, das letzte Wollen und Ringen der echten Frau erfaßt, da gibt es doch Einzelheiten, die wohl nur ein Weib, wenn es zugleich Künstler im höchsten Sinne ist, so klar erschauen, so ganz durchdringen und deuten kann.

Aus jener großen Menschlichkeit heraus, die bei Ompteda in einzelnen Tönen, bei Helene Böhlau in ganzer Fülle hervorbricht, aus ihr heraus ist Karl von Perfalls neuester Roman „Die Treulosen" nicht geboren. Auch in ihm ist ethische Tendenz, aber sie nimmt keinen sonderlich hohen Flug. Literarisch zeugt auch dieser Roman von der sichren und fesselnden Erzählungskunst Perfalls, die immer wieder ein reiches, vielseitiges Bild in klarem Aufbau hinstellt, aber in Erfindung, stilistischer Eleganz und künstlerischer Flottheit erreicht er frühere Schöpfungen des Autors nicht. Der Stoff ist nicht ausgiebig genug für seine Eigenart, wenigstens nicht so wie er ihn gefaßt hat. Perfalls Virtuosität zeigt sich am lebendigsten in der Charakteristik der Heldin, aber die Geschichte dieser Treulosen ist in zu viel Nebenwerk eingeschachtelt und eingesponnen, zu viel Nebenwerk, in dessen Darstellung Perfall sein Bestes nicht recht entfalten kann. Von dem Helden der Geschichte ist zu berichten, daß er Heinrich Maus heißt. Ein Großindustrieller, der Maus heißt. Im Geschäft ein Löwe, seiner Frau gegenüber aber in Wahrheit eine Maus. Vor Sinnlichkeit zappelnd in dem Netz dieser kleinlichen Kokette. Maus hat dereinst das adelige Fräulein aus ärmlichen Verhältnissen zu sich in den Reichtum emporgehoben, aber durch Dankbarkeit läßt sich Frau Luise nicht beirren. Ihr ist der kleine häßliche Gatte fast ein Greuel und doppelt widerwärtig, wenn ihm ihre Schönheit den Kopf verwirrt. Ihr ganzes Sinnen geht darauf aus, sich für die Stunden, die sie dann und wann notgedrungen dem Ehemanne widmen muß, anderweitig schadlos zu halten. Nicht aus besonderer Lust am Mann, aus drängender Verliedtheit, sondern einfach von der „Lust am Bösen" gelockt, rein „um des Bösen willen". „Frech und schlau, das wollte sie sein. Nur keine Angst und erst recht keine sogenannte Sündenfurcht. Die Welt läßt sich ja leicht täuschen, und Sünde wird etwas nur, wenn man dabei ertappt wird." Nachdem die Kokette zunächst an einigen Versuchsobjekten ihre Kunst, mit den Männern zu spielen, erprobt hat, findet sie schließlich den Mann, den zu verführen ihr einen besonderen — sagen wir — höllischen Genuß verspricht. Der Erwählte ist nämlich der bevorzugte Günstling ihres Gatten, auf den er die höchsten Stücke hält, dem er in jedem Sinne vertraut. Nur zu leicht gelingt es der Treulosen, auch ihn treulos zu machen. Und lange treiben die beiden miteinander unentdeckt ihr frevelhaftes Spiel. Als aber eines Tages Heinrich Maus den Verräter mit einem höchsten Beweis seiner Wertschätzung überrascht und ahnungslos hinzufügt: „Also Treue um Treue allezeit," da überkommt den Mann die Qual seines Verbrechens so mächtig, daß er hingeht und sich erschießt. Damit wird das Geheimnis offenbar, und Heinrich Maus findet im ersten Grimm die Kraft, das treulose Weib davon zu jagen. Für ihn zum Heil, denn er hat nun endlich den Weg frei, der ihn zu seiner Jugendgeliebten zurückführt; ihr Wert wird ihm erst jetzt, wo ihn nicht mehr seine Sinnlichkeit verzaubert hält, deutlich klar. Allerlei Nebengeschichten umranken den Stamm der Erzählung; sie verkünden aber mehr von Treue, als von Treulosigkeit.

Ein feineres, nicht so grob gesponnenes Gewebe bildet der Roman „Walter Eichstädt" von Georg Wusner. Wusner schildert die Entwicklung eines jungen Mannes, der durch

allerlei Liebesirrungen und Liebesleiden zur Lebensreife erzogen wird. Es ist nichts Romanhaftes in der Erzählung, sondern alles schlichte Lebenswirklichkeit; die Charakteristik ist reich an psychologischen Zügen, deren innere Wahrheit ohne weiteres einleuchtet, eingefaßt ist aber das Charakterbild in einen bunten Rahmen anziehender Schilderungen. Wasners Weise hat etwas überaus Diskretes, allem Grellen, Überhitzten, Übertriebenen geht er sorgfältig aus dem Wege. Und so wirkt die Erzählung wie ein feingetöntes Pastellbild, dem es jedoch an Kraft und Lebensfülle keineswegs fehlt. Schlicht wie die Farbengebung ist auch der Stil, die Sprache, schlicht und doch reich und mannigfaltig genug. Auf die Handlung näher einzugehen, hätte wenig Sinn: nicht das Was, sondern das Wie macht hier alles aus.

Von wesentlich anderer Art ist der Roman „Fränkisch", „ein Roman aus den sechziger Jahren", den H. Seewald im Verlage von Eduard Koch, München, veröffentlicht hat. Mit einigem Behagen liest man sich in den Anfang des Romans hinein. Die Schilderung einer fränkischen Kleinstadt läßt allerlei Fröhliches erwarten. Einige niedliche Glossen wecken die Hoffnung, daß in dem Verfasser H. Seewald ein Humorist steckt, der darauf ausgeht, mit guter Laune ein altfränkisches Idyll, mit milder Satire altfränkische Philisterei zu zeichnen. Man lese nur den Anfang: „Im Jahre 1864 führte weder Schienenweg noch Draht nach dem fränkischen Landstädtchen, das, schüchtern in einem Winkel des hügelumsäumten Tals, vergessen schien vom treibenden Pulsschlag der Zeit.

Die unregelmäßigen Gruppen alter Giebeldächer, daraus zwei Kirchtürme emporragten — der eine plump und schwerfällig, mürrisch fast von Ansehen darüber, daß er niemals das ihm ursprünglich gesteckte Ziel erreicht hatte, der andere schlank und spitz, und dem mürrischen übermütig über die geflickte Haube hinwegschauend — unterschieden sich äußerlich nur wenig von den benachbarten stattlichen Bauerndörfern. . . . . Wie das Äußere zeigte auch das Innere des Städtchens ein durchaus ländliches Ansehen . . . Die schmalen, unregelmäßig geführten Straßen hatten so wenig unter störendem Verkehr zu leiden, daß zwischen den ausgetretenen Pflastersteinen vorwitziges Grün ungehindert sproßte. Dies nahm sich in der günstigen Jahreszeit und bei trockenem Wetter ganz lustig aus. Bei anhaltendem Regen aber gehörte immerhin eine gewisse Geschicklichkeit dazu, die mit Schmutz und Wasser gefüllten Lücken zu überspringen; von den Unbilden des Winters gar nicht zu reden, denn den Luxus geebneter Fußsteige längs den Häusern, die man in anderen deutschen Städten geschmackvoll ‚Trottoire' nennt, kannte man in dem entlegenen Landstädtchen nicht. Nur wenn der Schnee überreichlich fiel, wurde er auf große Haufen zusammengekehrt, die dann in der frohen Gewißheit, daß die Sonne ‚kein Weißes duldet', gelassen des erlösenden Frühlings harrten. Während die spärliche und übelriechende Straßenbeleuchtung in finsteren Nächten die Heren Beamten und ehrsamen Bürger, die nach neun Uhr das Wirtshaus verließen, zwang, ihr eigenes Licht — zumeist in einer Art verkleinerter Stalllaterne — leuchten zu lassen, sorgte ein wöchentlich dreimal erscheinendes Lokalblatt, der ‚Stadt- und Landbote' für die Beleuchtung des geistigen Horizontes der Stadt und ihrer Umgebung." . . . . U. s. w. u. s. w. Aber der Anfang täuscht. Je weiter die Geschichte sich entwickelt, desto ernster wird sie. Gott sei's geklagt. Eine wahre Steppe von breitgetretener Harmlosigkeit, nur hier und da ein blumiger Fleck, der mit Laune und Satire bestanden ist. Der Verfasser oder besser die Verfasserin — das bepunktete H. kann ja ebensogut eine Hanna wie einen Hans bedeuten —, er oder sie erzählt nicht übel, aber er oder sie gerät von vornherein derart ins dumpf Alltägliche, er oder sie hat sich so beschränkt harmlose „Helden" ausgesucht, daß an dem Stoff auch eine größere Kunst versagen müßte, sobald diese Kunst statt auf fröhliche Laune auf sanfte Ernstboldigkeit abzielt. Die brave patriotische Tendenz ist nicht imstande, das Niveau des Ganzen genügend zu erhöhen. Mittelpunkt, um den sich die Erzählung dreht, ist Fräulein Dora Weber, ein so zierliches, winziges Persönchen, daß man sie ohne ästhetische Gewissensbeschwerden mit einem Punkt vergleichen darf. Fräulein Dora ist von den verschiedensten Seiten dem Liebesfeuer ausgesetzt, als nachhaltigster Angreifer erweisen sich der cand. theol. Philipp Dorn und der stud. rer. nat. Robert Meining. Wie man sieht, die alte und die neue Zeit in zwei Mannsen symbolisch vertreten. Philipp, ein Theologe, wie er in älteren Gartenlaubennummern als Typus sich breitzumachen pflegt, ein früh fertiger Mucker, der Sinnlichkeit, Machtgier, Weltgier mühsam unter einer Schminke von Salbung und Phrase zu verdecken sucht, geht aus dem Wettkampf als Sieger hervor. Freilich nur zunächst und nur scheinbar. Dora verlobt sich ihm, willenlos, fasziniert von seinem rücksichtslosen Wollen; sie verlobt sich, wie ein Vogel der Schlange gebannt sich als Opfer darbietet. Aber als der cand. theol. nun frei seiner Sinnlichkeit die Zügel schießen läßt, entsetzt sich die Kleine und entlobt sich schleunigst. Zur selben Zeit kommt die Kunde, daß Robert, der im trutzigen Gegensatz zu seiner gesamten Verwandtschaft stets an Preußen und Preußens „deutschen Beruf" geglaubt hat, der infolgedessen in den Junitagen 1866 kühnentschlossen preußischer Soldat geworden ist, daß er im Gefecht bei Kissingen schwer verwundet worden ist. Alsbald fühlt Dora, daß sie stets nur ihn, den Neuzeitmenschen, Naturforscher und Deutschpreußen, wahrhaft geliebt hat. Sie eilt an sein Lager, ihn zu pflegen; doch zu retten ist er nicht mehr, er stirbt in ihren Armen . . . Den Sterbenden aber noch fragt die edle Jungfrau: „Du glaubst an eine neue Zeit?" „Ja, Dora . . . Ich glaube — an eine — neue — Zeit . . Ich — glaube an — ein einiges — deutsches — — Vater — land — — ich glaube" — — „Robert war sich und seinen Ideaten treu geblieben, im Denken und im Tun, im Leben und im Sterben." Dora aber — — Arme Dora! Unsres Mitleids darfst Du versichert sein. Aber 381 Romanseiten ist der traurige Fall nicht ganz wert. Dessen darf H. Seewald versichert sein.

Digitized by Google

# Illustrierte Rundschau.

**Hans Frederick Gude †. — Prof. Otto Seitz in seinem Atelier. — Brunnen von Hermann Obrist-München. — Vom neuen Hause des hannöverschen Kunstvereins. — Neue Fensterdekorationen aus Berliner Werkstätten. — Entwürfe vom Spielzeug-Ausschreiben des Bayrischen Gewerbe-Museums in Nürnberg. — Bibliothek von Bembé-Mainz. Kleinplastik und Schmuck von Albert Reimann-Berlin. — Zu unsern Bildern.**

Prof. Hans F. Gude †.
(Aufnahme von Reichard & Lindner in Berlin.)

Am 18. August verschied im hohen Alter von 78 Jahren in Berlin, das ihm zur zweiten Heimat geworden war, der treffliche norwegische Landschafter Professor Hans Frederick Gude. Am 13. März 1825 in Christiania geboren, kam er schon im 17. Lebensjahre nach Deutschland, um bei Meister Andreas Achenbach, der kurz vorher den Zauber der norwegischen Landschaft, man darf wohl sagen, als erster entdeckt hatte, seine Studien zu beginnen. Die Düsseldorfer Schule stand damals in hoher Blüte; neben und nach Achenbach war es zumal Joh. Wilh. Schirmer, der den jungen Nordlandsmann anzog und auf ihn großen Einfluß gewann. Gudes Talent entfaltete sich überraschend schnell; bereits 1845 debütierte er mit seinem ersten großen Gemälde, dem „Norwegischen Fjord bei Mittagsbeleuchtung", 1852 errang er sich die kleine, 1860 die große goldene Medaille, nachdem er inzwischen Schirmers Nachfolger in der Leitung der Düsseldorfer Landschaftsklasse geworden war. In gewissem Sinne — in seinem beschränkteren Stoffgebiet — wuchs er selbst über Andreas Achenbach hinaus. Während diesem nämlich die norwegischen Motive doch nur malerische Objekte geblieben waren, erfüllte Gude seine norwegischen Landschaften mit einem unwiderstehlichen Hauch heißer Vaterlandsliebe, mit einer Stimmung, die der einsamen grandiosen Schönheit des Nordlandsmeeres, der Hochgebirge, der gewaltigen Fjorde die Herzen gewann. Für Achenbach war Norwegen eine Episode, für Gude alles; er hat weder aus Oberbayern, noch aus der Schweiz, noch aus England, die er zu Studienzwecken bereiste, dauernd schöpfen können, sondern nur aus seinem Vaterlande, dem er auch in der Fremde ein treuer Sohn blieb. In der Fremde — denn die deutsche Kunst hielt ihn fest. Im Jahre 1853 wurde er nach Karlsruhe berufen, wo er wiederum Schirmers, seines einstigen Lehrers, Nachfolger wurde, im Jahre 1880 kam er nach Berlin, um hier an die Spitze eines Meisterateliers für Landschaftsmalerei zu treten. Er war längst auf seinem Sonderfelde der anerkannte, führende Meister geworden und ist es auch geblieben, nachdem die junge skandinavische Malerei sich reicher entfaltet hatte und meist in Paris ihre Ausbildung suchte. Man hat ihm (Muther) eine gewisse prosaische Korrektheit vorgeworfen; das Urteil ist aber doch nur mit großer Einschränkung gültig — eher dürfte man sagen: er war ein Künstler von hoher Gewissenhaftigkeit, der kein Gemälde aus seinem Atelier ließ,

Professor Otto Seitz in seinem Atelier zu München.

Brunnen für ein Vestibul, Schloßhof oder Park.
Von Hermann Obrist-München.

dem er nicht selbst einen vollen Erfolg zutraute. Vor allem war er ein Meister in der Behandlung der Farbe. Seiner ruhigen Art nach ging er zwar den großen, das Auge blendenden Effekten gern aus dem Wege, aber wie er das Sonnenlicht auf den Wellen spielen und glitzern ließ, oder wie er das Licht hinter Wolken verbarg, so daß der Vordergrund im Halbdunkel bleibt, das Meer aber im Hintergrund wie Gold funkelt, auch die grauen Wogen des aufgewühlten Meeres mit den silbernen Wogenkämmen — das haben ihm wenige nachzumachen gewußt, so viele es auch versuchten. Von seinen Gemälden sind viele in die großen Galerien übergegangen: die Berliner Nationalgalerie besitzt z. B. „Fischer am norwegischen Binnensee“ und „Wikingerschiffe im Sognefjord“, die öffentliche Galerie seiner Vaterstadt „Brise im Hafen von Christiania“ und die „Brautfahrt auf dem Hardangerfjord“, die Bremer Galerie den wunderschönen „Nothafen“, die Dresdener Galerie seinen „Fischer an der Küste“, die Hamburger den prächtigen „Christianiafjord“. Wie Gude als Lehrer wirkte, bleibt im Kreise der ihn verehrenden Schüler unvergessen; er war bis in sein hohes Alter hinein — erst 1901 zog er sich von der Lehrtätigkeit zurück — frisch und anregend. Unter vielen zählt auch Walter Leistikow zu seinen Schülern, wurde gerade von ihm auf den Weg geleitet, der seiner Eigenart entspricht. —

In unserem Heft befindet sich eine Reihe von ausgezeichneten, zum Teil farbigen Nachbildungen nach

Nutzbrunnen für Menschen, Pferde, Hunde, Vögel ꝛc.
Von H. Obrist-München.

Elfenschreck-Brunnen in Marmor und Bronze.
Von Hermann Obrist-München.

Gemälden und Studien von Otto Seitz, dessen Porträt wir hier, in einem Ausschnitt aus seinem Atelier, bringen. Der Meister, ein Mitglied der vielgenannten Münchener Künstlerfamilie, ist am 3. September 1816 in der Isarstadt geboren, war ein Schüler Pilotys und wurde 1863 zuerst bekannt durch eine vortreffliche Kostümstudie echt Pilotyscher Richtung „Riccios Ermordung“; er befestigte dann seinen Ruf durch die schön komponierte „Tote Liebe“ und „Glückliche Stunden“, die 1873 in Wien preisgekrönt wurden; im gleichen Jahre wurde er Professor an der Münchener Ake-

Nutz- oder Zierbrunnen für einen Garten.
Von H. Obrist-München.

demie. In neuerer Zeit hat Seitz die Pfade der Historienmalerei ganzverlassen, dafür aber interessante Stimmungslandschaften gemalt und mitbesonderer Vortiebe und glücklichstem Erfolgheitere Bilder aus dem niederländischen Volksleben. Als sein Hauptwerk sieht er jedoch selbst seinen „Totentanz" an, an dem er seit 20 Jahren, immer fortbildend und ergänzend, arbeitet. Der große Zyklus — der seit langer Zeit zum ersten Male wieder den beliebten Vorwurf klassischer Meister behandelt — wurde schon in den neunziger Jahren im Münchener Glas-

Herm. Obrist zuerst mit schönen Möbelentwürfen, dann mit köstlichen, höchst eigenartigen Stickereien voll künstlerischen Schwunges hervor. Er gehörte von Anfang der Bewegungan zu deren begabtesten Führern, brachte mit seiner starken Eigenart in sie eine eigene, ganz persönliche Note und hat zu-

Kleiner Stehbrunnen in Beton oder Stein.
Von H. Obrist-München.

mal für die bekannten „Vereinigten Werkstätten" in München viel Gutes gewirkt. Neuerdings hat der erfindungsreiche, gestaltungsfrohe Künstler sich eine Spezialität erkoren, in der er geradezu bahnbrechend zu werden scheint. Er entwirft und bildet mit Vortiebe Brunnen, Brunnen der verschiedensten Art, für die verschiedensten Zwecke, immer originell und reizvoll. Seine Formen sind einfach, aber aus-

Großer Saal im neuen Hause des Künstlervereins zu Hannover.

palast ausgestellt und erregte in seiner ausgesprochenen Charakterisierungskunst und durch die sprudelnde Fülle neuer Ideen allgemeine Bewunderung; er wurde dann noch weiter bekannt, als die Münchener „Jugend" einzelne Blätter veröffentlichte. Die Herausgabe des Gesamtwerkes steht bevor.

In der neuen kunstgewerblichen Bewegung trat der Münchener

Speisezimmer im Künstlervereinshause zu Hannover.
(Nach Aufnahmen von Karl F. Wunder in Hannover.)

Lesezimmer im neuen Heim des Künstlervereins zu Hannover.
(Aufnahme von Karl F. Wunder in Hannover.)

druckvoll, man möchte sagen: markant, so prägen sie sich dem Auge ein. Wir bringen einige Abbildungen neuerer Arbeiten. Eine größere Ausstellung derselben fesselte schon vor Jahresfrist Berliner kunstverständige Kreise

Erker eines Schlafzimmers mit Fensterdekoration in der Großen Berliner Kunstausstellung von Architekt Georg Honold in Berlin.

im Lichthofe des Kunstgewerbe-Museums. —

Der hannöversche Kunstverein gehört zu den ältesten Deutschlands; er zählte stets und er zählt noch heute die geistig angeregtesten wie die künstlerisch begabtesten Persönlichkeiten der schönen Stadt zu seinen Mitgliedern und kann heute auf mehr als sechzig Jahre frohen Gedeihens zurückblicken. Im letzten

Moderne Fensterdekoration in Rohseide. Entworfen und ausgeführt in den Werkstätten von Keller & Reiner in Berlin.

Jahre ist nun sein Heim, das „Künstlerhaus der Stadt Hannover", einem umfassenden Umbau unterzogen. Das prächtige Obergeschoß des palastartigen Baues, der eine architektonische Zierde der Stadt bildet, ist dem Kunstverein überwiesen worden, der in den 18 großen Sälen seine Ausstellungen, besonders seine große, meist sich vom Februar bis zum Mai erstreckende Kunstausstellung veranstaltet. Das Untergeschoß aber ist zur Stätte des hannöverschen Künstlervereins geworden, und die diesem angehörenden Baumeister, Bildhauer, Maler haben in seinem Ausbau und Innenschmuck einen regen Wetteifer entfaltet. Abweichend von so manchem Künstler-Großstadtheim, bei dem allzu-

Digitized by Google

viel Schwergewicht auf große Prunkräume gelegt wurde oder gar auf die geschäftliche Ausnutzung des überteuren Baus, ist hier der Grundsatz der Wohnlichkeit, der Behaglichkeit gewahrt geblieben; eigentlich nur für den großen Festsaal hat eine breitere Prachtentfaltung stattgefunden und für die von der Statue der Pallas Athene beschirmte Ehrentreppe. Der romanische Festsaal freilich mit seiner kunstvoll gemalten Decke und deren rot gehaltenem Balkenwerk macht einen imposanten Eindruck. Reizvoll und anmutig, überall zugleich durch die Rücksicht auf gediegenen Komfort bestimmt, ist die Einrichtung der übrigen Räume,

Kaminraum mit getriebenem Einsatz und Fensterdekoration in meergrüner Seide mit Brüsseler Spitzen. Entworfen von C. Gerkensmeyer, ausgeführt in den Werkstätten von Keller & Reiner in Berlin.

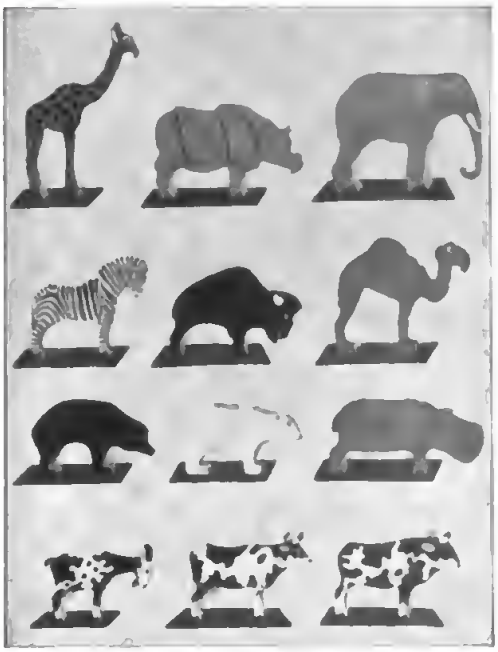
unter denen wieder das von uns abgebildete Speisezimmer durch besonders wirkungsvolle Dekoration sich auszeichnet. —

In der Rundschau des vorigen Heftes wurde bereits erwähnt, daß die Stunde der alten Gardine mit ihrem steifen Faltenwurf geschlagen hat. Möge sie ins Grab sinken, man braucht ihr nicht nachzutrauern — dem Quälgeist ordentlicher Hausfrauen, die mit Ausspannen und Stärken, mit dem Anstecken an die ominöse Gardinenstange, mit dem

Moderne Fensterdekoration.
Von Carl Müller & Co. in Berlin und Leipzig.

Anspritzen und Zurechtkleistern gar „schöner" Falten und Fältchen so manche böse Stunde hatten. Mich schaudert's noch in Gedanken, wenn ich mich meiner guten seligen Mutter erinnere, wie sie hoch oben auf der Stehleiter balancierte, um die ‚auf neu' gewaschenen Untiere wieder zur Raison zu bringen. Aber nicht nur die weißen zweiteiligen gerafften Tüllgardinen sind gefallen, mit ihr auch die Lambrequins und Kästen in ihrer früheren umständlichen Art. Die heutige Fensterdekoration soll licht und einfach in ihrer Zusammensetzung sein und vor allem auch leicht beweglich; vielfach setzt sie sich aus halbhohen Scheibengardinen (die auch zum Verschieben, mit Ringen auf Messingstangen, eingerichtet sein müssen) und zweiteiligen, verschiebbaren Vorhängen zusammen (wie auf unserer Abbildung „Moderne Fensterdekoration", Keller & Reiner); oft begnügt man sich auch

Entwurf für eine Spielschachtel „Försterei" von Karl Soffel-Schleißheim.



Entwurf für eine Arche Noah.
Von August Geigenberger-Wasserburg am Inn.

nur mit Scheibengardinen (wie auf der Fensterdekoration von Architekt G. Honold). In der Auswahl des Stoffes herrscht die größte Freiheit, nur hell und freundlich muß er wirken. Sehr beliebt sind Mull und, für reichere Ausstattung, Rohseide. Kunstfertige Frauenhände finden dabei

Figuren eines Kasperltheaters.
Von Ivo Puhonny.

reiche und schöne Gelegenheit, sowohl die Schiebergardinen wie die Vorhänge zu verzieren, wobei wiederum dem persönlichen Geschmack der weiteste Spielraum gelassen bleibt. Wünschenswert wäre nur, daß unsere Herren Architekten der Fensterausbildung in ihren Fronten mehr Liebe und Verständnis widmeten und, soweit es irgend tunlich ist, auf die öden, gleichmäßigen Reihen von Fensterhöhlen verzichteten, die zumal den städtischen Bauten stets den Charakter des Kasernenbaus aufdrücken. Auch in dieser Beziehung ist aber ein Fortschritt nicht zu verkennen. Wer aufmerksamen Blicks die Neubauten im Westen Großberlins, zumal in dem Straßenzuge vom Viktoria-Luisenplatz bis etwa zum Steinplatz in Charlottenburg durchwandert, wird finden, daß das Bestreben nach reicherer Gliederung, nach dem Abweichen von der Schablone sich Bahn zu brechen beginnt. Es geht also — wenn man nur will! —

Die Versuche, unseren Kleinen und Kleinsten Spielzeuge in die Hand zu geben, die einen — mehr oder minder — künstlerischen Charakter tragen sollen, ruhen nicht. Jüngst hat die rührige Leitung des Bayerischen Gewerbe-Museums in Nürnberg ein Preisausschreiben für Entwürfe zu Holzspielsachen erlassen, die „anregend und fördernd auf Geschmack und Phantasie der Kinder" zu wirken geeignet sein sollten, und dies Preisausschreiben hat in der Tat manches hübsche Erbgebnis zutage gefördert. Wenn man gegen-

Arche Noah.
Entworfen von Bernhard Halbreiter-München.

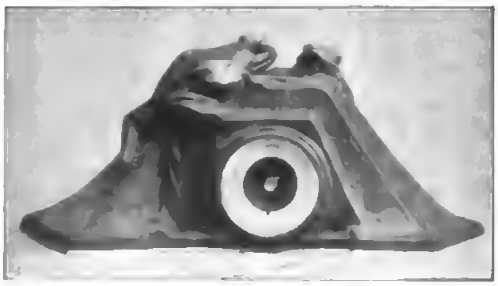
über dem ähnlichen Wünschen und Erwägungen entsprungenen Spielzeug, das die Dresdener Werkstätten für Handwerkskunst fertigen ließen und das auch in diesen Heften besprochen wurde, den Eindruck des allzu Gewollten, allzu Grotesken nicht recht los werden konnte, so scheinen die

Kasperltheater von Ivo Puhonny.

Bibliothek in Eichenholz in modern engliſcher Renaiſſance.
Entworfen und ausgeführt von A. Bembé in Mainz.

beſten der Nürnberger Entwürfe natürlicher zu ſein, ſich mehr dem Verſtändnis und dem Spielbedürfnis der Kinder anzupaſſen. Es geht ein friſcher Zug durch dieſe Dinge. Man kann ſich denken, daß ein Kind mit Karl Soffels Förſterei gern ſpielen mag, an Geigenbergers Ungeheuerchen aus der unverwüſtlichen Arche Noah Freude hat, über das luſtige Kaſperletheater Puhonnys jauchzt. Hoffentlich ſchöpft die Spielwareninduſtrie ſelbſt aus dieſem Preisausſchreiben neue Anregungen und ſetzt den einen oder anderen Entwurf wirkungsvoll in die Praxis um. —

Wir geben weiter in der bunten Reihe unſerer Rundſchau die Abbildung einer reichen Bücherei, die das rühmlichſt bekannte Haus Bembé in Mainz für eine Villa in Düren ſchuf. Die Formen lehnen ſich, in ziemlich freier Behandlung, an die Renaiſſance an, ſind aber ungezwungen durchſetzt mit Motiven aus der modernen engliſchen Möbelkunſt. Das Ganze macht bei allem Reichtum in der Einzelbehandlung den Eindruck behaglichſter Wohnlichkeit; nur der große Beleuchtungskörper mit ſeiner Doppeleinrichtung für elektriſches Licht und Gas paßt unſeres Erachtens nicht recht in den Raum.



Barometer. Schwarzpatinierte Bronze. Aus der Werkſtatt von Albert Reimann in Berlin.

Die Hirtin. Viſitenkartenſchale in vergoldeter Bronze.
Von Albert Reimann in Berlin.

Den Schluß der Rundſchau bilden einige Arbeiten des Bildhauers Albert Reimann in Berlin (SW. Ritterſtraße 59), die auf der diesjährigen großen Berliner Kunſtausſtellung unſere Aufmerkſamkeit erregten: anmutende Arbeiten, die Erfindungs-

Digitized by Google

gabe und Frische zeigen. Allerliebst ist z. B. der Barometer mit der hübschen Verwendung des Laubfroschmotivs, sehr nett auch die Visitenkartenschale mit der Hirtin und den Entlein. Bei Schmuckgegenständen tritt überall das Bestreben nach Einfachheit angenehm hervor; sie sind teils aus vergoldetem Silber gefertigt mit buntfarbigen Steinen und Emaille, teils auch nur aus Silberblech mit der Säge ausgeschnitten, und sollen der Erwägung besonders Rechnung tragen, daß Frauenschmuck nicht so an sich, als vielmehr nur als ergänzende zierende Zutat zur weiblichen Kleidung wirken darf — eine Erwägung, der freilich wohl nur ein Bruchteil unserer schönen Leserinnen zustimmen wird. — Herr Reimann unterhält übrigens eine besondere Schülerwerkstätte für Kleinplastik, die gute Erfolge aufzuweisen hat. —

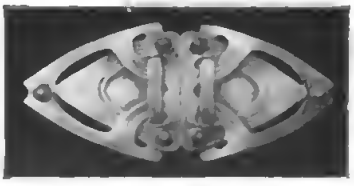
Gürtelschließe.
Von Albert Reimann-Berlin.

Photographierahmen. Von Albert Reimann-Berlin.

* * *

Außer dem prächtigen Titelbilde und den Studien von Otto Seitz-München bringen wir zunächst zw. S. 184 u. 185 eine Reproduktion des großen Gemäldes von Adolf Schweitzer in Düsseldorf „Neu-Schnee auf dem St. Gotthard". Wer im Frühjahr oder Herbst die Alpen durchquerte, wird sich ähnlicher Szenerien erinnern; wer im Hochgebirge weilte, vielleicht auch des überraschenden Bildes des Neuschnees, wie er oft in der Nacht plötzlich alle Hänge bis zum Tal hinab bedeckt hat, das graue Gestein und die grünen Matten einhüllend in sein weißes, großes Leinentuch, bis dann die Mittagssonne und nicht selten der warme Föhn ihn schnell wieder verzehren. — Ein anderes Naturereignis schildert Albert Weuk, der hochbegabte Schönleber-Schüler, in seinem „Nahender Sturm" (zw. S. 200 u. 201). An der Westküste Italiens spielt es sich ab, bei Sorrent etwa oder Amalfi; plötzlich fast braust das Meer auf, zischend — höher und höher — peitscht die Brandung an das Steingestade, und die Schiffer haben knapp Zeit, die Segel zu bergen. Das Bild ist mit großer Verve gemalt; prächtig das Meer und groß und stark der Hintergrund mit den treibenden Wolken. — Zwischen S. 208 u. 209 schalteten wir die Abbildung eines Grabdenkmals ein, das Prof. Heinrich Waderé in München zum Schöpfer hat: ein Werk von schöner, reiner Wirkung, ernst und stimmungsvoll. — Ein reizendes Kinderköpfchen gab uns Alfred Sohn-Rethel (zw. S. 216 u. 217); wer die Schwierigkeit kennt, Kinderporträts zu malen, muß die Anmut und Liebenswürdigkeit des schönen Bildes aufrichtig bewundern. — „Dachau" ist immer noch, auch abgesehen von der speziellen Künstlerkolonie, die sich unter dem Namen der „Dachauer" zusammengefunden hat — eine Lieblingsstätte der Münchener Maler. Georg Flad hat für seinen „Spätsommertag" (zw. S. 232 u. 233) sein Motiv auch aus der Dachauer Gegend geschöpft; schlicht und einfach die Natur, aber famos erfaßt mit dem breitangelegten Vordergrunde, der Begrenzung des Horizontes durch die Haus- und Baumgruppen und den Wolken darüber. — Zum Schluß noch eine allerliebste Kleinplastik, eine Statuette von Bernhard Bußle-Berlin. „Königskinder" (zw. S. 240 u. 241) nennen sich die hübschen Figürchen — es wäre unschwer, ein kleines Märchen auf sie abzustimmen oder nachzuempfinden, in dem hoffentlich das ‚Wasser nicht allzutief' sein würde und die armen Königskinder zusammenkommen könnten. H. v. S.

Photographierahmen aus oxidiertem Silber.
Von Albert Reimann-Berlin.



Gürtelschließe.
Von Albert Reimann.

Petschaft mit geschliffenem Opal.
Von Albert Reimann-Berlin.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W. Steglitzerstr. 53.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin.

Verlag von Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld und Leipzig. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

Der Wiesenweg. Studie von Rudolf Sieck-München.

Digitized by Google

Velhagen & Klasings
MONATSHEFTE

Herausgeber:

Theodor Hermann Pantenius und Hanns von Zobeltitz.

XVIII. Jahrgang 1903/1904. Heft 3, November 1903.

# Der Panama-Kanal.

Von

Dr. Georg Wegener.

Mit zwei Kartenskizzen und fünfzehn Originalaufnahmen des Verfassers.

(Abdruck verboten.)

Die Anfänge des Gedankens an die Schaffung eines mittelamerikanischen Seekanals gehen, ebenso wie bei dem Kanal von Suez, fast soweit zurück, wie unsere Kenntnis der betreffenden Erdgegenden selbst. Beim Suezkanal wurzeln sie in der Zeit der Pharaonen, das amerikanische Projekt taucht bereits wenige Jahrzehnte nach der Entdeckung der Neuen Welt auf; Karl V. hat schon Gutachten darüber veranlaßt, und kein geringerer als der Eroberer Mexikos, Ferdinand Cortez, hat sich ernsthaft mit den Plänen einer interozeanischen Verbindung, und zwar über den Isthmus von Tehuantepec, beschäftigt.

Freilich, das spanische Weltreich sollte zusammenbrechen, ehe es dazu gelangte, der praktischen Ausführung des Gedankens näher zu treten. Zwei andere Völker übernahmen im XIX. Jahrhundert die Erbschaft der Idee: die den gesamten marinen Teil des Globus, und was dazu gehört, als ihre eigenste Domäne anschauenden Engländer und die junge Großmacht der Vereinigten Staaten, die immer entschiedener sich als den einzig berechtigten Lenker der Geschicke des Erdteils Amerika fühlte. Ihre eifersüchtige Rivalität führte es herbei, daß in der Mitte des Jahrhunderts (1850) der Clayton-Bulwer Vertrag zwischen ihnen zustande kam, worin beide Mächte sich verpflichteten, einen mittelamerikanischen Kanal nur gemeinsam zu bauen und seine Neutralität gemeinsam zu hüten.

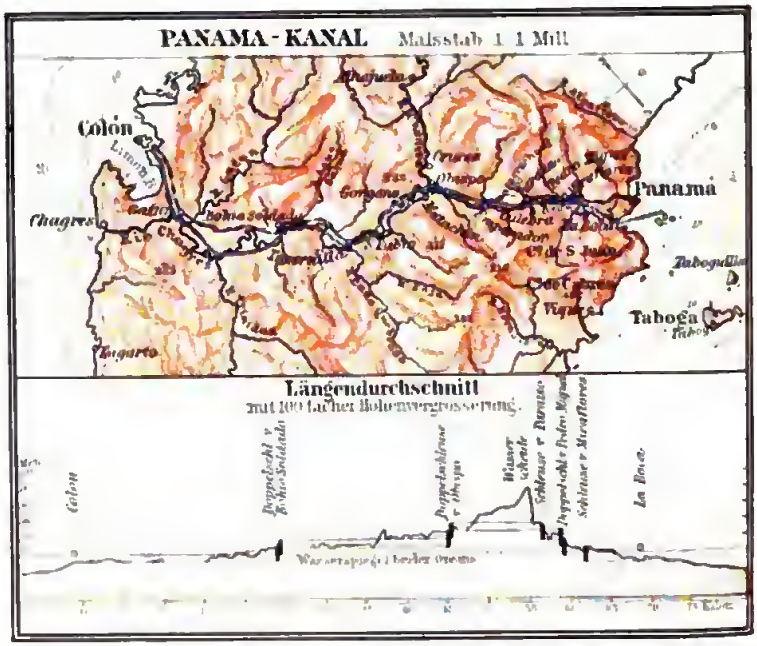
Es bedarf keiner Ausführung, daß dieser Vertrag zunächst ein bedeutendes Hemmnis für die Verwirklichung der Kanalidee bildete. Allein unmittelbar nach seinem Abschluß traten Vorgänge ein, die ihr eine neue Kraft verliehen. Zuerst die rasche und außerordentliche Entwickelung des nordamerikanischen Westens im Gefolge der Goldfunde in Kalifornien, die den Mangel an einer maritimen Verbindung der beiden Hälften der Union immer empfindlicher fühlbar werden ließ; dann die kühne Inangriffnahme und glückliche Vollendung des Suezkanals durch Ferdinand von Lesseps. Die Engländer freilich, absorbiert durch die Bemühungen, diesen ohne sie, ja wider ihren Willen hergestellten Suezkanal nachträglich unter ihre Botmäßigkeit zu bringen, kümmerten sich jetzt wenig um den mittelamerikanischen Kanal; die Nordamerikaner begannen zwar in den siebziger Jahren umfassende wissenschaftliche und technische Studien für einen solchen, aber ehe sie zu einem praktischen Entschlusse kamen, trat die

Der Isthmus von Panama.

unerwartete Wendung ein, daß ein an sich fast gar nicht interessiertes Volk, die Franzosen, seine Herstellung in die Hand nahm.

Auf dem im Jahre 1879 nach Paris zusammenberufenen internationalen Kanalkongreß unter dem Vorsitz von Ferdinand von Lesseps wurde zunächst als Ergebnis der bisherigen Studien festgestellt, daß für einen Kanalbau unter den zahlreichen vorgeschlagenen Stellen nur zwei ernsthaft in Frage kommen können: die Linie über den Isthmus von Panama, die schmalste Stelle des amerikanischen Kontinents, und diejenige durch die Bodensenke von Nicaragua, die zwar wesentlich breiter, aber etwas niedriger ist, und wo der große Nicaraguasee bereits einen beträchtlichen Teil des Schiffahrtsweges abgeben würde. Seitdem beherrschen die beiden Schlagworte: Panamakanal oder Nicaraguakanal die ganze weitere Entwickelung der Frage, und noch heutigen Tages, wo ich diese Zeilen niederschreibe, kann niemand mit absoluter Sicherheit prophezeien, welcher von beiden gebaut werden wird.

In Paris selbst errang den Vorzug der Panamakanal, dessen Herstellung mit überwältigender Majorität beschlossen wurde. Ausschlaggebend war dafür der insbesondere von Lesseps hervorgehobene Gedanke, daß diese interozeanische Verbindung, wenn anders sie den Bedürfnissen eines Weltverkehrs wirklich entsprechen wolle, jedenfalls wie der Suezkanal im Niveau des Meeres, ohne Schleusen, verlaufen müsse; das aber sei allein auf der Panamalinie möglich, auf der Nicaragualinie macht der 33 Meter über dem Meeresspiegel liegende See, dessen Fläche zu gering wird, wenn man ihn durch Auslaufenlassen bis auf das Meeresniveau




Der Panama-Kanal.

erniedrigen wollte, immer eine Schleusentreppe hinauf und hinab nötig.

Und nun kam es in Frankreich selbst, das noch durchglüht war von dem Stolz über das Gelingen des Suezwerkes unter französischer Leitung und jetzt überdies in dem leidenschaftlichen Bedürfnis brannte, die in dem deutschen Krieg zertrümmerte Gloire durch eine große Menschheitstat wiederherzustellen, unter beispiellos allgemeiner Anteilnahme der Bevölkerung zur Bildung einer Panamakanal-Gesellschaft, die unter Lesseps' Führung im Jahre 1881 längs der in den fünfziger Jahren von Nordamerikanern erbauten Panama-Eisenbahn den Bau des Kanals mit großen Hoffnungen wirklich begann.

Der Leser weiß, wie sehr diese trügen sollten und wie das Werk für die französische Nation anstatt der erwarteten Ehre unauslöschliche Schmach heraufgeführt hat.

Nachdem teils für die Arbeiten, teils aber in Unterschleifen schlimmster Art von den der Gesellschaft anvertrauten Geldern mehr als eine Milliarde Franks verschwunden war, brach die Panamakompanie mit dem ungeheuren „Skandal" zusammen, die Tätigkeit auf dem Isthmus wurde — im März 1889 — eingestellt, das Arbeiterheer verlief sich, die bereits fertigen Anlagen und aufgestellten Maschinen fielen mit furchtbarer Schnelligkeit den zerstörenden Kräften des Tropenklimas zum Raube.

Während dieser Zeit hatte aber auch die Nicaragua-Idee nicht geruht. Sie wurde bald nach dem Pariser Kongreß in den Vereinigten Staaten aufs Schild gehoben, wo man über den Eingriff der Franzosen entrüstet war, und in Parlament und Presse eine lebhafte Propaganda dafür machte, neben dem Panamakanal mit rein amerikanischen Mitteln eine Konkurrenzstraße durch Nicaragua herzustellen. Tatsächlich wurden auch Verträge mit diesem Staat abgeschlossen, mehrere Nicaragua-Gesellschaften bildeten sich, deren letzte sogar auch schon zu bauen anfing. Allerdings besteht der nicht ungegründete Verdacht, daß ein wesentlicher Teil dieser Agitation — von den erbittertsten Gegnern eines jeden amerikanischen Kanals überhaupt, von den großen Eisenbahnkönigen der Union ausging, die den transkontinentalen Verkehr allein in der Hand behalten wollten. Die Operation war äußerst geschickt; denn indem sie den Nicaraguakanal unterstützten, halfen sie den Sturz des bereits wankenden Panamaunternehmens um so sicherer vollenden. War aber diese nächst-

Vom Chagresfluß.

Ansicht von Colon.

liegende Gefahr erst beseitigt, dann konnte man für das erheblich weniger geklärte Nicaraguaprojekt immer noch zum Rückzug blasen.

Und so geschah es auch. Nach dem Zusammenbruch der Lesseps-Gesellschaft erlosch in Amerika plötzlich ein großer Teil der öffentlichen Begeisterung für den Nicaraguakanal, die Gesellschaften lösten sich auf, die kaum angefangenen Arbeiten verfielen wieder vollständig.

Somit war am Ausgang des stolzen neunzehnten Säkulums, des Jahrhunderts der Technik und der Naturüberwindung, dessen Wörterbuch der Ausdruck „unmöglich" zu fehlen schien, die Aussicht des mittelamerikanischen Kanals auf das geringste Maß herabgestimmt.

Indes, es sollte nicht vollends zu Ende gehen, ohne daß neue Ereignisse sie mit elementarer Gewalt aufs neue belebten. Der spanisch-amerikanische Krieg, die imperialistische Ausdehnung der Vereinigten Staaten über ihre kontinentalen Grenzen, die Besetzung Cubas, Puerto-Ricos, der Philippinen, die Einverleibung der Sandwichs-Inseln und eines Teiles von Samoa und den Marianen, all das ließ in den Köpfen von Millionen bisher gleichgültiger Amerikaner die schon siebzig Jahre zuvor von Goethe*) mit vollkommener Klarheit erfaßte Idee aufgehen, daß eine bessere Verbindung der beiden Weltmeere, von denen die Union bespült wird, nicht nur aus wirtschaftlichen, sondern auch aus militärischen und politischen Gründen ein unumgängliches Lebensinteresse der Nation sei. Nordamerika sah ein, daß es seinen Kanal haben müsse, und zwar nach dem Muster des deutschen, aus ähnlichen Gründen erbauten Kaiser Wilhelmskanals, einen solchen, der nicht neutral, sondern ganz in den Händen der Vereinigten Staaten sei. Da aber die bisherige Kanalgeschichte deutlich erwiesen hatte, daß eine Privatgesellschaft, die auf baldige Verzinsung ihres Kapitals angewiesen ist, das übergroße Unternehmen nicht durchführen kann, so entstand jetzt der Entschluß, ihn vom Staat bauen zu lassen.

Die populäre Sympathie neigte sich dabei aus alter Anhänglichkeit der Nicaragualinie zu. Trotzdem bewilligte der Senat 1899 großartige Mittel, um noch einmal in umfassendster und gründlichster Weise Mittelamerika für die Kanalzwecke wissenschaftlich und technisch durchforschen und die Frage von neuem nach jeder Richtung studieren zu lassen. Die damit beauftragte Kommission unter dem Vorsitz des Generals Walker faßte nach mehrjähriger Arbeit ihren Bericht an die Regierung dahin zusammen, daß sie in der Tat den Nicaraguakanal zur Herstellung empfahl.

Inzwischen war es gelungen, von der Republik Nicaragua die erwünschten politischen Machtzugeständnisse längs der projektierten Kanallinie zu erhalten, und auch das in den Krieg mit Transvaal verwickelte England zum Rücktritt von dem Clayton-Bulwer Vertrag zu bewegen, gerade fünfzig Jahre nach seinem Abschluß. So hatten die Vereinigten Staaten die Hand frei, und im ersten Jahr des XX. Jahrhunderts schien der Sieg des Nicaraguakanals gesichert.

Da aber erfolgte in dieser an unerwarteten Wendungen reichen Entwickelung aufs neue ein vollkommener Umschlag. Die Welt wurde im Anfang des Jahres 1902 mit der Nachricht überrascht, daß die Majorität in Parlament und Volk Amerikas sich plötzlich für die Panamaroute erklärte.

Das aber kam so. Die Walker-Kommission hatte bei ihren Studien einen Umstand für die Öffentlichkeit gleichsam erst entdeckt, der, außerhalb Frankreichs wenigstens, größeren Kreisen fast unbekannt ge-

*) Vgl. Eckermanns Gespräche mit Goethe, Reclamsche Ausgabe Bd. III S. 83.

blieben oder im Lärm und Nachhall des Panamaskandals untergegangen war, den nämlich, daß die alte Leſſepskompanie erſtens ſehr viel mehr von dem Panamakanal vollendet hatte, als man dachte, und dann, daß dieſe Arbeiten ſich noch heute in einem ungleich brauchbareren Zuſtande befanden, als man allgemein annahm. Wenig beachtet hatte ſich nämlich bereits im Jahre 1894, zum Teil aus den Gläubigern der alten Panamakompanie und ehe deren Liquidation vollſtändig geworden war, eine neue Geſellſchaft gebildet, wiederum im weſentlichen eine franzöſiſche, und hatte das geſamte aktive Beſitztum der Vorgängerin übernommen. Sie konnte mit dem verhältnismäßig geringen Kapital von 65 Millionen Franks, das ſie beſaß, nicht daran denken, den Kanal zu Ende zu führen; es kam ihr nur darauf an, die bedeutenden Werte, die in den bereits geleiſteten Aushebungen und Anlagen verkörpert waren, vor weiterer Zerſtörung zu ſichern, um ſie einmal an eine mächtigere Nachfolgerin vorteilhaft losſchlagen zu können. Zu dieſen Werten gehörte vor allem auch der Beſitz der vom Staate Colombia, in deſſen Bereich der Panamakanal gelegen iſt, ausſchließlich der Geſellſchaft erteilten Konzeſſion. Zu ihrer Aufrechterhaltung war ein ſtetiger Weiterbau Vorbedingung. Unvorzüglich nahm deshalb die Compagnie nouvelle du Canal de Panama die Arbeit wieder auf, reinigte und ſchützte die Anlagen, ſetzte insbeſondere die erforderlichen Studien und Vorverſuche fort und förderte, ſoweit es in ihren Kräften ſtand, den Durchſtich weiter. In dieſem Sinne beſteht alſo das von Leſſeps begonnene franzöſiſche Kanalunternehmen noch heute lebendig fort; ſeine mehrmals erneuerte Konzeſſion reicht gegenwärtig bis zum 31. Oktober 1910.

Die amerikaniſche Studienkommiſſion hatte, und zwar gerade durch dieſen Umſtand weſentlich mit beſtimmt, eigentlich die Überzeugung gewonnen, daß nicht die Nicaragua-, ſondern die Panamalinie die entſchieden vorteilhaftere ſei, die Panamakompanie in Paris hatte jedoch für die Abtretung einen ſo unverſtändig hohen Preis gefordert — 109 Millionen Dollar —, daß die Amerikaner den Gedanken an den Kauf fallen laſſen mußten und nun, ausſchließlich deshalb, die Nicaragualinie empfohlen hatten. Jetzt erkannte die Panamageſellſchaft den Ernſt der Lage, ſie ſuchte neue Verhandlungen und bot nunmehr ihren Beſitz für 40 Millionen Dollar an. Dies Entgegenkommen war ſo günſtig, daß Amerika zugriff. Am 29. Juni vorigen Jahres erfolgte in Waſhington die Annahme der Spooner-Bill, welche die Herſtellung eines mittelamerikaniſchen Kanals durch die ſtaatlichen Mittel und unter der politiſchen Kontrolle der Union zu einem Geſetz erhob. Es lautet, daß in erſter Linie der Kauf des Panamakanals für 40 Millionen Dollars vollzogen und dieſer vollendet werden ſoll, falls die colombianiſche Volksvertretung in die Übertragung der Konzeſſion an die Vereinigten Staaten willigt und letzteren die für eine wirkſame Kontrolle erforderlichen politiſchen Befugniſſe zugeſteht. Iſt das nicht zu erlangen, dann ſoll der Nicaraguakanal gebaut werden.

So iſt der Sachverhalt, über den bei uns durchaus nicht überall Klarheit herrſcht. Der Kauf wurde noch keineswegs, wie man

Straße in Colon.

vielfach lesen konnte, vollzogen, die vierzig Millionen noch nicht gezahlt, es hing — und hängt noch heute — an der Entscheidung der Volksvertretung in Colombia. Die Regierungsgewalt in der Hauptstadt Bogotá, d. h. in Wahrheit der Diktatorpräsident Marroquin, schloß zwar mit der amerikanischen Regierung einen Präliminarvertrag, wonach Colombien für eine einmalige Zahlung von zehn Millionen Dollar und eine jährliche von einer Viertelmillion die Konzession zu übertragen bereit ist und das Kanalterrain in sechs Meilen Breite in Form einer „Pachtung" auf vorläufig hundert Jahre in den Besitz der Vereinigten Staaten übergehen lassen will, in der Weise, daß diese auf ihm Truppen halten, Befestigungen anlegen, die Gerichtsbarkeit ausüben und alle Einkünfte erheben können.

Dieser Vertrag ist am 13. März 1903 vom Senat zu Washington ratifiziert worden. Zur Zeit meiner Anwesenheit in Colombia im April dieses Jahres war somit von amerikanischer Seite alles zur Vollziehung des Ankaufs Erforderliche geschehen, der allerletzte Beschluß, von dem das vielumstrittene Schicksal des Panamakanals noch abhing, war die Entscheidung des Kongresses in Bogotá, der, nach Beendigung der dreijährigen colombianischen Revolution für den Mai einberufen war. Sagte er „ja", so wurde der Kauf perfekt, der Bau begann, und die Vollendung des Kanals war angesichts der Energie und Kapitalkraft der amerikanischen Großmacht wohl gesichert.

Dieses „Ja" konnte ich in Colombia selbst freilich nicht so gewiß werden, wie man es fast allgemein in Europa war. Im Gegenteil, so weit ich die Stimmung in den verschiedenen großen Städten des Landes, die ich besuchte, verfolgen konnte, sträubte sich der hitzige Nationalstolz der Colombianer so sehr gegen die politische Entrechtung auf einem Teile ihres Staatsgebietes, daß eher eine Ablehnung wahrscheinlich war. Einzig im Departement Panama war die Bevölkerung leidenschaftlich dafür und drohte selbst mit einer Revolution, wenn der Kongreß den Ausbau des Panamakanals vereiteln sollte.

Die weitere Entwickelung hat meiner Beobachtung recht gegeben. Der Kongreß

Beamtenhäuser in Colon.

hat inzwiſchen am 12. Auguſt die Zuſtimmung zu dem von ſeiner eigenen Regierung eingegangenen Antrage verſagt.

Formell iſt damit eigentlich die Entſcheidung gefallen; nach der Spooner-Bill müßte unverzüglich jetzt der Nicaraguakanal gebaut werden und damit würde das Schickſal des Panamaprojekts im negativen Sinne beſiegelt ſein. Allein ich kann den gegenwärtigen Ausgang noch nicht für einen endgültigen halten. Nordamerika ſcheint heute, in der Erkenntnis der überwiegenden Vorzüge der Panamalinie, dieſen Kanal mit großer Energie zu wollen, und es dürfte die Mittel finden, den Trotz eines Staatsweſens, das ſich ſonſt ziviliſatoriſch in jeder Beziehung als das unfähigſte des ganzen Kontinents erwieſen hat, zu beſiegen. Vielleicht bietet ihm die anſcheinend wirklich in Gang kommende Revolution auf dem Iſthmus und die damit verbundene Gefährdung der Panamabahn und des Tranſithandels die erwünſchte Gelegenheit zu eindrucksvollem Vorgehn. Und ſo glaube ich auch jetzt noch an den endlichen Sieg des Panamakanals, der ein ſolcher der Vernunft ſein dürfte.

Das Columbus-Denkmal.

An der Spitze der inneren Vorzüge, die er vor dem Nicaraguaprojekt hat, ſteht noch immer der ſchon von Leſſeps betonte, daß man nur hier einen ſchleuſenloſen Niveaukanal ſchaffen kann. Mag man auch einſtweilen, der Koſten halber, keinen ſolchen, ſondern einen Schleuſenkanal beabſichtigen, ſo wird man ſich doch für die Zukunft nicht der Möglichkeit berauben, dieſen letzteren allmählich zu einem Niveaukanal auszubauen. Er iſt ferner weſentlich kürzer als der Nicaraguakanal, die Durchfahrt durch ihn würde etwa zwölf, die durch den letzteren, ſelbſt unter Berückſichtigung der ſchnelleren Fahrt auf dem See, dreiunddreißig Dampferſtunden betragen, und jeder, der einmal eine Kanalfahrt auf einem großen Ozeanſchiff mitgemacht hat, weiß, wie aufregend eine ſolche iſt. Er liegt auch in einem vul-

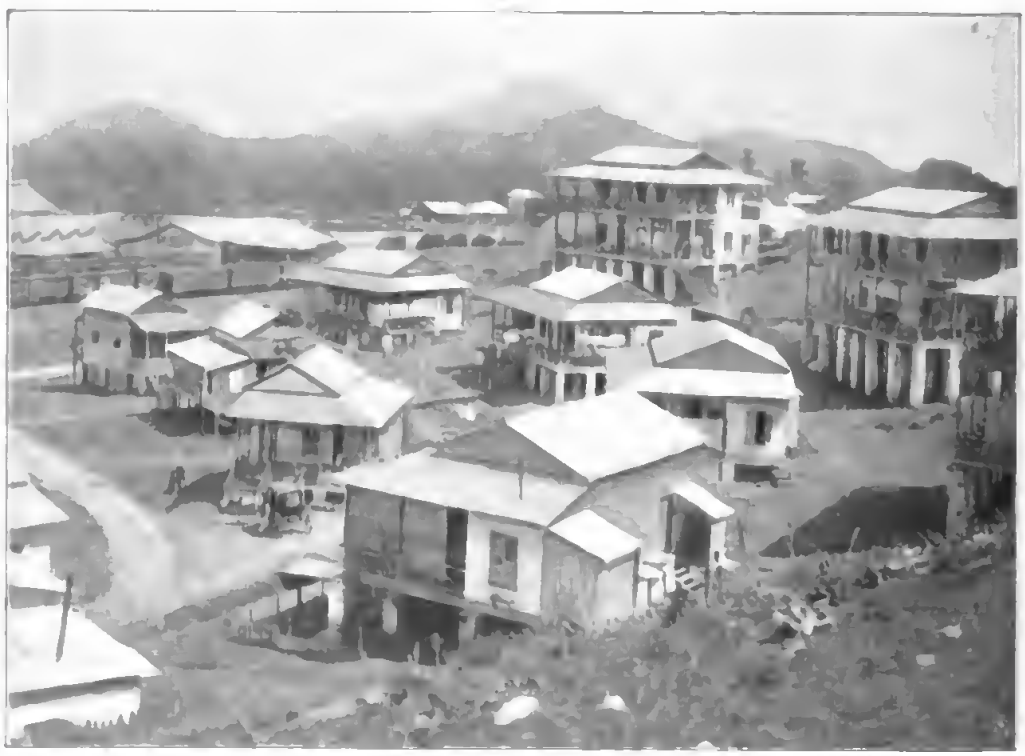
Wiederverwachſene Kanalſtrecke. Darin weidende Kühe und ein wracker Schwimmbagger.

kanisch verhältnismäßig sicheren Gebiet, während Anlagen auf der Nicaragualinie durch die Nachbarschaft aktiver Vulkane bedenklich gefährdet sein würden, ein gerade durch die jüngste Vergangenheit Mittelamerikas besonders schwerwiegend gewordener Umstand. An den Endpunkten des Panamakanals besitzt man weiterhin in Colon und Panama fertige Häfen; am Nicaraguakanal müßten sie mit großen Kosten erst geschaffen werden. Zur Herstellung des Kanals wird man eine Eisenbahn längs der Trace brauchen. Diese ist bei Panama vorhanden, auf der anderen Linie müßte sie erst gebaut werden. Vor allem aber fällt ins Gewicht, daß auf der Panamaroute etwa zwei Fünftel der Arbeit bereits vollendet sind und für den vierten Teil dessen, was sie gekostet haben, in die Hände der Vereinigten Staaten übergehen würden. Hier ist auch das gesamte Problem mit allen Studien, Vorversuchen, Plänen viel weiter geklärt, als bei Nicaragua; man ist hier über das Stadium des Experimentierens hinaus, das der Lesseps-Gesellschaft so viele Millionen nutzlos verschlungen hat, hier sind die Schwierigkeiten genau bekannt und die Mittel zu ihrer Abhilfe ersonnen — alles Dinge, die dort erst zu leisten sind. Hier ist auch ein vom Urwald längst geklärtes und dadurch wesentlich saniertes, mit Ansiedelungen bedecktes, durch Wege erschlossenes und mit allerlei nützlichen Anlagen für die Weiterarbeit: Wasserleitungen, Brücken, Maschinen versehenes Gebiet vorhanden, dort noch größtenteils Urwald; die ersten Anfänge der Rodung und der Erdarbeiten, die in jenen Tropengegenden gerade jene furchtbaren Massenopfer an Menschen hervorrufen, stehen dort noch bevor.

Im Interesse der Sache also wäre die baldige Entscheidung für den Panamakanal zu wünschen. — Ich sage: im Interesse der Sache. Über das Interesse, das wir Deutsche an dem Unternehmen haben, wird noch späterhin zu reden sein.

Einstweilen einige Worte über den Plan und den gegenwärtigen Zustand des Kanals.

Dort, wo der gewaltige Kontinent Amerika sich in dem schmalen Bande der Landenge von Panama bis auf ca. 50 Kilometer zusammenschnürt, auf eine Breite also, die in der Luftlinie etwa der Entfernung von Berlin nach Brandenburg a. H. oder



Arbeiterhäuser bei La Boca.

der Hälfte des Weges von Leipzig nach Dresden gleichkommt, erniedrigt sich auch die grandiose Gebirgsmauer, die ihn vom Feuerland bis nach Alaska fast ununterbrochen durchzieht, zu einem unbedeutenden Gehügel, einem regellosen Haufwerk rundkuppiger vulkanischer Berge, das an der niedrigsten Stelle der Wasserscheide zwischen den beiden Weltmeeren nur 87 Meter Meereshöhe, die Erhebung eines mäßigen Kirchturms oder z. B. des Berliner Rathausturms, erreicht. Hier soll der Kanal hindurchführen. Seinen Weg hat das Tal eines Flusses, des Chagres, bereits vorgezeichnet, das senkrecht auf die atlantische Küste mündet und von dort aus eine breite, bequeme Bahn mit sehr unbedeutender Steigung bis zu zwei Dritteln des Weges durch das Hügelland hindurchlegt. Von dort aus beginnt der Anstieg zu der nahe dem Pazifischen Ozean gelegenen, als Paß von Culebra bezeichneten Wasserscheide, von welcher auf der anderen Seite das kurze Tal des Rio Grande rasch zu diesem hinabführt. Der nordsüdlich gerichteten Linie dieser beiden aufeinander zustrebenden Täler folgte schon die im Jahre 1855 eröffnete Panama-Eisenbahn, die auf der pazifischen Seite in der alten Spanierstadt Panama mündet, während für ihr anderes, atlantisches Ende zwischen den Sümpfen und Korallenriffen unweit der Chagresmündung eine neue Stadt, Colón, geschaffen wurde. Diese Städte und ihre Häfen, weltbekannt durch den Strom des internationalen Großverkehrs, der seitdem hier hindurchfloß, sollen auch die Endpunkte des Kanals werden. —

Ausrangierte Schutzwagen, von Gebüsch überwuchert.

Ich näherte mich in der Frühe des 15. April von Osten, von der Mündung des Magdalenastromes kommend, der Landenge. Lang hingezogen, in schöner tief blauer Silhouette begleitete unseren Horizont im Süden eine scharfrückige Gebirgskette, die Cordillere von San Blas. Nach Westen zu senkte sich das Gebirge ganz allmählich, aber immer tiefer, bis es schließlich in der dämmerigen Ferne die Meeresfläche völlig zu erreichen schien. Dann aber sprang die Linie mit einem scharfen Absatz noch einmal wieder empor und verlor sich in der Gestalt eines neuen Gebirges am Horizont. Das letztere mußte die nach Costarica weiterziehenden Cordillere von Veragua sein und jene tiefste Senkung an ihrem Fuß die Panamaschwelle bezeichnen.

Wirklich hoben sich auch beim Näherkommen von der sonst völlig einsamen, mit dichtem blaudunklen Urwald zum Meere tretenden Küste an jener Stelle ein paar lichte Flecke ab, ein Häuflein kleiner heller Häuser wurde allgemach erkennbar, die vor dem Waldufer auf dem Wasser zu schwimmen schienen, Schiffsmasten und Schornsteine tauchten auf; es war Colón. Um Mittag lagen wir zwischen den großen Piervorsprüngen mit ihren riesigen Wellblech Packhäusern unmittelbar am Bahnhof der Panama-Eisenbahn fest, empfangen von einer erstickenden Hitze und einer Welle üblen Geruchs, die von den in der Ebbe bloßgelegten Korallenriffen emporschlug.

Schön ist Colón nicht; eine unharmonische Anhäufung häßlicher Holzhäuser in

Eine fertige Strecke des Panama-Kanals.

breiten, geraden, nur teilweise gepflasterten Straßen. Der Geschmack und das Lebensbehagen wohnen hier nicht; es ist eine rasch aus der Erde geschossene Stätte schwerer, zerrüttender Arbeit, hastigen Spekulationsgewinns und wilder, roher Vergnügung. Freilich von den letzteren beiden Punkten ist heute kaum die Rede, Colón ist größtenteils eine Ruine aus der Glanzzeit der achtziger Jahre; aber beides wird von neuem in gleicher Wildheit aufflammen, wenn die Entscheidung für die Wiederaufnahme des Kanalbaues gefallen ist.

Der Eingang des Kanals liegt an der Westseite der Insel Manzanillo, auf der Colón erbaut ist. Hier, an dem prachtvollen Hafenbassin, mit dem der Kanal beginnt, ist durch Lesseps eine breite Landzunge aufgeschüttet worden, auf welcher in einem Hain rauschender Kokospalmen die gefälligen Holzhäuser der Beamten der Kompanie stehen. An der in die See hinausspringenden Spitze, wo die Gesundheit bringende Meeresbrise am frischesten weht, waren große öffentliche Anlagen geplant und sind zum Teil vollendet, auf denen später nach Eröffnung des Kanals regelmäßige Promenadenkonzerte die vornehme Welt von Colón vereinigen sollten. In ihrer Mitte ist jetzt das schöne, früher einmal von der Kaiserin Eugenie einem Präsidenten von Kolumbien geschenkte Bronzedenkmal des Kolumbus aufgestellt, die Figur des Entdeckers, der eine Indianerin mit staunendem Gesichtsausdruck, die Verkörperung der Neuen Welt, vorstellend und schützend zugleich der Alten Welt zuführt. Dahinter sieht man die sogenannten „Lesseps-paläste", zwei große mehrstöckige Holzhäuser mit breiten Galerien und Veranden, Stätten, wo einst zur Zeit, als der Goldstrom der Millionen noch ungemindert aus Frankreich herüberfloß, die Agenten und Würdenträger der Kompanie hausten und üppige Gelage mit Sekt, Spiel und schönen Pariserinnen feierten. Heute werden die weitläuftigen, verwaisten Zimmer nur noch teilweise von der Direktion der neuen Kompanie benutzt; die übrigen Häuser sind meist zu billigen Preisen vermietet. Massen großer halb oder ganz wracker Baggerschiffe auf dem Wasser, gewaltige Lagerschuppen, gefüllt mit erstaunlichen Mengen von Maschinen und Maschinenteilen: Lokomotiven in ganzen Scharen, riesigen Exkavatoren, Armeen von Umkippwagen, Bergen von Eisenbahnschienen, Rädern, Schrauben, Brückenteilen u. s. w. auf dem Lande kenn-

zeichnen den Eingang des Kanals, der für das Auge rasch hinter den Waldungen der Chagressümpfe verschwindet, und begleiten auch die ganze Trace desselben bis zur anderen Mündung bei Panama. Eine Kette von Arbeiterdörfern, aus großen und kleinen, auf Pfählen erbauten Holzhäusern mit Kirchen, Schenken, Werkstätten, Warenmagazinen aller Art versehen, folgt ihr längs der Eisenbahn. Alles legt Zeugnis von der brausenden Fülle des Lebens ab, die sich während der achtziger Jahre über diesen Erdraum ergossen, es erfüllt mit tiefem Staunen vor der ungeheuren Wucht einer modernen „Milliarde", es offenbart aber auch — und erst dieser Anblick vermag das recht zu tun — wie außerordentlich bedeutend die Schwierigkeiten dieses Werkes sind, und man begreift ganz anders als daheim, wie sie doch zuletzt über das Kapital siegen konnten. Heute ist wohl, wenngleich es nicht ganz so ungünstig damit steht, wie man meist annimmt, der größte Teil dieser Materialien und Anlagen unbrauchbar geworden oder bedarf jedenfalls zur Wiederherstellung bedeutender Mittel.

Bis zum Orte Bohio Soldado, beim 23. Kilometer des Kanals, verläuft das Kanalbett in den weichen Sümpfen und Alluvionen des untersten Chagrestals und war mit Leichtigkeit im Meeresniveau auszuheben. Bis dahin war deshalb der Kanal auch beim Zusammenbruch der Lesseps'schen Panama-Gesellschaft bereits fertiggestellt, so daß er von kleinen Dampfschiffen befahren werden konnte. Heute liegt er, zum Teil wieder zugewachsen, als ein stilles, einsames, breites Wasserband zwischen der neu aufgesproßten Urwaldvegetation, die ihn mit grünen Mauern umgibt. Kaimans lauern im Uferschatten, buntschillernde Vögel fliegen darüber hin, Sumpfbüffel weiden darin, und nur selten kreuzt das Kanoe eines farbigen Uferbewohners, eines Negers oder Mischlings aus den Dörfern an der Panama-Eisenbahn, die glatte Wasserfläche.

Oberhalb von Bohio hört der Niveaukanal auf. Bereits Lesseps selbst hatte infolge der wachsenden Geldnot der Gesellschaft auf die Durchführung eines schleusenlosen Kanals verzichtet und — provisorisch, wie er sagte — den Plan zu einem Schleusenkanal adoptiert. Die Compagnie nouvelle hat sich später diesem Gedanken selbstverständlich angeschlossen. Aber die Aushebung des Kanalbetts ist hier noch in den Anfängen stecken geblieben, Arbeit und Geldmittel wurden von dem gewaltigen Kampfe absorbiert, den der anscheinend dem Unternehmen so günstige Chagressfluß den Kanal-Erbauern aufnötigte. Er ist ein wilder Gesell, dessen Wasserführung zwischen der Trocken- und der Regenzeit erstaunliche Schwankungen aufweist. Die ungeheuren Wassermassen, die er während der Regenperiode zu Tal wälzt — als deren Maximum bis über viereinhalb Tausend Kubikmeter in der Sekunde beobachtet worden ist — erwiesen es bald als ganz unmöglich, etwa sein vertieftes Bett selbst als Kanal zu benutzen. Kostspielige Ableitungen großer Teile seines Laufes waren nötig, die viele Millionen verschlangen; er war es wesentlich mit, der die Kosten der Arbeiten so weit über alle Voranschläge hinaus steigerte.

In dem heutigen Kanalplan der Compagnie nouvelle wird eine allem Anschein nach ausgezeichnete Idee zur Lösung des

Durchstecharbeiten bei Culebra.

Chagres-Problems verfolgt. Ein großer Querdamm bei Bohio, wo Hügel das Tal einengen, soll den Fluß oberhalb davon zu einem langen Binnensee von ca. 18 Metern Meereshöhe aufstauen, der von hier bis Obispo reichen würde. In diesem Seebecken mit seinen Verzweigungen in Nebentäler würde sich bei Hochwasser die Flut unschädlich ausbreiten. Eine Doppelschleuse bei Bohio soll die Schiffe bis zu diesem Niveau hinausheben. Der Stausee böte zugleich den Vorteil, daß man einen großen Teil der kostspieligen Aushebung des Kanalbettes sparen könnte; er ermöglichte endlich den Schiffen eine beträchtliche Strecke in Volldampffahrt (wie es die Bitterseen im Lauf des Suezkanals tun), da keine Kanalböschungen geschont zu werden brauchten.

Von Obispo an beginnt der dritte, schwierigste Teil des Werkes, die Überschreitung der Wasserscheide von Culebra. Um die auszuhebenden Erd- und Felsmassen zu vermindern, soll hier das Kanalniveau durch neue Schleusen so hoch gelegt werden, daß die Wasseroberfläche des Kanals den Bergsattel in 30—31 Meter Meereshöhe durchschneidet. Trotzdem ist die zur Herstellung dieses Einschnittes nötige Arbeit noch eine ungeheure; sie ist es hauptsächlich, die das Werk zu einem der gigantischsten stempelt, welche die Menschheit bisher gewagt hat. Hier sind die größten Arbeitermassen in Bewegung gesetzt, die großartigsten Maschinen, die kostspieligsten und sinnreichsten Anlagen zur Anwendung gekommen; von dieser Gegend — insbesondere von den nach den benachbarten Ansiedelungen benannten Stellen Emperador, wo besonders harte Felsen, und Culebra, wo die höchsten Höhen zu durchschneiden sind — stammen die meisten Bilder und Schilderungen der Kanalarbeiten; hier wirkten die riesigen Trockenbagger, welche die pulvergesprengten Felsmassen in die langen Eisenbahnzüge schaufelten, hier hatte man ganze künstliche Seen geschaffen, um auf ihnen große aus Eisenteilen zusammengesetzte Schwimmbagger arbeiten lassen zu können, die unter Wasser den Fels selbst angriffen, hier hatte man Drahtseilbahnen über die schon ausgehobenen Tiefen ausgespannt, um aus diesen die Erdmassen emporzuwinden, hier legte man Tunnel sogar unter dem auszuhebenden Bette an, ließ die Eisenbahnzüge in sie hineinfahren, um durch Löcher in der Tun-

Aushebungsarbeiten vermittelst Tunnel bei Culebra.

neldecke das Geſtein gleich in die Wagen hineinfallen laſſen zu können.

Auf dieſe Strecke hat die Compagnie nouvelle ihre Weiterarbeit beſchränkt, während ſie auf der übrigen Kanallinie im weſentlichen nur den Verfall abzuwehren ſuchte. Wenn ſie auch an Stelle des Heeres von Arbeitern zur Zeit Leſſeps' nur wenig über 1000 Arbeiter halten konnte, ſo hat ſie doch den Einſchnitt von Emperador auf 45 Meter Sohlentiefe gebracht und iſt dabei, mit dem von Culebra das gleiche zu tun. Für dieſen hat man, um den Kanal abzukürzen, nicht den abſolut niedrigſten Sattel von 87 Meter Meereshöhe auserſehen, ſondern einen benachbarten, der ca. 100 hatte. Heute iſt dieſe Stelle bereits bis auf 60 Meter erniedrigt, und ſie gleicht von weitem, namentlich wenn man von der ſteileren Panamaſeite aus ſchaut, einem ungeheuren dreieckigen, von Titanen in die Bergmauer hineingehackten Kerbſpalt. Obwohl zur Zeit meiner Anweſenheit die Arbeiten beſonders matt betrieben wurden — naturgemäß, da ſeit einem Jahre beſtimmt iſt, daß die Kompanie 40 Millionen Dollar bekommen wird und nicht mehr —, ſo boten ſie doch noch immer einen imponierenden Anblick. Die weſtliche Wand des Einſchnitts von Culebra wird glatt, in ſteilem Winkel, hinabgeführt, die öſtliche iſt treppenförmig abgeſetzt; auf den Stufen derſelben verkehren die endloſen Eiſenbahnzüge in zahlreichen Etagen übereinander, die den losgeſprengten Schutt fortſchaffen, und ſo nach dieſer Seite hin den Spalt ſtetig erweitern und dabei zugleich vertiefen.

Pieranlage mit Rieſenkränen am Kanalende bei Panama.

Der vierte und letzte Abſchnitt des Kanals beginnt bei Paraiſo, hart hinter Culebra. Von hier ſoll nach dem gegenwärtigen Plane das Kanalbett wiederum in zwei Schleuſen, die aber dicht beieinander liegen, bei Paraiſo und Pedro Miguel, den kurzen Abſtieg zum Paziſiſchen Ozean vollziehen. Eine weitere Schleuſe wird auf dieſer Seite noch bei Miraflores angebracht werden, welche die Einflüſſe der Ebbe und Flut von dem Kanal ausſchließen ſoll. Auf der atlantiſchen Seite iſt eine ſolche unnötig, da die Gezeitendifferenz hier kaum 30 Zentimeter beträgt; auf der paziſiſchen ſteigt ſie aber bis zu 6 Metern und macht deshalb, wie bei Brunsbüttel am Nordoſtſeekanal, eine Flutſchleuſe erforderlich. Bei Kilometer 70 erreicht der Kanal den Ozean, muß aber, um die nötige Waſſertiefe zu gewinnen, noch 5 Kilometer weiter fortgeführt werden. Mit ſeinen 75 Kilometern Länge bleibt der Panamakanal alſo um 85 Kilometer hinter dem Suezkanal und um ca. 24 hinter dem Nordoſtſeekanal zurück, er übertrifft aber beide an Schwierigkeit der Ausführung.

Die Amerikaner beabſichtigen, ſich im großen und ganzen an den bisher verfolgten Plan anzuſchließen, nur wollen ſie die oberſte Schleuſenſtufe vermeiden und den Kanal in 25 bis 29 Meter Scheitelhöhe von Bohio bis Pedro Miguel glatt durchführen, eine Idee, in der man wohl bereits den Vorläufer eines ſpäteren Niveaukanals ſehen darf. Auch ſoll die Sohle des Kanals ſtatt auf 9, wie im bisherigen Entwurf, auf 10,70 Meter Tiefe feſtgeſetzt werden.

Am Bahnhof in Panama.

Der Kanal mündet nicht unmittelbar bei der Stadt Panama, sondern läßt diese alte und geschichtsreiche, aber häßliche, z. T. in Ruinen liegende Spanierstadt mit ihren stauberfüllten Straßen und ihrer furchtbaren Ungesundheit — Panama ist ja einer der berüchtigsten Gelbfieberherde — etwas ostwärts liegen. Auch hier ist in dem Schlammdelta des Rio Grande das Kanalbett bereits auf eine Strecke fertiggestellt, und in dem flachen Wasser der Bucht sieht man die Bojenreihe, die seinen weiteren unterseeischen Verlauf anzeigen; eine großartige, moderne Pieranlage ist bereits vorhanden und dient augenblicklich, durch eine Zweigbahn angeschlossen, dem Transitverkehr der Panama-Eisenbahn.

Gewaltig ist noch das Werk, das den Amerikanern zu tun übrig bleibt, aber es ist wohl denkbar, daß noch zur Vierhundertjahresfeier des Augenblicks, wo Balboa im Jahre 1513 zum erstenmal den Pazifischen Ozean von der Höhe der Isthmuscordillere erblickte, das erste Schiff aus dem einen Meere in das andere fährt.

* * *

Zum Schluß noch einige Worte über das Interesse, welches der Weltverkehr und insbesondere Europa und wir Deutsche an dem Zustandekommen eines mittelamerikanischen Kanals, sei es nun durch Panama oder Nicaragua, haben.

Darüber kann zunächst kein Zweifel bestehen, daß dieser Kanal einstweilen die unermeßliche Bedeutung des Suezkanals nicht besitzen wird. Letzterer setzt zwei seit Jahrtausenden hoch entwickelte Kultur- und Wirtschaftsgebiete, Europa und die Welt Süd- und Ostasiens, in intime Berührung miteinander, jener soll den Zugang von der Atlantis zu einem Meere erschließen, dessen Küsten und Inseln, soweit sie in Betracht kommen, doch erst in den Anfängen ihrer Entwickelung stehen, ja, die schwerlich jemals eine analoge Bedeutung gewinnen können. Ferner ist zu beachten, daß die Weltstraße durch Suez zwischen dem Westen und dem Osten mit Zwischengebieten von hoher selbständiger Bedeutung: Ägypten, Vorderindien, ausgestattet ist, was bei der mittelamerikanischen Weltstraße weit weniger zutrifft. So kann man vortäufig nicht erwarten, daß ein ähnlicher Strom von Leben und Reichtümern den mittelamerikanischen Kanal durchfluten wird, wie den Kanal von Suez.

Was eine ferner liegende Zukunft mit unberechenbaren Kultur-Umwälzungen und noch unbekannten Verkehrs-Vervollkommnungen aus dieser Straße später machen wird, das muß einstweilen dahingestellt bleiben.

Eines aber ist sicher: den Löwenanteil an den Vorteilen wird nicht Europa, sondern die amerikanische Union haben.

Diese Voraussicht ruht auf sehr einfachen Erwägungen. Für Europa wird lediglich der Weg nach der Westküste Amerikas, von Valparaiso nordwärts, wesentlich verkürzt. Der Warenumsatz mit diesen Gegenden ist aber im Weltverkehr verhältnismäßig nicht bedeutend und — mindestens was die schmale, von den Cordilleren eingeengte Kulturzone des westlichen Südamerika betrifft, auch nur in beschränktem Maße entwickelungsfähig. Zudem ist zu bedenken,

Digitized by Google

daß in weit höherem Maße als der Weg von Europa nach Westamerika derjenige von den großen Häfen der nordamerikanischen Ostküste: Boston, New York, Baltimore ꝛc., durch den Kanal abgekürzt wird. Von Hamburg nach San Francisco um das Kap Horn ist die Entfernung bereits heute 1400 Seemeilen länger als von New York aus dahin, durch den Panamakanal würde New York aber sogar 3200 Meilen Vorsprung haben. Von Hamburg nach Valparaiso ist der Weg jetzt um 1000 Meilen weiter als von New York, später wird er es um 3700 sein! Noch weit ungünstiger für uns liegt die Sache natürlich, wenn man nicht New York, sondern die zukunftsreiche Mündungsstadt des Mississippi-Tales, New Orleans, als Ausgangspunkt des nordamerikanischen Handels nach dem Pazifischen Ozean annimmt. Augenblicklich ist ein bedeutender Teil des Küstenhandels des pazifischen Amerika, insbesondere des Südens, in den Händen deutscher Kaufleute; man kann nicht leugnen, daß die Eröffnung des Kanals ihren bereits nicht leichten Kampf gegen die nordamerikanische Konkurrenz noch sehr wesentlich erschweren wird.

Abgekürzt wird für Europa durch einen mittelamerikanischen Kanal auch noch ein wenig der Weg nach Neuseeland; von Hamburg durch den Suezkanal sind 13 000, durch den Panamakanal nur 12 000 Seemeilen zurückzulegen. Abgesehen davon aber, daß die Entfernung von New York oder New Orleans wieder um soviel mehr sich verkürzt, wird auch künftig der europäische Verkehr nach dorthin doch immer den Suezweg mit seinen bedeutenden Zwischenstationen: Australien, Südostasien, Indien der Fahrt durch das einsame Pazifische Meer vorziehen. Es ist Phantasterei, wenn bei uns, wie man vielfach hören kann, Außerordentliches vom Panamakanal mit bezug auf unser Samoa, Marshall- oder Karolinen-Inseln erwartet wird. Sie sind viel zu winzige und isolierte Objekte, um selbst wirtschaftlich jemals eine Rolle zu spielen oder sich als bedeutende Zwischenhandelsplätze zu entwickeln. Die Tendenz des Verkehrs geht ja dahin, bloße Zwischenplätze, die nicht an sich wichtig sind, mehr und mehr auszuschalten.

Für den Verkehr nach Ostasien spielt der mittelamerikanische Kanal weder für Europa, noch für die Ostküste Amerikas eine wesentliche Rolle. Nach Hongkong ist es nicht nur von Hamburg, sondern sogar von New York aus über Suez näher, als

Eine Station der Panama-Eisenbahn.

über Panama. Einzig die nördlicheren Gegenden Oſtaſiens, Japan z. B., werden von New York aus durch Mittelamerika raſcher als über Suez zu erreichen ſein, während für Hamburg der Weg nach Yokohama über Suez immer noch 2000 Seemeilen kürzer bleibt als über Panama. Alſo auch hier eine Verſchiebung zugunſten Nordamerikas!

Wichtiger vielleicht noch als dieſe zahlenmäßig zu berechnenden Vorteile des Handels wird für die Vereinigten Staaten die politiſche Kräftigung werden, die ſie durch den in ihren Händen befindlichen, für fremde Völker im Streitfall beliebig zu verſchließenden, die beiden Hälften der jungen Großmacht jedoch enger als zuvor zuſammenſchweißenden Kanal erringen müſſen. Was aber die nordamerikaniſche Union, dieſen heut ſchon ſo gefahrdrohenden Nebenbuhler des alten Europa, ſtärkt, iſt unmittelbar eine Gefahr für uns.

So muß man denn ſagen, daß die Herſtellung des mittelamerikaniſchen Kanals, für die auch hervorragende deutſche Geiſter mit ſoviel Enthuſiasmus und Erfolg gewirkt haben, von uns doch im Grunde mit ſehr zweifelhaften Gefühlen betrachtet werden muß.

Allein wir wollen nicht mit einem ſo ſchwächlichen Gedanken ſchließen. Fortſchritte des Verkehrs laſſen ſich nicht dauernd aufhalten, und der Starke und Tüchtige wünſcht das auch gar nicht. Mit jedem ſolchen Fortſchritt ſteigert ſich die Fülle des Lebens auf der Erde, und unüberſehbar iſt der Reichtum der Möglichkeit zu neuem Wirken und Erringen in ſeinem Gefolge. Wir haben allen Grund zu hoffen, daß die Jugendkraft unſeres Volkes, die jetzt im Wettbewerb der Völker ſo ſiegreich vordringt, dereinſt auch die Mittel und Wege finden wird, um den Nachteilen eines mittelamerikaniſchen Kanals für uns erfolgreich zu begegnen, ja ſie vielleicht in heut noch ungeahnte Vorteile umzuwandeln.

Der pazifiſche Ausgang des Panama-Kanals.

# Waldandacht.

Von

**Julius Havemann.**

Aus des Waldes Moderfeuchte
Klingend läuft der Quell durchs Grün,
Wo mit milder gelber Leuchte
Hoch die Königskerzen blühn.

Überm bunten Waldaltare
Orgelt andachtsernſt die Zeit,
Mit dem Herrſchergold im Haare
Kniet am Grund die Einſamkeit.

Sonntagmorgen. Nach dem Gemälde von Prof. Ludwig Dettmann-Königsberg.

# Simone.

Roman von

## Georg Freiherrn von Ompteda.

(Fortsetzung.)

(Abdruck verboten.)

Frau de Corvieux hatte ihren zukünftigen Schwiegersohn schon ganz ins Herz geschlossen. Er ging auf all ihre Liebhabereien ein, er kannte sogar einen ihrer Lieblingsromane, der ihr jedesmal Tränenströme entlockte, denn er hatte ihn auf der Herreise in der Eisenbahn gelesen. Er ließ sich von ihr die Blumen zeigen, sogar das neue Orchideenhaus, in dem aber nichts stand, denn Herr de Corvieux hatte gefunden, zwei Töchter in einem Jahr zu verheiraten, wäre eine genügende Belastung seines Geldbeutels, und versprach seiner Frau die Orchideen für das nächste Jahr, gewissermaßen als Ersatz für Claire und Simone, damit sie nicht ganz allein bliebe.

Herr de Corvieux aber freute sich schon an und für sich, daß ein Mann im Hause war, da konnte man sich doch unterhalten. Nach dem Frühstück blieb man immer noch bei Kaffee, Schnaps und einer Zigarre sitzen, und dann wurde meist von Trèves gesprochen. Das gab unerschöpflichen Stoff. Die beiden richteten es in Gedanken zusammen ein, Karl erzählte Edmonds Pläne, und Herr de Corvieux verbesserte sie oder warf sie gänzlich um, indem er sich in langen Phantasien erging, was Edmond machen könnte, machen würde und unter allen Umständen machen müßte. Da blieb dann eigentlich kein Stein auf dem andern, und wären die Pläne wirklich ausgeführt worden, so hätte man am besten daran getan, lieber gleich das ganze alte Schloß einzureißen und ein völlig neues an seine Stelle zu setzen.

Jeden Tag ging man in den Stall, betrachtete die Pferde, und Herr de Corvieux war glückselig, als Karl ihr Äußeres sehr schön fand. Wenn der Kutscher nicht dabei war, sagte Herr de Corvieux, indem er sich den weißen Knebelbart strich: „Ja, mein Lieber, wenn ich nicht so hinterher wäre! Aber ich habe mich von Jugend auf für Pferde interessiert. Ach Gott, eigentlich nicht für Pferde allein, sondern für jeden Sport."

Dann zeigte Herr de Corvieux seinem Schwiegersohn allerlei Sportblätter für Radrennen, Automobilfahren, Jachtsport, Angeln, Jagd, Rennen und sogar Ballonfahren.

Mit dem Lesen dieser Dinge verbrachte Herr de Corvieux seine Zeit, denn er war der Theorie nach ein großer Sportsman, obwohl er seit dreißig Jahren auf keinem Pferde gesessen hatte, das Radfahren nie erlernt, kein Automobil besaß, keine Jacht, nicht angeln ging (er sagte, wegen der Mückenplage), nur wenig schoß und noch nie in einer Luftballongondel gesessen hatte.

Abends nach Tisch war aber die größte Feierstunde. Dann blieb die Familie gemütlich beisammen, im Salon brannten Lampen und Lichter, die Tür aus der Glasveranda zum Park hinaus stand offen, und während draußen in der hellen, lauen Nacht am hohen, klaren Himmel matte Sterne flimmerten und die weißen Häuser herüberschimmerten aus der friedlich ruhenden Landschaft, saß Karl am Klavier, Simone an seiner Seite, aber so, daß er sie sehen konnte, und dann spielte er, denn sie hatten Noten kommen lassen, ununterbrochen eines der großen Meisterwerke der Klavierliteratur nach dem andern. Am liebsten die ernsten Sachen. Seine Landsleute, die Größten der Großen: Beethoven, Mozart und Schumann.

Oder er phantasierte und dabei sah er Simone an, als spiele er nur für sie allein.

Doch es mußte geschieden sein, der Tag der Abreise nahte. Und es half nichts, daß er seine Braut tröstete, er käme ja wieder, sie weinte und verlor alle Fassung, wenn sie bloß daran dachte.

Von ihrer Krankheit war nicht mehr die Rede. Es schien, als wären durch die Anwesenheit dessen, den sie liebte, ihre Wangen wieder rund geworden, und ihre Augen leuchteten im alten Glanz. Das Träumerische hatte sie behalten, aber es war mehr Entschiedenheit hinzugetreten, als beginne sie schon einen Blick zu tun in die Wirklichkeit des Lebens.

Sie, die sonst alles getan, was die Eltern, was Claire, kurz, was alle anderen wollten, hatte mit einemmal ihre eigenen Wünsche und Gedanken, und wenn man sie nicht jeden Augenblick mit ihrem Bräutigam zusammenließ, ward sie ungeduldig und konnte sogar aufbegehren wie ein guter, treuer Hund, der selbst seinen Herrn anknurrt, wenn er ihm einen Knochen nehmen will.

Nun war der letzte Tag gekommen. Das Frühstück mußte etwas früher gelegt werden, denn der Zug ging schon um halb zwei. Es war Simone versprochen worden, daß sie auf den Bahnhof mitfahren durfte. Beim Frühstück war alles traurig. Tante Jeanne zeigte wieder ihr ernstes Gesicht und als von ein paar Reisevorbereitungen die Rede war, begann Simone plötzlich laut zu schluchzen. Im Begriff, ihre Tochter zu trösten, rannen auch Frau de Corvieux die Tränen über die Wangen. Herr de Corvieux aber versuchte Scherze zu machen, obwohl auch ihm angesichts der kommenden Einsamkeit der Abschied nahe ging. Er sagte: „Mein lieber Karl, ich kann es gar nicht glauben, daß Sie fortgehen; Sie sagen ja, es muß sein, und da ist wohl nichts dran zu ändern. Aber denken Sie an uns und schreiben Sie ein paarmal; diese Zeit war schön, wirklich sehr schön, nicht bloß für Simone, sondern für uns alle. Und ich kann wirklich sagen, wirklich sagen . . ."

Weiter kam er nicht, er wendete sich zur Seite, zog sein Taschentuch und begann sich plötzlich zu schnauben, als hätte er einen fürchterlichen Schnupfen.

Da traf sein Blick das Gesicht des alten Paul, der eben die Omelette noch einmal präsentierte, und er sah auch dessen Augen feucht schimmern, denn der alte Diener, der nebst seiner Frau seit der Verheiratung bei Herrn und Frau de Corvieux' im Hause war, hatte sich gewöhnt, an allem teilzunehmen, was die Herrschaft betraf, als ginge es ihn selbst an.

Um seine Weichheit zu bekämpfen, stellte sich Herr de Corvieux plötzlich böse und rief: „Zum Donnerwetter noch mal! Donnerwetter noch mal! Paul, was weinen Sie denn? Er kommt ja wieder!"

Doch der Alte setzte die Schüssel auf die Anrichte, denn er mußte sich die Augen tupfen. Dabei sagte er: „Wir haben den Herrn Grafen alle gern. Gestern noch wurde es in der Küche gesagt, und Fräulein Simone wünschen wir alles Glück. Aber der Herr Graf sollte man ruhig hierbleiben."

Durch das tränenselige Aussehen und die Rede des Alten kam plötzlich Heiterkeit über die Gesellschaft, und der Umschlag der Stimmung war jetzt so stark, daß sogar Simone zu lächeln begann, Frau de Corvieux aber einen richtigen Anfall bekam, der nur durch den Umstand gedämpft ward, daß sie wegen ihres zu engen Korsetts nicht recht Atem holen konnte.

Herr de Corvieux aber ließ seiner gallischen Heiterkeit die Zügel schießen: er lachte, daß er an den Tisch stieß und die Gläser klirrten. Er lachte, daß ihm die Tränen über die Wangen liefen und wie kleine platzende Bomben auf seinen Teller fielen, auf dem sich zum Glück keine Omelette mehr befand. Er hielt sich den Leib, er schnippte mit den Fingern, er wedelte mit der Serviette; er stöhnte, krächzte, rang nach Luft, schließlich lachte er in immer größeren Abständen, dazwischen rang er nach Atem, seufzte laut, blieb endlich gänzlich erschöpft in seinem Stuhl sitzen mit zusammengesunkenem Brustkasten, gesenktem Kopf, schlaff niederhängenden Armen.

Und nachdem er sich erholt, sagte er, aber mit bitterernstem Gesicht, als hätte er alle Heiterkeit in sich bis zum letzten Tropfen ausgepreßt: „Ja, mein lieber Karl, so wie wir Franzosen kann doch keiner lachen. Heiter soll man das Leben nehmen, es ist ohnedies traurig genug."

Dabei drohte Frau de Corvieux schon wieder die Trauer zu überkommen, denn sie nickte mehrmals, bei ihr das sichere Zeichen des Beginnens trübselig philosophischer Betrachtungen über die Nichtigkeit alles Irdischen.

Der Wagen war vorgefahren, und Karl nahm Abschied von den beiden Damen, die zurückblieben; er gab noch schnell Trinkgelder, die zu allgemeiner Zufriedenheit sehr reichlich ausfielen, denn er wollte anständig sein und rechnete außerdem in Gedanken alles in Mark.

Dann zogen die Pferde an, es ging um das Rondell herum, die Allee hinunter. Das weiße Herrenhaus leuchtete aus dem Grün heraus, ward kleiner, immer kleiner; Karl, der auf dem aufgeklappten Rücksitz

Digitized by Google

faß, sah noch ein Taschentuch winken, dann konnte er nichts mehr erkennen, als die weißen Mauern, darüber das hohe Schieferdach, auf dem wie mit phantastisch seitwärts gespreizten Armen eine Unzahl von Essen stand.

Am Bahnhof grüßte der Stationschef und betrachtete neugierig den großen blonden Herrn, der fremd aussah und doch so intim mit Vater und Tochter zu verkehren schien.

Bahnarbeiter bummelten herum, einer lag in der Sonne vor dem Stationsgebäude und sprang jetzt zu, das Handgepäck zu nehmen, ein kleiner, schwarzer Kerl, die eigentümlich geformte Mütze so tief im Nacken, daß das schwarzgelockte Haar in dichten Büscheln vorn herausquoll und man fast meinte, er würde seine Kopfbedeckung verlieren. Er trug Hosen, unten eng, oben aber keulenförmig zu Riesenhüften erweitert. Bauern standen da, wartend, mit glattrasiertem, tiefgebräuntem Gesicht, in blauer Bluse, Frauen daneben zur Reise festtäglich angezogen, eine im schwarzen Seidenkleid, silberne Pfeile und Nadeln in dem dunklen, ölig glänzenden Haar, und alle das weiße Mützchen auf dem Kopf.

Jetzt fuhr der Zug in die Station ein, und da nur kurzer Aufenthalt war, hieß es schnell einsteigen.

Simone hatte ihrem Bräutigam noch tausend Dinge sagen wollen; aber der Schmerz schnürte ihr die Kehle zusammen, daß sie kein Wort herausbringen konnte. Ihre Gedanken waren ausgelöscht. Ganz wichtige Dinge hatte sie ihn doch noch fragen wollen, und sie wußte nichts, nichts mehr. Es kam nur eine entsetzliche Verzweiflung über sie, und als er schon in seinem Coupé erster Klasse stand, in dem sich sonst niemand befand, sprang sie plötzlich die Tritte hinauf, und drinnen, wo es niemand sah, küßte sie ihn, und während unter dem Schleier ihr die Tränen niedertropften, hatte sie nur noch Zeit zu sagen: „Werde nicht krank, pflege Dich gut.“

Dann rief Herr de Corvieux entsetzt: „Simone, was machst Du denn? Um Gotteswillen, es geht schon los!“ und er riß sie heraus, daß sie fast gefallen wäre. Die Lokomotive hatte wirklich schon angezogen. Aber kein Schaffner kümmerte sich darum. Auf dem Nachbarwagen stand ruhig noch ein Bauer auf dem Trittbrett und handelte mit einem anderen offenbar über eine Kuh, denn er rief unausgesetzt, während er jetzt endlich vom fahrenden Zuge heruntersprang: „Sie gibt Milch wie zwei!“

Simone hatte aber nur noch Zeit, dem enteilenden Bräutigam nachzurufen: „Schreiben! Schreiben!“

Dann fuhr der Zug schon schneller, und während der Bauer, immer noch rufend, Galopp hinterher lief, sah Simone am Wagenfenster nur noch eine Hand langsam traurig winken und schließlich auch das nicht mehr; so daß sie bloß an den dunklen, sich immer mehr verkürzenden Wagen die Stelle ahnte, wo der ihr nachsah, der ihr einziges Glück bedeutete.

## XI.

In der Zwischenzeit, bis der Bräutigam wiederkommen sollte, wurde allmählich den näheren Bekannten die Tatsache mitgeteilt. Sie nahmen es sehr verschieden auf. Ein paar hätten das reiche Mädchen gern für einen Sohn, Vetter oder Freund gehabt, andere waren ganz erstaunt, ja einzelne sogar wütend, wie denn ein Deutscher zu dem Glück käme. Sie wollten keine Fremden in die Gegend hineinhaben, es war, als hätten sie mit ihrer Sippe alle hübschen und vermögenden Mädchen zur energischsten Inzucht gepachtet.

Aber es war, wie Onkel René sagte, der ganz auf Seite der Familie stand: „Die Leutchen würden über jeden Fremden wütend sein, über einen Normannen gerade so wie über einen aus Bordeaux; auch ein Pariser wäre ihnen im Grunde genommen nicht recht, und ob der nun ein bißchen weiter her ist oder näher, das ist schließlich ganz gleich.“

Herr de Corvieux antwortete: „Nun, man wird sich an die Tatsache gewöhnen und gewöhnen müssen. Paß 'mal auf, mein lieber René, in ein paar Jahren kräht kein Hahn mehr danach.“

Nun wollte man gern ein Bild des Bräutigams sehen, und da es kein anderes gab, holte Simone stolz das hervor, das Karl in der Kürassieruniform zeigte. Da rief denn Onkel René, der von Abbildungen in den Zeitungen her gerade diese Uniform als besonders charakteristisch kannte: „Herrgott, das ist ja Bismarck!“

Das kränkte Simone, und sie sagte:

„Das darfst Du nicht sagen, Onkel; denn mein Karl hat mit dem Schensal nichts zu tun!“

Edmond und Claire waren zurückgekehrt und eines Tages hieß es, sie würden zu Tisch erscheinen.

Sie kamen denn auch. Claire, die etwas stärker geworden war, hatte die angenehme, ruhige Sicherheit einer Frau. Man fühlte ein klein wenig, daß sie sich ihre Freundin Liane zum Vorbild genommen hatte. Sie, die früher kaum gesprochen, da dem jungen Mädchen Erlebnisse und Erfahrungen fehlten, erzählte jetzt wie ein Wasserfall von der Schweiz, setzte der staunenden Zuhörerschaft auseinander, was ein Gletscher wäre, und tat im Grunde genommen so, als sei keines der Geheimnisse der Hochgebirgswelt ihr mehr verschlossen.

Am Schluß sagte sie: „Eigentlich kriegt man das etwas satt, denn es sind Berge, immer Berge, immer dasselbe!“

Als ob in St. Mathurin etwas anderes gewesen wären als Hügel und immer nur Hügel!

Sie meinte, im Grunde genommen könne sich die Schweiz aber mit Trèves nicht vergleichen. Sie sprach nur noch von Trèves, als wäre sie immer die Baronin de Préfailles gewesen und hätte dort, wo sie jetzt gerade zwei Tage war, ihr ganzes Leben verbracht.

Ihr Mann betrachtete sie bewundernden Auges und war sehr verliebt. Er warf nur ein, als sie den Vergleich zu Ungunsten der Schweiz anstellte: „Nun, es ist eben etwas anderes. Jedes hat seine Schönheiten.“

Aber sonst stimmte er ihr bei, und er, der früher lebhaft erzählt, sagte, wenn er über irgend etwas befragt wurde: „Wie war doch das, Claire?“

Dann übernahm sie die Antwort. Sie sprach eigentlich nur von sich, und es kränkte Simone ein wenig, daß sie von dem Glück ihrer Schwester nichts erwähnte. Da war es ihr denn eine stille Freude, wie ihr Schwager sich anders gegen sie benahm. Er setzte sich zu ihr, die nur immer an ihren Karl dachte, und fragte nach allen Einzelheiten der Verlobung. Er erzählte, wie er den Deutschen kennen gelernt, daß der ihm sozusagen das Leben gerettet hätte. Nur von den Umständen sprach er nicht genauer, unter denen diese Hilfeleistung von statten gegangen war.

Als die beiden weggefahren waren und die Familie allein blieb, atmete Simone erleichtert auf. Frau de Corvieux erging es ähnlich. Sie sagte seufzend: „Hat sich die Claire verändert! Die spricht ja nur von sich, als ob die Eltern gar nicht da wären.“

Herr de Corvieux meinte entschuldigend: „Das pflegt immer so zu sein. Louise, erinnerst Du Dich nicht, daß es Dir mit Deiner Mutter genau so ging?“

Es war Frau de Corvieux eigentlich unangenehm, daß dies vor ihrer Tochter erwähnt wurde, aber sie gab es zu, strich Simone die Wange und sagte: „Nicht wahr, Du machst es nicht auch so? Du vergißt nicht Deine kleine Mama?“

Dann küßten sich die beiden, aber der Vater wurde eifersüchtig und wollte auch seinen Teil haben. Und es war Simone an diesem Abend, als hätte sich ein ganz klein wenig etwas verschoben. Sie fühlte sich reifer und erwachsener; man redete Dinge mit ihr, die ihr früher fremd geblieben wären. Und dann hatte sie ganz leise die Empfindung, als stünde sie jetzt dem Herzen ihrer Eltern näher. Früher war die Schwester vorgezogen worden: denn Simone war immer in Träumen, und wer sich ihr nicht näherte, zu dem kam sie nicht. Claire aber wußte die Herzen zu gewinnen, sie bestach mehr äußerlich, obwohl sie weniger hübsch war, durch ihr lebhaftes Wesen, durch ihre klugen Antworten, durch ihren Verstand.

Jetzt ging Herr de Corvieux täglich mit Simone im Park spazieren, und immer redete er von ihrer Zukunft und immer war er lieb und gut mit ihr, und auch Frau de Corvieux war bemüht, Simone über die Tage der Trennung hinwegzuhelfen.

Tante Jeanne aber nahm ihre Nichte auf ihre Zimmer, und dort sprach sie mit ihr auch wieder ganz anders als früher, als wären durch die einfache Tatsache des Verlobtseins Jahre der Entwickelung übersprungen worden. Alles aber, was sie der Nichte sagte, gipfelte in dem einen Satz: „Liebt Euch, dann kann die ganze übrige Welt sein wie sie will, Ihr werdet doch glücklich!“

Digitized by Google

XII.

Karl schrieb jeden Tag Briefe voller Zärtlichkeiten, natürliche Worte, aus deren Wahl und Satzbau man oft den Ausländer heraushörte. Er gab sich keine Mühe, zu stilisieren; er hatte offenbar nicht das Lexikon zur Hand, aber gerade dadurch gewannen seine Zeilen einen seltsamen Reiz, den Reiz des liebenden Herzens, das in einer fremden Sprache denkt und es sogar durch die Zauberkraft der Leidenschaft dahin bringt, in dem ihm nicht von Jugend auf vertrauten Idiome zu fühlen.

Doch auch viel tatsächliche Mitteilungen fanden sich darin, Dinge, die Simone manchmal gar nicht begriff. Er wäre um den Konsens eingekommen, es müßte so und soviel Einkommen nachgewiesen werden, und er sei ja glücklicherweise in der Wahl seiner Eltern vorsichtig gewesen, daß das keine Schwierigkeiten bereite.

Erstaunt war sie darüber, daß die Wohnungsfrage, wie er schrieb, nicht so leicht zu erledigen war. Es gäbe in dem kleinen Ort nur eine Anzahl von Offizierswohnungen, und die wären besetzt; aber er hätte eine Viertelstunde von den letzten Häusern entfernt eine kleine Villa gemietet, die einsam in einem Gärtchen stünde. Sie habe zu einer Ziegelei gehört, die ihren Betrieb eingestellt hätte, weil der geeignete Boden erschöpft sei.

Nun malte sich Simone aus, wie das kleine Haus läge, und sie, die nie etwas anderes gesehen, träumte es sich im Grunde genommen ganz wie ein verkleinertes St. Mathurin.

Dann schickte er eines Tages die Verlobungsanzeigen, und in der Familie wurde lang und breit besprochen, daß es doch sonderbar wäre, denn es stand im Gegensatz zur französischen Sitte, erst Freunden und Bekannten von der vollzogenen Vermählung Kenntnis zu geben.

Sie verstanden alle nicht die Worte, sie lasen nur den Namen, und als an demselben Abend die aus Trêves zu Besuch kamen, nahm Edmond alle seine deutschen Kenntnisse zusammen und übersetzte dem aufmerksam lauschenden Kreis, wobei Claire stolz sagte: „Ich habe es in der Schweiz bemerkt, Edmond kann deutsch sprechen wie ein Deutscher.“

In Wirklichkeit hatte er aber die Hälfte nicht verstanden und aufs Geratewohl übersetzt. Zum Schluß las er die ganze Anzeige von Anfang bis zu Ende deutsch vor, wobei alle sehr erstaunt waren, einzelne lächelten und Herr de Corvieux, als alles schwieg, meinte: „Es klingt sehr eigentümlich, so melodisch wie unsere Sprache allerdings nicht! Kurz, ein bißchen barbarisch. Aber ich gebe zu, es mag Kraft darin liegen.“

Da faßte sich Simone ein Herz und fügte hinzu: „So wie mein Charles ist, groß und sehr stark! Er ist furchtbar stark. Er hat mich vom Boden aus einfach hochgehoben.“

Claire aber blickte die Eltern erstaunt an, als wollte sie sagen: ‚Wie unpassend für einen Bräutigam!‘

Herr de Corvieux meinte: „Das ist da drüben so Sitte!“

Da kam aber wieder Edmond zur Hilfe und sagte, stolz auf seinen Freund: „Eins ist jedenfalls gewiß! Wenn er die Kräfte nicht hätte, säße ich nicht hier, sondern läge wahrscheinlich in Konstantinopel begraben, und wer weiß, welcher Vetter dann in Trêves wohnte.“

Er wollte einen Scherz machen und fügte hinzu: „Vielleicht auch mit Dir, Claire!“

Doch die junge Frau zuckte die Achseln und meinte etwas ärgerlich: „Mein lieber Edmond, wenn Du glaubst, daß dies ein guter Witz ist, so irrst Du Dich!“

Sie war nicht immer sehr nett mit ihm, oft etwas herrisch und kurz, so daß Herr de Corvieux ihm einmal sagte, indem er freundschaftlich seinen Schwiegersohn beim Arme nahm: „Mein lieber Edmond, sieh zu, daß Du die Zügel der Regierung in der Hand behältst. Die ersten Eindrücke sind die entscheidenden, und so eine junge Frau denkt dann, wie es im Honigmond gegangen ist, muß es das ganze Leben weiter gehen.“

Edmond aber machte verliebte Augen: „Ach, meine Claire ist so riesig nett!“

Eines Tages wurde die Hochzeit festgesetzt; man schrieb hin und her, und schließlich war die Sache entschieden. Der Termin rückte immer näher, Simone wurde immer ungeduldiger, aber sie war nicht traurig, denn täglich lief ein Brief ein, und der gab für den ganzen Tag genug zu tun. Sie las ihn hundertmal, trug ihn immer mit sich herum, beschäftigte sich von früh bis abends mit ihm. Fast jedesmal lag

Digitized by Google

irgend etwas bei, eine Blume, ein Grashalm und einmal eine kleine rotweiße Schleife mit einer Nadel.

Er erzählte, es wäre getanzt worden, denn sie befanden sich im Manöver. Er hätte zwar nicht selbst getanzt, aber eine Dame hätte ihm beim Kotillon diese Schleife gebracht, und er könnte nichts Besseres tun, als sie seiner kleinen Simone schicken.

Simone aber war wütend auf diese Dame. Die mußte doch wissen, daß er verlobt war! Sie erzählte es Tante Jeanne mit Tränen in den Augen, aber die Tante strich ihr das schwarze Haar aus der Stirn und sagte lächelnd: „Mein Gott, Kleine, eifersüchtig kannst Du auch sein?"

Halb im Scherz, halb aber doch, weil es ihr Ernst war, ballte Simone die kleinen Fäuste, und dann bewegte sie die Finger hin und her mit aufgehobenen Händen und rief: „Wenn noch 'mal eine Dame ihm eine Schleife bringt, der kratze ich die Augen aus!"

Ein andermal schickte er Photographien seiner Pferde. Simone fand sie reizend und zeigte sie dem Vater. Der hielt sie mit ausgestrecktem Arm von sich, denn er begann etwas weitsichtig zu werden, musterte sie mit Kenneraugen und sagte dann schließlich nach jedem einzelnen Bild genau dasselbe: „Ein gut gemacht Pferd!"

Das hatte er so gehört, und er sagte es immer.

Nun fehlten nur noch vierzehn Tage bis zum Termin, und Frau de Corvieux entschloß sich mit Simone, genau wie sie es einst mit Claire getan hatte, nach Paris zu fahren, um Wäsche und Brautausstattung zu kaufen.

Herr de Corvieux fand, es wäre reichlich spät. Er hatte es seiner Frau schon oft gesagt, aber die konnte sich nie entschließen, abzureisen, denn sie wollte Edmond und Claire noch genießen, die beinahe jeden Tag von Trèves herüberkamen. Sie hatten dazu ihre guten Gründe: die Pariser Dekorateure hatten Edmond sitzen lassen, und das junge Paar hauste noch immer zu Claires Verzweiflung in der Junggesellenwohnung, im Turm.

Frau de Corvieux wohnte mit ihrer Tochter im Hotel; die Winterwohnung war nicht in Ordnung, alles zugedeckt, eingemottet und verschlossen. In dieser Woche in Paris wußten beide Damen gar nicht, wo ihnen der Kopf stand, denn sie mußten unausgesetzt von einem Lieferanten zum andern laufen. Es wurde ausgesucht, anprobiert, verworfen, Neues gewagt, zum Alten zurückgekehrt. Es ging von der Schneiderin zum Wäscheladen, zur Korsettmacherin, zum Schuhmacher, zum Pelzhändler, zum Strumpfwarenladen. Droschken wurden genommen, mußten unnütz warten, wurden wieder fortgeschickt. Frau de Corvieux bestellte hier und da etwas ab, denn sie war immer von dem fixen Gedanken verfolgt, irgendwo könnte sie vorteilhafter kaufen. Einmal ging es in den Louvre, dann mußten sie in die Rue de la Paix, vom Boulevard des Italiens ging es zur Rue Malesherbes, dann wieder wegen einer Kleinigkeit, die zu anderer Stunde viel praktischer hätte erledigt werden können, rollten sie auf das andere Seineufer, fanden dort, daß sie sich geirrt hatten und fuhren den weiten Weg bis zu den äußeren Boulevards zurück, wo Frau de Corvieux glaubte, eine besonders gute Adresse zu wissen.

Der Adressen wegen legten sie ungeheure Entfernungen zurück und verloren eine wahnsinnige Zeit, um am Schluß bei der neuen Adresse, die besonders günstig sein sollte, zur Erkenntnis zu kommen, daß es bei der alten genau dasselbe war.

Sie kamen den Tag über gar nicht in ihr Hotel zurück, sondern frühstückten, wo es gerade am praktischsten schien. Oder sie frühstückten überhaupt nicht, denn Frau de Corvieux bekam manchmal aus Ärger, weil sie etwas nicht zu dem Preise bekommen konnte, wie sie es haben wollte, einen derartigen Hungeranfall, daß sie in irgend einer Konditorei vorsprechen mußten. Wenn das dann mehrmals geschehen war, gestanden sich Mutter wie Tochter, daß sie keinen Appetit mehr hätten. Und doch waren sie bei diesem Durcheinanderessen von Süßigkeiten eigentlich nicht recht satt. Abends aber kehrten sie, müde zum Umfallen, ins Hotel zurück, aßen schnell ihr Diner und gingen auf ihr Zimmer; dann legte sich Frau de Corvieux sofort hin, Simone aber wollte noch pflichtgemäß ihrem Bräutigam schreiben. Doch sie war so müde, daß ihr die Feder aus der Hand fiel und sie einmal, schon halb ausgezogen wie sie war, auf dem Stuhle einschlief, bis ihr die Mutter vom

Digitized by Google

Bett aus wütend zurief, sie sollte zu Bett gehen.

So kam es, daß sie doch einmal dem Verlobten nicht schrieb, und ein paar Tage darauf erhielt sie einen traurigen Brief von ihm, zum erstenmal während des Brautstandes hätte er keine Nachricht bekommen.

Aber sie konnte nicht anders. Es war in der Stadt drückend heiß, die Bäume auf den Boulevards waren kaum mehr grün, sondern mit einer dichten Staubschicht bedeckt; der Asphalt strahlte die Hitze wieder wie aus einem Hochofen, dazu das fortwährende Herumstehen in den Läden, die Qual des Aussuchens, des Bestimmens, das unausgesetzte Anprobieren, kurz, den Tag über war Simone so beschäftigt, daß ihr ab und zu das geschah, was sie in St. Mathurin, wo sie immer nur von ihm träumte, nicht würde für möglich gehalten haben: sie dachte stundenlang nicht an ihn.

Dann machte sie sich, wenn sie in der Ecke der Droschke lag und sie irgend einer neuen Besorgung zustrebten, bittere Vorwürfe, wie das nur möglich gewesen, aber noch an demselben Tag geschah es ihr wieder.

Es war nur ein Glück, daß Möbel nicht gekauft wurden, sonst wäre die Zeit zu knapp gewesen. Zoll und die lange Reise hätten die Gegenstände unnötig verteuert, und zwischen Herrn de Corvieux und Karl war das Übereinkommen getroffen worden, er solle drüben alles besorgen.

Endlich ging die Zeit zu Ende, und mit den Kräften von Mutter und Tochter war es ebenso gegangen. Simone war glückselig, als sie in der Eisenbahn saß, um nach St. Mathurin zurückzukehren, wo sie nur immer glücklich gewesen, denn sie mochte Paris nicht. Von alledem, was es an Jubel und Trubel, an Vergnügungen und Ereignissen in Paris gab, bekamen die jungen Mädchen nichts zu sehen, so daß sie nur den Mangel empfanden an einem Garten, an weitem Blick, an Blumen, an großer Stille und träumerischer Einsamkeit.

An demselben Tage, als Mutter und Tochter in St. Mathurin eintrafen, kam auch der Bräutigam. Und es war ein Wiedersehen zwischen den beiden, als wären sie viele Jahre lang getrennt gewesen. Karl fand Simone etwas angegriffen, Simone aber ihn nur noch gesunder, männlicher und kräftiger, denn er war dunkelbraun gebrannt vom Manöver, und die Familie war ganz erstaunt, wie das schwarzbraune Gesicht in einem Streifen absetzte zu der fast weiblich weißen Haut auf der Stirn.

Jetzt ging alles Schlag auf Schlag. Herr de Corvieux fuhr mit seiner Tochter und dem Schwiegersohn zu einer Reihe von Bekannten und Gutsnachbarn; unausgesetzt kamen Pakete aus Paris an, die Hüte, Umhänge, Jacken, Kleider, Schals, Röcke, Wäsche, Pelze, Handschuhe, Regen- und Sonnenschirme, Schleier, Spitzen, Stiefel, Schuhe, kurz, alle die unendliche Menge Gegenstände brachten, die Mutter und Tochter in Paris beinahe die halbe Gesundheit gekostet hatten, Herrn de Corvieux aber sehr viel Geld. Doch er freute sich darüber; er ließ mit einer Liste herum, jedes Paket wurde zum Ereignis, jede Sendung wurde aufgemacht, begutachtet und, nachdem sie ganz und heil befunden worden war und die Billigung der Damen errungen hatte, auf der Liste mit einem Strich als vorhanden bezeichnet.

Allmählich häuften sich die Koffer, Kisten, Kasten, Kartons und Schachteln in unheimlicher Menge, und jetzt begann man im Boudoir die Geschenke aufzubauen; genau in derselben Art, wie es bei Claires Verheiratung geschehen war, häuften sich jetzt nützliche und unnütze Gegenstände. Bronzen standen da, Emaillearbeiten, Silber- und Goldsachen, Schmuck, Spitzen, Nippesgegenstände, all die tausend Dinge, die die Frauen um sich lieben. Als Prunkstück sozusagen erhob sich in der Mitte das Silber, das die Eltern schenkten. Ein riesiger Kasten, in dem für vierundzwanzig Personen alles vorgesehen war, von den Dessertgabeln an bis zu Salatbesteck und Spargelzange.

Allen Besuchern aber, die jetzt Nachmittags fast unausgesetzt eintrafen, wurde das Zimmer mit den Schätzen gezeigt, und nachdem sie all diese Gegenstände bewundert, zu denen sie selbst mit ein paar Worten, es wäre nur eine Kleinigkeit, sie hofften aber, es würde der Braut trotzdem Spaß machen, irgend etwas hinzufügten, eine Kaminuhr, ein paar Armleuchter oder dergleichen, fiel etwas besonders in die Augen: ein riesiges silbernes Brett mit einer großen Anzahl von Wappen, die im Kreise herum am Rande eingerahmt waren, ein Geschenk des Offizierkorps. Man betrachtete es staunend, und Herr de Corvieux, der die Eigen-

Digitized by Google

schaft seines Schwiegersohnes als Offizier nie besonders betonte, sagte erklärend: „Von seinen Freunden!“

Graf Rundstetten aber bewegte sich unter den Fremden mit ruhiger Sicherheit, und da er die Sprache beherrschte, so sagten die Besucher schließlich, wenn sie St. Mathurin verließen: „Es scheint ja ein sehr netter Mann zu sein! Wenn sie drüben alle so wären —“

Und man bewunderte wieder seine Größe und daß er sehr anständig und gut aussähe.

Bei alledem, was die letzten Tage brachten, kam Simone kaum mehr zum Nachdenken; es war ihr alles wie ein Traum. Sie fürchtete sich nur vor einem, vor dem Eintreffen von Karls Verwandten. Sie ging mit ihrem Bräutigam im Park spazieren, und zum so und sovielsten Male mußte er ihr auseinandersetzen, wer die Leute wären, die da kämen. Zum Glück waren es nicht sehr viele; die entfernteren Verwandten hatte man nicht eingeladen oder sie scheuten auch den weiten Weg, aber er setzte ihr wenigstens auseinander, wie sie mit ihnen zusammenhingen, und das konnte und konnte sie nicht verstehen.

Sie fragte immer wieder: „Aber der Vetter Ernst, der war doch der Sohn von der Tante, wie hieß die Tante? Ja, ich weiß, der Vetter Ernst war der Sohn, nein, Charles, ich bringe es nicht zusammen.“

Die kleine Braut ward ganz traurig und sagte: „Ich habe eine so furchtbare, furchtbare Angst vor Deiner Familie! Ich finde mich ja nie hinein, die Namen sind mir alle fremd. Weißt Du, daß Ihr schreckliche Namen habt? Ich kann sie mir nicht merken. Wenn Du sagst, Dein Vetter Gorno, so denke ich mir darunter nichts.“

Er unterbrach sie lächelnd: „Aber, Simone, er heißt nicht Gorno, er heißt Grouau.“

Doch sie war beinahe den Tränen nahe, und während sie, sich umschlungen haltend, langsam die Wege wandelten unter den Bäumen, die noch frisch und satt in der Farbe schienen, als wäre es Frühling, sagte sie mit einem komischen Ausdruck, aber doch ganz verzweifelt: „Siehst Du, Esvière, Vassincourt, Mathurin, ja das alles, da denke ich mir etwas dabei, das ist furchtbar leicht zu behalten; aber diese deutschen Worte, die kann ich mir nicht merken.“

Und er gestand ihr lachend, ihm nun wieder sei Rosenau, Schmiedeberg oder sogar Kyritz an der Knatter ein Klang, der ihm ungeheuer selbstverständlich dünke.

Plötzlich blieb er stehen: „Simone, weißt Du denn eigentlich, wie Du heißen wirst?“

Sie meinte: „O ja, aber ich sage es nicht!“

Er bat, sie möchte seinen Namen aussprechen, doch sie war nicht dazu zu bringen, und im Übermut lief sie plötzlich davon; er ihr nach, und dabei verlor sie einen ihrer kleinen schwarzen Lackschuhe.

Den griff er vom Boden auf, hob ihn triumphierend in die Höhe, während sie auf einem Beine stand und schämig den Strumpf unter dem Kleide verbarg.

Aber er sagte, sie bekäme den Schuh nicht zurück, solange sie den Namen nicht gesprochen hätte. Sie meinte bittend: „So kann ich ja nicht gehen. Gib mir den Schuh.“

„Erst den Namen!“

„Nein, erst den Schuh!“

Er lachte: „Ich traue Dir nicht. Wenn Du den Schuh hast, läufst Du fort!“

Sie machte ein ganz trauriges Gesicht: „Hast Du kein Vertrauen zu mir?“

Da ging er auf sie zu, den Schuh in der Hand, aber er mußte sich umdrehen, während sie ihn anzog, und dann entwischte sie plötzlich lachend, als wollte sie trotzdem nicht Wort halten, blieb aber dann stehen, reckte sich auf den Fußspitzen, nahm sich zusammen, als müßte sie etwas Fürchterliches tun, spitzte den Mund, hielt den Kopf schief, schloß die Augen, setzte ein paarmal an, und dann kam etwas heraus, etwas ganz Merkwürdiges, etwas wie das französische „rond“ und ein Knirschen, ein Verschlucken, ein Zungenverrenken, so komisch, daß er laut herauslachte und sie die Augen niederschlug und traurig sagte: „Jetzt lachst Du mich noch aus! Ach, ich werde das nie, nie, nie, nie lernen!“

Er aber betrachtete das schlanke schöne Geschöpf, das morgen für immer sein werden sollte, in überströmendem Glück, in sinnverwirrender Seligkeit; schloß sie in seine Arme und küßte sie, bis sie rief: „Ich kann nicht mehr, Du erstickst mich. Du erstickst mich!“

Da ließ er sie los. Sie blickten sich ängstlich um, ob man etwa von oben dieses hier unerlaubte Wesen gesehen hätte, und

Aus D. Chodowieckis Skizzenbuch.

dann gingen die beiden fein sittsam nebeneinander den Weg zum Schlosse hinauf, als hätten sie sich nie in den Armen gelegen.

## XIII.

Dies war der letzte Augenblick, den das Brautpaar allein blieb, denn nun folgte eine Haupt- und Staatsaktion nach der anderen. Des Bräutigams Verwandte kamen an; da es in St. Mathurin eine ganze Menge Fremdenzimmer gab, so konnten alle untergebracht werden.

Beide Schwestern des Bräutigams erschienen mit ihren Männern, dazu drei Vertreter des Kürassierregiments, nämlich der Kommandeur Oberst Prinz Erffenstein, dann des Bräutigams Schwadronschef, Rittmeister von Zwiesel, und ein Altersgenosse von ihm, der Oberleutnant Graf Serkenthin; alle, als wären sie besonders ausgesucht worden, über den Normalwuchs, auch für ihre Heimat große, blonde Gestalten, bis auf den Prinzen, der schwarz gewesen, jetzt aber fast ergraut war.

Sie hatten, wie der Bräutigam seinem Schwiegervater mitteilte, um kein Aufsehen zu erregen, und, da sie sich im Ausland befanden, gar keine Uniform mitgebracht, sondern würden im Frack erscheinen.

Herr de Corvieux war darüber sehr erfreut und sagte etwas von berechtigter Aufmerksamkeit in Anbetracht der immerhin außergewöhnlichen Umstände.

Mit dem ersten Wagen kamen die drei Offiziere an, und als sie in den Saal traten und alle drei in mehr oder weniger gutem Französisch, aber immerhin ganz fließend, ein paar liebenswürdige Worte sagten, war Herr de Corvieux sofort gewonnen.

Frau de Corvieux blieb etwas steif, fast, als wäre sie verlegen.

Aber der Oberst wendete sich ausschließlich an sie, und er, der einer mediatisierten Fürstenfamilie angehörte, erklärte ihr, auch ihm flösse französisches Blut in den Adern, denn seine Großmutter sei eine Landsmännin der Frau de Corvieux gewesen, frühere Ehrendame der Gemahlin des Königs Louis Philipp. Er nannte einen bekannten französischen Namen, so daß Frau de Corvieux, nachdem die Herren sich zurückgezogen hatten, zu ihrem Schwiegersohne sagte: „Aber dieser Prinz ist ja ein reizender Mann. Man merkt ihm übrigens die französische Abstammung an: diese Liebenswürdigkeit gegen Damen!“

Jeder der drei Herren hatte Simone ein paar nette Worte gesagt. Ihr Bräutigam flüsterte ihr zu: „Nun, war das so schlimm?“

„Nein; aber ich bin doch froh, daß es vorbei ist.“

Da öffnete sich die Tür von neuem, und Karls Schwestern traten ein.

Sie sahen ihm nicht ähnlich, weder die älteste, Frau von Schwelsdorf, noch die jüngere, Gräfin Tornow. Beide waren sehr groß und blond, die ältere etwas stark. Die jüngere hatte eine auffallend schöne Figur.

Sie hielten sich bei Simones Eltern nur einen Augenblick zur Begrüßung auf; dann gingen sie auf die Braut zu, und das junge Mädchen, das zögernd dastand mit klopfendem Herzen und leicht geröteten Wangen und in ihrer Angst hilfeflehend zu ihrem Bräutigam sah, ward schnell gewonnen; denn die beiden küßten sie sofort. Sie meinten, sie wüßten schon ganz genau von Simone, denn ihr Bruder hätte ihnen erzählt. Er spräche nur noch von ihr.

Gräfin Tornow sagte: „Es ist mit ihm gar nichts mehr anzufangen!“

Und Frau von Schwelsdorf fügte lachend hinzu: „Er hat natürlich bloß Schlechtes von Dir erzählt!

Einen Augenblick machte Simone ein bedenkliches Gesicht, doch da fragte schon ihre Schwägerin: „Glaubst Du's wirklich?“

Simone sah ihren Charles an, einen Moment nur, mit schelmischem Lächeln, dann schüttelte sie den Kopf.

Herr von Schwelsdorf und Graf Tornow unterhielten sich währenddessen mit Herrn de Corvieux und Tante Jeanne; aber nach wenigen Augenblicken schon gingen sie alle hinauf, vom Brautpaar zu ihren Zimmern geleitet; bald darauf war es wieder still im Haus, und nur ab und zu hörte man klingeln, eine Stimme, die an der Tür um warmes Wasser bat, jemand, der fragte, um wieviel Uhr gegessen würde, dann wieder Schweigen.

Simone aber atmete abermals glückselig auf, denn nun waren alle fremden Bekanntschaften vorbei, und die Schwägerinnen hatten ihr ganz gut gefallen. Aber der Braut Wangen waren jetzt dunkelrot, ein Bronzeton auf ihrem Perlenteint, und sie sagte zu

Digitized by Google

dem Bräutigam, der nicht von ihr wich: „Ist es nicht furchtbar heiß hier?“

## XIV.

Während der Ehekontrakt unterzeichnet wurde und das Brautpaar zur standesamtlichen Trauung auf die Mairie gefahren war, kamen allmählich die deutschen Gäste herunter, und Frau de Corvieux wie Tante Jeanne gingen mit ihnen auf die Terrasse, um Aussicht und Park zu zeigen. Bis zum Diner, das um halb acht Uhr stattfinden sollte, war ja noch viel Zeit.

Die beiden französischen Damen schritten mit Oberst Prinz Erffenstein und Herrn von Schwelsdorf, der Geheimer Regierungsrat war, voraus; die anderen folgten. Die Gruppe blieb auf der obersten Terrasse stehen, und Frau de Corvieux begann, sich an alle wendend, indem sie aber besonders zum Prinzen sprach, dem sie sich im Blut verwandt fühlte, die Gegend zu erklären. Es waren dieselben Worte, die immer gebraucht wurden, wenn von der Aussicht die Rede war, die alte Legende, die der Wirklichkeit nicht ganz entsprach: „Man könne von hier aus hundert Ortschaften zählen.“

„Das dort, das große Schloß mit dem riesigen Donjon, das ist Trêves. Es gehört meinem Schwiegersohn, Baron de Préfailles, den Sie ja auch heute kennen lernen werden.“

„Ich weiß, Graf Rundstetten war ja bei ihm zu Besuch,“ antwortete der Oberst.

Dann drehten sie sich herum und betrachteten die Bauart von St. Mathurin, das mit seinen weißen Mauern und den hohen Fenstern in all der Pracht exotischer Bäume und Pflanzen sehr gut aussah. Darauf besuchten sie den Blumengarten, die Gewächshäuser, aber Frau de Corvieux erklärte nicht viel, denn Claire fehlte und Simone hatte für nichts heute Sinn. Beim Orchideenhaus sagte Frau de Corvieux, indem sie leicht darüber hinwegging: „Es ist augenblicklich nichts drin.“

Dann stiegen sie die Wege hinab — der Glanzpunkt der Besitzung — zur zweiten Terrasse. Frau de Corvieux machte darauf aufmerksam, daß die Aussicht eine andere wäre, und endlich standen sie an der Visère, und plötzlich trat der Bräutigam vor und sagte: „Hier habe ich sie kennen gelernt! Hier habe ich sie zum ersten Male gesehen.“

Er zeigte die Stelle unten am Bach, wie einen historischen Ort; man beugte sich über die Mauer, und mit einem Lächeln meinten sie alle: „Ach!“

Aber jeder blickte auf einen anderen Punkt.

Während Frau de Corvieux vorausschritt, jetzt wieder zum Schlosse hinauf, machten sich die Hintergehenden aufmerksam auf die Üppigkeit dieses Pflanzenwuchses; denn daheim in Deutschland begannen schon hier und da die Blätter gelb zu werden; der heiße Hauch des Sommers ließ nach, und der Herbst ward fühlbar. Vor allem aber interessierte sie der große Unterschied in der Flora. Landrat Graf Tornow, der auf seinem Gute Tornow in Mecklenburg allerlei Anpflanzungsversuche angestellt hatte, erklärte den anderen, was für Bäume, was für Sträucher, was für Blumen das wären, die man hier sah. Er deutete auf die alten Zypressen, welche die Mauern von Trêves hinanzusteigen schienen, denn sie standen dicht vor dem Schloß, steife, gewaltige Hüter, Schildwachen gleich. Und als die anderen die Bäume sahen, die hoch bis über das Dach hinauswuchsen, fast wie auf einem Böcklinschen Bilde, erinnerte er daran, daß sie in der Heimat als kleine Pyramiden nur auf den Gräbern gediehen.

Er zeigte Rhododendren; daheim nur niedrig in Beeten oder gar in Töpfen gezogen, während es hier riesige Gebüsche bildete. An einem gewaltigen Juniperus, der dick, struppig und dicht ein undurchdringliches Gewirr gebildet hatte und baumhoch emporstrebte, erinnerte er an den Wacholder, der sich daheim nur wenig über den Boden erhob.

Man bestaunte Kirschlorbeer und die riesigen Evonymushecken; sie blieben halten, als es hieß, dieser hohe weitschattende Baum sei eine Zeder vom Libanon, und kopfschüttelnd, manchmal in ihrem Erstaunen laut auflachend, immer aber entzückt von der Gunst dieses glücklichen Himmelsstriches, standen die großen blonden Germanen mit ihrem hellen Nordlandsteint um Frau de Corvieux' südländische Üppigkeit und Tante Jeannes romanisch scharfgeschnittenes bronzefarbenes, von blauschwarzem Haar umrahmtes Kameengesicht.

Der Rittmeister gab Graf Serkenthin einen Stoß und flüsterte ihm zu: „Hören

Sie mal, das ist ja großartig hier! Das ist ja der reine Märchentraum; hat der Kerl, der Rundstetten, aber einen Dusel entwickelt!"

Doch der Oberleutnant tupfte sich die Stirn: „Wissen Sie, Herr Rittmeister, mir wär's, glaube ich, auf die Dauer zu heiß."

Herr von Zwiesel antwortete: „Nu, ich meine auch weniger die Gegend als das Mädel! Gottsdonnerwetter, was hat die für Augen!"

Als sie in das Schloß zurückkehrten, war das junge Paar mit dem Vater bereits wieder zurück, und Herr de Corvieux begann schon das erste Fremdsein zu überwinden. Er zeigte sich in seinem natürlichen Temperament und machte Scherze. Er wandte sich zu seiner Tochter: „Na, mein Kind, nun ist die Geschichte nicht mehr rückgängig zu machen. Wenn Du also jetzt noch was willst, hättest Du das früher überlegen müssen."

Zu seinem Schwiegersohn aber sagte er: „Ich hoffe, daß Sie mit meiner Tochter nicht zu sehr reingefallen sein werden!"

Als die übrigen lachten, regte ihn das noch mehr an, und er meinte, um bei den Kavalleristen das Handwerk zu grüßen: „Nicht wahr, Durchlaucht, frisches Blut da hinein, wird der Nachzucht nicht schaden."

Des Bräutigams Schwestern aber taten, als hätten sie es nicht gehört, und gingen mit ihr in das Boudoir, um sich die Geschenke zeigen zu lassen. Frau von Schwelsdorf gab ihrem Manne einen Wink, und er eilte mit seinem Schwager Tornow die Treppe hinauf. Einen Augenblick darauf kehrten die beiden zurück mit einem Kasten und packten ein prachtvolles silbernes Teeservice aus, das alles enthielt, was sich eine junge Hausfrau nur träumen konnte, vom Teekessel über die Zuckerschale bis zum Sahnentopf, alles in reinstem Empire; die Prachtarbeit eines Berliner Hofjuweliers, die in ihrem spiegelnden Silberglanz förmlich blendete. Herr von Schwelsdorf hielt eine kleine Anrede:

„Meine liebe Simone — ich darf wohl nach unserer Sitte schon Du sagen —, wir haben uns erlaubt, Euch etwas mitzubringen als Zeichen unserer geschwisterlichen Zuneigung. Karl brauchen wir sie nicht zu beweisen, aber Dich lernen wir ja jetzt erst kennen, und so richtet sich denn dies besonders an Dich, an die Hausfrau. Mögest Du daraus, selbst glücklich, nur glücklichen Menschen Tee einschänken. Vor allem aber Deinem Karl. Wir haben Dich an Deine Heimat erinnern wollen, so haben wir einen französischen Stil gewählt, aber es ist deutsche Arbeit! So hast Du beides in diesem kleinen Gedenkstück vereint, und ich möchte daran den Wunsch knüpfen, wir wollen als Geschwister zusammenhalten."

Er hatte etwas stockend gesprochen, denn das Französisch wurde ihm nicht so ganz leicht, und er strich sich dabei den an den Wangen schon leise ergrauenden Bart, den er durchrasiert trug, etwa in der Art, wie der alte Kaiser, so daß er den preußischen höheren Beamten nicht verleugnen konnte.

Simone wußte vor Verlegenheit und Rührung nicht, was sie sagen sollte. Sie gab ihren Schwägern die Hand und küßte ihre Schwägerinnen auf beide Wangen, wobei sie sich graziös in der Taille nach rechts und links beugte.

Herr und Frau de Corvieux besahen die Gegenstände und hoben eins nach dem andern auf, wobei Frau de Corvieux als Gipfel ihrer Anerkennung sagte: „Das könnte wirklich auch in Paris gemacht sein!"

Herr de Corvieux flüsterte Tante Jeanne zu: „Sehr anständig! Sehr anständig! Das kann gut seine 3000 Franks gekostet haben."

Aber nun kam die Hauptüberraschung: der Bräutigam zog seinen Schmuck hervor. Er hatte sich förmlich gepanzert damit, in allen Rocktaschen steckte etwas, und eins nach dem andern baute er jetzt auf. Er hatte sich vorher bei Edmond genau erkundigt, was in Frankreich Sitte wäre, und so bekam denn Simone so ziemlich dasselbe wie Claire; wenn auch, der etwas weniger glänzenden Vermögenslage entsprechend, einige Stücke fehlten und ein paar Steine kleiner waren. Das wurde aber wett gemacht durch ein riesiges Diadem in wunderschöner alter Fassung mit alten Brillanten, an reinem Feuer, an Farbe und Glut den Kapsteinen überlegen. Es war der Familienschmuck der Rundstetten, den immer die Frau des ältesten Sohnes bekam.

Simone mußte ihn sich auf den Kopf setzen. Karl wollte es durchaus haben. Sie stellte sich an den Kamin, blickte in den Spiegel und probierte. Frau von Schwelsdorf wollte ihr dabei helfen, aber sie setzte

Digitized by Google

das wundervolle blitzende Gebilde viel zu schwer auf den Kopf, und unbemerkt glitt Tante Jeanne hinzu und schob die Steine höher hinauf. Wie nun die Braut um den Tisch herumging, weil sie Abstand gewinnen mußte, damit man sie recht sehen könnte, glitzerte das alte Diadem bayerischer Grafen auf dem romanischen Rassekopf, auf langem, zartem Halse sitzend, in dem schwarzen Haar der Gallierin, vielleicht schöner wegen des Gegensatzes der in reinem Wasser blitzenden Steine zu der dunklen Nacht der Flechten, als es je früher auf dem blonden Haupt einer germanischen Schönen geleuchtet.

Simone stand da mit leicht gesenkten Lidern, den Kopf etwas zur Seite gewendet, und der Eindruck packte alle. Der Rittmeister flüsterte Graf Serkenthim zu, in ähnlichem Rassegedankengang, wie Onkel René von der Photographie „Bismarck" behauptete: „Das ist ja wie ein Bild der Kaiserin Eugenie!"

Aber der Prinz wandte sich herum und sagte leise: „Nur war die nicht schwarz!"

Graf Tornow meinte zu seinem Schwager: „Karl, Du hast guten Geschmack entwickelt!"

Herr de Corvieux aber tanzte beweglich umher, klatschte in die Hände wie nach einem gelungenen Theaterstück und rief: „Bravo! bravo! bravo! bravo!"

Seine Frau machte ein zufriedenes Gesicht. Sie war stolz auf die Tochter, und Tante Jeanne unterbrach zum erstenmal heute ihr sinnendes Schweigen und wandte sich zur Gräfin Tornow, zu deren schlanker Erscheinung sie sich mehr hingezogen fühlte als zu der germanisch dickblonden reiferen Frau von Schwelsdorf: „Nun, was sagen Sie zu meiner kleinen Nichte?"

Die Gräfin hatte zwar geglaubt, ein hübsches Mädchen vorzufinden, aber doch gemeint, ihres Bruders verliebte Augen hätten mehr gesehen, als wirklich da war, und sie sagte: „Ein süßes Geschöpf!"

Dann ging sie zu Simone, und während man der fast Beschämten das Diadem wieder aus dem Haar nahm, zog sie die kleine Schwägerin an sich und flüsterte ihr ins Ohr: „Ich habe Dich schon sehr lieb, Simone!"

## XV.

Die Stunde vor dem Diner war fürchterlich in St. Mathurin, denn Frau de Corvieux befand sich auf dem Gipfelpunkt der Nervosität. Sie war noch nicht fertig angezogen und schwankte fortwährend hin und her, sollte sie die letzte Hand an ihre Toilette legen und dann inspizieren, was der alte Paul mit den Dienern geleistet, oder erst alles in Ordnung bringen und sich darauf fertig anziehen. Darüber machte sie keins von beidem, und als Herr de Corvieux herunterkam, sehr gut aussehend, denn nichts stand dem kleinen Herrn so wie der Frack, wußte eigentlich kein Mensch, was geschehen sollte. Der Hausherr beruhigte also seine Frau mit französischer Entschlußschnelligkeit und Lebhaftigkeit. Er erklärte, was Frau de Corvieux angeordnet hatte, wäre ausgezeichnet, man brauchte sich um nichts mehr zu kümmern, und stolz ging sie aus all der Verwirrung, die sie angerichtet, die Treppe hinauf im glücklichen und starken Bewußtsein ihres Wertes.

Herr de Corvieux aber nahm sofort den alten Paul und den zweiten Diener beiseite, wozu sich noch zwei Diener aus Trèves gesellten, die Edmond bereitwilligst herübergeschickt hatte, und endlich der alte Jaquard, der früher herrschaftlicher Diener gewesen und jetzt in Mathurin, seinem Geburtsdorfe, von seinen Renten lebte. Denen hielt Herr de Corvieux eine Rede, die mit den Worten begann: „Alles, was bisher befohlen worden ist, wird hiermit aufgehoben. Und nun hört mal zu!"

Dann ging er mit ihnen herum, inspizierte, wo die Reserveteller standen und die Bestecke zum Wechseln lagen, sprach an der Hand des Menüs durch, wie serviert werden sollte, welche Weine zu den einzelnen Speisen eingeschenkt würden, übergab dem einen die Hauptschüsseln, dem anderen die Saucen, einem den Wein, einen aber hielt er in Reserve, als guter Feldherr, der den letzten Rest seiner Truppen zurückbehält, sie dort einzusetzen, wo Not am Mann ist.

Darauf ging er nach dem Haupteingang zu und besah die Einrichtungen, die für die Garderobe getroffen waren. Er hielt dort den Mädchen eine Rede, war im nächsten Augenblick am Eßtisch, der in dem genügend großen Raum für vierzig Personen gedeckt wurde, rückte die Lichter zurecht, visierte über die Tafel, ob sie gerade stünde, schob sie vorsichtig noch etwas zur Seite, tauschte ein paar Jardinieren um, ließ dann durch

die ganzen Gesellschaftsräume, sah nach allen Lichtern und Lampen. Zum Schluß nahm er eine glühende Kohlenschaufel, streute ein Räuchermittel darauf, lief damit durch alle Zimmer, indem er sie hin- und herschwenkte wie ein Chorknabe das Rauchfaß am Altar. Dann schnupperte er in der Luft, fand, es rieche zu sehr, sperrte schnell noch ein paar Fenster auf, und als er sie wieder schloß, erschienen bereits Edmond und Claire, die etwas früher gekommen waren, als nächste Mitglieder der Familie.

Claire trat vor den Spiegel über dem Bahut, zupfte noch etwas an ihrem ausgeschnittenen Kleide zurecht und zog sich die Aermel herab wie eine alte Mondaine, weil sie fand, daß ihre Schultern nicht recht zur Geltung kämen.

Währenddessen hatte Herr de Corvieux Edmond bei der Taille gepackt, tanzte mit ihm im Zimmer herum und rief: „Mein lieber Edmond, mein lieber Edmond! Ich bin fein heraus, morgen habe ich keine Tochter mehr!“

Dann aber sprach er mit seinem Schwiegersohn, während Claire in das Schlafzimmer ihrer Mutter hinausging, noch einmal ernst über das Schicksal Simones, und ganz weich und sehr herzlich sagte er: „Das gute kleine Ding, wenn sie nur glücklich wird! Ach Gott, wenn sie nur glücklich wird! Na, aber ich denke, ich habe alles getan. Was meinen Sie, Edmond, ich werde mir doch keine Vorwürfe zu machen haben?“

Der klopfte seinem Schwiegervater auf die Schulter: „Mein lieber Papa, ich wäre ja dann Mitschuldiger, denn Sie haben mich doch gefragt, was mein Freund für ein Mann ist. Na, seien wir mal ganz offen: ein Landsmann wäre uns am Ende lieber gewesen, aber dann müßte es eben ganz genau derselbe famose Kerl sein, wie er ist. Uebrigens, wem er nicht paßt, der mag uns gewogen bleiben.“

Allmählich begann sich der Salon zu füllen. Zuerst kamen die drei deutschen Offiziere in Frack und weißer Weste, der Rittmeister mit einigen Ritterkreuzen im Knopfloch, der Prinz einen Komtur dazu und an der Seite den Stern zur ersten Klasse.

Während die Herren sich unterhielten, blickten Edmond und Herr de Corvieux auf die bei ihnen ungewohnte Ordenspracht.

Jetzt kamen auch die Damen herab; allmählich fuhren die Wagen vor, und während die Fremden mit den Einheimischen bekannt gemacht wurden, füllten sich die Gesellschaftsräume mehr und mehr. Zuerst war es, als ob zwei Lager getrennt dastünden: auf der einen Seite die Familie der Braut, auf der anderen die des Bräutigams. Doch sehr bald hatten sich die deutschen Herren unter die französischen Damen gemischt. Man hatte gemeint, da man französischerseits keine andere Sprache redete, die Unterhaltung würde schwierig von statten gehen, und nun begannen die Damen, die zuerst ein wenig gleichgültig dagestanden, immer liebenswürdiger zu werden, als sie sich in ihren Heimatslauten angeredet sahen.

Bald war die Unterhaltung lebhaft, obgleich all diese französischen Herren im Frack, all diese Damen in den schicken Dinertoiletten trotz schneller Sprache, trotz lebhaften Gebärdenspiels und leichter entzündlichem Geiste weniger laut redeten als die Deutschen, die beim Anreden einer Person die Absätze leise schlossen, viel mehr Körperhaltung bewahrten, ja sogar fast etwas Steifes besaßen, wenn man sie an den Franzosen maß.

Aber bald öffneten sich die großen weißen Flügeltüren zum Eßsaal, und man erblickte die lange Tafel, mit Blumenaufsätzen geschmückt, mit der Reihe hochlehniger Stühle und den Dienern in der Livree der Farben der Corvieux. Auf dem Tisch brannte eine große Anzahl niedriger zwei- und dreiarmiger Louis XVI.-Leuchter, mit kleinen, im Stil der Zeit bemalten Pergamentschirmchen auf den Lichtern. Nun reichten die Herren den Damen den linken Arm, und es ging in den Saal, an dessen Tafel das Brautpaar nebeneinander zu sitzen kam.

Schweigend wurden die Stühle angerückt, man faltete die Servietten auseinander, und Herr de Corvieux, der mit einem Zettel vorher herumgelaufen war und den Herren ihre Damen genannt hatte, blickte sich jetzt um, ob auch alles in Ordnung wäre. Befriedigt steckte er das Papier ein; die Diener, noch durch eine weitere Anzahl Lohndiener aus der nächsten kleinen Stadt verstärkt, begannen zu servieren, und den ersten Gesprächsstoff boten die wirklich geschmackvolle

Digitized by Google

Ausstattung der Tafel und das Studium des Menüs.

Der Prinz hatte neben Frau de Corvieux Platz genommen, und sie war bald ganz entzückt von seiner Liebenswürdigkeit. Herr de Corvieux saß zwischen Frau von Schwelsdorf und Gräfin Tornow, die er beide nicht zu Worte kommen ließ, sondern denen er unausgesetzt erzählte. Es war, als wachten alle Talente seiner Jugend wieder auf, als er in Paris Damen der Gesellschaft wie anderen den Hof gemacht. Er überbot sich selbst in geistreichen Anspielungen; der ganze leicht bewegliche Geist seiner Rasse half mit und die allen Feinheiten zugängliche Sprache. Der klare, feingeschliffene Satzbau, der auch in gewöhnlicherem Munde gutklingende Tonfall, alles trug dazu bei, seine Unterhaltung so zu machen, daß beide Damen ihr mit Vergnügen lauschten.

Die Diener servierten geräuschlos und schnell, zuerst den Damen, dann den Herren, so daß immer einer übersprungen wurde. Die schönen Weine wurden kaum angerührt, ja die meisten tranken das erste Glas, das ihnen angeboten worden war, mit Wasser vermischt. Aber auch ohne Anregung des Alkohols ging die Unterhaltung lebhaft hin und her. Irgend einer stellte eine ganz verrückte Hypothese auf, nur um apart und absonderlich zu sein, und die Herren überboten sich, der jedesmal behandelten Frage eine immer schärfere Fassung zu geben, als würden einem an und für sich unscheinbaren Stein erst die Facetten eine nach der andern aufgeschliffen, bis er als köstlicher Brillant in tausend Lichtern blitzte.

Manchmal erschien es den am Tisch verteilten Deutschen, als ob die Leute fast aneinander gerieten, aber im nächsten Augenblick stellte sich durch ein Lächeln, einen Scherz, ein müheloses Überspringen auf andere Gegenstände heraus, wie man französische Lebhaftigkeit mit Erregung der Leidenschaft verwechselt. Doch immer geschah die Unterhaltung in gedämpftem Ton, so daß es nicht laut ward im Saal.

Dort, wo Franzosen unter sich saßen, daß keines der fremden Ohren sie erreichen konnte, sprach man über die Deutschen. Die Damen urteilten über die Toiletten der beiden Schwestern Karls und waren gerecht genug, diejenige der Gräfin Tornow, die allerdings in Berlin bei einem ersten Hause gemacht worden, für sehr schön zu erklären. Dabei wurde die Vermutung ausgesprochen, die Toilette könnte aus Paris stammen, und Frau d'Arnaud sagte zu ihrem Nachbar, dem jungen Présailles: „Hören Sie mal, einzelne der Provinziellen, die hier am Tisch sitzen, sind entschieden viel schlechter angezogen als diese deutsche Gräfin; sie hat Schick, die Frau. Und wenn sie in Paris lebte, würde sie am Ende noch ganz anders aussehen, denn die Frisur, die könnte wohl ein ganz klein wenig loser um den Kopf sitzen."

Edmond blickte hin. „Sie haben recht, gnädige Frau, das ist zu angeklebt, zu kurz und zu straff; das sind eben Unterschiede der Rasse."

Frau d'Arnaud meinte: „Wie sind eigentlich die Damen in Deutschland?"

Edmond rümpfte die Nase, kniff ein Auge zu und blickte seine Nachbarin an: „Wissen Sie, nach meinem Geschmack nicht; mir ist das alles zu schwer, zu plump, man sollte meinen, sie würden nach dem Bruttogewicht geschätzt. Da schauen Sie einmal die Frau von Schwelsdorf an."

Und sie betrachteten die etwas kolossale Gestalt, in dem ziemlich geschmacklosen rosa Kleide, die gewiß ein Mann, der die Welt gesehen, wie Oberst Prinz Erffenstein, sofort preisgegeben hätte.

Doch Frau d'Arnaud wollte liebenswürdig sein, und im Vollgefühl ihrer Pariser Eleganz, denn sie sah wirklich reizend kokett aus, so jung, als könnte Liane dort ihr gegenüber unmöglich ihre Tochter sein, meinte sie lächelnd: „Hören Sie mal, der Teint dieser Frau ist schön."

Edmond blickte auf Frau von Schwelsdorfs bläulich geäderten Busen und antwortete, indem er verliebt am Tisch nach dem Gesicht seiner Frau suchte: „Ich liebe nun einmal die Schwarzen!"

Frau d'Arnaud lächelte geschmeichelt, denn sie bezog es natürlich auf sich, an die der junge Ehemann doch gar nicht gedacht.

Auch andere machten ihre Bemerkungen. Man bewunderte den Schmuck der beiden geborenen Gräfinnen Rundstetten, aber sie meinten, er würde ganz anders aussehen, wenn er geschickter auf der Toilette verteilt worden wäre. Onkel René neigte sich zur Gräfin Kerzareg und sagte, indem er von

Frau von Schwelsdorf sprach: „Die sollte mal zu einer vernünftigen Korsettmacherin gehen; ich glaube, sie gibt nicht mehr als fünf Franks für ihren Panzer aus.“

Frau von Schwelsdorf fand nirgends Gnade, weder bei den Herren noch Damen. Sie entsprach wirklich genau dem Bilde, das sie alle von einer dicken, plumpen, schweren Deutschen nun einmal sich gemacht hatten.

Alle französischen Damen aber waren voll Bewunderung für die deutschen Männer, und Liane sagte ihrem Nachbar: „Diese deutschen Herren sind ja prachtvolle Figuren! Das sind doch wenigstens Männer!“

Dabei warf sie ihrem Nachbar einen verächtlichen Blick zu, denn sie fühlte sich heute schlecht placiert. Sie mochte häßliche Menschen nicht, wie diesen rothaarigen kleinen Kerl, der noch dazu im Geruche stand, Republikaner zu sein.

Allmählich schritt die Tafel vorwärts, keine Rede wurde gehalten; es war, als kümmerte man sich nicht um den Zweck, der die Menschen hier zusammengeführt hatte.

Aber die Beziehungen zwischen den einzelnen wurden näher geknüpft, und allmählich fingen beide Familien an, sich kennen zu lernen. Die Herren ließen sich von den deutschen Damen erzählen, die französischen Damen aber fühlten sich von den fünf Deutschen gut unterhalten. Man hatte zuerst fortwährend auf das Brautpaar geachtet, man gab Urteile ab über das Aussehen von ihm wie ihr, man erinnerte sich, wie man sich einst vor Jahr und Tag in der gleichen Lage befunden hatte wie die beiden. Doch nun saß das junge Paar da wie auf einer weltabgelegenen Insel, als gingen sie alle die übrigen am Tisch überhaupt nichts an.

Und sie fühlten sich auch, als säßen sie hier ganz allein; er sah nur sie und sie gewahrte bloß ihn. Sie hatten zuerst diesem und jenem antworten müssen, jetzt aber redete sie keiner mehr an, aber sie fanden doch noch immer tausend Dinge sich zu sagen.

Er mußte ihr zum hundertstenmal erzählen, wie in ihrem kleinen Haus drüben in Deutschland die Zimmer verteilt lägen. Sie sprachen von der Hochzeitsreise, die sie unternehmen wollten. Sie redeten von tausend intimen Kleinigkeiten ihrer Einrichtung, und obgleich die Braut ja nichts von der neuen Wohnung wußte, verteilten sie bereits flüsternd alle die reichen Geschenke, die drüben standen. Sie waren verschiedener Meinung, wo dieser Leuchter hinpaßte und jene Uhr, und weil sie merkten, daß sie andere Gedanken hatten, erschraken sie plötzlich, als dürfte das nicht sein, kamen einander in einem Antriebe entgegen, indem Simone jetzt den Platz, den ihr Charles ausgesucht, für den einzig möglichen erklärte, und er wiederum fast im selben Atem sagte, es gäbe nur eine, die das Richtige träfe, das wäre seine liebe, süße, kleine Simone.

Dann tauchten sie Auge in Auge und blieben, sich selbst genug in der ganzen großen Tischgesellschaft, sitzen, als hörten sie niemand sprechen, als sähen sie nicht all die Gestalten, die um ihretwillen zusammengekommen waren, als träumten diese beiden glücklichen Menschen nur von dem einen, daß sie sich morgen angehören würden für Zeit und Ewigkeit.

Und sie waren so vertieft ineinander, daß sie förmlich einen Schrecken bekamen, als plötzlich Stuhlrücken klang und das bewegtere Bild, das sich plötzlich ihrem Auge bot, sie zur Wirklichkeit zurückrief.

Dann fanden sie sich mit einemmal drüben in den übrigen Räumen, wurden angeredet von Leuten, die sie in dem kurzen Zeitraum vor dem Zutischgehen noch nicht hatten sprechen können, und mußten im Boudoir zum soundsovieltenmal die Geschenke zeigen. Und immer wiederholten sie die gleichen Worte: „Das hat der geschenkt und das jener und jene. Nicht wahr, das ist reizend! O, wie ist das geschmackvoll!“

Darüber verging die Zeit, und plötzlich bemerkten Karl und Simone, ehe sie sich eigentlich klar wurden, was da geschah, daß mehrere Leute bereits fehlten und daß sich die Zimmer zu leeren begannen.

Schließlich blieb nur noch der engste Familienkreis zurück: das Brautpaar mit Herrn und Frau de Corvieux und Edmond und Claire.

Claire war sehr angeregter Laune, sie hatte sich gut unterhalten, und jetzt begann man die Ereignisse des Abends zu besprechen; aber als sie mitten darin waren, wurde der Wagen aus Trèves gemeldet und Baron und Baronin de Préfailles fuhren davon.

Nun erst war Herr de Corvieux lebhaft. Er steckte sich eine Zigarre an und redete

Prof. Fritz von Uhde. Porträtzeichnung von Leo Samberger

vom Menü. Er fand das Essen tadellos, bis auf die Sauce Mousseline, die zu den Artischocken gegeben worden war, denn die hätte ein klein bißchen salziger sein können.

Frau de Corvieux verteidigte ihre Sauce, an der sie eigentlich nicht den geringsten Anteil besaß, bis aufs Blut.

Darüber gerieten auf einmal die Ehegatten aneinander, so daß beinahe der häusliche Friede gestört worden wäre; aber Herr de Corvieux wurde weich und sagte, indem er aufstand und seiner Frau einen Kuß auf die Stirn drückte: „Louise, wir wollen vernünftig sein. Denke Dir mal, morgen ist unsere kleine Simone fort."

Nun wäre es fast zu Tränen gekommen, hätte der Bräutigam nicht sofort gesagt: „Sobald ich Urlaub nehmen kann, besuchen wir Euch."

Frau de Corvieux erzählte, indem sie selbst in ihrem engen Kleide kaum zu atmen vermochte und gerade im Stuhl saß, denn sie konnte sich nicht anlehnen: „Kinder, Kinder, war die Liane aber geschnürt!"

Und da nun einmal dieses Register gezogen war, wurde jeder einzelne der Gäste durchgesprochen. Endlich aber versiegte der Stoff, und als Simone die Augen gar nicht mehr aufhalten konnte und ihr schwarzes Köpfchen schon gegen die Schulter ihres Bräutigams sank, erhob sich plötzlich Herr de Corvieux, klatschte in die Hände und rief: „Vorwärts Kinder, vorwärts Kinder, vorwärts! Zu Bett, zu Bett! Zu Bett! Morgen ist auch noch ein Tag."

Dann folgte eine allgemeine Umarmung, und im Gänsemarsch hintereinander schlich, nachdem man das Licht gelöscht hatte, denn die Leute waren nach den Anstrengungen des Tages schon zu Bett geschickt worden, die ganze Familie leise die Treppe hinauf.

Sie gingen auf den Zehen, bemüht, möglichst wenig Lärm zu machen: denn die Gäste schliefen wahrscheinlich schon. Und oben auf dem Treppenabsatz gab Karl seiner Braut noch den letzten Kuß, und wieder sagte, aber diesmal flüsternd, Herr de Corvieux in komischem Entsetzen: „Er hat sie geküßt! Er hat sie geküßt! Er hat Temperament, der Junge."

## XVI.

Am nächsten Morgen mußte alles beizeiten heraus, und es herrschte noch größere Aufregung als am Tage vorher; denn heute kam nun wirklich die Entscheidung, und es gab eine Menge zu tun. Schon um elf Uhr sollte in der Dorfkirche die Trauung sein. Die Eingeladenen würden sich um halb elf Uhr in St. Mathurin versammeln, und dazu mußte nach Ansicht der Frau de Corvieux das Toilettemachen bereits um acht Uhr beginnen. Vor allen Dingen das der Braut.

So kam es, daß Simone ganz unnötigerweise bereits halb zehn Uhr in ihrem Brautstaat dasaß, das kleine Gebetbuch in der Hand.

Um die anderen nicht zu stören, war sie in ihrem Zimmerchen geblieben, denn ihr Bräutigam sollte sie erst im letzten Moment im Brautgewand erblicken.

Während sie das aufgeschlagene Büchelchen in der Hand hielt, in Wirklichkeit ihre Gedanken aber nicht auf den Seiten weilten, die zu Nutzen der Gläubigen der Bischof selbst herausgegeben hatte, trat Tante Jeanne ein, noch im Morgenkleide, um ihrer kleinen Nichte Gesellschaft zu leisten.

Simone war ängstlich, Tante Jeanne möchte mit ihrem eigenen Anzuge nicht fertig werden, doch die machte eine abwehrende Bewegung, während nur die Andeutung eines Lächelns um ihre Lippen spielte: „Bei mir ist es ja ganz gleich, wirklich ganz gleich."

„Aber Du wirst doch nicht fehlen?"

„Und wenn ich nun fehlte? Glaubst Du, es verlöre jemand etwas dabei?"

Die Braut gab einfach zurück: „Gewiß, Tante, Chartes und ich!"

Einen Augenblick blieb das dunkle Antlitz unbewegtlich, dann stand die verwitwete Baronin de Préfailles auf, gab dem kleinen Mädchen, das sie belehrte, einen Kuß und sprach: „Du hast recht!"

Darauf nahm sie Simones Hand und sagte mit leiser Stimme, es wäre der letzte Augenblick, wo sie sich noch sähen; sie sollte die Tante nie vergessen in dem fernen fremden Land und ihr manchmal schreiben.

Und in ihren kleinen Mädchengedanken versprach treuherzig die angehende Frau: „Ich will Dir jeden, jeden, jeden Tag schreiben, Tante!"

Währenddessen ging der Bräutigam mit seinen Geschwistern und Regimentskameraden auf der Terrasse auf und ab.

Und hier, wo sie ganz unter sich waren und kein fremdes Ohr sie erreichen konnte, begannen auch sie zu urteilen, genau wie es gestern abend von französischer Seite geschehen. Sie waren alle erfreut über die Liebenswürdigkeit der Franzosen. Der Geheimrat von Schwelsdorf allerdings meinte: „Na, die Leute können doch eigentlich nicht gut anders sein, und wer weiß, was sie hinter unserem Rücken sagen; am Ende schimpfen sie tüchtig."

Karl antwortete: „Das glaube ich nicht!"

Der Prinz schloß sich ihm an. Er hatte etwas so Sicheres, so vornehm Selbstverständliches, daß er es gar nicht für möglich hielt, daß irgend jemand mit ihm nicht einverstanden sein könnte.

Alle fanden Herrn und Frau de Corvieux sehr nett, von Tante Jeanne wußten sie nicht viel, nur Graf Serkenthin meinte: „Ich habe längere Zeit mit ihr gesprochen, sie macht einen ganz verprellten Eindruck, als wäre sie mit dem Leben nicht zufrieden; aber ich glaube, sie hat von allen vielleicht am meisten Fonds!"

Karl begnügte sich zu sagen: „Sie hat sehr Schweres erlebt!"

Es klang ein ganz klein wenig Gereiztheit heraus, als er noch hinzufügte: „Man muß die Leute nicht nach dem Äußeren beurteilen! Was würden denn wir sagen, wenn die es auch täten."

Damit empfahl er sich, als ob dieses Gespräch ihm nicht ganz angenehm wäre; man fand sein Verschwinden selbstverständlich, denn er hatte gewiß zu tun.

Nun aber redeten die übrigen, als er, der doch Partei bedeutete, verschwand, als wären sie aus dem weiten Raum des fremden Landes, die engeren Bezirke des gleichen Volkstums durchschreitend, jetzt in den engsten Kreis derer getreten, denen vorderhand die Angelegenheit gleichmäßig feruftand. Und genau so, wie gestern die französischen Damen ihre Bemerkungen über die vermeintlich typisch Deutsche gemacht, sagte Frau von Schwelsdorf jetzt: „Da waren aber ein paar angezogen! Ich kann dieses Extravagante nicht leiden! Und eine Frau d'Arnaud, die hatte sich hergerichtet, da sah man ja fingerdick Schminke und Puder."

Doch die Herren waren nicht ihrer Ansicht. Graf Serkenthin zeigte sich ganz begeistert von Liane, was Frau von Schwelsdorf fast zu kränken schien. Der junge Offizier redete von Pariser Schick, wobei Frau von Schwelsdorf ihre viereckige Figur reckte, als wollte sie sagen: ‚Ach, seid nur nicht so begeistert, ihr Herren, wir sind genau so! Das möchte ich doch wirklich wissen!'

Die elegante Gräfin Tornow aber ging ein Stück mit Prinz Erffenstein den Weg hinab und sprach: „Ich würde mich am liebsten in Paris anziehen lassen, wenn es nicht zu umständlich wäre."

Dann redeten sie über die französischen Herren, und von deren Wuchs und Aussehen waren die großen, hochgewachsenen Deutschen nicht eben begeistert; dagegen einigte man sich immer wieder über die überlegene Geselligkeit dieses Volkes, über dessen Liebenswürdigkeit und Artigkeit. Endlich schloß Graf Serkenthin, unter allgemeiner Zustimmung der Herren, wobei auch sein Kommandeur schmunzelnd nickte, mit der Behauptung: „Sie haben doch einen ganz eigenen Reiz; ach, meine Liane, sie heißt nämlich Liane!"

Und er legte himmelnd die Hand aufs Herz, während Frau von Schwelsdorf ärgerlich die Achseln zuckte.

Aber die beiden Schwestern drängten, sich nun auch anzuziehen; vor allem Frau von Schwelsdorf, die sich nicht selbst frisieren konnte. Und während die Braut bereits fertig angekleidet wartend dasaß, fingen die anderen erst an, an die Toilette zu gehen. Aber sie waren zur rechten Zeit fertig. Es war auch dieses Mal nicht so wichtig, denn der frühen Stunde entsprechend erschienen alle Damen in hohen Kleidern, den Hut auf dem Kopf.

Genau wieder wie gestern kamen zuerst Edmond und Claire, die andere Gesellschaft allmählich hinterdrein, und heute begrüßte man sich fast wie alte Bekannte, und es ging bei Beginn schon viel lebhafter zu als gestern beim Schluß.

Graf Serkenthin hatte sich sofort an die Seite seiner bewunderten Liane gemacht und er, der, abgesehen vom Kommandeur, am besten Französisch sprach, da er bis in die späteren Schuljahre einen Schweizer Hauslehrer gehabt hatte, war bald mit dem jungen Mädchen in so enger Unterhaltung, daß man sich anstieß und über die beiden schon Bemerkungen machte.

Digitized by Google

Endlich kam der entſcheidende Augenblick, wo die Fahrt zur Kirche beginnen ſollte.

Herr de Corvieux hatte jetzt ſeinen großen Moment. Er erhob die Stimme, indem er mit einem Zettel in der Hand am Eingang der Glasveranda ſtand und rief: „Meine Damen und Herren! Ich bitte den Brautzug ſo zu bilden, wie ich ihn verleſe.“

Dann nannte er zuerſt den Namen der Dame, dann den des Herrn, der ſie führen ſollte.

Die Wagen hielten zum Kopfſchütteln des Gärtners auf der Terraſſe, und nun näherten ſich die betreffenden Herren ihren Damen, und jedesmal kam rechts ein Männlein und links ein Weiblein, vereinigte ſich in der Mitte, ſtieg ein und fuhr davon. Endlich kamen in einem vierſitzigen Wagen die zwei Brautführer mit den zwei Brautjungfern, nämlich Graf Serkenthin mit Liane und ein entfernter Vetter Corvieux mit einer entfernten Couſine, der einzigen, die es noch von Frau de Corvieux' Mädchennamen gab.

Den Beſchluß aber bildete Herr de Corvieux mit der Braut, und endlich folgte im letzten Wagen der Bräutigam. Da er elternlos war, ſaß ſeine zukünftige Schwiegermutter an ſeiner Seite.

Es war ein lachender, ſtrahlender Morgen; die ſchwere Hitze des Tages war durch ein Gewitter in der Nacht vorher gedämpft, und in der Morgenſtunde, wo die Sonne noch nicht im Scheitelpunkt ſtand, fühlten auch die deutſchen Gäſte nicht die eine germaniſche Natur bedrückende Temperatur des Südens; ſondern die Luft war würzig, duftig und rein, angenehm erwärmt. Durch den Regen ſchienen alle Pflanzen nach der laſtenden Spätſommerglut neu getränkt und erfriſcht, es war, als reckten ſie ſich mit verjüngter Kraft empor; die Südlandsgebüſche, der Kirſchlorbeer, die gewaltigen Evonymushecken, Juniperus und Taxus, alles glänzte in friſchem Grün. Die Vögel zwitſcherten im Gehege; an dem hohen blauen Himmel zogen blendend einzelne weiße Wolken ſo langſam hin, daß man ihre Bewegung nicht wahrnahm. Auf beiden Seiten der Himmelswölbung ſchienen ſie aufmarſchiert wie zwei gewaltige Heere; eine breite blaue Ätherſtraße lag zwiſchen ihnen.

Die Wolken ſtanden in Flocken nebeneinander gleich Regimentern, und kleine runde Ballen hielten hier und da vereinzelt vor den langen Fronten, als wären ſie die Kommandeure der Truppen, die hinter ihnen maſſiert ſtanden.

Links war die Wolkenreihe etwas dunkler gefärbt, als bezeichnete ſie romaniſches Blut, rechts zogen ſich die Flocken noch beſſer gerichtet, noch regelrechter gehäuft, ganz weiß hin, wie die helle Haut germaniſcher Raſſe. Und wie unter ihnen auf der kleinen Erde die Hochzeitswagen vereint hinrollten, als hätten Deutſche und Franzoſen das Schlachtbeil begraben zur gemeinſamen Feier dieſes Feſtes der Freude, ſo blieben droben in Himmelshöhen die Wolken unbeweglich, als wäre ein Waffenſtillſtand geſchloſſen auch dort in himmliſchen Gefilden.

Die Wagen fuhren die lange Akazienallee hinab, durch das große Gitter die Dorfſtraße entlang. Überall ſtanden die Bewohner vor ihren weißen Häuſern, klein, niedrig, nur einer Familie dienend, mit den Vorgärten, in denen die zweite Blütenpracht des Jahres in brennenden Farben glühte. Die Bauernweiber mit ihren dunklen langgeſchnittenen Geſichtern, ein Kind auf dem Arm oder an der Hand, kleine Zweikinderfamilien; nur ſelten einmal eine von reicherer Schar umringt, wie jenſeits des Rheins bei der blonden ſtärker anwachſenden Raſſe. Und alle hatten das kleine weiße Mützchen auf dem Kopf, und alle winkten freundlich und freuten ſich über den Feſtzug, über die Toiletten, die ſie ſahen. Als die Wagen ſich der Kirche näherten, die von hohen breitausladenden Edelkaſtanien umgeben war, hier und da von gewaltigen Platanen unterbrochen, mit ihren hellen Stämmen ſich in der Reihe abzeichnend, wie Unteroffiziere in der Front, da wuchs am Eingang die Menge, da ſtanden die Männer in gewaltigen Holzſchuhen, in ihren weiten Hoſen, bauſchend, daß man meinte, der Stoff wäre für zwei genug, und auch ſie mit ihren dunkelbraunen glattraſierten Bauerngeſichtern und dem Schwarz der Haare, unter denen nur hier und da ein Graukopf ſtand, winkten mit Mützen und Hüten, betrachteten freundlichen Auges ohne Maſſenneid und ohne finſtere Klaſſenmiene den Luxus und Aufwand, der ſich ihnen zeigte; ihnen ewig verſchloſſen, aber auch für ſie ein farbenreiches Bild, ein Theater-

aufzug, eine Unterhaltung, von der man noch lange sprechen würde im Dorf.

Die Wagen setzten ihre Gäste einzeln am Kirchenportal ab, vor einem alten gotischen, zeitzerfressenen Marmortor, dessen Säulen schief standen, als beugten sie sich unter der Last der Jahre. Ein gewaltiger Riß lief zum Giebel hinauf, den zu flicken noch kein Mensch je geplant hatte.

An dem alten Kirchendach, das eine Patina angesetzt hatte im Laufe der Jahrhunderte, fehlten hier und da Ziegel und machten es köstlich malerisch, wie es herauslugte aus den dichten Efeuwänden, aus dem wie Korkzieher gewundenen Glyeiniengerank, das sich in Männerschenkeldicke, turmhoch das alte Gemäuer überspinnend, hinanzog.

Ein Schweizer mit Dreimaster und hohem Stab mit Silberknopf, in etwas schreiender funkelnagelneuer Pracht, die Herr de Corvieux zu Claires Hochzeit seinem Pfarrer gestiftet, stand am Eingang und wies die Herren rechts, die Damen links. Bei jedem ankommenden Wagen häufte sich die Menge.

Die kleine Dorfkirche lag da im farbenbrennenden Licht, wie es durch die bunten Glasfenster fiel; die Sonne strahlte mächtig herein, und gerade vor dem Altar, dort, wo das junge Paar niederknien würde, um durch Priestershand den göttlichen Segen zu empfangen, zeichnete sie auf die alten Marmorfliesen einen leuchtenden Kreis.

Jetzt stieg die Erwartung auf das höchste, denn die letzten beiden Wagen mit Braut und Bräutigam fuhren vor, und die drei rötlichen Stufen vor dem Portal schritt Simone am Arme ihres Vaters hinauf. Die jungfräulich weiße Seide des Gewandes glänzte im Sonnenspiel, weiß leuchteten die kleinen rundlichen Beeren der Orangenblüten in ihrem schwarzen Haar, und schlank und zierlich, wie ein jungfräulicher Traum, die Züge mit den niedergeschlagenen Augen unter langem bräutlichen Schleier halb verborgen, hob sie, während die schwere Seide ihres Kleides knisterte, den Fuß, um hinanzuschreiten, von ihrem Vater geführt, der barhaupt neben ihr schritt, in seinen winzigen Lackstiefelchen mit den riesigen Absätzen, die ihn doch kaum größer machten als sein Kind.

Seine Miene war ernst und würdig, ein ganz anderer Mann schien er als jener, der noch gestern gerufen: „Er hat sie geküßt! Er hat Temperament, der Junge!“

Brautführer und Brautjungfern folgten, und die Augen all der Gaffer, der alten Mütterchen, der jungen Frauen, der Greise und Leute, unter denen auch ein ganz kleiner Infanteriesoldat stand, mit riesigen roten Epauletten, richteten sich auf den großen blonden Bräutigam, der all das südfranzösische Volk um Kopfesgröße überragte. Und Bemerkungen gingen durch die Menge; man fand die Braut reizend, und vom Bräutigam hieß es: „Na, das ist aber ein schöner Kerl! Die wird sich nicht zu beklagen haben.“

Nun setzte die dünne Dorforgel ein, Gesang klang und das tiefe eigenartige Brummen des Serpent. Und dann bildete sich der Zug, und während schon mit den rotgekleideten Chorknaben, die die weißen, frisch gestärkten Mäntelchen trugen, der alte Pfarrer in goldenem Ornate vor dem Altare stand, schritt langsam und feierlich die Gesellschaft nach.

In den Mittelraum vor dem Altar waren Stühle gestellt, und dort nahm der Hochzeitszug Platz. Rechts und links aber in der kleinen Dorfkirche drängten sich eine Reihe von entfernteren Gutsnachbarn, schoben sich die besseren Leute des Ortes, die Kaufleute, der Arzt, der Apotheker, die Vertreter höherer Schulbildung und des besser gefüllten Beutels. Dann, ehe die Tür geschlossen ward, strömte die Menge herein, in wilder Flucht, um nur ja noch einen Platz zu erlangen. Alles, was draußen gestanden hatte.

Dann trat Ruhe ein, und die Stirnen senkten sich nieder in die kleinen goldschnittverbrämten Bücher, während die heilige Handlung begann.

Simone saß neben ihrem Bräutigam, unbeweglich, nur vor Erregung lief ihr ab und zu ein Zittern über die Schultern. Ihr war kalt, trotz der Wärme, und sie konnte keinen Gedanken fassen; sie mußte sich zwingen, auf die Worte des Pfarrers zu hören. Sie konnte es nicht, es überkam sie ein paarmal, als wäre sie einer Ohnmacht nahe, und während die beiden Brautjungfern ganz in ihre Gebetbücher vertieft hinter ihr saßen oder ab und zu die Augen über das Körbchen laufen ließen, in dem sie nach der Handlung an Klingelbeutels-

Digitized by Google

Aus unserer Studienmappe:

Aus Hermann Wolffs Skizzenbuch.

stelle einjammeln ſollten, blickte Tante Jeanne ängſtlich zu ihrer kleinen Nichte hinüber.

Claire ſaß ein gutes Stück entfernt und ſchielte manchmal über ihr Gebetbuch ruhigen, nüchternen, kalten Auges, zu ſehen, wer von Bekannten da wäre; als hätte ſie nicht ſelbſt erſt vor wenigen Wochen dort gekniet, wo ihre Schweſter jetzt eben ein leiſes, faſt ſterbendes „Ja“ hauchte.

Dann klang das Klingelzeichen, die Gläubigen ließen ſich auf die kleinen Betſchemel nieder, die vor jedem der Strohſtühle ſtanden, wieder mühte ſich die kleine Orgel ab mit ihren wenigen Pfeifen, ſcharf, in gleicher Tonſtärke, ohne Auf- und Abſchwellen, tönte der Geſang, und tief, wie ein alter, unzufriedener Mann brummte das Serpent.

Man hatte ſich erhoben, und während immer noch das Spiel weiter ging und der würdige alte Pfarrer mit ſeinem Stabe von kleinen Chorknaben verſchwunden war, ordnete ſich wieder der Zug, um zu einer winzigen Seitenkapelle zu ſchreiten, die kahl ausſah mit ihren weißgetünchten Wänden.

Das Brautpaar ſtellte ſich an den kleinen Altar, an dem kein Licht war, keine ewige Lampe brannte, ſondern nur ein vor Alter unkenntlich ſchwarz gewordenes Ölbild in gebrechlichem Rahmen hing.

Dann gingen langſam alle vorüber, zuerſt die im Zuge geweſen, um dem jungen Paar ihren Glückwunſch darzubringen.

Frau de Corvieux küßte ſtürmiſch ihre Tochter und dann ihren Schwiegerſohn auf beide Wangen; ſie fühlte die Augen aller auf ſich gerichtet. Herr de Corvieux hatte Tränen in den Augen, als er ſeinem Kind den väterlichen Segen mit auf den Weg gab.

Faſt unbemerkt huſchte Tante Jeanne hinzu, und dann kam Claire mit einem gewiſſen Abſtand, ſehr nett, ſehr graziös und ſehr überlegt, in einer reizenden Toilette

und mit einem wahren Wunder von Hut. Darauf Frau von Schwelsdorf, etwas fahrig und erregt in ihrer Zärtlichkeit dem Bruder und der Schwester gegenüber, ein wenig plump und ungraziös. Gräfin Tornow herzlich und indem sie ihrer Schwägerin noch ein paar Worte ins Ohr flüsterte, dann die drei Offiziere, die beiden Schwäger groß, blond, riesig, sehr entschieden, ohne viel äußere Bewegung, aber mit Herzlichkeit im Händedruck und in den Mienen.

Und endlich setzte sich ein ganzer Zug in Bewegung, ein langer, auf der einen Seite aufsteigender, auf der anderen wieder zurückgehender Gänsemarsch aller Verwandten, aller Bekannten, aller Gäste, von allem, was da eingeladen gewesen und jetzt noch zum Frühstück ins Schloß kommen würde; dann die Angesehenen des Ortes, schließlich auch die gewöhnlicheren Leute, alte Mütterchen, denen das junge Mädchen einmal etwas Suppe gebracht hatte, Arbeiter, die im Park, in den Weingärten beschäftigt waren: Leute, die alle, alle, ob alt, ob jung, ob klein, ob groß, ob Mann, ob Frau, die Braut gewohnt gewesen waren, um sich zu sehen von Kindesbeinen an. Junge und verwitterte Gesichter, hübsche und häßliche, aber alle doch von ihrem Stamm und Blute, mit ihr groß geworden, alle ihr nahe durch Erinnerungen, durch Sprache, durch Anzug und Aussehen: Kinder ihrer Heimatserde.

Und allen der Reihe nach schüttelte das junge Mädchen unermüdlich die Hand; viele auch der gewöhnlichsten Leute hatten ein nettes und passendes Wort, und ihnen, da sie ihre Heimat, ihre Jugend, Sitten, Gebräuche, ihr Land bedeuteten, wußte sie etwas zu erwidern, drückte sie die Hand, als gälte es einen Abschied für lange, lange Jahre, von all ihrem Fleisch und Blut.

Der Bräutigam, der sie nicht kannte, schüttelte ihnen die Hand etwa, wie der Präsident der amerikanischen Republik, von dem jeder freie Bürger sein Recht verlangt. Er versuchte freundlich zu sein, aber er, der mit ihnen nicht durch Erinnerungen, Jugend, Land und Stamm verbunden war, brachte schließlich nichts weiter heraus als ein: „Danke, mein Herr! Danke! Danke! Danke!“

Der Zug wurde immer dünner, schließlich kam nur noch, so gut sie ihre Beine trugen, ein altes Mütterchen, braun wie eine Hexe, mit schwarzen, stechenden Augen. Mit der linken Faust auf den Stock sich stützend, küßte sie der Braut dankbar die Hand, die einem freundlichen Engel gleich so oft in ihr dürftiges kleines Häuschen ihr jenes leichte, kuchenartige französische Brot, die Brioche, hineingereicht hatte, die beide, die alte Ortsarme wie das junge Mädchen vom Schloß, so gern aßen.

Und in Gedanken daran, als verkörpere dieses Brot, das man, wie Karl ihr gesagt, dort drüben nicht kannte, ihre Heimat, war es ihr, als nähme sie mit diesem alten verschrumpelten Weiblein heute Abschied von ihrem Land.

Das Herz ging ihr über. Die junge, strahlende Braut in ihrem weißen, schimmernden Seidenkleide neigte sich zu der alten, dürftigen Frau und schlang die Arme um sie und berührte plötzlich mit ihren jungen Lippen der alten Bettlerin graues Haar.

Die Leute vom Ort und die Nachbarn freuten sich, als wäre es eine Ehre, die ihnen allen selbst gegolten hätte. Sie sahen sich an, nickten und sprachen: „Das war gut! Das war gut! Fräulein Simone ist doch die beste!“

Die Verwandten und Bekannten aber lächelten gerührt, und die Herren sagten zu ihren Damen: „Das war ein nettes Bild!“

Dann ordnete sich wieder der Zug, aber diesmal in anderer Reihenfolge, denn voraus schritt am Arme ihres Mannes die junge Frau, am Hauptaltar vorüber den Weg durch die Stuhlreihen hindurch dem Portal zu, durch dessen geöffnete Türen die glänzende Livree des Schweizers schaute und hinter ihm als Rahmen die Dorfstraße mit den kleinen weißen Häuschen rechts und links und den hohen Bäumen, hinter denen man das Dach des Schlosses zu erkennen meinte; dann aber der weite blaue Himmel, an dem man in diesem Ausschnitt nicht ein Wölkchen sah, der rein, ungetrübt hereinschien wie das Glück der beiden jungen Gatten.

Die kleine Orgel strengte alle ihre Kräfte an, der Chor sang so stark als er konnte, und wie ein Jubel klang es, als das Brautpaar hinaustrat. Die Dorfleute, die in die Kirche nachgedrängt waren, stürzten jetzt heraus: alles, was drinnen nicht Platz gefunden hatte, schob sich vor dem Portal hin und her, und einen Augenblick blieb das

Digitized by Google

junge Paar auf der obersten Stufe stehen, beide den Kopf etwas gesenkt und die Augen geschlossen, die sich erst an die strahlende Helligkeit gewöhnen mußten.

Als der Wagen davonrollte, erhob der alte Gärtner, der sich unter der Menge befunden, seine Stimme und rief laut: „Es lebe Fräulein Simone, es lebe die Frau Gräfin!“

Nur ein Teil der Leute fiel als dünner Chor ein, denn die meisten achteten nicht darauf. Sie waren mit offenem Mund und Augen zu sehr beschäftigt, das Schauspiel zu genießen, das ihnen der Hochzeitszug bot. Und jedesmal, wenn ein Paar aus der Kirche trat, ein Herr und eine Dame, der Herr den Zylinder aufsetzte und die Dame unter dem Hutrand, genau wie es die Braut getan, geblendet die Lider niederschlug, teilte sich das lebhaft bewegliche Volk seine Eindrücke mit über das Kleid oder ganz naiv über die Schönheit. Irgend ein Kundiger nannte den Namen, und als der letzte Wagen davonfuhr, drängte die Menge hinterdrein, und die Dorfjugend lief mit, allmählich in ganze Wolken Staub gehüllt, bis sie die weitere Verfolgung aufgab, denn sie konnten weder atmen noch sehen.

Das junge Paar im ersten Wagen der Viktoria mit dem alten Kutscher redete kein Wort. Sie saßen stumm nebeneinander in sprachlosem Glück. Da, als sie eben von der Dorfstraße durch das Portal fuhren und in die lange Akazienallee einbogen, an deren Endpunkt die weißen Mauern des Schlosses erschienen, tönte plötzlich ein furchtbares Krachen, so daß der Kutscher Mühe hatte, die Pferde zu bändigen und Simone erschrocken den Arm ihres Mannes nahm. Es waren ein paar junge Leute aus dem Dorf, die es sich nicht hatten nehmen lassen, die junge Frau mit einer Salve von Freudenschüssen zu begrüßen.

Einen Augenblick darauf hielt der Wagen vorn auf der Terrasse, und die beiden stiegen aus. Die Brautjungfern folgten, alle Verwandten und Bekannten, die Säle begannen sich zu füllen, und die meisten erklärten, angesichts der gedeckten Tafeln, die überall, auch in der Glasveranda, sowie in einem kleinen zeltartigen Anbau standen, sie hätten wahnsinnigen Hunger.

Sobald der letzte Wagen eingetroffen war, begann man Platz zu nehmen, und die Herren eilten zu den Büfetts, da wegen der großen Menge, die diesmal teilnahm, indem sich auch alles einfand, was von weiteren Bekannten in der Kirche gewesen, nur ein Lunch serviert wurde.

Im Gegensatz zu gestern war Simone nicht gesprächig, denn sie fühlte sich immer noch ergriffen von der heiligen Handlung und empfand sich erst jetzt wirklich als Frau.

Man scherzte mit ihr, die Verwandten kamen und redeten sie absichtlich Frau Gräfin an. Und jedesmal lächelte sie dann und blickte ihren Mann an, dem sie keinen Augenblick von der Seite wich. Aber sie war nicht imstande, zu sprechen, und es bedeutete eine Erlösung für sie, als man endlich allgemein saß und sich für den Augenblick niemand um sie kümmerte, denn alles war nur bedacht, den Hunger zu stillen.

Simone begriff nicht, wie ihr geschah, als plötzlich die Mutter zu ihr kam und sagte: „Mein Kind, Du müßtest Dich jetzt anziehen!“

Hatte sie denn nur geträumt die ganze Zeit? Sie waren ja aufgestanden, man hatte die Tische schon weggeräumt, die Gesellschaft war schon viel kleiner geworden, und nur noch die näheren Verwandten waren geblieben. Dabei hatte sie gar nicht bemerkt, daß man sich erhoben hatte; sie fühlte sich wie hypnotisiert und fragte ihren Mann erschrocken, wieviel Uhr es denn sei. Da kam es heraus, daß, seitdem sie sich zum Essen gesetzt, schon über anderthalb Stunden vergangen waren; sie hätte gemeint, es wären nur ebensoviele Minuten gewesen.

Da hörte sie, die immer noch im Traum war, die Mutter flüstern: „Du brauchst niemandem adieu zu sagen, Papa und Tante Jeanne und Claire kommen nachher. Gehe nur jetzt ganz ruhig ins Eßzimmer und hintenherum hinauf, Deine Sachen liegen schon bereit. Ich bleibe noch hier, ich komme später. So wird es gar nicht auffallen.“

Simone wollte ihren Mann mit sich ziehen, doch der sagte lächelnd, indem er ihr lange in die Augen sah: „Wir sehen uns nachher!“

Sie fragte ängstlich: „Kommst Du denn nicht mit?“

„Ich folge gleich nach.“

Nun huschte die junge Frau durch die Räume, und oben in ihrem kleinen Zimmer

Digitized by Google

fand sie schon Tante Jeanne vor, die ihr beim Umkleiden half.

Der schwere Brautstaat wurde abgelegt, der Orangenblütenkranz vorsichtig aus dem Haar genommen. Simone mochte sich nicht davon trennen, doch Tante Jeanne sagte, er würde ihr nachgeschickt werden mit allen übrigen Gegenständen. Aber sie brach ein Zweiglein davon ab, es wurde in ein kleines Kästchen gelegt, und das kam in Simones winzige Reisetasche, die schon fertig gepackt dastand.

„Wer hat denn das getan?“ fragte die junge Frau.

Tante Jeanne lächelte: „Ich, Simone. Du brauchst Dich um nichts mehr zu kümmern.“

Und während sie das kleine Reis vom Brautkranz in eine Seitentasche steckte, zeigte sich in dem geöffneten Spalt alles fertig gepackt, Bürsten, Kämme, ein Handspiegel, Waschzeug, ein Flakon mit Kölnischem Wasser und eine große Tüte Pralinés, die ihr die Tante zeigte mit den Worten: „Damit Du nicht Hunger leidest unterwegs!“

Eine Viertelstunde darauf stand die Braut im Reisekleide da, den Hut auf dem Kopf, und einen Augenblick darauf klopfte es, und an der Tür klang die Stimme des alten Paul: „Frau Gräfin, der Wagen ist vorgefahren!“

Simone war ganz erschrocken; sie konnte es gar nicht glauben, daß es nun Ernst sei, daß es fort ging, wirklich fort! Sie nahm Abschied vom Elternhause, und sie blickte sich in ihrem kleinen Zimmerchen um mit allmählich sich umflorenden Augen. Sie sah die kleine Kommode an, in der ihre Mädchenhabseligkeiten verwahrt waren, den winzigen Nähtisch mit den goldabgesetzten Füßen, den der Vater, weil er ihn unnütz befunden, ihr nicht hatte geben wollen und den sie sich von monatelang sauer erspartem Taschengelde voller Stolz selbst gekauft. Ihre Augen schweiften über ihr Mädchenbett mit dem Cretonnehimmel darüber, das frisch gemacht in der Ecke stand, als hätte dort niemals ein junges Ding geruht mit kindlichen Mädchenträumen voller Hoffnungen und Gedanken.

Simone blickte zum Fenster, wo die Falte in den Brises bises andeutete, wie oft das Mädchen die Spitze zur Seite gezogen hatte, neugierig hinunter zu sehen, wenn Besuch kam.

Und wie ihr Blick so durch das Zimmer lief, war es ihr, trotz aller Liebe zu ihrem Mann, der sie entführte, einen Moment, als könnte sie diesen Raum nicht verlassen.

Sie wollte irgendeine Erinnerung behalten, sie mußte etwas haben, das ihre Gedanken immer wieder zurückführte in die Mädchenwelt, in das Vaterhaus, in die Heimat, in ihr liebes, liebes St. Mathurin, in das schöne Frankreich und sie zögerte, ließ ihre Blicke herumlaufen, dann trat sie plötzlich an das Bett, kniete darauf und nahm die kleine Mutter Gottes herab mit dem winzigen Becken darunter, eine unscheinbare, rohe Porzellanarbeit, die sie zur ersten Kommunion vom alten Paul und der alten Bertha bekommen hatte: eine glatte unausgebildete weiße Figur, grob mit goldenen Strichen abgesetzt, in St. Mathurin auf dem Markt von einem Heiligenhändler gekauft.

Sie verbarg die Figur in ihrer Reisetasche zwischen Bürsten und Kämmen und den Pralinés.

Und nun war auch schon die Zeit des Tränenns vorbei, denn Claire erschien.

Nur einen Augenblick war sie heraufgehuscht, und sie sagte auch schon, fast ohne anderes Abschiedswort: „Simone, schnell, schnell, sonst fällt es auf!“

Dann küßten sich die Schwestern, und die Baronin de Préfailles tröstete die Weinende mit den Worten: „Aber, mein Gott, das muß doch jede junge Frau!“

Als ob sie selbst das schon hundertmal erlebt hätte. Aber im letzten Augenblick war sie doch herzlich und rief: „Adieu, meine kleine Schwester, sei recht, recht glücklich und sieh, daß Du bald einmal wieder zu uns kommst!“

Dann erschienen die Eltern, beide sehr bewegt. Frau de Corvieux fragte noch nach allem, sah sich die Reisetasche an, die ihre Schwester gepackt, fand alles sehr praktisch und gut, meinte, so würde Simone nichts fehlen, als ob sie für alles selbst gesorgt hätte.

Der Vater aber kämpfte mit den Tränen. Er konnte sich nicht fassen und flüsterte nur, indem er die Tochter umarmte: „Adieu, meine kleine Simone, adieu, adieu. Und vergiß nicht Deinen kleinen Papa und schreibe und komme bald wieder!“

Digitized by Google

Hochsommer. Nach dem Gemälde von Prof. Hugo Mühlig-Düsseldorf.

Mehr brachte er nicht heraus; dann mußte er sich abwenden, er zog das Taschentuch, und während jetzt Karl schon erschien, um seine Frau abzuholen, stand er mit abgewendetem Gesicht in einer Ecke, räusperte und schnaubte sich vor Rührung.

Der Abschied von Tante Jeanne war kurz. Jetzt, wo alle anderen darum standen, küßte sie nur ihre Nichte, sie mochte mit den anderen nicht teilen.

Nun war es aber Zeit, und das Brautpaar huschte die Treppe hinab, während die Eltern im Zimmer zurück blieben. Unten kamen noch einmal die Leute gelaufen: die alte Bertha mit der weißen Schürze und aufgekrempelten Ärmeln aus ihrer Küche, der alte Paul und alles, was sonst im Hause bedienstet war. Als das junge Paar in den Wagen stieg, reichte der Gärtner der jungen Frau einen großen Strauß Rosen mit den Worten: „Aus Fräulein Simones kleinem Garten!“

Simone nahm den duftenden taufeuchten Strauß in die Hand, es waren La France-Rosen, wie ein letzter Gruß aus ihrem Heimatlande.

Die Dienerschaft stand in der Tür, die Köchin wischte sich mit der Schürze die Augen, und dem Gärtner liefen dicke Tränen über die schwarzbraunen Wangen.

Dann zogen die Pferde an, es ging um das Rondell herum. Als sie in die Akazienallee bogen, nahm Simone noch einmal das Taschentuch und winkte lange und den ganzen Weg hinab, und bis zum Gittertor blickte sie sich um; denn in ihrem lieben kleinen Mädchenzimmer sah sie Gestalten, die ihr nachschauten, ihren kleinen Papa, ihre kleine Mama und Tante Jeanne.

Dann rollten sie die Landstraße hinunter, und St. Mathurin war ihren Augen entschwunden.

Simone aber lehnte sich an die Schulter ihres Mannes, und als er sie an sich zog mit glückstrahlenden Blicken, er, der heute nichts verließ, der nur gewann, fragte er: „Aber, Simone, Tränen? Bist Du nicht glücklich?“

Sie sah ihn aus ihren schwarzen Augen an, die jetzt durch die Tränenflut wie durch große Prismen geschliffener Bergkristalle schauten, und nickte.

„Aber Du weinst trotzdem?“

Sie zögerte einen Augenblick: mit den Blicken schien sie an ihm vorbei das Paradies ihrer Kindheit und Jugend zu suchen, nicht mehr erreichbar ihren Blicken, denn es lag jetzt hinter der Hügelreihe verborgen. Dann ruhten ihre Augen in denen ihres Mannes, und sie fand die Antwort. Sie flüsterte ihm zu, während schon ein Lächeln um ihre Lippen spielte: „Vor Glück!“

## XVII.

Die Hochzeitsreise dauerte lange. Der Oberleutnant Graf Rundstetten hatte durch die Liebenswürdigkeit seines Kommandeurs, der das Gesuch befürwortet, einen außergewöhnlich langen Urlaub bekommen. Aber nun war die schöne Zeit vorbei, und es sollte wieder an den Beruf gehen. Nach dem Honigmond meldete sich der Ernst des Lebens.

Sie waren auf Simones besonderen Wunsch wie Edmond und Claire in der Schweiz gewesen und zwar der fortgeschrittenen Jahreszeit halber nur am Genfer See.

Sie staunte über die Berge, sie war fast erschrocken über die Gletscher, über den Schnee, den sie in St. Mathurin nie und in Paris nur vorübergehend gekannt hatte. Sie fror häufig, während ihr Mann gestand, daß es ihm eine Wonne sei, diese gesunde kalte Luft zu atmen.

Da gab er denn im Oktober ihrem Wunsche nach, und sie reisten über die oberitalienischen Seen nach der Riviera.

Es war Simone ganz merkwürdig bei der Fahrt durch die deutsche Schweiz, kein Französisch mehr zu hören, und im ersten Augenblick fühlte sie sich ängstlich, verloren und verlassen und mochte keinen Schritt ohne ihren Mann tun.

Als sie nun an der Azurküste ihre Muttersprache wieder hörte, kam ein solches Glück über sie, daß sie herumhüpfte, in die Hände klatschte und rief: „Charles, ich verstehe wieder, ich verstehe wieder!“

Wie ein Tauber, dem plötzlich das Gehör zurückgegeben wird.

Doch nun saßen sie im Zuge und fuhren Deutschland zu; ihrer neuen Heimat, dem Vaterlande ihres Mannes, das jetzt auch das ihre werden sollte. Italien lag hinter ihnen, und als österreichische und dann bayerische Schaffner kamen, hatte Simone wieder jenes Gefühl des Fremdseins, das sie im ersten Augenblick fast niedergeschlagen machte. Aber an der Seite ihres Mannes,

Digitized by Google

im Coupé mit ihm allein fühlte sie sich sicher und begann allmählich das fremde Idiom, das sie auf dem Bahnsteig und im Zuge hörte, mehr wie etwas Sonderbares zu betrachten; ja, sie fing an, Spaß daran zu haben, und begann unter seiner Leitung den ersten deutschen Sprachunterricht.

Ihr Vater hatte zwar daran gedacht, ihr, als sie Braut war, eine Grammatik zu kaufen, aber da niemand aufzutreiben war, der ihr hätte helfen können, so wurde der Gedanke bald aufgegeben, um so mehr, als Karl der Ansicht gewesen war, durch den Gebrauch würde die junge Frau ohne Quälerei am besten Deutsch lernen.

Jetzt vertrieben sie sich damit die Zeit, daß er ihr deutsche Worte vorsprach und sie sie nachzunahmen suchte.

Es ging besser, als sie gedacht, und als sie abends in München ankamen, rief die junge Frau schon nach dem Gepäckträger. Es klang zwar fremd, aber sie war ganz stolz, als ohne ihres Gatten Hilfe ihr der Mann die Taschen abnahm, und dachte gar nicht daran, daß der Mensch es tun würde, wenn sie ihm auch, ohne ein Wort zu sagen, das Handgepäck entgegengehalten haben würde.

Sie hatten noch Zeit, einen Tag in München zu bleiben. Dort gefiel es ihr sehr gut. Es war zwar kalt nach ihren Begriffen, doch es unterhielt sie, mit ihrem Mann durch die Straßen zu bummeln, Läden zu besehen, die sie zu freudigem Erstaunen sehr schön fand, da sie in einer dunklen Einbildung vermutet, so etwas gäbe es gar nicht hier.

Und als sie abends in der Oper saßen, redete die Musik eine internationale Sprache, die Sprache des Gefühls, so daß sie sich nicht fremd fühlte. Es kam auch das Neue hinzu, junge Frau zu sein, die machen durfte, was sie wollte, der es erlaubt war, das Operuglas zu brauchen, was ihr die wenigen Male, da sie in Paris die Große Oper besucht hatte, verboten gewesen war.

Das Theater überhaupt, das ihr fast fremd war, machte ihr Vergnügen. Die Sänger, die Dekorationen und nicht zum mindesten das Publikum. Sie sah sich die Damen an, deren Kleidung nicht mit dem Toilettenaufwand in Paris zu vergleichen war, und fühlte, daß ihr Mann recht hatte, der ihr gesagt hatte, sie solle nur eins ihrer gewöhnlichen Kleider anlegen, sie würde darin besser angezogen sein, als die meisten anderen Damen.

Als sie im Foyer im Zwischenakt auf und ab gingen, erregte die junge Frau wegen ihrer fremdartigen Erscheinung Aufsehen, und Karl machte es Spaß, ihr, wenn er ein Wort aufgeschnappt hatte, mitzuteilen, was die Leute über sie sagten. Da war sie einmal eine Spanierin, dann wieder mußte sie durchaus Italienerin sein, und es kränkte Simone fast, daß niemand sie für eine Französin hielt.

Am anderen Morgen reisten sie ab, und die eintönige Fahrt begann über die oberbayerische Hochebene. Beide Reisende saßen am Fenster und blickten hinaus auf die Riede und Moose, die langen Moor- und Sumpfstrecken, deren stille Schönheit dem an bunte Vegetation gewöhnten Südlandsauge Simones nicht aufging.

Sie sagte ein paarmal: „Gott, ist das traurig!“

Und dann wieder, wenn lange Zeit verstrichen war, ehe sich ein Kirchturm oder ein Dorf gezeigt hatte: „Wohnt denn hier kein Mensch?“

Er meinte, sonst wäre sein Vaterland fast übervölkert, nur diese Striche hier, gerade die der Zug durchfuhr, wären wenig bebaut.

Aber immer wieder mußte Simone staunen über die Kahlheit. Sie sah in der Ferne Waldstrecken hinziehen, immer nur Lärchen und Kiefern, und begriff nicht, daß es nicht mehr Abwechslung gäbe. Unwillkürlich zog sie den Vergleich mit der Umgebung von St. Mathurin, mit dem Gartenland, wo kein Fleck Erde unbenutzt war, wo der Boden zu kostbar und köstlich schien, als daß man ihn nicht mit kleinen Anwesen bedeckt hätte.

Alles interessierte die junge Frau; sie lachte wie ein Kind über die komischen Kirchtürme mit ihren zwiebelähnlichen Kuppeln, die völlig andere Bauart der Häuser fiel ihr auf, und vor allem fragte sie, warum die Fenster so klein wären, denn so könnten doch nicht Luft, Licht und Sonne hinein. Da schwieg sie erstaunt, als er antwortete, das wolle man gerade verhindern; denn wer sollte denn das Heizen bezahlen, wenn die Lichtöffnungen übergroß wären und der eisige Dezemberwind sich

Digitized by Google

auf die Fenſteröffnungen legte, vielleicht gar der Schnee bis in die Zimmer hineinwirbelte.

„Fällt denn viel Schnee?“ fragte ſie.

Er erzählte davon, wie er oft meterhoch läge und das ganze Land in eine weiße Decke hülle, und dann ſagte er: „Simone, paß mal auf, wenn wir erſt einmal Schlitten fahren!“

Da klatſchte ſie in die Hände und freute ſich wie ein Kind. Sie fragte, ob das bald wäre, und er meinte, Ende November käme das ſchon vor, wenn es auch nicht gerade die Regel wäre.

Nun erſt entdeckte ſie, daß die Laubbäume traurig blätterlos ihre Zweige gen Himmel reckten und wie auf der Chauſſee unter ihr neben dem Eiſenbahndamm der Herbſtwind die Blätter zu Haufen trieb. Sie ſah kahle Gebüſche, die Wieſen waren braun, und mit einem Male ward ihr klar, daß die Natur ſich ſchon begann ſchlafen zu legen! Sie war ſo überraſcht über ihre Beobachtung, daß ſie verſtummte und nur noch aufmerkſam hinausblickte auf die kahlen Felder, auf die weiten, öden, kultur- und pflanzenloſen und, wie ihr dünkte, erſchreckend traurigen Moorſtrecken. Auch Karl ließ ſein Auge in die Weite ſchweifen. Er ſah heimatlichen Wald, die weiten, ernſten Landſtriche ſeines Vaterlandes, wo der Boden nicht die Frucht zwiefältig gab, wo er dem Menſchen nichts ſchenkte, nichts in den Schoß warf ohne Fleiß. Dieſe ſpät grünende, früh wieder ſchlafen gehende Erde, die kein Geſchlecht auf ſich ließ, das nicht mit harter Hand den Pflug führte, die keine Menſchen nährte, die ſich nicht mühten um ſie. Dieſer Himmelsſtrich, der ein ſtarkes, von weichen Lüften nicht erſchlafftes Geſchlecht trug. Dieſer Boden im Schweiß des Angeſichtes heiß umworben und darum vielleicht ſo heiß geliebt. Deutſche Erde, ſeine Heimat, ſein Vaterland!

Und er, der jetzt lange die Südensflora gewohnt geweſen, freute ſich wie ein Kind, wieder Buchen zu ſehen und Eichen, wenn auch ſchon herbſtlich kahl. Und nach all dem Lorbeer und den exotiſchen Gewächſen ſog ſein Auge, das auf ſtaubigen Palmen, Eiben und Taxus geruht, die ſatten ſtarken Farbenſtrahlen gierig ein, die von den Kiefern- und Lärchenwäldern drüben auf den Hügeln herüberkamen.

Er öffnete das Fenſter, als der Zug durch den Wald brauſte, ſcheinbar den Stämmen ſo nahe, daß man meinte, man müſſe nach den Nadeln greifen können. Er wollte die würzige friſche deutſche Luft der Spätherbſttage tief in ſeine Lungen ſaugen, und war ganz erſtaunt, als Simone plötzlich bittend ihm in den Arm fiel: „Es iſt ſo kalt!“

Da machte er das Fenſter zu, bat ſeine kleine Frau um Verzeihung. Er nahm an ihrer Seite Platz, ſchlang den Arm um ihren Nacken, zog ſie an ſich und drückte ſeine Lippen auf ihre Augenlider. Dann fanden ſie ſich Mund an Mund, und ſo brach allmählich die Dunkelheit herein.

Der Zug eilte durch die deutſchen Lande. Leipzig lag längſt hinter ihnen, und märkiſcher Sand begann, Kiefernwaldungen, daß es ganz ſchwarz ward im Wagen.

Bei der gleichmäßigen Muſik des fahrenden Zuges dachte er an die winzige Garniſon, an die Kameraden, ſeine Leute, die Schwadron, an den Dienſt, an ſeine Pferde und ſchließlich an das kleine Häuschen, das ihrer wartete.

Simone aber träumte von St. Mathurin.

Und als der Zug hielt und ihr Mann ſie rüttelte, denn ſie mußten ausſteigen, da fuhr ſie ſchlaftrunken auf: „Ja, Paul, ich komme gleich!“

Als ihr Mann ſagte, ſie müßten heraus, griff ſie nach der Taſche, die noch immer etwa ſo gepackt war, wie ſie Tante Jeanne beim Abſchiede hergerichtet hatte, und war ganz aufgeregt, als ſie das Schirmpaket nicht fand.

Einen Augenblick darauf ſtanden ſie draußen, und der Wind peitſchte ihnen kalten Regen ins Geſicht.

Simone wickelte ſich in ihren Umhang, machte fröſtelnd einen runden Rücken und verſuchte vergeblich in der Dunkelheit etwas zu ſehen. Da bemerkte ſie zu ihrem Schreck, daß ſie allein ſtand, denn Karl war ein Stück zur Station gegangen, um einen Kofferträger zu rufen. Und in der Nacht bei dem Regen, von Stimmen in einer Sprache umklungen, die ſie nicht verſtand, halb noch im Schlaf, aufgeſcheucht aus den Träumen von ihrem Vaterlande und aus dem warmen Wagen, fühlte ſie ſich mit einemmal ſo verlaſſen, daß ſie wie ein verirrt klagendes Kind laut rief: „Charles! Charles! Charles!“

Er kam einen Augenblick darauf lachend

Digitized by Google

mit einem Mann in struppigem blonden Vollbart, eine Eisenbahnmütze auf dem Kopf.

Hinter dem Stationsgebäude hielt ein Wagen, der Kutscher mit weißer Kürassiermütze auf dem Bock, und klappernd vor Kälte ward Simone hineingesteckt. Sie mußten warten, bis das Gepäck aufgeladen war, dann setzten sich die Pferde in Bewegung; Karl aber zog seine junge Frau dicht an sich, in die weite Pelerine seines Militärmantels, den der Kutscher mitgebracht.

Während sie fuhren, blies der Wind, daß man meinte, er wolle den Landauer umwerfen. Er stob durch die Fugen, rüttelte klirrend am Glas; manchmal neigte sich das Gefährt bedrohlich schräg auf dem schlechten Sandwege, und immer ging es durch den Wald in tiefer Dunkelheit. Einmal schien Licht herein; der Kutscher schimpfte, der Wagen hielt, Karl rief ärgerlich: „Was ist denn los?"

Der Kutscher brüllte draußen: „Es ist kein Platz zum Ausweichen, Herr Leutnant!"

Aber im nächsten Augenblick ging es weiter, und Simone vergrub sich ganz unter Decken und Mäntel, wie ein exotischer kleiner Singvogel in der hintersten Ecke des Käfigs.

Endlich klang hartes Pflaster unter den Rädern; Lichtschein fiel in den Wagen hinein, sie fuhren durch eine Straße, es ging über einen großen Platz, dann verließen sie wieder den Ort, kurz darauf bogen sie ab, und die Tür wurde aufgerissen. Simone fuhr empor, Karl hatte gesagt: „Wir sind da!"

Schlaftrunken rieb sich die junge Frau die Augen, und als ihr Mann sie aus dem Wagen hob, sah sie einen erleuchteten Hauseingang, und ein Diener in fremder Livree stand vor ihr. Unwillkürlich sagte sie französisch: „Guten Abend!"

Der Mann, der einen kleinen Schnurrbart trug, schlug scharf die Absätze zusammen und antwortete so laut, daß sie erschrocken zusammenfuhr: „Guten Abend, Frau Gräfin!"

Dann kam ihr, als sie in den Flur hineinging und ihre Augen anfingen, sich an das Licht zu gewöhnen, ein blondes Mädchen entgegen, mit kleinem weißen Häubchen auf dem Kopf, und wollte ihr die Handtasche abnehmen, die sie noch hielt. Aber ängstlich wehrte sich Simone, die ließ sie nicht aus der Hand, denn darin waren ihr Geld, ihr Schmuck und das kleine Heiligenbild, ja sogar noch ein paar ganz vertrocknete und zerdrückte Pralinés, als Andenken von Tante Jeanne.

Jetzt ging es eine kleine ächzende Holztreppe hinauf, und einen Augenblick darauf öffnete sich die Tür, und sie waren im Schlafzimmer.

Simone warf ihre verschiedenen Vermummungen ab, eine angenehme Wärme durchströmte sie. Gott sei Dank, es war geheizt!

Man schien an alles gedacht zu haben, sogar warmes Wasser stand schon auf dem Waschtisch, und Karl sagte: „Wir können gleich hinübergehen, drüben ist Tee! Aber eigentlich darfst Du noch nichts sehen heute abend, das kommt erst morgen! Weißt Du was, wir lassen es hier 'rüber bringen."

Damit war sie sehr einverstanden, denn sie fühlte sich todmüde von der Reise. Sie hörte noch das Rädergerassel der Eisenbahn, sie war ganz benommen und ging auf Anraten ihres Mannes augenblicklich zu Bett.

Als Simone sich wohlig unter den Decken streckte, klopfte es, und das Mädchen brachte den Tee. Die Jungfer trat zu ihrer Herrin und fragte in gebrochenem Französisch — es waren mehr ein paar Brocken und eingelernte Sätze — ob sie der Frau Gräfin das Haar für die Nacht flechten sollte.

Als Simone die wenn auch verstümmelten Laute ihrer Heimatssprache hörte, blickte sie ihren Mann dankbar fragend an, und er erklärte, wie er, um ihr den Anfang zu erleichtern, ein Mädchen genommen habe, das ein paar Monate in der französischen Schweiz gedient hätte.

Das Mädchen zog sich zurück, Karl riegelte zu, brachte seiner Frau den Tee, fütterte sie wie ein kleines Kind, Löffel auf Löffel, und sie lächelte dankbar dabei. Aber sie war ihm unter den Händen eingeschlafen. Er schlich auf den Zehen, stellte die Tasse fort, zog sich aus, blickte auf den Nachttisch und dort fand er schon seinen Dienstzettel für den nächsten Morgen. Seufzend las er, daß er um sieben Uhr seine Abteilung reiten lassen mußte. Dann betrachtete er noch einmal die langen, regelmäßigen, schönen Züge seiner jungen Frau, löschte das Licht und tastete vorsichtig nach ihrer Hand, die er ganz leise und langsam, um sie nicht zu wecken, an die Lippen zog und zwischen

Digitized by Google

Aus unserer Studienmappe:

Studienkopf von Hans Looschen-Berlin.

seinen Fingern behielt, bis ihn selbst die Müdigkeit übermannte.

XVIII.

Als Simone am anderen Morgen die Augen aufschlug, erschrak sie, denn der Platz an ihrer Seite war leer. Sie blickte sich im Zimmer um, konnte jedoch in der halben Dämmerung nichts erkennen. Sie legte sich auf die andere Seite, denn sie meinte, Karl wäre nur hinausgegangen und würde bald wiederkommen. Doch endlich konnte sie keinen Schlummer mehr finden und richtete sich auf. Es erschien ihr schrecklich finster in dem Raum; da gewahrte sie, daß die Vorhänge zugezogen waren, dichte, dunkle Vorhänge, oben in großen Wolken gerafft, mit riesiger Stoffverschwendung. Sie schlug sie beiseite und statt der gewohnten Fenster entdeckte sie kleine Scheiben, mit einer hohen Fensterbank, wie sie so etwas zum erstenmal nur in München im Hotel gesehen hatte.

Aber alles interessierte sie; es war ja ihr Haus, ihr kleines Nest, in dem sie glücklich sein wollte.

Sie sah hinaus, nachdem sie den Store zur Seite geschoben, und trübes, nebeliges Wetter, ein erst halb dämmernder Tag blickte ihr entgegen.

Sie untersuchte die Fenster, und es gelang ihr, eine Schnur zu finden, die Vorhänge beiseite zu ziehen. Dann blickte sie

sich um. Die Tapete war etwas dunkel, der Betthimmel, den ebenso wie die Betten selbst Karl möglichst nach französischem Muster hatte machen lassen, um seine kleine Frau zufrieden zu stellen, war mattblau, ein paar Kommoden standen im Raum und die Waschtische.

Vorsichtig öffnete Simone den Spalt einer Tür an der Seitenwand, sie wunderte sich, daß es kein Toilettenzimmer gäbe, aber dort schien ein Wohnraum zu sein, und sie machte schnell wieder zu. Doch nun wurde ihr ängstlich zu Sinn, und sie wagte es, ein paarmal laut nach ihrem Mann zu rufen. Da hörte sie jemand kommen, schüttelte schnell ihre kleinen Pantoffeln ab von den bloßen Füßen, daß sie weit durchs Zimmer flogen, und huschte unter die Decke.

Die Jungfer trat ein und setzte ihr auseinander, was beim ersten Anlauf nicht ganz glückte: der Herr Graf hätte die Frau Gräfin, weil sie so schön geschlafen, nicht stören wollen. Er wäre zum Dienst und würde um zehn wieder da sein.

Simone war ganz erstaunt. Dienst? Fing denn das jetzt schon an? Sie fand, den ersten Tag hätte man ihren Mann damit verschonen können! Ob er nun vierundzwanzig Stunden später anfing oder früher, darauf kam es doch nicht an. Und sie sagte sich im stillen, das sei gar nicht nett vom Oberst.

Aber sie blieb guter Laune, sie wollte ihren Mann überraschen. Wenn er wiederkam, sollte er alles schon ausgepackt finden.

Doch sie überlegte, nein, es war ja gerade seine Hauptfreude, ihr die Wohnung zu zeigen, und so sagte sie denn dem Mädchen, sie solle den Tee bringen. Die fragte, ob sie im Eßzimmer frühstücke, doch sie blieb dabei, das Zimmer nicht zu verlassen. Und nun nahm sie sich Zeit, zog sich langsam an, frühstückte und machte ein verdutztes Gesicht, als sie das gewohnte Brot nicht fand, sondern eines, das ihr nicht sonderlich schmeckte.

Endlich war es zehn Uhr, und richtig, da hörte sie Tritte auf der Treppe, und mit einemmal trat ein riesiger Mann ein in kniehohen schwarzen Stiefeln, an denen gewaltige Sporen klimperten, mit einer weißen Hose und im Überrock mit zwei Reihen Knöpfen. Er trug weiße Handschuhe und die Reitpeitsche in der Hand. Auf dem Kopf aber hatte er eine weiße Mütze mit rotem Stirnband, und dieser blonde Riese öffnete weit beide Arme und lachte über das ganze Gesicht und rief: „Guten Morgen, meine kleine Simone! Guten Morgen! Denke Dir mal, jetzt sind wir zu Haus, und jetzt werde ich Dir unser kleines Häuschen zeigen. Ach Gott, groß ist es ja nicht, aber Du mußt schon damit zufrieden sein, es gab eben nichts anderes. Erkennst Du mich denn wieder? Na, was sagst Du dazu?"

Sie war so erstaunt, daß sie keine Antwort gab, und er schon erschrocken meinte: „Ich gefalle Dir wohl nicht?"

Doch nun erwachte die kleine Frau aus ihrer Erstarrung, ging ihm entgegen und sagte, während er sie in die Arme schloß: „Mein Charles, Du bist schön so!"

Er hob sie hoch, wirbelte sie ein paarmal im Zimmer herum, und dabei schlug sein Pallasch klirrend an die Möbel.

Nun legte er ab, warf Mütze und Handschuhe fort, dann reichte er ihr den Arm, ganz feierlich, und sagte: „So, jetzt wollen wir einmal die Wohnung besehen!"

Und nun führte er sie durch die kleine Tür vom Schlafzimmer aus in ein winziges Eckzimmerchen, das er als Boudoir eingerichtet, in englischem Stile, wie sie es zu Haus gar nicht kannte: Rotbraune Mahagonimöbel in steifen, seltsamen Formen, ein Gemisch seines Dekorateurs zwischen Chippendale- und Biedermeierstil. Auf den Möbelbezügen große bunte Blumen in Velvet gewebt, die Vorhänge an goldenen Stangen und die Wände mit Libertystoff bespannt. Und die zierlichen kleinen Möbelchen erinnerten sie trotz des fremden Stils an die zarten kleinen Gebrauchsgegenstände, sein kokett, wie sie in ihrem eigenen Mädchenzimmer gewesen waren; nur etwas dunkel fand sie das alles; vor allem, weil es draußen nicht Tag werden wollte.

Dann kam der Salon, ihr gleichfalls etwas ungewohnt, etwas dunkel und wenig Licht, aber schöne, wenn auch etwas schwere Möbel.

Daran schloß sich ein Herrenzimmer, dunkel gehalten, mit mächtigen Möbeln und großem Schreibtisch, das Urbild der Gemütlichkeit, wenn in dem großen altdeutschen Kachelofen das Feuer einmal brennen würde und man in den gewaltigen Leder-

Digitized by Google

ieſſeln ſaß, die eigens ſo groß und maſſiv gebaut ſchienen, um Küraſſierfiguren bequem aufnehmen zu können. Darauf kam noch ein Raum, der leer ſtand.

Simone lachte und hing an ſeinem Arm: „Was iſt denn das?“

„Ja, errätſt Du denn das nicht?“

Sie kam nicht darauf, und er ſagte, indem er ſie liſtig anſah: „Das will ich Dir erklären. In dem Zimmer ſteht nichts, es iſt nichts da, aber es ſoll einmal eingerichtet werden für etwas, das auch noch nicht da iſt.“

Und mit einemmal kam ihr das Verſtändnis, es war, als ſchämte ſie ſich ein wenig, aber vielleicht tat ſie nur ſo, und ſie zog ihn fort und meinte: „Wir wollen weiter gehen, das iſt nicht intereſſant!“

Das war der erſte Stock. Im Dachraum, in zwei Giebelzimmern wohnten die Mädchen, im Erdgeſchoß aber gab es eine Stube für den Burſchen, eine Plätt- und Wäſchekammer und das Eßzimmer in dunkler Eiche mit einem gewaltigen ſchweren Büfett, das auf rieſigen handgeſchnitzten Säulen ſtand. Er erklärte ſtolz: „Niederſächſiſche Arbeit!“

Sie verband damit keinen Begriff. Sie ſtürzte in die Küche; dort gab es eine förmliche Vorſtellung. Sie wurde mit der Köchin bekannt gemacht, die mitten in ihrem Reiche ſtand, eine etwas ältliche Perſon, ganz gutmütig ausſehend, die aber doch zu ſagen ſchien: Hier regiere ich!

Und nachdem man die Reihe von Kaſſerolen, Deckeln und Pfannen bewundert und einen Blick in die Speiſekammer getan hatte, ging das Ehepaar wieder hinauf, und ſie ſetzten ſich in das Herrenzimmer.

Sie ſprachen darüber, wie ſie ſich ihr Haus einrichten würden, und ſobald ſie erſt Schuhe angezogen hätte, würden ſie hinunter gehen in den Stall, um die Pferde zu beſehen. Dann erzählte er den Lebenslauf der nächſten Tage: Heute mittag mußte er noch einmal fort zur Offiziersreitſtunde, und dann hatte er ſich beim Kommandeur vom Urlaub zurückzumelden, ſchließlich würden ſie um halb zwei Uhr eſſen.

Das kam ihr ſo erſtaunlich vor, daß ſie lachte. Aber er erklärte, hier ſei die ganze Tages- und Dienſteinteilung darauf zugeſchnitten.

Schließlich fand ſie ſich in das Unvermeidliche, aber zur gewohnten Frühſtückszeit überkam ſie ein ſolcher Hunger, daß ſie ſich etwas zu eſſen geben ließ. Sie aß kaltes Fleiſch und Butterbrot, aber nicht viel, denn das Brot ſchmeckte ihr nicht. Dazu trank ſie ein Glas Wein, packte aus, und ſo kam die Zeit, wo ihr Mann vom Dienſt zurückkehrte.

Er war ſehr guter Laune und meinte, zwei Empfehlungen hätte er auszurichten, einmal vom Rittmeiſter von Zwieſel und dann vom Kommandeur, der nach der Meldung geſagt hatte und Karl wiederholte jetzt die Worte: „Legen Sie mich Madame la Comteſſe zu Füßen!“

Darüber freute ſich Simone, und ſie ſetzten ſich zu Tiſch. Er war traurig, daß ſie ſo wenig aß, und ſie geſtand, daß ſie ſich vorhin den Appetit verdorben hätte.

Nachmittags war Fußdienſt, und abermals blieb die junge Frau allein. Sie benutzte die Zeit, mit der Jungfer Hilfe die Wäſche in die Schränke zu legen, Taillen und Röcke aufzuhängen.

Als ihr Mann vom Dienſt zurückkehrte, verbrachten ſie den Abend damit, die Frachtkiſten auszupacken, die auf dem Flur ſtanden, allerlei Ausſtattungsgegenſtände enthaltend, und vor allen Dingen die Hochzeitsgeſchenke.

Und nun begann das eigentliche Wohnlichmachen, denn die Möbel waren alle nur von Tapeziersgnaden hingeſtellt.

Damit vergingen die ganzen nächſten Tage. Es war trübes Wetter draußen, und die junge Frau empfand nicht die geringſte Luſt, einen Fuß ins Freie zu ſetzen. Ja, außer im Stall, war ſie noch nirgends geweſen. Sie hatte inzwiſchen teils mit Karls Hilfe, teils, während er beim Dienſt war, mit ihrer Jungfer die Möbel herumgerückt, und jedesmal, wenn ihr Mann, in den erſten Tagen etwas beſtaubt, ſpäter aber, als es zu regnen begann, naß und ſchmutzig wiederkehrte, fand er eine vollkommene Veränderung. Sie war glücklich, ihm zu zeigen, daß dieſes Schränkchen erſt jetzt zur Geltung käme, nachdem man es aus dem Winkel gezogen, daß jenes Emplacement beſſer an dieſer Wand ſtünde. Die toten Räume begannen unter ihrem geſchmackvollen Auge und ihren geſchickten Fingern Leben zu bekommen, und als all die Kleinigkeiten, die ſie mitgebracht: die Bronzen, die Leuchter, die Uhren, die Vaſen, die Nippesgegenſtände

verteilt worden waren, schien es, als lebten erst jetzt hier Menschen.

Eines wurde Simone bei all ihrem Möbelstellen besonders schwer: daß sie eine ganz andere Anordnung ersinnen mußte, als sie es gewohnt gewesen; denn das, was sich durch den Kaminplatz in Frankreich von selbst ergab, fehlte hier wegen der Öfen.

„Haben wir eigentlich einen Garten?" fragte Simone eines Tages.

Er lag hinter dem Haus, aber sie hatte ihn gar nicht wahrgenommen. Er war klein, die Bäume waren alle schon kahl, und die etwas verwahrlosten Sandwege und die nach dem Ungeschmack des früheren Ziegeleibesitzers auf gut Glück gepflanzten Bäume wollten ihr als Garten nicht in den Kopf. Sie fragte nach Blumen und Beeten, und er antwortete: „Aber, Simone, Blumen im November?"

Erschrocken schwieg sie, denn sie meinte, sie hätte eine Dummheit gesagt.

Als sie so begannen sich einzurichten, meinte Karl: „Jetzt ist's höchste Zeit, wir müssen Besuche machen. Wir können uns nicht so einmauern, sonst fangen die Kameraden und anderen Leute an, es übelzunehmen. Man fragt schon immer nach Dir und ist sehr neugierig."

Sie hatte eine entsetzliche Angst vor den Besuchen, vor Sprachschwierigkeiten und all diesen fremden Leuten. Aber bei ihres Mannes Worten fühlte sie sich ein wenig geschmeichelt, und das half ihr darüber hinweg.

So entschlossen sie sich denn, sofort den Nachmittag zu beginnen. Der Krümperwagen wurde bestellt, und Simone zog eines der gewöhnlichen Kleider an, das sie mit ihrer Mutter in Paris anprobiert hatte, und dazu die schöne Breitschwanzjacke, auf die sie ungeheuer stolz war.

Karl hatte gesagt, „nur möglichst einfach". Nun musterte er Simone, aber er fand sie so schön, daß er, während sie einstieg, lächelnd sagte: „Das wird den Stadtdamen manche Träne kosten."

Dann stellte er einen Haufen Visitenkarten auf den Vordersitz, damit sie gleich zur Hand wären, zog eine Liste hervor und erklärte, wer die Leute wären. Zuerst kam das Regiment. Da gab es nur drei Damen, der Stab war unverheiratet, drei Rittmeister Junggesellen und nur ein einziger Leutnant beweibt. Dagegen mußte der Landrat besucht werden, der Oberamtsrichter, ein Geheimrat, der wahrscheinlich — man wußte es nicht recht — der größeren Billigkeit des kleinen Ortes halber seine Pension in dem verlassenen Provinznest verzehrte. Endlich kamen noch ein paar Industrielle dazu, die, obwohl Rosenau keine Eisenbahnstation besaß, sich hier festgesetzt hatten, da es eine grobe Porzellanerde gab, für Massenumsatz in gewöhnlichen Hauswaren außerordentlich geeignet.

Als sie vor dem ersten Hause, wo Rittmeister von Kalkar wohnte, hielten, überkam Simone eine solche Angst, daß Karl ihr zureden mußte, um sie zum Aussteigen zu bewegen. Sie fragte: „Wenn sie mich nun nicht verstehen?"

Doch er sagte lächelnd: „Das ist bei Frau von Kalkar nicht zu besorgen. Unsere Damen sprechen übrigens alle mehr oder weniger französisch!"

Und er fügte stolz hinzu: „Bei uns gehört das zur Mädchenerziehung. Über die Aussprache wirst Du Dich vielleicht wundern; sie verstehen Dich aber alle. Und die meisten können sich auch unterhalten; vor allen Dingen Frau von Kalkar. Du wirst sehen, wie die nett ist, das ist eine so tüchtige Frau!"

Sie wurden angenommen und in einen etwas altfränkisch steifen Salon geführt, der mit seinen schweren Tischen und Möbeln und ihren dunklen Bezügen eigentlich mehr etwas Männliches hatte.

(Fortsetzung folgt.)

---

# Erlöst.

Das dank' ich Deiner Güte,
Nun geh' ich ganz im Licht,
Ich heb' das Haupt zur Sonne
Und trink' die reine Wonne
Des Tags mit heiterm Angesicht.

Mag denn der Abend kommen,
Der mich dem Dunkel weiht —
Mir ist ein Stern erglommen,
Der hat von mir genommen
All meine Angst und Traurigkeit.

Martin Boelitz.

Digitized by Google

Semiramis. Skulptur von Arnold Fritsche-Düsseldorf.

# Plakate und Plakatstil.

Von

**Klaus von Rheden.**

**Mit einer Kunstbeilage und siebzehn Abbildungen in Faksimile-Wiedergabe.**

(Abdruck verboten.)

Wie sehr in der Kunst und im Kunstgewerbe gewisse Modeströmungen mitsprechen, dafür liefert das seit einigen Jahren erwachte Interesse für das moderne Plakatwesen einen schlagenden Beweis. Wer hätte früher daran gedacht, sich eine Sammlung von Plakaten anzulegen! Gesammelt hat man zu allen Zeiten — Bücher, Briefmarken, Siegel, Porzellan, bis herab zu Schuhschnallen, Spazierstöcken und Hosenknöpfen — aber an das Sammeln von Affichen hat keiner gedacht. Und doch hat auch die Plakatkunst ihre lange Vorgeschichte, die bis in die Antike hineinreicht. Die „Alba" und „Tepiuti" im alten Rom, die weißen Holztafeln mit den Edikten der Ädilen und die Anzeigen auf den Mauern der Häuser — sind gewissermaßen die Ahnen der heutigen Affiche. Aber sie enthalten nur in Ausnahmefällen neben der Schrift auch bildliche Darstellungen, wie sie im Laufe des Mittelalters Sitte werden und sich rasch einbürgern. Allerdings vergeht noch immer eine geraume Zeit, ehe die figürlichen Szenen ihren rohen Charakter verlieren; die erste künstlerischer ausgeführte Affiche ist vielleicht ein Rostocker Lotterieplakat vom Jahre 1518, das der mecklenburgische Hofmaler Eberhard Altdorfer gezeichnet hat. Im allgemeinen überwogen bis in das XVIII. Jahrhundert hinein die ausländischen Affichen, vor allem die französischen, die deutschen gewaltig. Selbst im ersten Dreiviertel des XIX. Jahrhunderts lag die deutsche Plakat- und Reklamekunst noch arg danieder. Ein guter Kenner dieses Gebiets, Herr Walter von Zur Westen, weiß nur einige wenige, künstlerisch höher stehende Arbeiten zu nennen, so u. a. ein Blatt Schadows für eine Berliner Weinstube, ein paar Reklamekarten Adam Kleins, Affichen von Karl Reinhardt, Theodor Hosemann, Kaspar Scheuren und Ludwig Burger.

Bedeutend weiter zurück reicht die künstlerische Reklame jenseits der Vogesen, obwohl auch hier eine stärkere kaufmännische Ausnutzung erst kurz vor Beginn der Revolution auftritt, zur Zeit der großen Lawschen Baukspekulation. In den zwanziger Jahren wurde das illustrierte Plakat fast allein von den Pariser Buchhändlern verwandt, und auch in der nächsten Zeit waren zahlreiche künstlerische Hände tätig, um für die Romantiker geschmackvolle Affichen zu entwerfen, so vor allem Eugène Devéria, der unermüdlich fleißige Tony Johannot, ferner Jean Gigoux und Célestin Nanteuil, der Daumiers „Robert Macaire" in einem wunderschönen Blatte anzeigte. Auch Berühmtheiten begegnen wir unter den Affichenzeichnern jener Tage, wie Horace Vernet und den Karikaturisten Grandville, Gavarni, Cham, Grévin, Nadar, dem Bibelillustrator Doré und Manet, dem Vater des modernen Impressionismus.

Abb. 1. Plakat für „Cacao Van Houten", Weesp (Holland), von Villette, Paris.

Aber alle diese Künstler waren doch nicht Plakatmaler im Sinne unserer Zeit. Die meisten dieser Arbeiten waren rein bildnismäßig angelegt und entbehrten durchaus der Fernwirkung, der

Hauptbedingung für ein gutes Plakat. Seine stilgerechte Entwickelung fand das Plakat erst durch Jules Chéret, für den in mancher Beziehung die älteren japanischen Affichen vorbildlich gewesen sein mögen.

Es existiert heute bereits eine ganze Literatur über die Plakatkunst, es gibt auch zahlreiche Kunstanstalten, die sich lediglich mit der Herstellung illustrierter Plakate befassen, und Kunsthandlungen, die es sich zur Spezialität gemacht haben, Plakate an Sammler zu verkaufen. Viele Plakate stehen hoch im Preise, andere sind überhaupt nicht mehr zu beschaffen, wie beispielsweise die Affiche, die Ludwig von Hoffmann für die Freie Berliner Kunstausstellung von 1893 entwarf. Manche Raritäten dieser kunstgewerblichen Branche werden in einer demnächst im Verlage dieser Hefte erscheinenden, reich illustrierten Monographie über die Reklamekunst von W. von Zur Westen reproduziert werden.

Auch über die Technik des Plakats ist viel geschrieben worden, am prägnantesten wohl von Professor M. Schmid in dem kleinen Katalog der Plakatausstellung, die 1897 im Suermondt-Museum zu Aachen stattfand. Die ersten Plakatausstellungen wurden zu Anfang der achtziger Jahre in Paris veranstaltet (die berühmte Ausstellung Chéretscher Affichen 1889); deutsche Kunstgewerbemuseen folgten bald nach und veranstalteten bei diesen Gelegenheiten zum Teil auch vortrefflich redigierte Kataloge, wie die von F. Brinckmann in Hamburg, P. Jessen in Berlin und F. Deneken in Krefeld.

Der moderne Plakatstil ist ostasiatischen Ursprungs. China und vor allem Japan besitzen seit langem jene eigenartige Farben- und Formensprache, die sich unsere Plakatkunst erst aneignen mußte. Es kommt dabei weniger auf die genaue Ausführung der Einzelheiten als auf das scharfe Hervorheben des Hauptmotivs an: die Details müssen verschwinden oder dürfen als unwichtige Nebendinge nur angedeutet werden, die Farbenwirkung muß eine vollkommene sein, ohne übertriebene Schattierung und jene fein harmonische Abstimmung, wie das Gemälde sie verlangt. Je weniger Farben, um so besser. Daß auch mit drei Farben, mit Rot, Gelb und Schwarz, ein ausgezeichnetes Plakat zu erzielen ist, zeigt die Abb. 3. Hier ist die Figur gewissermaßen in zerhackten Konturen wiedergegeben, ein Beweis dafür, daß es bei der Plakatmalerei keineswegs auf liebevolle Ausführung des einzelnen ankommt. Der Gedanke an die Fernwirkung ist allein das Maßgebende. Sie kann naturgemäß auf mancherlei Wegen erreicht werden: durch starke Konturen wie bei Beggarstaff (Abb. 3), durch aufgespritzte und wieder verwischte Töne, die einen dekorativen Eindruck hervorrufen, durch große Farbenflächen, bei denen die Papierunterlage mit in die Dekoration gezogen wird. Der Schwarzdruck ist beim Plakat naturgemäß der am wenigsten wirksame; aber ich sagte schon, daß die Fülle der Farbentöne es weniger tut als ihre zweckmäßige, sofort ins Auge fallende Verteilung. Die Japaner wenden fast nur den Holzschnittfarbendruck an, bei uns herrscht der lithographische Farbendruck vor. Die französischen Künstler pflegen ihre Plakatgemälde gern selbst zu lithographieren, was vorzuziehen ist, da auch der beste und geschickteste Lithograph sich nicht so in die Absichten des Künstlers vertiefen kann, wie es erwünscht ist, wenn auch sein technisches Können noch so hoch steht. Bei der Übertragung des Originalentwurfs auf den Stein durch den gewerbsmäßigen Lithographen geht häufig ein Teil der Frische und Ursprünglichkeit in Zeichnung und Malerei verloren. Man hat daher bei uns in Deutschland in letzter Zeit die Photozinkotypie und die Autotypie bei

Abb. 2. Plakat für eine Zigarrenfabrik „Frossard's Cavour Cigars", Vaucrne (Schweiz) von Mennier.

der Herſtellung von Plakaten bevorzugt, bei der durch ein feines Netz von ſich kreuzenden Linien das Original auf eine Zinkplatte übertragen, die nun mittels Ätzung druckfähig gemacht wird. Auch Kombinationen von Autotypie und Lithographie kommen vor, ebenſo in Einzelfällen der Farbenlichtdruck, der Holzſchnittfarbdruck, der Kupferdruck und andere Verfahren.

Edmond de Goncourt hat Chéret mit Recht den „erſten Maler der Pariſer Mauer“ genannt. Die Leuchtkraft der Chéretſchen Plakate, unter denen das für die Serpentintänzerin Loie Fuller und das für die Chanſonettſängerin Lidia vom Alcazar d'Été am höchſten ſtehen, iſt unübertrefflich, und immer iſt bei ihm der Text, die eigentliche Anzeige, künſtleriſch in das Bild hineinkomponiert. Auch in dieſer Beziehung hat der Meiſter des modernen Plakats von den Japanern gelernt: die Schrift gliedert ſich dem Bilde organiſch an, fällt nicht aus dieſem heraus und dabei doch klar und deutlich in das Auge. Das Weſen der Plakatſchrift iſt unſeren deutſchen Künſtlern erſt in jüngſten Tagen vertrauter geworden. Es hat ziemlich lange gewährt, ehe die verſchnörkelten, zwar maleriſchen, aber ſchwer lesbaren Typen auf den Plakaten verſchwanden. Wie die ganze Affiche, ſo muß auch der Text auf Wirkung in die Ferne berechnet ſein; erſt wenn ſich gute Lesbarkeit mit künſtleriſcher Eingliederung vereint, iſt der Zweck der Affiche erreicht.

Abb. 3. Plakat für die Zeitſchrift „Harpers Magazine“ von Begarſtaff.

Neben Chéret iſt Willette, der Pariſer Karikaturiſt, deſſen Spottbilder auf England zur Zeit des Burenkrieges Aufſehen, Ärger, Begeiſterung und Konfiskationen hervorriefen, einer der ausgezeichnetſten franzöſiſchen Plakatmaler. Berühmt als ſolchen machte ihn zunächſt ſeine Affiche zu der Pantomime „L'enfant prodigue“, ebenſo vortrefflich iſt ſeine hier wiedergegebene Kakaoholländerin (Abb. 1). Die als Hintergrund verwandte goldgelbe Tapete mit dem zarten Ährenmuſter rückt die dralle Figur des Mädchens mit dem typiſchen holländiſchen Geſichtsſchnitt kräftig in den Vordergrund; die Farben ſind einfach, aber wirkungsvoll; nur das Arrangement des Textes hat ſich der Zeichner etwas zu leicht gemacht.

Farbenbunter gibt ſich Meunier, ein ausgeſprochener Chéretſchüler, deſſen rauchendes Dämchen auf dem Plakat für Froſſards Cavour Cigars (Abb. 2) auch in Figur und Haltung an die Pariſerinnen des Meiſters erinnert. Aber gerade an dieſem Plakate ſieht man, daß ein Zuviel an Farbengebung ſtörend wirken kann; die Figur würde ungleich wirkſamer hervorgetreten, wenn der Maler ihr vielleicht ein brandrotes Koſtüm (zu dunkelm oder aufgelich-

tetem Hintergrunde) gegeben hätte. So wählte er acht verschiedene Abtönungen für die Raucherin und verlieh auch dem Grunde noch eine unbestimmte Färbung — dadurch wird das Ganze etwas wirr, so hübsch auch die Zeichnung an sich ist.

Die Betätigung hervorragender künstlerischer Kräfte an der Plakatmalerei entwickelte sich erst Mitte der neunziger Jahre. Vorher verstand man sich höchstens dazu, gelegentlich eine Affiche für diese oder jene Kunstausstellung zu entwerfen, also gewissermaßen für den Hausgebrauch. Diese Kunstausstellungsaffichen sind denn auch die einzigen Oasen in der sonst ziemlich öden Wüste der deutschen Plakatmalerei vor 1890. Bahnbrechend und vorbildlich wirkte hier Stucks Plakat für die Münchener Sezession (Abb. zw. S. 312 u. 313), bei dem die Schrift allerdings durch das als Grund verwandte Goldmosaik eine Beeinträchtigung ihrer Lesbarkeit erfuhr. Sonst aber ist das Stuckſche Blatt von prachtvoller Vornehmheit, der Kopf der Pallas Athene — ein Achteck in Imitation musivischer Arbeit — herrlich gezeichnet, das Ganze trotz seines kleinen Formats markant und als Symbolum der Ausstellung überaus charakteristisch. Andere Plakate Stucks, vor allem das 1897er für die Vereinigung von Genossenschaft und Sezession, sind weniger geglückt.

Früh schon hat sich Th. Th. Heine als Plakatzeichner versucht. Seine Fleckwasser-Giraffe, sein Tintenteufelchen für die Firma Zeiß, das Syndetikonbild, die Entwürfe für Reformpetroleum, den Globusselbsteinschänker und den Fernzünder, vor allem aber seine köstlichen Simplizissimus-Affichen sind Blätter voll sprudelnden Humors, von ganzer Eigenart, persönlich im Stil, kräftig in den Farben und prägnant im Ausdruck. Derselben Vorzüge erfreut sich auch das Heinesche Plakat für die Kunstausstellung der Berliner Sezession: der Berliner Bär, der von der Malerin im Reifrock den Kuß der Weihe empfängt (M. Fischers Kunstverlag — Berlin W. — Abb. 4). Der Humor des Blattes liegt in der Gegensätzlichkeit, in der Plumpheit des dicken Bären, dem die Kleine die Stirn küßt — liegt in dem Ironisierenden, in dem ganz Heineschen der Idee. Der Farbeneffekt ist von starker Wirkung: das grüne

Abb. 4. Plakat der III. Berliner Sezession Ausstellung von Th. Th. Heine (M. Fischers Kunstverlag, Berlin).

Abb. 5. Plakat für die Parfumerie Taussig von Emil Orlik (Druck von A. Haase, Prag.)

Kleid, das über der sich glockenförmig spannenden Krinoline einen großen Raum einnimmt, steht in keckem Kontrast zu dem Blau des Grundes. Jede Schraffierung, jede Abtönung, jede Schattengebung ist vermieden: die Figuren sind Silhouetten — der Plakatstil ist hier auf das glücklichste getroffen. Das Blatt erregte Aufsehen. Es wurde bejubelt und wurde beschimpft, aber jeder behielt es im Gedächtnis, und selbst auf der Bühne fand es Nachahmung.

Ein ernstes Pendant zu Heines Blatt bildet das Plakat für die fünfte Schweizerische Kunstausstellung (Abb. 8), das Hans Sandreuter entworfen hat, wohl der bedeutendste Schüler Böcklins, der auch für das Jubiläumsfest seines Meisters ein prächtiges Widmungsblatt schuf. Sandreuters Ausstellungsplakat wirkt durch Zeichnung und Farbe, wirkt auch durch seinen gedanklichen Inhalt. Ein nackter Jüngling reicht nach schneebedeckten Firnen hinüber einen Lorbeerkranz. Malerisches und Dekoratives vereinigen sich hier zu glänzender Harmonie. In den tiefblauen Himmel und das Schwarzgrün des Lorbeergestrüpps ist die rote Schrift in klaren Lettern gestellt; die Umrahmung gibt dem Ganzen etwas Bildmäßiges, ohne daß der Plakatcharakter darunter leidet.

Dieser schwer zu definierende Plakatcharakter tritt am bezeichnendsten auf der Affiche für Kunsteis der Brauerei Ketterer (Abb. 9) von dem Karlsruher Künstler Hellmuth Eichrodt hervor. Wer diesen tappsenden Eisbären einmal an den Anschlagsäulen gesehen hat, der vergißt ihn nicht so leicht — und was die Hauptsache ist: man muß ihn sehen — unter fünfzig anderen Ankündigungen rechts und links und oben und unten wird das Auge immer wieder den weißen Bären suchen und auf ihn zurückkommen. Das Augenfällige — das ist der Triumph der Plakatmalerei. Auch der Prager Emil Orlik legt in seinen Plakaten das Hauptgewicht auf die rasche Sinnfälligkeit, aber Hand in Hand mit diesem Bestreben geht sein großes künstlerisches Können. Orliks berühmte Affiche für eine Vorlesung von Hauptmanns „Weber"-Drama gehört zu den schönsten Arbeiten der angewandten Graphik; es ist ein Blatt voll Leben und Bewegung und voller sprühender Typen. Das hier (Abb. 5) reproduzierte Plakat für die Wiener Parfümerie Taussig leidet meines Erachtens an zu großer Buntheit, wenn auch seine Farbenschönheit und die holde Anmut der dargestellten weiblichen Figur nicht des Reizes entbehren. —

Abb. 6. Titel zu Marin „La Belle d'Août" von G. Auriol. Paris, P. Ollendorf.

Die Plakatbewegung hat auch auf ein anderes Gebiet stark eingewirkt: auf das der illustrierten Buch- und Zeitschriften-Umschläge. Natürlich soll auf einem Buchumschlag nicht mit denselben Mitteln gewirkt werden, wie auf einer Affiche, deren bedeutend größeres Format schon an sich eine kräftigere Ausführung des Bildlichen verlangt. Aber eine gewisse Ähnlichkeit besteht dennoch: der Plakatstil kommt auch bei dem Buchumschlag in Betracht. Das Buch liegt im Schaufenster, sein Titel erfordert gleichfalls eine gewisse Fernwirkung, die Deckelillustration darf nicht ins Kleinliche gehen, sondern soll sich dem Blick einprägen — soll also auch plakatmäßig wirken. Das haben am frühesten Engländer und Franzosen erkannt. Die Engländer aller-

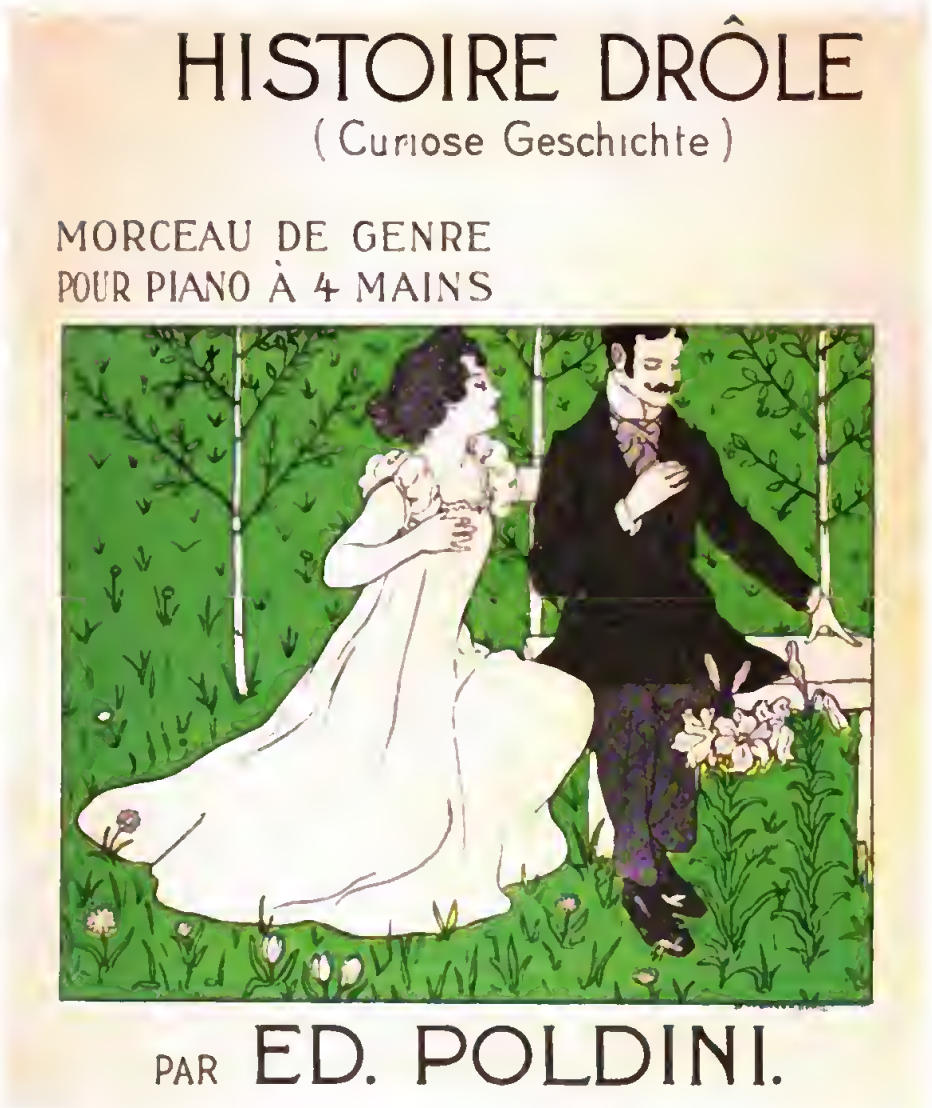



Abb. 7. Notentitel von Bruno Wennerberg.
(Verlag von Julius Hainauer in Breslau.)

dings nur in vereinzelten, freilich sehr charakteristischen Ausnahmen, da man es in Albion meist nicht liebt, die Bücher broschiert zu verausgaben, sondern den flexiblen Leinen- und den industriellen Verlegereinband vorzieht. Im übrigen spielen im illustrierten englischen Buchumschlag Japonismus und Präraffaelitentum ebenso eine Rolle wie im dekorativen inneren Buchschmuck; tritt aber einmal der Plakatstil auf, so zeigt er sich höchst originell wie auf dem mit „Beggar staff" signierten Blatte für Harper's Magazine, das als Umschlag wie als Affiche Verwendung fand. Unter dem Pseudonym Beggarstaff veröffentlichten zwei Londoner Künstler ihre Plakate: der Bildnismaler James Pryde und der Impressionist und Landschafter W. Nicholson. Die Beggar staffschen Arbeiten sind in ihrer Art bisher unerreicht geblieben: mit geringeren Mitteln ist wohl niemals eine so starke Wirkung erzielt worden. Ihre Plakatfiguren gleichen zuweilen ausgeschnittenen Kartons, ähnlich so wie der Pariser Vallotton das für seinen originellen Buchschmuck liebt; das Silhouettenhafte gewinnt durch die ausgesparten Flächen, die kräftigen Umrisse treten durch den Verzicht auf jedwedes Modellieren noch wuchtiger her-

vor. Man betrachte die beigegebene Illustration (Abb. 3). Die Einfachheit der Technik wird hier zu höchstem Raffinement. Der Hellebardier in rotem Kostüm ist auf roten Grund gesetzt. Dadurch wird es nur nötig, Hut, Besatzborten und Schuhe in Schwarz auszuführen. Speer und Gesicht haben einen grauen Ton; um so leuchtender hebt sich das ausgesparte Weiß der Hutschnalle und des Kragens hervor. Das Blatt ist vielleicht mehr ein Kunststück als ein Kunstwerk; aber es ist ein glänzendes

sten Buchumschlägen G. Auriols herrscht ein unverkennbarer Japonismus vor, der sich besonders in dem schweren Gefüge des breit hingetuschten Baumlaubes zu erkennen gibt, während der Künstler im Figürlichen und Landschaftlichen häufig an Chéret und Rivière erinnert. Aber trotz aller Unselbständigkeit sind seine Arbeiten doch immer graziös und von feiner Wirkung.

Von Frankreich aus kam der Umschwung in der künstlerischen Ausgestaltung des äußeren Buchtitels auch zu uns und griff hier

Abb. 8. Plakat der V. Nationalen Kunstausstellung der Schweiz von Hans Sandreuter.

Kunststück, das vor allen Dingen auch auf das glänzendste seinen Zweck erfüllt.

Um die französische „couverture illustrée" hat sich Chéret ebenso wie für die Plakatkunst große Verdienste erworben. Neben seinen immer geistreich erfundenen und virtuos ausgeführten Umschlagbildern sind vor allem die Théophile Steinlens, Grasssets und Auriols zu nennen. Von letztgenanntem bringen wir (Abb. 6) die Zeichnung des Vorderdeckels zu dem Roman „La Belle d'Août" von Auguste Marin. In den mei-

zugleich auf ein bisher recht brach gelegenes Gebiet über: auf eine geschmackvollere Ausstattung der Notenhefte. Zeichnerischen Schmuck auf Notentiteln kannte man früher gar nicht, die einfache Schrift bildete die Regel. Wandte man einmal ein verzierendes Bild an, so kehrten die Lyra und allegorische Gestalten, Apoll, die Musen, Genien und Putten bis zur Ermüdung wieder. Ausnahmen bildeten ein paar sehr hübsche Vignetten und ornamentale Randleisten auf Notentiteln von Schwind, Ludwig Richter,

Plakat der Internationalen Kunstausstellung des Vereins bildender Künstler Münchens (Sezession). Von Prof. Franz Stuck.

Digitized by Google

Abb. 9. Eisplakat von Hellmuth Eichrodt.

Menzel und dem Schnorrſchüler Strähuber. Den Beginn einer neuen Ära auf dieſem Felde eröffnete 1886 erſt Max Klinger mit ſeinen wundervollen Deckelzeichnungen für Brahmsſche Kompoſitionen. Von nun ab wurde es eine erfreuliche Mode, auch die Notenumſchläge zeichneriſch zu beleben. Die Stilgeſetze, die für die Plakatkunſt gültig geworden, mußten in modifizierter Form auch hier beobachtet werden. Gleich dem Buche liegt das Notenheft in den Schaufenſtern, und ſein Äußeres ſoll als „affiche intime“, als Plakat im kleinen ſich aus der Maſſe der übrigen Auslagen herausheben und die Augen des Publikums auf ſich lenken. Aber Buch und Noten haben dauerndere Zwecke als das Plakat; Buch und Notentitel verlangen deshalb neben der plakatmäßigen Vereinfachung der dargeſtellten Motive und der kraftvollen Wirkung der Töne doch auch eine verfeinerte Ausführung, die in erſter Linie in einer Vermeidung allzu lebhafter Effekte zu ſuchen iſt. Eine ganze Anzahl bedeutender Künſtler haben dies mit Glück verſucht. Es gibt illuſtrierte Notentitel von Stuck, Hans Unger, Hirzel, Strathmann, Melchior Lechter, Sattler, Wennerberg u. a., die in ausgezeichneter Weiſe künſtleriſchen Wurf, Empfindungsgehalt und ſeeliſche Belebung mit dekorativer Wirkung vereinigen. Bruno Wennerberg allein hat über hundert Notentitel gezeichnet, von denen einer hier (Abb. 7) wiedergegeben iſt. Allerdings tritt bei den meiſten Arbeiten Wennerbergs das dekorative Element in unzweckmäßiger Weiſe zurück; dafür entſchädigt er durch die flotte und liebenswürdige Art ſeiner Entwürfe, durch ſeinen friſchen Humor und nicht am wenigſten durch ſein koloriſtiſches Geſchick. Leider iſt bei vielen ſeiner Blätter die Schrift einfach aufgedruckt, und zwar meiſt mit wenig ſchönen Typen, ſtatt daß ſie in die Kompoſition hineingezogen wurde.

Ein hübſches Blatt, gleichzeitig als Buchtitel und in der Vergrößerung als Plakat

Abb. 10. Buchhändleriſches Plakat von M. Weisgerber.

benutzbar, hat M. Weisgerber — der in der Plakatkonkurrenz der Bleistiftfirma Faber den ersten Preis errang — für Gerlachs Jugendbücherei entworfen (Abb. 10). Der Rattenfänger, den ein Kranz lauschender weißer Mäuse umgibt, ist eine famose Figur; auch die weiß ausgesparte Schrift wirkt frisch, klar und deutlich. Für den illustrierten Zeitschriftenumschlag gaben zuerst die Reißschen Bilder auf den Deckeln der Velhagen & Klasingschen Monatshefte die Anregung zur Umkehr von den alten Geleisen der Allegorie. Als Muster eines vortrefflich ausgeführten, bei aller Einfachheit höchst wirksamen Umschlags reproduzieren wir in Abbildung 12 Koloman Mosers Entwurf zum „Kunstschatz“: einen Jüngling, der sich einen erquicklichen Trunk aus dem ewig frisch sprudelnden Quell klassischer Kunst schöpft. —

In ihrer Ausführung dem Plakatstil prinzipiell verwandt, wenn auch in den Einzelheiten von ihm abweichend, sind mancherlei andere graphische Arbeiten der modernen Reklamekunst, so die Fest- und Ansichtspostkarten, die Glückwunschkarten und Tafelmenüs. Man weiß, welche Rolle heute die illustrierte Postkarte spielt. Ihre Entstehungsgeschichte reicht bis in das Jahr 1866 zurück, wo in Luzern die ersten „Ansichtspostkarten“ mit landschaftlichen Darstellungen aus der Schweiz verausgabt worden sein sollen; in Deutschland wurden sie erst während des letzten Feldzugs heimisch — aber es währte immerhin noch längere Zeit, ehe man sie für gesellschaftsfähig erklärte. Der Sammeleifer unterstützte bald die sich immer mehr ausdehnende Ansichtskarteuindustrie; kostbare Albums wurden zu ihrer Aufbewahrung hergestellt; die Nach-

Postkarte von Fritz August von Kaulbach vom Münchener Künstlerfest 1898
Verlag von Meyerbach, Riffarth & Co. in München.

Abb. 12. Umschlagzeichnung von Koloman Moser.

frage wuchs ins ungeheure, die Konkurrenz überbot sich in Geschmacklosigkeiten. Man schuf Riesenpostkarten, transparente und solche mit Reliefbildern, mit farbigem Glasstaub bestreute, zerlegbare, heraldische, aktuelle und humoristische — wahrhafte Scheußlichkeiten an Humor! Dann kam die ernsthaftere Kunst an die Reihe. Bilder und Skizzen mehr oder weniger bekannter Meister wurden auf den Postkarten reproduziert; schließlich ließ man die Künstler für diesen Zweck selbst radieren oder auf den Stein zeichnen und erreichte damit den Höhepunkt der sogenannten „Künstler"-Postkarte. Aus berühmten Ateliers sind ganze Serien solcher Karten hervorgegangen; man findet da Namen wie Menzel, Liebermann, Skarbina, Hirzel, Passini, Meyerheim u. a. unter entzückenden Zeichnungen, die sich freilich durchaus nicht immer für den Zweck eignen. Denn schließlich ist der Zweck auch einer „Ansichts"-Karte —

man mag's drehen und wenden, wie man will — doch immer der einer schriftlichen Austauschvermittlung, und oft läßt das reproduzierte Bild nicht einmal ein winziges Plätzchen für ein kurzes Grußwort frei. Das ist auch ein Fehler der lustigen Bildpostkarte von Fritz August v. Kaulbach (Abb. 11), die anläßlich des großen Festes der Münchener Künstler im Jahre 1898 entstand. All diese Zeichnungen sind ja reizend, oft sind sie geradezu köstlich, von koloristischer Vornehmheit und feinem Stilgefühl — aber es sind eben nur Bilder und keine Postkarten.

Eine künstlerische Verschönerung der Tafelmenüs trat merkwürdigerweise zuerst nicht in unseren vornehmen Weinrestaurants, sondern in einigen „echten" Bierlokalen auf, in denen man Menüzeichnungen von Klimsch, Brandt, Barlösius, Fidus, Bürk, Patek u. a. bewundern kann. Auch hier gingen übrigens bald — wiederum im Verfolge der mannigfachen Anregungen, die durch die Plakatbewegung gegeben wurden — Kunst und Industrie Hand in Hand. Es entstanden zahlreiche wunderhübsche Serien von Speisenfolgen und Tischkarten, zu denen Künstler von Namen und Ruf wie Sattler, Strathmann, Witzel, Liebmann, Hein die Entwürfe lieferten. Meisterwerke der Originallithographie sind namentlich die sechs Menükarten von F. Hein, dem trefflichen Karlsruher Märchenillustrator. Ein ungewöhnlicher Farbensinn, Phantasie und kecker Humor zeichnen diese prächtigen Blätter aus (Abb. 13).

Hein hat auch mit seinen Glückwunschkarten (Abb. 17) etwas sehr Hübsches geschaffen und damit ein arg vernachlässigtes Gebiet der Luxuspapierbrauche der Kunst erschlossen. Unendlich reich ist die künstlerische Ausbeute auf dem weiten Felde der Einladungs- und Festkarten. Die Münchener Künstlerschar hat zu ihren Bällen, öffentlichen und privaten Festivitäten, Herrenkneipen und Allotria-Abenden zahllose überaus lustige und reizend durchgeführte Blätter entworfen, von denen einige in diesen Heften (XV. Jahrgang Heft 7) bereits von Fritz von Ostini charakterisiert wurden. Eine künstlerisch außergewöhnlich

Abb. 13. Menu von Prof. F. Hein.

Abb. 14. Feſtkarte für das holländiſche Feſt der Münchener Künſtlerinnen 1899 von Gertrud Kleinhempel.

ſchöne Feſtkarte ſteuern wir in Abbildung 14 bei: Gertrud Kleinhempels Einladung zu dem holländiſchen Feſt des Münchener Künſtlerinnenvereins 1899. Das niederländiſche Paar, das ſich hier fröhlich im Tanze dreht, iſt von unwiderſtehlich drolliger Wirkung; dabei iſt das Blatt in der Konturierung der beiden Figuren und den knappen Farbentönen ſo gehalten, daß man es den beſten Beggarſtaffſchen Arbeiten würdig zur Seite ſtellen kann.

Das meiſte hat der Plakatbewegung die kommerzielle Reklame zu verdanken, die erſt durch ſie einen künſtleriſchen Boden erhielt. Heute iſt die Erkenntnis, daß auch die Reklame dem Künſtler ein Feld ſeiner Betätigung bieten, daß auch die ſimple Geſchäftskarte ein Kunſtwerk ſein kann, ſoweit durchgedrungen, daß nicht nur die großen Bazare, ſondern ſelbſt kleinere Geſchäfte ſich ihre Einladungen und Empfehlungen von Künſtlerhand entwerfen laſſen. Und ſelbſtverſtändlich verweilt das Auge lieber auf einem hübſchen Bilde und einer flotten Zeichnung als auf ſchlecht bedrucktem Papier, ganz abgeſehen davon, daß auch das Sammeln von künſtleriſch ausgeführten Reklamekarten zum Sport geworden iſt — man denke nur an die Liebigbilder, für die man, ähnlich wie für die Anſichtspoſtkarten, ganze Albums zur Aufbewahrung herſtellen ließ. Zwei ganz vortreffliche Reklamekarten geben wir in den Abbildungen 15 und 16 wieder. Die eine ſtammt von Otto Eichrodt und ſoll Thompſons Seifenpulver populär machen helfen. Der Schwan iſt das Wahrzeichen der Firma, und ſein leuchtend weißes Rückengefieder ſoll wohl zugleich die Unübertrefflichkeit des Seifenpulvers illuſtrieren. Das zweite Blatt, für ein Münchener Konfektionshaus entworfen, iſt von der Hand des Freiherrn von Reznicek gezeichnet und zeigt deſſen an franzöſiſche Arbeiten gleicher Art erinnernden Schick, eine feine Korrektheit in der Modellierung und die graziöſe Anmut, die allem Figürlichen des produktiven Künſtlers eigen iſt.

Es iſt erfreulich, daß der Widerſtand

Abb. 15. Geſchäftskarte von Otto Eichrodt.

Abb. 16. Geſchäftskarte von F. von Reznicek.

der Künſtler gegen die Praxis des Kunſtgewerbes endgültig gebrochen iſt. Zur künſtleriſchen Erziehung der großen Maſſe kann auch die Geſchäftsreklame beitragen — mehr vielleicht als Ausſtellungen und Vorträge dies vermögen. Vor den Etalagen der Buch- und Kunſthändler und vor den Plakaten der Anſchlagſäulen bleibt das Volk ſtehen; die Geſchäftskarten ſchickt man uns ins Haus; die Anſichtspoſtkarte kauft man überall für ein paar Pfennige; das illuſtrierte Inſeratenkliſchee findet man in jeder Zeitung; die Reklamekarte wird uns auf der Straße in die Hand gedrückt. Durch den ſteten, ſich immer wiederholenden Anblick von künſtleriſch Wertvollem gewöhnt ſich das Auge an die ſchöne Linie und wird der Geſchmack in gewiſſem Grade unbewußt veredelt und geläutert. So kann alſo auch die Geſchäftswelt bei der äſthetiſchen Erziehung des Volkes mitwirken — und ſie wird dabei um ſo eher auf die Koſten kommen, je mehr ſie beſtrebt iſt, die Kunſt für ſich zu gewinnen, ſelbſt für das notwendige Mittel der Reklame, das wiederum durch die Mithilfe der Kunſt wächſt und gewinnt und über den Urſprungszweck hinaus zu einem ſegenſpendenden Faktor wird.

Abb. 17. Glückwunſchkarte von Prof. F. Hein.

# Die Jungfer von Haarlem.

Eine Chronikgeschichte.

Von Lulu von Strauß und Torney.

I.

„Wunderlich Strandgut hat über Nacht
Uns die See vor die Tür gebracht!
Wie es sich windet, schlüpfrig und kalt,
Um bunte Muscheln die Hand gekrallt,
Tang in den Haaren, Schuppen am Leib, —
Gott steh uns bei! ist das Fisch oder Weib?"

Pieter, der Graukopf, kraut sich den Bart:
„Beides und keines. Ich kenne die Art.
Die stummen Fische da unten wissen
Von manchem, den sie hinuntergerissen.
Sie rufen die Bö, sie kentern das Boot —"

„Teufelszeug! Wir schlagen es tot!"

„Nee, Jan. Wir lassen es lieber laufen.
Werft es ins Wasser. Es wird nicht versaufen."

Der Junge lacht. „Ich will Euch sagen:
Wir wollen das Ding nach Haarlem tragen,
Da mögen sie's füttern — oder verbrennen —
Oder ihm christlich die Taufe gönnen!
Pieter, faß an!"

Sie wehrte sich nicht.
Nur ihre Augen, die glasig grünen,
Blinkten grell in dem weißen Gesicht,
Wie sie noch einmal im Wind der Dünen
Zurück sich wandte und lauschte, lauschte,
Wie träg am Strande die Ebbe rauschte ...

II.

Das Kindervolk, das da lärmt und lacht
Vor den dunklen Häusern, entlang der Gracht,
Das stockt im Spiel, wenn am Jungfernstift
Der tanzende Ball die Mauer trifft,
Und rennet und duckt sich und späht verstört:
„Ob sie uns holt? Und ob sie's gehört?"

— Die hier einst gespielt an der breiten Gracht,
Ihre Väter, haben's wie sie gemacht,
Sie spähten auch mit verstohlnem Schauer
Zum schmalen Fenster in dunkler Mauer.
Und die da drinnen im dumpfen Gelaß
Jahre um Jahre am Spinnrad saß,
Die hörte nicht damals und hört nicht heute
Auf Kinderlärmen und Raunen der Leute. —
Vom Haarlemer Rat die hochweisen Herrn,
Die schütteln den Kopf, die hören's nicht gern,
Wenn einer das störrige Beichtkind nennt,
Das nicht Priester litt noch Taufsakrament.
Die frommen Beghinen im Jungfernhaus
Stecken die weißen Hauben zusammen,
Lästern und flüstern, spähn und verdammen,
Und spüren seltsame Dinge aus —:

Sie schlägt kein Kreuz, und sie beugt kein Knie,
Das geweihte Wasser berührt sie nie!
Sie sitzt am Fenster und schweigt und spinnt,
Schöner als sie kein Haarlemer Kind,
Glatter als ihres kein Mädchengesicht,
— Und ein halbes Jahrhundert fürchte es nicht!
Ihre Hände sind kühl und blaß und schön,
Ihre Füße — die hat noch kein Aug' gesehn!
Wenn ihre Kleider am Boden schleifen,
Blinkt auf den Fliesen ein feuchter Streifen!
Eine Muschel hält sie im Spind versteckt,
Scharlach und silbern geflammt und gefleckt,
So wie mit anderen Wunderdingen
Sie Indienfahrer nach Hause bringen, —
Die legt sie, wenn keiner es sieht, ans Ohr, —
Die singt ihr heimliche Worte vor!
Wenn die Gärten Haarlems in Blüte stehn,
Und die Tulpen wie farbige Flammen wehn,
Und der Wind, der über die Mauern springt,
Hyazinthenduft in die Höfe bringt,
Wenn das Leinen bleicht an der Sonne Schein,
Und die frommen Schwestern zu drein und vieren
Auf grünen Bleichen am Fluß spazieren, —
Sie schließt und riegelt sich dreimal ein!
Aber spät im Herbst, wenn der Regen fegt,
Und der Sturm die Ziegel vom Dache schlägt,
Wenn auf die Gassen die Dämmrung fiel,
Dann huscht im Hause auf Gang und Treppen
Ein heimlich Tappen, ein raschelnd Schleppen
Zu den Speicherluken im Dachgestühl.
Da lacht sie gellend, wenn's droben braust,
Und die nassen Strähnen der Sturm ihr zaust,

Digitized by Google

Sie ſtreckt die Arme mit ſchrillem Schrei,
Wenn die großen Möwen vorüberſtreifen,
Und das wilde Gevögel ſchießt herbei,
Und läßt ſich von ihr mit Händen greifen!
So treibt ſie's Wochen und hat nicht Ruh, —
Das geht nicht mit richtigen Dingen zu!

Die frommen Beghinen im Jungfernſtift
Schütteln die Hauben, ſeufzen verſtohlen,
Wenn eine Schweſter die andre trifft,
Und tappen weiter auf ſchlürfenden Sohlen. —
Und um die die Zungen geſchäftig ſind,
Die hört kein Flüſtern, die ſitzt und ſpinnt
Hinter der Türe eichenen Bohlen, —
Schöner als ſie kein Haarlemer Kind!

III.

Und einmal um Allerheiligentag,
Als der Wolken Saum auf der Erde lag,
— Der Flugſand ſtob vor dem Sturm wie Schnee,
Der Schiffer ſprach ein „Gott ſegne den Strand",
Und ſalzig ging auf Meilen ins Land
Der Atem der zornigen Zuiderſee —
Da ſtieg in der Nacht, als Haarlem ſchlief,
Das ſchwarze Waſſer in Gracht und Sielen —
Das war ein Spülen, ein heimlich Wühlen,
Und unter den Mauern nagte es tief.
Und draußen ſprang mit ſchäumigem Kamm
Das Haarlemer Meer auf den Uferdamm.
Nach dem Wäſſerchen, das im grünen Kleide
Hinflog mit eiligem Wellengekraus,
Streckte es weit über Wieſe und Weide
Die naſſen gierigen Arme aus,
Und hetzte ihm nach und holte es ein,
Und drängte mit ihm nach Haarlem herein.

Grau kroch im Oſten der Tag herauf,
Da lief ein Schrei gaſſenab und -auf,
Und das ſchlafende Haarlem ward jählings wach:
„Der Spaarne ſteigt und die Schleuſe brach!"

Aus grauen Wolken ein rieſelnd Tropfen,
An Tür und Mauer ein plätſchernd Klopfen;
Sankt Paul entbehrte der Meſſe heut,
Von Sankt Johann ruft kein Frühgeläut,
Denn wo geſtern Prieſter und Meßner ging,
Schwillt heut der tanzenden Waſſer Ring.
Wo die Kinder ſpielten in breiten Straßen,
Da ſchiffen treibende Balken her,
Und ſilberſchuppig durch Platz und Gaſſen
Schießen die Fiſche vom Haarlemer Meer.

Die frommen Beghinen im Jungfernhaus
Rennen und flüchten türein, türaus;
Wo ihre Röcke am Boden ſchleifen,
Blinkt auf den Flieſen ein feuchter Streifen.
Gurgelnd quillt es unter den Schwellen,
Über die Gänge ſpielen die Wellen,
Laufen und pochen an jede Tür,
Flüſtern und ſuchen: iſt ſie nicht hier?

Scheu wie ein Schwarm von verſcheuchten Tauben
Flattern die weißen Beghinenhauben!
Frau Mutter, die würdige, ſteht und zählt:
Siebzehn Hauben! — Doch eine fehlt!
Gott ſteh uns bei! Von der Mauer Rand
Ein ſchlaffes, flatterndes Nonnengewand!
Die Scheiben zerbrochen! Die Kammer leer!

Sie ſchlugen ein Kreuz und ſeufzten ſehr:
„Wir haben's geſagt. Wir haben's gewußt,
Daß der Böſe ſie doch noch holen gemußt!"

— — — — — — — — — — —

Doch um die Dächer, doch in den Grachten,
Winde und Wellen lachten und lachten!
Der Schrei der Möwen, der weißen, ſchnellen,
Kam ſchrill und jauchzend aus grauer Höh —
Und das Lachen lief weiter mit Wind und Wellen
Bis ins Haarlemer Meer und die Zuiderſee! —

Herbst. Nach dem Gemälde von J. Verheyden-Brüssel.

# Hebbatollas Reisen ins Paradies.

Eine Hanfrausch-Geschichte von

Carl von Vincenti.

(Abdruck verboten.)

Unlängst, in einsamer Stunde, zieht's mich mit stiller Gewalt nach meinen Aufzeichnungen, losen Blättern aus verwehten Tagen. Hier und dort sind schon Tinte und Bleistift verblaßt. Blätter aus Kairo fallen mir in die Hände. Ich lese den Namen: Monteillier. Er ist mit roter Tinte am Rande des Blattes wiederholt. Halblaut spreche ich den Namen vor mich hin und leise rauscht's in der Schachttiefe meiner Erinnerungen. Und sein liebes, blasses Gesicht taucht empor und schaut mich mit schmerzlichen Augen an . . . Wir hatten einst in Paris bei Caussin de Perceval den vulgär-arabischen Kurs mitsammen absolviert. Monteillier war uns allen voran, ein fieberhaft Lernender, wie so mancher dem Frühtod Bestimmter. Aus der Rue Neuve-des-Petits-Champs also datierte unsere Freundschaft.

— — — — — — — — — —

Wir trafen uns zur ersten Ramadannacht auf der Muski. Da loht dem arabischen Kairo das Leben aus allen Poren. Und auch im Westend drüben, in der Ismaila, ist das internationale Luftkurpublikum halbnächtig auf den Beinen. Nach Algier hatten sie meinem zarten Freunde Ägypten für seine kranke Lunge verschrieben. Aber zum Gesundwerden lebte er wahrhaftig nicht in der Kalifenstadt. Dazu „entdeckte" er zuviel Paradiese. Sein fertiges Arabisch half ihm dabei.

„Komm mit," sagte er, „ich habe ein Stück Paradies entdeckt."

Also wieder eins!

Wir biegen rechts ab nach dem Gassengewirr, wo die Luft- und Lichtmacher das Boulevard Mohammed Ali durchgebrochen haben. Aus jubelnder Helle in horchende Finsternis.

Nur spärlich sickert's aus der großen Lichtdunstwolke, die über Kairo, der „Fastenbrecherin", lagert, in die schmalen Gäßchen, die wie Risse die arabischen Häuserblöcke durchklaffen.

Wir tasten uns an den Mauern hin.

„Du wirst's vielleicht ein Stück ‚Vorhölle' nennen," meinte der junge Franzose, über eine mürrisch aufheulende Hundefamilie stolpernd.

Jetzt errate ich sein diesmaliges „Paradies".

Kümmerlicher Schein fällt querüber: Zwei Papierlampen baumeln in der offenen Tür eines Winkelkaffeehauses. Schäbiges Lokal, schäbige Gäste. In der Mitte leiert ein zum Erbarmen abgerissener Rhapsode — vielleicht von der Zunft der Antan-Erzähler — sein qualvoll Eintöniges herunter. Er pendelt mit dem Kopf und kratzt auf der Zweisaitigen dazu. Die Leute sind so entzückt von den Erlebnissen des Wüsten-Rolands, daß wir völlig unbeachtet ein niedriges Pförtlein erreichen. Wir rutschen eine Hühnersteigtreppe hinab, die zum Halsbrechen einlädt; ein zweites Bretterpförtlein: das „Paradies" Monteilliers.

Der Atem stockt mir. Man atmet alles, nur nicht Ozon, nur nicht Ägyptens „köstlich salzhaltige" Luft; es duftet nach allem, nur nicht nach Paradiesesdüften.

Hätte Mohammed, der flugsbereite Verschenker von sieben Himmeln, keinen anderen als diesen zu verschenken gehabt, die wenigsten seiner Bekenner hätten einen Paradieseswechsel auf ihn gezogen. Billiger und prompter ja als durch anstrengende Gottgefälligkeit verschafften sich hier anspruchslose Rechtgläubige — freilich nicht allemal — liebliche Paradiesesräusche.

Denn ich hatte richtig vermutet: Monteilliers neueste „Entdeckung" ist eine Rausch-

hanfkneipe. Haſchiſch iſt Sünde. Aber die Sünde gegen das Haſchiſchverbot, dem ſeit Jahrhunderten immer wieder erneuten, gehört zu den gebräuchlichſten Übertretungen.

Übrigens, was Sünde? Hängt dort oben nicht ein allerliebſtes ausgeſtopftes Krokodilchen? Ein frommtalismaniſches Saurierbaby? Das verrät, daß der Giftbudiker in Mekka geweſen. Alſo ein fromm geaichter Mann. Ein Generalablaß ſchwebt über allen Hanfräuſchen, die er verſchuldet.

Der verbiſſenſte Luxusverächter kann ſich kein dürftigeres Lokal wünſchen, als dieſe Paradieſesſtätte. Rattenkahl; eine tiefe Fenſterniſche iſt in die ſchmutzig graue Wand gebrochen, ein Holzkäfig ſteht drinnen; vom riſſigen, verrauchten Gebälk glimmt ein ſterbensmattes Lämpchen, in der hinterſten Ecke ſteht ein Herdblock, wo ein Mohrenbube die blanken Zähne in die Glut fletſcht.

Wie das Lokal, ſo die Gäſte. Allemal dieſelben Paradieſeswerber: ein paar „Heuler“ — ſelten ein Tanzderwiſch — Koranbeter, nubiſche Hausbeſorger, Waſſerträger, Hammals, Hausarme, hie und da ein Pſylle, denn Rauſchhanf heilt Schlangenbiß.

Die Bude iſt voll, qualmig, alles lagert auf den zerſchliſſenen Matten, welche den Eſtrich bedecken. Wir finden ein Plätzchen in einer Ecke. Rückendeckung kann nichts ſchaden unter ſo unberechenbaren Kunden.

Monteillier winkt. Der Negerſprößling ſchlürft heran, ein Bein nachziehend. Hat ihm vermutlich ein Rauſchiger lahm geſchlagen. Der Junge kennt ſchon ſeinen Gaſt und weiß, daß er nicht rauchen darf.

Er ſetzt uns deshalb zwei Porzellannäpfchen hin, legt Beinſpachteln dazu, grinſt und hatſcht zurück.

Ich koſte mit der Naſe: duftet bitterſcharf, wie ranzige Kamelbutter. Schmeckt auch ſo, denn Butter iſt bei der ſchwarzgrünen Latwerge. Ich koſte mit der Zungenſpitze, und ſchon hebt's mich.

Ach, man gewöhnt ſich an alles. Sollte ich doch ſpäter Mitgründer eines liebenköpfigen Haſchiſchklubs werden und die „Seligkeiten“ und Bitterniſſe des Hanfparadieſes noch von Charles Baudelaire kennen lernen.

Monteillier taucht den Spachtel tief ein. Ich enthalte mich und beobachte. Wunderliche Freier der „bleichen Tochter des Hanfes“. Mein Nachbar, ein Raucher, will ſich ſchier die Seele aus dem Leibe huſten; ſein Nebenmann ſchnaubt und puſtet wie ein Lokomobil. Dieſer lacht, jener weint. Sie greinen, ſtöhnen, ſingen oder hocken ſtillverzückt, bis der trügeriſche Dämon ihnen an die Gurgel fährt und ſie zuſammenkrampft.

Ein junger Derwiſch mit unſagbar ſanften, ſchönen Augen breitet die Arme wie zum Fluge aus; ein anderer, die Betſchnur am Handgelenk, pendelt mit dem Oberleib, wie Koranbeter tun. Ein dritter windet ſich, als hätte er Gift im Leibe, und ächzt zum Steinerbarmen. Ein alter Neger ſtreicht ſich mit geſpenſtiſcher Gebärde über den kahlen Scheitel, ein herkuliſcher Nubier fleht um Hilfe, das Geſicht von Todesangſt verzerrt ...

Und die Genießer?

Monteillier, deſſen tiefliegende Augen fiebriſch glänzen, ſtößt mich an und zeigt mit einer Kopfbewegung nach der Fenſterniſche. Ein Prachtexemplar von einem Paradieſeskandidaten! Bei Mohammeds Seligkeit, den hatte ich hier am wenigſten geſucht, Hebbatolla vom Chan Chalil, den geriebenſten Frankenpreller in Teppichen und Schnurrpfeifereien. Der alte Sünder brauchte auch noch in Rauſchhanf zu ſündigen! So ein Gnadebedürftiger! Freilich Ungläubige hineinzulegen iſt ſchließlich eines echten Moslems Moslemspflicht.

Da lehnt der Alte. Der mächtige Kopf mit dem flutenden Bart und der Raubvogelnaſe iſt zurückgeworfen, das Auge halb geſchloſſen. Wenn bisweilen der unheimliche Lärm in dieſer Hinterſtube des Paradieſes ſich abdämpft, dann kommt aus dem Käfig in der Niſche ein hoffnungsloſes Vogelſchluchzen. Die Haſchaſchir lieben es.

Hebbatolla ſcheint der leiſen Klage zu lauſchen. Jetzt greift er zu ſeiner Waſſerpfeife, ſaugt einigemal, huſtet zum Erſticken — während der Derwiſch gell auflacht — und ſinkt dann erſchöpft zurück. Ein blödverklärtes Lächeln gleitet über ſeine vergilbten Züge.

Mein Freund taſtet nach meinen Händen, die er zärtlich drückt. So wenig Gift er geleckt, es wirkt doch ein wenig.

„Willſt Du leugnen, daß der Mann auf dem Wege zum Paradies iſt?“ flüſtert er.

Und dann ſchwärmend: „Er wirft einen

Blick in den Karfunkelhimmel, den Engel mit Rubinfittichen bewachen, oder zum mindesten in den Smaragdberg Käf, wo der Phönix schläft. Der Mann ist glücklich. Ich muß sein Glück auf mich wirken lassen."

Und er kriecht wirklich auf allen Vieren zwischen den lagernden und affenhaft hockenden Gruppen nach der Nische, lagert sich ohne weiteres neben den Alten hin und faßt seine Hand.

Hebbatolla schreckt empor, starrt den Unbekannten an, dann umschlingt er ihn wie einen geliebten Freund nach langer Trennung. Tränen entstürzen seinen Augen, und er bettet seinen Kopf an die Brust des Franzosen, der ihm die Wange streichelt. Eine unheimlich-zärtliche Gruppe. Nun beginnt der Himmelsreisende mit geschlossenen Augen in abgerissenen Sätzen wie visionär zu sprechen. Schmerzlich-selige Seufzer unterbrechen ab und zu seinen Redefluß.

Ich drückte mich sachte an der Wand in die Nähe der beiden.

Einzelne Worte wie „dschenne" (Paradies), „melajik" (Engel), „niswân" (Frauen), „nûr" (Licht), „musika" (Musik) kann ich erhaschen. Jetzt versiegt die Rede, der Kopf des Alten gleitet herab. Die Gesichtsmuskeln beben und beginnen automatisch zu spielen, die Lippen schwinden förmlich nach einwärts, das blödverklärte Lächeln erlischt, und ein starres Bleigrau überzieht wie eine Maske das Gesicht. Noch ein leiser Krampf durchschauert die Glieder, der Alte öffnet weit die Augen, hascht traumhaft hilflos um sich, dann klappen die Augendeckel zu, und Hebbatolla liegt wie tot ....

Wir tappen durch die stockfinsteren Gäßchen. Selbst der Ramadan ist bereits schlafen gegangen. Monteillier scheint etwas rauschig unsicher auf den Beinen. Erst als er über einige Kehrichthaufen der ganzen Länge nach hingeschlagen ist, murmelt er einigermaßen ernüchtert und seine Taschen betastend: „Diable, muß doch eine Klapplaterne irgendwo auf meinem leiblichen Menschen aufzutreiben sein."

Und wirklich zieht er einen solchen landesüblichen Beleuchtungskörper hervor, und ich zünde nach vergeblichen Versuchen seinerseits die Kerze mit einem Streichholz an.

Der Schein gaukelt uns lustig zur Muski voran.

„Du," necke ich ihn, „was hat Dir denn der alte Hausfünder alles vorgeschwärmt? Wohl auch von Weibern des rechtgläubigen Jenseits? So ein paar Worte fielen mir ins Ohr. Von seinen Diesseits-Frauen gewiß nicht, denn ein richtiger Moslem mag wohl die Weiber ausgiebig leiden, aber er spricht nicht davon. Vielleicht ein Wort über sein Töchterlein mag ihm entschlüpft sein, denn die ist sein Stolz, sagen sie. Und Haschisch löst die Zunge. Übrigens giebts ja Hausierweiber mit Harems-Klatsch und -putz, und die wollen wissen, die Kleine Abrâma sei das leiblich bestgeratene Mädel im arabischen Eastend. Eine veritable Paradiesierin! Daß sie nicht am Ende einmal in Verlust gerät, wenn der Alte gerade auf dem Weg nach dem Paradiese ist. Mit der Kleinen, was meinst Du, das wäre so die richtige Paradiesesreise?"

Monteillier starrt mich an. Dann blickt er schweigend vor sich hin. Er spricht kein Wort mehr, bis wir uns auf der Esbellije trennen.

* * *

Wir sahen uns längere Zeit nicht. Ich lag monatelang auf dem unwiderstehlichen heiligen Strom, kroch durch Tempelgerippe, durchstöberte Mumienkammern, ließ mich ganz in den Nilzauber einspinnen. Damals waren ja Cook und Stangen noch nicht epidemisch über Ägypten gekommen. Mittlerweile „entdeckte" Monteillier wahrscheinlich weiter. Kairo ist ja unerschöpflich für begeisterte Orientgemüter. Doch ich will meinem Freunde nicht unrecht tun. Wenn er Phantast und Genießer war, so kannte er gleichwohl auch ernste Arbeit. Er war fleißig hinter den Handschriften der Khediv-Bücherei her, wenn auch die Prachtbäume, die dort durch die Fenster hereinschauen, mehr zum Träumen als zum Arbeiten einladen.

Er wollte ein Buch über „Mönscherei" im Islam schreiben und trieb eifrige Studien dazu.

Nach meiner Rückkehr zieht's mich nach dem Kopteuviertel zu Monteillier.

„Der Bey zu Hause?"

Der Bowal schüttelt den Kopf: „Fort, ganz fort ..."

„Wohin?“

„Allah ja'lam“ (Weiß Gott).

Aber Mari Bey, der Polizeichef, war offenbar gut mit Gott und wußte es, und da ich meinerseits mit Mari Bey gut war, erfuhr ich sofort, daß mein Freund jetzt in der Sykomorenstraße wohnte.

Da mache ich mich denn eines Spätnachmittags auf nach dem vielgewundenen Straßenzuge am alten Stadtkanal, der obigen Namen führt. Hier hatte die Spitzhaue mittlerweile gründlich aufgeräumt. Überall schuttwüste Breschen und hie und da aufgeschossene weiße Kalkmilchpilze, Häuser in betrübendem neuägyptischen Stil. Das mir bezeichnete Haus war ein solches; es schändete mit seiner geschmacklosen Anspruchsfülle einen schmalen, hübschen Mameluckenbau, der dicht daneben stehen geblieben war.

Da sollte sich Monteillier, ein Mensch mit den verwöhntesten Geschmacksbedürfnissen eines Reichgeborenen, eingemietet haben! Unbegreiflich.

Ein feuchter Dunst von Moder und frischer Farbe schlägt mir entgegen, als der Nubier, sichtlich mißtrauisch, das buntgestrichene Pförtlein öffnet. Ein gesundes Wohnen für einen Lungenkranken ist's nicht in diesem blitzblanken Neubau, denke ich mir.

Der Architekt hatte mameluckisch bauen wollen. Alles raumausgiebig, herrschaftlich im Innern.

Ich durchschreite eine Mandara voll mystischen, farbigen Dämmers und finde meinen Freund auf einer halb von Rosen überkletterten Veranda, von wo der Blick über wüste Baugründe schweift. Monteillier liegt auf einem lederbestriemten sudanischen Angareb ausgestreckt, den müden Kopf gegen ein Polster gelehnt. Seine hagere Gestalt steckt in einem bunten Seidenkaftan mit Pelzbesatz. Er ist bleicher als sonst, und seine Augen flackern.

Mit einem matten Lächeln mir die heiße Hand entgegenstreckend: „Tiens, c'est toi.“

„Mais oui, je te cherche comme une épingle dans une botte de foin.“

„Dame, je travaille.“

Ich blickte ihn scharf an: „Du übernimmst Dich, scheint es. Und dieser feuchte Neubau. Wie kommst Du da herein?“

„Ich bin hier näher bei der Kutubchane.“

Er meinte die Bibliothek des Vizekönigs.

„Übrigens bringe ich die meiste Zeit hier im Freien zu. Ich lebe unter Rosen, wie Du siehst.“

Ein Schwarzer bringt lautlos Tee und Zigaretten. Wir plaudern beim feinen Duft der Khedivial.

„Und der Haschisch, Gontran?“

„Als Genußmittel abgetan. Ein unsagbarer Hanfkater hat mich von diesem Paradies geheilt. Denke Dir, drei Wochen Riesenekel. Schüttelt mich heute noch. Ganz anders aber ist's mit dem Arbeitswert des Haschisch. Bester! Kaffee, Tee, Tabak, Opium, Arsenik, Kola — alles nichts. Eine Hanfpille, erbsengroß, in einem kräftigen schwarzen Kaffee, das wirkt Wunder. Bei richtiger Stimmung kann sich da alles in Duft und Harmonie auflösen. Jeder Gedanke, jede Vorstellung Lichtgeburt. Ideen jagen sich und bleiben dennoch lichtklar, lichtgetränkt. Was man schreibt, wird plastisch; lebendige Töne verkörpern sich, Farben klingen, Worte leuchten. In der verfeinerten Kultur des Vorderorients stecken Hanfräusche, sanfte, wohlberechnete. Manches zweifelsohne, was uns von den Ostpoeten am meisten entzückt, hängt mit pharmazeutischen Reizungen zusammen. Die Märchenblüten, womit Scheherazade das schlaflose Haupt Haruns bekränzte, dufteten nach irdischem Hanf. Mehr noch! Auch nicht wenige heilige Koranblumen des Gottes- und Wüstenpoeten Mohammed. Ganz rauschig mutet mich moslemische Möncherei an: ich meine die Mystiker. Und dann! War nicht Hallim, der schöne Fatimidenknabe, dem seine persischen Magier den Gotteswahn einredeten, Hanfesser mit der Sabara in Fostât? Oder kommt Dir der ganze drusische Glaubens-Mischmasch etwa nicht wie ein Haschischrausch vor?“

Ein heftiger trockener Husten unterbricht ihn. Erschöpft schließt er die Augen, fährt aber alsbald fort: „Übrigens ist hier, wo wir sitzen, klassischer Hanfboden. Hier war, sagen sie, der Hanfgarten der Nuschb, jener schönen Zymbelschlägerin, die mit ihren Klangwirbeln den Fatimiden Mostanser berauschte. Rings um den mit künftigen Räuschen gesegneten Acker des Weibes liefen tiefschattige Baumgänge, wo unter den Augen des verliebten Khalifen die vor-

nehme Welt promenierte, von der Hanfblüte halbbetäubt, daß den Frauen die Augen feucht wurden. Hinter vergoldetem Gitter funkelten die heißen Augen der Paukenschlägerin. Später kam der Emir Sidun, ein Mann von groben Nerven, ein harter Mann. Der ließ den Hanfessern die Zähne ausbrechen und den Giftgarten der Nuschb mit Stumpf und Stiel ausroden. Und noch später hatte hier ein mameluckischer Großer ein Haustotengärtlein, wo er sein Fleisch und Blut begrub."

Es dämmert. Der Mond kommt groß, hell, wundervoll klar über die Schutthügel herauf.

„Doch das ist längst alles umgeschaufelt und jetzt" — Monteillier zeigt auf einen im Mondschein auflodernden Streifen — „blüht hier wilder Mohn und sammeln sich, wenn's Abend wird, gar possierlich die Ratten bis auf die Veranda herauf. Da, hörst Du's rascheln? Das ist gewiß ‚Schumurd', die große Ratte mit den Smaragdaugen, so eine Art Hausgeist, ein kluges, munteres Tier . . ."

Es raschelt wirklich leise unter dem Rosenteppich, und mir ist, als funkelten darunter die Äugelein Schumurds.

Ein leise verworrener Klang zieht durch die Lüfte. Von der „Madcha"-Moschee, deren Minarettknauf herüberfunkelt, ruft der Bettürmer zum Maghrib.

Das Knarren eines Fenstergitters unterbricht die horchende Stille. Monteillier fährt auf. Ich folge seinem Blick, der nach einer Maschrebiye oben im Nebenhause fliegt. Ein Frauenkopf lugt aus dem Rahmen und fährt rasch wieder zurück. Der Mond hat trotzdem das unverschleierte Gesicht einer „Verbotenen" verraten.

Monteillier ist seltsam erregt.

„Eine Mondpromenade?" schlägt er vor.

Wir steigen zum Hof hinab. Ein Brunnen graupelt. Schildkröten baden im Becken. Mein Freund hebt eine heraus, dreht das zappelnde Tier um und setzt es wieder ins Wasser.

Mustafa — so hieß sein Koch — ist Künstler in Schildkrötensuppe.

Wir tauchen durch ein Pförtlein ins Freie. Rechts eine hohe Hofmauer des Nebenhauses, zerfallend, breschenlückig. Man kann durch einen breitklaffenden Riß bequem in den Hof hinschauen. Ich erlaube mir das indiskrete Vergnügen und schaue und schaue . . . .

„Ja, ist denn das nicht Hebbatolla, der Alte, der dort auf dem Betteppich kniet, als wär' er darauf angewachsen?"

Monteillier lacht leise auf:

„Mäschälla, warum nicht? Er wohnt nebenan . . ."

„Abrâma," sprach ich halblaut vor mich hin, „jetzt begreife ich."

Monteillier hat wieder sein stilles Lachen:

„Es muß mir vom Herzen herunter."

Und er schiebt seinen Arm unter den meinen. Wir steigen die Schutthügel hinan. Hie und da knistert's von Eidechsen; ein rostbraunes Schlänglein von der Art, welche die Tamarinden liebt, entflieht wie mondtoll; aus einem Aasgerippe, das wir streifen, zieht eine Rattenfamilie heraus. Scheue Hunde umkreisen uns. Wo der Mohn übermütig den Schutt überblüht, halten wir inne.

Vom „Madcha"-Minarett rinnt weißes Licht, die hohen, weißen Mauern des Mansurgartens, von wundervollem Tarfagefieder rosig überhangen, glänzen herüber. Und in der Mohnglut schmilzt das Mondsilber. Eine unsagbar stille, überwältigende Pracht, die mir bisweilen heute noch im Traum wieder aufgeht . . . .

Monteillier läßt seine bleiche Hand — eine schmerzlich beredte Krankenhand — langsam durch den blühenden Mohn gleiten, blickt traumhaft vor sich nieder und dann wie plötzlich überwindend:

„Ich will das arg banale Wort nicht aussprechen. Du würdest lachen. Aber diesmal ist's ein merkwürdig ernster Fall oder ‚Anfall', wie Du sonst sagst. Ich glaube, weil's mit mir zu Ende geht. Unterbrich mich nicht. Ich weiß, wie es mit mir steht. Quacksalbere doch selber bisweilen. Nach dem Haschischexperiment gab's einen regelrechten Bluthusten. Dein reizender Doktor Reil glaubte mich beruhigen zu müssen. Der Gute! Frühreif — frühtot — heißt's bei den Monteilliers. Es leidet uns nicht lange in dieser Jammerwelt voll der besten, genießbarsten Dinge. Schade, ist aber so. Einige Monteilliers sind bazillär behaftet und noch dazu Lebensverbrenner. Der jetzt vor Dir steht, beispielsweise. Aber Du weißt, wir sind ein Orientalistengeschlecht — mit dem Fes geboren — und daher

die respektable Dosis Fatalismus im Blute. Ist ein gutes Ding, der Verhängnisglaube, brauchbar, bequem zum Leben und Sterben. Der göttliche Kameltreiber war eben ein Menschenkenner, Seelenarzt. — Merkwürdig, Du, Charles, sprachst zuerst ihren Namen aus. Noch einmal, unterbrich mich nicht. Ich habe mir ja alles so hübsch zurecht gelegt. Mach auch kein so entsetzlich gewissenbeladenes Gesicht, Allerbester. Ich segne Dich für das Wort, das Dir damals beim Heimweg so ahnungslos leicht entschlüpfte. Freund, ahnungslos werden Geschichte und Geschicke gemacht. Der Alte schwelgte bei seinem Paradiesausflug in einem ganzen Himmel voll Weibern — wahrscheinlich, weil er sich hienieden mit einer einzigen begnügt hat, die mittlerweile nach dem Paradies verzogen ist — von Abrâma aber sprach er nicht. Moslemische Scheu selbst im Rausch. Ganz anders als wir Moralpächter im Westen."

Gontran hält einen Moment inne. Ein paar Hunde sind ganz nahe gekommen. Ihre Lichter funkeln; wir hören das leise Schnuppern ihrer Schakalschnauzen, fühlen beinahe ihren widerlich heißen Odem.

Und er weiter:

„Armes Vieh, aus einem Hunger in den andern hineingeboren. Ein Wurf Elend. Eigentlich hunde-menschlich. Doch weiter: Ich beschreibe Dir Abrâma nicht. Wozu auch? Du sähst sie ja doch nicht mit meinen Augen. Deine Hausierweiber übertreiben, das genüge Dir. Kommt auch gar nicht darauf an. Es ist eben über mich gekommen. Liebe? Ich weiß nicht. Nen jedenfalls, was in mir rumort, was die „folle au logis" in mir anrichtet. Ich glaube, es ist das Gefühl des letzten ‚Anfalls' von unaufhaltsam verderblichem, blindem Liebenwollen. Da gehen alle Bedenken als Nebenumstände in Scherben. Und wirst Du's glauben? Als ich Aug' in Aug' vor ihr stand zum erstenmal, da fühlte ich aus ihrem unsäglich bangen, wundervoll erbarmenden ersten Blick etwas heraus, als sagte sie: ‚Ach, ein Leidender.' Einbildung vielleicht. Doch das ist ja alles eins."

Wieder eine Pause. Durch die Maschrebiye Abrâmas sickert gedämpfter Schein.

„Wie ich sie fand? Natürlich, während der Alte gerade auf dem Weg nach dem Paradiese war. So meintest Du es doch in der Haschischnacht damals?"

„Gontran!"

„Laß gut sein, Du lieber Prophet. Also das kam so. Dein weises Wort blieb mir im Sinn. Ich sprach bei Hebbatolla im Chalil vor. Seinen Kneipbruder erkannte er nicht. Scheint, daß beim Haschâsch die Erinnerung an das Geschehene verfliegt wie beim Schlafwandler. Ich verlange Teppiche. Das Köstlichste. Habe er daheim eingesommert, meint er, als ich alles geringschätzig zurückweise. Er zögert. Endlich siegt der arabische Erwerbssinn. Er lädt mich zu sich. Lustig war's, als wir den Hof zum Teppichkeller betraten. ‚Euer Gesicht,' rief der Alte ängstlich und klatschte in die Hände. Es war wie ein schwaches Flügelrauschen, und ich sah noch helle Gewänder durchs dichtumwachsene Haremspförtlein schlüpfen. Gewiß lauschten allerliebst neugierige Augen und Ohren. Ich kaufte zwei reizend geblümte kurdische Seneca, verbrecherisch teuer, aber unbestreitbar. Du kannst Dich davon überzeugen. Zufall ist der Herrgott. Dieses Haus nebenan, blitzblank, wie aus dem Ei geschält, war zu vermieten. Gehört einem Süßverkäufer. Ich mietete, möblierte. Wieder teuer, natürlich. Doch ich werde entschädigt. Am Frauengitter dort, wo ein Kühlkrug unten vorguckt und Jasmin rankt, da taucht des Abends verstohlen ein Kopf heraus, schleierlos. Ein Mondstrahl trifft ihn wie heute. Bald geben wir uns Zeichen. Ich gewinne Menur, ihre Sklavin, eine geriebene Nubânegerin. Bald hat der Schleier Abrâmas kein Geheimnis mehr für mich. Durch den gesegneten Mauerspalt, wo Du soeben den alten Sünder beten sahst, kommen dann Botschaften, Zettel um Steine gewickelt. Köstliche Kiesel! Größte Vorsicht geboten, denn der Alte ist greulich bazarfaul; nur Montags und Donnerstags zwischen zwei Betstunden dort. Dem tollen Hanf frönt er auswärts in verzweifelt tugendhaften Abständen. Auch hat er sich einen verwünschten Berberjungen zugelegt, neidischer Aufpasser, wie halbreife Bengel sind, die schon nach Weiblichem schnuppern . . ."

Vom Betrufturm kommt's jetzt herübergeweht, ganz deutlich das inbrünstig bezeugende und sich wiederholende ‚Aschhadu' .. Wir horchen schweigend.

Ich habe den Betruf niemals ohne leise Erschütterung vernommen. Er hat eine wundersam stille Gewalt. Unwillkürlich schaut man auf nach jener eindringlichen unendlichen Mahnerstimme, jenem unfaßbaren Jenseitsklang, der wie aus der Himmelshoboe traurig ergreifend über allem Irdischen verschwebt . . .

Gontran hat hastig meine Hand ergriffen, die er heftig drückt.

„Zur Aschà," flüstert er. Seine Hand ist eiskalt, er atmet mühsam. Er wehrt eine besorgte Gebärde ab und fährt fort:

„Kam die ‚Nacht des Wertes'. Mystisch umwittert von allen Fastennächten, wie Du weißt. Da stehen bekanntlich die Tore des Paradieses groß offen, und da mußte sich natürlich Hebbatolla auf den Weg machen. Schlich also nach der frommen Giftbude des Mekkapilgers. Aber auch Engel steigen bekanntlich in dieser Nacht herab, und die Frauen dürfen sich in den Moscheen von ihren Fittichen umwehen lassen. Da traf ich Abràma am Tor der ‚Hasanên'. Zum erstenmal berührte ich den Saum ihres Kleides, sog durch das feine Gewebe ihres Büßerschleiers ihren Atem, sah ihr ins Auge und holte mir jenen unbeschreiblich schönen, hingebenden Mitleidsblick. Seit jenem Augenblick bin ich in ein neues, ganz anderes Leben eingesponnen. Dann sah ich sie wieder in der Hasanên zum Bairam-Freitag bei den Drehmönchen. Bin dort bisweilen Stammgast und habe meinen persönlichen Strohsessel. Weiblicher Zulauf. Sind ja hübsche Leute unter den Frommtänzern. Charles, da war der Eindruck wieder so anders. Begreife, daß die Frauen dieses Schauspiel lieben. Mancher Solist hat da Weiberglück. Die leise, nervenzerrende Musik irritiert. Wenn die Kerle sich so im Kreise drehen, die Arme graziös-kokett erhoben, den Kopf sanft zur Seite geneigt, die Augen halb geschlossen und doch recht offen für die zuschauende Corona, das wirkt auf die Sinne. Das helle Gewand bauscht frauenhaft, und die Bewegungen nehmen gefangen. Und dann das dumpfe Allah! Das gibt einen kleinen Schreck, einen Nervenpreller. Abràma bemerkte mich nicht. Ich aber beobachtete sie. Unverwandten Blicks hing sie an einem jungen Gottestänzer. Ich kannte ihn. Wasserträger im bürgerlichen Leben, beim Zikr ein Mustertänzer. Keiner macht's sinnverwirrender. Er zeigt nur so viel Kraft, als sich mit gottgefälliger Anmut verträgt. Wie sie den Bewegungen, Drehungen und Beugungen dieses schlanken, biegsamen Männerkörpers folgte, wie sie sich von der Verzückung dieses Schmachters in Allah sichtlich — für mich wenigstens — berauschen ließ, da fühlte ich, daß ich sie begehrte. Es kam noch drängender. Als der Wallfahrtsspektakel auf dem Rumèle losging, da schlug Hebbatolla das Gewissen. Er hatte einen Frömmigkeitsanfall und stiftete ein Kamel zur Mekkafahrt. Abràma und ihre Mädchen schmückten das Tier im Hofe. Mit bunter Decke und Straußfedern, mit Palmzweigen und Orangen am Höcker und hinter den Affenohren. Possierlich-feierlich! Es war entzückend, diese Geschäftigkeit der kleinen zierlichen Hände. Dann führten sie das Vieh zum Rumèle, wo die Derwische mit Allahgeheul und rauschenden Fahnen das heilige Mahmàlkamel umlärmten. Du weißt, Weiberbesuchstag ist dieser Schawwàltag. Die ganze weibliche Kahira ist auf den Beinen. Baderaouts, wo die Mütter auf Brautschau baden und schmausen. Nun, was glaubst Du? Was bringt mir der Kiesel, der am selben Abend durch die Bresche fliegt?"

„Abràmas Verlobung" . . .

„Nur halb erraten zum Glück. Der Zettel meldet: ‚Die zweite Frau Abu Farrags hat mich für ihren Sohn gewählt. Gott weiß das übrige.' Also einseitig nur vorläufig. Habe eine böse Nacht und dann noch eine schlimmere, nachdem ich erkundet, daß dieser Abu Farrag kein geringerer, als Zunftältester der Kupferschmiede im Nahhàssin ist, sein Junge also Aussichten haben muß. Da hieß es denn: Rasch zu, dem Schicksal an die Gurgel. Einen Augenblick hatte ich die tolle Idee, die Kleine, der ich jetzt besinnungslos verfallen war, zur Frau zu begehren. Doch ich mußte selber lachen. Hebbatolla ist, was du vielleicht nicht weißt, ein Sohn des Grabwächters in der Hòsch-el-Bàscha draußen, ein gefährlich frommer Mann, der, obwohl von unglaublichen Trinkgeldern sündlich reich geworden, doch, trotz seiner achtzig Jahre, seine Enkelin lieber erdrosselt, als einem Ungläubigen ausgeliefert hätte."

Gontran hatte recht. Ich kannte den

finsteren Alten von der vizeköniglichen Gruft.

„Ein Glaubenswechsel für mich?“

Er hatte sein stilles Lachen.

„Zu meinen sonstigen Defekten auch noch diesen. Danke schön. Da kam Erleuchtung. Gott, der das übrige weiß, wußte etwas übriges für mich und sandte einen letzten Zettel durch die Bresche: ‚Zum gesegneten Freitag Hochzeit Hisbas im grünen Bad, wo ein Hinterpförtlein offen zur Aschä. Gott ist barmherzig.‘ Na, was hältst Du von dem Liebeskoränstil dieser arabischen Mädels? Entzückend lapidar. Freund, durch Hinterpförtlein kommt das Glück. Das meine beim grünen Bad öffnet sich auf einer so engen ‚derb‘, daß kaum ein vollbepackter Esel durchkam. Und prachtvoll dunkel, allem Fürwitz des Mondes spottend. Ich vergolde Menurs beide Hände, kaufe einen Saiskittel und einen zweiten Esel für Menur. Morgen ist der gesegnete Freitag, Charles, hörst Du, morgen. Wenn sie dann zum Gebet rufen, spät abendlich, zur Aschä, dann harre ich am Hinterpförtlein. Die beiden Frauen auf die Tiere, ich trabe. Auf Umwegen geht's zum Bahnhof für den Alexandriner Nachtschnellzug. Der Libanon ist mein Reiseziel. Gott weiß das übrige . . . .“

Ich schwieg. Das verwegene Wagstück Gontrans ging mir nahe. Ich kannte seinen phantastischen Sinn, aber auch seinen Starrsinn. Jedes abmahnende Wort, jede Warnung, das wußte ich, waren absolut aussichtslos. Im Gegenteil, sie bestärkten ihn in seinem unsinnigen Beginnen. Er hatte ja bitter recht. Der Todesengel, der Blutängige, Stille, mochte ihn bereits auf die Tafel eingeschrieben haben, die auf seinen Knieen ruht. Da stehen die Todverfallenen des Mordjahres . . .

„Noch ein Wort, Charles. All den Krempel da verkaufe und schicke mir den Erlös, oder besser, gib's den Armen im Viertel, wie Du willst. Die Jahresmiete ist gezahlt. Nachricht erhältst Du aus den syrischen Bergen, sobald wir geborgen. Und nun gib mir Deine liebe Hand, Du Guter. Deinen Segen krieg' ich nicht, das weiß ich. Doch mein Schicksal ruft, und ich muß folgen . . .“

Wir drückten uns lange die Hand. Wir küßten uns. Ich denke heute noch mit tiefer Wehmut an jene Mondnachtstunde, und eine leise Mitschuld hat mich bisweilen gemahnt.

Schweigend steigen wir die Schutthaufen hinab. Wie knackerndes Gebein kracht es bisweilen unter unsern Tritten. Ein mondkranker Hund heult auf. Eine Grille schrillt so überlaut, als wetzte der Tod seine Sense.

Unsagbar unheimlich. Als müßten aus dem blühenden Mohn die Gespenster der Hanfsünder des Emirs Sudun emportauchen mit ihren leeren Augen und Kiefern.

Als wir an der Mauerbresche der Liebesbotschaften vorüberkommen, funkeln zwei Augen heraus, Späheraugen.

„Der Berber,“ flüstere ich Gontran zu, der die Achsel hebt.

Jetzt kommt's von einem Schutthaufen herabgekollert. Etwas Rundes, Blankes, das im Mondlicht aufblitzt. Es wirbelt um sich selbst und fliegt uns vor die Füße: ein Totenschädel.

Monteillier bückt sich nach dem Schädel. Da springt eine große Ratte heraus . . .

„Schumurd,“ versucht er zu scherzen. Es überrieselt mich . . .

* * *

Kurz darauf fand man Hebbatolla in seiner Mandara tot. Die erloschene Gozehpfeife hielt er in der verkrampften Faust. Als hätte er sie bei seiner letzten Reise ins Paradies nicht missen wollen. Vor Reiseantritt jedoch oder vielleicht schon unterwegs, hatte er seine einzige Tochter erwürgt.

Von Gontran de Monteillier hat man nie wieder gehört. Ja, der Berber! Die Armen des Viertels bekamen eine reichliche Summe. Doch gebetet für den Ungläubigen haben sie gewiß nicht.

Hirtin. Nach dem Gemälde von Ernst Liebermann-München.

# Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.

## Ein Künstlerheim in Weimar.

Persönliche Erinnerungen an Friedrich Preller d. ä.

Von

J. Gensel.

(Abdruck verboten.)

Wenn jetzt soviel von Kunsterziehung die Rede ist, darf ich mich wohl glücklich preisen, daß mir vergönnt gewesen ist, während meiner Gymnasialzeit den Unterricht eines Künstlers von Gottes Gnaden zu genießen und in seinem Heim zu verkehren, in dem die Kunst die geistige Lebensluft bildete.

Es war im Herbste des für Geist und Herz eines Knaben gewaltig eindrucksvollen Jahres 1848, als ich, fast dreizehnjährig, nach Weimar kam. Die Stadt war mir nicht fremd. Mein Großvater August Gotthilf Gerhard hatte von 1820 an bis zu seinem Tode, 1845, an der Spitze des Wilhelms-Gymnasiums gestanden. Auch der Name Goethes, dessen Geist der Stadt das Gepräge gab, war mir von Kindheit an vertraut. Prangte doch auf dem Bücherschrank meiner Eltern, als einziger plastischer Schmuck der Wohnung, die Rauchsche Statuette des alten Herrn, den meine Mutter öfters — zuletzt noch, kurz vor ihrer Hochzeit, im Tod als Barden auf dem Paradebett — gesehen hatte; im Schranke selbst aber stand obenan die lange Reihe zierlicher Bände, manche sichtlich „vergriffen", mit der Aufschrift „Goethe's Werke" — beides Gaben des Großvaters. In der von Goethe begründeten freien Zeichenschule hatte die Mutter fleißig beim „Kunscht-Meyer" gezeichnet und gemalt und sich als Preis die Denkmünze auf Karl Augusts Regierungs-Jubelfest (Abb. 2) erworben; und Meyers beliebtes Wort der Ermutigung: „Versuche Sie's, 's koscht'l a Blatt Papier" verwertete sie noch zuweilen bei uns Kindern.

Auch den Namen von Meyers Nachfolger, Friedrich Preller, kannte ich schon aus „Weimars Album zur 4. Säkularfeier der Buchdruckerkunst" (1840), das einige Abbildungen nach den Wandgemälden in den Dichterzimmern des großherzoglichen Schlosses enthält, darunter aus dem Wielandzimmer Prellers an den Baum gefesselten Hüon, der, vom Maler selber radiert, die Einbildungskraft des Knaben lebhaft erregte.

Weimar war, obgleich seit kurzem Eisenbahnstation, noch fast unverändert die kleine stille Stadt aus Goethes Zeit. Seine damaligen Straßen und Plätze bedeckten kaum ein Viertel der Fläche, die jetzt der Stadtplan umfaßt. Wo sich heute die vornehmsten Straßen ausbreiten — jenseits des Asbachs, hinter dem Karlsplatz, an der äußeren Seite der Brauustraße (der jetzigen Kaiserin Augusta-Straße) — lagen nur Gärten und Wiesen, meist mit Gebüsch und Baumgruppen besetzt, und die rechte Seite der Belvedere-Allee, an der sich seit den sechziger Jahren eine Reihe von Villen hinzieht, war mit dichtem Gehölz bedeckt. Es ist nur wenig übertrieben, wenn Adolf Stahr (Weimar und Jena) damals schrieb: „Weimar ist eigentlich ein Park, in welchem eine Stadt liegt." „Dieser Park," fügt er hinzu, „wie liebe ich ihn, seit ich ihn ganz kenne in seiner vollen sinnigen Anmut, in der Majestät seiner Bäume, in dem schönen Schwunge seiner Fernsichten, mit seiner schattigen Kühle, seinen sonnigen Wiesengründen; und selbst die schreienden Pfauen hasse ich nicht mehr, seit ich sie abends ruhend sitzen gesehen auf den Zweigen majestätischer Tannen und Buchen." Eine Schöpfung Goethes und Karl Augusts, bot der nach allen Seiten hin offene Park eine Fülle von Erinnerungen an beide. Vor allem das Römische Haus, die einsame Arbeitsstätte des principe uomo, wie Karl August in Italien treffend genannt wurde, und darunter an der Felsenwand das stille Plätzchen unweit der Ilm, mit der Goetheschen Inschrift:

„Die ihr Felsen und Bäume bewohnet, o heilsame Nymphen,
Gebet jeglichem gern, was er im stillen begehrt.
Schaffet dem Traurigen Trost, dem Zweifelhaften Belehrung,
Und dem Liebenden gönnt, daß ihm begegne sein Glück!
Denn Euch gaben die Götter, was sie den Menschen versaglen:
Jedem, der Euch vertraut, hilfreich und tröstlich zu sein."

An dieser Stelle ist mir zuerst die geistige Nähe des Dichters und des Menschen Goethe lebendig ins Bewußtsein getreten.

Nicht weit von dem geweihten Plätzchen steht eine alte Esche, neben der sich damals über die Ilm hin ein reizvoller Ausblick auf Goethes Gartenhäuschen bot. Wie ich später erfuhr, war die Eröffnung dieses Ausblicks, durch Wegschlagen des üppigen Unterholzes, dem kundigen Rate Prellers zu danken, dessen sich der Hofgärtner E. Petzold gern bediente. Der Baum erhielt nachmals den Namen Preller-Esche; die Aussicht hat Prellers Schüler Karl Hummel in einer schönen Radierung festgehalten.

Nahe dem Anfang der Belvedere-Allee, im Jägerhaus an der Marienstraße, war die freie Zeichenschule untergebracht, die mehrere hundert Schüler und Schülerinnen zählte. In dem langen Hause mit zwei erhöhten Eckpavillons befanden sich auch die Wohnungen des Direktors Christian Schuchardt, der Hofmalerin Luise Seidler und — drei Treppen hoch in der Mansarde des rechten Pavillons — Prellers, lauter früherer Schützlinge Goethes. Hinter den Zeichensälen im ersten Ober-

Friedrich Preller.

geſchoß der Gipsſaal, in dem Prellers beſondere Schüler, die jungen Künſtler, durch dunkelgrüne Scherwände voneinander getrennt, ihren Studien oblagen. Im Hofraum die Pferdeſtälle der Kammerhuſaren und jenſeits der daran hinführenden ſchmalen Straße Prellers Garten und das unſcheinbare Ateliergebäude (Abb. 3), deſſen Erdgeſchoß der Hiſtorienmaler Marlerſteig innehatte, während man zu Prellers „Studium“ über die „Hühnerſteige“ gelangte.

In der Zeichenſchule hatten wir Mittwoch und Sonnabend nachmittags je zwei Stunden Unterricht. Ich kam zunächſt in die II. Klaſſe, in der Sixt Thon, einer der früheſten Schüler Prellers, unterrichtete. Nach Vollendung meines erſten Kopfes ging Thon in die I. Klaſſe hinüber, um Prellers Urteil darüber einzuholen, das dieſer mir mit den kurzen Worten verkündete: „Hm, können's nächſte Mal zu mir kommen.“ — Wenn Preller von ſich ſelber ſagte, er ſei nicht zum Schulmeiſter geſchaffen, ſo war das wohl richtig: eine ausgeprägte Perſönlichkeit, wußte er ſich nicht der Eigenart jedes einzelnen Schülers anzupaſſen; wer aber den ernſten Willen hatte, etwas Tüchtiges zu lernen, und auf ſeine Winke liebevoll achtete, dem ward er ein trefflicher Führer. Daß ein Körnchen Lob oft mehr wirkt als ein Scheffel Tadel, ſagte ihm ſchon ſein natürliches Wohlwollen, und ſo wurde auch der minder Begabte angeſpornt. Selber Landſchafter, hielt er doch für die unerläßliche Grundlage jeder ernſthaften Beſchäftigung mit der Kunſt das genaue Studium des menſchlichen Kopfes und Leibes, als der Krone der Schöpfung. Wenn ein Schüler

vorzeitig nach Landschaften als Vorbildern begehrte — und als solche dienten großenteils Prellers eigene Studien in Bleistift, Sepia und Wasserfarben —, dann war seine Antwort: „Ach so? Sie möchten wohl Bilderchen malen? Da kommen Sie bei mir gerade an den Rechten. Erst wollen wir was Ordentliches lernen, dann wird sich das Weitere finden.“ So wurde der Formensinn auch am Totenkopf und am Musketmann geübt. Das Landschaftszeichnen, selbst nach der Natur, bot dann geringere Schwierigkeiten. Aber vor Selbstüberschätzung blieben wir bewahrt.

Sonntags nach der Kirche hatte ich noch besonderen Unterricht bei Prellers Schüler Hörschelmann, einem tüchtigen Menschen, der aber früh gestorben ist. Der Meister — so wurde Preller, nach altem Herkommen der Lukas-Gilde, von seinen Schülern und auch sonst im Jägerhause genannt — kam dann selbst, im Sommer in der Bluse, im Winter in Schlafrock und Pantoffeln, prüfte wohl auch meine Arbeit und erteilte mir freundlichen Rat. So wurde ich im Gipssaal fast so heimisch wie die jungen Maler und eignete mir an, was ich hier über Kunst hörte. Nur ein Beispiel. Einer der Schüler, Eduard Donner, der später in Frankfurt durch einen Unfall ums Leben kam, hatte einen Abendhimmel gemalt und die leuchtendsten Töne verwandt, aber die Wirkung genügte ihm noch nicht; auch dem Meister nicht, doch der zeigte ihm sogleich den rechten Weg: „Das können Sie nur durch den Gegensatz erreichen; der Wiese da vorn, die schon im Schatten liegt, müssen Sie einen ganz kühlen Ton geben, dann wird der Himmel sofort anders leuchten.“ Und so war es. Wie oft kommt mir das noch heute in den Sinn!

Eins mußte jeder aus seiner Rede und aus seinem ganzen Wesen herausfühlen: daß ihm die Kunst eine hohe, heilige Sache war. Wer ihm näher gestanden hat, dem blieb dieser Eindruck ein Gewinn fürs Leben. Dabei war er dem Scherz und launiger Unterhaltung nicht abhold. Wenn die Zeit nicht drängte, dann erzählte er wohl auch im Gipssaal lehrreiche oder schnurrige Geschichten von den alten Meistern. Viel Spaß machte ihm eine Aufführung, die seine Schüler — Marshall und Schwerdgeburth waren die Anstifter — in dem zur Schaubühne umgekrempelten Gipssaal veranstaltet hatten und in der er selber mit allen Eigenheiten und Schwächen in lustiger Übertreibung dargestellt wurde.

Sein Atelier war auch im Innern fern von jedem Prunk (Abb. 4). Wir Jungen betraten den großen lichten Raum nie ohne das Gefühl der Ehrfurcht. Eine Büste des Michelangelo, Totenmasken berühmter Männer, die sitzende Parze von Carstens und ein paar andere weibliche Statuetten, einige Kopien nach den beiden Poussins und nach Ruysdael, Ölstudien und Zeichnungen des Meisters selber und seiner Gönner Koch und Reinhart schmückten die Wände. In einem Glasschranke waren seine Gipsabgüsse von Werken des französischen Tierbildners Mène zu sehen: Pferde, Hunde und Wild; ferner Modelle von Schiffen und Booten. In der Mitte standen auf Staffeleien außer dem gerade in Arbeit befindlichen Bild oft noch ein oder zwei andere, an die er die letzte Hand anlegen wollte. Die Motive waren damals meist dem Ostseestrand und dem Thüringer Wald entnommen. Am Fenster stand ein Tisch für eine oder zwei Schülerinnen. Kam Besuch, so malte er während der Unterhaltung ruhig weiter. Bemerkungen, die wirkliche Teilnahme an seiner Arbeit bekundeten, nahm er gern auf, rief sie wohl auch selbst hervor: „Was meinen Sie, scheint so die Sonne hell genug?“ oder: „Hören Sie jetzt den Wald rauschen?“ u. dergl.; Lobhudeleien mochte er aber nicht hören, ein beredter Blick über die Achsel hieß sie alsbald verstummen.

Wollen wir einen Menschen kennen lernen, wie er ist, so müssen wir ihn in seiner Häuslichkeit aufsuchen. Prellers Wohnung im Dachgeschoß war in jeder Hinsicht bescheiden, aber ich habe kaum je wieder in dem Maße wie hier das Gefühl von Einklang, Frieden und sonniger Stimmung gehabt. Das war der erste Eindruck, der sich mit der Zeit nur verstärkte. Die schräge Wand mit den beiden hinausgerückten Fenstern gab dem Familienzimmer einen eigenen Reiz. An der rechten Wand hingen auf silbergrauer Tapete (einfachem „Ellenpapier“) die besten Stiche der Sixtinischen und der Holbeinschen Madonna der Dresdener Galerie. Darunter stand das große Sofa, über dessen Lehne sich eine Reihe von Familienbildnissen, Zeichnungen von der Hand des Meisters, hinzog; vor dem Sofa der große runde Tisch mit der traulichen Hängelampe. Am Fenster, etwas erhöht, der Nähtisch der Mutter (Abb. 6), daneben der Lehnstuhl der Großmutter und das Spinnrad, am anderen Fenster ein kleiner Schreibtisch. Dazwischen eine Kommode mit der alten Stutzuhr. An der linken Seite, nahe der Eingangstür, das tafelförmige Klavier, für den Gebrauch des jüngsten Sohnes und musikalischer Gäste. An den Wänden verteilt der Rietschelsche Weihnachtsengel, Schwerdgeburths Stich: Karl August und Goethe im Jagdwagen, ein kleines Bildnis Prellers in ganzer Gestalt, von Marterfteig gemalt, endlich einige Zeichnungen, die Kinder in ihrem Werden darstellend, darunter ein entzückendes Bild der beiden älteren Knaben im Bade.

Abb. 2. Karl August.
Denkmünze von H. F. Brandt, 1825.

Ständige Hüterin des Hauses war die Großmutter Erichsen (Abb. 7), die man fast stets geräuschlos mit häuslicher Arbeit beschäftigt fand. Ratgeberin und Trösterin, wo immer es not tat, bot sie mit ihrem klaren Blick, ihrer blütenweißen Haube, ihrem Flensburger Platt das Bild eines gesegneten und segensvollen Lebensabends. Ihre Tochter Marie, die Frau Meisterin, war

nicht eigentlich ſchön zu nennen, aber aus ihren Augen ſprach reinſte Herzensgüte, und in ihrer Haltung, ihren Bewegungen, ihrer Rede lag ſoviel Anmut, daß mir noch heute, wenn ich mir das Weſen der Anmut vergegenwärtige, ſofort ihr Bild vor die Seele tritt. Eine Jugendarbeit meines Freundes Adolf Donndorf (Abb. 5) gibt dieſes treffend wieder. Von ihr galt in beſonderem Maße, was Ruskin von der echten Hausfrau rühmt: wo ſie waltet, da iſt Heim. Was ſie ihrem Manne war, lernte ich erſt allmählich ahnen: wie ſie verſtändnisvoll ſeiner Arbeit folgte; wie ſie ihm den Mut hob, wenn er einmal zu ſinken drohte; wie ſie immer bedacht war, ihn zu erfreuen, dagegen alles Störende von ihm fernzuhalten — nicht bloß an den ſchlimmen Tagen, da ſie, den Finger auf dem Munde, verkünden mußte: der Meiſter hat heut ſein Kopfweh! Auch für ſeine Schüler ſorgte ſie mütterlich. Kurz, eine Künſtlers-Ehefrau von Gottes Gnaden.

Drei Söhne waren der Stolz und die Freude des Hauſes. Der älteſte, Ernſt, war im Begriff, nach dem Vorbild des verſtorbenen Großvaters Erichſen, zur See zu gehen; ein kleines Bildnis auf dem Nähtiſch der Mutter mußte ſeine Gegenwart erſetzen. Darbem war er in der von Fröbel begründeten Erziehungsanſtalt Keilhau (bei Rudolſtadt) geweſen. Darthin hatte ihm der Vater zu Weihnachten 1845 ein Album mit den Bildniſſen der Familienglieder, der Schüler, kurz, mit Heimatserimerungen geſchickt, dem die Mehrzahl der hier wiedergegebenen Bilder entnommen iſt. Der zweite Sohn, Emil, war mein Schulkamerad und Spielgenoſſe bei der ſehr beliebten Aufführung des Sturmes auf die Düppeler Schanzen hinterm Jägerhaus, beim Schlagball im Stern vor Goethes Gartenhäuschen, bei der Jagd auf Schmetterlinge und Käfer und beim Graben nach verſteinerten Muſcheln. Der dritte, Friedrich, zeigte früh Neigung zur bildenden Kunſt, zugleich auch ſchauſpieleriſche Anlagen; als er heranwuchs, trug er uns öfters, hinter einer ſpaniſchen Wand ſtehend, Szenen aus Wilhelm Tell aber Wallenſtein, aus Egmont oder Taſſo vor und ahmte dabei Genaſt und andere Bühnengrößen täuſchend nach.

Faſt als Familienglied galt auch „Tante Linda“ — Fräulein Olinda Bonterweck. Sie war um 1830 nach dem Tod ihres Vaters, Profeſſors der Äſthetik in Göttingen, mit ihrer Schweſter Malwina nach Weimar gezogen, wo dieſe ſich unter der Leitung des alten Joh. Nepomuk Hummel ihrer muſikaliſchen Neigung, ſie ſelbſt der Liebe zur bildenden Kunſt hingab. Sie war Prellers Schülerin; ihre Stellung im Hauſe bezeichnet das Bild (Abb. 9), das ſie neben dem mit ſeiner Schulaufgabe beſchäftigten kleinen Friedrich zeigt. Einäugig und ſtark ſchwerhörig, hatte ſie den inneren Sinn um ſo feiner ausgebildet. Sie ſah raſch und ſicher, wo es fehlte, und las den Freunden Gedanken und Wünſche vam Munde oder von den Augen ab. Als Urteil ſprach ſie, auch in Fragen der Kunſt, zu des Meiſters Freude nur aus, was ſie ſich durch Anſchauen und Nachdenken völlig zu eigen gemacht hatte. Abends war ihr Platz ein- für allemal im Familienkreiſe, und zwar, zur Erleichterung des Verſtändniſſes, neben dem Meiſter auf dem Sofa, das dieſer ſanft nur mit der geliebten Hauskatze (Abb. 8) teilte. Als eines ihrer Vorrechte galt auch, aus feiner ſchwarzer Seide die Käppchen zu häkeln, die er im Hauſe zu tragen pflegte.

An Stelle des älteſten Sohnes, der von ſeinen weiten Reiſen nur ſelten nach Hauſe kommen konnte, trat durch Vermittelung des Buchhändlers Mettker, eines der nachmaligen „Getreuen von Jever“, ein Schüler Prellers, Ernſt Hemken, in die Familie; ſpäter durch Vermittelung der „Tante Storch“ eine Schülerin, Margarete Ludalff, die mit den Söhnen ſchweſterlich verkehrte. Beide nennen noch heute die im Prellerhauſe verlebten Jahre die ſchönſten und für den

Abb. 3. Das Atelliergebäude.

Abb. 4. Prellers Atelier.

inneren Menſchen gewinnreichſten ihres Lebens. Der ſchwerhörigen Pflegetochter bezeigte der Alte, der ſich auch ſonſt ſtets ritterlich geſinnt zeigte, beſonders zarte Rückſicht. Wenn er ſie einmal vereinſamt ſah, dann ſtand ihm vor anderen ein unfehlbares Mittel zu Gebote, ſie aufzuheitern: „Gretel, gib mal Dein Büchel her, will Dir was zeichnen.“ Das Büchlein war kaum größer als ihre Handfläche, aber es ſammelte ſich darin allmählich ein Schatz von Erinnerungen, und als es gefüllt war, bekam es einen etwas größeren Nachfolger; auch ihm verdanken wir einige unſerer Abbildungen.

Tages Arbeit, abends Gäſte! — Ich habe in meinem Leben kein Haus kennen gelernt, in dem das Goethewort ſo buchſtäblich erfüllt worden wäre wie hier. Es war eine ebenſo einfache wie edle Geſelligkeit. Tee, Butterbrot und kaltes Fleiſch bildeten die Grundlagen der leiblichen Bewirtung, aber alles war von ausgeſuchter Güte, und immer wußte Frau Marie noch eine beſondere Würze hinzuzufügen: Perlzwiebeln oder einen Salat, ſeine Gurken u. dergl.; hier lernte ich auch zuerſt weſtfäliſchen Pumpernickel kennen, der damals in Mitteldeutſchland noch eine Seltenheit war. Der Tiſch wurde bald geräumt, dann kamen oft noch einige weitere Gäſte, und nun floß das Geſpräch lebhafter. Da fand ſich, außer einigen Schülern des Meiſters und dem einen oder anderen Profeſſor des Gymnaſiums, zuweilen Chriſtian Schuchardt ein, der kürzlich das Verzeichnis von Goethes Sammlungen vollendet hatte und nun mit ſeinem Lukas Kranach beſchäftigt war; uns Jüngeren beſonders auffällig durch ſeine Art, eine Entgegnung einzuleiten: „Da haben ſie ganz recht. Aber . . .“, und nun folgte die Auseinanderſetzung, mit dem geraden Gegenteil deſſen ſchließend, was der Vorredner geſagt hatte. Seltnere Gäſte waren die bejahrte Luiſe Seidler, die lieber die junge Welt zu ſich einlud, um ſie an den aus Italien mitgebrachten Kunſtſchätzen teilnehmen zu laſſen; die Bildhauerin und Gemmenſchneiderin Angelika Facius, Fräulein Sonne, Geſellſchafterin im Seebachſchen Hauſe, und andere. Nach dem Theater, das damals noch zu früherer Stunde begann, kam dann und wann Herr von Schober, der zu dem Franz Schubertſchen Kreis in Wien gehört hatte; jetzt lebte er abwechſelnd dort und in Weimar und wußte ſehr launig zu berichten und zu plaudern. Hier lernte ich auch den jugendlichen Konzertmeiſter Joſef Joachim kennen, an deſſen ſeelenvollem Spiel der Alte — und nicht er allein — ſeine helle Freude hatte.

Preller ſelbſt war ein vorzüglicher Erzähler und hatte in Holland und Italien, auf Rügen und in Norwegen, auch in der lieben Heimat ſoviel geſehen und erlebt, daß es niemals an Stoff fehlte. Allem Gemeinen abhold, mochte er doch Scherze wohl leiden, auch wenn ſie derb waren. Lachen konnte er ſo herzhaft wie ſein großer Landsmann Luther, und unwiderſtehlich ſteckte ſein Lachen die anderen an. Unterwegs knüpfte er gern Geſpräche mit Schiffern oder Hirten an, freute ſich an ihren Antworten und erzählte ſie dann im Freundeskreiſe wieder. So iſt mir ein

Geſpräch mit einem Schafhirten in der Erinnerung, den er im Eiſenacher Oberland oder in der Rhön mit ſeiner beſcheidenen Herde von etwa zwanzig Stück getroffen hatte. „Nun, Ihr habt ja da eine ſtattliche Herde!“ „Gelle ja?“ war die ſchmunzelnde Antwort; „'s fählen'r oh noch 1ri: 'n Schulzen ſä Ruhrenbläß — un noch enner! — un noch enner!“ Ein Geſchichtchen aus der früheren Nachbarſchaft in der Teichgaſſe: Der Nachbar hat ſeine Ziege ſchlachten wollen, ſie iſt ihm aber entwiſcht, und nun läuft er ihr nach: „Holt'r nich äne tute Häppe ſieht looſe? 's Mäſſer ſtäckt'r noch in der Kähle!“

Abb. 5. Marie Preller, geb. Erichſen. Von Adolf Donndorf, 1853.

Am liebſten verweilte Preller mit ſeinen Erzählungen in Italien, wo er von 1826 bis 1831 die zweite Hälfte ſeiner Lehrjahre und die Wanderjahre verlebt hatte und Zeuge des friſchen Aufblühens der deutſchen Kunſt in Rom geweſen war. Wunderbare Fügung, daß ſich gerade hier Künſtler der verſchiedenen deutſchen Stämme ſo eng aneinander geſchloſſen hatten, wie es in Deutſchland ſelbſt damals nicht denkbar geweſen wäre, und daß daraus ein lebendiges Vaterlandsgefühl erwachſen war. Für Preller perſönlich hatte dieſe Zeit noch eine beſondere Bedeutung und Färbung gewonnen: einmal durch die lange Trennung von der geliebten Braut, die er in Antwerpen zurückgelaſſen hatte; dann durch eine ſchwere Krankheit — Auguſt von Goethe war in ſeinen Armen geſtorben und hatte ihn mit den Blattern angeſteckt; endlich durch ſein freundſchaftliches Verhältnis zu Joſef Anton Koch, der auch ſonſt unter den jungen deutſchen Künſtlern durch ſeine Perſönlichkeit hohes Anſehen genoß, auf Prellers Kunſtrichtung aber geradezu beſtimmend einwirkte. Ein urwüchſiger Tiroler ohne Falſch, hatte ſich der alte Koch — ſo hieß er ſchon lange, obwohl er 1828 erſt die Sechzig erreichte — die Herzen der jüngeren Genoſſen zunächſt dadurch gewonnen, daß ihm in ſeltenem Maße die Kunſt eigen war, ſich ſelber zum beſten zu haben. Wer ihm vertrauend näher trat, dem ward er ein unbeſtechlicher und uneigennütziger Führer. Wie er ſich ſelber in der vornehmſten Geſellſchaft am wohlſten fühlte — ſeine liebſten Begleiter waren, neben dem Alten Teſtament, Vater Homer, Dante und Shakeſpeare —, ſo war auch ſein Einfluß durchaus auf die höchſten Ziele gerichtet. Daß er den jungen Freund gern und oft an ſeinen Studienausflügen teilnehmen ließ, hat ihm dieſer ſein Lebtag nicht vergeſſen. Ein Geſchichtchen von ihm, das Preller gern erzählte, mag hier Platz finden, weil es anderswo verſtümmelt und ohne Spitze wiedergegeben iſt. Koch, im Kreiſe der Künſtler oft wegen ſeiner übergroßen Gutmütigkeit geneckt, wird ſelber redend eingeführt: „Da iſt heut mittag ſo ein Herr Baron bei mir geweſen; ich hab ihm ſchon angemerkt, daß er nur will ſagen können, er iſt auch beim alten Koch geweſen und hat alles ge-

Abb. 6. Die Hausfrau am Nähtiſch.

ſehen. Nun, angeſchaut hat er alles, aber nur ſo obenhin; verſtanden hat er nix, geredt hat er auch nix. Da hab' ich ihm geſagt: Aber jetzt, Herr Baron, will ich Ihnen was zeigen, das wird Ihnen gefallen. Schaun S' hier meine beiden Katzen, ſind das nicht ein paar Staatskerle? Aber ungleich ſind ſie. Der hier, den nenn' ich Meiſter Burgerlich, der fängt mir die Ratten und die Mäuſ'. Der andere da, der leckt ſich bloß den ganzen Tag die Pfoten — den nenn' ich all's nur den Herrn Baron. Da hat ſich denn der andere Herr Baron ſchleunig empfohlen." So hatte der Alte ſeinem Herzen einen Stoß gegeben. Betrachten wir dazu ſeinen prächtigen Kopf, wie er im Bilde feſtgehalten iſt (Abb. 10), ſo glauben wir ihn reden zu hören.

Kochs Verdienſt war es wohl auch, daß unter den Jüngeren das Andenken an den edlen Carſtens ſo pietätvoll gepflegt wurde; ebenſo an den 1819 beim Baden im Tiber ertrunkenen jungen Landſchafter Fohr, an den feinſinnigen Radierer Erhard, der ſich 1822 im Trübſinn wegen vermeintlicher Unfähigkeit erſchoſſen hatte, und an den Weimaraner Horny, auch einen Schützling Goethes, der 1824 in Olevano von der Schwindſucht dahingerafft wurde. Auch Cornelius, Schnorr und Ludwig Richter, die nach Deutſchland zurückgekehrt waren, ſtanden noch in beſtem Andenken. Unter den Genoſſen ſeiner römiſchen Zeit trat in Prellers Erzählungen neben Koch beſonders deſſen etwas älterer Freund Chriſtian Reinhart hervor, den er auf ſeinen Studien- ſowohl wie auf Jagdausflügen gleichfalls öfters hatte begleiten dürfen, eine kernige Natur, weniger zugänglich als jener, ſeit einem Menſchenalter in Rom heimiſch; dann der geniale Buonaventura Genelli, in der Richtung ſeiner Kunſt mit Carſtens verwandt, aber durchaus eigenartig, mit dem er eine Freundſchaft fürs Leben geſchloſſen hatte. Einen beſonderen Kreis bildeten die Nazarener in S. Iſidoro, voran Veit und Overbeck. Bewundernd ſchauten alle auf den Dänen Thorvaldſen, der, auf der Höhe ſeines Ruhmes ſtehend, ſich gern zu den Deutſchen hielt. Dankbar gedachte Preller auch des hannöverſchen Legationsſekretärs Neſtner, dem er als Goethes Schützling empfohlen war.

Bei ſeinen Studienfahrten war dem jungen Künſtler mehr und mehr der Sinn für die herben Reize der Campagna und der Sabiner Berge aufgegangen, in denen ſich ihm deutlicher als ſonſtwo der organiſche Zuſammenhang in der Natur enthüllte. Beſonders vertraut wurden uns durch ſeine Schilderungen Olevano und der benachbarte mit Eichen bewachſene Felſenhügel, Serpentara oder Schlangenhügel genannt, den ſpäter ſein Schüler Kanoldt durch rechtzeitigen Hilferuf vor dem Abholzen gerettet hat. Auch am italieniſchen Volke, deſſen mit Anmut und Würde gepaarte Lebendigkeit ihn ſofort anzog, hatte er im Verkehr die guten Eigenſchaften ſchätzen gelernt, wie andererſeits die deutſchen Künſtler bei jenen faſt unbegrenztes Vertrauen genoſſen.

Oft bildete die Unterlage des Geſprächs ein Kupferſtich, der ihm geſchickt worden war, oder

Abb. 7. Großmutter Erichſen.

eine Zeichnung, die er im Austauſch erworben hatte, oder die Ausbeute ſeiner Studienreiſen in Skizzenbüchern oder einzelnen Blättern. Ein urſprünglicher Menſch, liebte er auch die Natur in ihrer Urſprünglichkeit, in ihrem tiefen Schweigen, wie im Gewitterſturm, „kindliche Schauer treu in der Bruſt". In jener Zeit war es beſonders das Tiroler Hochgebirge, das er bevorzugte; zu ſeinen Studien benutzte er gern ein bräunlich-graues Papier, auf dem er mit Bleiſtift, Sepia und Weiß die Stimmung wirkungsvoll wiedergab. Von ſeinen Bildern pflegte er eine kleine Kopie in Waſſerfarben oder in Sepia für das Album ſeiner Gattin zu nehmen, das allmählich zu einer reichen Sammlung anwuchs. Öfters ward aber auch eine der großen Mappen,

z. B. Mark Antons Kupferſtiche nach Raffael und Michel Angelo oder Hanfſtängls Lithographien nach den Meiſterwerken der Dresdener Galerie, herbeigeſchleppt und durchgeſehen, und Claude Lorrain, Ruysdael, Everdingen wurden uns geläufige Namen. Hier lernte ich aber auch die Bedeutung Albrecht Dürers ahnen, ſah die Müllerſchen Stiche nach den Zeichnungen von Carſtens, die apokalyptiſchen Reiter und die Bilder zum Fauſt von Cornelius, die Wandgemälde der Caſa Bartholdy, das Leben einer Hexe von Genelli, Rethels Totentanz und manches andere. Von Werken lebender franzöſiſcher Künſtler waren u. a. Stiche nach Ingres und Ary Scheffer vorhanden. Preller ſprach in der Regel bei der Betrachtung nur wenig, aber was er ſagte, förderte das Verſtändnis, ohne eigentlich lehrhaft zu ſein. „Wie fein iſt ſo was

Abb. 8. Die Hauskatze.

empfunden!“ war eine oft gehörte Bemerkung, bei der er mit zurückgebogenem Daumen der feinen Linie folgte — natürlich ohne je das Blatt ſelbſt zu berühren. Ja, ſein empfunden war auch, was er ſchuf.

In beſonders geweihten Stunden wurden die Goethe-Erinnerungen aus dem Verſchluſſe hervorgeholt: die Zeichnungen vom Äußern und vom Innern des Häuschens auf dem Kickelhahn mit dem Lied „über allen Gipfeln iſt Ruh'“; die in ihrer Schlichtheit ſo ergreifende Zeichnung des Toten mit dem Lorbeerkranz; der eigenhändig von ihm geſchriebene Spruch:

Liegt Dir Geſtern klar und offen,
Wirkſt Du heute kräftig frei,
Kannſt auch auf ein Morgen hoffen,
Das nicht minder glücklich ſei.

Abb. 9. Tante Linda mit Friedrich.

(Etwas abweichend von der verbreiteten Fassung.) Endlich eine eigenhändige Zeichnung des alten Herrn: Griffel und Pinsel gekreuzt in einem zierlichen Kranze, darunter die Schrift:

Will des Griffels zartes Walten,
Will des Pinsels mutig Schalten
Sich dem reinsten Sinn bequemen,
Darfst getrost den Lorbeer nehmen.

Und wenn der Meister auf jene Stunde am Römischen Hause zu sprechen kam, da in Goethes Beisein der Großherzog sich erbolen hatte, ihn am nächsten Morgen nach Antwerpen mitzunehmen, dann lag auf seiner Stirn ein Abglanz unauslöschlichen Dankes. Der vorstehende Vers ist auch auf seinem Grabmal zu lesen.

Wie an der schönen Natur, so hatte Preller an schönen Menschen besonderes Wohlgefallen. So beteiligte er sich auch eifrig an der vom Lukas-Verein unternommenen Vorführung lebender Bilder, die mit bescheidenen Mitteln in hoher Vollendung dargestellt wurden; unter den mitwirkenden Damen traten besonders die Genastschen und Frorieppschen Töchter durch ihre stattlichen Gestalten hervor. Raffaels Sposalizio und Parnaß, Schnorrs Rückkehr des verlorenen Sohnes, Kaspar Netschers Singestunde, Metsus In der Schenke sind mir noch lebhaft in der Erinnerung. Unter den Zuschauern war regelmäßig der alte Großherzog Karl Friedrich mit seiner Gemahlin, der allgemein verehrten Großfürstin Maria Paulowna, zu finden.

Abb. 10. Josef Anton Koch, Rom 1830. Bleistiftzeichnung.

Mit seinen früheren Schülern Thon und Hummel, die ihn auch nach Norwegen begleitet hatten, ging der Meister in der kühleren Jahreszeit nach Einbruch der Dämmerung gern die alte Kastanienallee nach Belvedere hinauf, um dort einige Partien Boule zu spielen. Der junge Staatsanwalt Genast fand sich öfters dazu, mitunter auch der Bibliothekar Ludwig Preller, der Privatgelehrte Reinhold Köhler und andere; wir Jüngeren waren stillschweigend geduldet. Sowohl auf dem Wege, den Preller meist mit auf dem Rücken ineinander geschlagenen Händen zurücklegte, wie beim Spiel fehlte es nicht an ernsten und heiteren Gesprächen. Eines Tages nahmen diese eine unerwartete Wendung. Preller sprach unterwegs über die spanische Tänzerin Pepita de Oliva, die eben in Weimar auftrat, und rühmte die feine Bildung ihrer Gliedmaßen und die Anmut ihrer Bewegungen; schade, fügte er hinzu, daß von der Feinheit der Linien doch etwas durch das Trikot verloren geht. Ein Postsekretär, der sich seit einiger Zeit — niemand wußte recht wie — der Gesellschaft angeschlossen hatte, machte darauf eine Andeutung, als sei dabei wohl sinnliche Reizung im Spiele. In meinem Leben habe ich nicht wieder eine Verdächtigung mit so schlichten Worten und so durchschlagend zurückweisen gehört: unser Postmann war erbleichend verstummt, bei der nächsten Wegeteilung verschwand er und ließ sich nicht wieder sehen.

In den Sommerferien 1830 begleitete mich mein Freund Emil in meine Heimat. In Leipzig besuchten wir auf der Durchreise das Römische Haus, in dem Vater Preller seine ersten Wandbilder zur Odyssee ausgeführt hatte. Den Stoff kannten wir durch Beckers Erzählungen aus der Alten Welt: hier gewann er Leben. Mich fesselte besonders das vorletzte Bild, wo die Phäaken den schlafenden Dulder im Schatten der Grotte „voll lieblich dämmernder Anmut" auf heimischen Boden niedergelegt haben und nun die Rückfahrt antreten. Zwei Jahre später veranlaßte der Meister uns, d. h. seinen Sohn Emil, seinen Schüler Heinlein und mich, in den Pfingst-

ferien die Wartburg zu beſuchen, wo er bei ſeinem Freunde, dem Kommandanten von Arnswald, Quartier für uns erbeten hatte. Es war noch die alte, faſt ſchmuckloſe, teils ſogar etwas verfallene und nicht ſo leicht zugängliche Burg, in der die Luther-Erinnerungen noch mehr im Vordergrunde ſtanden als jetzt; an ihrem Fuße die kleine altväteriſche Stadt (Abb. 11). Meiſter Ritgen war eben dabei, am Landgrafenhauſe die in böſer Zeit roh zugemauerten Fenſter wieder öffnen und die romaniſchen Säulchen mit ihren wunderlichen Menſchen- und Tiergeſtalten aus ihrer Umhüllung herausſchälen zu laſſen — eine Arbeit, deren Anblick uns mächtig anzog. Im entfernteſten Saale des Gebäudes, den wir nur durch einen engen Gang zwiſchen den alten Ritterrüſtungen hindurch erreichen konnten und deſſen nach drei Seiten hin gelegene Fenſter, jeder Verhüllung entbehrend, der Sonne, dem Mond und bei einem nächtlichen Gewitter dem Leuchten der Blitze freien Zutritt gewährten, lagen drei Matratzen für uns auf der Diele, ein paar Stühle mit Waſchbecken und Handtüchern bildeten die übrige Ausſtattung des weiten Raumes. Aber dafür hatten wir einen der beiden Wirtſchaftsſeſel zur Verfügung, der uns auf unſeren Streifzügen durch die Wälder Mundvorrat und Skizzenbücher trug, auch wohl einmal zum Reiten diente. Arnswald ſowohl als Ritgen erwieſen ſich uns als freundliche Berater. Es waren unvergeßliche Tage. Auch weiterhin verfolgte Meiſter Preller die Erneuerungs-Arbeiten, die ihm freilich in ihrem Verlauf über das rechte Maß hinauszugreifen ſchienen, mit reger Teilnahme. Durch ſeine Vermittelung erhielt ſein Freund Moritz von Schwind den Auftrag zur Ausſchmückung des Inneren, und wir bekamen wiederholt davon zu hören und zu ſehen; Schwind ſchrieb ihm ſehr launige Briefe, und er las gern daraus vor.

Mit Franz Liſzt war neues geiſtiges Leben in Weimar eingezogen. Auch Preller war auf der Altenburg ein gern geſehener Gaſt. Für ſeine Kunſt fand er bei der Fürſtin Wittgenſtein hochſinniges Verſtändnis; ebenſo bei der Prinzeſſin Marie, nachmaligen Fürſtin Hohenlohe, die er wegen ihrer ſüdlichen Schönheit das indiſche Märchen nannte. Zu den Muſikaufführungen der Sonntag-Vormittage war er wohl ein- für allemal eingeladen. Übrigens war ihm die Muſik je intimer deſto lieber. Es iſt mir noch lebhaft in der Erinnerung, mit welchem Entzücken er an einem Sonntag-Abend von den Liedern ſprach, die Peter Cornelius, der Neffe ſeines verehrten Berufsgenoſſen, am Nachmittag im Bouterweckſchen Hauſe mit wenig Stimme, aber deſto mehr Innigkeit vorgetragen hatte.

Auch nach meinem Weggang von Weimar blieb mir das Prellerſche Haus ein Magnet. Als ich zum erſtenmal von Leipzig dahin zurückkehrte und auf Prellers Frage: „Nun, wie gefällt's Ihnen dort?“ erwiderte: „Sehr gut, nur die Gegend ...“, unterbrach er mich faſt unwillig: „Aber, lieber Freund, wo haben Sie denn Ihre Augen gelaſſen? In Ihrem Roſental haben Sie doch die allerſchönſten Ruysdaels!“ Doch ließ er es gelten, als ich auf den Mangel an Bergen hinwies. Im November 1855 kam er dann ſelbſt mit ſeinem Sohn Friedrich, um die Odyſſeebilder für das Album zu kopieren, da ſie durch Benutzung des Raumes als Büchermagazin gefährdet ſchienen. Ich beſuchte ihn mehrmals während der Arbeit und hörte da aus ſeinem Munde den Gedanken einer Erweiterung der Reihe; Vater Homer und ſein „altes, ewig junges Lied“ hatten ihn nie losgelaſſen.

Im Frühjahr 1859 wurde mir die Freude zuteil, in dem von Liſzt begründeten Neu-Weimar-Verein, einer erleſenen Geſellſchaft, abends nach dem Theater Prellers Geburtstag mitzufeiern. Hoffmann von Fallersleben brachte einen Trinkſpruch in Verſen aus, in dem er den Vielgewanderten mit Odyſſeus verglich. Zum Schluſſe

Abb. 11. Das alte Eiſenach mit der Wartburg.

war noch ein engerer Kreis um Liſzt gruppiert, der von ſeinen erſten Künſtlerfahrten erzählte. Aller Augen hingen an den feingeſchnittenen Lippen, er ſelbſt ſchien ganz in ſeine Jugendzeit entrückt zu ſein. Nicht lange zuvor hatte Preller ihn für den Verein gezeichnet, ich gebe hier eine verkleinerte Nachbildung (Abbildung 12).

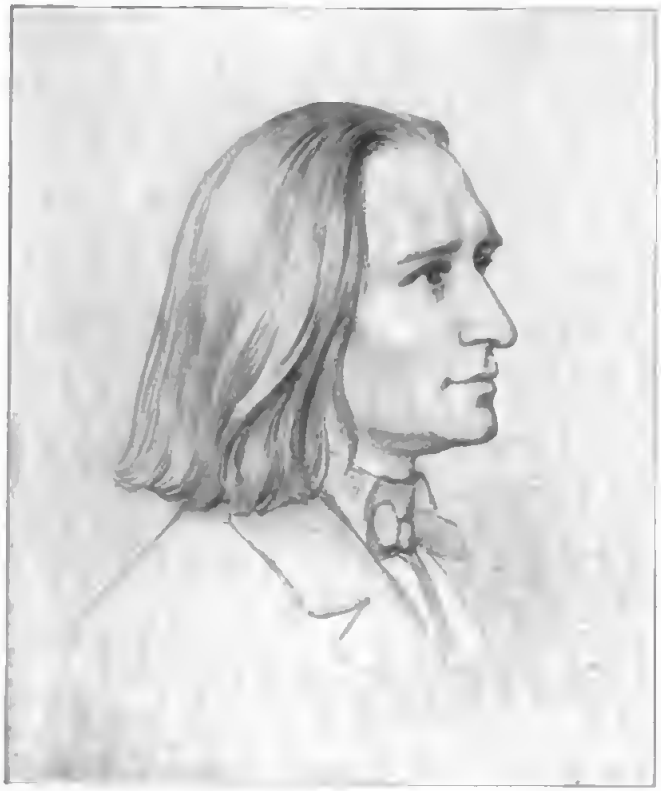


Abb. 12. Franz Liſzt. Bleiſtiftzeichnung.

Preller ſtand damals vor ſeinem zweiten Aufenthalt in Italien, der ihm zu Studien für die ihm vom Großherzog Karl Alexander aufgetragene Ausführung der Odyſſeebilder dienen ſollte. Kurz nach der Rückkehr beſuchte ich ihn wieder in dem neuen Atelier im Obergeſchoß der Hofgärtnerei, das nach ihm Liſzt bewohnt hat. Ich fand ihn in glücklichſter Stimmung. Nicht nur, daß er ſeinen Zweck voll erreicht hatte — es war ihm auch die hohe Freude vergönnt geweſen, der treuen Lebensgefährtin das Land ſeiner Sehnſucht zu zeigen und ſeinen zum Künſtler herangereiften Sohn Friedrich an ſeiner Seite zu haben. Auch Tante Linda und Hemken hatten ihn begleitet, und Emil, der junge Arzt, war für einige Zeit nach Rom gekommen. Jetzt war der Meiſter mit dem Karton zur Nauſikaa beſchäftigt, in deren jungfräulicher und zugleich königlicher Geſtalt er ſich nicht genugtun konnte. Stundenlang durfte ich neben ihm ſitzend und plaudernd in ſeinen großen und kleinen Skizzenbüchern blättern, die ebenſo von ſeinem raſtloſen Fleiß wie von der Tiefe ſeiner Auffaſſung und der Vollreife ſeines Könnens Zeugnis ablegten. Einige der ſchönſten Blätter befinden ſich jetzt in der Sammlung der Nationalgalerie in Berlin.

Der Zeit höchſten Glückes war nur zu bald der tiefſte Schmerz ſeines Lebens gefolgt: der Tod ſeiner Gattin. Es war, wenn ich nicht irre, 1864, als ich ihn im Wittumspalais, gegenüber dem Theater, aufſuchte, in dem für ihn, ſeinen früheren Schüler Marſhall und einige andere Künſtler Ateliers eingerichtet worden waren. Er hatte gerade die Leukothea vollendet, deren Auftauchen als Retterin einen Höhepunkt des „meerdurchrauſchten“ Gedichts und ebenſo der Reihe von Gemälden bildet.

In der Arbeit fand er den wirkſamſten Troſt. Sollte doch das Werk zugleich ein Denkmal für die Lebensgefährtin werden, die ihn dazu angeregt und es mit feinſinnigem Verſtändnis und leiſem Rat unabläſſig gefördert hatte, bis ſie der Tod abrief! Im Lauf der Jahre hatte ſie faſt die ganze Odyſſee auswendig gekernt, und zu jedem Bilde wußte ſie ohne Beſinnen die zugehörigen Verſe wiederzugeben.

Um die Zeit der Einweihung des neu erbauten Muſeums in Weimar, in dem die Odyſſeebilder einen der Haupträume ſchmücken, durfte ich mit dem verehrten Meiſter über Fertigung eines Bildes ins Vernehmen treten, das mein Schwiegervater Karl Voigt zum Gedächtnis ſeines früh verſtorbenen älteſten Sohnes dem Leipziger Muſeum ſtiften wollte. Preller ſchlug einen Gegenſtand vor, mit dem er ſich wiederholt beſchäftigt hatte und der auch dem Beſteller beſonders lieb war: den barmherzigen Samariter. Das landſchaftliche Motiv war die Serpentara. Mir ſchenkte der Meiſter die ſorgſam ausgeführte Farbenſkizze, die mir ein teurer Beſitz iſt.

Ein noch wertvollerer Beſitz iſt aber der Gewinn am inneren Menſchen, der dem Umgang mit einem ſolchen Mann, dem traulichen Verkehr in einem ſolchen Heim entſpringt. Und ein erfreuliches Zeugnis dieſes Gewinns liegt in der Tatſache, daß auch heute noch die Freundſchaft mit Friedrich Preller und ſeiner Gattin wie mit einem Zauberſchlage ein Band zwiſchen ſolchen knüpft, die einander bis dahin fremd geblieben waren.

So mögen auch dieſe Zeilen manchen mir unbekannten Leſer wie ein Freundesgruß anmuten!

# Die Moskitos und das Wechselfieber.

Von

Dr. M. Calm.

Unter den Krankheiten der warmen Länder nimmt unstreitig die Malaria, das Wechselfieber, auch Sumpffieber, kaltes Fieber oder Klimafieber genannt, den ersten Platz ein. Von ihrem Vorherrschen hängt es hauptsächlich ab, ob ein Klima gesund ist oder nicht, sie bildet eines der Haupthindernisse für die dauernde Ansiedelung und Fortpflanzung, kurz für die Akklimatisation der Europäer in tropischen Gegenden. Freilich wird sie auch in den gemäßigten Zonen angetroffen, ihr Ausbreitungsgebiet ist ein außerordentlich großes, sie verschont keinen Erdteil; indessen je näher man dem Äquator kommt, um so mehr nimmt sie an Ausdehnung wie an Schwere zu. Dort, wo sie auftritt, pflegt sie endemisch zu herrschen; von Zeit zu Zeit gewinnt sie aber unter dem Einfluß meteorologischer Faktoren einen mehr epidemischen Charakter.

Die Krankheit äußert sich im wesentlichen in heftigen Fieberanfällen, die den Menschen bald in regelmäßigen Zwischenräumen, bald auch in unregelmäßiger Aufeinanderfolge ergreifen und aufs Lager werfen. Sie kann dauernd ausheilen, kann aber auch sehr rasch das tödliche Ende herbeiführen; sie neigt besonders leicht zu Rückfällen, und auch dort, wo sie das Leben nicht unmittelbar bedroht, hat sie oft genug bleibendes Siechtum und Schwäche im Gefolge.

Bis vor ganz kurzer Zeit noch galt die Malaria als der Typus einer sogenannten miasmatischen Krankheit. Sumpfboden sollte vor allem ihre Brutstätte sein, aus der Erde sollten die krankheitserregenden Stoffe mit dem Trinkwasser, vornehmlich aber mit der eingeatmeten Luft in den menschlichen Körper hineingelangen. Die Vorstellung von der Bedeutung der atmosphärischen Luft als Trägerin der Krankheit war von alters her so dominierend, daß sie der Seuche ihren Namen Malaria, das heißt „schlechte Luft", gegeben hat.

Einen großen Fortschritt in der Erkenntnis der Krankheit bedeutete die Entdeckung der belebten Natur des Malariakeims. Es war im Jahre 1880, als ein französischer Forscher, Namens Laveran, der sich damals als Militärarzt in Algier aufhielt, bei der mikroskopischen Untersuchung des Blutes Malariakranker in diesem zum ersten Male außerordentlich winzige, mit Eigenbewegung ausgestattete Gebilde erblickte, in denen er die eigentlichen Erreger der Seuche vermutete. Diese Vermutung hat sich in der Folgezeit durchaus bestätigt. Wir wissen heute mit Sicherheit, daß die Ursache der Malaria ein kleines Lebewesen ist, das sich im Blute der Kranken besonders während der Fieberattacken auffinden läßt. Allerdings hat sich herausgestellt, daß es sich, genau genommen, nicht um einen einzigen Keim handelt, sondern daß entsprechend der Verschiedenartigkeit des Krankheitsbildes auch verschiedene Arten desselben existieren; man nimmt gegenwärtig drei Arten von Malariakeimen an, von denen der eine die jeden dritten Tag, der zweite die an jedem vierten Tage wiederkehrenden Fieber erzeugt, während die dritte Art die Ursache der besonders bösartigen, sogenannten tropischen Malariaform darstellt und mit jener identisch ist, welche in Italien die dort so berüchtigten sommerlichen und herbstlichen Fieber hervorruft. Indessen sind diese Arten doch andererseits so nahe miteinander verwandt, daß wir auch ohne weiteres von dem Malariakeime schlechthin sprechen können. Was nun dessen Stellung im System anlangt, so gehört er nicht etwa in die Gruppe jener niedern pflanzlichen Lebewesen, die wir als

Bakterien zusammenfassen, und denen, wie wir neuerdings wissen, die Erreger vieler anderer mörderischer menschlicher Seuchen, wie der Cholera, der Pest, des Typhus, der Diphtherie u. s. w. zuzuzählen sind; zwar ist auch er ein höchst unscheinbares Gebilde, das nur mittelst der stärksten Vergrößerungen unserm Auge überhaupt erkennbar wird, auch er besteht gleich jenen nur aus einer einzigen Zelle; indessen rechnet man ihn nicht den pflanzlichen, sondern den tierischen Lebewesen zu, jenen freilich, die auf der niedersten Stufe der Tierreiche und der tierischen Organisationen stehen und als Protozoen bezeichnet zu werden pflegen. Er steht hier einer speziellen Gruppe von Organismen sehr nahe, die dadurch charakterisiert sind, daß sie vorwiegend oder ausschließlich ein Schmarotzerdasein führen; und zwar sind es hauptsächlich die Zellen höher stehender Tiere oder gar des Menschen, in deren Inneres diese Wesen sich mit Vorliebe begeben und einnisten. Sie sind also mit einem Worte Zellschmarotzer, und was die Keime der menschlichen Malaria betrifft, so haben sie sich ein ganz bestimmtes Gewebe des menschlichen Körpers, nämlich das Blut, und innerhalb dieses wiederum eine ganz bestimmte Art von Zellen, nämlich die roten Blutscheiben, auch rote Blutkörperchen genannt, zu ihrem Lieblingssitze, als Stätte ihrer Ansiedelung erkoren. Sind sie also in das menschliche Blut gelangt, so sucht sich ein jeder Keim zunächst eine solche rote Blutzelle auf, schlägt hier seinen Wohnsitz auf, wächst hier heran und vergrößert sich auf Kosten jener, indem er ihren roten Farbstoff an sich reißt und in sich aufnimmt, um schließlich zur Vermehrung und Fortpflanzung, diesem gewöhnlichen Endziele organischer Entwickelung, zu schreiten. Das geschieht in der Art, wie wir dies allgemein bei so niedern Wesen zu beobachten pflegen, nämlich durch Teilung. Der elterliche Keim zerfällt in eine Anzahl, 8—20, Tochterkeime, diese sprengen die Hülle des roten Blutkörperchens, der Stätte ihrer Geburt, gelangen in den freien Blutstrom, ein jedes von ihnen sucht sich wiederum eine rote Blutzelle auf, dringt in sie ein, und die geschilderte Entwickelung beginnt von neuem. Hat die Vermehrung eine gewisse Höhe erreicht, so gelangt, in der Regel etwa zehn Tage nach dem Eindringen der ersten Keime, die Krankheit zum Ausbruch, der erste Fieberanfall erscheint, wahrscheinlich dadurch hervorgerufen, daß die Malariakeime während ihrer Vermehrung im Blute giftige, fiebererregende Stoffe produziert haben; jeder neue Fieberanfall pflegt einer neuen Reifungs- und Fortpflanzungsperiode der Keime zu entsprechen.

Nachdem die Dinge soweit aufgeklärt waren, galt es nunmehr, die wichtigen weitern Fragen zu lösen: Woher stammen die Malariakeime, wo und wie leben sie in der umgebenden Welt, auf welche Weise gelangen sie in den menschlichen Organismus, ins menschliche Blut? Den herkömmlichen Anschauungen gemäß hoffte man sie vor allem im Boden, in der Luft oder im Wasser von Malariagegenden anzutreffen; aber diese Erwartung erfüllte sich nicht; bisher wenigstens ist es trotz eifrigen Suchens nicht gelungen, sie hier mit Bestimmtheit nachzuweisen. Hingegen war es eine Reihe von an verschiedenen andern Tropenkrankheiten gewonnenen Erfahrungen, die die Aufmerksamkeit in eine ganz andere und neue Richtung hinlenkten, und die in weiterer Verfolgung schließlich zu einem völligen Umstoßen der bisher geläufigen Ansichten und zur Aufstellung der sogenannten Moskito- oder Mückentheorie der Malaria führten. Zum Ausbau dieser Theorie, durch die das Malariaproblem nicht nur in eine völlig neue Beleuchtung rückt, sondern auch nach der theoretischen Seite hin, wie es scheint, tatsächlich in den Hauptzügen seine Lösung erfährt, bedurfte es freilich zunächst zahlreicher mühevoller Arbeiten, an denen sich ebenso ärztliche Forscher wie Zoologen, in gleicher Weise Kliniken wie Laboratorien beteiligten, Arbeiten, die fast gleichzeitig an ganz verschiedenen Punkten des Erdballs, in Indien, in Afrika, wie in Italien in Angriff genommen wurden: und es sind hier sowohl englische wie deutsche und in allererster Reihe italienische Forscher, welch letztere sich, um rascher zum Ziele zu gelangen, zu diesem Zwecke in ihrer Heimat zu einer Gesellschaft zur Erforschung der Malaria zusammenschlossen, als diejenigen zu bezeichnen, die durch Herbeischaffen der einzelnen Materialien sich um die Klärung der hier schwebenden Fragen in hervorragender Weise verdient gemacht haben.

Wie es oftmals mit wissenschaftlichen Entdeckungen geht, so hat sich auch hier her-

ausgestellt, daß es sich, im Grunde genommen, durchaus nicht um etwas absolut Neues handelt. Der Glaube, daß Moskitos die Malaria verbreiten können, findet sich schon seit langer Zeit unter Ärzten sowohl wie Laien gelegentlich vertreten; und man begegnet ihm ebenso bei den italienischen Bauern wie unter der Bevölkerung der Vereinigten Staaten Amerikas, und auch aus Afrika wird von Koch berichtet, daß die Neger des Usambaragebirges den Mückenstichen die Schuld zuzuschreiben pflegen, wenn sie das Fieber bekommen, sobald sie in die Ebene hinabsteigen. Nichtsdestoweniger sind doch erst durch die neueren Forschungen die Art und die Bedeutung der Beziehungen zwischen Mücke und Malaria vollkommen aufgehellt worden. Zunächst kam hier der exakte Nachweis von der tatsächlichen Existenz solcher Beziehungen in Frage; demnach galt es die Stetigkeit dieser Beziehungen nachzuweisen, und auch dann blieb noch über die Art derselben eine bunte Reihe von Möglichkeiten offen: Es war denkbar, daß die Moskitos die Malariakeime vom Menschen in die Umgebung verbreiteten, von wo sie der Mensch wieder empfange und in sich aufnähme; es konnten auch umgekehrt die in der Außenwelt irgendwo verbreiteten Keime von den Mücken aufgenommen und durch ihre Vermittelung auf den Menschen übertragen werden; und endlich konnte man sich vorstellen, daß die Moskitos die Keime vom Menschen empfangen und wiederum auf den Menschen übertragen, und letzteres entweder unmittelbar oder — und dieser Modus hat sich schließlich als der zutreffende erwiesen — nachdem die Keime im Moskitoleibe eine gewisse Zwischenentwickelung durchgemacht haben. Hier waren es nun höchst bemerkenswerte Beobachtungen über die wichtige Rolle blutsaugender Tiere überhaupt bei der Verbreitung von Krankheiten aller Art, speziell solcher, bei denen die Erreger im Blute hausen, die der Forschung die Wege ebneten und ihr in erkennbarer Weise Richtung und Ziel zuwiesen. So gelang es beispielsweise beim Texasfieber der Rinder, einer Seuche, die unter diesem Vieh in Texas, aber auch in anderen Ländern vorkommt und durch einen dem menschlichen Malariakeime nahestehenden Blutschmarotzer hervorgerufen wird, zu ermitteln, daß es gewisse Zecken, also blutsaugende Milben, die in der Haut des Viehs zahlreich zu sitzen pflegen, sind, welche ihm die Parasiten zuführen und somit das Fieber erzeugen. So fand man ferner bei einer in den Subtropen und Tropen vorkommenden Krankheit des Menschen, die durch einen höher stehenden Blutschmarotzer, einen Fadenwurm, entsteht, daß die winzigen Wurmembryonen, die allein im Blute der Kranken vorkommen, durch Moskitos, die die Haut der Patienten stechen, mit dem Blute angesogen, erst in deren Innerem die Ausbildung zum reifen Wurm erfahren, und daß dessen Eier erst wieder, auf irgend eine Weise in den menschlichen Körper hineingelangend und zu Embryonen sich entwickelnd, die Krankheit von neuem hervorzurufen vermögen. So lernte man ferner eine Fliegenart, die Tse-tse-Fliege, als Vermittlerin einer bestimmten Krankheit, der Tse-tse-Krankheit der Rinder kennen, und in den Flöhen erkannte man die Zwischenwirte eines im Blute der Hunde schmarotzenden Krankheitserregers. In hervorragendem Maße anregend und fördernd wirkten schließlich die Ermittelungen über die sogenannte Vogelmalaria, d. h. über Erkrankungen der Vögel (Sperlinge, Krähen u. s. w.), deren Ursache Blutparasiten bilden, die dem Erreger der menschlichen Malaria nahe stehen. Hier ließ sich zeigen, daß die Parasiten, wenn sie mit dem Blute solcher Art erkrankter Vögel in den Magen gewisser Mücken gelangen, daselbst eine bestimmte Entwickelung durchmachen, und weiterhin war es möglich, gesunden Vögeln mittels des Stichs von Mücken, die eine gewisse Zeit vorher an kranken Vögeln gesogen hatten, die Krankheit einzuimpfen. Naturgemäß drängten alle diese Erfahrungen zu der Annahme analoger Verhältnisse bei der Malaria des Menschen, und nachdem erst einmal die Fährte entdeckt war, gelang es denn auch alsbald zum Ziele zu gelangen und die Art der Ansteckung des Menschen einerseits, den Entwickelungsgang des Malariakeims andererseits deutlich und einwandsfrei darzulegen.

In folgender, höchst interessanter Weise spielen sich nach diesen Ermittelungen die Vorgänge etwa ab: Nehmen wir an, ein vorher gesunder Mensch wird in einer Malariagegend von einem Moskitoweibchen — nur die Weibchen stechen — in die Haut gestochen. Dabei müssen wir uns nun sogleich die Bedeutung eines solchen Insekten-

stichs gegenwärtig halten. Das Tier sticht ja nicht bloß um zu stechen, sondern vor allem um zu saugen, um Blut zu saugen; der Stich bahnt ihm nur einen Weg durch die Haut ins Blut: und dieses allein ist es, wonach es gierig ist. Während des Stechens geschieht noch ein weiteres: die Mücke spritzt dabei den Saft ihrer Speichel- oder Giftdrüse in die Stichwunde ein. Enthält diese Drüse, wie wir voraussetzen wollen, Malariakeime, so wandern diese durch die Wunde ins Blut ein, vermehren sich hier in der früher geschilderten Weise, und nach einiger Zeit hat der betreffende Mensch seine Malaria. In der Tat kann eine einzige Mücke gelegentlich genügen, um die Krankheit zu überimpfen. Bei der durch Teilung, also auf ungeschlechtlichem Wege sich vollziehenden Vermehrung der Keime im menschlichen Blute entstehen nun auch gewisse aparte, von den übrigen verschiedene Formen, die diesen Modus der Fortpflanzung nicht mitmachen und überhaupt im Blute des Menschen keine Vermehrung erfahren. Trotzdem sind sie nicht zur Unfruchtbarkeit verdammt; ihre Stunde hat aber erst dann geschlagen, wenn sie aus dem Blute des Menschen befreit und an einen anderen Ort gelangt sind; und dieser Ort ist kein anderer als — der Magen eines Moskito. Nehmen wir an, unser Malariapatient wird, während jene Formen in seinem Blute kreisen, von einem Moskito gestochen, so gelangen diese mit dem angesaugten Blute in den Mückenmagen, um hier nunmehr eine weitere Entwickelung ganz besonderer Art durchzumachen. Die Formen reifen nämlich jetzt plötzlich zu differenten Geschlechtsindividuen heran, ein Teil von ihnen, der offenbar die männliche Partei darstellt, erzeugt geißelartige Bildungen, diese dringen in den andern, den weiblichen Teil ein, um mit diesem zu verschmelzen — kurz, es findet eine reguläre Begattung statt, die auch in ihren Details bereits die größte Ähnlichkeit mit den Vorgängen bei der Verschmelzung von Same und Ei höher stehender Tiere hat, und deren Ergebnis ein neues, lebhaft bewegliches, würmchenartiges Gebilde ist. Mit Hilfe von Eigenbewegungen wandert dieses jetzt in die Magenwand der Mücke ein, setzt sich hier fest, umgibt sich mit einer Hülle, wächst allmählich heran und bildet in seinem Innern durch Sprossung zahlreiche neue Keime. Schließlich platzt die Hülle, die jungen Keime gelangen in die Leibeshöhle, und von hier aus verteilen sie sich im Körper des Moskito, um sich zuletzt in seiner Speicheldrüse und dem Gange, der von der Drüse zum Stechrüssel führt, anzusammeln. Die Dauer dieser ganzen Entwickelung vom Ansaugen des Blutes bis zu dem letzterwähnten Stadium beträgt etwa zehn Tage. Wenn jetzt nun dieser Moskito einen gesunden Menschen sticht, so impft er ihm mit dem Saft seiner Speicheldrüse wieder die jungen Keime ein — der Malariaparasit beginnt von neuem seinen Lebenszyklus, und die Krankheit ist von neuem auf einen Menschen übertragen worden. Es sei ausdrücklich hervorgehoben, daß man die Infektion gesunder Mücken, die das Blut malariakranker Menschen gesogen, in der geschilderten Weise Schritt für Schritt verfolgen konnte, und andererseits vorher völlig gesunde Menschen, die von derartig infizierten Mücken gestochen wurden, an Malaria tatsächlich erkranken sah.

Der Verbreitungsweg der Malaria verläuft demnach gleichsam in Form einer Kette, die von zweierlei Gliedern, Mensch und Moskito, abwechselnd gebildet wird; der malariakranke Mensch infiziert den gesunden Moskito, und der erkrankte Moskito steckt wiederum den gesunden Menschen an. Vom zoologischen Standpunkte aus aber haben wir es bei den Malariakeimen mit einem sogenannten Generationswechsel zu tun, einem Wechsel zwischen ungeschlechtlicher und geschlechtlicher Fortpflanzung. Und dieser Generationswechsel ist überdies geknüpft an einen Wirtswechsel; die ungeschlechtliche Vermehrung findet nur im Blute eines warmblütigen Wirbeltiers, bei den Keimen der Vogelmalaria also im Blute der Vögel, bei denen der menschlichen im Blute der Menschen statt, während für die geschlechtliche Vereinigung das blutsaugende Insekt die Wirtsrolle übernimmt und seinen Magen als Brautgemach hergibt. Allerdings ist, wie sich nun noch weiter herausgestellt hat, durchaus nicht jeder beliebige Moskito für diese Aufgabe geeignet. Der Name „Moskito“ bezeichnet, um dies einzuschalten, nicht etwa, was vielfach angenommen wird, eine ganz bestimmte, in wärmern Gegenden vorkommende Mückenart, sondern ist lediglich ein Sammelname, der ähnlich der Bezeichnung „Stechmücke“ auf alle möglichen blut-

saugenden Mücken angewandt zu werden pflegt. Von den italienischen Forschern konnte nun gezeigt werden, daß in der Tat nur in einer ganz bestimmten Mückengattung der Parasit der menschlichen Malaria sich fortzuentwickeln vermag. Gerade die gemeine Stechmücke (culex pipiens) kommt hiefür nicht in Betracht, es ist vielmehr allem Anschein nach ausschließlich die Gattung Anopheles, und hier besonders Anopheles claviger, eine etwas größere Mücke, deren Stiche so wenig reizen, daß sie häufig gänzlich unbemerkt bleiben, die den wahren Attentäter, den eigentlichen und alleinigen Verbreiter der Seuche, darstellt. Nur Stiche dieser Mücken sah man bei gesunden Menschen die Krankheit erzeugen; in denjenigen Monaten, in denen die zahlreichsten Erkrankungen vorkommen, fand man auch den größern Teil dieser Mücken mit Malariakeimen behaftet, und bisher hat man diese Gattung, die sich naturgemäß gegenwärtig allerwärts der größten Aufmerksamkeit seitens der Gelehrtenwelt erfreut — das British Museum läßt behufs Studiums ihrer geographischen Verbreitung diese Insekten in allen Weltteilen sammeln — noch niemals in Malariagegenden bei sorgfältigem Suchen vermißt. Freilich trifft nicht auch das Umgekehrte zu: nicht überall, wo diese Mücken vorkommen, herrscht auch Malaria; das Verbreitungsgebiet der Mücken braucht sich natürlich nicht mit dem der Malariaparasiten zu decken. Ja, es ist das nicht einmal möglich aus dem Grunde, weil die Existenzbedingungen der Malariaerreger sehr beschränkte sind, indem sie sich, wie sich ferner ergeben hat, nur bei einer gewissen günstigen Außentemperatur außerhalb des Menschen fortentwickeln können. Nur bei hinreichender Wärme der Außenluft erfolgt nämlich die geschlechtliche Reifung und Fortpflanzung der in den Mückenleib gelangten Keime, während sie andernfalls hier zu Grunde gehen. Gerade dieser Umstand ist geeignet, mancherlei Erscheinungen betreffs der Verbreitungsweise der Malaria aufzuklären, so die große Häufigkeit der Krankheit in wärmeren Gegenden, so auch den erheblichen Nachlaß der frischen Erkrankungen unter den Menschen während der kühleren, und den starken Anstieg der Krankheitsziffer während der wärmeren Jahreshälfte, wie wir dies beispielsweise in Italien alljährlich beobachten können. Bei letzterer Erscheinung spielt freilich auch die Vermehrung der Mücken selbst eine Rolle, die während der Winterszeit ruht, während sie im Sommer bekanntlich eine sehr lebhafte ist.

Überhaupt lassen sich die vielen epidemiologischen Erfahrungen, die über das Malariafieber gesammelt sind, unschwer mit der Moskitotheorie in Einklang bringen, wenn man sich die Lebensbedingungen und Gepflogenheiten dieser Insekten gegenwärtig hält, und manche empirisch gewonnene Anschauung erhält auf diese Weise erst ihre wissenschaftliche Grundlage. Neben der Wärme ist es in erster Reihe die Feuchtigkeit, die eine unumgängliche Vorbedingung für die Ausbildung eines Malariaherdes darstellt. Mit Vorliebe haftet sie an Sumpfgegenden, Flußtälern, Küstenniederungen; das sind aber zugleich Orte, wo auch Mücken immer in großer Zahl anzutreffen sind. Sie wählen nämlich mit Vorliebe die unbewegte Oberfläche kleiner Wasseransammlungen, kleiner Tümpel, Gruben oder halb ausgetrockneter Schlammpfuhle als Ablagestätte für ihre Eier, die dann hier bei genügender Wärme alsbald ihre Umwandlung zur Larve und schließlich zum fertigen Insekt erfahren. Assanierung, Drainage, Trockenlegung des Bodens gelten seit langem als Mittel, eine Gegend malariafrei zu machen; sie verhindert aber auch die Bildung stagnierenden Wassers, der Verbreitungsstätte der Moskitos. Aus dem gleichen Grunde erlischt offenbar auch das endemische Malariafieber in den Tropen, sobald die Trockenzeit einsetzt. Es ist eine alte Erfahrung, daß die Malarialuft vorzugsweise des Abends und bei Nacht gefährlich wird; das ist die Zeit, in der die tagsüber im Holz und niedrigen Gebüsch verborgenen Mücken zu schwärmen und den Menschen mit ihren Stichen zu belästigen pflegen. Besonders gilt das Schlafen im Freien als gefährlich; den schlafenden Menschen greifen die Moskitos auch leichter an als den wachenden. Bekanntermaßen kommen Malariafieber an hochgelegenen Orten wie überhaupt von einer gewissen Höhenlage ab nicht vor, ebensowenig Moskitos. Letztere erheben sich bei ihrem Fluge nicht sehr weit über den Erdboden; damit hängt es wohl zusammen, daß die Bewohner oberer Stockwerke an Malariaorten leichter von der Krankheit ver-

Vorſtellung. Nach dem Gemälde von Prof. Philipp Franck-Kalenjee.

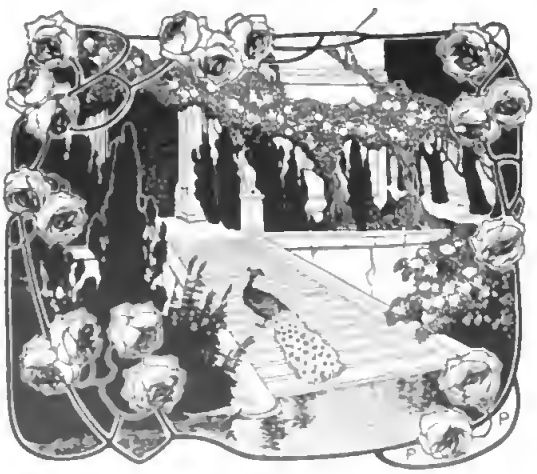
Szene zu setzen. Wenn dies auch für weite Länderstrecken kaum ausführbar sein mag, so verspricht es doch immerhin in der nächsten Umgebung menschlicher Wohnräume einen gewissen Erfolg. Schon die Assanierung des Bodens dient, indem sie die Bildung von Brutstätten hintanhält, diesem Zwecke. Die Abtötung der Mückenlarven selbst gelingt auf Wasseroberflächen am besten durch Aufgießen von Petroleum, in Brunnen, Zisternen durch Aufstreuen des Pulvers von Chrysanthemumblüten, in geschlossenen Räumen durch Entwickelung von Chlordämpfen und Räucherungen. Ein anderer Weg ist der, die Moskitos selbst zwar unberücksichtigt zu lassen, dagegen die Quelle, aus der sie immer wieder von neuem den Krankheitskeim schöpfen, zu verstopfen, d. h. die Malariaparasiten aus dem Blute der erkrankten Menschen zum Schwinden zu bringen. Wir besitzen im Chinin ein Mittel, dessen Heilwirkung darin besteht, daß es ins Blut gelangend die Malariaerreger zum Absterben bringt. Es würde sich also darum handeln, alle an Malaria Erkrankten einer Gegend, auch die versteckten Fälle, die oft nur bei systematischer Blutuntersuchung zu entdecken sind, ausfindig zu machen und sie einer methodischen, hinreichend lange fortgesetzten Chininkur zu unterziehen. Daß auch auf diesem Wege eine wirksame Bekämpfung der Seuche möglich ist, zeigte Robert Koch, dem es in Stephansort auf Neu-Guinea lediglich mittels dieses Verfahrens gelang, die Malaria unter der dortigen Kolonie binnen kurzer Zeit zu unterdrücken. Am wirksamsten wird es natürlich sein, die verschiedenen Mittel gleichzeitig in Anwendung zu bringen: rasche und gründliche Heilung aller Malariakranken durch möglichst unentgeltliche Verabfolgung von Chinin an die Bevölkerung, Vernichtung der schädlichen Mückenarten, Beförderung des Abflusses stehender Gewässer und Sümpfe, möglichster Schutz vor Mückenstichen durch Anbringung von Metallnetzen an den Behausungen ꝛc. In Italien, wo bisher an der Malaria etwa zwei Millionen Menschen alljährlich erkranken und etwa 15000 starben, hat man die Notwendigkeit eines solchen Vorgehens zuerst erkannt, und eine Gesetzesvorlage, welche die Bekämpfung der Seuche nach den erwähnten Grundsätzen bezweckt, hat vor einiger Zeit seitens der Kammer in Rom Annahme gefunden.

Die Zukunft wird lehren, inwieweit eine Austilgung der Malaria auf diese Weise zu erreichen ist. Sollte es sich hier als möglich erweisen, der Seuche wenigstens einigermaßen Herr zu werden, und sollte ferner ein ähnliches Vorgehen sich auch für tropische Länder als anwendbar und wirksam herausstellen, so würde dies einen gewaltigen Schritt vorwärts auf dem Wege zur Lösung jenes großen, bisher aber noch völlig verschlossenen Problems bedeuten: der Bewohnbarmachung der Tropen für den Europäer.

---

# Schloss Syrinx.

Vignette von P. Preissler.



Wie liegt es nun verlassen,
Träumend von lachender Zeit! —
Auf den breiten Rosenterrassen
Wandelt die Einsamkeit;
Taumelnde Falterschwärme
Küssen der Büsche Schnee:
Heissduftende Sommerwärme
Umflimmert den kleinen See.

Des Pfauen bunte Schleppe
Breitet sich schillernd aus
Auf der besonnten Treppe
Des weissen Märchenhaus.
Durch die hohen Sykomoren
Spielt silberndes Blätterwehn.
Wie zu fernen grüngoldnen Toren
Schliessen sich die Alleen.

Frida Schanz.

Blick auf Portoferraio.

# Auf Napoleons Spuren in Elba.

Von

**W. Hörstel.**

**Mit sechzehn Abbildungen nach Originalaufnahmen.**

(Abdruck verboten.)

„Man muß zugeben, daß meine Insel sehr klein ist.“ Napoleon.

In St. Raphael in der Provence, wo er einst ruhmbedeckt, aus Ägypten heimkehrend, gelandet war, schiffte sich Napoleon am 28. April 1814 auf der englischen Fregatte „Undaunted“ ein, um nach dem Willen der verbündeten Mächte seine Laufbahn als Herrscher der kleinen toskanischen Insel Elba abzuschließen, die etwa 30 km lang, 10 km breit und 223 qkm groß ist und damals kaum 20000 Einwohner zählte. Begleitet von einem österreichischen Kommissar und dem englischen Oberst Campbell, der ihn auf Elba zu überwachen hatte, traf er am 3. Mai, an demselben Tage, an dem der achtzehnte Ludwig in Paris einzog, in dem größten Golfe seiner kleinen Insel ein, vor deren „Hauptstadt“ Portoferraio, „Eisenhafen“, einst dem unglücklichen Mediceer Cosmus I. zu Ehren Cosmopolis geheißen. Vom Meere gesehen, macht das am Hügel aufsteigende Städtchen mit seinen gelblichen Häusern, die alle niedrig sind, damit die Kanonen von den Forts Cosmos' I. über sie hinweg den Golf bestreichen konnten, und mit dem kreisrunden Hafen in der grünen Umrahmung der Berge und der blauen des Meeres trotz der Mauern und Festungswerke einen recht freundlichen Eindruck. Das Meer zu seinen Füßen ist von wundervoller Färbung, der unermeßlich hohe Himmel über ihm von einem tiefen Blau. Die großen ernsten Linien des Golfs haben etwas Erhabenes, die ihn amphitheatralisch umschließenden Berge sind schön geformt und senden dem Besucher die Düfte ihrer der korsischen ähnlichen wilden Flora entgegen. Eine nervenberuhigende Stille herrscht in diesem weltabgeschiedenen Winkel der schönen toskanischen Erde, der nun der Wohnsitz des entthronten Kaisers sein sollte.

Mit dem Fernglas in der Hand stand dieser, äußerlich vollkommen ruhig, auf Deck und musterte die Austernschale, die er für Europa eintauschen sollte. In Portoferraio eintreten wollte er aber erst, wenn sein neues Elbaner Banner — ein weißes Feld, von einem breiten roten Schrägstreifen mit drei goldenen Bienen durchschnitten — hergestellt sei. Scheute er sich, sein enges Gefängnis zu betreten? — Immerhin erforderten in dem kleinen Portoferraio die Vorbereitungen für den Empfang des berühmten Herrschers einige Zeit. Die Kunde von der großen Umwälzung hatte freilich Elba schon erreicht, ja in einigen der kleinen Ortschaften franzosenfeindliche Kundgebungen hervorgerufen, und der französische Kommandant General Dalesme hatte bereits am 30. April folgenden Erlaß des Kaisers zur Kenntnis der Insulaner gebracht:

„General, ich habe meine Rechte dem Wohle des Vaterlandes geopfert und mir

als Herrſchaft und Eigentum die Inſel Elba, die Forts von Portoferraio und Longone vorbehalten, und zwar mit Zuſtimmung aller Mächte. Ich ſchicke Ihnen den General Drouot, dem Sie die Inſel und alles, was zu meiner kaiſerlichen Herrſchaft gehört, übergeben wollen. Sie werden den Einwohnern bekannt geben, daß ich ihre Inſel in anbetracht der Milde ihrer Sitten und ihres Klimas gewählt habe. Sagen Sie ihnen, daß ſie der beſtändige Gegenſtand meines lebhaften Intereſſes ſein werden."

Wann der Kaiſer auf der Inſel eintreffen werde, darüber wußte man nichts, aber erklärlicherweiſe brachte das bevorſtehende große Ereignis über das Städtchen und ſeine Väter eine fieberhafte Unruhe. Man hatte kein Schloß für den Herrſcher und beſtimmte nach längeren Erwägungen das Rathaus zu ſeiner proviſoriſchen Wohnung. Aber dieſe mußte doch auch einigermaßen angemeſſen eingerichtet werden, für welchen Zweck 1000 Lire aus ſtädtiſchen Mitteln ausgeſetzt wurden; den gleichen Betrag ſchoß die Vizepräfektur zu. Aber wo ſollte man in Portoferraio Möbel für einen Kaiſer kaufen, und vom Feſtlande waren ſie in der kurzen Zeit nicht zu beziehen. Man mußte ſich daher an einige wohlhabende Bürger mit der Bitte wenden, aus ihrer Einrichtung die beſten Stücke herzuleihen. Auch hatte man für einen entſprechenden Empfang zu ſorgen. Es ſollte am Hafen ein Triumphbogen errichtet, die Stadt prächtig beleuchtet und das Volk mit allerlei Feſtlichkeiten amüſiert werden. Aber Napoleon war ſchneller als ſeine Untertanen, und noch ehe dieſe von den Beratungen zur Ausführung übergegangen, war er da, d. h., wie geſagt, zunächſt im Hafen.

Portoferraio jubelte, es wurde eine Beleuchtung improviſiert, indem man große und kleine Lichter, wie man ſie gerade hatte, in die Fenſter ſtellte, und das Volk ſchwärmte zum Hafen hinaus und harrte dort ſtundenlang in der Hoffnung, der Kaiſer werde noch ſpät abends landen. Es wurde ſogleich eine Deputation an Bord der „Undaunted" geſandt und vom Kaiſer empfangen. Er trug die grüne Uniform der Gardejäger, erſchien ganz ruhig und antwortete, die Hände hinter dem Rücken, den Stammelnden, als ob er alles verſtanden hätte, was ſie nicht hatten ſagen können. Lebhafter wurde er erſt, als er auf die Umſtände kam, die ihm den Sieg entriſſen hatten; doch beherrſchte er ſich ſchnell und ſprach die Abſicht aus, ſich hinfort dem Glück der Elbaner zu widmen — — —

Für den folgenden Tag wurde nun der Einzug vorbereitet, wurden von den übrigen Ortſchaften die Stadtväter, die Honoratioren und der Klerus zuſammengetrommelt, denn General Bertrand hatte es als wichtig bezeichnet, daß der Kaiſer von möglichſt viel Volk empfangen werde. Wer leſen konnte, wurde durch ein ſchwungvolles Manifeſt des Unterpräfekten in die richtige Stimmung verſetzt.

Der Hafen von Portoferraio.

Aus den Fenſtern hingen Teppiche herab, ein Bataillon Linientruppen und die Elbaner Nationalgarde, die Behörden, die Stadtväter, die Geiſtlichen und eine dichtgedrängte Volksmenge harrten der Landung des Kaiſers. Endlich ſtieg ſeine neue Flagge mit den goldenen Bienen über der „Undaunted" auf, und die engliſchen Kanonen

donnerten, worauf die sämtlichen Forts antworteten. Zahlreiche geschmückte Barken, z. T. mit Musik, umgaben die Fregatte, und die Rufe der Insassen, die sich mit denen der englischen Seesoldaten mischten, verkündeten die Abfahrt des Kaisers. Als er dem Landungsplatze nahte, kannte der Jubel des Volks keine Grenzen. Man klatschte mit den Händen, schwenkte Tücher, warf Hüte in die Luft, und von den Mauern Cosmos' I. trug das Echo die Evvivas zurück. Sobald der Kaiser den Boden seiner Insel betreten hatte, verneigten sich die Behörden ehrfurchtsvoll, und der „Maire" überreichte ihm die Schlüssel der Stadt, vergeblich sich mühend, ein Wort hervorzubringen und vorzulesen, was er als vorsichtiger Mann für diesen vorausgesehenen Notfall aufgeschrieben hatte. Der Kaiser gab dem Elbaner Demosthenes die Schlüssel mit den Worten zurück: „Nehmen Sie sie wieder, Monsieur le maire, ich vertraue sie Ihnen an und kann sie in keine besseren Hände legen." Dann trat der Klerus vor und nahm „die geheiligte Person des Kaisers" unter einen großen Baldachin, um dieselbe in feierlichem Zuge zwischen dem Spalier bildenden Militär hindurch über die beiden „Plätze" des Städtchens zum kleinen Dom zu führen, wobei das neugierige Volk sich so stürmisch herandrängte, daß man nur langsam vorwärts kam und der Zug zuweilen ins Stocken geriet.

Napoleon in Fontainebleau.
Gemälde von Delaroche.

Im Dome wurde ein Tedeum gesungen, und aller Augen waren auf den knieenden Kaiser gerichtet, der den Blick fest auf das Gebetbuch heftete und dessen Lippen sich bewegten. Was mag in dieser Stunde durch die Seele des mit ganzer Kraft sich beherrschenden Mannes gegangen sein! Konnte er einstimmen in den Dank gegen die Vorsehung, daß sie ihn vom größten Throne Europas auf den kleinsten geführt? Bis zu diesem Punkte der Entsagung war er wahrlich nicht hindurch gedrungen, und die ganze Feier konnte in seiner damaligen Stimmung nur zur Erhöhung seines Schmerzes dienen. Aus der Kirche wurde er dann in dem gleichen festlichen Zuge zum Rathause geleitet, in dessen durch Bilder und Armleuchter geschmücktem Saale ein mit Goldpapier und Seidenstoffen dekorierter Thron aufgestellt war. Hier wurde ihm ein Plan der Insel überreicht, der General Dalesme stellte ihm die Franzosen vor, die sich dadurch bei der neuen Regierung Frankreichs nicht mißliebig zu machen fürchteten, der Unterpräfekt die Bürgermeister, diese ihre Lokalgrößen, der Gerichtspräsident seine Richter, und zum Schluß trat der Klerus an. Alle waren überrascht durch die genaue Kenntnis des Kaisers von Land und Leuten der Insel. Ein Festmahl im engeren Kreise und ein Ritt

Napoleons Palaſt in Portoferraio, heut Sitz des Genio Civile.

in die Campagna beſchloſſen dieſen merkwürdigen Tag.

---

Das goldene Zeitalter glaubten die Elbaner nun für die Eiſeninſel angebrochen. Napoleon beſuchte am folgenden Tage die „Eiſenberge“, wo die Erzlager in rötlichſchwarzen Hügeln frei zutage ſtehen, und Rio, wo ſich eine ähnliche Empfangsſzene „mit möglichſt viel Volk“ wiederholte. Binnen kurzem kannte er alle Orte der Inſel, unterrichtete ſich über ihre Bedürfniſſe, ließ mehrere hundert Arbeiter aus Italien kommen und ſtellte außerdem ſeine Soldaten an, um Straßen zu bauen und zu verbeſſern, Portoferraio zu verſchönern, eine Waſſerleitung anzulegen und Stallungen in den Fels zu ſprengen. Er ließ auf ſeinem Landgut San Martino, das er zu einer landwirtſchaftlichen Muſteranſtalt machen wollte, Öl- und Orangenbäume pflanzen und längs der neuen Straßen Maulbeerbäume, um die Seidenraupenzucht einzuführen, ließ den Abbruch des Granits beginnen, den der Eiſenerze bei Rio, des Hauptreichtums der Inſel, ſteigern, Salinen betreiben und trug ſich mit allerlei Plänen zur Hebung des Wohlſtandes, ganz beſonders aber mit dem, die Eiſen- und Rebeninſel von der Weizeneinfuhr aus dem Feſtlande zu befreien. Einen Teil des Bedarfs, etwa 3000 Sack, wollte er gegen den Wein der Inſel eintauſchen, den Reſt ſelbſt ſollte die kleine Ebene im Süden Elbas und beſonders die unbewohnte ebene Inſel Pianoſa decken, die, einſt der Verbannungsort des Agrippa Poſthumus, im Mittelalter unter den Einfällen der Korſaren verödet war, und auf der er vierzig Familien anzuſiedeln gedachte.

Ueber all dieſen unternommenen und geplanten Kulturarbeiten verleugnete der Kaiſer ſeine militäriſche Vergangenheit nicht. Er kannte die Kaſernen und Magazine ebenſo genau wie ſein Wohnzimmer, inſpizierte die ſtarken Befeſtigungen, erneute teilweiſe ihre Kanonen, befeſtigte die Felſenklippe Palmajola und legte außer einiger Artillerie auch die polniſchen Reiter nach der Inſel Pianoſa, weil dort die Pferde leichter zu ernähren waren als auf Elba. Vom Morgengrauen bis zum ſpäten Abend war er raſtlos tätig, ſtand ſtundenlang in Seidenſtrümpfen und Schnallenſchuhen zwiſchen Straßenarbeitern, Maurern, Zimmerleuten und Soldaten, erteilte ihnen Anweiſungen und ermutigte ſie durch einige Napoleons.

Zu ſeinem Palaſt wählte der Kaiſer das Haus des Gouverneurs, la palazzetta dei Mulini, in ſchöner hoher Lage zwiſchen den Forts Falcone und Stella. Im Laufe des Mai ließ er das Haus ausbauen, das Gefängnis zur Linken niederreißen, das Theater zur Rechten in ein Gerichtsgebäude umwandeln, auf den einſtöckigen Mittelbau des Hauſes einen hohen Saal aufſetzen und vor dieſem nach der Seeſeite auf der alten Feſtungsmauer einen kleinen Blumengarten anlegen, in dem er auch einige Kanonen aufpflanzte, die Gregorovius ſeine Lieblingsblumen nennt. Hier ſchritt er oft mit ſchnellen Schritten auf und nieder, unruhige Gedanken durch das Haupt wälzend, von hier ſchaute er mit dem Fernrohr hinüber nach Toskanas nahen Küſten und hinaus auf das geliebte Meer, zu dem ein Zickzackweg am Steilhang hinabführt; von hier

ſpähte er aus nach ſeiner Garde, nach den Abgeſandten ſeiner Getreuen, nach ſeiner Mutter, nach ſeiner Schweſter Pauline und manch liebes Mal und zu ſeinem Schmerze immer vergeblich nach ſeiner Gemahlin und ſeinem Sohne.

Einige Kilometer von Portoferraio entfernt, kaufte er in herrlicher Lage unter und am grünen Bergabhang über einem lachenden Tale das erwähnte Gut San Martino und ließ ein dort bereits vorhandenes Gebäude nach ſeinem eigenen Entwurf und unter ſeiner ſteten Aufſicht zu einem Landhauſe umgeſtalten, von dem wir eine Reihe von Abbildungen bringen und in dem mir beſonders das ägyptiſche Zimmer und die eiſerne Geldkiſte in der Wand der Kammer des Generals Bertrand auffielen. Vor dem beſcheidenen Hauſe, das nach dem Tale zu zweiſtöckig, auf der Rückſeite aber, weil an die Bergwand gelehnt, nur einſtöckig iſt, ließ er einen kleinen Garten anlegen und pflanzte dort eigenhändig den „Napoleonsbaum“ (Mieocontier), der heute auf ſtarkem Stamme eine mächtige Krone trägt und mir von meinem liebenswürdigen Begleiter Aleſſandro Foreſi als „gigantiſch wie Napoleon ſelbſt“ bezeichnet wurde.

Ein noch beſcheideneres Landhaus richtete er ſich im Weſten der Inſel in der Einſiedelei neben dem Kirchlein Madonna del Monte am Hang des höchſten Elbaner Berges, des granitnen Monte Capanna (1019 m) ein, denn die mit ihren Granitbergen und Kaſtanienwäldern wie mit ihrer Bevölkerung einem Teile Korſikas ähnliche Gegend um Marciana und Poggio heimelte ihn beſonders an. Dort ſpäht ein rieſiger granitner Adler, gegen den die von Menſchenhand hergeſtellten kaiſerlichen Marmoradler in Portoferraio wie Sperlinge erſchienen, vom Berghang auf das Meer, und von dort ſchweifte auch der Adlerblick Napoleons über die blaue Flut hinüber nach Toskana und den Inſeln Korſika, Sardinien, Capraia, Gorgona, Pianoſa und Monte Chriſto. Er beſaß offenbar einen ſtarken Sinn für die Schönheiten der Natur, und von ſeinen Lieblingsplätzen in den Wäldern Marcianas kann man ſich nur ſchwer losreißen.

In der Palazzetta ſtellte er ſeine Bibliothek auf: militäriſche, geſchichtliche, naturwiſſenſchaftliche Werke, Überſetzungen griechiſcher und römiſcher Klaſſiker, Voltaire, Rouſſeau, gebundene „Moniteurs“ u. a. m. Dem Minendirektor Pons gegenüber klagte er einmal über die geringe Anzahl ſeiner Bücher, die bald auf 700, bald auf 1000 angegeben wurde.

„Ich meine, fünfhundert gut ausgewählte Bücher könnten ein Leben ausfüllen,“ tröſtete dieſer.

„Das Leben der Meditation wohl,“ entgegnete der Kaiſer, „aber nicht des Leben der Arbeit; denn um Bücher zu ſchrei-

Ausblick von Napoleons Palaſt auf das Meer.

ben, muß man viele Bücher leſen, und gute Bücher ſind ſelten."

Ob der ungeduldige, ruheloſe Mann auf Elba wirklich daran gedacht hat, ein Buch zu ſchreiben? Und was für eins? Beim tränenreichen Abſchied von ſeiner Garde auf dem Schloßhofe zu Fontainebleau hatte er am Schluß ſeiner Rede, nachdem er die Fahne geküßt, geſagt: „Beweint nicht mein Geſchick! Wenn ich mich darein gefunden habe, es zu überleben, ſo bin ich dazu geſtärkt durch den Wunſch, Eurem Ruhme auch fernerhin zu dienen. Ich will die großen Taten beſchreiben, die wir gemeinſam vollbracht haben." Betrachtete er wirklich im Jahre 1814 ſeine Laufbahn als abgeſchloſſen und wollte er nun ſein eigener Geſchichtsſchreiber ſein? In Wahrheit hat er auf Elba keine Feder gerührt, um Vergangenes zu ſchildern, ſondern die Erinnerung an die Vergangenheit ſpornte raſtlos ſeinen Geiſt zur Wiedererlangung des Verlorenen, und die heißen Tränen ſeiner Garden und der Neid, mit dem die Zurückbleibenden auf die 400 Glücklichen blickten, die ihn nach der Inſel ſeiner Verbannung begleiten durften, waren ein Teil des Öles, das die Flamme ſeiner Hoffnung nährte.

Es war ein Freudentag geweſen, als am 26. Mai nach 35tägiger Trennung die Garde von Savona aus in Portoferraio eintraf, und der Kaiſer, von Drouot begleitet, die Lorgnette in der Hand, ihr in einer Barke entgegenfuhr. Den Getreuen fiel ſogleich ſeine neue Kokarde mit den Bienen auf, die ſie nun auch hinfort trugen, während ihre Uniform die franzöſiſche blieb. Mit Trommeln und fliegenden Fahnen marſchierten ſie auf die Piazza, wo der Kaiſer eine mit donnerndem „Vivat!" aufgenommene Anſprache hielt. Seine kleine Heermacht beſtand aus etwa 1500 Mann, außer den ihm zugebilligten 400 Gardegrenadieren aus dem „korſiſchen" Bataillon, deſſen Stamm die aus der franzöſiſchen Garniſon freiwillig in des Kaiſers Dienſt Übertretenden — etwa 300 Mann — bildeten, und das namentlich aus Korſen und Toskanern ergänzt wurde, ferner aus dem „Inſelbataillon" mit vier Kompanien zu je 100 Mann elbaniſcher Miliz, den polniſchen Reitern, Kanonieren und Gendarmerie. Dazu

San Martino. Im Mittelgrunde das Demidowſche Napoleons-Muſeum, darüber neben dem Napoleonsbaum das Landhaus des Kaiſers, oben links die Villa del Buono.

Napoleons Landhaus in San Martino mit dem Baum, den der Kaiser selbst pflanzte.

kamen als kaiserliche Flotte außer dem mit 16 Kanonen bewaffneten Brigg „Inconstant“ einige kleinere Fahrzeuge mit 129 Mann Besatzung. Ein buntes Völkergemisch stellte dieses kleine elbanische Heer dar, das Napoleon täglich an vergangene Tage mahnte und mit dem er die entschwundene Herrlichkeit wiedergewinnen wollte.

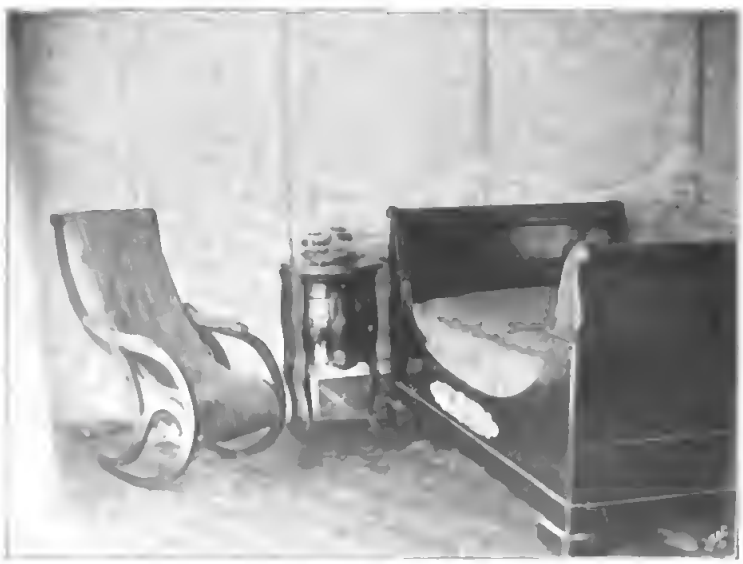
Mit der Garde war auch sein Marstall angekommen, und seine Lieblingspferde weckten ihm ebenfalls manche stolzen Erinnerungen, die freilich ohnehin nicht schliefen. Da war der Araber Vagrame, der den Kaiser bei Wagram getragen und eine Reihe von Feldzügen mitgemacht hatte. Das edle Tier erkannte den Kaiser sofort, wenn er zwei- bis dreimal wöchentlich den Stall betrat, und stampfte mit den Vorderfüßen, bis sein Herr ihm ein Stück Zucker gab, was mit einer Liebkosung und den Worten: „Te voilà, mon cousin!“ begleitet zu werden pflegte. Da war Roitelet, der ihn einst bei Arcis-sur-Aube abgeworfen hatte, als eine Kanonenkugel dicht neben ihm niedersauste, aber vom Kaiser sofort wieder eingefangen und von neuem bestiegen war. Napoleon klopfte ihm zuweilen den Hals und sagte: „Eh, wir sind alle beide gut davongekommen.“ Da stand der lammfromme Intendant aus der Normandie, der bei Paraden und feierlichen Einzügen geritten war, bei den Soldaten Coco hieß und unzählige „Vive l'Empereur!“ gehört hatte; da standen ferner der bei der Eroberung Madrids gerittene Emir, der Spanier Gonzalve und der sanfte andalusische Cordone, für die Kaiserin bestimmt, die nicht kam.

Nahezu hundert Pferde hielt Napoleon auf Elba, und er brauchte sie für seinen Hof, der im ganzen Haushalt 35 „wohltitulierte Chargen“ zählte. Auch über eine Anzahl von Elbanern schüttete er seinen Titelsegen aus.

Am 2. August traf Madame Mère ein. Als ihr wie noch heute jedem Fremdling vom Schiffe aus die Palazzetta Napoleons auf der jäh abfallenden Uferklippe gezeigt wurde, stieg die sonst so gemessene würdevolle Dame auf eine Kanone, um das Haus ihres Sohnes besser zu sehen. Die Behörden waren zu ihrem Empfange erschienen, das Volk Portoferraios jubelte ihr zu, das Militär bildete Spalier, als sie mit ihrem

Ägyptiſches Zimmer in der kaiſerlichen Villa zu San Martino.

Gefolge in zwei ſechsſpännigen Equipagen nach ihrer Wohnung in der Nähe der Palazetta hinauffuhr; denn Napoleon legte Wert darauf, daß ſeine Mutter ebenſo geehrt werde wie er, und ihre, ſowie ſeiner bald nach ihr eingetroffenen Schweſter Pauline Liebe beglückten ihn. „Für lange Zeit könnten Sie und Pauline mich hier auf der Inſel tröſten, wenn ich des Troſtes bedürftig wäre," ſagte er, und ſeine Mutter ſchrieb: „Der Kaiſer iſt ſtets darauf bedacht, mir den Aufenthalt auf Elba angenehm zu machen." Wenn er ſie beim Kartenſpiel bemogelte und Mme. Mère, die gleich ihrem Sohne lieber gewann als verlor, ſich darüber beklagte, ſagte er: „Sie ſind reich, Sie können verlieren; ich aber bin arm, ich muß gewinnen." Die Harmonie mit der ſchönen Pauline Borgheſe, der einſtigen „neuen Helena" der Welt, die für ihren Bruder jedoch jedes Opfer zu bringen fähig war, wurde einmal getrübt, als ſie ohne ſein Wiſſen Neuanſchaffungen für die Palazetta gemacht hatte; denn Napoleon war in großen Finanznöten. Die franzöſiſche Regierung entzog ſich nämlich ungeachtet der Vorſtellungen des Zaren und des Lord Caſtlereagh ihrer vertragsmäßigen Verpflichtung, dem Exkaiſer eine Jahresrente von zwei Millionen Franks zu zahlen, um dem Gefürchteten nicht die Mittel zum Umſturz der beſtehenden Verhältniſſe zu geben. Elba ſelbſt aber brachte die für eine ſo kleine Inſel immerhin hohe, für einen Napoleon aber viel zu kleine Summe von 520 000 Lire auf — 200 000 an Zöllen, den Reſt aus den Eiſenerzen, Salinen und dem Tunfiſchfang —, wovon der Kaiſer 200 000 für öffentliche Arbeiten und die Verwaltungskoſten beſtimmte. Mit den ihm verbleibenden 320 000 Franks hätte der Kaiſer ſein Heer und ſeinen Hof nicht lange unterhalten können, wenn er nicht nahezu $3^1/_2$ Millionen Franks aus dem Schatze der Tuilerien



Napoleons Schlafzimmer in San Martino.

nach Elba hinübergerettet hätte; große Sprünge konnte er aber immerhin nicht machen, und so wurde denn „Sparen" das Losungswort.

Bei alledem faßte er den Plan, ein Theater zu erbauen, denn er sah ein, daß er seine Tapferen auf der stillen Insel unterhalten müsse. Da ein Neubau zu kostspielig erschien, schlugen ihm die Stadtväter den Umbau einer Kirche vor und beruhigten ihn wegen seiner Bedenken, dadurch Anstoß zu erregen, mit dem Hinweise, daß die Kirche schon seit Jahren als Militärmagazin diene. Da der Klerus keinen Einspruch erhob, willigte der Kaiser ein. Um die Baukosten zu decken, ließ er die Logen im voraus verkaufen, den Preis sollte nach Vollendung des Baues eine Versammlung der Käufer bestimmen. Die Nachfrage überstieg das Angebot, und die glücklichen Besitzer der entstehenden Logen nannten ihre Vereinigung Accademia dei fortunati. Der Kaiser beaufsichtigte auch hier die Arbeiten, und nach einem Vierteljahr war sein Hoftheater fertig. Ein piemontesischer Maler hatte in allgemein verständlicher Symbolik auf dem Vorhang Apoll, vom Olymp verbannt und in Thessalien Herden hütend und Hirten lehrend, dargestellt. Der Kaiser wohnte der Eröffnungsvorstellung bei, die sich zu einer Art von Familienfest gestaltete. Unter den Schauspielern war kein Stern, aber man hatte doch seinen Zeitvertreib.

Übrigens fehlte es an Festen und Unterhaltungen unter Napoleons Herrschaft nicht. Mme. Mère, die recht beliebt war, obwohl man ihr als einer echten Korsin eine gar zu weitgehende Begünstigung ihrer engeren Landsleute nachsagte, öffnete zuweilen ihre Salons. Napoleon gab Soireen für die Elbaner Damen und erhielt auf einer solchen, wie Klara Tschudi erzählt, auf seine Frage nach dem Stande der betreffenden Ehemänner meistens die Antwort, daß dieselben mit Handelsunternehmungen beschäftigt seien. Als er die Art der geschäftlichen Tätigkeit zu wissen wünschte, hörte er, der eine sei Schlachter, der andere Bäcker ꝛc. Die Etikette der Tuilerien war auf Elba nicht anzuwenden, mochte auch Lord Campbell es

Salon in Napoleons Villa in San Martino.

shocking finden, daß die Hände ſeiner Tänzerin ſeine Epaulettes geſtickt hatten. Es fanden mehrere Bälle und Bankette ſtatt, und Pauline, die bei den Feſtlichkeiten das Präſidium führte, ſpielte mit Offizieren Liebhabertheater. Die letzteren veranſtalteten ebenfalls einige Feſte, und Napoleon verſchmähte es auch nicht, an einem ſolchen auf dem engliſchen Kriegsſchiffe teilzunehmen, das ihn zu überwachen im Hafen lag. Die glänzendſte Feier aber war die des Namenstags Napoleons am 15. Auguſt, aus Feſtgottesdienſt, Feſtſchmaus und Feuerwerk beſtehend. Bei dem Eſſen trank General Cambronne auf die Ehre, für Se. Majeſtät zu ſiegen und zu ſterben, und für Napoleon ein ſchallendes Gelächter entlockte. Häufiger warf er mit einigen Damen um die Wette und ließ ſie gewinnen, und einmal ſchlug er das Ringelrennen vor, und da eine Schnur fehlte, wurden auf ſeinen Wunſch die Bänder aus dem Kopfputz der Damen zuſammengebunden. Weil er ſo kindiſche Spiele trieb, berichtet Moncebrié nach Paris, Campbell nach London, daß er kindiſch würde und es mit ihm abwärts gehe; die Spottluſt erwählte den noch vor kurzem ſo Gefürchteten und ſein Elbaner Leben und Treiben zu ihrer Zielſcheibe und erging ſich in zahlreichen Karikaturen. Als er einſt eine ſolche, die ihn mit dem Dreizack als Tunfiſchfänger darſtellte, zu ſehen

Monte Giove und Marciana, Ausflugsorte Kaiſer Napoleons.

bekam, lachte er laut und ſagte: „Die ſind ſchön dumm, wenn ſie meinen, ich habe hier nichts anderes zu tun.“ Aber ihm konnte es gerade recht ſein, wenn man es glaubte.

Die Schiffe von Rio, welche die Eiſenerze nach dem Feſtlande brachten, waren für ihn ein Mittel des Verkehrs mit Italien, wo ein Kreis von Patrioten ihn zum römiſchen Kaiſer und König des geeinten Italiens machen wollte, zum „Imperatore dei Romani e re d'Italia per grazia di Dio e per la volontà del popolo“. In Turin hatten ſich vierzehn Abgeſandte aus den verſchiedenen italieniſchen Staaten vereinigt, und die Genueſer Bankiers, die das offenbar für ein ſicheres und gutes Geſchäft

Feuerwerkskörper legte der Sattler Vincent, wie ich aus ſeinem intereſſanten Tagebuche erſah, in Livorno 700 Franks aus, welchen Eintrag er mit dem wehmütigen Zuſatze begleitet: dont je suis encore à être payé.

Der Kaiſer ritt und jagte und nahm großes Intereſſe an dem Tunfiſchfang. Als er demſelben eines Tages beigewohnt hatte, war er nach dem am Strande in großer Geſellſchaft eingenommenen Mahle ſo ausgelaſſen, daß er dem General Bertrand Fiſchlaich in die Taſche ſteckte und dann plötzlich tat, als habe er ſein Taſchentuch verloren. Eilig griff Bertrand nach dem ſeinen, zog aber die Hand natürlich noch eiliger wieder aus der Taſche heraus, was

hielten und unzufrieden waren, daß die stolze Republik Genua mit Piemont vereinigt worden war, wollten zunächst zwölf Millionen, und wenn das Glück dem Kaiser günstig wäre, eine weitere Summe zur Verfügung stellen.

Der Einsiedler auf Elba bewilligte die Grundzüge einer Verfassung, die ihm übersandt wurde, nahm einige Änderungen in dem Ausführungsplane vor und verkehrte durch Sendboten mit dem Turiner Kongreß. Die Rechnung war auf einen Krieg zwischen Ludwig XVIII. und Murat von Neapel gebaut, den es heraufzubeschwören galt, ohne daß die beiden Schachfiguren ahnten, daß sie für die Einigung Italiens und für Napoleon gezogen wurden. Beim ersten Zusammentreffen der Feinde wollte dieser plötzlich wie ein deus ex machina erscheinen, um durch den Zauber seines Namens beide Heere zu vereinigen und mit ihnen im Fluge Herr Italiens von den Alpen bis zum Ätna zu werden.

Lätitia, Mutter Napoleons.
Fragment einer Statue.
(Nach einer Originalphotographie von Franz Hanfstaengl in München.)

Im Grunde aber dachte Napoleon auch jetzt nur an Frankreich, und er zog dieses doch schließlich Italien vor.

Trotz Lord Campbells Argusaugen, trotz der Spione des französischen Konsuls Mariotti in Livorno gelang es ihm, seinen Fluchtplan geheim zu halten. Geschickt gab er sich den Anschein eines regierungsmüden, mit seinem Lose durchaus zufriedenen Mannes, so daß selbst Bertrand eines Tages schrieb: „Der Kaiser ist auf der Insel sehr befriedigt und scheint vergessen zu haben, daß er vor kurzem noch eine ganz andere Stellung innehatte.“ Schon die Bienen in seiner Flagge, die andeuten sollten, daß er, auf Waffentaten verzichtend, sich hinfort ganz den emsigen Werken des Friedens widmen wolle, scheinen mir wie sein ganzes Elbaner Leben und Treiben auf Täuschung seiner Feinde berechnet. „Ubicumque felix Napoleon“ (überall glücklich) ließ er in sein ägyptisches Zimmer in San Martino setzen, und wenige Tage vor seiner Flucht mußten seine Soldaten mit der Anlage von Gärten beginnen.

Seine Lage war in der Tat eine sehr unerfreuliche. Das Geld wurde immer knapper, die Spione immer lästiger, und dazu kamen einige Mordanschläge. Ein Korse wurde bei San Martino festgenommen und gestand, vor den Kaiser geführt, zu seiner Ermordung ausgesandt zu sein, man vermutete von Bruslart, dem Kommandanten Korsikas, einem erbitterten Feinde Napoleons. Dieser entließ den Mordbuben

Napoleonsquell und Tisch im Walde bei Poggio.

unbehelligt; er hätte ja sonst auch die Familie desselben zur Blutrache aufgerufen. Auch drang die Kunde von einer geplanten Deportation nach Santa Lucia oder Sankt Helena an sein Ohr. „Sie wollen mich töten lassen, ich weiß es," sagte er. „Ich bin Soldat, ich will ihnen meine Brust darbieten, aber ich will nicht deportiert werden. Sie mögen bedenken, daß ich mich von hier nicht fortholen lasse. Zuvor müßten sie alle meine Befestigungen schleifen."

Pauline, Schwester Napoleons. Fragment der Statue in der Villa Borghese. (Nach einer Originalphotographie von Franz Hanfstaengl in München.)

Mit all diesen auf die Dauer für Napoleon unerträglichen und gefährlichen Umständen verbanden sich die Nachrichten französischer Zeitungen und Sendlinge von der Unzufriedenheit der weitesten Kreise des Volkes mit der Restauration, um seine Wünsche zum Entschluß und zur Tat werden zu lassen. Mit Recht erwartete er, daß das Heer mit fliegenden Fahnen zu ihm übergehen werde, sobald die Kunde von seiner Rückkehr nach Frankreich sich verbreitet und seine Proklamationen wie Blitze in der Volksseele gezündet haben würden. Alles kam darauf an, daß seine Fluchtvorbereitungen geheim blieben und er trotz des englischen und der französischen Kriegsschiffe glücklich nach Frankreich hinüberkam.

Außer seiner Mutter wußten nur Bertrand und Dronot um seinen Plan, und auch diese nur 24 Stunden vor der Ausführung. Seiner Mutter teilte er ihn bei Mondschein im Garten der Palazzetta mit und bat sie um ihren Rat.

„Lassen Sie mich einen Augenblick vergessen, daß ich Ihre Mutter bin," antwortete sie und sagte dann nach kurzem Überlegen: „Reisen Sie, mein Sohn! Folgen Sie Ihrem Schicksale. Es kann nicht der Wille des Himmels sein, daß Sie durch Gift oder nach einem tatenlosen Leben, wohl aber, daß Sie mit dem Schwert in der Hand sterben sollen. Vielleicht wird der Plan scheitern, und ein naher Tod dem mißglückten Versuche folgen. Aber hier können Sie nicht bleiben, das sehe ich mit Schmerzen ein. Lassen Sie uns hoffen, daß Gott, der Sie in so vielen Schlachten beschützt hat, Sie auch weiter schirmen werde!"

Napoleon ließ seine Brigg wie ein englisches Schiff anstreichen und durch den getreuen Lieferanten Foresi allmählich den nötigen Proviant in die Lagerräume am Hafen schaffen. Nach Abfahrt der englischen Korvette Perniee nach Neapel — Lord Campbell war auf eine Woche nach Italien gereist, wie man glaubte, von zarten Banden angezogen — hielt er den rechten Zeitpunkt für die Flucht gekommen.

Am Morgen des 26. Februar, eines Sonn- und Sonnentages, sprach er zuerst von gleichgültigen Dingen und kündete dann plötzlich den Entschluß seiner Abfahrt an: wohin die Reise gehe, sagte er aber noch nicht, die meisten meinten nach Italien. Die Garde schwamm in Seligkeit; viele Elbaner drängten sich herzu, ihrem sovrano zu folgen. Ein Insulaner wurde zum Gouverneur ernannt. Man nahm Abschied von Madame Mère und Prinzeß Pauline, und die letztere beschwor die Krieger, ihren Bruder zu schützen, wobei manches Auge sich mit Tränen füllte. Dann begann die Einschiffung der Munition, des Proviants, des Trinkwassers, der Soldaten, die mit Trommelschlag zum Hafen marschierten und unter dem Rufe: Vive l'Empereur, notre guerrier! und den Klängen der Weisen von 1793 in die Boote stiegen. Allons, enfants de la patrie, Le jour de gloire est arrivé, sangen sie.

Um sieben Uhr abends fuhr der Kaiser aus der Palazzetta in offener Kalesche, Bertrand an seiner Seite, zum Hafen. Alle Fenster waren erleuchtet. Alle Häupter entblößten sich. Viele redeten ihn an: „Sire, mein Sohn begleitet Sie." „Sire, die Elbaner sind Ihre Kinder." „Vergessen Sie uns nicht. Hier liebt Sie alle Welt."

„Sire, wir sind alle immer bereit, unser Blut für Sie zu vergießen.“ „Sire, der Himmel möge Sie schützen!“ Der Kaiser war tief ergriffen durch diese Liebe des Inselvolks, die ihm in so starken Wellen entgegenschlug. — Es war sehr dunkel, ohne die Lichter am Hafen hätte man nichts unterscheiden können. Langsam fuhr der Wagen an den Hafendamm, wo ein Boot den Kaiser erwartete. Dort standen die Behörden. Der Maire wollte sprechen, vermochte es jedoch so wenig, wie bei Napoleons Einzug, aber diesmal erstickten Tränen seine Stimme, und nun weinte alles. Viele küßten dem Kaiser die Hand. Mühsam seine Bewegung beherrschend, sprach dieser: „Gute Elbaner, lebt wohl. Ich vertraue Euch meine Mutter und meine Schwester an. Lebt wohl, meine Freunde! Ihr seid die Braven Toskanas!“ Dann stieg er hastig in die Barke. Alle Boote Portoferraios folgten ihm bis zur Brigg. Um zehneinhalb Uhr lichtete der Inconstant die Anker und trug, da nahezu völlige Windstille herrschte, langsam Napoleon und sein Glück hinweg, für das der Name Inconstant ein böses Omen war.

Bei der Insel Capraia kam das französische Kriegsschiff Zephir in Sicht. Napoleon befahl seinen Grenadieren, die Mützen abzusetzen und sich unter Deck zu legen. Der Kommandant fragte durch das Sprachrohr: „Wohin fahren Sie?“

Vom Zephir kommt die Antwort zurück: „Nach Livorno. Und Sie?“

„Nach Genua. Haben Sie Aufträge für diesen Hafen?“

„Nein, danke sehr. Sie kommen von Elba? Was macht der Kaiser?“

„Es geht ihm ausgezeichnet.“

Nach Gregorovius und anderen soll der Kaiser diese letzten Worte selbst durch das Sprachrohr gerufen haben. Die Schiffe setzten ihre Route fort und verloren sich bald aus den Augen.

Drei französische und ein englisches Kriegsschiff nahmen später die vergebliche Verfolgung des Kaisers auf, dessen nach der kurzen Herrlichkeit der hundert Tage das lange Leiden auf Sankt Helena wartete, wo er oftmals an Elba zurückdachte.

---

Auf Elba glaubte man an die Dauer seines Glücks und erhoffte von ihm reichen Dank für die bewiesene Treue.

Er schenkte die Palazzetta nebst Inventar und Bibliothek der Stadt Portoferraio und bestimmte, daß der Palast als Kasino für die Bürger dienen und die Bibliothek daselbst aufbewahrt werden sollte, wofür man in einer schwungvollen Adresse seinen Dank aussprach. Der Lothringer Ferdinand III. aber plünderte ungeachtet der kaiserlichen Schenkung die Bibliothek und gab Marie Luise die Möbel. Heute ist die Palazzetta durch Tausch Staatseigentum und Sitz des Genio Militare, der Rest der Bibliothek aber befindet sich im Rathause. Besonders pietätvoll wird man das nicht nennen können.

Um so treuer wird das Landhaus des Kaisers in San Martino von seinem jetzigen Besitzer, dem liebenswürdigen früheren Deputierten der Insel, dem Onorevole Pilade del Buono gehütet, dem ich hiermit meinen Dank für die mir bei meinen Studien in liebenswürdigster Weise gewährte Unterstützung ausspreche. Aus dem Besitze Napoleons ging die Domäne auf seinen Sohn über, nach dessen Tode gehörte sie bis 1845 Marie Luise; 1851 erwarb sie Fürst Demidow, einst Gemahl Mathilde Bonapartes, der Tochter Jeromes von Westfalen. Für die napoleonischen Reliquien erbaute er unterhalb des Landhauses ein stolzes Museum, einen

Napoleons Flucht. Auf der Höhe der Palast des Kaisers.
Nach einem alten Stich im Rathaus zu Portoferraio.

doriſchen Bau aus gelbem Elbaner Granit. Sie ſind leider dort nicht geblieben, ſondern ſpäter verkauft worden, zum größten Teile nach Paris. Zur Zeit bergen die ſtolzen Hallen eine ſehenswerte Sammlung von Mineralien und Vögeln Elbas, ſowie von allerlei Seegetier aus dem toskaniſchen Archipel. Sie iſt das Eigentum des Herrn Del Buono, der das kaiſerliche Landhaus unbewohnt und unberührt läßt und oberhalb desſelben eine ſtattliche Villa und auf dem unteren Teile des Gutes eine Champagnerfabrik und Wirtſchaftsgebäude aufführen ließ. „Das Haus des Kaiſers zu beziehen, erſchien mir einmal pietätlos, und zweitens wäre ich zu viel durch Beſuche geſtört worden," ſagte er mir.

Den Bienen Napoleons, welche die Elbaner während der hundert Tage wieder mit der franzöſiſchen Tricolore vertauſchten, begegnet man in Portoferraio noch heute auf Schritt und Tritt. „Redaktion der Biene" lieſt der in den Hafen Einfahrende auf großem Schild, und wenn er durch das alte Tor auf den unteren der beiden Plätze tritt, lieſt er an einem beſcheidenen Gaſthauſe die Inſchrift: „Die Bienen" (Le Api), während auf dem oberen mit Anlagen geſchmückten Platze ein neues, gut eingerichtetes kleines Hotel „Die Elbaner Biene" (L' Ape Elbana) ihn zur Einkehr ladet.

Wollen wir ein Bad nehmen, ſo können wir in den Bagni Napoleonici aus den, wie in Viareggio, auf Pfahlbauten über dem Waſſer ſchwebenden Zellen direkt in die Fluten des wundervollen Golfes tauchen. Auffällig dagegen iſt, daß am Rathauſe wohl Denktafeln für Garibaldi, für Victor Hugo, der in ſeiner Jugend in Portoferraio lebte, und für andere Größen angebracht ſind, aber nicht für Napoleon. —

Am 5. Mai, dem Todestage des Kaiſers, aber weht dort ſeine Elbaner Flagge mit den Goldbienen, und in der angemeſſen ausgeſtatteten Kirche der Miſericordia findet unter reger Beteiligung der Bevölkerung und der Behörden eine Totenmeſſe für den einſtigen Herrſcher Elbas ſtatt. In der Mitte der Kirche ſteht auf einem Katafalk, umgeben von den franzöſiſchen Fahnen, ein ſchwarzer Sarkophag, eine getreue Nachbildung des Sarges im Invalidendom in Paris, und darin liegt eine bronzene Totenmaske des Kaiſers nach dem von ſeinem getreuen Arzt Francesco Antommarchi genommenen Abdruck gegoſſen: beides Geſchenke des Fürſten Anatole Demidow, der im Jahre 1852 die Summe von jährlich 100 Franks für dieſe Totenmeſſe und von jährlich 400 Franks für Verteilung von Almoſen und Lebensmitteln an die Armen Portoferraios am 5. Mai jedes Jahres ſtiftete, um damit das Andenken des Kaiſers auf Elba für alle Zeiten lebendig zu erhalten.

Totenmaske Napoleons.
Von der Brüderſchaft Miſericordia in Portoferraio aufbewahrt.

Die Bravos. Gemälde von E. Meissonier.
(Nach einer Photographie von W. A. Mansell & Co. in London.)

# Neues vom Büchertisch.

Von

## Heinrich Hart.

(Abdruck verboten.)

Von der belletristischen Bücherernte pflegt stets eine ziemlich vollständige Probesammlung in meine Scheuer abgeladen zu werden. Seltsam genug, da ich, wie man mir versichert, nicht in dem Rufe stehe, mit Zeugnissen 1, 1a, 1b allzu freigebig zu sein. Aber jeder Autor wiegt sich wohl in der Hoffnung, daß die Nieten nur für die andern und gerade für ihn der Gewinn, will sagen das klingende Lob, bestimmt sei. Dieser freundlichen Auffassung verdanke ich es, daß allein das Sichten des Stoffs, die Sonderung in Weizen und Spreu, beträchtliche Zeit in Anspruch nimmt. Aber die Masse macht es auch erklärlich, daß die vorläufige Prüfung nicht immer das Richtige trifft, daß dann und wann beim ersten Blick ein Buch besticht, das sich später als hohle Nuß herausstellt, anderseits der schmackhafte Kern irgendeines unscheinbaren Werks zunächst übersehen wird. Um nicht unrecht zu tun, habe ich die Gewohnheit, gelegentlich den ausgesonderten Stoff einer Nachprüfung zu unterziehen, — und manchmal lohnt es sich. Bei meiner jüngsten Musterung fiel mir ein Buch in die Hände, das schon monatelang in einem Winkel der Bücherei dagetegen haben muß. Ich hatte es so gut wie unbeachtet gelassen, da der Titel „Thüringer Volksleben“ (Altenburg, Stephan Geibel) nicht dazu angetan war, sonderliche literarische Erwortungen zu wecken. Diese Art Heimatskunst, gutgemeint wie sie ist, pflegt meist auf dem sterilen Acker des Dilettantismus gewachsen zu sein. Diesmal aber hatte ich es mit einer Ausnahme zu tun. Vom Blättern kam ich ins Lesen, und ich habe das Buch nicht wieder aus der Hand gelegt, als bis ich es gleich zweimal hintereinander durchgekostet. Es fällt mir nicht ein, das anspruchslose Werk zu einem literarischen Ereignis stempeln zu wollen. Kann es auch künstlerisch durchaus neben manchem vielgerühmten Erzeugnis des Tages bestehen, so reizt es doch mehr zur Liebe, als zum Lob. Man genießt es mit Behagen, wie man gute, erfrischende Luft genießt, ohne gleich an Ein- und Abschätzung zu denken. Es steckt ein Reiz in dem Buche, dem ich für meine Person schwer widerstehe, ein ähnlicher Reiz, wie er von unsern alten Volksbüchern, dem Eulenspiegel, Fortunat, Haymonskindern oder dem Lalenbuch ausgeht. Allerdings ist die Verwandtschaft zwischen diesen Thüringer Geschichten und den Volksbüchern nur eine entfernte, schon deshalb weil die Geschichten bei aller Noivität in Stoff und Behandtung doch überall den Künstler und überlegenen Geistesmenschen verraten, der an dem bunten Volksgetriebe seine Freude hat, aber doch nicht mitten darin steht. Unter den Vorderen sind es Anzengruber, Rosegger und vor allem Gottfried Keller, mit denen Cornarius, — so nennt sich der Verfasser, — in engerer Berührung steht. Seine Thüringer haben manches mit den „Leuten von Seldwyla“ gemein. Aber er hat doch auch seinen Platz und Rang für sich.

Das Buch gibt sich als ersten Band eines größeren Zyklus, und dieser erste Band führt den Untertitel: „Wandelbare Herzen.“ Wandelbar sind sie in der Tat, diese Leutchen vom Lande, die Cornarius vorführt, leicht entbrannt in Liebe und Haß, aber auch leicht wieder zum Gleichmut zurückgeführt, schnell fertig, wenn es gilt, eine Dummheit zu begehen, aber auch ohne verstockten Trotz zur Umkehr bereit und besserer Einsicht zugänglich. Ein Völkchen noch immer so närrisch und noch immer so liebenswürdig, wie seine seligen Vorfahren, die Schildburger und Schöppenstedter von Anno Dazumal. Ganz schildburgisch geht es gleich in der ersten Geschichte her. Setten hat es einer so schwer gehabt, seine Braut bis an den Altar zu bringen, wie der junge Bauer vom Pointhof. Seine Liebe hat längst die Billigung des Vaters wie der Mutter und desgleichen die des Schwiegervaters in spe gefunden. Aber als er eines Tages sich rasch und keck entschließt, Verlobung zu feiern, ist eben die Mutter nicht zu Hause. Und da sie heimkehrt, bost sie sich, doß man, ohne sie zu fragen, den entscheidenden Schritt gethan; sie verweigert ihre Einwilligung zur Verlobung. Eine allgemeine Verstimmung ist die Folge, und schließlich kann es die Frau nicht mehr mit ansehn, wie ihr Sohn leidet, sie veranlaßt ihn, zum zweitenmol Verlobung zu feiern. Nun aber bockt der Vater und will nicht. Neue Verstimmung; der eine bereut, der andre stöhnt, die Frou grämt sich, keiner aber gibt das erste gute Wort; ein finsteres Schweigen liegt über dem Hause. „So konnte es nicht weitergehen, die Bäuerin fühlte es. Auch dem Bauer schien ähnliches in den Sinn gekommen zu sein; denn er schaute jetzt öfter verstohlen nach der Frau. Diese bemerkte es. Keins von den beiden hatte dem andern etwas vorzuwerfen: eins hatte getan, was das andere auch. So kam, da beide gleich großes Verlangen nach einer Aussprache hatten, eine Aussöhnung zwischen beiden zustande, und nach halbstündiger Beratung stond es bei ihnen fest, diesem unseligen Zustand durch rasche Wiederverlobung ihres Sohnes ein Ende zu machen. Sie riefen diesen in die Stube, baten ihm das angetane Unrecht ab und wandten alles auf, um ihn zu bewegen, seine verlassene Braut aufzusuchen und sie zur Wiederverlobung auf den Pointhof zu holen. Der Bursche wandte sich, immer noch verbittert, weg, doch als er sah, daß

die Augen der Eltern feucht wurden, war er versöhnt. Tränen waren ihm bei Vater und Mutter unbekannt.“ Auf dem Pointhof ist man sich einig, aber jetzt macht das Mädchen einen Querstrich durch die Rechnung, sie will nicht zum dritten Male geuzt sein. Es bedarf aller Überredungsmittel, um die Holde umzustimmen; der Eifer, den die Pointerleute entwickeln, bringt sie zum Lachen, und damit ist sie gewonnen; der dritte Verlobungsschmaus findet statt. Aber noch ist nicht aller Tage Abend, noch gibt es einen vierten Friedensstörer. Diesmal hat sich die Sache ohne den erkorenen Schwiegervater, den Dorfmüller gemacht. Als er nach Hause kommt und man ihm das Vorgefallene berichtet, lähmt der Grimm fast seine Zunge. Kaum ist er jedoch auf dem Pointhof angelangt, da geht die Zunge wieder ihren Gang. „Mädchen, Mädchen,“ schreit er, „wo ist Deine Vernunft? Wie ein Sack in unsrer Mühle, bald auf die rechte, bald auf die linke Achsel wirst Du geworfen und hältst still dazu! Heim mit Dir!“ In der Mühle herrscht von jetzt an dieselbe gedrückte Stimmung, wie früher auf dem Pointhof, und sie besiegt zu guter Letzt auch den Vater Müller und macht ihn weich. So kommt denn die Geschichte doch noch zum guten Ende; an die vierte Verlobungsfeier schließt sich die Hochzeitsfeier an. Aufbrausendes Temperament, übereiltes Handeln, bittere Reue, Versöhnung, — und dann Anhänglichkeit und Treue bis in den Tod: das ist Thüringer Art. Von ähnlichen Schwänken berichten die Liebesgeschichten „Brautwahl“ und „Aus dem Schneider“. Recht lustig ist es zu lesen, wie das ganze Dorf, alt und jung, Mann und Weib, daran teilnimmt, einen verstockten Junggesellen ins Ehejoch zu treiben. Aber es fehlt auch dem Buch an seiner Ethik nicht, nicht an Ausblicken in die Tiefen und zu den Höhen der Menschenseele. Das prächtigste Stück der Sammlung „Die Beichte auf dem Friedhof“ beweist, daß der Erzähler auch ernsteren und größeren Aufgaben gewachsen ist. Auch hier atmet die Handlung in ihren Hauptzügen einen grotesken Humor. Aber er ist nicht Selbstzweck, er führt in ein höheres Gebiet hinauf, wo alles Lachen und Weinen, alle Torheit und Kleinlichkeit überwunden erscheint. An einem Tage sind im Dorfe der ärmste und verkommenste, sowie der reichste und angesehenste unter den Bauern abberufen worden. Die alte Sitte heischt, daß die Toten in ihren Särgen von den Einwohnern des Dorfs zu Grabe getragen werden. Jeder zeigt sich bereit, dem seligen Jakob, der Zeit seines Lebens nie vom rechten Pfad, von der goldnen Mittelstraße gewichen, die letzte Ehre anzutun, niemand aber will sich mit dem toten Bummler, dem Veit befassen. Vergebens läuft der Burgemeister im Schweiß seines Angesichts umher und sucht Sargträger zu werden, bis er endlich ein paar slowakische Rastelbinder auftreibt, die für klingendes Entgelt geneigt sind, den Veit zur Friedhofsruhe zu befördern. Da sie jedoch das Dorf nicht kennen, geraten sie verschentlich in das Haus des seligen Jakob, greifen nach dem Sarg und eilen sporenstreichs nach dem Friedhof, wo der Pfarrer bereits wartet. Erst nach einer Weile merken die Bauern, was geschehen. Flugs nehmen sie — nicht weil sie sich eines Besseren besonnen haben, sondern nur um einen Umtausch zu ermöglichen — den Sarg des Veit und jagen hinter den Rastelbindern her. Diese sind aber schon ans Ziel gelangt, und dem braven Jakob wird das Grab und die Predigt zuteil, die dem Veit zugedacht waren. Als schließlich auch der Veit anlangt, nutzt der Pfarrer die seltsame Begebenheit redlich aus, seiner Gemeinde ihr Unrecht, ihre kleinliche Gesinnung klar zu machen. Und mehr noch als die Worte wirkt das Ereignis selbst, die Menschen aufzurütteln und neue Empfindungen in ihnen wachzurufen. Den Totengräber aber hat die Sache derart verwirrt, daß er sich nachträglich nicht mehr erinnern kann, welches Grab den Veit, welches den Jakob aufgenommen. Und so ist es leicht möglich, daß der prächtige Denkstein, den die Familie Jakob ihrem Seligen stiftet, auf den Grabhügel des Verdummelten geraten ist. Gegen den großen Ausgleicher Tod gibt es kein Sperren; er kommt, wenn es sein muß, auch mal durch einen Possen zu seinem Recht . . . . Das Buch hat seinen Stil für sich, der nur leise an Gottfried Kellers Art anklingt. Die Sprache, soweit es sich um die Reden der Bauern handelt, könnte realistischer sein, derber, das Idiom könnte deutlicher durchklingen. Das Ganze aber würde vielleicht — eben als Ganzes — noch wirksamer sein, wenn es in einen einheitlichen, Rahmen gespannt wäre, wie etwa der Dekamerone oder die „Leute von Seldwyla“.

Etwas vom Reiz der Volksbücher hat in seiner schlichten, fein humoristischen, wirklichkeitshaften Art auch der Roman „Familie P. C. Behm“, den Ottomar Enking bei C. Reißner in Dresden veröffentlicht hat. Nicht oft ist kleinbürgerliches Alltagsleben in seiner geistigen und wirtschaftlichen Enge, mit seinen bangen Sorgen und kleinen Freuden, mit seinen Torheiten und seinen Behaglichkeiten, mit seiner Geistesarmut und seinem Herzensreichtum so zart und innig und anderseits so lebendig und launig geschildert worden, wie hier. Enking berührt sich literarisch sehr eng mit dänischen Schriftstellern der Neuzeit, mit Henrik Scharling und seinesgleichen; er teilt mit ihnen jene behagliche Erzählungsweise, wie sie in der deutschen Literatur etwa bei Hauff und Musäus, in der englischen bei Dickens, sich findet. Hier und da übertreibt er ein wenig den naiven Ton; Wendungen, wie: klimre, klumre, klumre — sagte die Turmuhr, klungel-dungel, klungel-dungel — sagte die Trauerglocke auf St. Anschar, dump, dump, dumpe, dump — sagte das Holzbein, sind allenfalls in den Märchen Andersens am Platz, in einem modernen Roman aber nehmen sie sich etwas aufdringlich volkstümlich aus. Künstlerisch wirkt der Roman am stärksten durch seine Charakteristik. Jede Gestalt ist von einer Lebenswahrheit, so voll und deutlich hingestellt, daß man immer wieder an wirkliche Personen erinnert wird und mit wirklichen zu verkehren glaubt. Ebenso lebenswirklich ist die Sprache, ohne irgendwie ins gesucht Naturalistische zu fallen. Daß hier und da die Charakteristik leise an Karikatur streift, in die Schilderungen eine leichte Satire sich eindrängt, das beeinträchtigt den Wirklich-

keitswert nicht im geringsten. Der erste Platz unter den Gestalten gebührt dem Vater Behm, dem bescheidenen Kleinkrämer, einem jener Winkelmenschen, die auf Erden nichts gelten, die aber, mit Gottesaugen betrachtet, ihre Hoheit haben, wie nur irgendein Großer der Welt. Menschen nicht des Geistes, aber des Herzens. Vater Behms Leben ist eitel Arbeit und Sorge gewesen alle Zeit hindurch. Einen stillen Ehrgeiz jedoch hat er sich durch alle Nöte hindurch gerettet, und im Alter, als er endlich einmal, wenn auch nur einen Augenblick lang, aufatmen kann, läßt er dem Ehrgeiz mutig die Zügel schießen. Koggenstedt, die teure Vaterstadt, soll merken, wie wert sie dem Alten ist, soll merken, daß auch der geringste imstande ist, Großes für sie zu leisten, wenn ihn die Liebe treibt. Vater Behm beschließt, daß Koggenstedt Kriegshafen werden und damit zu ungeahnter Blüte sich entfalten soll. Um den großen Zweck zu erreichen, begründet er mit vier getreuen Nachbarn den Verein Koggenstedtia und läßt sich selbst die Aufgabe zuweisen, einen Brief an den Kaiser zu schreiben, der die Notwendigkeit des Koggenstedter Kriegshafens unwiderleglich darlegen soll. Leider wird das bedeutsame Schriftstück nie fertig, da Vater Behm eine alte Stadtchronik besitzt und es deshalb für erforderlich hält, die ganze Geschichte der Stadt in seinen Brief hineinzuflechten. Er würde aber auch wohl ohnehin nicht zu Ende kommen, weil neue bittere Lebenssorgen auch seinen Lebensabend verdunkeln. So kommt zu guter Letzt der Tod als willkommener Erlöser und nimmt dem Alten die Feder aus der Hand. Am Sterbebett aber sitzt das Mutterchen Behm, eine Gestalt von rührender Schlichtheit und Herzenseinfalt, und weiß nichts andres zu sagen, als immer wieder „Mein arm klein Pappa!“ Da rafft sich der Alte in all seinen Schmerzen noch einmal empor und flüstert: „Mama, meine gute, süße Mamma; es waren doch schöne, schöne Jahre mit uns zusammen.“ Spricht's und stirbt, und der halbfertige Brief wird ihm mit in den Sarg gegeben. Künstlerisch eine Prachtgestalt ist aber auch der Sohn der beiden Alten, der würdige Postassistent, das Muster eines immer selbstzufriedenen, bildungsfrohen, rotbäckigen, naiv egoistischen Philisters. Für ihn, wie für die Alten hat die Enge nichts sonderlich Beklemmendes, sie haben keine Flügel auszubreiten. Aber es gibt auch noch eine Tochter im Hause, und mit ihr und ihrem Schicksal erhebt sich der Roman ins Leidenschaftliche und Tragische. Anna Behm hat einmal im Leben Gelegenheit gehabt, einen Ausblick in die weitere und freiere Welt zu tun, und seitdem läßt die Sehnsucht nach einem höheren, reicheren Sein sie nicht mehr los. Eine Zeitlang scheint es, als würde ihr die Liebe den Weg hinauf bahnen. Sie lernt einen jungen Arzt kennen, der sich zunächst nur für das ernste Ringen und Suchen des Mädchens freundlich interessiert, allmählich aber immer tiefer und herzlicher für sie empfinden lernt. Eines Abends jedoch führt ihn Fräulein Anna in ihre Familie ein; sie ist zu dem Schritt genötigt worden, um bösem Klatsch zu entgehen. Aber sie sieht dem Abend mit Schrecken entgegen. Und es geschieht, was sie in unbestimmten Ahnungen gefürchtet. Wie eine Folter erträgt der Patriziersprößling die Behmsche Herztichkeit, die von keiner Kultur angekränkelt ist, mannhaft lächelnd, doch im Innersten entsetzt. Und als er sich endlich losreißen kann, schwört er sich: Nie wieder! Fräulein Anna begreift den Geliebten, aber doch nur zum Teil; verletzt fühlt sie sich immerhin durch seinen fluchtartigen Abschied. Und die Entfremdung, die mit dem Abend anhebt, ist nicht mehr zu heilen. Opfer zu bringen und Konflikte durchzukämpfen, dazu reicht die Liebe des Herrn Doktors doch nicht hin. Anna aber hat einen Stoß ins tiefste Empfinden hinein erlitten. Sie rettet sich ins Religiöse, um über das Geschehene hinwegzukommen; doch sucht sie es nicht aus innerer Frömmigkeit heraus, sondern nur um ihrer Erbitterung gegen die Welt durch geistlichen Hochmut ein besonderes Air zu geben. Frieden findet sie deshalb in ihrem gequälten Pietismus nicht. In den kirchlichen Kreisen aber, denen sie nahe tritt, kommt sie mit einem jungen Mann zusammen, der alsbald eine Neigung für das hübsche Mädchen zur Schau trägt. Und da in Herrn Schelius nichts von patrizischem Widerwillen ist gegen die Atmosphäre der Behms, so gelingt es ihm bald, die Gunst der Eltern zu gewinnen. Ihrem unablässigen Drängen gelingt es denn auch schließlich, die Tochter mürbe zu machen, bis sie in eine Heirat mit dem ungeliebten Manne willigt. Die Ehe aber wird, wie sie werden mußte. Der Mann enthüllt bald die ganze Gemeinheit seines Wesens, die nur unter einem dünnen Firnis von Heuchelei versteckt war. Er plündert die Behms nach Kräften aus, und als nichts mehr bei ihnen zu holen ist, geht er auf und davon. Anna weint ihm keine Träne nach, sie ist durch ihre Erfahrungen schnell zur Lebensreife gelangt, und sucht in unablässiger Arbeit den einzigen Trost. So erreicht sie es mit der Zeit, in die zerrütteten Verhältnisse der Familie neue Ordnung zu bringen, Freude aber erwartet sie vom Leben nicht mehr. Und doch leuchtet ihr noch einmal eine Hoffnung, aus der Tiefe empor, aus der Dämmerung ans Licht zu gelangen. Der dritte Mann tritt in ihr Leben ein, eine Künstlernatur, die mit schwärmerischen Reden die junge Frau bezaubert. Sie heiratet ihn, doch auch diesmal bleibt ihr Sehnen unerfüllt. Ihr Mann ist nichts als ein Phantast, der nur große Worte machen, aber nicht schaffen kann; überdies hat sich seine Lebenskraft in früheren Ausschweifungen verzehrt, und so siecht er vor den Augen der Frau dahin. Statt daß er ihr eine Stütze ist, muß sie Tag und Nacht den Kranken pflegen. In höchster Not, aufgerieben von dem Widerstreit zwischen Sehnsucht und Wirklichkeit, stürzt sie sich eines Tages aus dem Fenster. Aber den Tod findet sie nicht, sie zerschmettert sich nur das Bein. Und in Verbitterung und Verzweiflung sieht sie ihr künftiges Leben wie eine Wüste ohne Lichtstrahl, ohne Blumen vor sich liegen . . . Dieses Menschenschicksal hat der Dichter in so schlichter Größe hingestellt, es ist durch sich selbst so beredt, daß ich kein Wort des Urteils hinzuzufügen brauche.

Ein Zeitthema, wie es kaum ein bedeuten-

deres gibt, behandelt Max Bittrich in seinem Roman „Kämpfer“ (Berlin, H. Costenoble). Er schildert Szenen aus der modernen Völkerwanderung, die immer neue Massen vom Lande in die Stadt führt, sie dem Ackerbau entfremdet und der Industrie dienstbar macht. Zweifellos zeugt der Roman von einem starken Wollen und in vielen Einzelheiten auch von einem starken Können. Aber er gibt nur ein paar Einzelbilder, nicht die Fülle der Erscheinungen, wie sie das Thema erwarten läßt; der Verfasser schränkt sich zu sehr ein, schon gleich im Raum. Diese große Epopöe der Neuzeit läßt sich in einem nicht allzu umfangreichen Bande kaum bewältigen. Gerade die Bilder aus der Stadt und dem Industrieleben sind mehr in Umrissen gezeichnet, als mit allen Schatten und Farben durchgeführt. Was aber der Verfasser kann, das zeigt sich am deutlichsten in der Charakteristik des alten Bauern Thomas, der mit Ingrimm zusehen muß, wie sich seine beiden Kinder von der Scholle loslösen und an die Stadt verloren gehen. In dieser harten Gestalt hat der Verfasser ein Meisterstück zustande gebracht, den typischen Bauern hingestellt, der mit seinem Stück Boden verwachsen ist, ohne Verlangen nach einer weiteren, der aller höheren Kultur fremd, wenn nicht feindlich gegenüber steht, beschränkt in Fühlen und Denken, aber in allem, was für ihn wichtig ist, ein kluger, durch nichts zu beirrender Kopf. Ein guter Zug ist es auch, daß dieser Bauer trotz aller Hartherzigkeit und ängstlicher Vorsicht in Geschäftsdingen immer wieder durch den eingewurzelten Familiensinn verankaßt wird, für seine Kinder, die er halb verachtet, halb haßt, als Helfer einzutreten. Und es tut ihnen beiden, dem Sohn wie der Tochter, des öfteren not. Allerdings weiß sich der Sohn mit seinem Erwerbssinn, mit seinem Arbeitseifer, mit seiner Bedürfnislosigkeit rasch in der Stadt eine glänzende Stellung zu verschaffen. Aber der Erfolg verführt ihn, seinen Unternehmungen, eine Ausdehnung zu geben, die das Maß seines Könnens und Habens übersteigt. Da muß die unerschöpfliche Kraft des Landes der Stadt zu Hilfe kommen. Und nicht nur der alte Bauer mit seinem Familiensinn, sondern auch die Liebe, die aus alten Landerinnerungen neu erwächst, tun ihre Pflicht. Die Industrie kann sich ihrer bauernvernichtenden Tätigkeit mit frischen Kräften widmen, durch Bauernfleiß und Bauerntreue gestützt. Für den Sohn, den Mann, bedeutet die Stadt soziales Vorwärtskommen, für die Tochter jedoch, das Weib, bedeutet sie Verderben. Sie sinkt tiefer und tiefer, bis sie schließlich versinkt.

In gewissem Sinne ein Gegenstück zu diesem Roman, zum Teil einen starken Gegensatz bildet die Erzählung von Friedrich Bertens „An des Lebens Vormittag“ (Berlin, Iris-Verlag). Während dort mehr der äußere Werdegang moderner Menschen geschildert wird, handelt es sich hier vorzugsweise um die innere Entwicklung eines jungen Mannes in der entscheidenden Zeit zwischen Knospen und Blühen. Um die Entwicklung eines Menschen, der ein einzelner für sich ist und nicht nur ein Glied der Masse, nicht nur ein typisches Beispiel für den Verlauf großer Zeitbewegungen. Nach deutlicher würde diese Entwicklung werden, wenn wir das Wachstum des jungen Menschen schon in seinen früheren Stadien miterlebt hätten. So wie der Fall jetzt vorliegt, nimmt er sich etwas abrupt aus, man muß sich in die Vorbedingungen der Geschichte mehr hineinahnen, als daß man sie klar und bestimmt übersieht. In dem Augenblick, wo der wackre Dietrich, der Held des Romans, in Erscheinung tritt, hat er schon seltsame Wirrungen hinter sich. Der Kaufmannsstand, in den er hineingepreßt worden ist, hat ihn nicht befriedigt, und ebensowenig hat die Stadt mit ihren Konventionen und Einengungen seinem Bedürfnis nach freiem Ausleben, nach schrankenloser Weite Genüge tun können. Schnell entschlossen ist er deshalb auch einem Zuge der Zeit gefolgt, — denn dem Drängen vom Lande in die Stadt hält die Sehnsucht der Städter nach dem Lande fast die Wage — und hat sich in Rousseau- und Roseggerbegeisterung aufs Land hinausgeflüchtet, um dort als schlichter Knecht sein Brot zu verdienen. Aber er findet auf dem Lande nicht, wie Roseggers Helden, die gesuchte Befriedigung; er merkt, daß es auch hier überall Schranken und Beengungen gibt. So hält er es auch in dem neuen Dienst nicht lange aus, und zum zweitenmal geht er auf und davon, um frei, ganz frei zu sein. Nur als Landstreicher, unabhängig von jedem Menschen ohne Pflicht, ohne Arbeit glaubt er die volle Freiheit erringen zu können. Und so wandert er einsam durchs Land, und immer stärker wird in ihm die Menschenscheu, aber auch der Hochmut, durch seine Bedürfnislosigkeit unumschränkter Herr seines Schicksals, durch seine Unabhängigkeit der einzig wahre Mensch zu sein. Er wandert solange — nun solange, bis seine Kraft, trotz aller Übung im Entbehren, erschöpft ist, bis er eines Abends ohnmächtig im Schnee zusammenbricht. Er wird gefunden und ins Leben zurückgebracht. Statt seinen Rettern zu danken, beschimpft er sie grimmig, daß sie seinem Willen zum Sterben entgegentraten. Aber in dem kernigen Schmiedemeister, der den Todesmatten in sein Haus aufgenommen hat, findet der Übermensch seinen Meister. Nach und nach, aber unwiderstehlich bändigt der Meister den Trotz des Wilden, nicht durch Gewalt, sondern durch Teilnahme, die dem Verwahrlosten die Arbeit lieb zu machen weiß. So wird endlich doch nicht nur ein ganzer Kerl aus ihm, sondern auch ein Lichtmensch, dem das Leben ein sprudelnder Quell der Freude wird. Um diese Wandlung herbeizuführen, reicht freilich der Einfluß des wackren Schmiedes allein nicht aus, die Liebe eines Weibes muß das Beste tun. Ein echter Dichter hat das Buch geschrieben, das durch die schlichtklare und doch poesievolle Sprache, durch die lebensvolle Charakteristik und die feinsinnige Ethik einen ebenso reinen wie gewinnenden Eindruck hinterläßt.

# Illustrierte Rundschau.

**Neue Werke der Kleinkunst von Prof. E. M. Geyger. — Künstler-Steindrucke aus dem Verlag von K. Voigtländer in Leipzig. — Stickereien von Clara Möller-Coburg. Keramische Arbeiten der Porzellanfabrik Kronach, modelliert von Oppel-Nürnberg.**

**Zu unsern Bildern.**

Es ist mir stets eine besondere Freude, wenn ich sehe, daß einer unserer hervorragenden Künstler, einer von den wirklich großen, sich der Kleinkunst widmet. Nicht allein nur, um des Schönen willen, was dann meist entsteht; sondern erst recht, weil sein Vorbild befruchtend auf jüngere Talente weiter wirkt. Zu solchen Arbeiten zählte ich die von Professor Ernst Moritz Geyger, die auf der Berliner Großen Kunstausstellung dieses Jahres gleich wirklichen Kleinodien aus der Masse des sonst auf kunstgewerblichem Gebiete Dargebotenen hervorragten. Vor allem waren es zwei köstliche Silberspiegel, die die Aufmerksamkeit auf sich zogen. Der eine zeigt auf seiner, von schlanker herrlich gebildeter Jünglingsgestalt getragenen Fläche eine anmutige mythologische Szene — Venus von Amoretten umspielt —:

Spiegel.
Von Prof. E. M. Geyger.
(Nach Aufnahmen von Otto Hemmitz in Berlin.)

bei dem zweiten, dem ich die Krone zuerkennen möchte, stellt die Hauptfläche eine sturmfliehende Welle dar, die ein Menschenpaar gewaltsam empor trägt. Wundervoll sind hier die beiden Gestalten in den Raum hineinkomponiert, prachtvoll ist ihre leidenschaftliche Bewegung; höchst reizvoll ist aber auch der Griff des Spiegels behandelt, als aus dem Meere emporsteigender Seetang, der durch eingefügte farbige Steine belebt ist. Diesen beiden Spiegeln reiht sich ein Einsteckkamm an, dessen Fläche ein Relief von eigenartiger Erfindung schmückt: zwei Amorgestalten halten das Roß eines Ritters, den wir uns hinter dem Gebüsch in ein Liebesgetändel verstrickt ergänzen mögen; auf dem Boden liegt seine Rüstung mit der zerborstenen Lanze, liegt die Harfe. —

Die Bewegung zugunsten eines wirklich künstlerischen, auch dem Minderbemittelten zugänglichen Wandschmucks macht erfreuliche Fortschritte. Es war ein glücklicher Gedanke, für das deutsche Haus den farbigen Steindruck neu zu beleben, und er gewann Gehalt und Kraft, sobald man dazu überging, diese so frische Technik nicht zur Reproduktion älterer Kunstwerke zu verwen-

Kamm. Von Prof. E. M. Geyger.

Spiegel. Von Prof. E. M Geyger.

Am Pilſenſee. Farbige Steinzeichnung von Karl Theodor Meyer-Baſel.

ſchon die Verkleinerung wirkt vielfach ſtörend. Das vom Künſtler ſelbſt auf den Stein gezeichnete — und zwar mit bewußter Rückſicht auf die Eigenart der Lithographie gezeichnete Werk aber bewahrt auch im Druck ſeinen Charakter; es büßt nichts bei der Vervielfältigung ein, die vielmehr das Original in vollkommenſter Treue wiedergibt. Es liegen uns neun Blätter ſolcher farbiger Künſtler-Steindrucke aus dem Verlage von R. Voigtländer in Leipzig vor, der ſie als Spezialität mit ſeinem Verſtändnis pflegt: Zeichnungen von Graf-Pfaff (Truthühner), Meyer-Baſel (Am Pilſenſee), Rudolf Schieſtl (Heimkehr vom Felde), Franz Hoch (Schloß am Meere), Oscar Graf (Abendlied), Aug. Braun (Im Zirkus) ꝛc. . . . Landſchaftliches und Figürliches in reicher Abwechſlung. Durchweg zeigen ſie all die Vorzüge des richtig angewandten künſtleriſchen Farben-Steindrucks: klare kräftige Farbe vor allem und eine wirkſame Vereinfachung der Formenſprache. Man muß ſie lieben, wenn man ſich nur erſt ein wenig an ihre Erſcheinungsform gewöhnt, dieſe, das echt Künſtleriſche in ihr, zu verſtehen gelernt hat. Eine erhöhte Bedeutung erlangen dieſe Blätter aber als Wandſchmuck des Schulzimmers; die Verlagshandlung liefert für dieſen Zweck ſehr billige ſogenannte Schulrahmen, die auch als Wechſelrahmen derart einge-

Heimkehr vom Felde. Farbige Steinzeichnung von Rudolf Schieſtl.

Truthühner.
Farbige Steinzeichnung von Cäcilia Graf Pfaff.

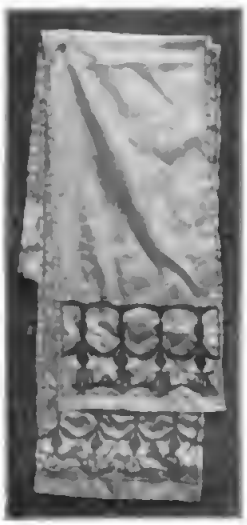
richtet ſind, daß ſie mehrere Bilder hintereinander bergen, von denen das vorletzte von Zeit zu Zeit ausgetauſcht werden kann. Das preußiſche Kultusminiſterium, die entſprechenden Behörden in Württemberg, Baden, Heſſen, das öſterreichiſche Unterrichtsminiſterium haben den Künſtler-Steindrucken bereits beſondere Förderung angedeihen laſſen.

In Steglitz bei Berlin hat ſich vor etwa drei Jahren eine Vereinigung junger Künſtler und Künſtlerinnen gebildet, die unter der Bezeichnung der „Steglitzer Werkſtatt“ eine rührige und höchſt anerkennenswerte Tätigkeit entwickelt. Faſt alle Gebiete des Kunſtgewerbes gliederten ſie allmählich ihrem Betriebe an, und was ſie bisher bei ihren Ausſtellungsbeteiligten zeigten, bewies ſtets Verſtänd-

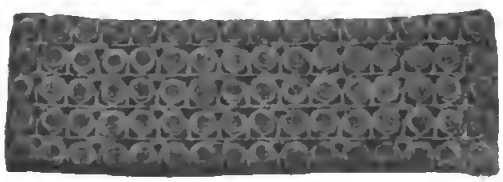
nis und Geschmack: Hervorragendes leisten sie besonders im Buchschmuck und in der Kunststickerei; wir bringen heute einige Abbildungen von Arbeiten der Leiterin der Kunststickereiklasse, Fräulein Clara Möller-Coburg, die sich durch seinen Formen- und Farbensinn auszeichneten. Unsere Leserinnen werden aus den ausführlichen Unterschriften am besten die geschmackvollen Farbenzusammenstellungen bei den Arbeiten zu erkennen vermögen.

Die Reihe unserer Abbildungen schließen fünf keramische Stücke aus der bekannten Porzellanfabrik von Ph. Rosenthal & Cie., A.-G. in Kronach, die uns auf der Berliner Kunstausstellung durch ihre Anmut und ihre ausgezeichnete technische Ausführung auffielen. Es sind meist kleine Gefäße — Vasen, Schalen — in einem schon in der Masse gefärbten und mit irisierender Glasur überzogenen Porzellan, die durch eine Zusammenstellung mit weiß gehaltenen oder perlmutterglänzenden oder auch diskret vergoldeten Figuren einen besonderen Reiz gewinnen. Als entwerfender Künstler wurde uns Oppel-Nürnberg genannt; die Arbeiten machen ihm jedenfalls Ehre. —

* * *



Damenkrawatte in Seide mit farbiger Maschinenstickerei. Von Clara Möller-Coburg.



Truhenkissen. Ausgeführt von Clara Möller-Coburg in Maschinenstickerei auf braunem Samt mit Chenille in Schnurstich, die Füllung des Musters mit Seide und Moosstich.

Vier unserer ganzseitigen Einschaltbilder tragen ein landschaftliches Gepräge. Da ist zuerst das farbige Titelbild „Der Wiesenweg“ von R. Sieck in München, einem ganz jungen Künstler, den wir

Reisekissen aus Liberthseide. Maschinenstickerei (Tamponierstich). Von Clara Möller-Coburg.

Schwarzes Tuchkissen mit roter seidener Schnurstickerei und schwarzseidner, mit grüner Seide gestickter Schlips. Von Clara Möller-Coburg.

als erste mit diesem schönen Blatt der Aufmerksamkeit weiterer Kreise empfehlen möchten. Vollkommen Autodidakt, hat R. Sieck in erstaunlich kurzer Zeit — er saß vor Jahresfrist noch auf dem Drehschemel eines Kontors — sich zu einem Landschafter von ungewöhnlichen Qualitäten entwickelt. Er weiß zu sehen und seine Naturausschnitte mit Verve wiederzugeben; aber er verfügt außerdem über das, was den Künstler erst macht: über eine persönliche Note, über eigene Auffassung. — Wir geben dann einen lustigen „Hochsommer“ von Hugo Mühlig, dem trefflichen Düsseldorfer Meister (zwischen Seite 296 und 297); einen „Herbst“ von J. Verheyden in Brüssel (zwischen Seite 320 und 321); endlich die „Hirtin“ von Ernst Liebermann mit dem kühn aufgefaßten Hinter-

Damenkrawatten in Tüll und Seide mit weißen und farbigen Maschinenstickereien. Von Clara Möller-Coburg.

Ein Geheimnis.
Von Oppel-Nürnberg.

Kirchgang schmückt — ein Gemälde von ganz intimem Reiz, in dem der junge Direktor der Königsberger Akademie wieder einmal sein starkes und immer eigenartiges Gestaltungsvermögen erweist. — Von Leo Samberger, dem originellen und kraftvollen Münchener Bildnismaler, bringen wir (zw. S. 288 u. 289) eine kernige Bildniszeichnung: den Kopf Meister Uhdes, charakteristisch großlinig

Vase. Von Oppel-Nürnberg.

grund des weiten Hügellandes (zwischen Seite 328 und 329) — es scheint, als ob Ernst Liebermann immer kräftiger und glücklicher in große Aufgaben hineinwächst.

„Sonntagmorgen" nennt Prof. Lud. Dettmann das Bild seiner beiden Friesinnen (zwischen Seite 272 und 273), von denen die ältere die jüngere zum

Perlmutterglänzende Blumenvase mit weißem Figürchen.
Von Oppel-Nürnberg.

Frühlings Erwachen.
Blumenschale von Oppel-Nürnberg.

hingesetzt. — Ein heiteres kleines Zirkusbild gab uns Ph. Franck (zwischen S. 344 u. 345), und schließlich fügten wir zwischen S. 360 und 361 noch die Reproduktion eines Gemäldes eines nachgerade klassisch gewordenen Meisters ein, nämlich „Die Bravos" von Ernest Meissonier. Denn klassisch bleibt er in seiner Art doch, der große Kleinmeister der Malerei, wie auch die berufenen und die unberufenen Kenner von heute an ihm herumnörgeln mögen. Die Zeit wird schon wiederkommen, die für seine subtile Kunst das richtige Verständnis hat. H. v. S.

Liebesfrühling.
Blumenständer von Oppel-Nürnberg.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W. Steglitzerstr. 53.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin.

Verlag von Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld und Leipzig. Druck von Pilcher & Wittig in Leipzig.

Reiterstudie. Von Prof. Georg Koch-Berlin.

Velhagen & Klasings
# MONATSHEFTE

Herausgeber:

Theodor Hermann Pantenius und Hanns von Zobeltitz.

XVIII. Jahrgang 1903/1904. Heft 4, Dezember 1903.

## Simone.

Roman von

Georg Freiherrn von Ompteda.

(Fortsetzung.)

(Abdruck verboten.)

Es war bei den großen Vorhängen und an dem trüben Tage so finster im Zimmer, daß Simone die Züge der eintretenden Hausfrau zuerst kaum unterscheiden konnte. Ihr Mann sagte ein paar einleitende Worte, und die ein wenig hagere, eckige Dame kam der jungen Frau entgegen, öffnete beide Arme und rief sehr herzlich in gutem, nur etwas hart klingendem Französisch: „Meine kleine Gräfin! Seien Sie mir herzlich willkommen! Ich habe schon soviel durch Ihren Mann von Ihnen gehört, daß ich Sie ganz genau kenne. Sie werden sich hier fremd fühlen, das ist nicht anders möglich. Aber seien Sie versichert, daß wir Damen vom Regiment alles tun wollen, damit Sie sich hier heimisch fühlen können!“

Dabei zog sie, die eigentlich etwas sehr Zurückhaltendes hatte, die junge Frau an sich, gab ihr einen Kuß und setzte sich dann mit ihr aufs Sofa hinter den Tisch, über den eine lange Decke hing, einfarbig dunkel, fast wie über einen Sarg.

Und nun sprach Frau von Kalkar von allen möglichen Verhältnissen in dem kleinen Rosenau; warnte Simone vor diesem und jenem, gab ihr Verhaltungsmaßregeln; setzte von vornherein voraus, daß sie Schwierigkeiten haben würde, sich einzugewöhnen, suchte ihr in jeder Beziehung die Wege zu ebnen, und als Karl sich erhob, weil sie noch weiter mußten, versprach sie der kleinen Frau, ihr in allem und jedem eine Stütze zu sein. Sie sollte sich nur immer an sie wenden.

Als das Paar wieder im Wagen saß, war Simone von Frau von Kalkar entzückt; nur ein leises Bedenken schien sich in ihr Herz zu schleichen: sie, die träumerisch und skeptisch angelegt war, hatte den Zweifel, ob alles das ganz echt wäre. Doch Karl sagte: „Simone, auf diese Frau kannst Du Dich verlassen. Sie ist nicht schön, sie hat keinen Geschmack, und einzelne junge Herren im Regiment lachen manchmal über sie; aber wenn Du die Wahrheit hören willst oder wenn Du in irgendeiner Frage des Herzens, in irgend etwas Hilfe brauchst, halte Dich an sie.“

Und während Simone nachdenklich schwieg, schloß er seine Auseinandersetzung mit den Worten: „Nach Modesachen mußt Du sie nicht fragen, aber das brauchst Du ja auch nicht!“

Dabei blickte er sie stolz an, indem er in Gedanken die gute, liebe, aber so geschmacklose Frau von Kalkar mit seiner kleinen Simone verglich.

Der nächste Besuch galt Frau von Diericks; sie war aber verreist, was Karl nicht gewußt hatte.

Dann kamen, der Lage der Wohnungen wegen, ein paar der Fabrikantendamen an die Reihe, und Karl sagte: „Habe Mut, Simone, hier wird man immer angenommen; denn während die Männer arbeiten, haben die Damen nichts zu tun, und sie halten ungeheuer auf Wert und Rang und Stellung, darauf, daß, wann, wie oft und wie lange man sie besucht."

Aber trotzdem blieb das Paar überall nur ein paar Minuten. Da alles ganz gut abgelaufen war und jedermann der jungen Frau gegenüber außerordentlich liebenswürdig war, begann Simone die Sache nicht mehr so fürchterlich zu finden. Nachdem noch der Landrat von Vorst, der Oberamtsrichter Dettmann und der Geh. Regierungsrat a. D. Müller besucht worden waren, sagte Simone, als sie bei Leutnant von Belzig hielten, freudestrahlend, indem sie leicht wie ein Vogel aus dem Wagen sprang: „Weißt Du, Charles, daß mir die Sache jetzt ganz gleich ist; wenn Du willst, machen wir noch viel mehr Besuche! Ich weiß jetzt schon ganz genau, was ich zu reden habe: Ich hoffte, ich würde mich hier gut einleben und alle wären mir so außerordentlich nett und liebenswürdig entgegengekommen und ich bäte um Nachsicht, daß ich noch nicht deutsch könnte, das würde ich alles lernen, und ich wunderte mich, wie ausgezeichnet alle die Damen Französisch sprächen."

Sie war wie erwacht und sprang jetzt, während der Bursche hineinging zu melden, auf dem Flur herum und rief: „O, ich habe schon Routine!"

Er antwortete: „Ja, Du bist ja schon so lange verheiratet, so furchtbar lange verheiratet! Wieviel Kinder hast Du denn schon?"

Sie gab ganz keck zurück, schnippisch, wie sie es sich selbst nicht zugetraut: „Gar keins! Und ich will auch keins haben!"

Doch er antwortete überlegen: „Na, das werden wir ja mal sehen!"

Da kam der Bursche wieder: „Gnädige Frau läßt bitten!"

Sie erschraken, als hätten sie etwas Unrechtes gesagt, doch Karl meinte: „Er versteht's ja nicht!"

Frau von Belzig war kleiner noch als Simone, etwas zart wie ein Püppchen. Alles schien zu ihr zu stimmen; denn der Salon war winzig, und ein zweites kleines Zimmerchen daneben auch nicht größer. Die Möbel waren so fein und zierlich, daß man fürchtete, die Kürassiere könnten sich hier gar nicht setzen. Tausend kleine Nippes und Nichtse standen herum; die kleine Frau war äußerst sorgfältig gekleidet, und mit ihrem feinen, von blonden Locken umrahmten weißen Gesicht, mit ihrem zarten Teint, den kleinen Händen, der gebrechlich feinen Taille und einem etwas kurzen, ganz zu ihr passenden hellen Kleide war es wirklich, als sähe man in ihr eine der winzigen Rokokoschäferinnen niedersteigen, die von allen Konsolen, Wänden, Tischchen, Etageren, Schränkchen in Meißener Porzellan herabschauten.

Auch diese Regimentsdame war lieb gegen die kleine Simone; in einer Pension in Vevey erzogen, sprach sie vielleicht am besten Französisch von allen, und es war ein köstlicher Anblick, diese beiden hübschen jungen Frauen nebeneinander zu sehen, beide eigenartig in ihrer Schönheit; die eine blond; schwarz die andere in der Sofaecke, die bei allen Besuchen heute Simone als Ehrenplatz angeboten worden war.

Es kam nach kurzer Zeit heraus, daß die kleine Frau von Belzig sich eigentlich in Rosenau furchtbar unglücklich fühlte. Sie hatte keinen rechten Verkehr, und als Simone sagte, die anderen Damen wären doch sehr nett gewesen, antwortete sie: „Aber so furchtbar spießig!"

Dann erklärte sie dasselbe, was Karl gesagt hatte: Frau von Kalkar wäre eine ganz ausgezeichnete Frau, aber zu ausgezeichnet und zu gut für diese Welt! Außerdem machte sich doch der Altersunterschied etwas fühlbar, denn die Frau des Rittmeisters war vierzig Jahre alt und die kleine Frau von Belzig erst zweiundzwanzig.

Als sie eben aufbrechen wollten, kam Leutnant von Belzig herein, ein mittelgroßer, untersetzter Offizier, mit wenig Bart, sehr ruhig und Simone gegenüber sehr verlegen.

Er mühte sich vergebens ab, ein paar Worte Französisch herauszubringen, es gelang nicht. Die junge Gräfin Rundstetten aber mußte mit Frau von Belzig in das Kinderzimmer hinübergehen, um die beiden kleinen Mädchen anzusehen, die kaum eineinhalb Jahre alt waren.

Die kleine Hausfrau nahm Simone beim Arm und während sie in das Kinderzimmer gingen, sagte sie: „Es sind Zwillinge. Ist das nicht schrecklich?"

„Warum schrecklich?“ fragte Simone.

Lachend meinte die junge Mutter: „Ach, ich bin deswegen so geneckt worden! Die Herren haben gesagt, ich wäre dazu viel zu klein.“

Währenddessen blieben die beiden Regimentskameraden zurück und Belzig sagte unaufgefordert zu Rundstetten: „Donnerwetter! Hast Du 'ne hübsche Frau! Na, übrigens, der Kommandeur hat's hier schon erzählt; die sind alle drei ganz weg von — — Wie heißt doch der Ort?“

„St. Mathurin.“

Dann sprachen die beiden bald vom Dienst: man war mit dem Major nicht zufrieden, der im Gegensatz zum Kommandeur ein Kommisstiefel zu sein schien. Man wußte es noch nicht genau, denn er war erst seit vier Wochen im Regimente.

Damit waren die Besuche erledigt, und als Karl abends nach der Instruktionsstunde heimkehrte, fragte er Simone: „Nun, ist's denn so schrecklich gewesen?“

Sie war ganz beruhigt. Erlöst atmete sie auf, wie einer, der vom Zahnarzt kommt, und sagte: „Wenn Du willst, fange ich sofort wieder an.“

In den nächsten Tagen kamen die Gegenbesuche, und auf Karls Rat nahm Simone fast jeden an, denn er meinte, so würde sie am besten mit den Leuten bekannt. Er hatte vorher noch einmal mit ihr die Namen durchgesprochen, aber trotzdem war sie, als die Damen nun kamen, ganz verwirrt, weil die Männer, die sie noch nicht kannte, dabei waren.

Ein einziges Unglück geschah ihr dabei, indem sie die Geheimrätin Müller für eine der Fabrikantenfrauen hielt.

Karl wollte sich totlachen, als sie ihm das erzählte: „Das vergißt sie Dir nie! Denn Fabrikanten — —“ und er zuckte verächtlich die Schultern, „Fabrikanten sind eben keine Staatsbeamten. Obwohl die Frau Geheimrätin nichts zu beißen und zu brechen hat. Übrigens, wenn sie Dir das auch nicht vergißt, meine kleine Simone, stoße Dich nicht daran.“

Dann kamen auch die unverheirateten Offiziere und gaben ihre Karte ab. Aber wenn ihr Mann beim Dienst war, nahm sie keinen an, nur die drei, die sie schon kannte, Prinz Erffenstein, Rittmeister von Zwiesel und Graf Serkenthin.

Letzterer fragte sofort nach Liane, doch Simone wußte nichts von ihr. Der Kommandeur war sehr liebenswürdig, sah sich die Wohnung an, erkannte sofort die Hochzeitsgeschenke wieder und erzählte, daß er mit den beiden anderen Herren nach der Hochzeit noch ein paar Tage in Paris geblieben wäre. Dann sprach er von Karl, und Simone schlug die Augen nieder, als der Oberst sagte, er wäre ein sehr tüchtiger Offizier und würde wahrscheinlich schon im Frühjahr eine Schwadron bekommen.

Mit glückstrahlendem Gesicht erzählte die junge Frau das ihrem Mann, denn sie meinte nicht anders, als daß ihr Charles seiner Fähigkeiten wegen befördert werden würde. Als er meinte, das ginge alles seinen Lauf, er wäre eben an der Reihe, nahm sie sein Gesicht zwischen ihre kleinen Hände und sagte: „Du bist nur bescheiden!“

Er aber freute sich im stillen doch, daß sie an dem, was ihn anging, teilnahm.

So verstrichen die ersten Wochen in dem kleinen Nest, und nun begann sich Simone auch etwas umzusehen. Sie ging mit ihrem Mann spazieren und wagte es sogar mehrmals, ihn aus der Kaserne abzuholen, wenn er nachmittags zu Fuß beim Dienst gewesen. Das war immerhin ein Weg von fast einer halben Stunde, und in der ersten Zeit legte sie ihn nur mit Bangen zurück, denn von der Ziegelei, wie ihre kleine Villa hieß, mußte sie über das freie Feld, ehe sie die ersten Häuser von Rosenau erreichte.

Und sie schritt hin unter dem ewig trüben Himmel, auf der schnurgeraden, von entlaubten Obstbäumen eingefaßten Straße, die so anders war, als sie es daheim kannte, mit der Doppelteilung des Sommerweges an der Seite, dessen tiefer Sand durch Regen und schlechtes Wetter fast unpassierbar erschien, in dem sich nur die Hufspuren von Karls Pferden hinzogen.

Die Felder streckten sich grau rechts und links der Straße, eine kahle, öde Fläche, nichts von dem heiteren Blick auf das Hügelland, wo Bodenwellen das Auge ausruhen ließen. Nichts von immerblühenden Hecken und Umfriedungen, sondern auf der einen Seite lehmige, glitschige Abzugsgräben, die ins Moor hinausführten, auf der anderen Seite aber Sand, nichts als Sand.

Weite Strecken waren unkultiviert, Heidegras wuchs dort, jetzt ein grauer, strup-

piger Überzug, und in der Ferne zogen in langen Strichen niedrige Kiefern hin, denen zu Pracht und Höhe der Boden nicht die Nahrung gegeben hatte.

Nirgends Farbe und nirgends Leben. Wenn ein Sonnenstrahl vom Himmel gekommen wäre, er hätte mit seinem Licht Abwechslung in das Grau gebracht, so aber ahnte man in diesem Jahr schon seit zwei Wochen gar nicht mehr, wo die Sonne eigentlich stand.

Und dieser Mangel des lebenweckenden Lichtes drückte ein wenig auf Simones Seele. Aber nur, solange sie allein war. Sobald sie ihren Mann sah, achtete sie gar nicht mehr auf die Außenwelt. Der Gedanke, daß sie gleich seine hohe Gestalt erblicken würde, begleitete sie den ganzen Weg hindurch, bis in den Ort hinein.

Der schien ihr ungewohnt mit seinen roten Ziegelhäusern, den Scheunen mit Stroh gedeckt, schwer, plump, wie sie meinte. Und wenn sie durch die Hauptstraße schritt, der Kaserne zu, wo nichts grün war, nichts sich lachend ihrem Auge bot, wenn sie die roten Backsteinmauern sah, Kästen mit mathematisch nach dem Bauplan abgeteilten Fensteröffnungen, da kam manchmal ein seltsam ihr das Herz einschnürendes Gefühl über sie. Sie dachte an die heitere Unregelmäßigkeit dort unten bei ihnen; dort waren Risse, daß man den Arm hineinlegen konnte, dort ging ein Dach fast entzwei und man kümmerte sich nicht darum, dort standen die Häuser unregelmäßig durcheinander, keine Ordnung, aber auch kein peinlich wachendes Gesetz herrschte. Hier aber Nüchternheit und strenge Ordnung, die das harte Klima und der Zwang der Gesetze den Bewohnern auferlegte.

Sie hatte ein paarmal davon mit Karl gesprochen, und er meinte: „Das ist doch selbstverständlich, daß nicht jeder Bauer machen kann, was er will. Dazu gibt es Vorschriften und Baupolizei."

„Kümmert sich denn die Polizei darum?" fragte Simone erstaunt.

Ebenso erstaunt gab er zurück: „Natürlich! Das wäre doch noch besser!"

Sie sann darüber nach und ihr ward ganz ängstlich zu Sinn, als könnte sie irgendwo gegen ein Gesetz verfehlen, das hier alles umschnürte und umgab. Ein Druck, ein Zwang schien ihr auf allem zu liegen.

In den langen Stunden des Alleinseins stellte sie Beobachtungen an, erklärte sie sich mit ihrem klugen Verstand, daß wohl darum die Menschen hier so anders sein müßten.

Und sie begann mehr und mehr den Unterschied zu empfinden. Man sprach weniger, die Leute waren ernst und gemessen, sie hatte niemand aufgeregt gestikulieren sehen. Sie schienen traurig ihres Weges zu gehen. Es lag ja nur in ihrer Stimmung, aber ihr schien, als hätte sie kaum noch ein Lachen hier gehört.

Doch es mochte auch daran liegen, daß sie die Sprache nicht verstand, wenn sie auch schon Fortschritte zu machen begann. Sie war gezwungen, mit den Dienstboten zu verkehren. Sie hatte Anrufe gelernt, Ausdrücke für bestimmte Gegenstände, die sie brauchte, und die Damen halfen ihr darin, am meisten Frau von Kalkar, weniger die kleine Frau von Belzig, denn die war selbst froh, französisch zu reden.

Die beiden Damen besuchten sie am meisten. Frau von Diericks, die auf der Reise im Süden krank geworden war, kehrte noch immer nicht zurück, so war sie hauptsächlich auf diese beiden angewiesen. Dem Alter nach stand sie der kleinen Leutnantsfrau näher, aber Simone empfand, daß Frau von Kalkar als Charakter mehr bedeutete.

Sie war eckig, steif, geschmacklos; aber sie redete keinem nach dem Munde. Und die Herzlichkeit, mit der sie der jungen Fremden am ersten Tage entgegengekommen war, blieb. Es war, als hätte diese Frau, die Simones Mutter hätte sein können, die kleine Französin besonders in ihr Herz geschlossen. Und bald hatte die junge Frau erkannt, daß Karl recht gesprochen, wenn er ihr gesagt, an Frau von Kalkar solle sie sich halten.

Die kleine Belzig war Jugend, Lachen und Scherzen, sie faßte das ganze Leben wie ein Spiel auf. Sie kam oft hinaus zur Ziegelei, und Simone besuchte sie, so daß sie dann manchmal zusammen ihre Männer vom Dienst abholten. Die beiden kleinen Frauen gingen Arm in Arm, und Frau von Belzig erzählte alles, was es in Rosenau an Klatsch gab. Es schien, als wären sie beide engste Freundinnen, und doch empfand Simone, daß das nur äußerlich blieb; etwas anvertraut hätte sie Frau

von Belzig nie. Zu der anderen pedantischen, eckigen Frau hatte sie Vertrauen. Und wenn sie sie auch weniger sah, denn Frau von Kalkar hatte ein halbes Dutzend Kinder, war immer im Haus beschäftigt, so wußte sie doch, hier ist alles echt, hier finde ich Rat und Hilfe.

Der Mann war genau wie seine Frau, etwas schwer, aber goldtreu. Er war ein guter Familienvater, nur flog sein Geist über den Dienst und seine Kinder nie hinaus. Als ältester Rittmeister, nicht mehr fern vom Major, stand er eigentlich den Stabsoffizieren nach Alter und Neigungen näher als anderen Schwadronschefs, wie z. B. Rittmeister von Zwiesel, der erst seit zwei Jahren eine Schwadron hatte. Mit ihm unterhielt sich Simone sehr gern, und alle jungen Offiziere sagten ihr scherzend: „Mit dem, als ihrem Schwadronschef, müssen Sie liebenswürdig sein!“

Wenn sie allein am Fenster saß und hinaussah über die kahle Landschaft, die kein Sonnenstrahl erhellte, dann dachte sie wohl an St. Mathurin. Und in solchen Augenblicken packte sie, angesichts des traurigen Himmels und des Alleinseins, eine Stimmung, wie sie sie noch nie gekannt hatte.

Sie fühlte sich entsetzlich einsam. Sie empfand ein Jucken in der Kehle, in der Nase, ihre Augen begannen zu brennen und plötzlich fühlte sie, wie heiße, salzige Tropfen auf ihren Schoß fielen.

Aber sie suchte diese Stimmungen abzuschütteln, und jedesmal, wenn es dahin kam, ersann sie irgend etwas, sich im Hause zu beschäftigen. Das war schwer; der Hausstand war in Ordnung, es gab nichts auszupacken, nichts einzuräumen, nichts umzuändern mehr, und in der Wirtschaft durfte sie nichts sagen. Die alte Köchin regierte unumschränkt, und es war der jungen Frau nicht möglich, daran etwas zu ändern. Sie beherrschte zu wenig die Sprache, sie wußte nicht die Quellen, sie konnte nicht mit den Lieferanten reden, und wenn Simone einmal versucht hatte, zu erklären, sie wünschte etwas anders gekocht, so war es mit dem Frieden vorbei, und die alte Person begann eklig zu werden. Sie hatte sich ein Wort zurecht gelegt, dessen Wirkung sie sicher zu sein meinte. In Deutschland äße man das eben so, und es wäre nach dem Wunsch des Herrn Grafen.

Einige Zeitlang beruhigte sich Simone dabei, dann sagte sie es einmal ihrem Mann, und in der Erinnerung daran, wie grob die Alte geworden, begann sie zu weinen.

Karl ward plötzlich wütend, sein Gesicht färbte sich dunkelrot bis in die Haarwurzeln hinein, und er lief in seinen hohen, schweren Stiefeln, denn er kam eben vom Dienst, auf und ab, indem er rief: „Sofort rausschmeißen, das alte Biest! Das ist das einzige!“

So hatte Simone ihren Mann noch nie gesehen, und sie war ganz erschrocken über seinen Zorn, so daß sie sich versprechen ließ, um ihretwillen möchte er keinen Lärm schlagen. Nun blieb die Sache auf sich beruhen. Simone aber ließ sich in der nächsten Zeit überhaupt nicht mehr in der Küche sehen. Sie konnte sich nur schwer an die veränderte Kost gewöhnen, und es gab Tage, an denen sie nichts anrührte. Sie fand das Fleisch hart und jene Kleinigkeiten fehlten ihr, in denen die französische Küche groß ist, und die dem, der von Jugend auf daran gewöhnt ist, die Genußfähigkeit an einer anderen fast unmöglich machen.

Doch sie suchte sich zu überwinden, denn sie glaubte zu bemerken, daß Karl sich ängstigte, wenn sie nicht aß.

Jetzt, in der Zeit vor Weihnachten, lebten alle sehr zurückgezogen in der kleinen Garnison. Es hieß allgemein, zu Diners und Festlichkeiten wäre keine Lust vorhanden, das würde erst nach Weihnachten kommen, wenn es keine Jagd mehr gab. Denn ein großer Teil der Junggesellen im Regiment waren Jäger und fuhren auf die Güter, wo es zwar außer ein paar Hasentreibjagden nichts zu schießen gab, man sich aber dann beim Diner für das entschädigte, was nicht vor die Büchse gekommen war.

Auf den Gütern, die fast alle stundenweit entfernt lagen, sollte, wie Karl meinte, erst im Frühsommer, zu besserer Jahreszeit, Besuch gemacht werden. Denn jetzt war eine Wagenfahrt von zwanzig Kilometer im geschlossenen Glaskasten kein Vergnügen.

Eines vermißte Simone: regelmäßige Briefe von zu Haus. Auf der Hochzeitsreise hatte sie oft geschrieben und mehrere empfangen, aber seitdem sie sich in Rosenau befanden, war der Briefverkehr etwas eingeschlafen.

Frau de Corvieux schrieb sehr selten;

sie hatte das nie gemocht, sie las lieber, was andere zu erzählen wußten: Romane. Und wenn einmal ein paar Zeilen von ihr kamen, so enthielten sie eigentlich nichts, als die Klage, Simone habe solange nicht geschrieben und die seltsame Wendung: sie wären zu furchtbar weit auseinander, um oft schreiben zu können. Wie jemand, der darüber klagt, er sähe sich mit einem anderen nicht wegen der Entfernung.

Simone hatte Claire mehrmals geschrieben, aber sie bekam nie eine Antwort, höchstens einmal durch einen der anderen von der Familie die Mitteilung, die Schwester ließe sie grüßen und würde bald schreiben. Als dann aber wirklich ein kleines Briefchen einlief, enthielt es nichts weiter, als eine Liste der Menschen, die bei ihnen zu Besuch gewesen wären, und jener, bei denen sie einen Abend verbracht hatten. Mit keinem Wort fragte Claire, wie es dort drüben bei Simone aussähe, wie die Schwester sich eingerichtet hätte, was sie triebe, ja nicht einmal am Schluß fand sich ein Gruß für Karl.

Das kränkte Simone so, daß sie beschloß, bis auf weiteres überhaupt nicht mehr zu schreiben.

Aber auch von der täglichen Korrespondenz mit Tante Jeanne, von der sie damals in einer mädchenhaft naiven Gefühlswallung gesprochen, war keine Rede, dazu fehlte, so meinte Simone, der Stoff, denn von dem eintönigen Leben, das sie führte, schien ihr kaum etwas erwähnenswert.

Edmond hatte ein paarmal sehr nett an Karl geschrieben und sich darin als der gute Junge gezeigt und des Deutschen guter Freund wie immer. Nur der Dienst ließ Simones Mann keine Zeit, oft und ausführlich zu antworten, denn die Stunden, die ihm übrig blieben, wollte er seiner Frau widmen.

Und es waren derer nicht allzuviel; denn seitdem der jüngere Leutnant der Schwadron nach Berlin abkommandiert worden, mußte er den ganzen Morgen reiten lassen, hatte, trotzdem er nahe am Rittmeister stand, die Rekruten übernehmen müssen, erschien nur zum Essen, verschwand nachmittags sofort wieder, und auch abends konnte er manchmal nicht zu Hause sein, denn jede Woche einmal war Kasino-Abend; außerdem gab es Tagesdienst, er mußte nachts Kaserne und Wache revidieren, und an solchen Abenden blieb dann die junge Frau allein mit ihren Gedanken.

Sie hätte sich eine der anderen Damen einladen können, aber der Weg zurück war weit, und sie mußten immer mit dem Wagen nach Hause gebracht werden.

Ab und zu war sie an einem solchen Abend doch bei der kleinen Belzig, aber Simone hatte gemerkt, daß es Karl nicht gern sah.

Frau von Belzig war immer unzufrieden, schimpfte auf das kleine Nest und verfluchte, wenn auch nur im Scherz, ihr Schicksal, das ihren Mann nicht nach Potsdam oder Berlin geführt hatte, sondern in die öde, kleine Provinzgarnison. Und Karl fürchtete, diese Unzufriedenheit möchte Simone anstecken.

Die junge Frau wollte ja alles tun, ihn glücklich zu machen und seine Zufriedenheit zu erringen. Darum suchte sie etwas weniger der kleinen Belzig Gesellschaft. Aber ein Abend bei der sonst so guten Frau von Kalkar erschien ihr bald unüberwindlich; denn da saß man um den Familientisch und unterhielt sich mit den Kindern über Schularbeiten und Erziehung. Der Rittmeister, der Geselligkeit nicht liebte, rauchte eine kurze Pfeife, bat Simone, seiner Gewohnheit treu bleiben zu dürfen, und bald war das Zimmer in solche Dampfwolken gehüllt, daß es die junge Frau kaum ertragen konnte.

Die Gespräche aber drehten sich um den kleinen Kreis, der dieses Hauses Lebensinhalt bedeutete: Dienst und Kinder, und soviel sich auch Frau von Kalkar Mühe gab, immer Französisch zu sprechen, so glaubte doch Simone zu fühlen, daß es dem Rittmeister nicht angenehm war; denn er radebrechte nur die Sprache und gab immer deutsche Antworten.

Wenn dann Simone den Abend allein verbringen mußte, schloß sie sich in das Schlafzimmer ein; denn bei der einsamen Lage des Hauses fürchtete sie sich in den übrigen Räumen. Und nach der Sitte ihrer Heimat hatte sie, obgleich Karl es schade fand, den Schreibtisch fortgenommen und ins Schlafzimmer hinüber gestellt.

Da saß sie und las in ihren Mädchenbüchern, alle die alten Geschichten, die Märchen vom Petit Pousset, von der Belle au

Bois dormant und vom Cendrillon, bei dem sie immer als Kind schon so geweint hatte. Und auch jetzt wieder kamen ihr die Tränen in die Augen, und während sie hinauslauschte, ängstlich, ob nicht jemand käme, während die Dezemberstürme um das Haus tobten, versenkte sie sich in die Bilder ihrer Jugend, die Sprache ihrer Heimat.

Dann legte sie die Märchenbücher fort und griff zum Abbé Constantin, von dem sie ganze Seiten auswendig wußte. Von neuen Romanen kannte sie nichts, sie hatte ein paar daliegen, die ihr Karl gekauft, aber mit denen war sie längst fertig, sie fühlte keinen Reiz, sie noch einmal zu lesen. Sie sagten ihr nichts, sie kannte die Pariser Unsitten nicht, die darin spielten, und Zweideutigkeiten waren ihrem reinen Herzen fremd. Der Ehebruch aber, der da die Seiten füllte, die Schmerzen und Wonnen der Verhältnisse, unter denen die Helden litten, und all die Liebschaften, die dort die jungen Frauen in einem zweiten versteckten Leben führten neben ihrer Gesellschaftsexistenz, trieben ihr Schamröte auf die Wangen und unterhielten sie nicht.

Sie, das französische kleine Provinzmädchen, das Paris nur kannte wie einen Traum, in dem sie niemals hatte wach werden dürfen, hatte nur eines, das ihr ans Herz griff, das Land um St. Mathurin, die Träume ihrer Jugend, Märchen und Bilder aus den Mädchenjahren, sie, die junge Frau, die in ihrem Denken und Ahnen noch ein Mädchen war.

Sie fürchtete sich wirklich in dem einsamen Haus. Weit und breit lag keine menschliche Wohnung in der Nähe, und eines Abends kam die Jungfer erschrocken gelaufen, als Karl gerade zum Regimentsabend war, und behauptete, in der verlassenen Lehmgrube hinter dem Haus, die einst das Ziegelmaterial geliefert, trieben sich verdächtige Gestalten herum.

Simone erschrak und sagte der Jungfer, sie solle sofort die Tür wieder verschließen; dann blickte sie doch zum Fenster hinaus, nachdem sie die Vorhänge beiseite geschoben hatte, und sah durch die dürren Äste in die weite Grube, deren abgebaute Wände schwarz emporragten, während über ihnen hart am Rand, bis wohin der Pflug gegangen, sich öde, graue Äcker streckten. Es war dunkle Nacht, man konnte nicht zehn Schritte weit sehen, aber das Mädchen neben ihr strengte die Augen an und schrie: „Da kriecht etwas!“

Simone sprang vom Fenster zurück, als könnte das Wesen da unten an die Scheiben klopfen. Sie zog sich in die hinterste Ecke zurück, und während draußen der Wind wieder heulte, der über die kahle, freiliegende Ebene strich, zog sich die junge Frau bis in den hintersten Winkel des Zimmers zurück mit vor Angst groß aufgerissenen Augen und fragte: „Marie, sehen Sie denn wirklich etwas?“

Doch das dumme Ding ließ die Vorhänge fallen: „Ich kann nicht mehr hinaussehen, Frau Gräfin! Ich bring's nicht fertig. Das möchte sonst kommen.“

Ängstlich fragte Simone, ob denn der Bursche nicht da wäre, sie solle ihn rufen. Doch die Jungfer gab zurück: „Nein, der ist fort; er hat gesagt, er müßte etwas für die Pferde holen.“

Sie fragte nach der Köchin und dem anderen Mädchen, und es stellte sich heraus, daß die Köchin nach der Stadt gegangen wäre, denn der Fleischer hätte das Fleisch heute abend nicht gebracht. Aber da sie sich fürchtete, hätte das andere Mädchen mitgehen müssen.

Simone starrte ihre Jungfer sprachlos an. Dann waren sie beide ja allein im Haus! Sie überlegte, es ward immer klarer, ja, sie waren ganz allein; die beiden Frauen ganz allein. Und da Marie ebenso ängstlich war, wie ihre Herrin, wagten sie sich beide nicht zu bewegen.

Der Wind blies so um die kleine Villa, daß ab und zu draußen eines der Doppelfenster leise klirrte und auf dem Dach die Schiefertafeln klapperten.

Die beiden lauschten. Sie hörten deutlich einen seltsamen Laut, ein fortgesetztes Hin und Her, und Simone stockte der Atem. Immer ging es auf und ab in ganz regelmäßiger Bewegung, als wollte jemand irgendwo eine Türfüllung oder ein Fenster durchsägen.

Jetzt legten sie ihr Ohr an die Türwand und horchten zum Gange hinaus. Dort war das Geräusch schwächer.

„Es ist draußen, Marie.“

Die Jungfer blickte ihre Herrin an, hob den Zeigefinger und lauschte noch einmal; dann sagte sie mit abgerissenen Worten: „Ja, es ist draußen, Frau Gräfin!“

Und wieder Simone: „Es will jemand herein!“

„Ja, es will jemand herein!“

Simone packte eine solche Angst, daß sie des Mädchens Arm nahm und ihn preßte. Dabei blickte sie sich um, als müsse jeden Augenblick einer ins Zimmer treten. Und sie lauschten wieder beide auf die unheimlichen Geräusche um das Haus.

Deutlich klang das Hin- und Herziehen, das Sägen, ein Wetzen, ein Schaben, als ob jemand bei eifriger Arbeit wäre. Und als den beiden fast das Blut in den Adern gerann, tönte plötzlich hinein ein lauter Schrei: das helle, freudige Wiehern eines Pferdes.

Wie erlöst blickten sie sich an, und die Jungfer rief: „Es sind die Ketten der Pferde im Stall!“

Simone sank mit ganz schwachen Knieen auf einen Stuhl, sie blickten sich an und begannen zu lachen, laut und herzlich. Der Bann schien von ihnen gewichen. Der Sturm heulte weiter, die Fenster klirrten leise, und die Schiefertafeln klapperten auf dem Dach, und niemand war im Haus; aber trotzdem schien es, als wäre durch dieses erlösende Gelächter alle Furcht weggewischt. Ruhig wurde die Tür geöffnet, und das Mädchen ging hinunter, den Tee zu bereiten; ja, als sie verschwunden war, schloß Simone nicht einmal hinter ihr ab.

Als dann Karl zurückkehrte, erzählte ihm seine Frau lachend den großen Schreck. Er suchte sie zu beruhigen, meinte, das Lächerlichste auf der Welt wäre Furcht zu haben, was könnte denn weiter passieren? Wenn die Herren Einbrecher wirklich kämen, so würde er jedem einzelnen die Knochen im Leibe zerdrücken. Dabei stand der große Mann vor ihr, ballte seine riesigen Hände, schüttelte sie und rollte die Augen.

Und sie schmiegte sich mit den Worten an ihn an: „Ja, wenn Du da bist, dann ist alles gut!“

Das war es auch, wenn er da war. Dann schienen Glück, Ruhe und Frieden im Haus; dann fühlte sich Simone geborgen, seine Gegenwart allein beruhigte sie. Und als nun die Weihnachtsfeiertage kamen, war sie strahlend bei der Aussicht, daß er jetzt weniger Dienst hätte, denn er hatte erzählt, ein Teil der Mannschaften würde beurlaubt. Es war ja Weihnachten, deutsches Weihnachten!

Eines verstand Simone nicht: daß er sagte, es müsse Schnee liegen, ein grünes Weihnachten wäre nichts. Nur dann hätte das Fest die rechte Weihe, wenn das ganze Land unter weißer Decke läge, von der sich nur dunkel die Wälder abhöben, über die die Schlitten klingelnd huschten.

Sie hatte in Paris den Schnee nur als etwas Lästiges empfunden; dort schimpfte alle Welt darüber, man bemühte sich, ihn möglichst bald fortzuschaffen, und in dem Tauwetter, das dort schnell einzutreten pflegte, hatte sie vom Schnee eigentlich nur das Bild eines unangenehmen braunen Breies, der alles durchnäßte, der das Gehen auf der Straße behinderte, in dem die Wagen schwer fuhren. Wenn Karl ihr aber den Schnee hier schilderte, so klang das so anders, daß sie meinte, es müsse wahrhaftig ein anderer Schnee sein.

Und nun saß Simone die letzten Tage vor Weihnachten am Fenster und spähte hinaus in die schmutzig graue Landschaft, die nur selten einmal ein kurzer Sonnenschein erhellte, und wartete voll Spannung auf den Schnee, wie auf ein Wunder, als sagte ein großer Zauberer eins, zwei, drei, und plötzlich läge alles tief unter dem weißen Kleide.

Doch das Wunder wollte nicht kommen. Da plötzlich, einen Tag vor Weihnachten, als Karl schon beim Dienst war und Simone noch schlief, rief die Jungfer, als sie den Tee brachte: „Frau Gräfin, es ist alles weiß! Es hat die Nacht geschneit.“

Simone war erregt, als stünde ihr etwas Großes bevor. Sie sprang mit beiden Füßen aus dem Bett, lief ans Fenster, riß den Vorhang zur Seite, und mit einem Ah! fuhr sie zurück. Dann stand sie da und starrte lange, lange auf das Schauspiel, das sich ihr bot. An den doppelten Scheiben klebten die kleinen Kristalle in zarten, leicht befiederten Sternchen, Würfeln, Quirlen, Igeln und Kegeln; die Fenster waren bereift rund um den Rahmen, und nur in der Mitte blieb das Glas frei. Darin bot sich ihr ein Anblick, wie sie ihn nie gehabt. Denn wenn wirklich in Paris Schnee fiel, war sie nie in die Vororte in die Weite hinaus gekommen, sondern hatte nur auf die Avenue, wo sie wohnten, in den Hof geblickt oder jenseits der Straße die benachbarten Häuser gesehen, die Himmel und Blick in die Weite abschnitten.

Die Dresdener Altstadt von der Neustadt aus gesehen. Zeichnung von Prof. Gotthardt Kuehl-Dresden.

Und nun gewahrte sie hier alles, alles in weißer Decke, auf den Bäumen schmal und hoch gehäuft, als führe ein weißer Eisenbahnzug über die Äste hin, ununterbrochen Wagen an Wagen. Die häßliche Lehmgrube war zugedeckt, oben auf den Feldern, die hart bis an den Rand der abgestochenen Wand gingen, lastete eine Auflage und hing etwas über, wie der Vorstoß an einem weißen Rock. Auf dem Dache des Stalles saßen dichte Pakete auf wie unendliche Mengen gehäufter Watte, hingen über die Dachrinnen über, und ab und zu bröckelte einmal ein Stück ab, und lautlos fiel ein Teil der weißen Galerie in den Hof hinunter, sich in der Luft in kleine Wolken auflösend.

Und darüber — das köstlichste Geschenk dieses Wintertages — waren mit einemmal die Wolken, Dünste und Nebel verschwunden und der Himmel wieder zu sehen. Er spannte sich in gewaltiger Glocke über der Schneelandschaft, mattblau nur, nicht satt und tief, nicht kräftig, dunkel, wie eine im Feuer angelaufene Klinge, sondern in weichem, zarten Blau, das am Horizont in Grau überzugehen schien. Aber es war doch der Himmel, den man sah! Gottes hohen, herrlichen Himmel, der sich dort unten in St. Mathurin monatelang fast ohne Wolken, das ganze Jahr beinahe sichtbar, über dem kleinen träumenden Mädchen gespannt hatte.

Und am Himmel stand die Sonne, nicht mehr von Nebelschwaden, Schleiern und Wolken verhüllt, sondern rot, seltsam rot, die Wintersonne des Nordens! Sie schien gerade in die Fenster hinein, glitzerte in überwältigendem Farbenspiel auf all den Schneelasten der Zweige, auf dem Dachrand dort unten, auf den weiten Feldern, und färbte den dort niedergesunkenen Zuckerstaub mit leisem, leisem Rot. Sie schien durch die Scheiben dem Kinde des Südens ins Gesicht, ganz matt nur, fast ohne Wärme, aber es war doch die Sonne, die langentbehrte Sonne!

Simone schloß die Augen, geblendet von all der das Licht widerstrahlenden Weiße; aber sie ließ sich die Sonne ins Gesicht scheinen, als wäre es eine Freundin aus dem Südland, die sie endlich hier oben einmal besuchte, ihr einen Gruß zu bringen von der Heimat.

Doch plötzlich ward sie aus ihrem Träumen gerissen: vom Fenster her wehte es sie kalt an, daß sie zusammenschauerte in der dünnen Bekleidung. Und das führte sie zu der Erkenntnis zurück, wo sie war.

Aber als ihr Mann heimkehrte, sprang sie ihm, in die Hände klatschend, entgegen und fragte sofort: „Wann fahren wir Schlitten?“

Er sagte lächelnd, indem er ihre beiden Hände nahm und die schlanken kleinen Finger küßte: „Hoffentlich schneit es noch weiter, daß es noch schönere Schlittenbahn gibt! Ich habe jedenfalls für morgen einen Schlitten bestellt.“

Simone war etwas enttäuscht, denn sie meinte, bei so furchtbar vielem Schnee müßte man doch fahren können. Aber eins tat sie wenigstens heute, sie trat vor das Haus, beugte sich nieder und griff in den Schnee hinein, ballte ihn zusammen, ließ ihn wieder fallen und dann, als wollte sie so recht fühlen, wie er sei, wischte sie mit leiser ausgestreckter Hand über seine Oberfläche hin.

Da kam ihr eine Kindererinnerung: auch in St. Mathurin, es war viele Jahre her, denn alle letzten Winter waren milde gewesen, war doch einmal Schnee gefallen; ein karger, flüchtiger Schnee, den nach wenigen Stunden die Sonne schon wieder weggetaut hatte. Da hatte sie Schneeballen gemacht und sich mit Claire und Mademoiselle Bonneau beworfen.

Darum beugte sie sich jetzt nieder, holte aus und suchte Karl mit einem Schneeball zu treffen.

Er antwortete, ganz lose und leicht, in großem Bogen werfend; sie gab das Geschoß zurück, und die beiden verfolgten sich durch die Gartenwege und schleuderten sich Schneebälle zu.

Simone war ganz außer Atem, ihre Wangen glühten, und als sie Arm in Arm in die kleine Villa zurückkehrten, waren Schuhe und Strümpfe so durchnäßt, daß sie sich sofort umkleiden mußte.

Am Abend aber tat ihr der Wettergott den Gefallen. Der Himmel hatte sich umzogen, schwere Schneewolken stiegen, den Horizont verfinsternd, von allen Seiten herauf, und es begann zu schneien in großen, dicken Flocken, die in der windstillen Luft niedersanken, wie wenn in ihrem Südland bei einem leichten Windhauch die Kirsch-

Digitized by Google

blüten zu Boden ſtiebten. Das Schneegeſtöber ward dicht, immer dichter, als wäre der Vorrat dort oben nicht zu erſchöpfen. Die Flocken nahmen Rieſengröße an, ſchwebten herab gleich weißen Faltern, folgten einander dicht auf, und die ganze Nacht ſanken ſie lautlos nieder.

Am nächſten Morgen aber hörte der Schneefall auf, und er hatte ſo geſchafft die Stunden hindurch, daß Simone vom Fenſter aus ſehen konnte, wie die weißen Flocken meterhoch am Stalle lagen.

Der Burſche war eben dabei, mit der Schaufel ſich einen Weg zu ſchaffen; man hörte das Kratzen und Schaben auf dem Stein und dann das Klatſchen, wenn er die Schneewälle feſtſchlug.

Simone war ganz erregt. Und als dem Verſprechen gemäß der Krümperſchlitten vor dem Hauſe hielt, und ſie, in Pelze eingehüllt, während Karl mit einer Menge Decken folgte, hinunter ging, war ihr zumute, als geſchehe etwas Unerhörtes.

Sie betrachtete das merkwürdige Ding, das räderloſe Ungetüm, das ſie bis dahin noch nie geſehen, und verſtand nicht, wie es ſich fortbewegen konnte. Als dann aber die Pferde anzogen, zuerſt langſam, dann aber ſchneller, als man auf die große Straße kam, wo bereits der Schneepflug gearbeitet hatte, denn die Fabrikanten mußten für ihre Porzellanwagen die Straße frei haben, da hielt ſie faſt den Atem an. Sie war ſprachlos, faſt erſchrocken. Dann aber ſchmiegte ſie ſich, in die Decken eingewickelt, an ihren Mann, verdeckte wegen des ſcharfen Luftzuges ganz ihr Geſicht, und nur mit den Augen ſchaute ſie hinaus, wie die Pferde ausgriffen und der Schlitten hinſauſte, ſo ſchnell, wie nie ein Wagen fuhr.

Der Schnee ſtiebte an den Seiten; ab und zu flogen, von den Pferdehufen losgeſchlagen, ſeitwärts, gleich Geſchoſſen, ein paar Schneebälle durch die Luft, die kleinen Glocken auf den Geſchirren klirrten und klimperten, klingelten in regelmäßigem Takt bimbim — bimbim — bimbimbimbim, und Simone rief: „O, iſt das ſchön! Iſt das ſchön!“

Es war ein kalter, froſtklarer Tag. Heute ſchien nicht die Sonne, aber ſie fehlte Simone nicht. Denn ein fahles, ſeltſames Licht lag über der Schneelandſchaft, und dort, wo der Sonnenball ſtand, waren die Wolken heller von einem Punkt in matter Scheibe beleuchtet.

Ab und zu begegnete man auf der Straße anderen Fuhrwerken, großen, hochbepackten, planenbedeckten Schlitten, die Steingut und Porzellan zur Bahn brachten; dann ein paar Bauerwagen, die ſich mühſelig in dem Schnee fortbewegten, ab und zu innehaltend, denn der arme Klepper konnte ſie nicht mehr ziehen. Und an all dem ſchweren Räderfuhrwerk huſchte das leichte Kufengeſtell vorüber wie ein Windhund an ſeinem Genoſſen, der mit heraushängender Zunge den Milchwagen zieht.

Man ſah den Atem in der Luft, und als ſie wendeten, um zurückzufahren, ſchnoben die Pferde große Dampfwolken aus den Nüſtern in die Nebelſonne, die ſich eben durch die Schleier rang, in rotem Scheine glühend.

Nun ging es wieder denſelben Weg zurück in noch ſchärferem Tempo, denn die Pferde fühlten die Heimkehr.

Und wieder ſagte Simone: „Gott, iſt das ſchön! Iſt das ſchön!“

Sie hielt den Atem an, ſo ſchnell ſchoſſen die Felder an ihren Augen vorbei, und jetzt glitten ſie wie zwiſchen hohen Schneewänden, glitzernd wie Zuckerguß, die rechts und links der Straße der Pflug aufgeworfen.

Da ſagte Simone: „Da liegt ja unſer Haus!“

Sie hatte es noch nie von hier aus geſehen, und jetzt in der Schneelandſchaft zeichnete es ſich deutlich ab. Sie betrachtete den häßlichen, geſchmackloſen, etwas gedrückten Kaſten mit den winzigen Fenſtern ganz zärtlich, denn es war ja ihr Heim.

Als ſie im Flur ſtanden und die Jungfer die verſchiedenen Hüllen abnahm, fiel die junge Frau ihrem Mann um den Hals, dankte ihm für die Fahrt, als habe er ihr ein beſonderes Geſchenk gemacht, und an dem Tage ſagte ſie beim Eſſen: „Das war das Schönſte, ſeitdem wir verheiratet ſind!“

Er aber antwortete: „Nun paſſ' mal auf, Simone, das Schönſte iſt Weihnachten! Das wirſt Du heute abend ſehen.“

Jetzt kamen die Vorbereitungen, die Simone nicht kannte, denn bei ihnen gab es keinen heiligen Chriſt. Als der Baum erſchien, betrachtete ſie die hohe, bis an die Decke reichende Tanne aus deutſchem Wald wie ein Wunder. Und dann lernte ſie nach-

mittags ihn anputzen und schnitt nach ihres Mannes Angabe mit ihren geschickten kleinen Fingern aus Gold- und Silberpapier Netze, die sie mit Feigen und Datteln, Schokolade und Bonbons füllte. Sie klebten zusammen Tüten, die sorgfältig versiegelt wurden; dann wurden Fäden um all die kleinen Gegenstände geschlungen und Knallbonbons und Quittenwürstchen, vergoldete und versilberte Nüsse befestigt. Die Hausleiter wurde aufgestellt, und sie ließ es sich nicht nehmen, sie kletterte selbst hinauf; er mußte ihr die Gegenstände reichen, sie band sie an die Zweige, sie steckte Lichter darauf, und alles war fertig zum heiligen Abend.

Simone hatte nichts geahnt von dem, was an einem solchen Tage vor sich ginge; aber von Frau von Belzig und von Frau von Kalkar hörte sie davon und sah, welches Leben in dem elenden kleinen Nest die Nähe Weihnachtens hervorzauberte. Daß die Läden sich vergrößerten und ausputzten und Dinge kommen ließen, als wüchse der kleine Ort über sich selbst hinaus und hätte plötzlich hunderttausend Einwohner statt zehn. Ueberall sah man Geschäftigkeit; auf dem kleinen Markt hatten die Bäume zum Verkauf gestanden, und vor allen Dingen bei Kalkars, in der kinderreichen Familie, herrschte eine Aufregung, als geschähe etwas Außergewöhnliches.

So war Simone vorbereitet worden, und da man ihr so viel erzählt hatte, war sie selbst wie ein Kind und freute sich auf den Abend, als träte sie in die Weihnachtsstube fast wie ein deutsches kleines Mädchen.

Sie war in großer Verlegenheit gewesen, was sie ihrem Charles schenken sollte. Von ihrem Gelde hatte sie sich längst etwas zurückgelegt; denn nach französischer Sitte dachte sie lange an den ersten Januar, wo man sich dort, wenn auch ohne besondere Feier, beim Glückwunsch zum Jahreswechsel etwas überreichte.

Mit Tante Jeannes Hilfe hatte sie sich eine kleine Bronzefigur kommen lassen, eine schlanke, zierliche, äußerst feine arabische Tänzerin. Sie hatte tausend Mühen angewandt, daß er nichts davon merken sollte, und damit durch Zoll und Abholen er auf keine Vermutung käme, war es zu Frau von Kalkar geschickt worden.

Nun erschien bei Dunkelwerden der Bursche Kalkars und brachte die kleine Kiste. Ängstlich nahm sie, während Karl in seinem Zimmer war, das Ding unter den Arm, horchte, ob ihr Mann nicht käme, und huschte damit ins Schlafzimmer, wo sie schnell die Figur aus ihrer Umhüllung riß und sie unter der Wäsche versteckte.

Ihr klopfte dabei das Herz, daß er nicht etwa eintrete, und sie hatte glühende Wangen, denn von der Fahrt im Schnee brannte ihr noch das Gesicht.

Als niemand kam, atmete sie erleichtert auf und dann ging sie hinüber in sein Zimmer, aber es quälte sie und sie konnte nicht anders, als ihm von ihrem kleinen Geheimnis mitzuteilen.

Doch auch er fuhr erschrocken zusammen, als sie eintrat, versteckte etwas im Schreibtisch und schloß den daraufhin sorgfältig zu.

Da fragte sie: „Was hast Du denn da weggetan?“

Doch er bat: „Du mußt nicht so fragen.“

Die Neugierde packte sie, sie bat, sie flehte, und als er sich wehrte, machte sie einen Scherz, tat eifersüchtig, schmollte, er hätte kein Vertrauen zu ihr, er müßte es ihr sagen.

Da ward er schwankend; aber er verteidigte sich noch. Nein, es wäre Weihnachten, und die Überraschung müßte bleiben.

Jetzt setzte sie sich auf sein Knie, schlang ihm die Arme um den Hals, strich ihm die Wange, zupfte ihm den Bart, schmeichelte mit Weiberliebe und List, er sollte gut sein, er sollte es ihr sagen, nur dies eine, nur dies eine Mal und nur diesen einen Gegenstand.

Aber er blieb fest. Doch sie kam zu allerlei Ausflüchten, nur einen Augenblick möchte er es ihr mitteilen, sie würde es ganz bestimmt vergessen; sie würde nie daran erinnern, sie würde nie davon sprechen. Und heute abend bliebe es ganz dieselbe Überraschung.

Da begann er weich zu werden, und sie kam auf einen neuen Gedanken. Sie fragte, ob der Gegenstand groß wäre. Er sagte: „Es geht!“

Denn das war doch nicht verfänglich. Nun fragte sie nach dem Umfang, den Abmessungen, dem Gewicht, der Farbe, ob es nützlich wäre oder nur schön, ob ein Gebrauchsgegenstand, ihr zur Freude, und wie er nun, immer in der Meinung, sie könnte

dadurch doch nicht wissen, was es sei, ehrlich eines nach dem andern beantwortet hatte, war er schließlich gefangen, denn sie behauptete: „Es ist ein Bild!“

Ja, es war ein Bild; er wollte nur nicht gestehen, was es darstellte. Und nun fragte sie wieder und küßte ihn dabei und streichelte ihn; ja, sie wurde immer stürmischer, endlich kniete sie vor ihn hin, schlug die Hände zusammen und rief: „Bitte, bitte!“

Dabei bewegte sie die Finger wie ein Hund, der schön macht.

Da ward er ganz schwach, und mit einem Male hatte sie es heraus: es war St. Mathurin.

Nun sprang sie jubelnd im Zimmer herum, ganz gerührt, daß ihr fast die Tränen in den Augen standen über seine zarte Idee. Dann jubelte sie wieder laut auf, und nun verlangte sie noch mehr: sie wollte es sehen.

Plötzlich kam ihr eine Sehnsucht, die sie nicht niederkämpfen konnte, der Gedanke an ihre Heimat, ein brennendes, verzehrendes Gefühl, wenigstens im Bilde daran erinnert zu werden. Und ihre Bitten waren so heiß und sie schwärmte so von zu Haus, und sie weckte auch in ihm Erinnerungen an die glückliche Zeit, als er verlobt war, daß er schließlich das Schlüsselbund hervorvorholte und aufschloß.

Doch er hielt inne; nein, da wurde ja die ganze Freude zerstört! Nein, nein, nein! Er durfte es nicht tun.

Aber sie sah sich in ihren Hoffnungen getäuscht, und der Wunsch, ihre Heimat wiederzusehen, war so lebhaft in ihr gewesen, daß sie jetzt meinte, es nicht ertragen zu können, wenn er nicht erfüllt ward.

Da löste sich mit einemmal alles, was in ihr sich angehäuft hatte an Heimwehgefühl, und sie brach in heiße Tränen aus. Nun konnte er nicht mehr widerstehen, er nahm das Bild heraus und bemüht, seine kleine Frau glücklich zu machen, riß er an der Papierumhüllung mit ungeduldigen Fingern. Die Fetzen flogen fort, ein kleiner Rokokorahmen in Altgold erschien und in der Mitte, von feiner Künstlerhand gemalt, eine Gouache darstellend, von Simones kleinem Gärtchen aus gesehen, das Schloß von St. Mathurin mit der Terrasse und dem Blick hinüber nach Trèves.

Er setzte das Bild auf einen Stuhl gegen die Lehne und sagte mit glückstrahlenden Augen: „Ich habe es für Dich malen lassen!“

Simone aber stand vor dem Bilde ihrer Heimat, und da es niedrig lag auf dem Kissen, durch die Lehne gestützt, faltete sie langsam, während ihre Blicke darauf ruhten, die Hände, sank nieder in die Knie und verweilte wie anbetend davor. Lange sah sie es sprachlos an. Sie gewahrte nichts weiter, nur ihre Heimat, nur das lachende grüne Land, da sie geboren worden, groß geworden, ihre Kinderträume geträumt hatte und glücklich gewesen war. Und ihre Augen, die in den letzten Wochen nur auf den herbstkahlen Feldern eines fremden Landes geruht, das jetzt eine einzige schneeweiße Decke einhüllte, wie in ein Leichentuch, sogen förmlich die Farben ein, das Grün und die bunten Blumen und den dunklen, fast harten Himmel darüber. Und mit tiefer Rührung im Herzen gewahrte sie auf der kleinen Terrasse Gestalten, nur flüchtig hingesetzt, die doch in wenigen Punkten und Strichen genau erkennen ließen, wer es sein sollte: ihren Vater, ihre Mutter und Tante Jeanne.

Als sie so die Heimat vor sich sah und die Gestalten ihrer Lieben, brach in der jungen Frau plötzlich all ihre Sehnsucht durch nach dem Daheim, sie streckte die Hände aus, als wollte sie die lieben Gestalten zu sich ziehen, sie sah mehr in ihnen, als das Bild gab. Sie sah ihren kleinen Papa mit dem weißen Knebelbart vor sich, wie er eben in seiner traurigen Stimmung war und vom nahen Tode sprach. Sie erblickte ihre Mutter, ganz deutlich deren Züge, als stünde sie vor ihr, als brauchte sie nur die Arme um ihren Hals zu legen; sie wußte, richtig, sie erkannte es ja auf dem Bilde, es war deutlich zu sehen, sie hatte eben einen Roman aus der Hand sinken lassen, eines jener französischen Bücher in gelbem Umschlag, ohne die sich ihre kleine Mama gar nicht denken ließ. Und dann sah sie Tante Jeannes ernstes Gesicht, gelb, schwarz im Haar, streng die Linien und regelmäßig, ein klassisches Profil, wie sie hier nicht einen Zug bei einem Menschen gesehen. Und sie fühlte förmlich hier im deutschen Winter, wo sie doch eben noch so glücklich auf der Schlittenfahrt gewesen, den Gluthauch des Südens; sah die unendliche Helligkeit, spürte, wie die Düfte von den Blumen auf der Terrasse wehten. Sie sah

die weißen Läden, die großen hohen Fenſter, die Räume im Haus, alle hell, freundlich, weiß, ſtrahlend, Licht, Sonne, Süden. Sie dachte an ihr kleines Mädchenzimmer, ſie ſah es ſtill vor ſich liegen, die Läden geſchloſſen, das Bett ungemacht, unbenutzt, die Vorhänge zugezogen; alle glückſeligen Bilder der Kindheit fielen ihr ein. Sie konnte ſprechen mit den Leuten, Mademoiſelle Bonneau gab ihr Stunde, Claire ging neben ihr, den weißen Sonnenſchirm über dem Kopf; der Kutſcher ſaß ernſt auf ſeinem Bock, der alte Paul lächelte beim Servieren, wenn ihr Vater mit ſeinem Publikum einen Scherz gemacht. In ihrem Gärtchen auf der Bank fühlte ſie die wohlige ſtrahlende Wärme von überall; ſelbſtgehegte Blumen nickten ihr entgegen, und der alte Gärtner ſtand da, den Strohhut im Nacken. Sie ſah ihn, wie er plötzlich die Hände faltete, ſie hörte den Angelus! Und dann wieder ſaß ſie im Schatten unten an der Viſère.

Und da tönten Stimmen um ſie, freundliche, ſtille Laute und kecke, ernſte und jubelnde Laute, aber in ihrer Sprache, mit ihrem Accent, wie ſie nie ein Fremder über die Lippen brachte.

Und wie es ihr im Halſe heraufſtieg, eine übermenſchliche Sehnſucht und Trauer, ein herzſchnürendes Heimweh, fühlte ſie plötzlich, daß ihre Glieder nachließen, daß irgend etwas verſchwand und verſank, ſie hörte ein Gurgeln, ein Summen und Rauſchen, ein Brauſen wie Waſſer, ſie ſah über ſich den blauen Himmel, blau, leuchtend und ſtrahlend; alles um ſie herum hatte ſeine Farbe, und plötzlich ſank ſie mit einem leiſen Seufzer ohne Beſinnung auf den Teppich.

## XIX.

Es war nur eine kurze Ohnmacht geweſen, aber Karl verſtand gar nicht, wie das gekommen. Er hob ſie auf, ſetzte ſie in einen Stuhl, öffnete ihr das Kleid, holte Waſſer, hielt ihr eine kleine Büchſe mit Lavendelſalz, die auf dem Tiſch ſtand, unter die Naſe, und Simone ſah ſich mit ganz fremden Augen um. Dann fiel ihr Blick auf das Bild, das immer noch in der Nähe auf dem Stuhle ſtand, und ſie begann leiſe zu lächeln.

„Was iſt Dir?“ fragte er.

Sie antwortete langſam: „Ich war in St. Mathurin.“

Dann ſchlug ſie die Augen zu Boden, und er ſtand vor einem Rätſel. Er fühlte etwas Fremdes, etwas Unerklärliches in ihr, als wäre ihre Seele ihm doch fern, als ginge dort hinter jener Stirn etwas vor, das er nicht begriff. Er hatte gemeint, ſeine kleine Frau gehöre ihm ganz, und er empfand plötzlich mit ſchmerzlich leiſem Zucken, daß ſie Dinge gedacht, von denen er nichts wußte, daß ſie Gefühle gehegt hatte, die ihm verborgen geweſen. Er empfand eine leichte Wand zwiſchen ſich und ihr, und er war erſtaunt darüber.

Und in der Erkenntnis deſſen, was es wohl geweſen, fragte er: „Haſt Du Heimweh, Simone?“

Sie ſchüttelte zuerſt den Kopf, als wüßte ſie es nicht recht, ſie geſtand es ſich nicht ein. Dann aber, als er noch einmal fragte, blickte ſie ihn an und antwortete mit einem leiſen Zucken um die Lippen, als wären ihr die Tränen nahe: „Ein bißchen!“

Ein unmutiger Zug lief über ſein Geſicht, und ſofort ſagte ſie verbeſſernd:

„Ach nur wegen des Bildes. Biſt Du mir bös?“

Er küßte ſie auf die Stirn und meinte kurz: „Nein. Da kannſt Du doch nichts dafür.“

Und nachdenklich ging er daran, das Bild wieder einzupacken, ein wenig mißmutig, er wußte nicht warum; vielleicht, weil er es gezeigt und die ganze Weihnachtsfreude verdorben hatte, und dann verließen ſie beide, ohne ein Wort zu ſprechen, mit niedergeſchlagenen Augen das Zimmer und ſchlichen ſich hinaus, nach vorzeitiger Erkenntnis, beinahe wie die erſten Menſchen nach dem Sündenfall.

Zum Heiligen Abend hatte das junge Paar ein paar Kameraden gebeten, lauter Junggeſellen, die in der Garniſon zurückblieben. Die kamen kurz vor der Beſcherungszeit, und Graf Serkenthin ſagte beim Eintreten: „Rundſtetten, wir kommen eigentlich mit ſchlechtem Gewiſſen, Ihr ſolltet doch lieber allein bleiben. Wir ſtören ganz gewiß.“

Simone übernahm die Antwort und erklärte, ſie ſelbſt habe ihren Mann darum gebeten; denn an einem ſolchen Feſttage, und der wäre doch Weihnachten hier bei ihnen, müßte es zu traurig ſein, ganz allein zu bleiben.

Es waren drei Herren, außer Serkenthin noch zwei Leutnants, Herr von Zilkow und Herr von Reſſen. Beide mußten als jüngſte Offiziere ihrer Schwadron dableiben; Leutnant von Zilkow war überhaupt erſt im Herbſt Offizier geworden, hatte etwas noch ganz Unfertiges und trotz ſeiner Größe, denn er war der längſte im Regiment, bei ſeinem kindlich bartloſen Geſicht etwas Unentſchiedenes und Unſicheres. Er war ſchmal in den Schultern, ein ſpät entwickelter Niederſachſe, der trotz ſeiner zwanzig Jahre vielleicht noch fünf Jahre warten mußte, bis ein rechter Mann aus ihm wurde.

Seinen Kameraden gegenüber beſaß er noch etwas vom Fähnrich, und wenn Karl ſich bei der Unterhaltung erhob, vielleicht, um etwas zu holen, oder nach der Beſcherung zu ſehen, ſo ſtand er jedesmal mit auf, ſo daß der andere ihm lächelnd ſagte: „Aber um Gottes willen, Zilkow, bleiben Sie doch ſitzen!“

Leutnant von Reſſen hatte Tagesdienſt. Er mußte heute abend noch die Wache revidieren, und er, der ſchon mehrere Jahre Offizier war und, im Gegenſatz zu Zilkow, etwas über ſeine Jahre Fertiges beſaß, auch in der Tat etwas älter war, da er vorher ſtudiert hatte, ſchimpfte auf ſeinen Rittmeiſter. Der hatte ihn zu Weihnachten nicht fortgelaſſen. Und er drückte Simone aus, wie außerordentlich dankbar er für die Liebenswürdigkeit wäre, ihn den Abend bei ſich zu ſehen.

Er war der Modemann des Regiments; trug ſehr enge Ärmel, hatte einen rieſigen Kragen und, indem er mit abgeſpreizten Armen daſaß und ſeine ſpitzen Lackſtiefel beſah, hatte er etwas Geziertes, das jedesmal wuchs, wenn er ſich mit Damen unterhielt.

Er ſprach ſchlecht franzöſiſch, gab ſich aber unendliche Mühe und machte Simone ein klein wenig den Hof. Die ließ ſich das in aller Unſchuld gefallen, und als Herr von Reſſen anfing, über Toiletten zu ſprechen, mußte ſie geradeheraus lachen.

Währenddeſſen war Karl mehrmals in ſeinem, dem Beſcherungszimmer verſchwunden. Während er fehlte, ließ ſich Simone von den drei Offizieren erzählen, welche Bedeutung Weihnachten hätte. Aber ſie hörte nur halb zu, denn immer quälte ſie der Gedanke, wie ſollte ſie es fertig bringen, ihre kleine Bronze auf Karls Tiſch zu befördern. Und plötzlich, mitten in einem Ungetüm von Satz, den Herr von Reſſen mit vieler Mühe zuſtande gebracht, ſtand ſie auf und ſagte: „Bitte, einen Moment!“ und lief ins Schlafzimmer hinüber, um die Bronze unter der Wäſche hervorzuholen.

Die drei Offiziere ſteckten die Köpfe zuſammen, und Herr von Reſſen erklärte, die Gräfin wäre eine Beauté. Das Wort wiederholte er mehrmals. Herr von Zilkow hörte aufmerkſam zu und nickte, denn er betrachtete alles, was Reſſen ſagte, als Orakel. Graf Serkenthin aber meinte: „Sie iſt noch viel mehr, ſie iſt eine famoſe, tief angelegte Frau, die gar nicht dem Bilde entſpricht, das wir uns fälſchlicherweiſe von den Franzoſen oft machen: luſtig, leichtſinnig und nur weltlich.“

Herr von Reſſen meinte: „Na, na! Die wird ſich wohl auch gern amüſieren. Wir werden's ja dieſen Winter ſehen.“

Sie wurden unterbrochen, denn Simone kam wieder herein, blickte ſich ängſtlich um, ob ihr Mann in der Nähe wäre, dann rief ſie Graf Serkenthin und gab ihm die in roſa Seidenpapier eingewickelte kleine Bronze, er möchte ſie verſteckt halten, bis es ins Weihnachtszimmer ginge.

Der Offizier war ſehr ſtolz auf ſeinen Auftrag, und als Karl eintrat mit der Meldung, die Beſcherung verzögere ſich noch etwas, denn natürlich wären die Leute nicht fertig, hielt er die Bronze unausgeſetzt auf dem Rücken unter den Schößen ſeines Überrocks. Karl wollte durchaus wiſſen, was das wäre. Er machte den Verſuch, dem Freunde den Gegenſtand abzujagen, und bald hetzten ſich die beiden großen Offiziere durch das Zimmer hinter allen Stühlen durch, bis Karl durch eine geſchickte Bewegung die Bronze zu faſſen bekam. Aber da ſprang Simone dazwiſchen, flehte und bat, er ſolle loslaſſen, es wäre das einzige, das ſie ihm ſchenkte.

Jetzt wollte er durchaus wiſſen, was es ſei, und die Szene mit dem Bilde hätte ſich vielleicht wiederholt, wäre nicht plötzlich Graf Serkenthin hinausgelaufen. Er kam einen Augenblick darauf zurück und erklärte, er habe das Geſchenk bereits in Sicherheit gebracht.

Inzwiſchen hieß es, die Dienſtboten wären fertig. Karl verſchwand, um die

Lichter anzustecken. Einen Augenblick darauf klingelte es. Die Türen gingen auf, und Lichterglanz fiel herein von dem Baum, den man vom Salon aus noch nicht sehen konnte.

Simone wollte zuerst gar nicht in das Weihnachtszimmer treten; sie wußte nicht, was ihrer dort wartete; aber sie glaubte an irgend etwas Außergewöhnliches, als geschehe da drin ein seltsames Wunder, eine ungeheure Überraschung, eine Verkörperung des Weihnachten, wie es deutschen Augen erschien, wie es deutsche Ohren hörten, wie es deutsche Herzen berührte.

Und sie blieb immer noch zögernd stehen, während die Offiziere zurückblieben, ihr den Vortritt zu lassen. Sie wartete auf ihren Mann; der aber war auf den Flur hinaus gegangen, und dort klingelte er durch das ganze Haus. Der Ton ward lauter, kam in die Nähe, ward leiser, tönte schließlich im unteren Stock. Man hörte Rufen nach einzelnen Namen, die Köchin war nicht zu finden, und schließlich trat Karl ins Zimmer und verkündete: „Sie muß sich bloß eine andere Schürze umbinden."

Da es aber dauerte und dauerte und sie immer noch nicht kam, nahm er endlich Simone beim Arm, und sie traten ein. Und beim Anblick des brennenden Baumes, der, an der Erde stehend, bis zur Decke reichte, den sie doch selbst geschmückt, aber der jetzt so ganz anders aussah im Glanz der vielen kleinen Wachslichtchen, schlug sie die Hände zusammen und rief: „Mein Gott, mein Gott, ist das reizend!"

Die Lichter brannten in ruhigen Flammen; die goldenen Tüten und Netze am Baum glitzerten aus den grünen Zweigen, und in den dunklen Raum mit seinen dunklen Tapeten, den dunklen Vorhängen, den dunklen Möbeln und dunklen Lederbezügen, dem etwas schweren Ernst einer deutschen Wohnung, strahlten die hellen Lichtlein hinein, nicht grell, nicht farbenmächtig, kein Lohen und Glühen, wie eine Südlandssonne, sondern still und freundlich, ein heimlich trauliches Licht, während der große grüne deutsche Kachelofen angenehme Wärme im Zimmer verbreitete und man durch das Fenster, wo der Vorhang ein wenig offen geblieben war, in einem Spalt die Schneelandschaft sah.

Rundum standen Tische; auch die drei Offiziere waren mit Kleinigkeiten beschenkt worden, einer Streichholzbüchse, einem Aschenbecher, einem Hufeisen als Briefbeschwerer, und auch sie hatten etwas mitgebracht, ihrem Kameraden ein paar ähnliche Kleinigkeiten, seiner Frau aber Blumen.

Karl führte Simone an ihren Tisch, nachdem sie noch lange dagestanden und mit ihren großen schwarzen Augen auf den brennenden Christbaum gestarrt hatte. Da erhob sich in der Mitte das Bild, das sie schon gesehen, aber es war fast etwas Neues, denn rings umgaben es die Blumen der drei Gäste, und die bunte Farbenpracht darum war wie ein Rahmen, der zu dem Bilde gehörte. Als wären die duftenden Kinder der Natur, die dort in der Mitte in dem Südlandsgarten leuchteten, zur Wirklichkeit geworden und grüßten sie, als hätte die Heimat ihrer gedacht.

Es waren schöne große Töpfe, Rosen, Hyazinthen, Rhododendron, die Graf Serkenthin übernommen hatte, für die drei aus Berlin zu besorgen.

Simone klatschte in die Hände; sie strich über die zarten kleinen Blüten, sie bog ein paar zurecht, daß die Blumen nach vorn kämen, sie setzte die Töpfe anders, um den großen Rhododendron gut zur Geltung zu bringen, dann beugte sie sich nieder und sog den Duft ein, der ihnen leise entströmte. Und wieder war es ihr wie ein Gruß aus der Heimat.

Er mischte sich mit dem kräftigen Harz- und Tannenduft des Christbaums, mit dem Wachsgeruch der brennenden Lichter, mit nordischer Landschaft; deutsche Weihnachten mit Blumen und Farben des Südens. Und Simone, die gemeint, die Blumen stammten von ihrem Mann, zog Karl zu sich nieder und flüsterte ihm ins Ohr: „Das Bild und die Blumen wären das Schönste, das er ihr hätte schenken können."

Er erklärte, die Blumen wären nicht von ihm. Sie war einen Augenblick traurig, denn sie meinte, ihre Leidenschaft, ihr Glück, das Schönste, was sie kannte, Blumen, daran hätte er sich erinnern müssen. Aber nach der leichten Enttäuschung faßte sie sich schnell und dankte den drei Herren. Sie schüttelte ihnen der Reihe nach herzlich die Hand, die großen Gestalten bogen sich tief nieder auf die Hand der kleinen Frau, sie zu küssen.

Dann kümmerte sie sich darum, mit

ihrem Manne vereint, den Dienstboten die Tische anzuweisen, wo sie Geld fanden und ein paar Kleidungsstücke, Äpfel, Nüsse und jeder eine Stolle.

Simone war jetzt überall gewesen, nur noch nicht bei ihrem Mann.

Als sie zu ihm trat, unterhielten sich die Offiziere auf ihrer Seite. Karl legte den Arm um Simones Schulter und sah sich alles an, was da lag, ein paar nützliche Gegenstände, die er von seinen Schwestern bekommen, und in der Mitte die kleine Bronze, die algerische Tänzerin, die in ihrer nackten, exotischen Schönheit aus dem weißen Tischtuch herauswuchs, als stünde die Tochter eines heißeren Himmelsstrichs plötzlich mitten im Schnee.

Er betrachtete sie ein wenig erstaunt, er wußte nicht recht, was er daraus machen sollte, und fragte gedehnt: „Von wem ist denn das?“

Simone fühlte aus seinem Ton nicht die Freude und Begeisterung heraus, die sie erhofft hatte, und antwortete zögernd: „Von mir!“

Da gab er schnell zurück: „Oh, das ist ja sehr hübsch, Simone!“

Aber es klang keine rechte Überraschung heraus, und sie fragte ängstlich: „Gefällt es Dir nicht?“

„Doch, doch! Ich muß mich nur dran gewöhnen. Sei nicht bös, nur einen Augenblick, meine Kleine, es war mir zuerst etwas fremd.“

Karl hatte nur für Musik Verständnis; sein Ohr konnte empfinden, sein Auge nicht. Es war nicht gebildet worden, er hatte dazu keine Gelegenheit gehabt. Im Regiment bekam er außer ein paar Rennpreisen, die gewöhnlich aus einem Pferde mit Jockey, einem Becher oder dergleichen bestanden, nichts Künstlerisches zu sehen.

Bei seiner Schwester Schwelsdorf aber galten bildende Künste geradezu für weggeworfenes Geld, und Gräfin Torunow, die anders dachte, galt fast als absonderliche Schwärmerin in der Familie.

Simone jedoch war von Jugend auf an Marmorsachen und Bronzen gewöhnt; bei ihnen standen sie auf jedem Kamin, erhoben sich in jedem Flur, in den Gärten, waren beliebte Hochzeits- und Neujahrsgeschenke. Es war keine Begeisterung für neue Himmelsstürmer in der Kunst, es waren keine Ankäufe von einzigen Meisterwerken, es war der Ausfluß alter Kultur, eine Selbstverständlichkeit, durch jahrhundertelangen Geschmack und durch Geld begünstigt. Denn wo in deutschen Landen bei langem Winter und kargem Boden die Familien auf den Gütern auf das Praktische gingen, meist nur soliden Wohlstand zeigten oder gar auf ihrer Scholle mit Not ringen mußten, wohnte dort ein alter großer Reichtum, den der Boden trug durch leichte, zwiefältige Frucht.

Im ersten Augenblick war Karl so erstaunt gewesen, daß er die Frage stellte, was das eigentlich bedeutete. Simone sagte ein wenig niedergeschlagen: „Vielleicht erkennt man es nicht gleich — eine algerische Tänzerin.“

„So, das ist ja interessant!“ antwortete Karl. Und nun griff er mit seiner großen Hand nach dem kleinen zarten Gebilde. Wie er die Figur emporhob und beim Licht der Weihnachtskerzen betrachtete, unter dem Baum, auf den sie unverbrennbare weiße Watte gestreut hatten, als lastete Schnee auf den Zweigen, war es fast, als fröre das zarte Kind des Südens hier im Winter unbekleidet unter dem deutschen Weihnachtsbaum.

Aber als Karl merkte, wie Simone traurig aussah, fühlte er das Unrecht, das er beging. Er zog seine Frau an sich, um ihr für das Geschenk zu danken.

„Ich habe es doch heimlich kommen lassen,“ sagte sie.

Und als sie ihm die Umstände erzählte, hatte sie bald jede Verstimmung vergessen.

Die Leute gingen hinunter und die vier Offiziere blieben mit der einzigen Dame in dem Weihnachtszimmer allein; man ließ die Lichter ausbrennen, und während sie um den Baum saßen, an dem die kleinen Wachskerzen allmählich verglühten, erzählten sie sich allerlei. Ab und zu erlosch eines der Lichtchen unter Knistern oder ward gar ein Zweiglein in Brand gesetzt; dann sprangen alle hinzu, um den Brand zu löschen, während sich im Zimmer der Geruch von frischem Harz, verkohlten Nadeln und fließendem Wachs verbreitete. Das, mit Stollenduft und Punschodem vermischt, von dem jeder ein Gläschen bekam, verbreitete einen seltsamen Geruch im Zimmer, der die Gedanken anregte und Erinnerungen wachrief an andere Abende, an die kürzere oder längere Kette der Jahre, die jeder dieser Menschen schon durchlaufen hatte. Man be-

Idealbüste. Von Prof. Ernst Moritz Geyger-Florenz.

gann zu erzählen von Weihnachtsabenden, von Kindheitserinnerungen, und das alles war Simone neu und seltsam, denn sie kannte von jenem Abend nichts, als um Mitternacht in der milden, schweigenden Dunkelheit den Gang zur Weihnachtsmesse in die hell erleuchtete Dorfkirche von St. Mathurin.

Graf Serkenthin meinte: „Eigentlich gehört Kinderjubel dazu und Kinderlachen, die geben erst dem Weihnachtsabend die richtige Stimmung. Ich glaube, wir Erwachsenen haben doch nicht mehr die richtige Freude daran; ich weiß es von meinen kleinen Neffen und Nichten her. Kinder müssen unter dem Baum stehen!"

Karl flüsterte seiner Frau zu; leise, nur zwei Worte: „Nächstes Jahr!"

Und sie gab ihm einen leichten, neckischen Schlag.

Die anderen hatten nicht drauf gehört. Herr von Nessen spann den Gedankengang weiter: „Ja, und dann gehört eigentlich Gesang dazu. Gräfin, das kennen Sie gar nicht! O, wir haben so wundervolle Weihnachtslieder, und die einfachsten, die Volkslieder, sind eigentlich die schönsten."

Simone hörte erstaunt zu. Da kam der junge Offizier auf einen Gedanken; er hatte eine ganz hübsche Stimme, und als Student war er immer einer der besten Sänger gewesen, darum sagte er — und es mischte sich ein Schuß Eitelkeit hinein: „Rundstetten, spielen Sie doch mal, damit Ihre Gattin das mal hört."

Nebenan im Salon, so gestellt, daß man den Weihnachtsbaum sehen konnte, befand sich der Flügel. Karl setzte sich hin, präludierte den „Tannenbaum" und Nessen begann zu singen. Es war kein Kunstgesang, denn er hatte sich nie die Mühe genommen, seine Stimme ausbilden zu lassen. Und doch auch wieder nicht Natur, weil er Sängern manches abgeguckt hatte und sich ein wenig zierte, während er vortrug.

Die Türen zum Korridor hatten aufgestanden, denn die Hitze im Weihnachtszimmer war zu groß, und nun klangen Klavierspiel und Gesang die Treppe hinab, wo unten in der Küche die Leute unter sich ihre Nachfeier hielten. Und während die oben bei der „Heiligen Nacht" angekommen waren, klang unten ein leises Echo, das allmählich immer lauter schwoll, sodaß die oben hinunterhorchten. Sofort kam Herr von Nessen auf eine Idee: „Passen Sie mal auf, Gräfin, jetzt mache ich einen Chor."

Er eilte die Treppe hinab und brachte den Burschen mit, zu dem sich noch eine Ordonnanz, die im Stalle beschäftigt war, hinzugefunden hatte. Dann kam die Jungfer und das andere Mädchen und endlich der Krümperkutscher, der die Herren herausgefahren hatte. Die Ordonnanz war früher im Kränzchen bei einem Gesangverein gewesen und begann sofort zu singen; die anderen fielen ein, und nur die alte Köchin, die derartiges unter ihrer Würde hielt und außerdem mit ihrem überreichlichen Weihnachtsgeschenk nicht zufrieden war, hielt sich etwas abseits.

Der Chor klappte nicht recht, aber er wurde wiederholt, und schließlich schallte er laut durch das ganze Haus, während drin ein Licht nach dem andern erlosch und der lange Zilkow immer ab und zu zum Löschen zuspringen mußte. Er klang feierlich, ein ganz klein wenig sentimental, aber es waren alle dabei, und alle feierten im stillen irgendeine Erinnerung, verschieden zwar, die sie aber doch an diesem tiefsten, innerlichsten und größten Feste der Deutschen einte.

Simone hörte zuerst erstaunt zu, allmählich kam es aber von selbst, daß sie mitsummte. Karl, der ihre Lippen sich bewegen sah, ermunterte sie durch Kopfnicken und lächelte ihr freundlich entgegen.

Das Lied wurde wiederholt, dann aber machte Karl den Flügel zu mit den Worten: „Wir wollen den Eindruck nicht verderben."

Und allmählich stiegen die Leute die Treppe wieder hinab; die Offiziere aber verabschiedeten sich.

Herr von Nessen hatte Dienst, Graf Serkenthin wollte noch beim Weihnachtsabend seiner Schwadron in der Kaserne vorsprechen, und der junge Zilkow mochte nicht allein bleiben; es wäre allerseits eine verlegene Geschichte gewesen.

Die Herren dankten; beide Wirte begleiteten sie bis an die Tür. Simone, die einen Pelzkragen umgehängt hatte, blieb mit ihrem Mann auf der Schwelle stehen und blickte ihnen nach, wie der Schlitten in die kalte Winternacht hinausklingelte und lange Zeit noch auf der Straße sichtbar blieb, denn man sah auf dem Schnee rechts und links die Lichtkegel der Laterne.

Dann gingen die beiden wieder hinauf und sie, die an diesem Tage, um ihren Leuten keine Arbeit zu machen, vorher gegessen hatten, tranken nur noch schnell vorm Schlafengehn eine Tasse Tee.

Als sie im Salon die Lichter löschten und es in dem Raum dunkler ward, erhaschte Karl seine Frau, und in der Finsternis tauschten sie Zärtlichkeiten aus.

Er fragte: „Hat Dir's denn gefallen?"

Sie blickte zu ihm auf: „Es war so schön!"

Dann gaben sie sich einen Kuß. Da sahen sie durch die Vorhänge hindurch in dem jetzt dunklen Zimmer Lichterschein von weitem, es war Rosenau, der kleine häßliche, ziegelsteingebaute Ort, der in dieser Weihnachtsnacht hinaufgestiegen war zu malerischer Schönheit. Auf den Dächern lastete der Schnee, tiefe Dunkelheit herrschte ringsum, und doch schien von den dichten weißen Massen etwas wie ein strahlendes Leuchten auszugehen. Darunter aber, wohin man sah, kein Fenster unerhellt, Lichtschein auch aus den ärmsten Scheiben. Hier und da erkannte man deutlich die einzelnen Kerzen, wie in Treppen und Stockwerken aufgebaut, und auf dem Schnee, rund um den Ort, spiegelten sich die Lichter wieder, zeichneten in langen schwarzen Schatten die Fensterrahmen sich ab, und wo das Auge nichts deutlich sah, meinte es bei diesem phantastischen Anblick ergänzend Giebel und Erker zu gewahren, Türme, Zinnen und Mauern, als läge dort eine wundersame, märchenhafte Stadt.

Das Paar blieb lange stehen und schaute hinaus. Er fühlte sich bewegt von diesem Weihnachtsabend, und den Arm um Simone schlingend, strich er ihr über die runde Schulter. Vermittelt durch ihn, den sie liebte, dem sie nachgefolgt war in ein unbekanntes Land, senkte sich auch in ihr Empfinden etwas von der Heimlichkeit eines deutschen Weihnachtsabends.

Träumerisch, festlich gestimmt, ging sie zur Ruhe, während er noch die Runde durch die Zimmer machte, um die Lichter zu löschen.

Der Abend hatte lange gedauert, und mit Erstaunen ward Simone gewahr, daß die Mitternachtsstunde nicht mehr allzu fern war. Da dachte sie wieder an die Weihnachtsmette daheim; noch immer hatte sie ihr kleines Marienbild, das über ihrem Mädchenbett gehangen, in der Reisetasche, wie es Tante Jeanne hineingetan. Denn hier über dem Bett erhob sich ein Christus am Kreuz.

Und es war ihr, als müßte sie sich ein kleines Heiligtum schaffen, irgendwo in einem Winkel. Sie nahm lächelnd das häßliche kleine Porzellanbild aus der Tasche und befestigte es in der Ecke über einem Schränkchen.

Jetzt rüsteten sie sich daheim wohl zum Mitternachtsgang, und da waren ihre Gedanken in St. Mathurin und weilten bei dem Bilde, das Charles ihr geschenkt. Vorsichtig ging sie hinüber, schon zur Nacht gekleidet, wie sie war, die kleinen Pantöffelchen an den Füßen und spähte aus, daß nicht etwa der Bursche oder jemand im Zimmer wäre.

Da gewahrte sie durch die offene Tür ihren Mann. Er stand vor seinem Weihnachtstisch und wie er sich unbeobachtet wähnte, hob er die kleine Tänzerin noch einmal empor. Er verstand sie nicht, es schien ihm seltsam, dieses Geschenk von seiner jungen Frau. Er hatte leise einen Gedanken, als er die Gestalt in ihrer Hüllenlosigkeit und seltsam herausfordernden Stellung sah: Das konnte er doch den anderen Damen gar nicht zeigen, als das erste Weihnachtsgeschenk seiner Frau. Er fand es nun einmal sonderbar, und er fand es nicht schön. Und doch kämpfte er mit sich, weil es das erste war von ihr und dachte voll zärtlicher Rührung an seine kleine Simone, die geschrieben und heimlich getan und Geld zusammengekratzt und sich angestrengt hatte, ihm etwas auf den Weihnachtstisch zu stellen, das er nicht mochte und nicht begriff.

Mit einem leisen Seufzer setzte er die Figur wieder hin.

Die Lauscherin aber fühlte mit weiblichem Instinkt, mit der Fähigkeit einer Frau, die liebt zu erraten, was in seinem Innern vorgegangen. Und da schlich sie sich scheu ins Schlafzimmer zurück, verkroch sich ins Bett, und starrte mit ihren großen schwarzen Augen, als habe sie etwas Entsetzliches wahrgenommen, tränenlos in das Dunkel.

## XX.

Der Kommandeur wußte, daß er sich wahrscheinlich den letzten Winter in Rosenau

befand und, da er als Junggeselle kein Haus machte, so lud er im Januar zu einem Ball im Kasino ein.

Die Pflichten der Hausfrau übertrug er dabei seiner Schwägerin, die aus Berlin, wo sie den Winter verlebte, dazu herübergekommen war.

Schon Tage und Wochen lang vorher war von nichts weiter die Rede, als von dem Ereignis. Die kleine Frau von Belzig, die immer alles wußte — Simone begriff gar nicht woher — erzählte ihr jede Einzelheit. Diese Einzelheiten standen allerdings nicht fest; einen Tag sollten es einhundertundzwanzig Personen sein und am nächsten sprach man von fünfhundert. Einmal hieß es, es würde ein Diner stattfinden und dann getanzt werden, ein anderes Mal, es wäre ein regelrechter Ball. Und zum Schluß ward aus all diesen Nachrichten klar, daß im Grunde genommen auch Frau von Belzig nichts wußte.

Der Prinz war so liebenswürdig gewesen, auch Herrn und Frau von Schwelsdorf, Graf und Gräfin Tornow einzuladen. Er glaubte damit der jungen Gräfin Rundstetten ein besonderes Vergnügen zu machen, denn er hatte ihr gesagt: „Sie werden bei dieser Gelegenheit die ganze Nachbarschaft kennen lernen und wenn Sie auch unsere paar Regimentsdamen haben, so gewährt das doch einen gewissen Rückhalt, wenn zwei Schwägerinnen da sind."

Simone hatte vor der Festlichkeit eine große Angst; ein paar der jungen Offiziere, die einmal einen Abend bei ihnen verbracht, hatten ihr eine Artigkeit sagen wollen und gemeint, sie sei natürlich als Französin all diese Geselligkeit gewöhnt. Sie waren ganz erstaunt gewesen, als Simone geantwortet, daß sie etwas derartiges kaum kenne; denn sie war in Paris nicht ausgeführt worden. Und im Sommer wurden in St. Mathurin eben keine Bälle gegeben.

Die Toilettenfrage bot keine Schwierigkeit: denn Kleider hatte Simone in der Ausstattung genügend mitbekommen, ja so viel, daß sie in Haufen unbenutzt dalagen; denn wenn Frau de Corvieux einmal bei der Schneiderin war, kannte sie keine Grenzen und hielt alles für unumgänglich nötig, was ihr von einer bentegierigen Modistin vorgeschlagen wurde.

Simone machte lange Toilette und, im Gegensatz zu ihrem Hochzeitstage, war sie, als um einhalb neun Uhr der Wagen vorfuhr, nicht mit Anziehen fertig, so daß der militärisch pünktliche Karl sich die Lippen biß und unruhig auf und ab schritt.

Endlich saßen sie im Wagen, denn es war zwar noch kalt, aber mehrere Tage Tauwetter hatten den Schnee auf der Chaussee schmelzen lassen.

Zum Kasino war ein Zeltdach durch den ganzen Kasinogarten gespannt, denn man konnte am Gebäude direkt nicht vorfahren.

Sie schienen fast die letzten zu sein, die ankamen. Als sie in die Räume traten, hörte man schon von weitem jenes Summen von Stimmen, das eine größere Menschenversammlung anzeigt, und wie sich die Türen öffneten, sahen sie Uniformen und Damenkleider; ein Wimmeln durcheinander bei den Anfangsbegrüßungen wie in einem Ameisenhaufen. Sofort schritt ihnen der Kommandeur mit seiner Schwester entgegen. Der Oberst sagte zur Prinzessin Erffenstein auf französisch: „Ich empfehle Dir besonders Gräfin Rundstetten; sie wird wohl nur wenige Menschen kennen, bitte mache sie bekannt."

Die Prinzessin hatte etwas sehr Vornehmes und Elegantes und jene gesellschaftliche Sicherheit, wie sie lange Übung verleiht. Obwohl sie eigentlich selbst hier fremd war, war sie, als sie jetzt mit Simone herumging und die junge Frau anderen Damen vorstellte, über alle genau unterrichtet. Sie half ihr sehr gut, indem sie von den meisten eine kurze Charakteristik gab, erwähnte mit wem sie verwandt wären, wo etwaige Güter lägen; aber sie traute dabei Simone etwas zu viel zu, denn gewisse Dinge setzte sie voraus, beispielsweise, daß man wüßte, wo Oberschlesien läge, während Simone bei Mademoiselle Bonneau davon nie ein Wort gehört hatte. Und alle die Titel und Namen und Orte und Güter und Verwandtschaften schwirrten ihr im Kopf herum, daß sie immer ängstlicher wurde und am Schluß eigentlich keine Ahnung hatte, wem sie vorgestellt worden war und wem noch nicht.

Die Prinzessin mußte sich nun aber auch den anderen widmen, und Simone wandte sich an Frau von Belzig, die ge-

rade in der Nähe stand. Die kleine Frau hatte ihr hundertmal versprochen, wie sie ihr bei solchen Gelegenheiten helfen würde und gesagt, daß sie einander nicht von der Seite weichen wollten. Aber nun, wo es so weit war, wurde sie ein wenig ungeduldig, denn Simone störte sie in der Unterhaltung mit jungen Herren. Und wenn Simone fragte: „Wer ist denn das?" oder manchmal in ihrer Naivität sogar: „Kenne ich denn eigentlich schon die?" so gab Frau von Belzig nur kurze Antworten und machte ein Gesicht, als ärgerte sie sich darüber, bei ihrem Sichdenhofmachenlassen gestört worden zu sein.

Eine Zeitlang merkte Simone davon nichts, aber bald empfand sie, wie Frau von Belzig fortwährend die Augen überall hatte, ob dieser sie sähe oder jener, wie sie immer mit ihren Gedanken anderwärts war, und sie sann darüber nach, wo eigentlich jetzt die Freundschaft dieser jungen Frau bliebe, in diesem Augenblick, wo es zum erstenmal galt, sie ein wenig zu beweisen.

Sie sah der anderen nach, die von einer Gruppe von jungen Offizieren umgeben war, mit denen sie lachte und scherzte; sah, wie sie überall sich andrängte und wenn irgendein Offizier, der sie noch nicht begrüßt, in die Nähe kam, förmlich hinsteuerte, sich ihm in den Weg stellte, daß er aufmerksam werden sollte.

Simone aber merkte nicht, welche Aufmerksamkeit sie selbst erregte. Als nun der Tanz begann und sie in der Nähe der Tür stehen blieb, nach dem ersten Walzer, den Rittmeister von Zwiesel mit ihr getanzt, ein wenig ungeschickt, denn sie wußte nicht, wo sie sich hinsetzen sollte, an wen sich anschließen, da forderte ihre Erscheinung alle Blicke heraus.

Sie stand allein da in ihrem rosa Kleid, das ihr unter den meisten dieser Damen etwas Überelegantes gab, nur in Wurf, Schnitt und Anordnung, denn eigentlich war die Toilette ganz einfach. Von allen Seiten wurde sie betrachtet, wie etwas Fremdes. Solche Augen hatte man hier noch nicht gesehen, diesen merkwürdigen Teint und dieses rabenschwarze Haar!

Es gab ja Damen, die schwarz waren, aber es war ein anderer Ton darin, nicht jenes Blau, das beim Licht der Kerzen hier und da spiegelte, in den dichten Flechten, die noch dazu anders frisiert waren, als die meisten Damen das Haar trugen.

Man redete überall über ihre Erscheinung; die Herren des Regimentes wurden von Fremden befragt, wer diese seltsame schwarze junge Dame sei. Man gab die verschiedensten Urteile ab. Die einen fragten, wie Simone etwas außerhalb der Reihe der sitzenden Damen sich umblickte mit einem Herabschielen auf die kleine Tanzkarte, wo ihr nächster Herr bliebe: „Wer ist denn die auffallende Dame da? Wohl was Fremdes?"

Jemand antwortete: „Sie ist eine Französin!"

Und ein paar rümpften die Nase. „So etwas seltsam Schwarzes?"

Da fragte dann einer: „Donnerwetter, ist sie nicht Jüdin?"

Es wurde zwar verneint, aber eine sehr häßliche Dame, deren Schlüsselbeine aus dem Kleide standen, wie ein paar Handgriffe, meinte scharf: „Na, etwas semitisches Blut wird da wohl drin sein!"

Und als jemand den Vornamen nannte, schien das in diesem kleinen Kreise in der Ecke beinahe Gewißheit zu sein.

„Na ja, Simone! Man hört's schon am Namen!"

Und die Dame mit den Handgriffen war empört, wie eine solche Erscheinung eigentlich hier in das Kasino käme.

Aber der lange Zilkow, der in der Nähe stand, überwand plötzlich alle seine jährnichartige Zurückhaltung und, als müsse er die Ehre des Offizierkorps verteidigen, ward er nicht nur gesprächig, sondern fast unangenehm. Er setzte auseinander, das wäre Gräfin Rundstetten, eine ganz reizende Frau, aus einer guten alten französischen Familie. Plötzlich ward er ganz begeistert und behauptete, indem er selbst bei seinen Worten anfing zu erröten, die Dame wäre heute abend die schönste Erscheinung auf dem Balle.

Man schwieg, aber einer der Herren, der die Auseinandersetzung mit angehört, ein junger Landwirt, sagte zu einem Referendar neben ihm: „Nehmen Sie sich in acht, der schießt gleich!"

Nun begannen auch die fremden Offiziere von einem Dragoner-Regiment, einer reitenden Artillerie-Abteilung und einem Grenadier-Bataillon, das in der Nachbar-

Aus unserer Studienmappe:

Sturm. Radierung von F. Overbeck-Worpswede.

schaft stand, sich Simone vorstellen zu lassen. Es war, als würde sie plötzlich Mode; zwar hieß es, sie spräche nicht deutsch, und ein paar der Offiziere, die ihrem Französisch nicht trauten, schreckte es ab, aber sie ließen sich wenigstens alle bekannt machen, und man wollte so viele Tänze haben, wie sie gar nicht vergeben konnte.

Simone sah sich von all den Herren umringt und ward ganz verlegen dabei. Aber im Grunde machte es ihr Spaß, nicht für sich, sondern für ihren Mann. Damit er einmal sehe, daß er doch nicht so hereingefallen war mit seiner kleinen Frau.

Sie blickte sich um und suchte ihn, während sie allmählich erhitzter vom Tanz dastand, sich Kühlung zufächelnd. Und jedesmal, wenn sich die Augen der beiden trafen, lächelte sie, und Simone fühlte sich glücklich.

Sie hatte bis jetzt ihre beiden Schwäger und Schwägerinnen nur flüchtig begrüßt, denn es gab zu viel zu tun, um durch all diese Menschen durchzukommen. Nun aber entstand eine größere Pause. Auf Anordnung des Adjutanten mußte alles in die übrigen Zimmer hinaus, denn im Speisesaal, in dem getanzt wurde, sollte gelüftet werden.

Nun erst fand Simone Gelegenheit, mit Frau von Schwelsdorf und Gräfin Tornow zu sprechen. Die schlanke hübsche Gräfin erkannte Simone sofort wieder; denn sie sah ihrem Karl ähnlich. Und die beiden

Schwägerinnen zogen sich in eine Ecke zurück. Karl trat dazu, da kam auch der lange Graf Tornow, und in diesem Winkel war es einen Augenblick, als nun auch mit breiter Würde, ein wenig gönnerisch lächelnd, Geheimrat von Schwelsdorf mit seiner Frau erschien, als würde ein Rundstettenscher Familienrat abgehalten.

Simone erkannte Frau von Schwelsdorf zuerst nicht wieder. Sie wußte kein Wort mehr davon, was an ihrem Hochzeitstage geschehen war. Sie hätte nicht sagen können, wer da gewesen war und wer nicht. Es war ihr eigentlich, als lernte sie die Verwandten erst jetzt kennen.

Sie hatte ihren Mann gebeten, ihr ein wenig zu sagen, wovon sie sich unterhalten müßte. Mit ihrer Schwägerin Tornow, das wußte sie schon, aber nicht mit Frau von Schwelsdorf; vor der hatte sie förmlich Angst, — vor diesem großen, blonden, viereckigen Ungetüm, das ihrem Wesen genau entgegengesetzt schien; äußerlich wie innerlich.

Vergeblich hatte ihr Karl gesagt, seine Schwester wäre eine ihr wirklich gutgesinnte brave Frau, nebenbei eine ausgezeichnete Mutter, für ihren Mann wirklich ein Kleinod zu nennen, Simone konnte dieser Frau nicht nahe kommen. Und sie hatten auch Unglück miteinander; denn Frau von Schwelsdorfs erste Frage war: „Nun, hast Du ordentlich deutsch gelernt?“

Simone ward rot, sie gab sich doch alle Mühe, und eben hatte ihr doch noch Herr von Nessen gesagt, sie spräche deutsch wie eine Alte. Aber die etwas brüske Anrede, Ton und Ausdruck, die ganze, etwas derbe Erscheinung kränkte die junge Frau, so daß sie ein wenig scharf antwortete: „Karl ist zufrieden mit mir!“

Ihre andere Schwägerin suchte es gut zu machen. Sie nahm die kleine Simone bei der Hand und sagte französisch: „Mach uns mal allen ein Vergnügen und sage ein paar deutsche Worte.“

Simone war sofort gewonnen. Sie wandte sich zu ihrem Mann und sagte lächelnd, mit ganz eigenartiger Aussprache, einem Ton, der an falscher Stelle des Mundes lag, statt voll und rund in der Mitte der Zunge, ganz vorn an den Zähnen, wie ein Schauspieler, der deutlich flüstern will: „Ich habe nur lieb mein Charles!“

Dann aber wandte sie sich zu ihren Verwandten und drückte ihnen das aus, was Karl ihr besonders eingeschärft, daß es ihr leid täte, wie ihre Geschwister nicht bei ihnen wohnen könnten, aber das Haus wäre so klein, daß es keine Fremdenzimmer gäbe.

„Wollt Ihr nicht morgen bei uns essen?“ fragte Karl. Die vier nahmen an, und Simone begann sich schon zu überlegen, was sie geben könnte; denn da ihre alte Köchin sie am ersten verließ, bestellte sie jetzt selbst, und die Alte war plötzlich um den Finger zu wickeln, denn sie hatte Angst wegen des Zeugnisses.

Da trat der Kommandeur hinzu. Er war besonders liebenswürdig mit Simone, die er zur jetzt kommenden Française aufgefordert hatte. Er sagte zu Frau von Schwelsdorf, ihre Schwägerin wäre reizend, so natürlich! Er redete von den Schwierigkeiten, die sie als Ausländerin hier zu überwinden hätte, und meinte, sie hätte alle Herzen gewonnen. Ja unter den jungen Offizieren herrsche hellste Begeisterung für die jüngste Dame des Regiments.

Frau von Schwelsdorf schien sich zu freuen, und der Geheimrat schielte zu seiner Schwägerin hinüber, ob sie etwa zu nahe stünde und es hören könnte. Doch die war in eifrigem Gespräch mit Gräfin Tornow, und nun meinte der Geheimrat, er müßte offen sagen, er hätte zuerst seine Bedenken gehabt und hätte Karl gegenüber nicht hinter dem Berge gehalten, daß sie im Grunde genommen von dieser Heirat nicht übermäßig erbaut wären.

Der Geheimrat strich sich den wohlgepflegten Backenbart zur Seite und schloß: „Denn am Ende haben wir es wirklich nicht nötig, daß die da drüben es womöglich als eine Gnade betrachten, daß sie einem von uns eine ihrer Töchter geben. Und in Rasse und Volk gibt es eben doch unüberbrückbare Gegensätze. Im großen ganzen meine ich: Bleibe im Lande und nähre Dich redlich.“

Doch der Prinz sagte: „Ich halte so eine Heirat für die Verständigung zweier Völker, zweier der größten Kulturnationen, wie wir doch sind, für etwas sehr Gutes und Nützliches. Denn es werden gewiß manche Vorurteile dadurch auf beiden Seiten zerstört. So wie wir z. B. an Ihrer

Schwägerin sehen, diese alte sonderbare Idee, als ob eine Französin immer ein aufgeregtes, womöglich gar kokettes Wesen sein müßte. Nun, ich glaube, solche Ideen kommen wohl aus Theaterstücken und Romanen, die doch nur einen recht kleinen Ausschnitt gewisser ganz bestimmter Pariser Kreise geben und noch lange nicht das Volk."

Der Geheimrat nickte, und immer noch erfreut darüber, wie seine Schwägerin offenbar hier empfangen wurde, antwortete er: ‚Übrigens wären ähnliche Vorurteile in Frankreich genau so verbreitet. Denn im Grunde genommen dächte doch der Durchschnittsfranzose sich den Deutschen nicht anders, als mit einer Brille bewehrt, vor einer Schüssel Sauerkraut.'

Da klangen aber die Einleitungstakte der Aufforderung zur Française; Prinz Erffenstein reichte Simone den Arm, und Geheimrat von Schwelsdorf sagte leise zu seiner Frau: „Na, unsere Schwägerin scheint sich ja hier eine ganz gute Stellung gemacht zu haben."

Die Musik spielte einen Walzer im Anschluß an die Française, die eben auseinanderging. Er war von mehreren Seiten verlangt worden, und der Kommandeur tanzte ihn mit Simone. Sie merkte nicht, daß das Paar allgemeine Aufmerksamkeit erregte. Wieder wurden von allen Seiten Bemerkungen gemacht, ja die anderen hörten sogar auf zu tanzen. Man unterhielt sich über ihr Kleid, über ihre Figur, über ihr Äußeres. Wieder erregten ihr Teint, ihr blauschwarzes Haar und das Dunkel ihrer Augen Aufsehen. Die jungen Kürassieroffiziere waren förmlich stolz auf ihre Regimentsdame. Sie bildeten im Gespräch eine Garde für sie. Sie schwärmten nach den Erzählungen der drei, die der Hochzeit beigewohnt, von der Gegend und den Gärten, als wäre dort drüben das reine Paradies, als wirkten dort, nicht als Schatten in all dem Licht, die erschlaffende Hitze, Staub und Sonnenbrand für eine germanische Natur auf die Dauer reizlos, ja fast nicht zu ertragen.

Nur ein Hauptmann von der Artillerie, ein knochiger, grätiger kleiner Kerl, die Haare an den Schläfen nach vorn gebürstet, mit richtigen Kommiß-Sechsen, spielte sich als Teutone auf und fand, es würde um diesen exotischen Vogel zu viel Bum-Bum gemacht.

Frau von Belzig war wütend; schon der fünfte Herr hatte sie gebeten, ihm doch etwas Näheres über die Gräfin Rundstetten zu erzählen. Man tanzte gar nicht mehr, sie sollte nur immer von ihrer Freundin schwatzen, deren Posaune sie abgeben sollte. Nein, da dankte sie schön; dazu war sie nicht hier. Sie wollte sich amüsieren, sie war auch noch da. Sie hatte dieselbe Figur und wenn man jetzt plötzlich an der Französin das Zierliche und Kleine reizend fand, nun, sie war auch zierlich und klein. Wenn man sich plötzlich an diesem Schwarz begeisterte, das kriegte man recht bald satt, und ihr Aschblond war mindestens ebenso gesucht und schön, wie diese Rabenfittiche, wie sie eben ein lächerlicher kleiner Dragoner ihr gegenüber nannte. Da gab sie denn zurück mit einem Achselzucken: „Nur schade, daß die Schwarzen viel früher alt werden! So eine ist mit fünfundzwanzig Jahren verblüht!"

Als der Kommandeur Simone auf ihren Platz führte, setzte sich Frau von Kalkar neben sie und fragte, ob sie auch zu Souper und Kotillon engagiert sei. Als dann Simone ihre Tanzkarte wies, sagte sie: „Gut. Kommen Sie nur an unseren Tisch, ich halte für Sie und Ihren Herrn einen Platz frei."

Es ging zum Souper, und in einem der Nebenräume, wo nur Regimentsbilder hingen, lauter Offiziere, die früher den Kürassieren angehörten, jeder mit Namen und Jahreszahl darunter, nahm Simone an einem großen Tische Platz.

Es war dem Wunsche des Kommandeurs gemäß, nicht gesetzt worden. Zwar fanden sich die älteren Leute zusammen und die Jugend suchte nicht gerade mit Vorliebe Tische aus, wo sie sich zu beobachtet wähnte, aber man saß nicht nach Rang und Würden. Der Landrat führte Simone zu Tisch. Sie hatte keine Ahnung davon, was so ein Landrat eigentlich in der Welt vorstellte. Sie wußte nur von ihrem Mann, er wäre die erste Zivilperson. Ihr gegenüber saß Frau von Kalkar mit dem Kommandeur der Dragoner, der aber so jugendlich aussah, daß ihn die junge Frau für einen Leutnant hielt. Sie plauderte unbefangen mit ihm über den Tisch herüber, sie französisch, er deutsch, das hatten sie ausgemacht. Zwar verstanden sie beide

manchmal das Gegenteil von dem, was sie gesagt hatten, aber das gerade machte Simone Scherz. Und der Oberstleutnant freute sich kindisch, als sie den rotblonden germanisch junggebliebenen Vierziger auf seine Frage für siebenundzwanzig bis achtundzwanzig Jahre alt erklärte.

Frau von Kalkar, die ganz im Dienstgeiste ihres Mannes lebte, meinte, Simone müsse doch sehen, daß der Kommandeur Oberstleutnant wäre, aber die erklärte, die Abzeichen könne sie nicht unterscheiden. Ihr Mann hätte sie ihr so und so oft auseinandergesetzt, aber das wäre ihr ganz unmöglich. Und da sie auch die Uniformen nicht auseinanderkannte, begann der Oberstleutnant ihr Unterricht zu geben. Er sagte, die hellblauen Röcke, das wären alles Zahlmeister, und je dicker die Achselstücke wären, desto niedriger der Rang; je weniger Sterne, desto höher die Charge. Damit verwirrte er sie vollkommen. Er war ein Spaßvogel, der den ganzen Tisch unterhielt. Und er begann nun, als Beweis die französischen Soldaten heranzuziehen, denn sie wisse doch ganz genau, je kleiner und niedriger im Rang so einer wäre, desto größere Epauletten trüge er gewöhnlich.

Simone war schlagfertig und erinnerte sich des Wortes Napoleons, das ihr Mademoiselle Bonneau gelehrt: jeder Soldat hätte den Marschallstab im Tornister, darum sagte sie, die französischen Soldaten trügen eben ihre Marschallsstäbe unter den großen Epauletten. Auch sie wollte jetzt diesem lustigen kleinen Offizier, der sie offenbar aufziehen wollte, etwas weismachen.

Aber der Oberstleutnant ließ sich nicht werfen, sondern beförderte plötzlich aus der Tasche ein kleines dunkles Etui mit der Behauptung, das wäre sein Marschallstab, den er auch immer bei sich hätte.

Nun drangen die Damen in ihn, zu zeigen, was darin wäre, aber das wollte er durchaus nicht, bis er endlich die Kapsel öffnete und eine Flasche mit einem weißen Pulver erschien. Es war Natron bicarbonicum, das er stets bei sich trug, denn nach dem ersten Glas Wein bekam er immer Magendrücken.

Simone sagte, dann solle er doch nicht trinken, aber er meinte, das gehöre durchaus zum Soldaten, und täte er das nicht, würde er verabschiedet werden.

Das glaubte Simone zuerst wirklich; aber Frau von Kalkar zwinkerte ihr mit den Augen zu und schüttelte den Kopf.

Es war schon eine ganze Menge getrunken worden, und an dem Tisch wurde die Stimmung immer heiterer. Man erfand alle möglichen Geschichten, um sie der kleinen Gräfin Rundstetten weis zu machen. Und allmählich kam dadurch eine Art Einheitlichkeit in das Gespräch, denn alle beteiligten sich an dem Unsinn.

Der Oberstleutnant von den Dragonern war sehr beliebt; man wußte, daß er gern ein Glas zu viel trank, aber wegen seiner außerordentlichen militärischen Eigenschaften wurde ihm das nicht übel genommen. Und es schien, als steckte seine Art am Tisch an; denn die Herren schenkten sich ein Glas nach dem andern ein, und während man zuerst sehr würdevoll und gemessen gewesen war, mit deutschem Ernst und deutscher Würde, ward allmählich das deutsche Temperament durch die nach Bismarck fehlende halbe Flasche Sekt ergänzt, ja bei einzelnen wurde aus der halben eine ganze und noch mehr. Vor allen Dingen beim Oberstleutnant.

Der holte sehr bald seinen Feldherrnstab heraus und begann unter allgemeinem Zureden des Tisches und größtem Jubel von ein paar jungen Offizieren seines Regiments Natron zu schlucken.

Als die jungen Dächse zu sehr lachten, drohte er ihnen mit dem Finger und kam plötzlich auf eine Idee: er verlangte, auch sie müßten Natron nehmen. Sie weigerten sich, aber er befahl es dienstlich.

Durch alles das war der Tisch, der zuerst sich gegenseitig etwas fremd gefühlt, denn an ihm saß der Landrat, Dragoner, zwei Infanteristen, ein Artillerist und ein paar Rittergutsbesitzer, ein Ganzes geworden, befreundet, einander näher gekommen.

Der Oberstleutnant bot sein Natron allen aus wie Sauerbier; er verlangte durchaus, die Damen müßten davon nehmen, und wirklich gelang es ihm, durch seine Liebenswürdigkeit, durch sein Lachen und Zureden sogar Frau von Kalkar dahin zu bringen, die sonst nicht ganz auf den Ton gestimmt schien, eine Messerspitze voll zu nehmen.

Nun wurde das Natron am Tische serviert, fast wie eine süße Speise. Jeder Herr redete seiner Dame zu, es würde ihr

außerordentlich wohltun, und schließlich kam auch Simone an die Reihe. Und der Landrat wie der Oberstleutnant gaben sich beide die rührendste Mühe, der hübschen jungen Frau das Zeug einzufiltrieren.

Auch der Landrat, der einen roten Kopf bekommen hatte, ward von der allgemeinen Lust angesteckt, und begann jetzt Simone auseinanderzusetzen, dieses weiße Pulver wäre Arsenik. Und mit einemmal rief der Oberstleutnant, und er riß dabei erschrocken die Augen auf: „Herrgott, ich habe mich in meinem Marschallstab geirrt, das ist der andere! Ich habe nämlich zwei. Sie müssen nämlich wissen, Gräfin, ich bin Arsenikesser."

Alle schwiegen, und ein paar junge Offiziere behaupteten schon, bei ihnen zeigten sich die ersten Wirkungen des furchtbaren Giftes durch Lähmungserscheinungen des Gehirns, denn sie könnten absolut nicht mehr ihre Gedanken sammeln.

Der Landrat, dessen Kopf immer röter ward, sagte vor sich hin: „Das kommt vom Sekt, der macht so heiter!"

Der Oberstleutnant stellte tatsächlich in einer kleinen Ansprache, die er an den Tisch hielt, schwere Alkoholvergiftung fest.

Simone unterhielt sich köstlich. Das Französisch-Radebrechen, auch jener, die bisher kein Wort gewagt hatten, weil sie sich mit ihrer Gouvernantenweisheit nicht hervortrauten, machte ihr solchen Spaß, daß sie bis zu Tränen lachte.

Und es bildete sich an dem Tisch der bisher etwas steifen und fremden Menschen eine immer größere Einigkeit. Man hörte Stuhlrücken nebenan, es ließ sich niemand stören. Die anderen führten ihre Damen durch das Zimmer, die Gesellschaft blieb ruhig sitzen. Und nun kamen alle übrigen Gäste vorbei, denn sie mußten durch den Raum, um zum Tanzsaal zu gelangen, und mit Staunen sah man die Gesellschaft noch bei Tisch, die gar keine Miene machte, aufzustehen.

Ein paar Leute, die keinen Spaß verstanden, regten sich darüber auf, als ob eine Verpflichtung bestanden hätte, sich zu erheben. Man fragte, ob die Herrschaften denn noch nicht hinübergingen, aber das spornte sie im Gegenteil an, sitzen zu bleiben. Nun kam der Oberst vorbei, und er amüsierte sich so über den Unsinn, der hier gemacht wurde, daß auch er zurückblieb und mit anhörte, wie seine Gäste sich unterhielten.

Da hörte Simone eine Stimme an ihrem Ohr: „Amüsierst Du Dich?"

Sie sah Karl an, der mit ihr gesprochen und sagte: „Es ist so spaßhaft hier."

Er schien sich zu freuen, drückte ihr schnell die Hand und ging mit seiner Dame weiter. Der Oberstleutnant aber hielt ihn an: „Mein lieber Graf, denken Sie mal, Ihre Frau Gemahlin will nicht glauben, daß ich Feldmarschall bin!"

Dann kniff er den jungen Mann in den Arm und flüsterte ihm zu: „Hören Sie mal, Sie haben ja eine reizende Frau, Sie oller Glückspilz Sie."

Und immer noch blieb die am Tisch sitzen. Der Oberstleutnant hatte inzwischen ein Menu genommen, ließ sich von der Ordonnanz einen Bleistift geben und fertigte sich selbst ein Patent aus. Dann gab er es Simone über den Tisch und bat sie, an der Stelle, wo er den Titel freigelassen, seinen Rang einzutragen.

Simone, die in diesem Augenblick etwas vom scherzhaften Geist ihres Vaters in sich spürte, wie er sich noch kaum in dem träumerisch stillen Mädchen geregt, schrieb an die leere Stelle als Titel ein: „Grand maréchal du sel bichromate!"

Der Oberstleutnant verbeugte sich ein paarmal, daß seine Stirn fast den Tisch berührte und wollte schon die Tischkarte zu sich stecken, als er ihr das Papier noch einmal zurückreichte und sie in gebrochenem Französisch bat, ihren Namen darunter zu setzen. Einmal als ewige Erinnerung und dann, weil sonst seine Charge vom Militärkabinett in Berlin nicht anerkannt werden würde. Und Simone schrieb unter das Papier in ihrer feinen, unausgeschriebenen Mädchenschrift beinahe zum erstenmal ihren vollen Namen, indem sie bei dem Rundstetten doch etwas zögerte, als müßte sie sich die verschiedenen Konsonanten-Verdoppelungen genau überlegen.

Der Oberstleutnant steckte das merkwürdige Papier ein, und nun entschloß sich die Gesellschaft zum Aufstehen.

Als sie endlich im Ballsaal erschienen, wo man sie längst erwartet, ging ein zuerst leises, dann immer lauter werdendes: „Ah!" durch den Saal. Und dann begann der Tanz.

Es kam noch eine Damenwahl. Simone holte ihren Mann. Endlich folgte der Kotillon.

Da brachte man ihr einen Blumenstrauß nach dem andern, und Karl, der mit Frau von Belzig ganz in ihrer Nähe saß, mußte ihr helfen, die Blumen unter dem Stuhle zu verstecken; denn sie häuften sich so, daß sie sie nicht mehr in der Hand halten konnte.

Die kleine blonde Partnerin ihres Mannes betrachtete sie von der Seite, und als ihr Simone, freudestrahlend, glücklich wie ein Kind, den Berg von Blumen zeigte mit den Worten: „Ist das nicht nett?“ antwortete Frau von Belzig, denn die beiden jungen Frauen hatten Brüderschaft gemacht: „Weißt Du, die Herren wollen liebenswürdig sein, weil Du zum erstenmal so etwas mitmachst. Bei mir war es genau so.“

Simone sah die kleine Frau erstaunt an: ihr Ton war nicht nett gewesen; aber in ihrem Jubel vergaß sie alles bald wieder, denn alle anderen Damen kamen ihr entgegen, halfen ihr über die Schwierigkeit der Sprache und der Neuheit hinweg. Die Herren aber waren, wie sie sie noch nie gekannt. Als eine Menge Leute von der Nachbarschaft bereits fortgefahren waren, blieben die Offiziere noch sitzen, und sie, die sonst immer den Damen gegenüber etwas Zurückhaltendes hatten und viel zeremoniöser und steifer waren, als es Simone zu Hause kannte, machten jetzt ebensoviel fröhlichen Unsinn, etwa wie daheim Onkel René oder ihr kleiner Papa.

Da waren welche, die erzählten Jagdgeschichten, aufgezogen wie ein Uhrwerk, wie es der Vicomte de Fresnes nicht anders gekonnt hätte und die ruhigeren Bewegungen wurden ebenso erregt, wie die der Herren um St. Mathurin, auch wenn sie nur ein Glas Eau de Valse getrunken hatten.

Simone aber dachte an diesem Abend nicht an zu Hause, sie war ganz mit ihren Gedanken hier und ob sie nun neben Frau von Kalkar saß oder neben Rittmeister von Zwiesel, ob Herr von Nessen ihr über den Tisch etwas sagte, der Oberstleutnant ihr etwas zurief, indem er scherzhaft auf seine Rocktasche zeigte, wo das Patent steckte, immer kehrten ihre Gedanken wieder zu ihrem Charles zurück; nach ihm sah sie unausgesetzt, ob er sich auch unterhielte. Und wenn sie ein Lächeln von ihm aufgefangen, blieb der Widerschein davon noch lange auf ihren Zügen leuchten.

Endlich war es Zeit zum Aufbruch; die meisten Damen waren gegangen, auch Frau von Kalkar, die beim Abschied etwas getan, das sonst nie einer an ihr bemerkt: sie hatte Simone auf die Wange geküßt. Und ihr Mann, vielleicht der einzige im Regiment, der es nicht für nötig hielt, ja nicht mochte, hatte mit den Lippen die Hand der kleinen Frau berührt, als wäre heute abend eine Galanterie über ihn gekommen, die diesem nur auf den Dienst Seiner Majestät gerichteten Geiste sonst gänzlich fernlag.

Alles schien heute abend verändert; alles war frei, lustig, ungebunden. Ein paar Leutnants, die, wie die Regimentsdamen wußten, sich mit ihren Schwadronschefs durchaus nicht vertragen konnten, standen mit ihnen einträchtig in einer Ecke und führten sogar lange Gespräche.

Ein paar ganz junge Offiziere hatten allerlei Schabernack verübt, so dem Geheimrat Müller, der als Honoratiore mit eingeladen war, den Zylinder versteckt, der dann endlich unter dem Billard wiedergefunden ward, bis an den Rand mit Flaschen-Etiketten und mit dem Metall der Sektflaschenverschlüsse gefüllt.

Ja sogar der junge Zilkow war gesprächig geworden, legte Simone den Ballumhang um und hielt ihr dabei, während er fortwährend lachte, allerlei französische Reden oder deklamierte Fabeln von La Fontaine. Und in gehobener Stimmung fuhr das junge Paar nach Hause. Während der Wagen der Ziegelei zurollte, beugte sich im Dunkel Karl zu seiner jungen Frau, küßte sie zärtlich auf den Hals und fragte: „Nun, Simone, ist's immer noch so schrecklich in Rosenau?“

Sie antwortete: „Das habe ich doch nie gesagt.“

Er blickte sie einen Moment an: „Aber gefühlt!“

Sie schlug die Augen nieder: „Ach, Charles, ich bin heute so glücklich gewesen.“

Er schwieg, und nach einer Weile fragte er, ganz unvermittelt: „Du hast doch manchmal Heimweh?“

Sie blickte ihn an: „Ein bißchen!“

Da wurde er ganz traurig. Sie bat ihn, nicht böse zu sein, und er sagte nur tonlos vor sich hin: „Ja, was soll man denn da machen?“

Und plötzlich bekam er einen Anfall von Traurigkeit, nahm ihre Hände und schwatzte so viel, wie er noch nie geredet. Er wüßte nicht, ob es gut gewesen wäre, ob er recht getan, daß er sie aus ihrer Heimat entführt, denn es wäre doch hier alles anders, und er erging sich in Selbstanklagen: sie würde sich nicht glücklich fühlen und er könnte ihr das nicht bieten, was sie gebrauchte und es wäre eben doch zwischen Deutschland und Frankreich so vieles, vieles anders. Es läge eine tiefe Kluft zwischen den beiden Völkern, eine Kluft, kaum zu überbrücken.

Er war ganz traurig geworden, wie sie ihn, der doch nie von Jammer und Unglück angekränkelt war und sich sonst weiter kein Kopfzerbrechen über die Dinge machte, noch nie gesehen hatte.

Aber er sprach weiter, immer weiter. Er setzte ihr auseinander, es wäre zwischen dem Genius der beiden Völker ein Verschiedenes, das er drüben in St. Mathurin oft empfunden.

Sie war ganz erstaunt; davon hatte er doch als Bräutigam nie etwas gesagt, und sie wollte wissen, worin dies bestünde.

Er starrte vor sich hin, zuckte die Achseln, meinte, das wäre nicht zu ergründen, er könnte es nicht sagen, es läge in Kleinigkeiten, es läge in Ansichten, im Gefühl.

Dabei machte er ein so trauriges Gesicht, darin sich Enttäuschung zeigte, und doch wieder, wenn er den Unterschied der Völker betonte, von all dem Großen und Schönen und Guten und Tüchtigen seines Volkes sprach, ein Stolz, eine Art Begeisterung, daß Simone ihn ganz erstaunt anblickte.

Sie wurde ängstlich, und indem unter dem Pelz ihre schlanken, nackten Arme hervorglitten und sich um seinen Nacken legten, fragte sie mit zitternder Stimme: „Charles, bist Du unglücklich?“

Er blickte sie an. Im Augenblick war die Stimmung wieder weggeweht. Er sagte langsam: „Aber gar nicht, meine kleine Simone! Gar nicht! Man hat nur manchmal so seine Gedanken.“

Und wieder sie: „Liebst Du mich noch?“

„Wie kannst Du denn so etwas fragen?“

Dann küßten sie sich, und bis der Wagen hielt blieben sie Arm in Arm in der Tiefe des Landauers sitzen.

Als Licht darein fiel, schraken sie empor; der Bursche öffnete den Wagenschlag, sie stiegen hinauf in ihr stilles kleines Haus, und als Simone, noch ganz erregt von dem was sie erlebt, sich entkleidete, warf sie dabei einen Blick auf die große Kaminuhr, die sie bekommen und die jetzt, da es keine Kamine gab, auf einer Kommode im Schlafzimmer stand.

Und sie rief plötzlich: „Herrgott, schon drei?!“

Dabei drehte sie sich herum zu Karls Bett, und mit Erstaunen sah sie, daß er bereits in den Kissen lag und mit halbgeöffnetem Munde laut schnarchte.

## XXI.

Am anderen Tage ward es Karl sehr schwer, aufzustehen. Er erklärte, eigentlich einen tüchtigen Kater zu haben. Er kam erst kurz vor der Essensstunde nach Hause, während Simone die Zeit benutzte, um den Tisch vorzubereiten, denn sie wollte doch bei ihren Geschwistern Ehre einlegen. Es war zwar eigentlich ein Mittagessen, aber Karl nannte es Katerfrühstück, und er hatte dazu noch eine Anzahl seiner Kameraden mit eingeladen. Als er es eine Viertelstunde, ehe die Gäste kamen, sagte, war Simone ganz erschrocken; sie hatte ja nur auf die Geschwister gerechnet! Aber es war so reichlich, daß sie schließlich nach dem ersten Schreck keine Angst mehr hatte. Als sich aber plötzlich, nachdem die Ehepaare Tornow und Schwelsdorf gekommen, ein Leutnant nach dem andern einstellte und sogar noch der Landrat mit seiner Frau erschien, wußte sie doch nicht, was sie machen sollte. Unaufgefordert würden sie wohl nicht kommen, also hatte Karl sie alle eingeladen! Schließlich fanden sich sechzehn Personen zusammen.

Mit dem letzten Wagen schickte Karl noch die Ordonnanz fort, und beim Kaufmann in Rosenau wurden noch eiligst Konserven, Würste und kaltes Fleisch geholt. Der Beginn verzögerte sich dadurch um eine halbe Stunde, und aus dem Mittagessen wurde tatsächlich ein Frühstück. Aber es stellte sich heraus, daß es ganz reichlich

war, und die Sache ging ohne Beschämung für Simone vorbei.

Nach Tisch verteilte man sich in die verschiedenen Zimmer. Die Geschwister sahen sich die Einrichtung an und ließen sich durch das ganze Haus führen. Dabei näherte sich eigentlich zum erstenmal Graf Tornow seiner Schwägerin, und, die Zigarette in der Hand, stand er lange mit einem Glase Wein in der Hand mit ihr am Fenster im Salon. Sie machten sozusagen erst Bekanntschaft. Er lebte auf seinem Gute in Mecklenburg. Er erzählte davon und lud schließlich dringend seine Schwägerin ein, sie doch in Groß-Tornow zu besuchen, aber natürlich erst zur schönen Jahreszeit; denn er wollte seinen Besitz günstig zeigen. Er sagte, seine Töchter, deren er zwei besaß, sprächen immer von der Tante und wären neugierig wie eben so ein paar junge Dinger von vierzehn, fünfzehn Jahren. Sie hätten ihm aufgetragen, ganz genau über Tante Simone Aufschluß zu geben. Dabei zog der blonde, schlanke Mann, der sehr mager war und sehr vornehm aussah, sein Notizbuch.

Simone hatte ein wenig Angst vor ihm gehabt, sie hatte gemeint, er wäre blasiert, kalt und steif. Nun entdeckte sie in ihm einen zärtlichen Vater, der aus seinem Notizbuche ihr ganze Seiten Fragen vorlas, die sie beantworten sollte, oft die merkwürdigsten Dinge, wie sie nur einem in der Entwicklung begriffenen Mädchenhirn entsprießen.

Da sollte der gute Papa feststellen, wieviel Ringe Tante Simone trüge und auf welchen Fingern. Ob sie das Haar gelockt hätte oder nicht, den Knoten tief oder hoch gesteckt, ob sie deutsch spräche und für Bahnhof „la gare“ sagte oder „le débarquadère“. Denn über dieses Wort ihrer Mademoiselle hatten sie sich immer geärgert.

Simone beantwortete alles getreulich, sie mußte lachen über die kindliche Phantasie, und die Verwandten kamen sich dadurch in ein paar Augenblicken nahe. Als nun Gräfin Tornow noch dazu trat, ihren Arm in den Simones schob und beide von ihren Mädchen erzählten, da fühlte Simone, welches Vorurteil sie gehabt. Ihr Schwager schilderte, wie sie jeden Abend zusammensäßen, denn bei den großen Entfernungen käme selten Besuch, und dann lese er vor, französische Bücher, denn sie wollten alle gut französisch lernen, dann deutsche Dichtungen. Er entwarf ein Bild traulichen Familienlebens, in das er gern seine Schwägerin einmal mit hineingezogen hätte. Und wie sie sich immer näher kamen, gestand Graf Tornow, sie hätten sich alle ein klein wenig vor ihrer Schwägerin gefürchtet in der Idee, die würde alles nicht elegant genug finden. Endlich sagten beide, sie hätten sich nicht mehr genähert, denn um Gottes willen wollten sie sich nicht aufdrängen.

Als nun Simone lachend eingestand, sie wäre gestern abend, außer bei der kleinen Unterredung in der Ecke, ihrem Schwager ängstlich aus dem Wege gegangen, weil er immer ein wenig steif und zurückhaltend gewesen, gingen sie ins Boudoir hinüber, wo sich augenblicklich niemand befand. Karl wurde vorsichtig gerufen, daß kein anderer aufmerksam würde, und jetzt erst verschwägerten sie sich sozusagen, nachdem sie gegenseitig enthüllt, daß sie sich wie zwei ebenbürtige Gegner gegenübergestanden, die immer den Angriff hatten hinausschieben wollen.

Der Geheimrat und seine Frau mußten bald gehen; der Dienst rief ihn nach Berlin. Sie forderten noch Simone auf, sie gelegentlich in Berlin zu besuchen, sagten ein paar Worte, es wäre sehr nett gewesen, sie hätten sich sehr gefreut und dachten doch eigentlich nur daran, ja nicht den Zug zu verpassen.

Mit ihnen zugleich gingen die meisten andern. Sie waren ganz anders, wie am Abend vorher; wieder ernst und gemessen, zeremoniell und zurückhaltend, so daß Simone die Leute von der Ballnacht gar nicht wieder erkannte.

Graf und Gräfin Tornow blieben noch den Nachmittag über sitzen. Graf Tornow hatte die Photographien seiner Töchter mitgebracht, zweier langaufgeschossener Mädchen mit freihängendem Haar, halblangen Kleidern, unter denen ein paar schlanke, dünne Knöchel hervorschauten und etwas großen Füßen: das Unausgeglichene des Backfisches.

Dafür gab Simone ihr Bild, eine Mädchenphotographie, die sie für ihren Bräutigam in Aviron-sur-Vière hatte machen lassen, dem nächsten größeren Ort bei St. Mathurin, wo es einen Photographen gab.

„Das wird den Mädchen einen Begriff

von Dir geben, Simone!“ ſagte Graf Tornow.

Aber die Gräfin fand die Photographie nicht gut, und Karl äußerte den Wunſch, einmal mit Simone nach Berlin zu fahren, wo ſie ſich zuſammen aufnehmen laſſen wollten.

Doch dazu kam es in der nächſten Zeit nicht, denn Simone fühlte ſich nicht wohl. Sie ſah ſchlecht aus, litt des Morgens beim Aufſtehen an Übelkeiten, war abgeſpannt und müde, und manchmal etwas reizbar, ſo daß Karl nicht wußte, was er daraus machen ſollte. Sie dachte oft und viel an die Heimat, und dann begann ſie jedesmal zu weinen.

Dazu kam, daß Simone die anderen Damen nicht ſehen mochte. Die Freundſchaft mit Frau von Belzig war etwas erkaltet, ſie erſchien nicht, und Karl meinte: „Du wirſt doch dem dummen Frauenzimmer nicht nachlaufen.“

Die Lage der Ziegelei war aber auch nicht dazu angetan, den Verkehr zu erleichtern. Bei gutem Wetter wäre es noch etwas anderes geweſen, aber bei Schmutz und Regen oder bei einem der Stürme, die ſeit Tagen rückſichtslos über die Ebene brauſten, konnte man es den anderen Damen nicht zumuten, einen regelmäßigen Verkehr zu unterhalten.

Und dieſer Winter ſchien auch beſonders unglücklich; immer war der Himmel trübe, wochenlang blieb die Sonne verborgen, grau ſpannte ſich das Firmament bei dem Tauwetter über die ſchmutzige Erde. Der Schnee war allmählich geſchmolzen, und Lachen blieben davon überall ſtehen. Es kamen ein paarmal ein paar kalte Tage, dann gefroren die Äcker, die tief ausgefahrene Straße wurde holprig, ja ſogar der Sand des Sommerweges erſtarrte unter dem Froſt, ſo daß Karl vorſichtig reiten mußte, um die Feſſeln ſeiner Pferde nicht zu gefährden. Und er hatte Dienſt, Dienſt, unausgeſetzt Dienſt!

**Aus unſerer Studienmappe:**

Weiden am Waſſer. Studienzeichnung von Prof. Otto Strützel-München.

Der unangenehme Major, der im Herbst ins Regiment versetzt worden war, hatte sich genötigt gesehen, den Abschied zu nehmen und man bat dem Mann einiges ab, denn es stellte sich heraus, daß er seit Jahren leber- und magenleidend gewesen war. Da kam die lang erwartete und von Frau von Kalkar ersehnte Beförderung ihres Mannes zum Major. Er blieb im Regiment, und Karl wurde mit der Führung seiner Schwadron beauftragt.

Eine Zeitlang war die Aufregung in der Ziegelei groß, ob sie versetzt werden würden oder ob Karl als Rittmeister gerade diese Schwadron bekäme. Zum ersten April erhielt endlich Graf Rundstetten die Sterne und seine Ernennung zum Eskadron-Chef im Regiment.

Simone war glückselig, obgleich sie nicht wußte warum; nur weil ihr Mann sich freute, denn hätte er sich nicht darüber gefreut, so wäre auch sie traurig gewesen und hätte abermals nicht gewußt weshalb. Er war Rittmeister und bekam etwas mehr Gehalt, aber das spielte bei ihnen keine genügende Rolle, als daß es sehr zum Glücke beigetragen hätte. Doch bald verkehrte sich Simones Freude in Leid, denn der junge Eskadron-Chef hatte jetzt so viel zu tun, daß er nur wenig zu Hause sein konnte, und immer blieb Simone allein.

Das Frühjahr kam spät, es war längst Mitte April, und nichts wollte grün werden. Da sagte Simone eines Tages, als sie ihren Mann wegen irgend etwas, was bei der Schwadron passiert war, nicht einmal zu Tisch da gehabt und er im Kasino gegessen hatte: „Aber fängt denn nicht bald der Frühling an?“

Er war nervös, denn er hatte Ärger gehabt, und antwortete kurz: „Aber es ist doch schon Frühjahr!“

Sie gab, an den Ton nicht gewöhnt, erschrocken zurück: „Es wird ja aber nicht grün?!“

Er zuckte die Achseln und ging in sein Zimmer. Da lagen Strafbücher, und die neue Felddienstordnung wollte studiert sein. Ärgerlich setzte er sich an den Schreibtisch, und Simone blickte ihn traurig an.

Und wieder verging einige Zeit: das schlechte Wetter blieb, die Natur war weit zurück, es zeigten sich kaum einige Knospen. Karl hatte gemerkt, daß er seine Frau durch seine kurze Art gekränkt. Er bat sie um Verzeihung, er hätte es nicht bös gemeint, und setzte ihr auseinander, was es jetzt alles für ihn zu tun gab.

Die Schwadron befand sich gar nicht in besonders gutem Zustand, sondern hatte in den letzten Jahren entschieden nachgelassen. Ein paar gute Unteroffiziere, vor allen Dingen der langjährige Wachtmeister, hatten mit dem Zivilversorgungsschein den Abschied genommen. Der Nachwuchs war nicht besonders, und es machte sich fühlbar, daß der bisherige Schwadrons-Chef keine besondere Gabe gehabt hatte zum Ausbilden junger Pferde und Reiter. Er war ein äußerst zuverlässiger, ausgezeichneter Offizier, der für Exerzieren, Felddienst und Truppenführung der rechte Mann genannt werden konnte, aber die reiterliche Ausbildung ließ zu wünschen übrig. Und da er zehn Jahre die Schwadron befehligt hatte, so begann man das bereits in jüngeren Jahrgängen der Pferde stark zu merken. Der Kommandeur wußte das ganz gut, und Graf Rundstetten, dessen Stärke gerade die Pferdeausbildung war, da er in Hannover auf Reitschule gewesen war, sollte mit aller Kraft dieses Manko der Schwadron verbessern.

Der Brigade-Kommandeur hatte es ihm — unter vier Augen, um den jetzigen Major von Kalkar nicht zu kränken, der an anderer Stelle der Armee noch vorzügliche Dienste leisten würde, — mit den Worten gesagt: „Es bedarf jahrelanger Arbeit, um einen ganzen Stamm von Pferden heranzubilden; Sie werden jahrelang damit zu tun haben. Sie haben die Gelegenheit, zu zeigen, daß Sie die Schwadron, was Disziplin und Felddienst anbetrifft, auf der gleichen Höhe erhalten und musterhafte Reiter und tadellos gerittene Pferde noch hinzufügen.“

So gab sich denn Karl unendliche Mühe. Schon vier Uhr morgens stand er auf, zum Essen kehrte er erst heim, nachmittags ging er wieder zum Fußdienst oder zum Schießen, das jetzt begann, abends revidierte er dann noch den Stall, und vieles mußte er selbst übernehmen, da er nur einen einzigen Offizier bei der Schwadron hatte, den jungen Zilkow, der selbst erst erzogen werden sollte.

Wenn er dann abends zu Hause saß, war er wortkarg, müde von den Anstrengungen des Tages und ging bald zu Bett,

denn er mußte früh wieder heraus. Und auch seine Gespräche blieben immer bei dem, worauf seine ganzen Gedanken jetzt gerichtet waren: beim Dienst!

Sonst hatte er sich wohl zur Erholung ans Klavier gesetzt und seiner kleinen Frau vorgespielt, jetzt rührte er die Tasten nicht mehr an, und wenn sie ihn darum bat, strich er ihr kosend das Haar aus der Stirn und sagte: „Heute nicht, meine kleine Simone, ich bin so furchtbar müde, aber ein andermal."

Doch dieses andere Mal kam nicht, und sie bat ihn schließlich nicht mehr darum. Sie aber war einsam, einsam und immer einsamer. Sie klagte es ihrem Mann manchmal mit schüchternen Worten, doch er verwies sie auf die anderen Damen, denen es nicht besser ginge und fragte sie, warum sie denn die nicht aufsuche. Und einmal deutete er an, es wäre nicht vernünftig, daß sie sich gar keine Freundin gemacht habe Aber wer sollte hier ihre Freundin sein?

Manchmal kam Karl wohl der Gedanke, daß er nicht klug gehandelt, als er diese einsame Wohnung gewählt hatte, die den Verkehr so ungeheuer erschwerte. Aber er tröstete sich damit, es wäre eben keine andere da gewesen. Und wenn man daran rührte, begann er nervös zu werden, er wollte davon nichts wissen, nein, er wollte nicht! Warum über Sachen reden, die sich nicht ändern ließen? Und dann würde das alles schon besser werden, sobald erst einmal der Frühling wirklich gekommen war, denn dann würden auch die Besuche auf den Gütern anfangen. Und nach der Frühjahrsbesichtigung kam eine ruhigere Zeit.

Simone klagte nicht; sie saß die Tage allein, sie ging von einem Zimmer ins andere, sie stellte die Möbel um, sie schob die Gegenstände hin und her; dann unterhielt sie sich mit ihren Mädchen, und jetzt, wo sie die fremde Sprache für den Hausgebrauch beherrschte, konnte sie der Köchin ihre Wünsche äußern, einer neuen jungen, die das tat, was sie befahl.

Und dann setzte sie sich in das Schlafzimmer, das ihr bevorzugter Raum blieb, denn sie mochte nicht allein sein in den anderen Räumen, und suchte dort alles hervor, was sie aus ihrer Mädchenzeit mitgenommen hatte. Sie las immer wieder ihre Bücher durch, sie kramte in ihren Papieren, fand ihre Schulhefte wieder und konnte Stunden damit verbringen, die Aufsätze und Aufgaben zu lesen, unter denen sie mit Mademoiselle Bonneaus feiner, zierlicher Schrift die Beurteilungen fand, ein „bien" oder ein „très bien", selten etwas anderes, denn Simone war eine gute Schülerin gewesen.

Dann schrieb sie lange Briefe an Tante Jeanne, an die kleine Mama und den kleinen Papa, Briefe, in denen sie doch eigentlich nichts sagte und nur Fragen stellte nach zu Hause.

Sie wollte wissen, wie es der großen gelben Henne ging, ob die Platanen schon Blätter hätten, was im Garten alles blühte. Sie fragte nach den Dienstboten, nach den Nachbarn, aber von sich selbst verriet sie fast nichts. Es geschah nichts Neues, es gab nichts zu erzählen; die Natur schien hier oben in diesem späten Lande noch nicht erwacht, der Himmel zeigte nur wenige Tage seine blaue Farbe, nur selten lachte die Sonne herab, kein Besuch kam, nichts änderte sich, was sollte sie erzählen?

Sollte sie erzählen, daß sie in stiller Eintönigkeit ihre Tage verbrachte? Daß es hier traurig war, entsetzlich traurig, kein Grün, keine Sonne, keine Paradieses-Gegend wie zu Hause. Und daß der, der sie hätte entschädigen sollen durch seine stete Anwesenheit, durch seine Unterhaltung, durch sein Kosen, durch seine Liebe, früh fünf Uhr das Haus verließ, abgehetzt mittags heimkehrte, um nach Tisch nur schnell noch Briefe und eine Zeitung zu lesen, und dann wieder in die Kaserne zu laufen und erst abends nach Hause zu kommen und ihr nur von seinen Pferden und seinen Leuten zu erzählen; dann Arbeit zu finden und endlich zur Ruhe zu gehen, todmüde, wie erschlagen von den Pflichten seines Berufes?

Nein, das konnte sie nicht sagen. Sie wollte nicht klagen, sie hätte sich geschämt und sich eher die Zunge abgebissen. Dann hätten sie sich doch zu Hause gesagt, sie habe es ja nicht anders gewollt. Und sie hörte den Vater sagen: „Es tut nie gut, über die Grenzpfähle zu gehen; aber, mein liebes Kind, ich habe Dir Deinen Willen getan. Nun mußt Du die Suppe ausessen, die Du Dir eingebrockt hast."

Und ein Wort kam ihr in die Erinnerung, das der Vater einst im Munde ge-

führt Mademoiſelle Bonneau gegenüber, in deren Gegenwart er ſich gern beleſen zeigte; und ſie hörte ihren kleinen Papa ſagen, während er die Augenbrauen und Schultern heraufzog, die Arme ſeitwärts abſpreizte und wieder fallen ließ: „Tu l'as voulu, Georges Dandin!“

Aber das mochten alles nur Stimmungen ſein. Es war nur der Anfang ſo, hatte Karl ihr geſagt, und ſie liebte doch ihren Charles, ſie liebte ihn über alles in der Welt. Sie wußte, ſeinetwegen konnte ſie alles tun und alles leiden.

Ihr körperlicher Zuſtand war etwas beſſer geworden. Das trug dazu bei, daß ihre Stimmung umſchlug. Sie fühlte ſich wohler, ſie nahm plötzlich zu. Ihre Arme ſchienen voller zu werden und ihre Schultern und ihre Wangen. Karl freute ſich darüber, und lächelnd geſtand ſie ihm, ſie müſſe weniger eſſen, denn bald ſchloſſen ihre Kleider nicht mehr.

Als ſie einen Nachmittag bei Kalkars verbrachte, bei denen ſie am liebſten war, und in deren einfachen Haushalt ſie kommen und gehen konnte, wann ſie wollte, ſprach ſie lachend davon.

Frau von Kalkar machte ein ernſtes Geſicht, und die kinderreiche Frau fing plötzlich an zu lächeln, ſchüttelte den Kopf, drohte mit dem Finger und ſie, die gewohnt war, einen Familienzuwachs als etwas Selbſtverſtändliches, Regelmäßiges, Alljährliches anzuſehen, ſprach Simone ihre Meinung aus.

Daran hatte die junge Frau noch nicht gedacht. Sie erſchrak plötzlich und ward rot wie ein junges Mädchen. Doch Frau von Kalkar lachte ſie herzlich aus und gab ihr Verhaltungsmaßregeln. Vor allen Dingen ſollte ſie es ihrem Manne mitteilen.

An dieſem Tage blieb Simone nur kürzere Zeit als ſonſt, der Major aber brachte ſie zur Ziegelei: auf keinen Fall wollte Frau von Kalkar ſie allein gehen laſſen. Denn Karl hatte mindeſtens noch eine Stunde in der Kaſerne zu tun. Der Major aber war jetzt, wo er ſich beim Stabe befand, viel weniger in Anſpruch genommen als früher.

(Fortſetzung folgt.)

# Lottchen.

Von

## Georg Buſſe-Palma.

Heut zog Dein Bild im Flug verrauſchter Zeiten
Mir durch den Sinn, Du früh verlaſſnes Kind
Und ſchwere Nebel fielen auf die Weiten,
Die Blüten welkten, und der Tag ward blind.

Was ſind mir Roſen auch, die Dich nicht ſchmücken,
Und was die Sonne, wenn ſie Dich nicht krönt,
Und was mein Lied, wenn's Dir nicht zum Entzücken
Zum Berg des Ruhms die weißen Flügel dehnt?

Ach fern von Dir verzehrt ſich mein Gemüte.
Und ob der Himmel noch ſo heiter lacht:
In meiner Bruſt blüht eine dunkle Blüte,
Die überſchattet all die Frühlingspracht!...

Faun mit Kind. Nach der Radierung von Georg Jahn-Loschwitz.

Professor Wilhelm Trübner.
(Aufnahme aus dem Atelier Ciolini in Frankfurt a. M.)

# Wilhelm Trübner.

Von

Hans Rosenhagen.

Mit fünfzehn Abbildungen.

(Abdruck verboten.)

Um unter die Großen zu zählen, muß man das Vertrauen, das man durch seine ersten Leistungen geweckt hat, durch die Werke des reifen Alters, des Alters der wahren Kraft verdienen. Und das ist stets der Fall, wenn ein wirklich starkes Talent vorhanden ist." Diese aus dem Tagebuch des französischen Malers Eugène Delacroix stammende Bemerkung sollte man sich immer gegenwärtig halten. Sie ist unstreitig sehr wahr — man braucht nur an Rubens, Rembrandt, Frans Hals, Tizian, Velasquez oder von neueren Künstlern an Böcklin, Menzel, Leibl, Liebermann, Monet, Degas, Rodin zu denken — und vorzüglich geeignet, eine falsche Schätzung zu verhindern. Denn im allgemeinen gilt leicht der für einen großen Künstler, der von äußeren Erfolgen auf Ausstellungen und durch die Mode begünstigt ist. Und ach, wie wenige von den zu schneller Berühmtheit gelangten Künstlern halten, was sie einst versprachen! Gewöhnlich ist das bißchen vom Feuer der Jugend schön vergoldete Talent mit dieser bald dahingegangen, und nur ein Mensch mit großen Ansprüchen zurückgeblieben, den allein sehr gutmütige Leute noch Künstler nennen.

Die wirklich großen Künstler bringen es in unserer Zeit überhaupt nicht schnell zur Berühmtheit. Man braucht auch eben nur wieder an Böcklin, Menzel, Leibl und Liebermann zu denken. Sie alle mußten fünfzig Jahre alt werden, ehe ihre Bedeutung einigermaßen von einem größeren Kreise anerkannt wurde. Der Grund für diese eigentlich betrüblich zu nennende Erscheinung muß leider in dem mangelhaften Zustande der allgemeinen Geschmackskultur gesucht werden. Das Interesse des Volkes ist in der letzten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts von soviel wichtigen Ereig-

nissen auf den Gebieten der Wissenschaft, der Technik, der Politik und der sozialen Zustände in Anspruch genommen worden, daß für die Beschäftigung mit den bildenden Künsten kaum etwas übrig blieb. Man verlor allmählich die feinere Empfindung für künstlerische Eigenschaften und beurteilte Kunstwerke in der Hauptsache danach, was sie inhaltlich zu bieten hatten. Begünstigt wurde dieses unglückliche Verhältnis des Publikums zur Kunst durch eine äußerst verwirrte Ästhetik, welche die Werke der Kunst nach dem Gegenstande der Darstellung klassifizierte und bewertete, für die eine mäßig gemalte Historie ohne weiteres eine höhere Leistung vorstellte, als etwa eine mit größter Kunst gemalte Szene aus der Wirklichkeit. Die Reaktion gegen dieses Mißverständnis und Mißverhältnis ging schließlich von den Künstlern selbst aus. Sie waren durch das Studium der alten Meister, besonders der Holländer des XVII. Jahrhunderts, dahintergekommen, was Malerei eigentlich sei und worin die Qualität von Kunstwerken überhaupt gesucht werden müßte. Sie bemühten sich, in der Art ihrer großen Vorbilder zu malen, und hoben auf diese Weise wenigstens das künstlerische Handwerk wieder. Auf der anderen Seite begingen sie freilich den Fehler, daß sie sich nicht nur an die Technik, sondern auch an den zeitlichen Ausdruck jener Maler hielten und so einen neuen Gegensatz zwischen Kunst und Leben hervorriefen; denn der sichtbaren Welt des XIX. Jahrhunderts stand eine gemalte gegenüber, die ihre Motive mit Vorliebe aus der Vergangenheit wählte. Da das Kunstgewerbe dieser Bewegung sich anschloß, wurden die historischen Stile am Ende so populär, daß der Begriff des Künstlerischen auch in der Vorstellung des Publikums in unlösbaren Zusammenhang geriet mit der Kunst, die in den Museen zu finden war. Man hatte vollkommen das Gefühl dafür verloren, daß man die Erscheinungswelt, wie sie war, und das Leben, das man täglich um sich hatte, malen könnte, daß die alten Meister es getan und daß man die Wirklichkeit, anstatt sie mit eigenen Augen anzuschauen, durch die Brille vergangener Jahrhunderte sah.

Erst ganz allmählich kam die Einsicht, daß man, um etwas den Leistungen der alten Meister Gleichwertiges zu schaffen, sie nicht in ihrer Denkweise und in ihren Stoffen nachahmen, sondern in ihrem Sinne arbeiten müsse. Man begann zu begreifen, welchen ungeheuren Einfluß auf ihre Kunst ihr festes und unmittelbares Verhältnis zur Wirklichkeit gehabt hat, und daß auf diesem Verhältnis die Bedeutung ihrer Schöpfungen zum größten Teil beruhe. Während einzelne Maler nun diese Erkenntnis sich zunutze zu machen suchten, die übrigen aber erst den Erfolg des Unternehmens abwarten wollten, bemächtigte sich des Publikums und der durch die Kunstkritik vertretenen Ästhetik eine große Aufregung. Man erklärte die Künstler, die sich der Wirklichkeit, den Erscheinungen des Lebens zuwandten und diese entsprechend ihrer Wahrnehmungen darstellten, für Verbrecher an dem guten Geschmack, für Feinde der ewigen und unveränderlichen Ideale. Auf diese Weise gerieten gerade die allerbegabtesten Maler in einen heftigen Konflikt mit dem Geschmack des Publikums und der Ästhetik. Indessen die Zeit steht nicht still, und nach und nach folgten mit der genügenden Vorsicht alle mit Spürsinn für das Kommende ausgerüsteten Maler jenen kühnen Pionieren, so daß eines schönen Tages der Moment eintreten mußte, wo eigentlich kein Unterschied mehr bestand zwischen den Leistungen, über die man sich einst so heftig entrüstet hatte, und den Arbeiten, die den augenblicklich herrschenden Kunstanschauungen entsprachen. Auf diese Art ist freilich noch immer die Weiterentwickelung der Kunst von statten gegangen. Der Unterschied gegen früher und jetzt besteht nur darin, daß in Zeiten, in denen innigere Beziehungen zwischen Volk und Kunst vorhanden waren, der Geschmack der Menge den Bewegungen der Kunst schneller folgte und ein Künstler nicht erst alt und grau werden mußte, bis seine Größe über den Kreis seiner Freunde hinaus anerkannt wurde. Die Anschauungen der voranschreitenden bedeutenden Künstler und die Ideen der großen Menge über Kunst liegen heute, trotzdem soviel zur Hebung des Kunstverständnisses geschieht, so ziemlich ein Vierteljahrhundert auseinander.

Unter solchen Umständen ist es nicht weiter überraschend, daß auf einmal jemand als großer Künstler entdeckt wird, von dessen Existenz man, obwohl er sich fleißig bemerkbar zu machen gesucht, eigentlich keine Ahnung hatte.

Abb. 2. Im Atelier. Im Beſitz der Königl. neuen Pinakothek zu München.

Auch Wilhelm Trübner iſt einer von den deutſchen Künſtlern, die ihres vorgerückten künſtleriſchen Standpunktes wegen lange auf Anerkennung haben warten müſſen. Erſt ſeit Mitte der neunziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts wird ſein Name von dem Lichte der Ruhmesſonne etwas kräftiger angeſtrahlt. Von Popularität iſt freilich noch keine Rede. Dazu iſt Trübners Kunſt zu ſehr Kunſt an ſich; aber ſeine Stellung in der Kunſtgeſchichte iſt durch die außerordentliche Qualität ſeiner beſten Lei-

stungen so gut sundiert, daß er nicht mehr übersehen werden kann. Sein Beachtetwerden verdankt er einer chauvinistischen Regung. Das um 1890 herum lebhafter gewordene Deutschbewußtsein verlangte dringend nach einer nationalen Kunst. Man hatte sich an den Werken der alten deutschen Meister die Wesensseiten der von keinen fremdländischen Einflüssen noch berührten deutschen Kunst klar gemacht und hielt nun Umschau unter den lebenden Künstlern, wer von ihnen dem angenommenen Ideal etwa nahekam. Man hob zuerst, trotz seiner Vorliebe für die antike Welt, Böcklin auf den Schild, weil man bei ihm die Fabulierlust, den Humor und die vor keiner Gewaltsamkeit zurückschreckende Kraft des Germanen fand. Dann kam Hans Thoma an die Reihe, der kindlichen Sinn mit der Innigkeit und dem volkstümlichen Ausdruck Dürers verband. Leibl gewann sich die Gunst durch die Intimität seiner Beobachtung und seiner Malerei, die an Holbein gemahnte. Nachdem man Leibl als deutschen Meister entdeckt hatte, konnte man Trübner nicht gut mehr außer acht lassen. Seine ersten Arbeiten hatten die größte äußerliche Verwandtschaft mit denen seines Freundes Leibl, und dann gab es von ihm Bilder, deren tiefer leuchtender Emailglanz schon rein sinnlich an die Werke der Dürer, Hans von Kulmbach, Cranach und Grünewald erinnerte. Allerdings paßte die Herbigkeit seiner Kunst kaum in die deutsche Schablone. Seine Bilder waren eher alles andere als gefällig und ganz und gar nicht sinnig. Sie waren die Schöpfungen eines Mannes, der ruhig und sicher beobachtete und dem die Wahrheit über alles ging, der aber, bewußt oder unbewußt, Gefühl dafür zeigte, daß die erste Pflicht eines Bildes darin bestände, „ein Fest für die Augen" zu sein. Sie waren die Werke eines geborenen Malers. Es ist nicht möglich, die Vorzüge der Trübnerschen Kunst zu erfassen, ohne Empfindung für die Schönheit ihres malerischen Ausdrucks. Man kommt ohne sie aber auch nicht zu einer verständnis-

Abb. 3. Auf der Herreninsel in Chiemsee.

Abb. 4. Auf dem Kanapee. Im Besitz der Königl. Nationalgalerie zu Berlin.

vollen Würdigung von Künstlern wie Frans Hals oder Adrian Brouwer. Jedenfalls ist es nicht verwunderlich, daß Trübner in einer Zeit keine Beachtung fand, in der die literarische Idee im Bilde auf dessen Bewertung den größten Einfluß hatte, und wo von Malerei erst dann gesprochen wurde, wenn malerische Trachten und Requisiten reichlich vorhanden waren. Wieviel Überzeugungstreue mußte in dem Künstler stecken, daß er sich nicht irre machen ließ und seinen Zielen ruhig weiter nachging, so daß er, als man auf ihn aufmerksam wurde, nicht allein die Höhe seiner ersten Zeit behauptet, sondern auch noch die Fähigkeit und Kraft hatte, seine Kunst noch einmal zu verjüngen.

Wilhelm Trübner wurde in der schönen Stadt Heidelberg geboren am 3. Februar 1851. Er war der dritte Sohn des dort als Juwelier ansässig gewesenen Stadtrats Georg Trübner, und hat seine Kinder- und Knabenjahre in der lieblichen Neckarstadt verlebt. Vielleicht ist die Umgebung, in der er aufwuchs, die erinnerungsreiche, von Natur und Kunst gleichmäßig wohlbedachte Kurfürstenstadt mit ihrer mit Jugendlust

und mit Poesie gesättigten Atmosphäre nicht ohne Einfluß auf die Entwickelung seiner Neigungen und Fähigkeiten gewesen. Vor allem ist wohl dort seine Naturliebe erwacht und gepflegt worden. Auch ein gewisser historischer Sinn, eine große Achtung vor der Vergangenheit, vor dem Gewordenen, Gewachsenen und Echten, mag sich auf dem geschichtlich interessanten Boden Heidelbergs reichlicher entwickelt haben, zumal an der Spitze des Gymnasiums, das der junge Trübner besuchte, der Verfasser einer berühmten Weltgeschichte, Georg Weber, stand, durch dessen Ansehen und Bedeutung die Geschichte ganz gewiß zu einer ersten Disziplin im Schulprogramm hinaufgerückt wurde. Nachdem die Schuljahre überwunden waren, trat die Berufsfrage an Trübner heran. Der Vater wünschte, daß er in sein Geschäft einträte, die Neigungen des jungen blonden Mannes aber gingen einen anderen Weg. Er wollte durchaus Maler werden. Schon als Knabe wußte er Bleistift, Zeichenfeder und Pinsel mit Geschick zu handhaben, und nichts Schöneres gab es für ihn, als sich vorzustellen, welche Bilder er einst malen würde. Als alle Ermahnungen und aller Unwille der Eltern den jungen Menschen von seinem Plan nicht abbrachten, beschloß man, die Meinung einer Autorität einzuholen. Die Wahl dieser konnte kaum zweifelhaft sein. Fand sich doch alljährlich in Heidelberg ein Künstler ein, der, wenn man ihn auch nicht sonderlich verstand, jedenfalls schon einen großen Ruf hatte. Es war Anselm Feuerbach, der regelmäßig einige Monate im Hause seiner aufopferungsvollen zweiten Mutter verlebte, um dem heißen römischen Sommer zu entgehen und einem treuen Herzen seine Nöte zu klagen. Man ging also mit einigen Arbeiten des für die Goldschmiedekunst nicht begeisterten jungen Mannes zu dem berühmten Maler, der nicht allein die Bedenken der Eltern sofort zerstreute, sondern soviel Talent in den ihm vorgelegten Proben fand, daß er dringend dazu riet, den Wunsch des Sohnes zu erfüllen. So zog Trübner anstatt in die Goldschmiedewerkstatt des Vaters überglücklich nach Karlsruhe auf die Kunstschule.

Die Karlsruher Kunstschule stand damals unter der Leitung des Malers Schick. Als ihre hervorragendsten Lehrer galten der Wiener Canon und der Historienmaler Feodor Dietz. Unter diesen begann Trübner seine Studien. Den größeren Einfluß hat wohl Canon auf ihn ausgeübt, eine abgeschlossene Persönlichkeit mit viel Kultur des Geschmacks und, obschon ein Eklektiker, der

Abb. 5. Christus.

Abb. 6. Bildnis des Dichters Martin Greif.

ſich beſonders von den Venetianern angezogen fühlte, doch ein geborener Koloriſt. Vier Semeſter blieb der junge Künſtler in Karlsruhe. Wie weit er's gebracht, dafür zeugt eine Arbeit in der Karlsruher Galerie, ein altes Paar „In der Kirche" darſtellend, die ſchon einen ernſten und tüchtigen Maler ankündigt. Von Karlsruhe ging es nach München, wo Wilhelm von Kaulbach Akademiedirektor war, aſſiſtiert von Moritz von Schwind, der als zweiter Direktor fungierte. Trübner war dort Schüler von Alexander Wagner und Wilhelm Diez, den Vertretern des Kolorismus und der guten Malerei an der damaligen Münchener Akademie, zugleich aber auch Verehrern jener Malweiſe, die im ſchönen altmeiſterlichen Ton, in der ſauberen peinlichen Ausführung, gepaart mit einer gewiſſen Flottheit des Striches das Ziel der Kunſt ſah. Der junge Künſtler hat bei den beiden Malern unzweifelhaft viel gelernt; aber ſein geſunder Wirklichkeitsſinn wehrte ſich dagegen, die ganze Welt des Malers im Atelier, im Wallenſteinſchen Reiterkoller und in all dem Trödelkram zu ſehen, der damals die wichtigſten Requiſiten für ein anſtändiges Bild hergeben mußte. Gegen Ende des vierten Semeſters lernte Trübner den durch einige wundervolle Bilder bereits zur Beachtung gelangten Wilhelm Leibl kennen, dem er ſein Leid klagte. „Sie müſſen ſofort die Akademie verlaſſen, wenn Sie nicht Ihre ganze Eigenart verlieren und in Ihrer Entwickelung behindert werden wollen. Sie können übergenug, um auf eigene Fauſt zu ſchaffen." Dieſem Rate des älteren Kollegen folgte Trübner ſogleich und hatte ſeinen

Entschluß nicht zu bereuen. Es ging wirklich und sogar vorzüglich. Der Verkehr mit Leibl förderte den Zwanzigjährigen ungemein. In der Zeit von 1871 bis 1872 sind die meisten jener Bilder Trübners entstanden, für die sich erst ein Vierteljahrhundert später Käufer fanden und die jetzt fast ausnahmslos in die großen öffentlichen Sammlungen gelangt sind.

Es steckt manches von Leibl in jenen Arbeiten, aber doch auch bereits eine starke Persönlichkeit. Auf Leibl ist die Vorliebe für die schwärzliche Grundierung der Leinwand und die breite flächige Malerei zurückzuführen, ganz persönlich Trübner aber ist vor allem die reichere Farbe und dann der Mangel an Rücksicht auf die Gefühle des Publikums. Während sich Leibl bei allem Respekt vor der Natur noch durch eine gewisse Eleganz und Liebe zu natürlich-schönen Erscheinungen empfiehlt, wünschte Trübner durchaus und allein durch die Schönheit der Malerei zu wirken. Nichts ist so häßlich, daß er es sich nicht schön darzustellen getraut. Eine malerisch so entzückende Leistung wie das Bild „Auf dem Kanapee" (Abb. 4), heute in der Nationalgalerie, hat wegen der wenig anmutigen Erscheinung der ein Stück Brot oder Kuchen verzehrenden Dame den Ästheten in der Kritik und im Publikum jahrelang das größte Entsetzen bereitet. Man war eben noch gar nicht fähig, zu begreifen, daß Kunstschönes und Naturschönes zweierlei sei. Trübner malte die Leute gewiß nicht häßlicher, als sie waren, aber er verschmähte jede Art der Idealisierung. Er konnte sich dabei auf die größten Vorbilder berufen, auf Frans Hals und Velasquez, für die es kein Häßlich oder Schön gab, wenn nur das Modell Gelegenheit bot, ihre ganze Kunst zu zeigen. Trübners Genrebilder und Porträts aus dieser ersten Zeit sind ziemlich dunkel, aber von einer Delikatesse des Tons, die nicht zu übertreffen ist. Der Künstler liebte damals ungemein den vornehmen Akkord von Grau, Braun und Weiß, in den er als Pointe das tiefe Rot einer Rose, eine Schale mit Früchten, einen japanisch bunten Fächer oder etwas anderes Geeignetes hineinzusetzen pflegte. Seine Freunde und deren Frauen mußten ihm sitzen zu Bildnissen sowohl als zu genrehaften Szenen. Auch Selbstporträts entstanden. Von diesen frühen Bildern sind die wichtigsten: „Der erste Versuch" — ein Junge, der vor einem Büfett hockt und, sich scheu umsehend, aus einer Flasche trinkt — (Stuttgarter Galerie), „Im Atelier" (Abb. 2) (Neue Pinakothek München), „Auf dem Kanapee" (Nationalgalerie Berlin), „Selbstporträt" (Dresdener Galerie), „Der zeitungslesende Mohr" (Städelsches Kunstinstitut Frankfurt a. M.), „Im Heidelberger Schloß" — der Künstler im Fenster liegend, vom Zimmer aus gesehen — (Darmstädter Galerie). Aber Trübner beschränkte sich nicht auf diese Ateliermalerei, sondern ging auch hinaus aufs Land und begann vor der Natur zu malen, womit er sich sogleich in Gegensatz zu Leibl brachte, der nicht landschafterte. Er stellte seine Staffelei am Ufer des Chiemsees auf (Abb. 3), oder auf der in diesem liegenden Herreninsel. Die Galerien in Berlin, München und Hamburg besitzen die schönsten der dort entstandenen Landschaften Trübners. Diese sind, entsprechend der im Atelier benutzten Palette, sehr tief gestimmt. Nichts von Naturalismus in der Farbe, aber in der Auffassung das feinste Naturgefühl und dazu die prachtvollste Malerei. Um den tiefen Ton zu motivieren, wählte der Künstler gern trübe Stimmungen oder die Nähe des Abends. Ganz wundersame Harmonien von dunkelgrünen Bäumen, altersgrauen Schlössern und schwärzlichen Wolken sind da entstanden. Die scheinbar kalten Farben haben einen warmen, unsäglich angenehmen Ton. Man vergißt diese Bilder mit der grünen Wiese vorn und dem sich zwischen dunklen Bäumen aufreckenden, ein wenig windschiefen grauen Schloß, einmal gesehen, nie wieder.

Nach diesem fleißigen Jahre geht es im Winter nach Rom, wo ein „Baechus" entsteht und ein Selbstporträt „Beim römischen Wein". Über Heidelberg — der Aufenthalt wird benutzt, um die mit dem Beruf des Sohnes durchaus versöhnten Eltern zu malen — wendet sich Trübner dann nach Brüssel. Er bringt dort den Winter 1873 zu. Seine Liebe gehört den Vlamen in der Galerie, allen voran Rubens und Jordaens, deren männliche Gesundheit und Kraft ihm nicht weniger wert dünkt als ihre magistrale Malerei. Der „Christus im Grabe", ein kühnes Verkürzungsexperiment (Abb. 5), entstand dort, und zwar in drei verschiedenen Auffassungen. Im Ok-

Birken. Nach dem Gemälde von Prof. Wilhelm Trübner.

tober 1874 kehrt dann der Künstler nach Karlsruhe zurück, um seiner Militärpflicht zu genügen. Er hat dieses Intermezzo in einem Selbstporträt verewigt, das ihn in der Uniform eines Einjährigen im 3. Badischen Dragoner-Regiment Nr. 22 in ganzer Figur, die Palette in der Hand, darstellt.

Als sich Trübner im Oktober 1875 wieder in München niederließ, war er ein fertiger Meister. Freilich nichts weniger als ein anerkannter. Der Stern Pilotys hatte inzwischen am Münchener Kunsthimmel seinen hellsten Glanz erreicht. Alle Welt hielt sein gemaltes Theater für die größte Kunst. Das prächtige Kostümstück und die falschen Teniers, Ostades und Brouwers beherrschten die Situation in den Ausstellungen. Was wollte da ein Maler, der nicht diesen glänzenden Stoffen nachging, sondern nur der guten Malerei im Geiste der alten Meister? Trübner errang lediglich bei einigen Kollegen und Freunden, zu denen Hans Thoma, die Kunstgelehrten Bayersdorfer und Eisenmann, der Dichter Martin Greif und der Philosoph Du Prel gehörten, Erfolge. Leibl hatte sich in dieser Zeit in die Dachauer Gegend zurückgezogen und tauchte nur selten noch in München auf, wo man seine Kunst ebenso über die Achsel ansah, wie die seines jüngeren Gesinnungsgenossen. Trübner tat das Vernünftigste, was man in solchen Fällen tun kann: er arbeitete unverdrossen weiter. Eine große Anzahl von Studienköpfen und Porträts von Freunden entstanden im Jahre 1876, von denen das Bildnis Martin Greifs (Abb. 6) eins der allervorzüglichsten ist. Ferner sind zu erwähnen: das Porträt eines Herrn im Pelz (Abb. 7) mit der wunderbar gegebenen Hand, die Dame im Pelz (Abb. 8), deren Gesichtsfarbe eine unbeschreiblich delikate malerische Verbindung mit dem weichen grauen Kragen eingeht; dann das Bildnis einer sitzenden Dame in Grau mit einem hellen Gesicht, eine Malerei von einer Unvoreingenommenheit der Anschauung, die an Manet, und einer Schönheit des Tons und des Pinselstrichs, die an Velasquez gemahnt. Die Mailänder Brera besitzt aus dem gleichen Jahr ein Genrebild „Atelierruhe", einen weiblichen Akt mit einem Totenschädel darstellend. Auch der prachtvolle „Zimmermannsplatz" (Abb. 9) in der Hamburger Galerie ist 1876 datiert. Auf den Landschaften der folgenden Jahre erscheint zuweilen eine wunderschöne graue Dogge, die der Künstler auch einzeln, teils porträtmäßig, teils genrehaft, etwa unter grünen Birken, an einem

Abb. 7. Bildnis.

Abb. 8. Bildnis.

Badeplatz neben einem Bündel Frauenkleider Wache haltend, nach einer auf einem Teller liegenden Wurst schnappend — „Cäsar am Rubikon“ (Karlsruher Galerie) — oder einen Kranz von Regensburger Würstchen auf der Nase tragend, malte.

Ende der siebziger Jahre macht Trübner unvermutet eine Schwenkung. Er fühlt das Bedürfnis, zu zeigen, daß auch er Phantasie entwickeln kann, wenn sie durchaus gewünscht wird. Ein „Kampf der Lapithen und Kentauren“, ein „Gigantenkampf“ (Abb. 10), eine „Wilde Jagd“, „Amazonenschlacht“, „Kreuzigung“ und „Hölle Dantes“ entstehen, teilweise ausgezeichnete Leistungen; aber doch vielleicht zu absichtlich, um ganz bezwingend zu wirken. Durch prachtvolle große Malerei und tiefleuchtende Farbe, auch durch starkes Pathos machen sie dennoch zum Teil einen starken Eindruck. Den blitzeschleudernden Zeus hinter seinen wilden Rossen, die überaus bewegten Rücken der sich verteidigenden Giganten oder das tragische Violett im Mantel der zusammensinkenden Maria auf der Kreuzigung prägen sich tief der Erinnerung ein. Sogar Geschichtsbilder hat Trübner in dieser Zeit gemalt: „Die Schlacht bei Ampfing“ und „Die Schlacht bei Wimpfen“, die allerdings noch deutlicher die Grenzen seiner Begabung nach der Seite des freien Gestaltens erkennen lassen. Selbst wenig befriedigt von diesen Bildern, an deren Entstehen Hans Thoma und die literarisch tätigen Freunde beinahe mehr Anteil hatten als er selbst, wendet Trübner jetzt all sein Interesse der Landschaft zu. Ein paar Bildnisse werden noch gemalt, so „Der Einjährige“ (Abb. 11) und jenes Meisterstück, das die National-Galerie besitzt, das Bildnis des Malers Schuch (Abb. 13), sonst aber nur noch Landschaften. Der Künstler verbringt die Sommermonate in Seefeld am Pilsensee, am Weßlinger See, auf der Fraueninsel im Chiemsee oder in Seeon, am Bodensee oder in Heidelberg und produziert dort eine Reihe seiner allerbesten Schöpfungen. Vor der Natur erlebt er auch noch seine stärkste Wandlung (Abb. 13 u. Einschaltbild zw. S. 408/409).

Trübners erste Landschaften waren ge-

nau ſo dunkel geſtimmt, wie ſeine im Atelier gemalten Bilder. Es war alles darin, was man an den vorzüglichſten Landſchaftsbildern ſchätzt: Reſpekt vor der Wirklichkeit, warmes Naturgefühl, ſtarke Wirkung des Räumlichen, Harmonie des farbigen Ausdrucks und jene breite ſuggeſtive Malerei, die ſeit Tizian, Rembrandt, Hals und Velasquez für die höchſte Kunſt gilt; aber die Farbe gab zu wenig von der Lichtfülle, die ſich in der Natur findet. Ein Aufenthalt in London 1883, wo Trübner die Schöpfungen Conſtables und Turners ſah, öffnete ihm die Augen für dieſen Mangel. Seit dieſer Zeit lichtet ſich ſeine Palette auf. Die erſten Bilder dieſer Periode haben, trotz größerer Helligkeit der Farben, etwas Stumpfes, Mattes und Nüchternes. Allmählich wird der Künſtler in der Anwendung heller Farben ſicherer. Lichtes Blau, Grün und Gelb und Grau ſtehen in den Landſchaften nicht bloß natürlich, ſondern auch fein zuſammen. Endlich wagt er ſogar, Sonnenſchein zu malen. Er entdeckt den Reichtum an Nuancen, den dieſe Steigerung des Lichtes mit ſich bringt, und findet auf dieſem Wege einen Glanz, eine Leuchtkraft und Stärke der Farbe wieder, die jene noch übertrifft, die man an ſeinen erſten Schöpfungen ſchätzen gelernt hat. Dieſe neue Anſchauung ſetzt Mitte der neunziger Jahre des letzten Säkulums ein und hat bis in die neueſte Zeit ihre Mittel verbeſſert und ihre Ziele erhöht. Nachdem Trübner des neuen Weges ſicher war, ſpielt auch die Erſcheinung des Menſchen in ſeinen Schöpfungen wieder eine Rolle. Er malte Akte im Freien, unter grünen Bäumen, von Sonnenſchein und Reflexen umfunkelt. Bald ſind es „Adam und Eva“, bald „Suſanne im Bade“, bald „Salome mit dem Haupte des Täufers“, oder „Paris mit den drei Göttinnen“. Allerdings handelt es ſich dabei um nichts weniger als um Schöpfungen idealen Stils. Der Künſtler gibt nicht viel mehr als die Erſcheinung der betreffenden Modelle, aber er weiß den mangelnden höheren Ausdruck durch eine Malerei zu erſetzen, die durch ihre künſtleriſche Schönheit frappiert und die keinen Reiz unterſchlägt, den das Spiel von Licht und Schatten und Farbe dem Auge offenbart. In neueſter Zeit iſt der Künſtler mit Reiterbildniſſen und Freilichtbildniſſen hervorgetreten, die vielleicht das Stärkſte an Farbe und großer Malerei vorſtellen, was in der deutſchen Kunſt bisher erreicht wurde. Trübner trainiert ſich förmlich darauf, den ein-

Abb. 9. Zimmermannsplatz. Im Beſitz der Hamburger Galerie.

Abb. 10. Gigantenschlacht.

fachsten und zugleich gewaltigsten farbigen und malerischen Ausdruck zu erreichen. Der in einem sandfarbenen Anzug auf einem Braunen unter Bäumen haltende Reiter — dieser ein wenig im Schatten, das Pferd in heller Sonne (Abb. 14) — ist das Resultat einer Unzahl von Einzelstudien und der Höhepunkt von zwölf lebensgroßen Reiterbildnissen, die der Künstler im Laufe eines Sommers malte. Man kann nichts Erstaunlicheres sehen, als die Art, wie der Künstler mit ungeheuer breiten Pinselstrichen in Farbe diesen schönen Pferdekörper modelliert hat. Freilich muß man kurzsichtig sein oder sehr weit zurücktreten, um wahrzunehmen, mit welcher fabelhaften Wirkung sich diese breiten Farbenflächen zu einer überzeugend plastischen und lebensprühenden Erscheinung zusammenschließen. Dieses Reiterporträt und die in gleichem Sinne gemalten Bildnisse einer „Dame in Weiß" und eines „Hessischen Postillons" in blauer Uniform gehörten mit ein paar sonnigen Landschaften Trübners zu den Glanzstücken der

Ausstellung der Berliner Sezession im Sommer 1903.

Seit 1895, wo Trübner auf dem Umwege über Leibl als großer deutscher Künstler entdeckt wurde, kann er kaum noch über Mangel an Beachtung klagen. Berlin ging mit der Anerkennung von Trübners einzigen Eigenschaften und Leistungen voran. Der Maler hatte die Genugtuung, daß die wichtigsten deutschen Galerien sich beeilten, die Werke seiner Jugend zu erwerben; und daß diese Arbeiten fünfundzwanzig Jahre nach ihrer Entstehung für modern galten, während die Werke und vielfach auch die Maler, die ihn und sein Schaffen einst verdunkelt hatten, kaum noch genannt wurden und zum Teil sogar vergessen waren. Der Erfolg in Berlin bestimmte den Künstler, seinen Wohnsitz in München aufzugeben und in die Reichshauptstadt überzusiedeln. Auf dem Wege dahin wurde er 1897 in Frankfurt a. M. durch seinen dort ansässigen Freund Hans Thoma und andere Gründe, vor allem durch die schöne landschaftliche Umgebung der Stadt veranlaßt, sich vorerst in der schönen Mainstadt niederzulassen. Auch als Thoma nach Karlsruhe berufen wurde, blieb Trübner in Frankfurt und verheiratete sich dort 1900 mit seiner begabten Schülerin Alice Auerbach. Seit dem Herbst 1903 wirkt er als Leiter eines Meisterateliers an der Karlsruher Akademie, wohin ihn unter ehrenvollen Auszeichnungen sein Großherzog berief.

Trübner hat nicht nur die deutsche Kunst, sondern auch die Kunstliteratur durch seine Tätigkeit bereichert. Die beständige Ablehnung, die seine innerlich so gesunde und große Kunst erfuhr, gab ihm Veranlassung, über das, was Kunst ist und was nicht, reichlich nachzudenken. Als Frucht dieses Nachdenkens sind zwei Schriften Trübners erschienen: „Das Kunstverständnis von heut" (1892) und „Die Verwirrung der Kunst-

Abb. 11. Bildnis eines Einjährigen.

begriffe" (1898, 2. Auflage 1900). Der Künſtler ſtellt darin den Grundſatz auf, daß es in der Kunſt zwei Arten von gut gebe, eine Güte von dauerndem Wert, die den Werken der rein künſtleriſchen Richtung zu eigen wäre, und eine Güte von vergänglichem Wert, die ſich in den populärkünſtleriſchen Werken fände. Es fehle an Verſtändnis für das künſtleriſche Denken, daher halte das Publikum die geiſtig ſchwächſten Bilder für geiſtvoll, die künſtleriſch geiſtreichſten aber für dumm und langweilig. Werke von bleibendem Wert würden mittels rein künſtleriſchem Können hergeſtellt; die mit der Zeit im Werte ſinkende Kunſtware dagegen mit dem akademiſchen Können. Der mittelmäßig Begabte ſtrebe nach Korrektheit, das große Talent nach Vollendung und zwar der Koloriſt nach Vollendung der Farbe, der Freskomaler nach Vollendung der Linie. Trübner vertritt alſo mit einem Worte die zweifellos richtige Anſicht, daß das Künſtleriſche an ſich das iſt, was einer künſtleriſchen Leiſtung dauernde Bedeutung für die Kunſt verleiht, nicht der Gegenſtand der Darſtellung. Jedenfalls zeigt ſich der Maler in dieſen Schriften als ein tüchtiger Denker und geiſtvoller Menſch.

Bemerkenswert an Trübner iſt, daß er in der ganzen Zeit ſeines künſtleriſchen Schaffens immer er ſelbſt geblieben iſt und ſich nie darum gekümmert hat, wie andere es treiben. Alles erſcheint bei ihm durchaus perſönlich: ſein Malweiſe, ſeine Farbe, ſeine Auffaſſung. Man erkennt ſeine Bilder, gleichviel welcher Zeit ſeines Schaffens ſie angehören, unter tauſenden ſofort heraus. Das will viel ſagen. Trübners Kunſt ſtellt eine merkwürdige Miſchung von höchſter Meiſterſchaft und größter Naivität vor. Sie iſt genial und pedantiſch, vornehm und banal oft zu gleicher Zeit und manchmal

Abb. 12. Porträt. Im Beſitz der Königl. Nationalgalerie zu Berlin.

Abb. 13. Ermatingen am Bodenſee.

ſo grob, daß ſehr viel guter Wille dazu gehört, in ein Verhältnis zu ihr zu gelangen; aber in ſeinen vorzüglichſten Werken darf man Trübner getroſt neben die größten Maler aller Zeiten ſtellen. Seiner Kunſt fehlt das Tiefſinnige, dafür aber hat ſie eine unerſchütterliche animaliſche Geſundheit, animaliſch, weil ſie ganz auf ſinnlicher Wahrnehmung aufgebaut iſt und ſich vor allem auch an dieſe wendet. Die Farbe iſt daher ihr weſentlichſter Beſtandteil, und in ihrer Anwendung entwickelt Trübner nicht nur Geiſt, ſondern auch Phantaſie. Er beherrſcht die Farbe als Ausdrucksmittel vollkommen. Er malt immer prima, d. h. die einmal hingeſetzte Farbe bleibt ein für allemal ſo ſtehen, wie er ſie auf die Leinwand gebracht hat. Übermalungen, Laſuren wird man auf ſeinen Bildern vergeblich ſuchen. Er iſt ſich über das, was er in einem Bilde geben will, ſo durchaus klar, daß er oben links auf der Leinwand den erſten, rechts unten den letzten Pinſelſtrich tut. Nichts Konventionelles iſt in ſeiner Malerei und nichts, was nicht ſein perſönliches Eigentum wäre. Seine Freilichtdarſtellungen zeigen nicht die geringſte Verwandtſchaft mit den franzöſiſchen, die doch aller Welt Vorbild waren. Dieſe Selbſtändigkeit macht ihn zu einer der originellſten Erſcheinungen in der deutſchen Kunſt. Er hat einige der beſten Porträts gemalt, welche die deutſche Kunſt überhaupt beſitzt, und unter den deutſchen Landſchaftern iſt er einer der allergrößten. Nur Thomas Landſchaften ſind vielleicht noch ähnlich deutſch im Ausdruck und in der Empfindung. Ein in ſeinem Weſen und in ſeiner Überzeugung feſter Menſch ſpricht daraus.

Wenn man dieſes reiche Lob einſchränken will, wird man ſagen können, daß das ſtark Perſönliche in Trübners Kunſt die Gefahr der Manier und der Methode in ſich birgt und daß einige der letzten Schöpfungen des Künſtlers durch die Art des Vortrages faſt etwas Prinzipielles an ſich

Abb. 14. Reiterbildnis.

haben, weil der Gegenstand der Malweise zuweilen untergeordnet erscheint. Man darf aber auch hierbei eher Zufall als Absicht annehmen, denn Trübner ist viel zu sehr Temperament, als daß man glauben möchte, er könne je in Abhängigkeit geraten von seinen Mitteln. Man richtet nicht sein Leben lang die Augen auf die höchsten Ziele der Malerei und macht nicht nach dem fünfzigsten Jahre Bilder, die den Werken der Jugend überlegen sind, um in einer Manier — und sei es die originellste von der Welt — zu enden. — Wie man lange Zeit gebraucht hat, um hinter die Schönheiten und Feinheiten der frühen Schöpfungen Trübners zu kommen, und wie sie ihre Vorzüge erst offenbarten, nachdem sie alt geworden waren, so wird es auch noch Jahre währen, bis das deutsche Volk als Ganzes begreifen lernt, welch eine prachtvolle und glänzende, die Zeiten überdauernde Erscheinung in der deutschen Kunst Trübner vorstellt. Wer aber heute, trotzdem der Künstler von dem kleinen Kreis wirklicher Kenner als einer unserer Besten anerkannt ist, mit ehrlicher Überzeugung eingesteht, Trübners Bilder gefielen ihm nicht, er zöge andere vor, mag sich des klugen Wortes des weisen Goethe erinnern: „Eigentlich ist das, was nicht gefällt, das Rechte. Die neuere Kunst verdirbt, weil sie gefallen will."

Brunnen. Von Richard Luksch und Prof. Joseph Hoffmann-Wien.
(Wiener Sezession 1903.)

# Amerikaniſche Multimillionäre.

Von

Otto von Gottberg.

(Abdruck verboten.)

Ein Neuyorker Bankier und Promotor, Mr. J. Pierpont Morgan, der als ſolcher über ein nach neuweltlichen Begriffen nur beſcheidenes Privatvermögen verfügt, plante unlängſt eine Monopoliſierung des transatlantiſchen Verkehrs durch Verſchmelzung mehrerer Dampferlinien. Nicht dieſe, wohl aber eine Intereſſengemeinſchaft wurde vereinbart. Vorteile ſicherte ſie namentlich den beiden großen deutſchen Reedereien. Das führt „Nauticus“ im Jahrbuch von 1903 ſachlich und fachmänniſch aus. Einſichtigen mußte es von vornherein klar ſein. Aber Europa zitterte vor dem Popanz der amerikaniſchen Gefahr. Mit deutſcher Gründlichkeit ſtudierten heimiſche Redakteure amerikaniſche Senſationsblätter. Aus ihren Spalten erfuhren ſie, daß jener gerade in Europa reiſende Yankeepromotor der reichſte Mann der Welt ſei. Sein Millionenbeſitz erlaube ihm, Staatsweſen aufzukaufen. Einſtweilen wolle er ſich, gutherzig genug, mit der Herrſchaft über die Weltmeere beſcheiden.

Jener tatſächlich vereinbarten Intereſſengemeinſchaft droht heute ſchon wieder Zerſplitterung. Mr. Morgan wird darüber vielleicht weder den Schlaf einer Nachtſtunde noch eine Doppelkrone oertieren. Daheim aber ſollte man ſich von dieſer pfiffigen Gentry nicht allzuviel Wind vormachen laſſen.

Nie haben Morgan und der frühere Stahltruſtpräſident Schwab wohl ſelbſt vorausgeahnt, wie leicht ſich die Alte Welt betören laſſe. — Es war eine Reklamefahrt, die ſie damals vor Bildung des ſogenannten Schiffahrtstruſts nach Europa unternahmen. Ihr Zweck war, jenen Teil der Schuldverſchreibungen des eben geborenen Stahltruſts, den ſie in Neuyork nicht abgeſetzt hatten, in London, Paris und Berlin auf den Markt zu bringen. Darum ſuchte der eine Audienzen bei Monarchen nach, darum kaufte er Gemälde ſchockweiſe auf und darum warf der andere eine halbe Million auf den Roulettetiſch in Monte Carlo. Die alte Dame Europa hielt den Atem an. Dieſe Herren, die ſolchen Luxus treiben konnten, mußten ja ein Sündengeld durch ihren Stahltruſt verdienen. Man kaufte deſſen Aktien und wurde wie das amerikaniſche Publikum „behumbugt“. Denn ſie ſind ſeither um über die Hälfte ihres damaligen Wertes zuſammengeſchrumpft.

Mr. Schwab, als Truſtpräſident einfach ein erſter Kommis von Großkapitaliſten mit 100000 Dollars Jahresgehalt, wurde damals ein Milliardär genannt. Er mag als kluger Spekulant ſchließlich einige Millionen zuſammengebracht haben, aber er iſt ebenſowenig Milliardär wie Mr. Cornelius Vanderbilt. Auch ihn bezeichneten deutſche Blätter als ſolchen, während er den Kieler Regatten beiwohnte. Vor Gericht wurden ihm, nachdem unlängſt ſein Vater geſtorben, fünf Millionen zugeſprochen, die er ſeither um einen Bruchteil vermehrt haben mag. — Der „amerikaniſche Milliardär“ lebt noch nicht.

Gewiß aber gibt es Rieſenvermögen in den Vereinigten Staaten. Das Land iſt reich, ſeine Scholle ertragsfähig und noch nirgends erſchöpft. Überall harren neue Schätze des Finders. Nun ſchützt die Geſetzgebung den wirtſchaftlich Schwachen nicht hinreichend gegen den Starken. Die primitive Moral eines jungen Volkes kann darum den Wettbewerb ſo oft zum brutalen werden laſſen. Aber die Statiſtik erzählt, daß die Zahl der bei uns ſich beſtändig mehrenden kleinen Vermögen in Amerika während eines Jahrzehnts nahezu die gleiche geblieben. Der wie überall ſich mehrende Volkswohlſtand hat nur einzelne ſtatt vieler bereichert. Wir dürfen damit zufrieden ſein. Es iſt die Maſſe der kleinen Vermögen, aber nicht der koloſſale Einzelbeſitz, die ein Volk wirtſchaftlich widerſtandsfähig machen und es die ſieben mageren Jahre überſtehen laſſen.

Nun werden kleine Vermögen erſpart. Die großen laſſen ſich nur erwerben. Als guter Nationalökonom, der den Wert der erſteren zu ſchätzen weiß, wollte Mr. John D. Rockefeller in ſeinen Landsleuten den ihnen fehlenden Sinn für Sparſamkeit erwecken. Er iſt der reichſte Amerikaner. Der Geldwert ſeines Beſitzes dürfte ſich auf etwa ſieben- bis achthundert Millionen Dollars beziffern. Neulich ſchickte er der von ihm begründeten Univerſität ſein erſtes Bankbuch. Die Eintragungen beweiſen, daß er als zwanzigjähriger Lohnarbeiter wöchentlich drei Dollars zurücklegte. Hätte Adam bis auf den heutigen Tag gelebt und an jedem Sonnabend die gleiche Summe in den Strumpf geſteckt, ſo wäre er neben Rockefeller doch nur ein Millionär in höchſt beſcheidenen Verhältniſſen.

Alſo Erwerb und Verdienſt müſſen die amerikaniſchen Multimillionäre geſchaffen haben. Die erſten derſelben erwarben ihren Reichtum durch Veräußerung von Grund und Boden.

Die Kaufherren des alten und kleinen Neuyork, deſſen niedrige Häuſer nur auf dem Boden der heute ſüdlichſten Unterſtadt ſtanden, bewirtſchafteten weiter nördlich auf der Halbinſel Manhattan ihre Farm, ein Landgut mit Sommerheim. Im letzten Jahrhundert wanderte die werdende Weltſtadt mit ihren Vororten nordwärts. Häuſergevierte entſtanden auf dem Boden jener

veräußerten und verpachteten Landgüter. Deren Besitzer aber bauten neue Sommerheime weiter nördlich. Auch diese wurden von der Stadtgrenze erreicht und verkauft. Das wiederholte sich ein-, zwei-, ja fünfmal. So entstanden die Vermögen der Astor, Livingstone, Roosevelt, Duncan, Cooper, Hewitt, Thorndike und anderer. Jeder dieser Familien gehören noch heute mehrere Millionäre an. Wer sie tödlich beleidigen will, der zählte sie zu dem smart set der Vierhundert. Im Gegensatz zu der letzteren Treiben spielte sich um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in den Häusern dieser alten Familien am Washington Square ein Leben würdig, rein und einfach ab.

Der Bürgerkrieg schuf neue Riesenvermögen. Als Hyäne des Schlachtfeldes bereicherte sich der Armeelieferant. Und in den Gründerjahren, die ja jedem Waffengange folgen, erntete der Börsenjobber und der Promotor anderer Saat.

Diese nouveaux riches besiedelten die neuangelegte fünfte Avenue am Zentralpark. Nachahmungen von Königsschlössern entstanden dort. Aber auch der schwimmende Palast, die Jacht, wurde dem nun wie unter magischem Zauberstab sich mehrenden Reichtum bald zum Bedürfnis. Durch Glanz von Equipagen, Juwelen und Toiletten versuchte man das wirkliche Patriziertum zu übertrumpfen, und den Massen wenn nicht gleiche Achtung, doch mehr Bewunderung abzutrotzen. So entstand das Bedürfnis nach Zeitungsnotorietät und protzig öffentlicher Schaustellung des Reichtums. Die alten Familien traten schweigend zurück und gaben den Bulgären, wie noch heute, die Mitte der Straße frei. Keine Sitten oder Bräuche, von weißhaariger Großmutter auf Enkeltöchter vererbt, saß über deren Geselligkeit zu Gericht. Darum konnten ihre Frauen von den jährlichen Sommerreisen die Moral des Jardin de Mabille von Ostende und Monte Carlo heimtragen.

Nun lebte damals ein verschrobener, aber immerhin wohlerzogener Gentleman in Neuyork. Mr. Ward Mc Allister war ein Bonvivant, der sich als solcher ernst nahm. Noch in den neunziger Jahren sah man ihn häufig im alten Delmonicoschen Restaurant. Feierlich wie der Kirchendiener über das Taufbecken senkte er den Kopf zum Teller, und ringsum folgten andächtige Augen jeder Bewegung des arbiter elegantiarum. Er lebte kostspielig, starb später arm und empfand vorher wohl das Bedürfnis, sich für so manches gute Diner zu revanchieren. Darum vereinigte er — es war vor 25 Jahren — die reichsten seiner Gastgeber zu einer gesellschaftlichen Clique. Er stellte sich in deren Dienst, halb als Lakai, halb als Zeremonienmeister. Bei Bällen tanzte er vor. Für Diners entwarf er Tischordnung und Speisenfolge. Gelegentlich sah er sich gezwungen, eine Bemerkung über Tafelmanieren zu machen oder anzudeuten, daß man, ohne sich etwas zu vergeben, auch anderes als Sekt beim Essen trinken kann. Sein Wirken war in dieser Hinsicht segensreich.

Jene Clique von vierhundert Herren und Damen erzog er zur Exklusivität. Sie schloß sich starr vom Verkehr mit anderen ab. Eine Aristokratie ohne Stammbaum betrachtete sie sich als die erste Gesellschaft Amerikas. Seither ist sie durch Rekruten aus den Reihen weiterer nouveaux riches beständig und beträchtlich vermehrt worden. Doch hat, wie die alten Patrizier, auch mancher tüchtige self-made-man sich mit dem Lächeln der Geringschätzung geweigert, an ihre Türen zu klopfen.

Diese Zeit vom Bürger- bis zum spanischen Kriege könnte man jene der langsamen Entstehung großer Vermögen nennen. Die dem Jahre 1898 folgenden Tage jene des urplötzlichen Aufschießens riesigen Einzelbesitzes.

Vor und hinter jenem historischen Meilenstein aber liest sich die Werdegeschichte solches Vermögens gleich einem Roman. Wie ein Raubritterroman möchte man bisweilen sagen.

Trotzdem können nur Unklugheit und böser Wille verneinen, daß diese modernen Geschäftsleute als wahrhaft große Kapitäne — und nicht nur der Industrie — auch ihrer Nation den Pfad zur Größe wiesen. Nicht Staat noch Bund haben das Fundament amerikanischen Wohlstandes gelegt, nicht die Regierung türmte den Bau des Reichtums. Sie ist von der Konstitution gezwungen, die Hände im Schoß ruhen zu lassen. — Freiwillige vor die Front! tönt hier der Ruf auf der Walstatt des wirtschaftlichen Lebens. Die Multimillionäre von heute waren es, die, aus Reih und Glied hervortretend, als Glückssoldaten ihm Folge leisteten.

Jedwedes Kulturwerk auf dem Boden dieses Landes ward von ihnen verrichtet. Sie legten Schienenstränge und tragen Mensch, Vieh und Frucht heute für einen geringeren Preis über die Wegmeilen, als das Beschlagen eines Pferdes früher beanspruchte. Für ein Spottgeld besorgen sie über den Telegraphen die Botengänge und Bestellungen einer Nation. Jede Art von Arbeit verrichten sie für den Bürger, jede Ware tragen sie ihm in sein Haus. Immer sind sie bestrebt, die Preise herabzusetzen, um neue Menschen an neue Bedürfnisse zu gewöhnen. Selbst wenn sie ihren Besitz, scheinbar gänzlich unproduktiv, zum Börsenspiel verwenden, ersparen sie dem Farmer die Mühe, selbst den Wert seines Weizens auf dem Weltmarkt festzustellen. Freilich — sie tun es nicht um Gottes Lohn.

Die markanteste Erscheinung unter diesen Männern ist durch Charakter wie Erfolg John Davison Rockefeller. Wir haben oben von ihm gehört. Im Jahre 1878 ist aus dem Lohnarbeiter der größte Petroleumproduzent und -händler des Landes geworden. Bis dahin interessiert uns seine Lebensgeschichte wenig. Sie hätte sich auf jedem anderen Boden abspielen können. — Es sprudeln nun in fünf Staaten Ölquellen ihren Reichtum in seine Geldschränke. Ihr Besitzer ist magenkrank, geht seine ungesunde Gesichtsfarbe, der Kopf kahl, glatt und oval wie ein Ei. Der Leidende lebt fast nur von Milch und Biskuit. Die Ärzte können nicht helfen und raten: Lassen Sie die Arbeit ruhen. — Nichts da! — — Gewiß nennt dieser Millionär mehr sein eigen, als auch ein Verschwender in einem Menschenleben vergeuden könnte. Kaum steht sein Sinn nach weiterem Gelderwerb. Aber das Proletarierkind hat von der süßen Speise Macht

gekostet. Sie sagt auch dem schwächsten Magen zu, und die Macht ist in dieser Demokratie nicht zentralisiert und gefestigt. Jeder darf von ihr, soviel er vermag, an sich reißen. Der Wunsch nach mehr Macht, die Menschen wohl allezeit verführerischer als Geldbesitz lockte, läßt — so glaube ich — die Riesen der amerikanischen Geschäftswelt so oft bis zum letzten einsamen Ende arbeiten und in den Zielen sterben. — Auf mehr Macht war auch Rockefellers Streben gerichtet. Da Geld sie kauft, galt es auch davon zunächst mehr erwerben. Es standen Konkurrenten im Wege. Gutwillig wollten sie ihn nicht frei geben. Er sattelte und sagte Fehde an. Seiner Macht damals schon bewußt, erklärte Rockefeller den Bahngesellschaften: „Ihr werdet mein Petroleum fortan pro Faß um 20 C. billiger als das jedes anderen tragen, damit ich meine Konkurrenten unterbieten und gegen die Wand drücken kann." — Man lacht! — Der Petroleumhändler kauft eine Bahn und baut eine andere. Durch billigere Preise für Beförderung von Personen und Gütern macht er so einer der ihm nicht zu Willen gewesenen Bahngesellschaften Konkurrenz und bringt sie dem Ruin nahe. Irgendwo läßt er lachend die Bemerkung fallen, er werde noch gar viele Schienenstränge legen lassen. Da treten die Bahnen als Bittende vor ihn. Sie wollen sein Petroleum zu jedem Preise, den er vorschreibt, tragen. — — Aber immer noch fristet die Konkurrenz das nackte Leben. Er dekretiert an die Bahnen: Entweder befördert Ihr anderer Petroleum überhaupt nicht, oder ich erhalte pro Faß einen Rabatt. — Man knirscht die Zähne, aber gehorcht. Nur eine Bahn findet den Mut, vor Gericht zu klagen. Die Großgeschworenen des Gemeinwohls von Pennsylvanien erklären am 29. April 1879 John D. Rockefeller des untauteren Wettbewerbes (conspiracy) und der Erpressung schuldig.

Der bleiche, kahlköpfige Mann lächelt gelangweilt, als er den gerichtlichen Vorladebefehl in den Papierkorb gleiten läßt. Wo ist der Beamte, der ihn zu verhaften wagte? Auf amerikanischer Erde lebt er nicht. Die Akten „Gemeinwohl von Pennsylvanien versus John D. Rockefeller" gingen verloren. Erst D. M. Tarbell brachte sie in seiner „Geschichte der Standard Oil Co." wieder ans Tageslicht. Es ist die Geschichte einer endlosen Kette kommerzieller Vergehen.

Nun konnte Rockefeller der aus dem Sattel gehobenen Konkurrenz den Fuß erst recht in den Nacken setzen. Im Jahre 1882 verschmolz er ihre Interessen mit den eigenen zum ersten „Trust". Seitdem sprudelt kein Tropfen amerikanischen Öls aus einem Quell, der nicht den „Vater des Trusts" bereichert. Jeder junge Morgen grüßt diesen als um Hunderttausende reicheren Mann. Dies Kapital, das seit Jahrzehnten aus der Erde Mutterschoße in seine Kassen fließt, hat er in Bahnen und Industrien angelegt. Es schnurren wohl wenig Räder zwischen Kanada und Mexiko, die sein Geheiß nicht zum Stillstande bringen kann. Ein Federzug von ihm und Hunderttausende sind brotlos. Wenn in diesem Manne, der sich Staatslegislaturen und Bundessenatoren bisher nur im Interesse seines Geschäftes gefügig machte, auch politischer Ehrgeiz erwachte, dann . . .

Andrew Carnegies Lebensroman liest sich ähnlich. Der „star-spangled-scotsman" begann sein Arbeitsleben als Einwandererkind. Gelegentlich ausgleitend, aber stets wieder auf die Füße springend und weiter steigend, klomm auch er zum Erfolge und der Stellung des ersten Eisenmeisters in Amerika empor. Klein, aber gedrungen, mit einem Stiernacken und von eiserner Willenskraft, verrichtete er die Arbeit dreier Menschen. Oft im Eisenbahnwagen denkend, diktierend, dekretierend, essend und wohl auch schlafend — doch kurz nur und selten — so fuhr er, ein Fehdherr des Handels, durchs Land. Städte entstanden auf sein Geheiß. Sein Finger zog auf der Landkarte die Grenzen der Interessensphäre der Stahlindustrie. Aber er überschritt sie auch lachend und fiel in fremdes Gebiet ein. Er konnte ein großherzig freigebiger Freund, aber auch ein guter Hasser sein. Jovial verstand er einem Widersacher auf die Schulter zu klopfen und alle Feindschaft aus ihm herauszulachen, aber auch rücksichtslos einen Gegner zu Boden zu werfen. Nach Rockefellers Vorbild machte er sich zunächst die Bahnen und mit ihrer Hilfe die Konkurrenz gefügig. Die Lippen der Angestellten seiner Gegner wußte er geschickt zu öffnen. Die Stahlindustrie kannte kein Geheimnis vor ihm. Da sahen denn auch die Eisenmeister Amerikas vor wenigen Jahren den Augenblick kommen, in dem ihr Machtvollster den letzten Raid gegen sie unternehmen würde.

Zum Glück für sie war Carnegie ein Mann, der stets mit sich reden ließ, wenn — es zu verdienen gab. Die Eisenmeister wandten sich an Mr. Morgan, kauften dem Schotten seine Interessen ab und verschmolzen sie mit den seinen zum Stahltrust. Dieser Handel ließ die letzten Zweihundert der Millionen in Carnegies Taschen fließen, die er heute als angeblicher Wohltäter verausgabt.

Diese Freigebigkeit amerikanischer Multimillionäre hat ja etwas bestechendes. Freilich, wenn ein Carnegie sie übt, so wirkt sie vornehmlich auf die Lachmuskeln. Dieser Mann hätte sich auf seinem Lebenswege gar oft als barmherziger Samariter zeigen können. Aber er versäumte es seinen Angestellten wie Konkurrenten gegenüber. Ohne ungerecht zu sein, dürfen wir uns dem Urteil vieler Amerikaner anschließen, die Carnegies Wohltun und Mitteilen seiner Sucht nach Reklame und Notorietät zuschreiben. Dieser Tage meldete das Kabel, Carnegie beabsichtige in der schottischen Heimat den Grund und Boden eines Schlachtfeldes anzukaufen, damit er nicht zu profanem Zweck verwendet werde. Sarkastisch schrieb die „Newyork Sun": „Nun werden die alten Schotten sich im Grabe umdrehen; der Gedanke, daß ihre Ruhestätten zum Rieselfelde werden sollten, wäre leichter zu ertragen gewesen, als jener, der sie für Carnegiesche Reklame verwendet weiß."

Immerhin: Vielleicht verdienen Carnegie und Rockefellr weniger Tadel als die Verhältnisse und Gesetze, unter denen sie die wurden, die sie sind. Auf unserem Boden wären sie vermutlich zu friedlichen Mehrern der Industrie wie die Krupp und Schichau geworden. Auf Höhen hätte ihr Genie sie überall geführt, und vielleicht ist es falsch, dies mit dem Maße zu messen, das wir an Durchschnittsmenschen legen.

Weit weniger sympathisch als der von diesen beiden Männern verkörperte Typus des „captain of industry“ ist jener des „brasseur d'affaires“, des Promotors. Der bekannteste Vertreter dieser Leute, die mit dem Kapital anderer arbeiten, ist Mr. J. Pierpont Morgan.

Als Sohn eines nicht reichen aber wohlhabenden Bankiers ist er nicht durch die harte Schule der Vorgenannten gegangen. Ein Freund des Sports, guter Gemälde und ein Weinkenner ist er. Lust am Hasardieren lebt in ihm. Das Börsenspiel ist ihm Erholung und Vergnügen. Ein Nervensystem scheint sein robuster Körper nicht zu haben. Grau und hart wie Stahl blicken die klugen Augen aus gesundem Rotspongesicht.

Seinen ersten großen Fischzug tat Mr. Morgan zur Zeit der Clevelandadministration. Er verschaffte der Regierung das Geld für eine Anleihe. Man munkelte allerlei, und der Finanzminister wurde unmöglich. Erst nach dem spanischen Kriege wurde Morgan der Öffentlichkeit als Promotor bekannt. Sobald er zwei sich bekämpfende industrielle Interessen gewahrte, schlug er ihnen — nicht nur aus gutem Herzen — Verschmelzung vor. Man erfand dafür das Schlagwort der „Morganisierung von Interessen“.

So wendeten sich naturgemäß gelegentlich der bevorstehenden Verschmelzung der amerikanischen Stahlwerke auch die Eisenmeister des Landes an ihn. Es gab zu verdienen, also sagte Mr. Morgan zu. Seine Aufgabe war, die Millionen nicht nur für Carnegie, sondern noch manche andere aufzutreiben. Die Werbetrommel wurde gerührt, denn Morgan selbst verfügte wohl nur über den zwanzigsten Teil der verlangten Dollartruppen. Aber das Publikum kannte ihn als einen Condottiere, dem das Glück zur Seite schritt, wenn er einen Raid auf das Börsenschlachtfeld unternahm. Also folgte man seiner Fahne. Die Stahltrustaktien konnten ausgegeben werden, und der Promotor erhielt seinen Lohn.

Also Mr. Morgan ist nicht ein Mann riesigen Vermögens, wohl aber riesigen Einkommens. Seine Landsleute sagen ihm eine glückliche Hand nach und vertrauen sich deshalb seiner Führung an. Industrien und Bahngesellschaften legen freiwillig oder gezwungen ihr Geschick in seine Hände, weil unter dem Namen Morgan das Geld zusammenströmt, welches die Räder rasseln läßt. Als Feldherr der Börsenwelt hat er seine Leutnants. Neben ernsten und soliden Geschäftsleuten sind waghalsig fröhliche Glücksoldaten darunter. Wer könnte Mr. James R. Keene gram sein? Drei Vermögen verlor und vier gewann er in Börsenspekulationen. Die Baisse der letzten Wochen kostete ihm an einem Tage fünf Millionen. Aber noch vor Schluß der Börsenstunde kehrte er seiner schwindenden Habe den Rücken und fuhr zum Rennplatz. Seine Pferde interessierten ihn mehr als der Kurszettel. Mr. John W. Gates ist der bedeutendste eines Dutzend von Millionenspekulanten, die nach dem spanischen Kriege wie Raketen emporschossen. Es sind Spieler, aber klarköpfige, klaräugige und zähe Männer, die genau wissen, warum sie ihr Letztes auf einen Wurf wagen. Als Wissenschaft und Studium betreiben sie das Hasardieren. Mancher fällt gelegentlich, aber — stets auf die Füße. Ein Millionärsproletariat könnte man diese Leute nennen. Sie halten die teuersten Automobile, die schnellsten Pferde und leben doch eigentlich von der Hand in den Mund. Lacht die Sonne am Börsenhimmel, so beziffert sich ihr Vermögen auf 20 Millionen. Unter Schauern schmilzt es auf fünf zusammen. Ein Windstoß kann es entführen.

Die Namen solcher Leute sind, gerade wie der Morgans, in aller Munde. Stets wissen die Zeitungen von ihnen zu erzählen. Wenig dagegen hört man von den Arbeitsbienen unter den Multimillionären.

Mr. Westinghouse ist wohl ihr bedeutendster. Auch in Deutschland hat man ja von dem Erfinder der Westinghouse-Bremse gehört. Hirnarbeit und Erfindertalent legten den Grundstein seines Vermögens. Schon vor dem spanischen Kriege Multimillionär, ward er seither zu einem der reichsten durch die Verschmelzung der meisten Elektrizitätswerke des Landes. Er hat den Beweis erbracht, daß man Trustmagnat werden und doch Gentleman bleiben kann. Seine Hände sind rein, wie es stets sein Wettbewerb mit anderen war. Er braucht also keine Schenkungen zu machen und tritt selten an die Öffentlichkeit. Trotzdem wird diese noch viel von ihm hören.

Ein anderer millionenreicher Erfinder ist Mr. Hewitt, der Sohn einer der eingangs genannten alten Patrizierfamilien. Die unlängst von ihm hergestellte Hewittlampe liefert für den Photographen ein fast ebenso gutes Licht wie das der Sonne. Als Techniker hat sich auch Mr. Cornelius Vanderbilt, der unlängst der Gast des Kaisers war, hervorgetan. Als Erstgeborenem mußte ihm die Verwaltung des Vanderbiltschen Familienbesitzes zufallen. Aber er heiratete gegen den Willen seines Vaters, wurde „enterbt“ und mit einem Pflichtteil von fünf Millionen abgefunden. Da seine junge Frau deren gar nur eine mitbrachte, so beschloß Mr. Vanderbilt, sich nach einer Tätigkeit umzusehen, um wenigstens den Hunger von der Schwelle der neuen Menage zu halten. Als Angestellter einer der Bahnen seines Bruders erfand er eine den Kohlenverbrauch beschränkende Lokomotive. Das Patent gewährt ihm eine erhebliche Vermehrung seines Einkommens.

Wie allen diesen Herren, so läßt sich auch dem nach Rockefeller und Carnegie reichsten Amerikaner, Mr. John Jacob Astor, nur Gutes nachsagen. Die Astors handeln nicht, bauen keine Bahnen, spekulieren nicht. Sie haben den Stein der Weisen entdeckt und werden täglich reicher, obwohl sie stille sitzen. Ihren teilweise mehr als hundertjährigen städtischen Grunddesitz haben sie nie veräußert, sondern stets nur für 21 Jahre verpachtet. Nach Ablauf dieser Zeit gehörten die auf einem Grundstück erbauten Häuser den Astors. Heute wohnen hunderttausend Newyorker bei ihnen zur Miete.

Der Bruder des Familienoberhauptes ist Mr. William Waldorf Astor. Er litt unter dem Fluch seiner Millionen — den Nadelstichen der öffentlichen Meinung. Sie ist den Multimillionären gram. Sie kichert mit dem Reporter, der erzählt, daß Rockefeller nach Haarwuchsmitteln suche und freut sich, daß er trotz all seines Reich-

tums sich nicht satt essen kann. Die Witzblätter karikieren seine körperlichen Gebrechen. Die Tageszeitungen machen die Millionäre verhaßt und lächerlich. Sie säen den Wind des Klassenhasses und werden einst den Sturm der Revolution ernten. Wenn man aus diesem Gesichtswinkel jene Schenkungen und Stiftungen betrachtet, dann gewinnt das Bild pathetischen Anstrich, denn sie erscheinen als Versuch, die öffentliche Meinung zu versöhnen. Deren Haß freilich läßt sich schließlich tragen. Nicht verargen aber kann man den wirklichen Gentlemen unter den Multimillionären, daß jene Neugier sie anwidert, die ihnen auf der Straße folgt und durch Türritzen in Küche, Keller und Schlafgemach späht. Die war es, die Mr. W. W. Astor den Ausruf entlockte: „Amerika ist kein Land, in dem Gentlemen leben können!“ und ihn seiner Heimat den Rücken kehren ließ. Er leistete den britischen Untertaneneid. Da offenbarte sich ein prächtiger Charakterzug der Nation. Die Volksstimme erklärte ihn in Acht und Aberacht. Er ist der dem Yankee verhaßteste Mensch. Nicht weil er jenen Ausspruch getan oder weil er seine Millionen ins Ausland getragen. Das tat ja manche Erbin um einer Grafenkrone willen. Aber — daß er dem Sternenbanner abschwören konnte, war unverzeihlich. Kein Schimpfwort war zu niedrig, um es seinem Namen voranzusetzen, und um mit diesem nicht ihre Spalten zu beschmutzen, nannte ihn die Presse den Unaussprechlichen.

Der Familienbesitz dieser Astors, die schon fünf Generationen von der Hemdsärmelperiode trennen, ist beständig angewachsen und nie geteilt worden. Sein Wert soll sich auf anderthalb hundert Millionen belaufen. Fast jeder Begründer eines amerikanischen Riesenvermögens sorgt dafür, daß es sich in seinem Hauptteil von Erstgeborenen zu Erstgeborenen vererbt. Der geringere Besitz jüngerer Geschwister wird oft vom ältesten Bruder verwaltet. So ist jede dieser Familien ein Trust in sich. Ihre Angehörigen mögen, wie die Vanderbilts mit Ausnahme des schon Erwähnten, durch zwei Generationen dem Müßiggange leben. Unter den Händen eines Sachwalters mehrt ihr Vermögen sich doch, selbst wenn ein Leichtfuß einige Millionen aus dem Fenster wirft. Diese Riesensummen gleichen Magneten. Sie ziehen neuen Reichtum an, wachsen ohne menschliches Zutun.

Die Familie Vanderbilt verkritt den Typus des Eisenbahnmagnaten. Die Hemdsärmeltage liegen um drei Generationen zurück. Noch vor siebzig Jahren bot der alte „Commodore“ Vanderbilt im Neuyorker Lokalanzeiger seine Dienste als Fährmann an. Fünfzehn Jahre später war er der größte Eisenbahnbesitzer der Welt. Sein Genie war ein strategisches zu nennen. Die Geschichte der Manöver, durch die er Schienenstränge an sich brachte, wie die seines Lebens und Emporkommens ist auch ein Roman — aber immerhin noch ein dreibändiger, der ein Menschendasein umfaßt. Heute würde eine Novellette das Werden eines Millionärs schildern.

Diesen Vanderbilts machten während des letzten Jahrzehnts die Goulds den Rang als Eisenbahnmagnaten streitig. Ihr Vater war Mausefallenhändler, bevor er sich den Namen des skrupellosesten Börsenjobbers erwarb. Sein ältester Sohn hat des Vaters „klugen Geschäftssinn“ geerbt. Wie über ein System von Eisenbahnen verfügt er als Eigentümer auch über das größte Telegraphennetz des Landes. Die Geschwister dürfen von diesem Familienbesitz nur Zinsen und Dividenden fordern. Sie bemühen sich vergeblich, diese für Vergnügungen und als Schenkungen zu verausgaben. Gelungen ist dies nur der jüngsten Tochter des alten Jay Gould mit Hilfe ihres Gatten, eines französischen Edelmannes.

Verkauf über den Ladentisch hat Mr. Marshall Field zum Multimillionär gemacht. Er ist der Begründer des modernen Warenhauses. Die Waren, die er verkauft, läßt er selbst fabrizieren. Das ist das Geheimnis seiner großen Erfolge.

Als Geldverleiher erwarb Mr. Russel Sage hundert Millionen. Mit diesem originellen alten Herrn, der neulich, um seinen 75. Geburtstag zu feiern, zwei Stunden länger als gewöhnlich arbeitete, treibt die Presse mit Vorliebe Spott. Reporter schildern, wie er feilschend im Ramschbazar fertige Anzüge kauft. Vier Cents, die er als Zinsen für verborgtes Geld erhält, läßt er mit der gleichen Gewissenhaftigkeit wie tausend Dollars buchen. Er lebt sehr einfach. Auf Grund des Treibens anderer Millionäre prophezeit er das Kommen der sozialen Revolution. Carnegies Schenkungen erregen seine Heiterkeit. Befragt, ob er es ihm nicht nachtun werde, erwiderte er: „Wenn ich mein Geld nicht selbst brauchen könnte, so würde ich mir nicht erst die Mühe gemacht haben, es zu verdienen!“

Zahlreich sind die aus Bergwerken gewonnenen Riesenvermögen. Eine durch Zufall gefundene Kupfermine machte Mr. Clark zum Millionär. Heute ist er als Silberkönig bekannt. Gold warf das Glück den vier Bonanzakönigen Kaliforniens, Mackey, Flood, Fair und O'Brien in den Schoß. Die einstigen Genossen am Lagerfeuer der Goldsucher des Sakramentotales kauften die Stimmen der Stadtverordneten von San Franeisco und der Mitglieder des kalifornischen Staatsparlaments so offen und ungescheut wie Äpfel auf. So konnten sie die Tyrannen des Goldlandes werden. Aber das Talent dieses Kleeblatts wurde von größerem G—enie, nämlich Mr. Collis P. Huntington, besiegt. Er machte sich zum Alleinherrscher Kaliforniens und handelte nicht um Bagatellen wie die Stimmen städtischer und staatlicher Vertreter. Bundessenatoren kaufte er auf, um die Annahme eines seiner Southern Pacifiebahn vorteilhaften Gesetzes zu erreichen.

Diese kalifornischen Vermögen sind in der Mehrzahl zu Staub und ihre Erben zu Asche geworden.

Die Geschichte des Werdens der nach dem spanischen Kriege aufgetauchten Multimillionäre läßt sich nicht erzählen. Nur ein Momentbild könnte sie festhalten. Die Herren Reid und Leeds beschlossen die Interessen ihrer Zinnindustrie zu verschmelzen. Nach 20 Monaten teilten sie sich in 90 Millionen. Mr. Harriman machte sich durch einen Schachzug in noch kürzerer Zeit zum Eisenbahnmagnaten. Ähnlich wurden andere über Nacht zu Multimillionären. Sie können hier nicht alle genannt werden. Es sind zu viele.

Dieses „Zuviel", namentlich an Riesenvermögen in einer Hand, aber bedeutet eine Gefahr für die amerikanische Nation. Bisher haben diese Überreichen freilich nur der Arbeit oder dem Müßiggang gelebt. Mit einem Erben Rockefellerschen Reichtums aber könnten einmal Cäsarengelüste geboren werden. Ein anderer Carnegie könnte im Interesse der von ihm beherrschten Industrie der Bundesregierung ein Ultimatum stellen: Führt Krieg, erlaßt ein Gesetz, oder ich lasse das Feuer meiner Hochöfen ausbrennen und das der Revolution auflodern. Einer dieser Titanen der Geschäftswelt könnte einem anderen Fehde ansagen. Das Land würde zum Kriegsschauplatz werden, auf dem mehr Opfer als in einem Waffengange fallen.

Worauf fußt diese dämonische Macht?

Rockefellers und Carnegies Geschichte erzählte, wie diese Kapitäne der Industrie sich stets den Besitz oder aber wenigstens die Kontrolle von Bahnsystemen sichern. In Hunderten von Banken in allen Städten macht ein jeder sich ferner zum Bankier des Publikums und der Regierung. Wer Kapital oder Kredit braucht, klopft bei ihnen an. Eine Industrie sahen wir jeden dieser Männer an sich beherrschen. Manche andere hängt von ihnen ab. Wenn der Zuckerkönig Havemeyer heute seine Fabriken still stehen läßt, so schließen sich auch die Türen jener Betriebe, in denen Zucker verarbeitet und gebraucht wird.

Danach beeinflußt dieser Männer Wille drei Faktoren, auf denen Handel, Wandel und Volkswohlstand beruhen: Kredit, Transport und Produktion. Mehr noch! Wenn die Eisenbahnen die Adern und Arterien des wirtschaftlichen Staatskörpers sind, so dürfen wir das Telegraphennetz als Nervensystem des Organismus bezeichnen. Auch die Nervenfunktion Amerikas also regulieren diese Multimillionäre. Wer zweifelt noch, daß sie seine Gebieter sind?

Konstitutionell machtlos steht ihnen der höchste erwählte Beamte des Landes gegenüber. Nur Mr. Roosevelt, stets Draufgänger und immer ein mutiger und ganzer Mann, wagte es 1901, als Mr. C. H. Harriman und Morgan und Hill ihre Gigantenschlacht auf der Newyorker Börse schlugen und schließlich durch die Verschmelzung aller von ihnen ‚kontrollierten' Bahnsysteme ein Empire über den Westen schaffen wollten, den Magnaten ein Halt zuzurufen. Diesmal gelang es ihm noch. Der Kampf hatte jene so erschöpft, daß sie für den Augenblick keinen neuen mit der Regierung wagten. Sie beugten sich dem Willen des Staatsoberhauptes. — Erfolgt aber jene geplante Verschmelzung eines Tages auf friedlichem Wege, dann werden sie den Don Quixote, der zur Lanze gegen sie greift, verlachen.

Unter solchen Verhältnissen droht den Vereinigten Staaten durch diese Multimillionäre die Anarchie von oben. Die letzte Konsequenz des Dogmas der individuellen Freiheit ziehend, könnten diese Männer, Gesetz und Autorität verachtend, nach Willkür ihrer Laune schalten. Anarchie aber lauert auch in der Tiefe.

Amerika kennt keinen Geburts-, Beamten- oder Offiziersadel. Titel sind wertlos. Also konnte nur die Höhe des Geldbesitzes Wert und Ansehen von Individuen bestimmen. Damit fiel den Begüterten in Amerika die Pflicht und Aufgabe der bevorzugten Stände anderer Nationen zu: einen standard of life zu schaffen, Hüter der Sitte und Wahrer wie Mehrer der Moral zu sein, einen Typus des Gentleman zu schaffen. Dieser Aufgabe haben sie sich nicht gewachsen gezeigt.

Gewiß gibt es emsige Arbeiter und auch Gentlemen von vornehmer Lebensauffassung unter ihnen. Aber jenes Wort, das in Amerika lauten müßte: „Richesse oblige," befolgen auch sie nicht. Weder als Offiziere noch Beamte stellen sie sich in den Dienst des Staates oder doch nur in patriotischer Aufwallung während Kriegszeiten. Betätigung in der Politik überlassen sie einer Gesellschaft von Professionisten. Von der Öffentlichkeit ziehen sie sich ebenso wie von dem vulgären Treiben ihrer weniger achtbaren Standesgenossen zurück. Diese aber sind in der Überzahl vertreten; und mit schamlos frivoler Offenheit tragen sie jenen Geist der Gesetzlosigkeit zur Schau. Wie die Gebote der Konstitution, so treten sie die Verbote der Polizei mit Füßen. Der Dollar schützt sie und liefert, wonach sie die Hand ausstrecken. Ein Ehrgeiziger unter ihnen wollte Botschafter werden. Er gab die Dukaten für die Wahlkampagne eines Präsidenten her und fuhr als Vertreter der Nation nach Rom. Es kostet nur lumpige einhunderttausend Dollars, mit Erfolg den Wahlkampf um einen Sitz im Bundessenat zu führen. Also leisten sich die Eisenbahnmagnaten ein paar.

Auf Heller und Pfennig vermögen auch die Politiker zu sagen, wieviel es kostet, einen Präsidenten zu wählen. Die Stunde mag kommen, in der das höchste Bundesamt dem flinksten Meistbietenden zugeschlagen wird. Gegen den Willen aller oder gar einiger weniger ganz großen Multimillionäre kann heute schon kein Kandidat hoffen, das Weiße Haus zu betreten und dort seinen Amtstermin zu beenden.

Dieser Mißbrauch des Reichtums vollzieht sich vor den Augen der Massen. Früher ließen sie sich rücksichtslos ausbeuten. Heute hat zu ihrem Groll der Entschluß Abrechnung zu halten sich gesellt. Es stimmt sie nicht versöhnlicher, daß — ebenfalls unter ihren Augen — die seichte Moral der nouveaux riches sich breit macht. Täglich werden dem Tagelöhner, der für seinen Dollar Frau und Kinder ernähren muß, die Feste der Großen geschildert. In den nämlichen Spalten hat er gelesen, wie oft die Hausfrau eine Ehe gebrochen hat und geschieden ward. Die Blumen aber, die sie für einen Schmaus bestellte, kosteten nach Angabe des Reporters zehntausend Dollars.

Man braucht kein Prophet zu sein, um den Kampf zwischen Bevorzugten und Entrechteten vorauszusehen. Die Brandfackel liegt bereit.

Milderung dieser Gegensätze, die heute schon einander die geballte Faust zeigen, ist nicht zu erwarten. Es fehlt dem Lande ein Träger höchster irdischer Macht und Gnade. Kein starker Arm vermag die Willkür industrieller Tyrannen zu zügeln. Kein scharfes Schwert liegt bereit, die Streitenden zu trennen, wenn einst die Saat des Unfriedens aufgeht.

# Der Fluß.

Novelle von

**Georg von der Gabelentz.**

(Abdruck verboten.)

Es gibt nichts Unheimlicheres als diesen breiten, rätselvollen Fluß, ja, sein Anblick erfüllt mich seit jenem Abende jedesmal, wenn ich ihn wiedersehe, mit Grauen, daß ich an der Biegung des Weges rasch von seinen Ufern landeinwärts gehe.

Wie ein riesiger Drache in mattschimmerndem Schuppenkleide liegt er drunten zwischen den bewaldeten Hügeln, und wenn ein schwarzes Boot über ihn hingleitet, sieht es im Rahmen der ragenden Fichtenstämme aus, als kröche ein großer Käfer leise und ängstlich über den Leib des schlafenden Untieres.

Träge, mit halbgeschlossenen Augen scheint er auf eine Beute zu lauern, aus seinem tiefen Schlunde kommen fortwährend dumpfe, gurgelnde Laute, als wolle er etwas Lebendiges hinunterschlucken.

In ewigem Wechsel huschen Strudel über ihn hinweg, wirbelnde, tiefe Trichter bildend. Ich liebe diesen Fluß nicht, er ist so ganz anders als andere. Sein Wasser ist schwarz und schlammig, rätselhafte Stimmen flüstern in seinem Schilfe, und wenn man dicht an seine Ufer tritt, so quellen große, dunkle Wasserblasen wie lauter erblindete Augen aus seinem Grunde empor. Rings herum ist alles bis auf die ernsten Bäume im Walde grau, farblos und traurig.

Niemals erweckt er den Eindruck des Frischen, frei und übermütig Fließenden, er hat trotz aller Bewegung etwas Totes, wie ein Moor. Und doch ist das Ungeheuer lebendig. Wehe dem, der es versuchen wollte, dort im Flusse zu baden: der Boden weicht plötzlich unter den Sohlen des Unglücklichen, zähe Schlingpflanzen strecken ihre langen, klebrigen Arme nach seinen Füßen aus. Er versucht, sich mit den Händen zu befreien, aber die grünen Arme saugen sich an seinen Gelenken fest, legen sich ihm erstickend um die Brust und ertränken ihn.

Der Tote kommt nie wieder zum Vorschein, denn der Fluß haust heimlich in ruheloser Arbeit weichen Schlamm über ihn und zehrt ihn auf, Glied für Glied, bis nur noch die einzelnen, zerfallenden Knochen übrig bleiben. — —

Täglich mußte ich mit dem alten Karl Gehlert nach jenem Walde am Ufer des Flusses hinausgehen, denn ich hatte dort forstliche Vermessungen vorzunehmen, und dazu war mir der langjährige Aufseher unentbehrlich. Kannte er doch seit vierzig Jahren jeden Steig und jeden Grenzpfahl.

Die anderen Arbeiter mochten den Alten nicht leiden, sie gingen ihm aus dem Wege und überließen ihm immer die schwersten Arbeiten, die er stets fluchend, aber ohne zu zögern ausführte. Die Leute hatten nicht so unrecht, Gehlert zu meiden; auch mir war der Mann mit dem einen grauen Auge, dem verwilderten Barte, den breiten Schultern und den auffallend langen, starken Armen nicht angenehm.

Er machte sich stets schweigsam und mürrisch an sein Tagewerk und ließ sich selten zu einer Bemerkung herbei. Nur manchmal, wenn wir an einem Bestande vorbeikamen, nahm er die immer glimmende Pfeife aus dem breiten Munde, wies mit ihr nach den schlanken Stämmen und sagte dann knurrend, ohne mich anzusehen:

„Das da habe ich gepflanzt. Das wächst gut!“ Dann schob er die Pfeife wieder in den Mundwinkel, tat einige kräftige Züge aus ihr und trottete weiter gleichmütig neben mir her.

Umsonst versuchte ich oft, ihn in ein längeres Gespräch zu verwickeln. Er gab kurze Antwort auf alle Fragen, den Wald

betreffend, aber niemals sprach er von seinem Leben. Von Kindheit an schien er hier gearbeitet, bei Sonne und Regen an den Ufern des Stromes Holz gefällt und Bäume gepflanzt zu haben, unbekümmert um alles andere, und dennoch sagte mir eine innere Stimme, daß dieser einäugige, wortkarge Mann kein beschränkter oder denkfauler Mensch sei. Sorgen und schwere tägliche Arbeit mußten ihn seitwärts vom Wege glücklicher Genossen in die Einsamkeit geführt haben; auch die offenkundige, vielleicht doch grundlose Abneigung der Dorfbewohner mochte den Einsiedler, dessen Haus sich unweit des Wassers unter alten, knorrigen Weiden versteckte, endlich verbittert haben.

Gehlert schien allem gram zu sein, selbst dem Strome, denn der Alte spuckte zornig und verächtlich in das fauligschillernde, nach Schlamm und Schilf riechende Wasser, jedesmal, wenn unser Weg nach dem Reviere dicht an das Ufer herantrat.

Es war ein besonders trüber Nachmittag, die Sonne hatte sich irgendwo verkrochen. Der Himmel konnte die Last der grauen Wolken kaum in den Händen halten, er hatte darum einige der schwersten dort drüben den Bergen auf die starken, breiten Rücken gelegt.

Rechts von uns, einen niederen Abhang hinauf, dehnten sich kleine, sandige Felder hinter Weiden und Erlengebüsch, dicht dahinter stand der Forst. Meilenweit ragten die zackigen Baumkronen wie ein schwarzer Gewandsaum gegen den Horizont. Zu unserer Linken spülte der graue Fluß ans Ufer. Wir waren auf dem Wege zum Walde.

Ein ängstliches Piepen ließ mich zur Seite blicken, ich sah einen jungen Vogel neben meinem Wege unter einem Dornengebüsch sitzen, der wohl vorzeitig aus dem Neste gefallen sein mochte und den die Eltern besorgt umflogen.

Während ich die Tierchen beobachtete, die sich in ihrer Aufregung selbst durch mein Nähertreten nicht stören ließen, kam Gehlert herzu. Ehe ich es verhindern konnte, hatte er das schreiende und zappelnde Vögelchen ergriffen und warf es weit über das Schilf hinaus ins Wasser.

„Da hast du was zu fressen!“ brummte er in den langen, verwahrlosten Bart.

Jammervoll umkreisten die Alten das arme Opfer, das der Strom einige Sekunden mit sich führte und dann in einem der vielen Strudel verschluckte.

Ich machte Gehlert heftige Vorwürfe über seine sinnlose Grausamkeit einem so wehrlosen und unschuldigen Geschöpfe gegenüber. Er schwieg trotzig. Endlich ließ er sich zu einer Antwort herbei: „Man wird eben so, da kann man selbst nicht dafür. Einmal müssen doch alle krepieren, und je eher, desto besser ist's!“

Welch sonderbare Weltanschauung kam da zum Vorschein. Ich fragte: „Warum meinen Sie das? Wenn Sie so jähzornig und grausam sind, so liegt das doch an Ihnen und nicht an anderen, an etwas Fremdem!“

Aber Karl Gehlert schien einer Antwort ausweichen zu wollen und stapfte schweigend weiter, mit dem immer gleichen, brummigen Gesichtsausdrucke. Er sah weder rechts noch links, unter seinen ausgetretenen Stiefeln wirbelten kleine Staubwolken auf. Er schien heute mürrischer zu sein als je, und hatte schon dreimal zur Schnapsflasche gegriffen, um irgendeinen heimlichen Ärger hinunterzuspülen.

Was mochte der Alte haben? So schlecht gelaunt hatte ich ihn noch gar nicht gesehen.

Während er mit seinen stämmigen, etwas krummen Beinen neben mir herlief, fragte ich ihn: „Gehlert, was haben Sie denn, daß Sie heute den Mund nicht auftun? Wollen Sie mir nicht endlich einmal den Grund sagen, warum Sie so sind?“

„Was soll ich haben? Muß denn der Mensch immer etwas Besonderes haben? Lassen Sie mich in Frieden, wir müssen an die Arbeit denken.“ — —

Mit dem Alten war scheinbar heute gar nichts anzufangen. So wanderten wir wieder stumm weiter, einer hinter dem anderen, auch unsere Gedanken flogen für sich. Die meinen beschäftigten sich mit dem finsteren Genossen. Gott mochte wissen, woran der dachte, es schien mir nichts Heiteres zu sein.

Ich mußte wie gesagt seit Monaten täglich mit Karl Gehlert ein Stück am Flusse entlang gehen, um nach dem Walde zu kommen, in dem wir gemeinsam an den Vermessungen arbeiteten. Auch abends kehrten wir fast regelmäßig den gleichen Weg nach dem Dorfe zurück. Wenn es schon dunkelte, und wir nebeneinander her schrit-

ten, ließ ich am liebsten Gehlert auf der Seite nach dem Strome zu gehen. Ich wurde ein dumpfes Gefühl nicht los, als könnten sich Arme aus der Tiefe nach mir hervorstrecken, triefende Arme, zwischen deren Fingern noch das faulende, stinkende Schilfgras herabhing. — —

Der Tag war vergangen, wir hielten in der Arbeit inne. Tiefer drinnen unter den Stämmen begann die Dämmerung ihr Wesen zu treiben.

Während ich meine Notizen zusammenpackte, schien der Alte, der bis dahin hartnäckig geschwiegen hatte, mit einem schweren Entschlusse zu kämpfen, ich merkte es ihm an, daß er etwas sagen, vielleicht endlich eine Erklärung für sein mürrisches Wesen geben wollte. Er hatte sich wartend neben mich auf einen gefällten Baumstamm gesetzt und ein Stück Speck und Brot aus der Tasche gezogen.

Sein eines Auge blickte wie gebannt auf die dunkle Fläche des dahingleitenden Stromes, zwischen seinen Augenbrauen bildeten sich tiefe, finstere Falten.

„Wissen Sie“ — begann er plötzlich — „dort drüben, das schmutzige Wasser mag ich nicht leiden!“

Er wies mit der Hand, in der er sein großes Taschenmesser hielt, um dicke Stücke vom Brote abzuschneiden, nach dem Strome hinunter.

Ich sah meinen Genossen erstaunt von der Seite an. Noch nie hatte er mir etwas davon gesagt, daß auch ihm der Fluß ein Wesen schien, mit dem man sich beschäftigte, das man liebte oder nicht liebte. Er war bis jetzt scheinbar stumpfsinnig mit mir an seinen Ufern nach dem Forste hinausgegangen, die Säge auf der Schulter und eine kurze Axt in der Hand, und schweigsam mit mir abends heimgekehrt, ohne viel nach dem Wasser zu sehen. Ich hatte geglaubt, daß nichts mehr auf diesen ruhigen, verschlossenen Menschen Eindruck machen könnte, am wenigsten die Natur.

Gehlert gehörte zu jenen Arbeitern, wie man sie oft auf dem Lande trifft, die nicht im aufreibenden Lärme eines großen Fabriksaales arbeiten. Er tat alles ohne Worte, mechanisch, mit dem gleichen, nachdenklichen Gesichtsausdrucke, mochte es nun regnen oder die Sonne scheinen. Sein Antlitz glich völlig der gefurchten Rinde der Bäume, die er im Walde fällte; wie das graue Moos an jenen, so hingen sein struppiger, grauer Bart und das spärliche Haar am Kopfe, staubig, ungekämmt. Auch sein Anzug hatte von jahrelanger Arbeit in den Fichtenwäldern längst die Farbe des Waldbodens angenommen.

Ich war nicht gewohnt, an ihm irgendwelches leidenschaftliche Empfinden zu bemerken, er schien mit unendlicher Geduld und Gleichgültigkeit gegen die Menschen und gegen das Schicksal begabt. Darum war ich erstaunt über seine Worte, die er mit reiflicher Überlegung, den Blick immer auf das Wasser gerichtet, zu sprechen schien. Bisher hatte er stets schweigend sein Frühstück verzehrt und viel vor sich hin geträumt.

Ich fragte: „Sie lieben den Fluß nicht? Ich auch nicht. Aber warum lieben Sie ihn nicht?“

Gehlert holte bedächtig die Schnapsflasche aus der rechten Tasche seines abgeschabten Rockes und hielt sie gegen den rotleuchtenden Schein der untergehenden Sonne. Sie war längst leer, so scharf er auch hinsah. Dennoch setzte er sie an den Mund und stülpte sie um, als hoffte er noch einen Tropfen zu erhaschen. Langsam korkte er dann die Flasche wieder zu, trieb mit einem kurzen Schlage der rechten Handfläche den Stöpsel tief hinein, und steckte sie wieder in die rechte Tasche. Dann wischte er sich den Mund, schnitt sich ein dickes Stück von seinem Brote ab und entgegnete mir: „Warum ich den Fluß nicht liebe? Wie können Sie so fragen? Warum liebt man etwas nicht? Weil es einem einmal etwas zuleide getan hat, weil es einen an etwas erinnert. Warum mögen Sie ihn denn nicht?“

Ich antwortete: „Das verstehen Sie doch nicht. Ich mag ihn nicht leiden, weil er anders ist als andere Gewässer, so still, so schwarz, so unheimlich. Ich habe ganz andere Gründe als Sie. Was Sie sagen, kann nicht stimmen, denn Sie sehen ja doch nichts wie Schlamm und Wasser an ihm. Ein Fluß kann niemand weh tun, er lebt doch nicht, man kann höchstens hineinfallen und ertrinken, aber dann ist das eigene Schuld. Und Sie sind doch nicht hineingefallen, haben überhaupt gar nichts mit ihm zu tun. Wie können Sie also böse auf ihn sein?“

Gehlert steckte ein neues Stück seines

Brotes in den Mund. Er schien sich zu ärgern und grunzte: „Sie fahren schon wieder zu schnell mit Ihrer Antwort. Das macht, daß Sie so viel herumgewandert sind. Nun rennen Sie über den Kreuzweg hinaus und kommen auf eine falsche Gasse. Ich bin mein Lebtag noch nicht über den Bergen dort drüben und nicht jenseits über dem Flusse gewesen, darum weiß ich aber auch, was ich sage und was ich will."

Ich mußte über diese Folgerung des Alten und seine selbstbewußt trotzige Art mit mir zu verkehren lächeln, aber da er schon wieder in sein stumpfes Hindämmern verfallen zu wollen schien und ich neugierig geworden war, bat ich ihn rasch: „Ich will's ja gern glauben, daß Sie recht haben, Gehlert, aber sagen Sie mir mal, was Ihnen der Fluß getan hat."

Gehlert rutschte von dem Stamme, auf dem er neben mir gesessen hatte, ganz herab, stieß ärgerlich mit einer Kraft, die ich ihm nimmermehr zugetraut hätte, einen mächtigen Stein zur Seite, der ihm unbequem lag und streckte sich lang aus. Dann begann er seine Erzählung. Er sprach stockend und mühsam, als hole er alles sorgfältig, vorsichtig aus dem tiefen Grunde seines Gedächtnisses hervor, als fürchte er etwas zu vergessen oder zu verstümmeln. So kam seine einfache Geschichte zutage wie ein gesunkener Balken, den man aus dem Schlamme des Flusses ruckweise hervorgezogen hätte, schwer und ebenso schwarz von Aussehen.

„Also nun hören Sie mal zu. Aber Sie schwören mir, daß Sie es niemand wieder erzählen. Niemand sonst weiß es, was ich mit dem Flusse dort gehabt habe, und die es gewußt haben, reden alle beide nicht mehr."

„Ich verspreche Ihnen, ich sage es niemand wieder. Sie können ruhig reden, Gehlert."

„Na gut, aber wenn Sie etwas sagen, aus dem Flusse da kommt keiner wieder raus, der einmal hineingerät! Übrigens, so oder so, es ist mir alles ganz einerlei, einmal holt einen der Teufel doch!"

Gehlert hatte sich bei diesen Worten halb nach mir umgewandt. Sein sonst so verschlossenes Gesicht hatte einen ganz anderen Ausdruck angenommen, das kleine, halbzugekniffene Auge funkelte lauernd und kalt wie das Auge eines Geiers. Ein Zucken ging über sein wettergebräuntes Gesicht, mir war, als ob sich sein borstiges Haar sträubte. Er ähnelte jetzt im dämmerigen Schatten der Tannen einem großen, boshaften, häßlichen Affen.

Ich setzte mich unwillkürlich etwas aufrechter hin und zog die Beine an mich, so daß ich sofort aufspringen konnte. Ich wollte aber dem Alten nicht merken lassen, daß er mir in diesem Augenblicke fast Furcht einjagte, darum zwang ich mich zum Lachen und sagte: „Sie tun ja ganz wild, Gehlert, seien Sie nur gut, ich verrate nichts!"

Der Alte wandte sein Auge wieder dem ruhig dahinfließenden Wasser zu, sein früherer, gleichmütiger Gesichtsausdruck kehrte zurück. Er spuckte neben sich auf den Boden, dann zündete er sich langsam die Pfeife an und begann:

„Es sind gerade heute dreißig, nein, warten Sie mal, mehr als dreißig Sommer darüber hingegangen. Ich arbeitete damals schon hier im Walde, gerade so wie heute noch. Früh ging ich hinaus, zeitig, wenn die Hühner aufwachen, und am Abend erst kam ich heim, immer das gleiche, jeden Tag, jede Woche dasselbe. Ich dachte, mein Leben kann nie anders werden, es muß immer so bleiben. Was sollte es denn auch ändern. Unsereiner muß eben arbeiten, um endlich verscharrt zu werden wie ein Vieh, ein wahres Hundeleben! Sie sagen, es sei über den Bergen, wo die großen Städte liegen, anders und glücklicher, aber das weiß ich nicht. Es mag sein, daß Sie recht haben, es kann auch sein nicht, ich habe darüber noch nicht nachgedacht. Bei uns in unserem Tale ist's immer das gleiche geblieben, alles andere aber geht mich nichts an, soll mich nichts angehen.

„Wie gesagt, ich kümmerte mich um nichts weiter, als um meine Arbeit, und Sonntags ging ich am Abend 'rüber zu Vater Helow in die Schenke unten am Flusse, um was Ordentliches zu saufen. Auch dort ging es nicht anders zu als heute, es waren Holzarbeiter da, einige kleine Bauern tranken ihr einfaches Bier, und ab und zu kehrten die Flößer dort ein, die das Holz hinunterflößten und für einige Stunden oder eine Nacht hier anlegten.

„Genau so wie heute war's damals auch. Vater Helow wollte immer soeben frisch an-

gestochen haben, der Lump, auch wenn sein Bier manchmal niederträchtig schlecht war. Warum blieb mein Leben nicht so wie es damals war? Wirklich, ich war ein guter Kerl damals, fleißig wie zwei, ich hätte keiner Fliege etwas zuleide getan, wenn man mich nur in Frieden gelassen hätte.

„Da war aber die Tochter des Wirtes, die Alma. Sie hatte einen langen, blonden Zopf und helle, lustige Augen und war flink und rund wie eine Meise. Hundertmal hatte ich sie im Garten oder auf der Straße gesehen, und so war das allmählich über mich gekommen, ich fing an, das Mädel zu lieben. Sie werden nun wohl wissen wollen, warum ich gerade die Alma liebte, und nicht irgendeine andere. Sie wollen wahrscheinlich wie die anderen auch immer alle solche Sachen wissen. Aber das ist Unsinn, glauben Sie mir, so etwas kann keiner sagen, da denkt man eben nicht weiter nach. Es ist eines Morgens da, es kommt wie ein Rausch. Man sieht und hört nicht mehr, man rennt eben ins Wasser oder ins Feuer, alles ist gleich, man fühlt nicht die Nässe und fühlt nicht die Hitze, man sieht nur immer das eine, und das hält die Augen fest und blendet einen. Sagen Sie einem Menschen, der verliebt ist: nimm Dich in acht, und er wird Sie so gewiß auslachen, wie ich hier liege. Man fliegt eben wie eine Motte ins Licht und verbrennt, und die's sehen, lachen nur dazu. Genau so war ich auch, ich dachte nur an die Alma, ich lief jeden Abend nach der Arbeit hin. Dann ging sie mit mir in den Garten des Vaters hinaus und setzte sich mir immer gleich auf den Schoß und drängte sich eng an mich, daß mir ganz heiß zumute wurde. Und küssen konnte sie, sie konnte nie genug kriegen, mir verging fast der Atem. Später habe ich erst erfahren, daß sie es mit dem Knechte des Alten auch so machte, aber das wußte ich damals noch nicht. Aber das wußte ich, daß ich ohne sie nicht leben konnte. Das Mädchen mochte mich gern leiden, wenigstens glaubte ich Esel das, der Vater tat, als habe er nichts einzuwenden. Was hätte er auch sagen können, ich war ja sein bester Kunde geworden und hatte manchen Taler geipart. So fing ich schon an von unserer Hochzeit zu reden, und der Kerl sagte nischt dagegen und nischt dafür.

„Aber unsereinem darf ja nischt glücken, wir müssen immer die dummen Tiere sein, die für andere das Holz klar machen, mit dem sie sich wärmen.

„Eines Tages kam so ein junger Kerl in die Schenke, Jakob Uhlig, ein Flößer oben aus dem Gebirge. Er setzte sich in eine Ecke, schob sich die Mütze aufs Ohr, steckte eine Pfeife an und fing an, mit meiner Alma schön zu tun. Bei jedem Worte, das der Kerl sagte, lachte die Alma aus vollem Halse, und dabei rückte sie ihm immer näher auf den Leib. Den ganzen Abend sprach sie nur mit ihm, und ich sah's, wie er den Arm um sie legte. Als ich ihr später Vorwürfe machte, grinste sie nur und meinte, ich solle nicht so schlechtgelaunt und eifersüchtig sein, sie könne doch scherzen, mit wem sie wolle. Ich habe die ganze darauffolgende Nacht wach gelegen und den fremden Kerl mit dem blonden Lockenkopfe zu allen Teufeln gewünscht. Freilich, der hatte zwei gesunde Augen im Schädel und ich nur eines, seitdem mir einmal einer das andere ausgeschlagen hatte.

„Aber was wollte ich machen, was will man überhaupt machen, wenn ein Mädel sich etwas in den Kopf setzt, und wenn man nun mal vom Anfang an zum Unglück geboren ist! Sie sprach jetzt gar nicht mehr von unserer Hochzeit, ging nicht mehr abends mit mir in den Garten oder in die Wiesen am Flusse spazieren, aber hockte immer am Tische bei dem jungen Flößer. Der hatte auch Geld verdient, und schien es nun mit einmal nicht eilig zu haben weiterzufahren. Er war acht Tage und länger im Orte. Je eifersüchtiger ich wurde, um so mehr verlachte mich Alma, endlich wurde sie gar böse auf mich, sie schlug nach mir, wenn ich sie anfassen oder küssen wollte. Wissen Sie, ich hätte den beiden manchmal die Knochen zerbrechen können!

„‚Geh,' sagt sie eines Tages lachend zu mir in Gegenwart des andern. — ‚Du bist ja nur en halber Mensch, du hast ja nur een Oge!' Nachher hielten sie sich beide grinsend die Seiten.

„Wenn ich nur wenigstens die Alma nicht mehr geliebt hätte! Aber ich konnte nicht von ihr lassen, ich liebte sie nur noch toller, seitdem sie sich nicht mehr küssen ließ. Nur das mit dem Auslachen, das konnte ich nicht

vertragen! Ich biß vor Wut die Zähne aufeinander.

„Da kam ich einmal abends vom Holze zurück, am Flusse entlang. Das Wasser war so schwarz, und die kleinen Wellen raschelten im Röhricht. Mitunter huschte ein schwarzer Taucher zwischen den Halmen hindurch. Da dachte ich an eine Geschichte, die mir meine verstorbene Großmutter erzählt hatte, die aber hatte sie wieder von ihrer Großmutter gehört. Alle Leute hier herum glauben fest daran. Hören Sie mal zu, was sie sagen:

„‚Der Fluß soll jedes Jahr sein Opfer fordern, und wenn ihm das nicht wird, so widerfährt dem Lande irgendein Unglück, es brennt ein Hof ab, oder der Hagel vernichtet die Saat und dergleichen. In ganz alten Zeiten, sagte meine Großmutter, hat man sogar kleine Kinder hineingeworfen und drin ersaufen lassen, um das Wasser zu besänftigen. Denn wenn das Opfer zu lange ausblieb, seien in der Nacht aus dem Flusse allerlei wunderbare, unheimliche Stimmen gekommen, und kohlschwarze Köpfe mit funkelnden Augen emporgestiegen, so funkelnd, wie die Sterne, die sich nachts drin spiegeln, wenn sich die Wolken versteckt haben. Dann sind die wilden Enten am Ufer von dem greulichen Spuke aufgewacht und ängstlich schreiend davongeflogen. Einmal ist sogar das Wasser ganz leise wie mit bloßen Füßen mitten in einer Regennacht bis in die Mühle drunten hineingestiegen, und die Mutter des Müllers hat es mit ansehen müssen, wie die gierige Flut ihr das jüngste Kind aus der Wiege geholt und in den nassen Armen fortgeschleppt hat. Das ist vor etwa sechzig Jahren geschehen. Na, Sie haben's wohl auch schon gehört, man erzählt sich hier herum so allerlei von dem Flusse. Vieles ist ja Quatsch, aber was Wahres ist doch dran, das sagen sie alle.

„Kurz, wie ich an jenem Abende so heimgehe, fallen mir die alten, dummen Geschichten ein, und ich denke: ‚Wenn doch das Wasser den Flößer als Opfer nehmen wollte, dann wäre mir für ewig geholfen!‘ Warum sollte ich nicht so denken, ich hatte ja mehr und älteres Recht auf die Alma als er, sie war doch mir so gut wie verlobt. Ich liebe es nicht, wenn man mich nicht in Ruhe läßt und mir in den Weg kommt, verstehen Sie! Das hat schon mein Vater nicht geliebt, der darum mal lange genug mit dem Gericht zu tun hatte. Na, das ist aber wieder eine Sache für sich und gehört nicht hierher.

„Und der Fluß gurgelte und schluckte neben mir, wie ich so grübelte, es war mir, weiß der Teufel, immer, als sperrte er ein Maul auf und wollte was haben. Ich stehe noch immer am Ufer und starre so in meinen Gedanken aufs Wasser, wie das einen zudecken kann, daß auch kein Haar mehr zum Vorschein kommt, da klopft mir einer lachend auf die Schulter, und wie ich zusammenfahre und mich umwende, steht der lange Uhlig da, grinst mich hämisch und schadenfroh an, und meint: ‚Na, was macht denn die Alma?‘

„Wie ich ihn so ansehe, ohne was zu sagen, denn ich verstand seine Frechheit nicht gleich, tippt er mir mit dem Finger auf die Stirne, daß meine Mütze herabfällt und verzieht im Lachen das Maul, daß ich seine weißen Zähne sehen kann.

„Da weiß ich selbst nicht, wie's kam. Wahrhaftig, ich weiß es nicht, aber ich sehe vor Wut nur wie Feuer vor meinen Augen. Ich packe den Kerl wie der Wind einen Baumwipfel und schüttele ihn und presse ihm die Kehle zu, damit er nicht schreien soll, denn ich wollte ihn lebendig in den Fluß werfen und ersäufen wie eine junge Katze.

„Ich hätte es nie gedacht, daß ich so etwas tun würde, ja, als ich den Kerl an der Kehle hatte und in seine aufgerissenen Augen sah, tat es mir fast leid, aber ich durfte nicht loslassen, sonst war ich verloren, denn der Mann konnte schreien. Es mußte also getan werden ohne Zaudern. Ich dachte an nichts weiter, als an den großen Kerl vor mir, an dessen Kehle ich hing, nicht an die Alma, auch nicht an die Strafe. Er keuchte wie ein Hund vorm Wagen.

„Aber ich hatte nicht gedacht, daß Uhlig so stark wäre. Während ich von der langen Arbeit müde nach Hause kehrte, hatte der Flößer sich seit fast vierzehn Tagen im Dorfe ausgeruht und nur gefressen und gesoffen. Er wollte gerade zeitig am anderen Morgen weiter fahren. Aber ich wußte, er kam ja in wenigen Tagen wieder, da mußte ein Ende gemacht werden!

„Wir rangen dicht am Ufer, neben uns das tiefe, schwarze Wasser. Hätte ich ihn

doch unten gehabt, tief unter der kalten, undurchsichtigen Fläche, kein Hund hätte ihn mehr gefunden!

„Plötzlich riß sich der Kerl mit einem gewaltigen Rucke los und gab mir einen so kräftigen Stoß vor die Brust, daß ich auf dem feuchten Boden ausglitt und rücklings in den Sumpf fiel. Noch einen Zoll weiter, und ich wäre völlig in den Fluß gestürzt. Dann, als ich mit Mühe mich schmutzig, triefend aus dem zähen Schlamme erhob, sah ich ihn nach dem Dorfe laufen, indem er mir noch höhnend zurief: ‚Soll ich der Alma Grüße von den Fröschen bringen?‘

„Ich wollte ihm nachrennen, ihn noch einmal packen, aber das Wasser hatte mich abgekühlt, ich sagte mir, daß das ganz umsonst sei. Er war ja vor einem Überfalle gewarnt und zudem stärker als ich, ich konnte ihm so nicht anhaben. Da hob ich meine Mütze auf und begann meine Sachen zu reinigen.

„Ich war aber ein ganz anderer geworden! Du bist ein guter, dummer Esel gewesen, sprach ich zu mir, und hast dir deine Braut abspenstig machen lassen, nun mußt du es fein schlau anfangen, um sie wiederzubekommen. Du mußt ein für allemal dafür sorgen, daß der Kerl dir nicht noch einmal in den Weg kommt. Hilft da Gewalt nicht, so hilft was anderes! Die Weiber sind wetterwendisch, man muß sie nicht in Versuchung führen lassen. Die Alma war ja im Grunde ein gutes Mädel, sie hatte nur ein bißchen heißes Blut und guckte viel nach den hübschen Männern. Wenn ihr nur der andere aus den Augen kam, dann wollte ich sie schon wieder herumkriegen.

„Sie haben wohl nicht gedacht, daß ich auch manchmal einen verteufelt klugen Einfall haben könnte — ich sage Ihnen, der Gehlert ist nicht so dumm, wie die Leute glauben. Vor allem darf man ihn nicht reizen!

„Wie so das Wasser an mir herunterläuft, sage ich mir, der Fluß soll mir helfen, mich an dem Flößer zu rächen. Der hat ihn erst hergebracht, er soll ihn wieder fortschaffen! Ich wollte ihm dafür ein Opfer zuwenden, eins, wie er es nicht alle Tage bekommt, denn man muß auch dankbar sein! Ein Gefallen ist des anderen wert.

„Das Floß Uhligs lag unweit der Schenke, es war ein kleines Ding, das er allein lenken konnte. In einigen Stunden wollte es Uhlig stromab flößen.

„Vorsichtig schlich ich mich im Dunkel der Dämmerung an die schwarzen, runden Stämme heran, an die die Strömung klatschend anschlug. Ich schrak anfangs zusammen, denn ich dachte, es watete jemand vor mir durch das Schilf im Wasser. Ich stand im Dreck bis an die Kniee.

„Vorsichtig durchschnitt ich mit dem Messer zur Hälfte die nassen Weiden, mit denen die einzelnen Stämme aneinander gebunden waren. Noch hielten die Bäume zusammen, kam aber das Floß in die Mitte des Stromes, wo die starken Wirbel sind, so mußten die Bänder zerreißen und das Ganze auseinanderfallen. Dann gaben plötzlich die Balken unter dem Flößer nach, und er versank rettungslos. Ich wußte, daß er nicht schwimmen konnte, er hatte das einmal in der Schenke erzählt. Diesmal mußte der Kerl dran glauben, ob er wollte oder nicht!

„Nicht wahr, der Plan war so dumm nicht? Hätten Sie mir das zugetraut, daß ich so gute Einfälle haben kann? Man muß nur wissen, was man will, mein lieber Herr, und dann ruhig ans Werk gehen, ohne viel zu reden. Die Schafsköpfe reden alle zu viel und denken an dies und jenes, statt nur an den einen Zweck zu denken und gar nichts zu sagen.

„Man ist doch kein Tier, und wenn man gereizt wird, und man nicht anders kann, weiß Gott, so haut man dem anderen mit der Axt vor den Kopf wie einem Ochsen. Er fällt um und ist tot. Das ist alles sehr einfach, nicht wahr? Andere Menschen machen's auch, ich hab's nicht erfunden. Mensch oder Vieh, das ist im Grunde egal, es muß alles einmal verfaulen.

„Na, wie gesagt, ich bin ein seelenguter Kerl, aber man muß mich nur in Frieden lassen!

„Wie ich mit meiner Arbeit fertig war, ging ich hinten herum, am Gartenzaune entlang nach der Schenke, und stellte mich außen in das Dunkel hinter die alte Kastanie. Dort konnte mich keiner sehen. Der Uhlig saß natürlich drin in der Stube neben der Lampe und rauchte ruhig seine Pfeife und

ſchwatzte mit meiner Braut. Er hatte die Sache wohl nicht ſo ernſt genommen, denn er konnte noch lachen. Ich beobachtete, wie er die Alma an den nackten Armen zu ſich heranzog und ihr etwas ins Ohr tuſchelte. Kurze Zeit ſpäter ſtolperte er nach dem Boden hinauf, denn er wollte ſich wahrſcheinlich zeitig zur Ruhe begeben. Das Mädel aber hatte einen roten Kopf gekriegt und guckte ihm nach und zwinkerte ihm heimlich mit den Augen zu. ‚So ein Aas!‘ dachte ich bei mir.

„Als ich ſelbſt nach Hauſe kam, habe ich mich in meine Kammer gelegt, denn ich wollte alles verſchlafen. Ich überlegte ganz richtig, wenn du am Morgen aufwachſt, dann iſt alles vorbei, und der Kerl erſoffen. Ich wußte es ja, der Fluß macht ſeine Sache gut und reinlich ab, das muß man ihm laſſen.

„Zu dumm, ich konnte nicht ſchlafen, es litt mich nicht in meinem Bette. Ich hörte immer das ferne, gleichmäßig dumpfe Gurgeln vom Fluſſe. Erſt hielt ich mir mit den Händen die Ohren zu, dann ſteckte ich den ganzen Kopf unter die Decke. Es half aber alles nichts, ich hörte ihn doch, ich mußte aufſpringen und ans Fenſter treten. Leiſe machte ich es auf und lehnte mich hinaus, ganz weit hinaus.

„Die Nacht war kühl und ſtill. Durch das Dunkel klang immer wieder, unaufhörlich nur das Fließen des Waſſers, als wäre es ſtark angeſchwollen, und dabei hatte es doch ſeit vielen Tagen nicht geregnet. Woran ich auch denken mochte, immer wieder hörte ich das Rauſchen. Hatte der Fluß vielleicht ſeine Arbeit ſchon getan?

„Ich horchte geſpannter hinaus. Waren das nicht jetzt die Schläge des Steuers, das Klatſchen der Wellen auf die runden Bäume des Floſſes? Gellte nicht ein halb abgebrochener Schrei über das Schilf her? Aber ich mußte mich täuſchen, noch war es viel zu früh. Jetzt lag er ſicher noch in der Schenke. Sollte vielleicht die Alma bei ihm ſein, ihn küſſen? Doch nein, ſo weit würde ſie es doch nicht gleich treiben, ihr Vater war ja auch noch da.

„Laut brauſte das Waſſer, ich ſah in Gedanken das Floß auf ihm dahintreiben.

„Wenn ſich nun Uhlig an einen der Balken anklammerte, ans Ufer geſpült wurde! Konnte da nicht alles herauskommen? Würde nicht beſtimmt auf mich Verdacht fallen? Ich wußte ja nicht, ob Uhlig von meinem Angriffe etwas in der Schenke geſagt hatte. Wenn er umkam, konnte ich zur Not alles leugnen, aber wenn er gerettet wurde, was dann? Wenn ihn nun der Strom doch entwiſchen ließ?

„Mich packte die Unruhe, ich konnte es zu Hauſe nicht länger aushalten, ich mußte hinunter ans Ufer, nachſehen, warum der Fluß ſo unnatürlich ſtark rauſchte. Vorſichtig ſtieg ich zum Fenſter hinaus, denn vorn neben der Tür ſchlief meine Mutter, und lief querfeldein nach einer offenen Stelle im Schilfe, von der aus man das Strombett ungehindert überſehen konnte. Die Stelle lag etwa zweihundert Schritte unterhalb des Gaſthauſes, wo Uhlig ſein Floß feſtgemacht hatte. Hier mußte er nach meiner Berechnung vorübertreiben, wenn die Weiden auseinander gehen würden. Länger konnten ſie keinesfalls zuſammenhalten.

„Ich wollte es ja nicht mit erleben, aber wiſſen Sie, der Fluß iſt eben ein Teufel, er läßt einen nicht los, man muß immer wieder hinſehen, man kommt nicht von ihm fort. Er hatte mich wie verhext.

„Dreimal bin ich wieder fortgelaufen, ich wollte von allem nichts mehr wiſſen, meinethalben mochte er ſich retten, mir war alles gleich, wenn es nur nicht vor meinen Blicken geſchah.

„Doch dreimal bin ich wieder umgekehrt, und habe mich endlich in das Sumpfgras gelegt und auf die glatte ſchwarze Fläche geſtarrt. Weiß Gott, ich konnte nicht anders, ich mußte bleiben! Am liebſten wäre ich hingerannt, hätte raſch die zerſchnittenen Weiden von neuem gebunden, aber das verfluchte Waſſer ließ mich nicht weg, es hielt mich feſt, nun war es auch ſchon zu ſpät dazu, Uhlig hätte mich erwiſcht.

„Plötzlich hörte ich etwas, es fing eben an zu dämmern. Jetzt erkannte ich es deutlich, es war das langſame Eintauchen des ſchweren Steuerbaumes in die Fluten. Ich richtete mich vorſichtig auf, noch konnte ich das Floß nicht ſehen, das vorſpringende hohe Schilf verbarg es mir. Da ſchwamm es um die Ecke, mitten im Strome.

„Aber verflucht, was war das, da waren ja zwei Menſchen auf dem Floſſe!

„Kennen Sie das Gefühl, wenn einem vor Schreck der Atem ausgeht und das Herz

stillsteht? Ich hatte es damals, und habe es später nur noch einmal gehabt, als ein angesägter Baum auf mich zustürzte. Ich wollte beiseite springen und blieb mit dem Fuße unter einer Wurzel hängen. Hätte sich der Baum mit seiner Krone nicht in einem andern verfangen, so wäre ich weg gewesen, zerquetscht wie ein getretener Frosch.

„Ich starrte also auf das Floß hin, aber ich hatte nicht genug Atem, um irgend etwas zu tun. Was hätte es auch genützt?

„Uhlig hielt die Alma mit dem linken Arme fest umschlungen und küßte sie, wie man eine Braut küßt. Er steuerte mit der rechten Hand gerade auf die Stelle zu, wo ich stand. Augenscheinlich wollte er sie hier, an diesem günstigen Platze wieder ans Ufer setzen. Wenn nur das Floß noch bis hierher hielt, dann mochte es beim Weiterfahren auseinanderbrechen und das Wasser den Schuft verschlingen!

„Komisch, aber mein Zorn gegen die Alma war vergangen, als ich sie so in Gefahr sah. Ich kroch ganz hinein in das nasse Schilf und duckte mich zu Boden, die Blicke nach dem herannahenden Fahrzeuge gerichtet.

„Aber kaum hatten sich die Balken quer zur Stromrichtung gelegt, als ich bemerkte, wie sie weiter und weiter auseinanderwichen. Die beiden küßten sich immer wieder und schienen nichts zu bemerken, aber plötzlich sank das Mädchen aus seinen Armen unter und riß Uhlig mit hinab. Seine eine Hand faßte nach einem der losgebundenen Hölzer, aber es drehte sich wohl unter seinem Griffe. Er ließ los, sie verschwanden. Beide stießen einen letzten Schrei aus, es klang wie ein einziger, verzweifelter Hilferuf. Die Bäume wendeten sich wieder, trennten sich immer mehr voneinander und trieben mit der Strömung davon, die Kreise im Wasser glätteten sich. Wieder rauschte und gurgelte das Wasser wie vordem. Niemand konnte ihm etwas anmerken. Alles war aus!

„Na, wenn ich's heute so bedenke, eigentlich geschah der Alma auch Recht. Warum hatte sie mich sitzen lassen. Ich bin immer für die Gerechtigkeit!

„Vater Helow hat die Schenke bald verkauft und ist weggezogen ... Er hatte umsonst den ganzen Fluß abgefischt."

Gehlert schwieg. Er zog die Schnapsflasche noch einmal hervor, steckte sie aber sogleich mit betrübtem Gesichte wieder ein, da sie noch immer leer war. Dann legte er die Hände unter den Nacken und schob sich die Mütze über die Augen. Seine Brust hob sich in ruhigen Atemzügen. Ich glaubte schon, er sei eingeschlafen, da fragte er mich plötzlich, ohne die Augen zu öffnen oder seine Stellung zu verändern: „Sie sagen ja gar nichts, Herr Forstassessor?"

„Was soll ich dazu sagen, Gehlert? Sie wissen selbst, was Sie begangen haben."

„So sind Sie nun. Ich sage Ihnen, Sie verstehen das vielleicht nicht! Was konnte ich dafür? Nichts kann ich für das alles, ich wollte ja nicht, aber das verdammte Wasser hat mir's eingeredet. Wenn ich mir's überlege, der Fluß allein hatte schuld. Das müssen Sie doch auch einsehen!"

Aus der Niederung zu unseren Füßen schielte im Dämmerlicht der graue Strom zu uns herauf, unheimlich, wie aus tausend lauernden Augen. — —

Ich war aufgestanden. Die kalte Ruhe dieses sonderbaren Menschen neben mir war mir unbegreiflich. Er hatte etwas Unerbittliches, Unabänderliches an sich, wie das Wasser, an dem er alt geworden war, das ihn zum zweifachen Mörder gemacht hatte.

Als ich nach meinem Stock griff, um zu gehen, sprang auch Gehlert auf und warf die Axt auf die Schulter. Ein lauernder Blick aus seinem einen grauen Auge glitt über mich hin, und ein widerliches Grinsen verzerrte für einen Augenblick seinen Mund.

Er spuckte mit verächtlicher Miene zur Seite und schob dann die Porzellanpfeife zwischen die schmalen Lippen.

Als der untersetzte, finstere Kerl so vor mir stand, den alten Hut halb über das erblindete Auge gezogen, die knochige Faust um den Stiel der schweren Holzaxt gekrampft, flößte er mir fast Grauen ein. Der Alte schien es bemerkt zu haben, darum dies höhnische Grinsen. In beinah vertraulichem Tone sagte er mir: „Na, un, Herr Forstassessor, Sie haben doch nicht gar Angst vor mir? Sein Sie ganz beruhigt, ich tue Ihnen nischt, Sie können getrost nach Hause gehen. Eins sage ich Ihnen noch, lassen Sie mich nur in Frieden! Die Geschichte ist ja längst verjährt, keiner hat auf mich Verdacht gehabt. Sie waren eben weg, die

beiden, ſie ſind lange drunten verfault. Was die Leute ſagen, ob ſie mich leiden mögen oder nicht, iſt mir ganz Wurſcht. Wollen Sie mich nicht mehr haben, na, mir ſoll's gleich ſein, ſchmeißen Sie mich meinetwegen raus, da hacke ich mein Holz wo anders."

Wir ſtanden uns einen Augenblick ſchweigend gegenüber. Dann entgegnete ich, während er ohne mit der Wimper zu zucken meinen Blick aushielt: „Sie haben etwas Furchtbares auf dem Gewiſſen, Gehlert!"

Der Alte zuckte mit den Achſeln.

„Auf dem Gewiſſen, nee, ich nicht, höchſtens der dort unten." Er wies mit dem Kopfe nach dem Fluſſe.

„Aber Sie wundern ſich gewiß, daß ich Ihnen das alles erzählt habe? Na, ich bin mit der Geſchichte lange fertig, mir macht das niſcht mehr aus. Ich habe mehr als dreißig Jahre geſchwiegen und hätte noch einmal dreißig Jahre ſchweigen können. Das war ſo eine Laune von mir, Ihnen das zu ſagen, ein Zufall, ich kam ſo darauf, wie Sie wegen des kleinen Vogels ſchimpften. Das muß im Menſchen liegen, daß man manchmal was ganz Abſonderliches tut, man weiß ſelbſt nicht warum. Ich denke bisweilen, wir ſind eben im Grunde doch nur Tiere, was auch der Pfarrer dagegen ſagen mag."

Gehlert hatte geendet, ich wollte mich zum Gehen wenden. Kalter Nebel ſchwoll aus dem Waſſer und kroch über den ſchwarzen Schatten des Schilfes hin und her. Da hielt mir der Alte die Hand hin: „Na, vergeſſen Sie die ganze Sache, Herr, und geben Sie mir die Hand darauf."

Zögernd legte ich meine Hand in die ſeine.

„Alſo gute Nacht, Gehlert!"

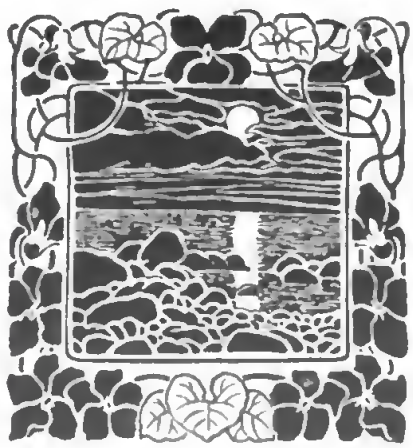
Eilig ſchritt ich den Weg nach dem Dorfe zurück. Es war ganz finſter geworden, leiſe ſtrich und raſchelte der Wind in den langen Halmen des Schilfes, eintönig gurgelte der Fluß mir zur Seite.

Wenn es nun den Alten gereute, mir ſein Geheimnis gebeichtet zu haben, wenn er mir folgte? Ich wandte mich ſchnell um, denn ich glaubte Tritte zu vernehmen, dicht hinter mir. Ich ſah nichts, nur die Nacht ſtand zur Seite des Weges unter den Erlen- und Weidenſtümpfen mit glanzloſen und doch rätſeltiefen Augen.

Ein ſchwarzer Taucher plätſcherte im Schlafe neben mir unter den wogenden Binſen. Der ferne Schrei einer Rohrdommel zerriß jäh das Schweigen der Nacht, es klang wie ein erſterbender Hilfeſchrei aus menſchlicher Bruſt. Eine bleiche, nebelhafte Geſtalt in weißem Hemde wankte über der dumpf rauſchenden Fläche auf mich zu und zerfloß wieder in nichts, als ſei ſie von der Tiefe verſchlungen worden.

Ich lief mehr als ich ging meinem Hauſe zu, bis ſich endlich aus dem ſchwarzen Schatten die Umriſſe des Hofes heraushoben. Raſch zündete ich ein Licht an und verſchloß hinter mir die Tür. Ich fürchtete, der Fluß würde mir ſeine düſteren Geheimniſſe ſenden. An der Wand entlang könnten die Treppe heraufhuſchen, bei mir eintreten, graue, lange Geſpenſter mit trieſenden Haaren und verzweifelten Blicken, die ſich einem in Hirn und Herz bohren und einem das Lachen von den Lippen ſcheuchen.

---



## Allein.

Wir trieben auf dem Meer, es war schon dunkel,
Und sassen plaudernd auf den Ruderbänken.
Fern war die Küste. Hoch das Sterngelunkel.
Wir trieben einsam: wundervoll zu denken.

Du sprachest mädchenhafte Heimlichkeiten
Von Deiner Jugend unerklärtem Fühlen
Und hörtest, wie aus fernen Traumgebreiten,
Das grosse Meer an unser Fahrzeug spülen.

Mir war, ich läg' in einem Rosenhaine
Und sollte mir die schönsten Blüten brechen.
Ich neigte mich in Deinen Schoss, Du Eine,
Und küsste Deiner Hände Innenflächen.

Hans Bethge.

Digitized by Google

Der Jüngling von Saïs. Skulptur von Arnold Rechberg.
(Aus Keller & Reiners Kunstsalon in Berlin.)

Digitized by Google

Abb. 1. Krug. 1593. 16 cm hoch. | Abb. 2. Kelchglas. Mitte XVI. Jahrh. 16 cm hoch. | Abb. 3. Becher. 1553. 22 cm hoch. | Abb. 4. Kelchglas mit den Wappen der Imhof und Starck. 14 cm hoch. | Abb. 5. Krug. 1598. 20 cm hoch.

# Altdeutsche bemalte Gläser.

Von

**Adolf Brüning.**

**Mit zweiunddreissig Abbildungen nach Originalaufnahmen.**

(Abdruck verboten.)

Im Jahre 1553 ließ der Kaiser Ferdinand I. durch den Nürnberger Maler Albrecht Glockendon vier Wappen auf zwei Trinkgläser malen und einbrennen. Nachdem dann der Wiener Goldschmied M. Keßler die Gläser in Silber gefaßt, wurden sie vom Kaiser den Augsburger Kaufleuten Wolf Paller und Conrad Herbst zum Geschenk gemacht. Glockendon erhielt für seine Arbeit 238 Gulden, eine für die damalige Zeit außerordentlich hohe Summe, zumal wenn man bedenkt, daß kaum fünfzig Jahre später in Böhmen ein gemaltes und vergoldetes Wappenglas schon für $3^1/_2$ Kreuzer zu haben war. Das älteste datierte deutsche Glas mit Emailmalerei trägt die Jahreszahl 1547. Es wird im Speisesaale der Franzensburg zu Laxenburg aufbewahrt. Ein noch früheres Datum für bemalte deutsche Gläser gewinnen wir sodann durch den Vertrag, den der Nürnberger Glasmaler Augustin Hirsvogel mit dem Hafner Hanns Nickel zu gemeinsamer Herstellung bemalter Gläser in Venezianer Art am 15. Mai 1532 abschloß. Von da ab ist die Bemalung mit eingebrannten Schmelzfarben und Vergoldung bis tief ins XVIII. Jahrhundert hinein in Gebrauch geblieben.

Schon im alten Ägypten, der Urheimat fast aller Künste, kannte man diese Art der Glasveredelung. Seitdem erhielt sich die Kunst, wie es scheint, in ununterbrochener Tradition durch die Jahrhunderte hindurch; daß sich nicht für jede Zeit Belege beibringen lassen, ist bei der Zerbrechlichkeit des Materials nicht verwunderlich. Zahlreiche emaillierte Gläser sind in römischen christlichen Gräbern des III. und IV. Jahrhunderts gefunden worden. Dann verschwinden die Spuren dieses Kunstbetriebes, bis die Kunst des Islam im XIII. und XIV. Jahrhundert denselben wieder zu reicher Blüte erweckte. Die Erzeugnisse der sarazenischen Glaskunst jener Zeit, die besonders in Damaskus in hoher Vollendung hergestellt wurden, Moscheelampen u. a., gehören augenblicklich zu den am höchsten bewerteten Waren des Kunstmarktes. Eine gute Moscheelampe wird mit 8000—10 000 Mark bezahlt. Die Einnahme von Damaskus im Jahre 1402 durch Timur-Leng, der die Seidenweber, Bogenverfertiger, Glas- und Fayence-

maler aus der eroberten Stadt nach Samarkand entführte, bereitete der glanzvollen Kunstindustrie dieser Stadt ein jähes Ende.

Im XV. Jahrhundert erscheint dann die Kunst, Gläser mit Emailfarben und Gold zu verzieren, in Venedig, der Brücke zwischen der Kunst des Orients und Occidents. Vielleicht gaben die genannten sarazenischen Gläser die Anregung dazu, vielleicht besaß man auch hier die Rezepte der Byzantiner, von denen man annimmt, daß sie ebenso wie der Islam diese Art der Glasverzierung aus der Erbschaft der antiken Kunst übernommen haben. Die bekannten Beziehungen Venedigs zu Konstantinopel geben dieser Annahme starke Unterstützung. Sowohl bei den orientalischen wie bei den Venezianer bemalten Gläsern ist die Masse des Glases trübe und unrein; schon um diese Mängel zu verdecken, griff man nach dem Hilfsmittel der Bemalung. Als man noch im Laufe des XV. Jahrhunderts in Venedig gelernt hatte, eine farblose Masse von schöner Klarheit und Durchsichtigkeit herzustellen, verzichtete man auf die Bemalung und suchte allein durch zierliche Formen, Grazie des Aufbaus und Schönheit der Umrißlinien künstlerische Wirkungen zu erreichen.

Abb. 8. Humpen mit dem Reichsadler. 1684. 28 cm hoch.

Mit eifersüchtiger Strenge wachte der Staat über die Glaskunst, den Stolz und Reichtum der Lagunenstadt. Blutige Gewalt sollte verhindern, daß die Geheimnisse der Fabrikation verraten würden. „Wenn ein Arbeiter seine Kunst zum Schaden der Republik in ein fremdes Land trägt, soll ihm der Befehl zur Rückkehr zugehen; gehorcht er nicht, so sollen seine nächsten Verwandten ins Gefängnis geworfen werden, und wenn er trotz der Einkerkerung seiner Angehörigen darauf beharrt, in der Fremde zu leben, so soll ein Scherge ausgesandt werden, ihn zu töten." So lautete eines der Gesetze, die am 26. Oktober 1547 vom Rat der Zehn erlassen wurden. Aber diese drakonischen Maßregeln, die in der Tat verschiedentlich zur Ausführung gekommen sind, fruchteten nichts. Ebenso wie im XVIII. Jahrhundert durch Meißener Ueberläufer allerorten neue Porzellanmanufakturen errichtet wurden, so trugen auch Venezianer Glasbläser ihre Kunst in alle Länder Europas. Anderseits aber zogen auch Ausländer nach Venedig, wie jener erwähnte Hanns Nickel, der Genosse Augustin Hirsvogels,

Abb. 6. Krug mit Tugenden. 1643. 30 cm hoch.

Abb. 7. Apothekenkrug mit Gebet Christi und Kreuzigung. 1705. 22 cm hoch.

um in die Geheimnisse der Glasfabrikation einzudringen. Auf welchem Wege nun auch die Kunst, die Gläser zu bemalen, nach Deutschland gekommen sein mag, jedenfalls verdanken sie ihre Einführung venezianischem Einflusse.

In Deutschland gewinnt diese Art des Glasdekors gegenüber der venezianischen einen derberen Charakter. Man benutzte das in den primitiven Glashütten der Waldgebirge gewonnene sogenannte Waldglas. Dasselbe gibt in seiner lichtgrünlichen oder bräunlichen Tönung und mangelhaften Durchsichtigkeit einen vortrefflichen Grund für die undurchsichtigen Emailfarben, die ebenso wie die Vergoldung eingebrannt wurden, so daß

thal, der uns das Leben Luthers so trefflich beschrieben, erwähnt sie in seiner 1562 verfaßten Predigt vom Glasmachen mit Mißbehagen als neue Gefäßformen: „Vor wenig Jarn hat sich alles mit trinckgeschirren verkeret wie zwar auch schier ein yeder seinem gefess einen besonderen namen erdichtet. Denn nun macht man die unfletigen grossen willkommen, narrengleser, die man kaumet aufheben kann.“ Dieser Name — von englischen Schriftstellern zu „Wiederkom“, von französischen zu „vidrecomo“ verballhornt — hängt damit zusammen, daß man den Gästen in diesen Gläsern den Willkommentrunk reichte. Übrigens wandte man diese Bezeichnung auch auf andere Gefäßformen an,

Abb. 9. Becher mit dem deutschen Kaiser. 1695. 19 cm hoch.

Abb. 10. Kurfürstenhumpen. 27 cm hoch.

Abb. 11. Kurfürstenhumpen. 1597. 27 cm hoch.

Abb. 12. Glas mit Gustav Adolf. 1634. 17 cm hoch.

sie auf der Oberfläche fest haften. Das Gold reibt sich freilich auf die Dauer ab, so daß häufig nur noch schwache Spuren auf den alten Gläsern zu erkennen sind. Die Gläser sind in ihrer Form zumeist einfach und wenig gegliedert, ihr zum Teil gewaltiger Umfang entspricht dem größeren Durste, dessen sich der Germane gegenüber dem Romanen erfreut.

Am beliebtesten sind die zylindrischen, oft bis zu 40 cm emporsteigenden Humpen, die sogenannten Willkommen, deren Wandungen der Bemalung weites Feld boten. Sie kamen ungefähr um dieselbe Zeit auf, als die Emailmalereien, denn der wackere Prediger Johann Mathesius von Joachimsso wird unter den abgebildeten Gläsern auch der Igel der Achtmänner zu Alfeld (Abb. 14). Willkomm genannt, und der trinkfeste und ehrenwerte Ritter Hans von Schweinichen spricht von einem Willkommen aus schönem venezianischem Glase in Gestalt eines Schiffes. Als er bei einem Gastmahle in Augsburg, das Max Fugger seinem Herrn, dem Herzog Heinrich XI. zu Liegnitz gab, das Schiff vom Schenktisch holte und über den Saal zur Tafel trug, glitt er auf dem glatten Marmorboden aus und fiel hin, so daß das kostbare Gefäß, das der Hausherr dem Herzog verehrt hatte, in tausend Stücke zerbrach und Schweinichen sich sein neues rotdamastenes Hofkleid verdarb. Er

versichert jedoch, dabei ganz nüchtern gewesen zu sein.

Schlanke hohe Humpen auf einem unten sich ausweitenden Fuß und mit gemalten oder durch Glasringe bezeichneten Maßstrichen, wodurch der Inhalt in bestimmte Flüssigkeitsmengen geteilt wird, heißen Paßgläser. Der Zecher mußte versuchen, genau bis zu einem der Striche das Glas zu leeren, traf er es nicht, so mußte er sofort den nächstfolgenden Paß, d. h. die Menge zwischen zwei Strichen, trinken (Abb. 24).

Ein geräumiges Trinkgefäß ist auch der Igel mit kugelförmigem Bauch auf hohem Fuß (Abb. 14). Seine Höhe wechselt zwischen 16 und 36 cm. Vielleicht hat die Ähnlichkeit des Körpers mit einem zusammengerollten Igel dem Gefäß diesen drolligen Namen gegeben.

Auch die Form des beim rheinischen Steinzeug so beliebten Kruges kommt in bemaltem

Abb. 14. Igel. Willkommen der Achtmänner zu Alfeld 1716. 26 cm hoch.

Glas vor (Abb. 1). Er hat zumeist, ebenso wie dort, einen Zinndeckel als Verschluß. Eine Art von Bastard aus diesem Krug und dem Bierseidel stellt das Gefäß mit Darstellung von Tugenden dar (Abb. 6).

Becher kleineren Umfangs haben zumeist zylindrische Form, oft verbreitern sie sich nach oben, entweder gerade ansteigend oder stark nach außen ausgebogen (Abb. 3). Die kleinen zylindrischen Becher mit Deckel, die Schaper bemalte, stehen stets auf drei Knopffüßen (Abb. 29, 31 u. 32). Auch der Becher mit dem deutschen Kaiser zu Pferde (Abb. 9) hat derartige Füße, außerdem trägt er am unteren Drittel der Wandung stachelartige Ansätze. Mathesius erklärt diese „starken knortzigten oder knöpfligten" Gläser als speziell deutsche Arbeiten. Sie seien deshalb so gestaltet, damit sie „etwas fester vnd bestendiger" seien „vnd von vollen vnd vngeschickten leuten dest leychter köndten in feusten behalten werden".

Die zierlichen Kelchgläser (Abb. 2 und 3) gehören zumeist noch dem XVI. Jahrhundert an. Sie kommen für

Abb. 13. Gedenk-Humpen auf den westfälischen Frieden 1650. 24 cm hoch.

Emailmalereien nicht so sehr in Betracht, da ihre Oberfläche wenig Raum für derartigen Schmuck bietet. Wenn sie bemalt sind, zeigen sie entweder rein ornamentalen Zierat, oder sie sind mit Wappen dekoriert.

Auch der Pokal, die beliebteste Gefäßform für die Kunst des Glasschneiders, erscheint selten bemalt. Der in der Abbildung 27 dargestellte ist so eingerichtet, daß die Flüssigkeit den ganzen Körper, Schaft und Fuß eingeschlossen, ausfüllen kann. Der mit Schwarzmalerei verzierte (Abb. 30) zeigt die für Nürnberg charakteristische Pokalform.

dekorierten, auch Gläser bemalten. Bei der vierkantigen Flasche der Abbildung 7 ist auf der einen Seite die Geburt Christi, auf der anderen der Gekreuzigte dargestellt.

Sehr beliebt sind dagegen Darstellungen politischen Inhalts, wie der Reichsadler, der fast über die ganze Fläche großer Humpen seine Fittiche breitet. Auf den Flügeln sind die Wappen der Reichsstände angebracht, ein jedes inschriftlich bezeichnet. Auf der Rückseite pflegen diese Gläser die Aufschrift: „Dass Heilige Romische Reich, mit sambt seinen Gliedern“ zu tragen (Abb. 8).

Abb. 15. Glas der Familie Döbrich. 1617. 20 cm hoch.

Abb. 16. Jagdhumpen. 33 cm hoch.

Abb. 17. Becher. 1656. 17 cm hoch.

Sehr zahlreich erhalten haben sich bemalte Flaschen mit Schraubenverschluß. Sie stammen zum großen Teile aus Apotheken.

Unter den Darstellungen, die diese Gläser zieren, sind religiöse Stoffe sehr selten. Das Glas vom Jahre 1614 mit der Figur des segnenden Christus (Abb. 26) gehört wahrscheinlich zu einem Satz von Gläsern, auf denen Christus und die einzelnen Apostel dargestellt sind, ebenso wie sie bei den mit Emailfarben bemalten Kreussener „Apostelkrügen“ (vgl. Heft 7 S. 59) alle an einem Gefäß vereinigt sind. Es ist kein Zweifel, daß dieselben Maler, die die Kreussener Krüge

Bei einigen trägt der Adler auf der Brust noch ein großes Kruzifix. Die Qualität der zumeist dem XVII. Jahrhundert angehörigen Adlergläser ist sehr verschieden, neben sauber ausgeführten Arbeiten kommen auch flüchtige und nachlässige Malereien vor.

In anderer Form wird uns das heilige römische Reich deutscher Nation auf dem in der Abbildung tt dargestellten Kurfürstenhumpen vorgeführt. In der Mitte sitzt unter einem Baldachin der Kaiser, links stehen die drei geistlichen, rechts die vier weltlichen Kurfürsten, der König von Böhmen mit einem Doppelpokal, der Kurfürst

von der Pfalz mit drei durch eine Serviette zusammengehaltenen Schlüsseln, der Kurfürst von Sachsen mit dem Schwert, der von Brandenburg mit Schlüsseln. Ein ausführliches Gedicht gibt die Erklärung:

Allso in all irer ordenadt
Sitz kaiserliche mnijestatt
Sampt den sieben churfürsten gutt
Wie denn ein ieder sitzen thutt
In churfürstlicher Kleidung fein
Mitt aneigung des nmptes sein.
Der ertzbischof zu mentz beknndt
Ist cantzler in den deutzschen landt
Der ertzbischof zu eöllen gleich
Ist cantzler durch gantz Franckenreich
Der ertz bischof zu trier
Ist cantzler in welscher reuier.

Auch bestimmte politische Ereignisse und Persönlichkeiten dienten den Glasmalern als Vorwurf. So erscheint auf dem Becher in der Abbildung 12 Gustav Adolf. Das Glas trägt das Datum 1634, ist also erst zwei Jahre nach dem Tode des Königs in der Schlacht bei Lützen bemalt worden. Auch der Humpen, der den Friedensschluß des Dreißigjährigen Krieges, den lang ersehnten, feiert, trägt ein späteres Datum, das Jahr 1650 (Abb. 13). In der Mitte der Darstellung steht auf einem Dreiblatt Ferdinand III., sowie in kleiner Figur die beim Abschluß des Friedens zweiundzwanzigjährige Königin Christine von Schweden und der damals erst

Abb. 18. Humpen des Töpfers Jacobus Wendeler. 1671. 23 cm hoch.

Abb. 19. Zunftglas der Fleischhacker. 1664. 20 cm hoch.

Abb. 20. Zunftglas der Gerber. 1667. 11 cm hoch.

Der König in behem der ist
Des reiches ertzschenk zu aller frist
Hernach der pfaltzgraf bey den rein
Des reiches thruchsas thutt sein
Der hertzog von sachsen geboren
Ist des reiches ertz marschalg auserkoren,
Der marggraf von brandenborg gutt
Des reiches kemerer sein thutt.

Bei anderen Kurfürstengläsern sind der Kaiser und die Kurfürsten in zwei Zonen übereinander zu Pferde dargestellt (Abb. 10). In diesem Aufzuge erscheinen auch der Kaiser und die Kurfürsten, ebenso wie Christus und die Apostel, auf einzelnen Gläsern verteilt. Vielleicht hat der „knorzigte" Becher von 1695 (Abb. 9) zu einem solchen Satz gehört.

zehnjährige Ludwig XIV., die Hände ineinander gelegt. Rechts von dieser Gruppe knieen die Vertreter der evangelischen Christenheit, einen Prediger an der Spitze, links die katholische Christenheit mit einem Bischof als Führer. Ihr Gebet ist auf der Rückseite des Glases verzeichnet: eine inständige Bitte um Erhaltung des so teuer erkauften Friedens. Oben erscheint in den Wolken Gottvater, von Engeln umgeben, und breitet die Hände segnend aus. Ein Becher im Museum schlesischer Altertümer zu Breslau stellt Karl XII. von Schweden dar, neben ihm ein Löwe und die Inschrift: „Bewundere Dich, o welt ob dieses Löben macht. Den Gott so wunderbahr aus der

Abb. 21. Hallorenglas. 1714. 42 cm hoch.

Türckey gebracht“ — „Anno 1714 den 22. November ist Carolus 12. der Schweden König aus der Türckey zu Stralsundt ankommen.“

Am zahlreichsten sind die Gläser mit persönlichen Beziehungen, die auf den Besitzer oder Stifter des betreffenden Gefäßes hinweisen. Im XVI. Jahrhundert sind Wappen ein sehr beliebter Schmuck. So trägt das älteste unter den abgebildeten Gläsern mit der Jahreszahl 1553 das pfälzische Wappen (Abb. 3), das kleine Kelchglas daneben zeigt das Wappen der beiden Nürnberger Familien Imhof und Starck, vielleicht ein Geschenk an ein Brautpaar aus beiden Familien (Abb. 4). Als im XVII. Jahrhundert die Kristallgläser mit eingeschnittenen Darstellungen Mode wurden, läßt in den höheren Gesellschaftsklassen der Geschmack für die bemalten Gläser nach. Doch begegnen uns noch bis ins XVIII. Jahrhundert hinein auch die Wappen fürstlicher Geschlechter noch auf bemalten Gläsern, wie z. B. denen der kurfürstlich sächsischen Hofkellerei (Abb. 25).

In den bürgerlichen Kreisen erfreut sich das bemalte Glas bis gegen das Ende des XVIII. Jahrhunderts einer großen Beliebtheit. Liebespaare lassen sich mit zärtlichen Beischriften darstellen, Familienväter marschieren mit ihrer ganzen Familie auf dem Rund der Gläser auf. Auf Porträtähnlichkeit kommt es dabei nicht an, die untergesetzten Namen müssen den Mangel an Lebenswahrheit ersetzen. Ein vortreffliches Beispiel eines solchen Familienglases bildete das Glas mit der Darstellung der Familie Döbrich, Vater, Mutter, drei Töchter und sieben Söhne, darunter auch der schon nach einem halben Jahr verstorbene kleine Georg (Abb. 15). Er erscheint im weißen Sterbekleidchen, einen grünen Strauß in den Händen, über seinem Kopf schwebt ein rotes Kreuz. Der Vater hält einen Pokal in der Hand, die Mutter einen Blumenstrauß, die beiden jüngeren Töchter einzelne Blumen. Von den Söhnen tragen die drei älteren einen Degen, wie der Vater, der älteste darf sich außerdem noch den Luxus von Handschuhen gestatten. Zwischen den Eltern ist ein Herz dargestellt, durchbohrt von zwei Pfeilen und einer Säge. Dieses Marterinstrument soll offenbar auf den Tod des zweiten Sohnes hinweisen. Fromme

Abb. 22. Fichtelbergglas. 1688. 27 cm hoch.

Sprüche ſtehen daneben, darunter die hübſche Sentenz:

Allen denen so mieb kennen,
Den gebe gott was sie mir gönnen.
Es gönn mir einer wenig oder viel,
So weiss doch gott dass beste ziel.

Am intereſſanteſten ſind die Gläſer mit Darſtellungen der verſchiedenen Gewerke. Sie ſind entweder als Zunftgläſer in den Zunftſtuben benutzt worden oder waren zu perſönlichem Gebrauch beſtimmt geweſen. Ebenſo wie die Darſtellung verdienen die beigefügten Sprüche als bemerkenswerte Zeugniſſe damaliger Lebensanſchauung Beachtung.

Einen Blick in die Werkſtatt eines Fleiſchers läßt uns der Humpen in der Abbildung 19 tun. An der Wand hängt ein Schwein, dem ein Schlächter den Bauch aufſchlitzt, ein zweiter iſt an einem auf einer Bank liegenden Kalbe beſchäftigt, während zwei andere Leute im Begriff ſind ein Rind zu ſchlachten. Die Inſchrift nennt den Stifter des Zunftglaſes: „Christoff Hein. Diesses Glas wird verehrdt der löblichen zunft der Fleischhacker.“ Dann folgt der Spruch:

„Frisch ehrlich vnd fein wacker
sindt die Fleischbacker
Sie schlachten das vieh Rott schwartz vnd weiss,
vnd trincken das bier mitt allem fleiss. 1664.“

Abb. 23. Humpen mit den Altersſtufen. 27 cm hoch.

Abb. 24. Faßglas. 24 cm hoch.

Ein Brauer ſtellt ſich auf einem Glaſe von 1662, auf dem er in voller Tätigkeit erſcheint, mit den Worten vor:

„Ein brauer bin ich wol gemutt
Ich mach ein bir vnd daz ist gutt
Es mag es trincken ieder man
vnd wen eher wird getruncken han
wird er nicht wissen was ehr hatt getahn.“

Die hohe Wichtigkeit des Weberberufes verſichert uns ein Vertreter dieſes Standes, der ſich und ſeine Frau auf einem Glaſe im Jahre 1659 hat abkonterfeien laſſen, mit folgendem Spruch:

„Wen der mensch wird auff die weldt gebohren,
ist sein Erstes kleidt von dem wäber auserkohren
wird auch wieder damitt bekleidt
wen er von der weldt abscheidt.“

Der Schneidermeiſter Friderich Bürlich ſcheint dagegen keine beſonders gute Erfahrung mit der Schätzung ſeines für die Menſchheit ſo wichtigen Amtes gemacht zu haben, denn er fühlt ſich auf ſeinem Glaſe zu dem Mahnſpruch bewogen:

„Lass vn veracht Ein Jeder man
du weist nicht wass Ein andrer kan
den noch gebohren sol werden der man
der ess ieder man recht machen kan.“

Auf der Vorderſeite des mit der Zahl 1652 verſehenen Humpens wird von zwei ſtattlichen Greifen ſein Wappen gehalten: eine Schere, über derſelben ein Pfriem und ein Fingerhut, unten ein Bügeleiſen.

Fromme Gedanken begleiten die Arbeit des Töpfers Jacobus Winckeler (Abb. 18):

„So sind alle Menschenkinder
wie der Thon ins töpfers handt
Die da leben wie die rinder
wirft der herr zur höllen wandt
dio sich aber ihm ergeben
wil er gnädiglich erheben.“

Während die bisher angeführten Zunftgläſer ſtets die Form des zylindriſchen Humpens hatten, hat ein Zunftglas der Gerber (Abb. 20) die Geſtalt der Gerberbütte angenommen, ähnlich wie auch z. B. ein ſilberner Fingerhut als Zunftglas der Schneider vorkommt. Der auf demſelben befindliche Spruch weiſt auf die drei Handwerke hin, die mit dem Leder zu tun haben.

„Die fleischer reitten vnd traben
Die gerber streichen vnd schaben
Das die schuster zu trincken haben.
Fleischer schenk ein gerber trinck aus
Schuster giebs geldt heraus.“ 1667.

Abb. 25. Humpen aus der Hofkellerei in Dresden. 21 cm hoch.

Abb. 26. Becher mit Christus. 18 cm hoch.

Abb. 27. Pokal. 1734. 35 cm hoch.

Eine besondere Form zeichnet auch die sogenannten Hallorengläser aus, die Humpen der Salzsieder von Halle, die ja bekanntlich noch bis auf den heutigen Tag eigenartige Tracht und Gebräuche bewahrt haben. Den Deckel zieren drei Wappenschilder mit dem preußischen Adler. Den oberen Rand umzieht in Gold, meist stark durch die durstigen Lippen der Halloren abgerieben, das Panorama der Stadt Halle. Dann folgen in zwei Zonen übereinander die Wappen der Halloren von zwei Salzsiedern gehalten, sowie ein stattlicher Fahnenträger, darunter sechs Halloren in ihrer Tracht. Am Fuße steht die Aufschrift: „Vivant die Brüder im Thale“ (Abb. 21).

Zu den Gläsern mit lokalen Beziehungen gehören auch die Fichtelberggläser, von denen eins in der Abbildung 22 dargestellt ist. Sie sind Erzeugnisse der Glashütten am Fichtelgebirge, namentlich von Bischofsgrün. Die ganze Höhe des Glases ist von einem breiten Bergrücken eingenommen, auf dessen Spitze ein Ochsenkopf liegt mit Anspielung auf den zweithöchsten Gipfel des Gebirges. Dem Berg entspringen die Flüsse: „Mayn, Eger, Naab, Saal.“ Eine Inschrift besagt:

„Ich bin der Edle Fichtelberg
Darein Gott schuff manch schönes werck
Dann silber gold vnd Edle Stein,
in mir Recht an zu Treffen sein
vnd aus mir vier schiffreiche waszer rauschen
welche in vier Endt der welt thun laufen.“

Allgemein menschliche Verhältnisse behandelt nicht ohne launigen Humor das Glas mit den Darstellungen der verschiedenen Altersstufen nach dem bekannten Spruch: „10 Jar ein Kindt — 20 Jar ein Jüngling — 30 Jar ein Mann — 40 Jahr wolgetan — 50 Jar stillestan — 60 Jar gehts alter an — 70 Jare ein Greis — 80 Jare immer weiss — 90 Jar der Kinder spot — 100 Jar genadt dir got“ (Abb. 23). Die einzelnen Altersstufen haben als Symbol ein Tier neben sich, das Kind ein Böckchen, der Vierzigjährige einen Löwen, der Fünfzigjährige einen Fuchs, der Neunzigjährige einen Esel, den Hundertjährigen holt Gevatter Tod.

Die Emailmalereien der deutschen Gläser stehen nicht auf einer hohen Kunststufe, es sind Produkte handwerklicher Tüchtigkeit, interessant durch den Einblick, den sie uns in das Leben und die Anschauung der damaligen Zeit tun lassen, aber keine Kunstwerke in höherem Sinn. Die heutigen Preise der deutschen bemalten Gläser, die übrigens zu den beliebtesten Opfern der Fälscher gehören, sind verhältnismäßig nicht übermäßig hoch. Für Reichsadler- und Zollerngläser sind z. B. 500—600 Mark die Durchschnittspreise.

Nur eine kleine Gruppe bemalter Gläser, die sogenannten Schapergläser, können eine höhere Schätzung auch in künstlerischer Hinsicht beanspruchen. Johann Schaper, zu Anfang des XVII. Jahrhunderts in Harburg an der Elbe unweit von Hamburg geboren, lebte von 1640—1670 in Nürnberg und bemalte hier zumeist mit Schwarzrot, das bald in schwärzlichem, bald in bräunlichem Ton erscheint, Gläser mit Landschaften, Genreszenen und Wappen in miniaturartiger Feinheit und sorgfältiger Zeichnung. Zuweilen verwendet er auch durchsichtige Emailfarben. Schaper pflegte seine Malereien mit vollem Namen oder Monogramm und der Jahreszahl zu bezeichnen. Er fand auch Nachahmer, wie die Nürnberger Joh. Krell und Hermann Benckert, die ihn aber in seiner Kunst nicht erreichen.

Abb. 28. Flasche mit Ansicht von Frankfurt a. M. 19 cm hoch.

Abb. 29. Becher, bemalt von Joh. Schaper 1665. 20 cm hoch.

Abb. 30. Pokal mit Schapermalerei 1666. 29 cm hoch.

Abb. 31. Becher mit Jagd, bemalt von Schaper. 18 cm hoch.

Abb. 32. Becher mit Türkenschlacht, bemalt von Schaper 1666. 9 cm hoch.

# Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.

## Gedanken eines Romanschriftstellers über seine Kunst.

Von

**Georg Freiherrn von Ompteda.**

(Abdruck verboten.)

Ich bin weder Kritiker, noch Ästhetiker, ich bitte also, in meinen Darlegungen lediglich die eines vom Bau zu sehen, der nichts verfechten oder beweisen will, sondern nur über seine Kunst plaudern. Die Leser werden Persönliches hören, das vielleicht sehr anfechtbar ist, aber ich bin nicht objektiv, kann es auch nach ewigen Gesetzen gar nicht sein, denn wer mitten in etwas darin steht, ist notwendigerweise befangen. Er muß es sein, sonst könnte er nicht selbständig arbeiten, sondern würde ein Abklatsch alles anderen werden.

Man muß es mir also zugute halten, wenn das Wörtlein „ICH“ eine etwas große Rolle spielt.

Mich haben öfters Leute gefragt, wie ich eigentlich dazu gekommen bin, Romane zu schreiben. Nun ich glaube, kein Romanschriftsteller erblickt das Licht der Welt mit dem Gedanken: „Du wirst Romane machen!“ In einem späteren „Romaneier“ schlummert von Anfang an gebundene dichterische Kraft. Mit den Jahren erst erfolgt die Entscheidung. Ich glaube nicht einmal — wenigstens für den Anfang — an eine bestimmte Neigung zu diesem oder jenem Gebiet.

Wohl jeder beginnt mit Gedichten. Auch ich hielt mich für einen Lyriker, und ich habe als Schüler, statt meine Schularbeiten zu machen, so manches Gereimte zusammengeschmiert, habe dann als Leutnant zwischen Patrouilleritten, Jagdritten und Rennenritten allerlei Gedichte verbrochen.

Ich schickte sie mal an den großen Schweizer Dichter Conrad Ferdinand Meyer. Der schrieb mir die bezeichnenden Worte wieder: „Versäumen und verspäten Sie sich nicht bei der Lyrik.“ Er wollte sagen: mehr als Lyrik ist „Menschen schaffen“. Bezeichnend für ihn, der neben dem Lyriker hauptsächlich Novellist war, ist es, daß er mir den Rat erteilte, für die Bühne zu arbeiten, und dabei wehmütig erklärte, er selbst habe es falsch angefangen, er habe es verpaßt.

Es ist ja eine bekannte Erscheinung, daß viele Künstler sich für ein Gebiet für vorherbestimmt halten, in dem sie nichts besonderes leisten. Von mir persönlich kann ich Ihnen verraten, daß mir mein eigener Kunstzweig in Reitermomenten höchst unbeträchtlich und mir auch gar nicht liegend erscheint, während meine Sehnsucht zum Theater geht. Ich möchte aber, um auch ein wenig Selbsterkenntnis zu zeigen, Ihnen zugleich mitteilen, daß diese Neigung, trotz mehrfacher Versuche, eine unglückliche Liebe geblieben ist.

Wer übrigens nicht reiner Lyriker ist, kommt von selbst dazu, was mir Conrad Ferdinand Meyer riet, er versucht Schilderungen. Es entstehen Stimmungsbilder, Skizzen mit lyrischen Anklängen, und wie der Maler sich bemüht, seine Landschaften zu beleben, indem er das Wesen hineinstellt, das erst den Eindruck der Natur empfing — den Menschen, so erscheinen Menschen von selbst auf dem Hintergrunde. Sie tragen zuerst so allgemeine Züge, daß sie keine lebenden Wesen zu sein scheinen, sie sind farblos, ohne Sonderzüge und Charakterzeichnung, sozusagen der Mensch an sich und darum eigentlich überhaupt keine Menschen.

Doch allmählich gewinnen die Figuren an Lebensfähigkeit, und der Sprung zum Menschenbildner ist gemacht. Immer natürlich angenommen, der Dichter sei eben nicht reiner Lyriker — der gewöhnlich — Ausnahmen wie Storm bestätigen die Regel — kein guter Erzähler zu werden pflegt.

Nun genügt es aber nicht, um wirkliche Wesen von Fleisch und Blut glaubhaft zu machen, daß die Leute in einer Landschaft stehen, wo bloß die Sonne scheint, die Blätter rauschen, Lenzesdüfte kosen oder der Herbstwind streicht, sondern die Menschen, die wir auf die Beine gebracht, treten in Beziehungen zueinander.

Das gibt einen Stoff. Eine Fabel wird ersonnen. Von selbst erscheint eine weitere Ausführung, eine größere Breite. Es entsteht eine Novelle.

Nun leben aber die Gestalten unserer Phantasie nicht allein auf dem Erdball, wir begnügen uns also nicht mehr, nur ein paar Menschen und ihr Schicksal vorzuführen, sondern der Einfluß von dritten, vierten, fünften wird gezeigt. Wir kommen zu Nebenfiguren und am Ende auch zu einer Nebenhandlung. Damit sind wir schon am — Roman. Denn es ist nun mal wirklich so, wie einer gesagt hat: „Wenn das Ding kurz ist — nennt man's ne Novelle, wenn es lang ist — einen Roman.“

Der Erzähler ward geboren. Oder: der geborene Erzähler bekannte sich zu seinem Beruf. Denn geboren dazu muß man nun einmal sein. Ausgerüstet mit allem Wissen seiner Zeit, mit der genauen theoretischen Kenntnis der Technik, der Literaturgeschichte, im Besitz riesiger Belesenheit, vom heißen Wunsche beseelt zu erzählen — fehlt das angeborene Talent, so gelingt doch von

hundert Romanen die Nummer hunderteins, aber kein Werk für sich. Und es genügt nicht, eine Natur, ein Charakter, eine Persönlichkeit zu sein, man muß eben — die Kunst des Erzählens besitzen.

Sie ist trotz der vielen, die da erzählen, nicht gar so häufig. Vor allem bei unserem Volke. Andere Nationen, vor allem die Romanen, sind uns an Zahl großer Erzähler bei weitem überlegen. Es liegt am erregbaren Blut, an der im ganzen Volke lebhafteren Phantasie, an der Sprache, sogar an den Sitten, Gewohnheiten. Der Deutsche ist an und für sich ruhiger, wortkarger, gebärdenärmer.

Man höre nun einmal einen gewöhnlichen Mann in Frankreich ein ganz gewöhnliches Ereignis beschreiben. Zum Beispiel die erschütternde Tatsache, daß er den Zug verpaßt hat, und daneben die gleiche Geschichte bei uns. Man braucht dazu gar nicht ganz nach dem Norden zu gehen. Nehmen wir Mitteldeutschland. Nehmen wir Sachsen.

Der Franzose erzählt uns eine Mordsgeschichte, er spielt uns ein förmliches Theater vor. Er sagt etwa: „Alors je suis venu à la gare Et j'ai voulu prendre mon train. Mais voilà que Pascal Cinquet m'abarde. Vous savez l'agent de change, le grand ventru. Tiens! et je me laisse entrainer de prendre encore un petit verre. Au bureau je fais la causette avec Mlle Delphine. Vous savez, elle est gentille. Je ne vous dirai que ça! Elle me fait des yeux. Ah! des yeux! Et nom, de nom je n'ai pas de ‚galette' sur moi. Me voilà planté. Et comme j'explique mon cas — le train file. Et sans moi. Et ma femme qui m'attend! Et c'est lundi où elle nous sert la soupe aux choux!"

Ganz anders der Sachse. Ich glaube, er würde sich damit begnügen zu sagen, wenn er vor seine erstaunten Angehörigen tritt, die ihn schon viele Kilometer weit fort wähnen: — „So e gemeenes Pech! Wie ich usn Bahnhof gekummen bin, ist der Zug grade fartgemacht!"

Übrigens ist die Kunst des Erzählens nicht etwa mit der eines guten Anetdoten- oder Jagdgeschichtenerzählers identisch. Es kommt oft vor, daß einer, der leicht und endlos sein Garn zu spinnen weiß, sagt: „Ach Gott, wenn ich das alles aufschreiben wollte! Ich sage Ihnen, ich weiß Geschichten! Geschichten!"

Und wenn das wirklich aufgeschrieben wird, wirkt es nicht — ist's nicht das Papier wert. Es ist das gleiche scheinbare Rätsel, das man auf dem Theater so oft erlebt: Stellen, die van einem guten Darsteller gesprochen und gespielt, einen packten, üben im Buch keine Wirkung. Ja, man fragt sich: wie ist es nur möglich, daß Du Dich so hast fangen lassen?

Es war der Vortrag, der des Redners Glück gemacht. Die angeregte Jagdgesellschaft, die, eine Pulle Rotspon im Magen, sich walzt, wenn Herr Maier unter Faxen und Gesichterschneiden erzählt, wie er den Boß fehlte, würde keine Miene verziehen, täte sie den gleichen Wortlaut am anderen Morgen gedruckt.

So geschieht es wohl jedem Schriftsteller, daß jemand zu ihm kommt und sagt: „Hören Sie mal, ich weiß eine wundervolle Geschichte für Sie. Das sollten Sie mal schreiben!" Und er glaubt einem gewissermaßen etwas Liebes zu verraten, ein kostbares Geschenk zu machen, indem er den Stoff gibt. Ich weiß in solchen Fällen von vornherein aus Erfahrung, daß es nichts ist, denn der Stoff an und für sich bedeutet gar nichts. Man muß ihn verarbeiten, durchempfinden, geistig erleben! Und wer sagt mir denn, daß ich das gerade in diesem Falle kann? Gewöhnlich ist mit dem, was einem im herzlichen Gefühl mitgeteilt wird, gar nichts zu machen. Da sind denn doch die Vorgänge geistiger Zeugung nicht so einfach. Das seelische Erfassen, das Durchleben ist nötig, und das geschieht nicht dadurch, daß einem ein noch so interessantes, packendes oder amüsantes Vorkommnis mitgeteilt war.

Als Kleist die Penthesilea vollendet hatte, kam er zu einem Freunde, schluchzend, Tränen in den Augen, und rief: „Sie ist tot!" Als hätte er eben den Tod des geliebtesten Menschen erlebt. Das ist kennzeichnend!

Wenn mir jemand, der Vertrauen zu meiner Kunst hat, menschliche Dokumente mitteilt: einen charakteristischen Brief, gar ein Tagebuch, Memoiren, Selbstbekenntnisse von sich oder anderen — dafür kann ich ihm dankbar sein. Das kann einen hohen Wert für mich besitzen, indem ich wie ein diskreter, unfreiwilliger Lauscher Menschlichkeiten kennen lerne, den Schleier entfernt sehe von Dingen, die ich vielleicht selbst durchgemacht habe. Mir war es versagt, in einem Leben zu lesen, in ein anderes Herz zu schauen, und ich tappte in der Finsternis, da mir die Bestätigung fehlte, die ich nun erhielt.

Wahrscheinlich wird auch in einem solchen Falle dem Erzähler anderes van Nutzen sein, als der gütige, der Kunst dieses Autors zugetane Geber glaubt.

Eines braucht dem Romancier nie zugetragen zu werden: Stoff. In Stoffverlegenheit wird sich der echte Erzähler wohl nie befinden, denn die Fülle der Stoffe erdrückt fast. Stoff ist alles. Alle Menschen. Alle Handlungen. Alle Ereignisse. Das ganze Dasein.

Es gilt wirklich Goethes Wort: „Greift nur hinein ins volle Menschenleben." Gewiß, es ist interessant, wo man es auch packt. Doch wie zum Angeln nicht allein die Angelrute gehört und nicht sofort ein Fisch daran zappelt, wenn man sie ins Wasser wirft, sondern erst der rechte Angler das Ding in die Hand nehmen muß, ja gehört auch die rechte Faust dazu und der richtige Griff ins Menschenleben.

Ich kann mir nichts auf der ganzen Erde vorstellen, was sich als Stoff nicht eignete. Nur müssen wir eben versuchen, dem Spröden Biegsamkeit abzugewinnen, dem Reinen mit reinen Händen zu nahen, groß zu fühlen wie das Erhabene, das Zierliche nicht mit plumper Faust anzupacken, am Gewaltigen nicht witzeln zu wollen. Kurz, die Natur nicht verbessern, nicht ändern wollen.

Warum soll der Erzähler nicht die Gemeinheit schildern, von der wir alle, auch die besten, unser tierisches Teil in uns tragen? Er mag

sie schildern, aber nicht mit Behagen, sondern mit Ernst. Wir sollen nicht lüstern verstecken, sondern, wo es uns nötig scheint, reden, wie man unter erwachsenen vernünftigen Männern und Frauen reden kann. Wir sollen das Schlechte erklären, menschlich nahe bringen, zeigen, wie ein Mensch so wurde durch Mangel an Erziehung, durch böses Beispiel, durch Not. Und indem wir für die gefallene Schwester, für den gesunkenen Bruder das schönste Teil übrig haben, das dem Dichter gegeben ist: Mitleid, schließlich das Gewöhnliche sogar — verklären.

Nun muß es zwar dem Erzähler freistehen, den Stoff zu wählen, den er mag, etwas anderes bindet ihn jedoch bis zu einem gewissen Grade. Jeder Stoff fast erfordert nämlich auch eine andere Behandlungsweise. Die zu treffen, ist Sache des Stilgefühles.

Ich verstehe darunter weniger die Frage, soll etwas in ein ernstes oder in ein heiteres Gewand gekleidet werden. Das ist mehr Sache des Temperamentes oder der Stimmung. Je nach Galle oder Zwerchfell sieht man oft etwas anders an. Es gibt Menschen, die, wenn man ihnen ein Vorkommnis erzählt, darüber vor Tisch scharf, nach einem guten Diner recht milde urteilen. Es ist uns wohl allen widerfahren, daß wir etwas zuerst sehr tragisch genommen haben, und hinterdrein darüber — und über uns selbst mit — herzlich gelacht haben.

Aber nicht das allein, sondern die Art, wie die Dichter die Welt ansehen, ist eben verschieden. Irgendeine Haupt- und Staatsaktion würde Carducci mit einer Ode feiern, Victor Hugo hätte davon mit stolzierendem Alexandrinergerassel eine uns Deutschen bombastisch erscheinende pompöse Schilderung gegeben, Theodor Fontane, der von sich selbst sagt: „Ich habe keinen Sinn für Feierlichkeit," würde mit liebenswürdigem Greisenhumor die großkreuzgeschmückten alten Staats- und Würdenträger höchst gemütlich heimlich schwatzen lassen: „Wie geht es Ihren lieben Kindern? Die Gattin wohl?"

Das Stilgefühl äußert sich vor allem in der Wahl der Form. Beim Theater erkennt das oft auch der Laie auf den ersten Blick. Da heißt es „dramatisierter Roman, aber kein Drama". Und dahin schlägt auch die alte Erfahrung, daß ein erfolgreicher, sogar ein Meisterroman, dramatisiert gewöhnlich als Bühnenwerk nichts taugt.

Die Gesetze der Bühne sind eben gänzlich andere. Der Wert des Romans bestand vielleicht in den Schilderungen, in den Stimmungen — gerade das fällt auf der Szene größtenteils fort. Vor kurzem ist Guy de Maupassants „Yvette", jene wunderbar feine, zarte Novelle des naiven Mädchens, das im Sumpfe aufwächst, ohne es zu ahnen, und als sie sich dessen bewußt wird, seelisch zusammenbricht, dramatisiert worden. Sie ist mit hervorragendem Geschick auf die Bretter gebracht, der halbe Dialog ist aus der Novelle herausgenommen worden, es ist ein äußerst wirksames Stück entstanden, aber wer die Novelle kennt, muß sich sagen: schade, müßte das sein? Es ist wie ein glitzernder Schmetterling, dem man den Flügelstaub abgewischt hat. Es ist hart und grob. Das grelle Licht der Rampe tut der kleinen Yvette förmlich weh.

Anderseits gibt es Romane, bei denen man das Gefühl hat: „das schreit nach der Bühne". Es pflegt weniger am Stoff selbst zu liegen, als an seiner Behandlung. Wenn ich in einem Roman alles dramatisch zuspitze, wenn ich statt Erzählung, Schilderung, Dialog abwechseln zu lassen, den Dialog allein bevorzuge, wenn ich die Kapiteleinteilungen wie Akte mache und das Kapitelende wie einen Abschluß, wenn ich endlich statt, was geschah, zu erzählen, gewissermaßen den Leser auf dem Laufenden zu erhalten, allerlei in den Zwischenraum zwischen zwei Kapitel verlege — ich hätte beinahe gesagt in den Zwischenakt, so verstoße ich wider die ungeschriebenen Gesetze der Erzählungskunst, ich verzichte auf alles, was wir Erzähler vor der mehr al fresco malenden Bühne voraus haben, und ich beweise, daß die Form, die ich meinem Stoffe gab, falsch gewählt war. Ich hätte ein Theaterstück daraus machen müssen.

Es gibt einen Roman, dem man es anmerkt, daß sein Verfasser Bühnendichter ist. Ich meine „Es war" von Hermann Sudermann. Dabei hat Sudermann in seinen Anfängen ein Buch geschrieben, das ganz das Werk eines Erzählers ist. Nämlich „Frau Sorge". An Gefühlswert stelle ich es über alles, was dieser wohl größte Techniker unserer Bühne je für das Theater geschrieben hat.

---

Vielleicht ist hier die Stelle, um ein paar Worte einzuschieben. Ich habe im Anfang gesagt, ich sei weder Kritiker, noch Ästhetiker. Ich möchte diesmal, auf den Kritiker den Ton legend, es wiederholen. Ich fühle mich nicht berufen, über Kollegen hier Urteile abzugeben. Es steht mir nicht zu. Ich bin als Mitstrebender dazu nicht befugt. Da ich nun aber hier und da an einem Beispiel etwas erhärten möchte, so sehe ich mich genötigt, diesen und jenen Namen und dieses und jenes Werk dennoch zu nennen. Ich werde, um jedem Mißverständnis aus dem Wege zu gehen, mich bemühen, nur Dichter zweiter Ordnung heranzuziehen, oder solche, die bereits der Literaturgeschichte angehören.

---

Ich habe gesagt, auch der Laie fühlt leicht das Verhältnis heraus zwischen epischer und dramatischer Behandlung. Anders verhält es sich mit den verschiedenen epischen Formen. Darin ein sicheres Urteil zu haben, fällt oft auch dem Erzähler selbst schwer, und nicht selten vergreift man sich in der Form.

Es gibt Stoffe, die für einen Roman zu eng, zu dürftig sind, und wiederum andere, bei denen man das Gefühl hat, daß sie Erweiterung, größere Breite verlangen, in Gestalt einer Novelle nicht zu ihrem Rechte kommen. Ist nun ein Erzähler mehr Novellist, so packt er leicht in den ihm lieben Form etwas an, das eigentlich den großen Atem des dickleibige Bände von sich gebenden Romanciers verlangt hätte.

Wenn man einwirft: es ist doch trotzdem sehr schön, so kann man antworten: „Gewiß, es ist unglaublich, was er daraus gemacht hat, aber

wäre es ein Roman geworden, so wäre es noch schöner!"

So habe ich Gottfried Keller gegenüber eine Anschauung, die man eigentlich gar nicht äußern darf, in der Befürchtung, für einen Böotier gehalten zu werden. Ich spreche diesem großen, wundervollen Dichter, der er ja deswegen bleibt, den großen epischen Erzähler ab. Für mich ist er Novellist, reiner Novellist, kein Romancier — ich habe nun mal keinen Ausdruck dafür, denn Romanschriftsteller klingt mir einem Keller gegenüber nicht dichterisch genug. Trotz des „Grünen Heinrich" sage ich das, der nach meinem Urteil entweder ist: „mehrere Novellen" oder ein „romanhaftes Ungetüm", das zu lang ist und — langweilig, eben deshalb, trotz seiner einzelnen unglaublichen Tiefen und unerhörten Schönheit.

Ob er nicht wie Friedrich Theodor Vischer sagen würde, „zu lang darüber gesessen?".

Das wäre der Novellendichter, der eigentlich kein Romandichter ist. Conrad Ferdinand Meyer befindet sich im gleichen Fall, ebenso der Däne Jakobsen, Huysmans, unser Raabe, der Norweger Knut Hamsun (lesen Sie Victoria), auch Turgenjeff, Maxim Gorki, Gustav af Geyerstam — lesen Sie das Buch vom Brüderchen —, Paul Heyse und unser lieber Rosegger! Bis jetzt noch — ich möchte von meinem Vorsatz eine Ausnahme machen — Gustav Frenssen, trotz seines Jörn Uhl, des wundervollsten Buches, das ich seit vielen, vielen Jahren gelesen habe.

Das Umgekehrte findet ebenso häufig statt. Kann man sich Emile Zola als Novellisten vorstellen? Er hat Novellen geschrieben, gewiß, aber wie ich vorhin sagte: „Was hätte erst daraus werden können, wenn er Romane daraus gemacht hätte?" Und woran liegt es? Dem Manne mit seiner gewaltigen Arbeitskraft, seinem Riesenatem, seiner Häufung von Eindrücken, seiner Aufzählung von Einzelheiten fehlt in der Kunstform der Novelle der Platz, sich auszuleben. Man darf von einer Bärentatze nicht die Gelenkigkeit einer Affenhand verlangen. Zola fehlt alles Feine, Zierliche, ihm fehlt der zarte Reiz, oder das Lachen unter Tränen, der feine Humor, Grazie, psychologische Filigranarbeit. Er hat weder den gallischen Witz, noch die Liebenswürdigkeit der Franzosen. Dafür ist er eben Emile Zola, bei uns fast als Pornograph verschrieen, dabei aber in Wirklichkeit der ernsteste, schwerblütigste Schriftsteller, den die Franzosen je besessen haben.

Erzähler, die wie Zola den großen Atem des echten Romanciers, des Erzählers großen Stiles besitzen oder besaßen, sind zum Beispiel Tolstoi, Dostojewski, Flaubert, Gustav Freytag und Scott.

Tolstoi — ich spreche nicht über sein religiöses Prophetentum — bleibt immer der gewaltige Dichter von „Krieg und Frieden" und „Anna Karénina", Dostojewskis „Schuld und Sühne" (unter dem Titel Raskolnikoff bekannt) ist wohl der psychologisch tiefste Roman der Russen, Flaubert, der Schöpfer des modernen Romans — Maupassants Lehrer und wahrscheinlich Vater — steht mit Madame Bovary und Salammbô heute in seinem Vaterlande als Klassiker da. Über Gustav Freytag brauche ich nichts zu sagen. Es ist zwar heute Mode geworden, ihn nicht mehr voll gelten zu lassen, ihn nüchtern, trocken zu schelten; aber wird nicht genau so versucht, jetzt so zu tun, als trüge Schiller seinen Klassikernamen zu unrecht? Ich habe keine Angst für Freytags Ruhm, mag er auch gegen die Großen des Auslandes etwas zurückstehen, er bleibt doch unser fast einziger Romancier „von Klasse", wie man jetzt sagt.

Sie alle aber überragt, was reine Fabulierungskunst betrifft, Walter Scott, wenn er sich auch an dichterischem Werte mit all den Genannten nicht messen kann. Es ist das gleiche, wie bei dem Verhältnis von Heinrich von Kleist zu Goethe. Kleist, der dem Olympier den Kranz von der Stirn reißen wollte, ist der geborene Dramatiker, der „dramatischste Dramatiker", den wir mit Hebbel überhaupt besitzen, während Goethe der größere Dichter, aber entschieden der kleinere Dramatiker ist. Goethe konnte nicht allein im Theater aufgehen, er thront in lächelnder Majestät, der große Lebenskünstler, das universellste dichterische Genie, ein hoheitsvoller Greis, der in einem langen Leben alle Sterne vom Himmel geholt, über dem armen Kleist, der am Anfang der Bahn aus seines Lebens Wirrnis keinen anderen Ausweg fand, als den gewaltsamen Tod des fünften Aktes.

Ich will noch einen anderen Vergleich machen in der Schwesterkunst der Musik. Wie der taube, düstere Beethoven, der Titan, der Tiefste ist, der Größte, der Riese, so steht ihm Mozart, der lächelnde Knabe, gegenüber als — ich möchte sagen Musik an sich. Es ist Leichtigkeit, Fluß, Selbstverständlichkeit der Melodie und des Schaffens. Die Fülle seiner Arbeit bei seinem frühen Tode ist ebenso erstaunlich, wie die leichte Menge der Produktion beim eigentlichen, dem wirklich geborenen Erzähler.

Doch einer ist einst Balzac gewesen, Dumas der Ältere, auch Gogol, der größte Prosaiker der Russen, auch die viel verlästerte, literarisch nicht ernst zu nehmende Marlitt, denn erzählen kann sie, und endlich in neuerer Zeit Maupassant.

Maupassants Riesenproduktion drängt sich in nur zehn Jahre zusammen. Bei ihm ist Erfindung, Charakteristik, Sprache, Schilderung der Landschaft, Meer wie Land, Norden wie Süden, des Bauers wie des Städters, des gewöhnlichen Mannes wie der eleganten Dame, der Unschuld wie der Verworfenheit auf gleicher Höhe. Er ist leicht und doch tief. Er besitzt furchtbaren, ja düsteren Ernst, Wehmut und Gelassenheit, mitden Humor, ausgelassenen — ja oft frivolen Scherz. Er kann alles. Er hat uns im Bann von der ersten Zeile ab. Er spannt, und er bleibt doch immer Künstler.

Mit einem Wort, er ist der größte Erzähler, den die Franzosen haben. Diese Erkenntnis ist in Frankreich heute ziemlich allgemein. Bei uns hält sich das Lesepublikum leider meist an das sexuelle Moment, das bei ihm, wie bei seiner Rasse, einen gewissen Raum einnimmt und in einer freien Art behandelt wird, die uns ungewohnt ist.

Man sollte nicht, wie bei aller Kunst, nach

dem Was? fragen, sondern nach dem Wie? Mir fällt dabei immer die Geschichte ein, wie eine prüde Dame mit einem Bildhauer eine Kunstausstellung besucht. Sie bleiben vor einer herrlichen plastischen Figur stehen. Der Künstler ist ganz vertieft. Er will der Dame begeistert seinen Eindruck mitteilen. Sie ist weitergegangen. Er ruft sie. Sie sagt: „Die Figur ist ja ganz nackt!" Der Künstler antwortet erstaunt: „Ach, darauf hatte ich nicht geachtet!"

Daran sollten wir immer denken: mit reinen Augen zu sehen. Freuen wir uns bei Maupassant seiner Erzählerkraft. Sie ist selten.

Wenn man nun hört: „geborener Erzähler" und „erzählen können nur wenige" und „alles ist Stoff rund um uns herum", so liegt die Frage nahe: „Wie erzählt man denn?" Soll man einfach losschwatzen, wie einem der Schnabel gewachsen ist? Genügt es, chronologisch etwas wiederzugeben, was hier oder dort geschah?

Nun das eine würde keine Pointe geben, keine Verwicklung und keine Entwicklung, würde die Wirkung einem Zufall anheimstellen. Das andere aber wäre gewiß tödlich langweilig. Der Leser müßte ausrufen: „Kinder, das wissen wir ja, daß es so ist." Außerdem dürfte dem Erzähler wie dem Zuhörer die Zeit fehlen. Unser Dasein setzt sich aus so vielen tausend Handlungen zusammen, daß es vieler Bücher bedürfte, um auch nur die Erlebnisse von einer Stunde wirklich festzuhalten.

Das könnte ja auch der Nationalökonom, der Philosoph, der Arzt oder, wie man gewöhnlich zu sagen pflegt — der Photograph. Das, was erst das ganze Gewirr des Daseins mit seinen Gleichgültigkeiten interessant macht, dichterisch erhebt, ist die Wahl der Einzelheiten, die Auslese.

Genau wie sie im Kampfe ums Dasein stattfindet, wie in Flora, Fauna und in den Beziehungen der Menschen der Tüchtigere, Lebenskräftigere, Stärkere die Unbeträchtlicheren beiseite drängt, so müssen wir, was, um zu charakterisieren, Stimmung zu erregen, weniger paßt, fortlassen und nur das wählen, was am sichersten das klar macht, was wir ausdrücken wollen.

Man hat gesagt: Dichten ist Verdichten.

Nun: Erzählen ist die Kunst, nur einzelnes herauszugreifen, dabei aber dennoch den Anschein zu erwecken, als hätten wir alles gesagt.

Das ist auf den verschiedensten Wegen möglich. Ein großer Romancier hat es so gemacht, ein anderer anders. Viele Wege führen zum Ziel. Unser Bestreben muß nur sein, nicht platte Wirklichkeit abzuklatschen, sondern den Eindruck der Wahrheit zu erzeugen.

Nehmen wir zum Beispiel den Zug, den vorhin der Sachse wie der Franzose verpaßt haben. Es soll geschildert werden, wie er durch die Ebene fährt, und zwar so geschildert, daß wir ihn fahren sehen, den Kohlenstaub riechen, förmlich fühlen, wie er uns nach langer Eisenbahnfahrt schmutzig macht. Wir sollen die leise, unausgesetzte Erschütterung beim Lesen spüren, obwohl wir regungslos im Stuhl sitzen.

Greifen wir eine Anzahl der ersten Romanciers der Franzosen heraus: E. Zola, Paul Bourget, Alphonse Daudet und Pierre Loti. Jeder würde es anders machen, aber alle würden wahrscheinlich, Erzähler von hohem Range, die sie sind, ihren Zweck erreichen, uns zu suggerieren, daß wir in dem Zuge sitzen.

Zola würde die Anzahl der Wagen nennen, sagen, wieviel und welche Personen in jedem Coupé sitzen, wie sie angezogen sind, an welchen Feldern, Bäumen, Hügeln, Ortschaften der Zug vorüberrast. Er würde von den einzelnen Schaffnern sprechen, vom Zugführer, vom Heizer, vom Maschinisten. Er würde den Gedanken erwecken an die Tausende von Menschen, die haben arbeiten müssen, um diesen Zug herzustellen: die Bergleute, die die Erze gefördert haben, die Leute am Hochofen, die sie schmolzen, die Schmiede, die das Eisen streckten und hämmerten, die Monteure in den Eisenbahnwerkstätten, die das alles zusammensetzen mußten; die Zeichner und Ingenieure, die, nächtelang über ihre Tische gebeugt, die Konstruktionen entwarfen; die Geldmenschen, die hinter dem Kapital standen, um das alles zu zahlen und in Bewegung zu setzen. Sogar die Existenzen, die durch Eisenbahnen vernichtet wurden, und die vielen Millionen, die sie wiederum nährten.

Und alles das würde er verdichten in den Kesselrohren der Lokomotive, als ob sie vollgestopft wären von Gedanken, vom Schweiß aller dieser Menschen, als ob die Maschine gewissermaßen die gesammelte, hier gebundene Kraft all dieser Millionen enthielte und nun durch die Ebene dahinsauste, ein lebendig gewordenes Wesen, das eine Lunge hat zum Atmen, das die Luft als Dampf ausstößt, das einen Magen besitzt, der Speise zu sich nehmen muß — die Kohlen, dessen glühende Augen, die Laternen, durch Nacht und Nebel über die Schienen sprühen.

Die Anhäufung von kleinen Zügen kann nur momentan ermüden, im ganzen werden wir erhoben im Gefühl, daß wir zwar nur ein Teil sind, einer dieser Tausende von Komponenten, aber zu Massen zusammengetan über Zeit und Ort herrschen. Dadurch erhält der Zug etwas Lebendiges, Riesenhaftes wie das Schicksal, etwas Übernatürliches, ein Symbol — und darin liegt das Dichterische.

Diese selbe Eisenbahnfahrt würde uns Daudet ganz anders nahebringen. Mit den Einzelheiten der Beschreibung hielte er sich nicht auf. Er würde bei den lachenden Fluren verweilen, die der Zug durchzieht, er würde einen jungen Künstler ans Fenster setzen, der dem heißgeliebten und doch furchtbaren Paris entflieht, heimzukehren in die stille, lachende Ebene der Provence. Und immer beim Eilen der Lokomotive täten wir einen Blick in ein ganzes junges Menschenleben.

Aber genau so wie bei Zola hätten wir das Gefühl, wir fahren fortwährend in dem Zuge, und wenn wir die Seiten zu Ende gelesen haben, würden wir erst merken, daß er eigentlich von dem Zuge selbst und von der Fahrt gar nicht redet.

Wieder anders: Pierre Loti. Er spräche gewiß in der ersten Person. Er stünde auf der Lokomotive, und durch endlose Gegenden unter ewig bleiernem Himmel, endlos zöge der Zug

dahin, an armseligen Dörfern vorüber, in denen traurige Menschen in den Türen stehen, stumpfsinnig, wortlos nur dem dahineilenden Zuge nachsehen. Ein Heimwehgefühl käme über ihn. Wo geht es hin? Wann wird ihm je Ruhe und Rast beschieden sein? Die Gegenden wechseln, die Vegetation ändert sich, aber immer, wohin er auch kommt, lastet ein trüber Himmel über der unsäglich traurigen Erde. Kein Wort vom Zuge selbst. Die Lokomotive könnte ebensogut ein Schiff, ein Automobil sein, denn aus der Beschreibung ersehen wir es nicht. Und doch: wir sitzen im Zuge, wir fahren durch die Ebene, wenn wir die Augen schließen, ist es uns, als lehnten wir in der Dämmerung des Coupés in den Kissen, und immer ginge es auf den Schienenstößen ... ratata ... ratata ... ratata ...

Glauben Sie, daß Paul Bourget an den Tod dächte? An den Schweiß der Tausende, die halfen diesen Zug aufs Gleis zu setzen? An die gescheiterten Pläne, an das Weh der Weltstadt im einsamen Künstlerherzen?

Nein: er ließe eine Weltdame und einen Snob im Coupé einander gegenüber sitzen. Sie haben sich geliebt, langsam blättert es ab, ihre Wege, jetzt noch vereint in diesem Zuge, werden an der Endstation auseinanderlaufen, weit, weit auseinander und nie in diesem Dasein sich wieder treffen. Und sie denkt all des komplizierten Glückes, daß sie durch diesen Mann genossen, und all des Herzbrechens, das ihnen bevorsteht. Seitenlang sinnt sie, kommt von einem Schluß zum anderen und wir wissen doch — es ist eben aus. Aber im Leben dieser auf jedes Geräusch in ihrem Herzen lauschenden, tatenlosen Salonmenschen ist es ein gewaltiges Ereignis, das Wochen, Monate, Jahre ausfüllt, während ein Bauernjunge seine Trine beim Kopf nimmt und wenn sie sich sträubt, denkt: „Mein Gott, dann eben ne andere!“

Auch Bourget redet mit keinem Ton von dem Zuge, er erwähnt eigentlich nur, daß sich die Sache im Coupé abspinnt, aber genau so wie bei den anderen fühlen wir, daß wir in der Eisenbahn sind und endlos durch die Ebene fahren. Der eine braucht um uns das sinnenfällig zu machen zwanzig Seiten, der andere eine Zeile. Eine Auslese getroffen haben sie alle, keiner, auch nicht Zola, hat wirklich alles gedichtet. Nur ließ der eine das fort und der andere jenes.

Alle haben sie jedoch — natürlich ganz unwillkürlich, ohne sich dessen bewußt zu sein — das getan, was Zola in einer seiner Untersuchungen über den „Roman expérimental“ definiert: „Le chef-d'oeuvre c'est un coin de la nature vu à travers un tempérament!“

Die Augen machen es, die da sehen! Die Augen des Dichters, des geborenen Erzählers. Augen, die von Jugend ab sehen müssen zwar, die aber auch ein wenig geschult werden können. Wie Iphigenie das Land der Griechen mit der Seele sucht, sollen des Romanciers Augen mit der Seele blicken. Es ist jener Blick, von dem Flaubert gegen den jungen Manpassant sprach, als er ihm sagte der Schriftsteller müsse alles was er schildern wolle, so lange betrachten, bis er ihm eine Seite abgewonnen, die noch niemand bemerkt, denn auf der ganzen Erde gäbe es nicht zwei Sandkörner, die sich völlig glichen, es bedürfe nur der Augen die Eigentümlichkeiten eines jeden einzelnen zu finden und der Fähigkeit das auszudrücken. Um das zu erreichen, rät er über einen Gegenstand so lange nachzudenken, ihn so lange zu beobachten, bis er mit keinem andern auf der Erde mehr verwechselt werden könnte.

Nun ist es ganz selbstverständlich, daß diese Tätigkeit sich bei der Arbeit vollzieht — unbewußt — und nicht etwa bewußt im tätglichen Leben. Sonst würde ja dem Erzähler das ganze Dasein zur Qual werden.

Wir haben uns bis jetzt mit der einzelnen Schilderung befaßt. Solche aneinandergeschlossen ergeben das ganze Buch. Sie können natürlich nicht unvermittelt nebeneinander stehen, ein Zusammenhang muß zwischen ihnen sein, und dieser Zusammenhang, dieser Faden wird gegeben durch die Fabel, durch die Handlung.

Der Durchschnittsleser legt darauf den Hauptwert. Er will aufgeregt sein, es sollen fabelhafte Sachen vorkommen, er will ahnen was wird, wie es kommt und es doch nicht wissen. Wüßte er es bestimmt — die Spannung wäre vorbei. Wenn er es ahnt freut er sich, daß er alles vorausgesehen hat.

Dem feinen Leser, der stille Bücher wünscht, erscheint das als Hintertreppengeschmack und er sieht auf solchen Geschmack naserümpfend herab, und trotzdem hat die Forderung bis zu einem gewissen Grade ihre Berechtigung. Der Wechsel ist ein ewiges Gesetz unserer ganzen Existenz. Wie würde uns unser Dasein fürchterlich erscheinen, wenn es immer in demselben gleichen Maße forttiefe. Einer empfindet das stärker, einer schwächer.

Mit jedem Jahr, mit jedem Monat, mit jedem Tage stoßen wir ein klein wenig von unserer Weise ab, gewinnen wir, wenn wir auch noch so zurückgezogen leben, andere Anschauungen, verrennen uns in Ideen, lösen uns wieder von anderen los. Und wenn wir mit aller Kraft stillstehen wollten, wir können es gar nicht, denn schon unser Körper, unser Zellgewebe, unsere Haut verändert und erneuert sich — wir werden alt.

Es ist also ein Gesetz. Soll nun die Erzählung allein davon eine Ausnahme machen? Nein, diese Entwicklung, diesen Wechsel, dieses Fortschreiten müssen wir in der Dichtung zum Ausdruck bringen. Das ist es also, was wir Handlung nennen.

Hunderte von Seiten Zustandsschilderung, mag sie noch so fein gesehen, gefühlt und niedergelegt sein, ist schließlich nicht das Leben. Es ist eine Kunst, die wir einmal still genießen können, die aber auf die Dauer nur eine Literatur für Literaten zeitigt, wie man es genannt hat. Für Literaten, die nur einen kleinen Ausschnitt des Lebens kennen. Der Dichter soll aber zu seinem Volke reden, will er Bedeutung haben. Er soll das ganze, große Bild der Welt im Spiegel auffangen, den er seinen Lesern und damit seiner Zeit vorhält.

Wir brauchen also Handlung. Nur darf sie allerdings nicht zum Selbstzweck werden, um den Pöbel zu amüsieren. Wenn auf jeder Seite

Morgen am Strand. Nach dem Gemälde von Prof. Guſtav Schönleber-Karlsruhe.

etwas unerhört Neues passiert, die Personen wild herumgeworfen werden wie in einem wüsten Traum, so will sich das zum Kunstwerk nicht zusammenschließen. Der Grund liegt einfach im Mangel an Auslese.

Der Verfasser hat uns nämlich bloß die an und für sich vielleicht wahren, auch gerade so und in solcher Folge möglichen groben Tatsachen allein vorgeführt, hat aber die feinen Übergänge unterschlagen, hat uns das Seelische vorenthalten. Das kann alles geschehen und ist tausendmal geschehen, nur empfinden wir es nicht so, wir fühlen allein die Brutalität, die Roheit, mit einem Wort den Mangel an dichterischer Qualität.

Etwas, das wahr ist, erscheint uns trotzdem oft unwahrscheinlich.

Man hört manchmal bei einem abenteuerlichen Vorkommnisse sagen: „Herr Gott, das ist ja der reine Roman!“ Es liegt für den Erzähler etwas Kränkendes darin, denn das klingt ja so, als ob eben nur im Roman gewisse phantastische Verknüpfungen möglich wären, die eigentlich im Leben nicht vorkommen. Wir wollen aber gerade die Bescheidenheit der Natur nicht verletzen, wir wollen bis ins Treuste den Schein des Lebens geben. Und wenn wir auch Dinge schreiben, die sich nie und nirgends begeben, so sollen sie sich doch überall haben begeben können.

Einzelne Wirklichkeiten will der gute Erzähler nicht darstellen, sondern die höhere Wahrheit. Deshalb ist auch eine sogenannte ganz realistische Darstellung ein Unding, etwas das kein Romancier befolgt und auch gar nicht befolgen kann.

Was wir tun können und auch sollen, ist treu, ehrlich, wahr sein, nichts verziertichen und nichts verzimpeln, aber auch nichts vergröbern. Das Leben geht hinauf und hinunter, es hat öde Stunden und auch Festtage. Ein siebenfacher Raubmörder hat nicht sein ganzes Leben hindurch gemordet, so wie ein anderer, der zu einem Schuster in die Lehre kam, nicht von früh bis abends, jahraus jahrein Stiefel macht, sondern er hat auch andere Stimmungen gehabt und lange Jahre hindurch keinen Menschen zur Strecke gebracht.

Ich habe vorhin gesagt, der Durchschnittsleser hätte recht, wenn er eine gewisse Handlung verlangt.

Nun es gibt dennoch Romane, und zwar große Kunstwerke, die scheinbar kaum eine Handlung enthalten. Das ist aber eben nur scheinbar. In Wirklichkeit ist sie wohl vorhanden, sie spielt sich nur nicht an der Oberfläche ab. Der beste Leser, der, für den der Erzähler in seinen besten Stunden dichtet, wird genau dieselbe starke Handlung, die dem Durchschnittsleser schmerzlich fehlt, weit in der Erzählung Nervenerregendes vielleicht nicht vorkommt, in Dingen suchen und finden, die dem groben Auge verborgen bleiben.

Es gibt sie ihm die Entwicklung. Das Werden bei Menschen wie Dingen.

Natürlich bedarf es, um so etwas genießen zu können, einer gewissen Kultur, einer Schulung.

So wie der, der kaum je gute Musik gehört hat, außerstande sein wird, die neunte Symphonie zu fassen, oder wie demjenigen, der sich um Malerei nie kümmerte, das Verständnis für ein Bild, das nichts erzählt, sondern nur durch seine feinen Farbentöne wirkt, nie aufgehen kann.

Die Entwicklung, das Werden sehe ich für das Wichtigste im Romane an. Daß etwas ist, interessiert uns nicht, wohl aber wie etwas wird, denn dadurch wird der Leser gewissermaßen selbst zum Schöpfer. Es erregt uns wenig die Tatsache, daß ein armes Mädchen gefallen ist. Uns interessiert es, wie sie dazu kam. Die Tat ist nebensächlich. Die Sünde ist schon im Gedanken. Aber was vorherging, bedarf der psychologischen Erklärung. Die Frage ist die: was war notwendig, um dieses gut geartete, sorgfältig erzogene Geschöpf dahin zu bringen, etwas zu tun, das seiner ganzen Vergangenheit ins Gesicht schlägt, ihre Gegenwart vernichtet, ihrer Zukunft eine ganz andere Wendung gibt?

Ich glaube, daß die Zeit unwiderruflich vorüber ist, wo uns Heroen und Göttergestalten packten. Ein Gott kann sich doch nicht entwickeln? Wir wollen uns selbst sehen, unser Kämpfen, unser Gelingen, unser Verfehlen. Wir wollen mit Menschen von unseren Gaben leben und fühlen. Wir wollen mit den Gestalten, die uns der Dichter zeigt, lachen können und weinen. Wir wollen an den Guten und Lebensmutigen, den Tapferen und Tüchtigen uns aufrichten in eigenen schwachen Stunden, indem wir uns sagen: das sind Menschen wie ich, also nicht fern und unsichtbar wie ein Gott, laßt uns an ihnen Mut gewinnen, es ihnen gleich zu tun. Wir wollen über die Lauen und Feigen und Halben uns ehrlich in deutschen Zorn versetzen können. Wir wollen endlich bei den Bösen und Gemeinen uns gestehen dürfen, sie werden so durch Unglück und Verhältnisse. Kein Mensch ist böse an sich. Wer ohne Sünde ist, werfe den ersten Stein.

Und alle diese Menschen, Gute wie Böse, sollen uns zu einem Weltbilde verhelfen, ja mehr noch: hat der Erzähler ohne Tendenz, mit klarem Auge wägend, mit weichem Herzen mitfühlend uns Zustände geschildert wie sie wirklich sind, uns Menschen — Menschen, keine Schemen — auf zwei feste lebendige Beine gestellt, dann ist ihm vielleicht etwas gelungen, dem man neben dem dichterischen kulturhistorischen Wert zusprechen darf.

Es gibt ernste Männer, die ihre Stellung zum Roman dadurch bezeichnen, daß sie sagen: „Ich lese Belletristisches nicht.“ Die einen meinen, ihr Beruf ließe ihnen dazu keine Zeit, die anderen sagen, sie zögen Geschichtswerke, Memoiren und dergleichen vor.

Man wird mir sagen: so denken nur wenige. Aber ich kann nur antworten: mir sind solche Äußerungen bekannt geworden von Leuten, die an der Spitze ihres Berufes stehen.

Und doch, meine ich, brauchte dem nicht so zu sein. Ich könnte es mir wenigstens vorstellen, daß ein Roman den Lebensinhalt auch des vielbeschäftigten Mannes zu bereichern vermöchte.

Bei der einfachen Frage, ob Hans die Grete kriegt, erscheint es mir allerdings verständlich, wenn ernste Männer sagen: „Dafür mich zu interessieren, habe ich keine Zeit.“ Obgleich auch heute noch dem Hans oder der Grete diese Frage groß genug scheint, um arme, verwirrte Herzen sogar in den Tod zu treiben.

Aber ich denke an ein Buch, von einem ſtarken Erzähler mit einem weichen Herzen geſchrieben, das Fleiſch wäre von unſerem Fleiſch, Blut von unſerem Blut, das den Menſchen, unſerem Volke, jedem einzelnen ſagte: „Siehe, ſo biſt Du“, das uns eine Wehmutsträne ins Auge lockt, wenn es uns unſere Jugend wieder heraufführt, das uns das Herz ſchwellen macht, wenn es von allem Großen handelt und allem Herrlichen auf dieſer unſerer Erde, das uns demütig das Haupt beugt, indem es zu uns ſpricht: „Siehe, es will Abend werden! Abend für Dich und für mich. Und die Nacht kommt, da niemand wirken kann.“

Ich denke an ein Buch, das deutſch ſein müßte, und ſtark und ehrlich. Ein Buch, das uns den Zuſammenhang des Lebens zeigte. Das Ewige im Größten wie im Kleinſten. Ein Buch uns zu tröſten über die Mittelmäßigkeit dieſes Daſeins. Ein Buch, das dem Schwachen Kraft gäbe, den Starken beugte: es iſt alles eitel. Ein Buch der Liebe und Sehnſucht, der Rückkehr zur Natur. Ein Buch einfach wie ſie und tief wie ſie.

Ein Buch unſerer Zeit — der großen, reichen. Ein Buch, das alle Kleinlichkeit, allen Peſſimismus lachend hinter ſich ließe. Ein ſtarkes, tapferes, heiteres Buch, das da ausklänge in Huttens Ruf: „Es iſt eine Luſt zu leben!“

Ich kenne es nicht. Es iſt nicht geſchrieben. Aber wir alle, wir Erzähler arbeiten daran unbewußt. Jeder möchte es ſeinem Volke ſchenken. Wem wird es beſchieden ſein?

Die Hoffnung wollen wir behalten, alle und jeder, denn ohne ſie müßten wir ja die Feder aus der Hand tun. Und erreichen wir es auch nicht, ſo müſſen wir uns eben beſcheiden; ein Schelm, der mehr gibt als er hat. Für uns alle gilt das Wort Friedrichs des Großen:

„Daß ich lebe, iſt nicht notwendig, wohl aber, daß ich tätig bin!“

Darum: Laſſet uns arbeiten!

# Im Liliengarten.

Von

**Alberta von Puttkamer.**

Sommerſtürmiſch iſt die Stunde —
Regſam fährt ein ſtarkes Wehn
Durch die ſtille Gartenrunde,
Wo die ernſten Lilien ſtehn.
Drunten geht der Strom in Wellen,
Wie im Herzen uns die Quellen,
Die verſchütteten, erwachen
Und mit neuen Wogen lachen . . .

Knoſpend flechten ſich die Reben
Und verſtohlen wie zum Kranz;
Und auf Abendwolken heben
Goldne Lichter ſich zum Tanz,
Und es ſtimmt der Wind die Leier . . .
Wie zu einer zarten Feier
Bieten Duft in Silberbechern
Lilien den verträumten Zechern —

Nur noch ſüßer Lebenswille
Über allem Elend wacht;
Ringsher legt ſich große Stille,
Wie zu einer ſel'gen Nacht —
Selbſt des Sturmes wilder Flügel
Flattert nur noch zart am Hügel,
Und er faltet im Verklingen
Leiſe ſich wie Engelsſchwingen . . .

Siegend aus den erſten Sternen
Wandelt ſchon das ſcheue Glück;
Lilien atmen aus den Fernen,
Alle Schatten fliehn zurück.
Und aus Deinen freudenfeuchten
Blicken zuckt empor ein Leuchten,
Und Du trinkſt von meinem Munde
Eine unvergeſſne Stunde . . .

Und mir iſt, als ob indeſſen
Alle Sterne ihren Lauf
In Mitſeligkeit vergeſſen,
Und ihr Funkeln hörte auf;
Weil ſich alle Flammen ſtahlen
Ganz in unſre Augenſtrahlen,
Und auf ſolchen goldnen Brücken
Wandelt wieder das Entzücken!

# Johann Gottfried Herder.

Zum 18. Dezember 1903.

Von

**Professor Dr. Karl Heinemann-Leipzig.**

(Abdruck verboten.)

Es war ein großer, aber zugleich ein tief unglücklicher Mann, der am 18. Dezember 1803 in Weimar seine Augen zur ewigen Ruhe schloß. „Herder ist verzweifelnd in die Grube gefahren", so schrieb Goethe seinem Freunde Zelter. Viel trugen zu diesem Unglück des großen Mannes die äußeren Umstände bei. Ihm, der aus niederer Sphäre stammte und unter unerhörten Kämpfen und Entbehrungen aufgewachsen war, haben die Spuren dieses Kampfes sein Leben lang angehaftet. Wie häufig Männer geringer Herkunft, glaubte er seine Würde, seine Stellung und seinen Ruhm verteidigen zu müssen, wo doch der Angriff nur in seiner Einbildung bestand, lechzte er nach Anerkennung und immer wiederholter Bestätigung seiner Bedeutung und hüllte sich in Stolz und Hochmut, wo man es wagte, ihm zu widersprechen.

Der grausame Widerspruch, daß es ihm, dem bewunderten Manne, der eine Welt von Ideen in sich barg, nicht gelang, sich und seiner Familie selbst bei bescheidenen Anforderungen ein sorgenfreies Dasein zu verschaffen, zehrte unablässig an ihm und raubte ihm jede Freude am Genuß des Lebens. „Er vergällte sich und anderen die schönsten Tage, da er jenen Unmut, der ihn in der Jugend notwendig ergriffen hatte, in der Folgezeit durch Geisteskraft nicht zu mäßigen wußte." Diese Worte Goethes deuten zugleich an, daß nicht nur die äußeren Verhältnisse an Herders Unglück schuld waren, mehr noch er selbst und sein Charakter.

Wie an dem Tag, der dich der Welt verliehen,
Die Sonne stand zum Gruße der Planeten,
Bist also bald und fort und fort gediehen
Nach dem Gesetz, wonach du angetreten.
So mußt du sein, dir kannst du nicht entfliehen,
So sagten schon Sibyllen, so Propheten,
Und keine Zeit und keine Macht zerstückelt
Geprägte Form, die lebend sich entwickelt.

Wenn allen großen Männern etwas Abnormes anhaftet, Herder war durch und durch pathologisch. Es ist schwer ein Charakterbild von ihm zu entwerfen, weil in diesem Charakter die stärksten Gegensätze vereinigt waren.

J. G. Herder. Nach der Bildnisstudie von Graff.

Herders Seele war, wie uns sein großer Freund bezeugt, von Natur weich und zart; er besaß „eine unschätzbare einzige Liebensfähigkeit und Liebenswürdigkeit". Aber diese schönen Eigenschaften wurden gar oft unterdrückt durch seinen „mißwollenden Widerspruchsgeist", seine Freude an überscharfen, verletzenden Urteilen, wofern sie nur geist-

reich waren, eine fast bis zu Grausamkeit sich steigernde Rücksichtslosigkeit. „Man kam nicht zu ihm, ohne sich seiner Milde zu erfreuen, man ging nicht von ihm, ohne verletzt zu sein.“ „Eine Hunderemineszenz“ nannte der junge Goethe die Erinnerung an seine Lehrzeit bei Herder; er wußte zu erzählen von dem widersprechenden bittern, bissigen Humor seines Lehrers: „Von Herdern konnte man niemals Billigung erwarten, man mochte sich anstellen wie man wollte, ... ja er konnte einen bitter auslachen, wenn man etwas mit Überzeugung wiederholte, welches er kurz vorher als seine eigene Meinung gelehrt und mitgeteilt hatte.“ Und dieser Widerspruchsgeist, diese ewig nörgelnde Unzufriedenheit, die Herder allmählich zur Einsamkeit verdammte, machte sich nicht nur anderen gegenüber geltend. Sein eigentliches Unglück war der Zwiespalt in der eigenen Natur, die Unzufriedenheit mit sich selbst und seinem Schicksal. Es hat etwas Ergreifendes zu sehen, wie scharf schon der Jüngling sich selbst erkennt, der aber freilich ebensowenig wie der reife Mann die Kraft besaß, seiner besseren Einsicht zu folgen. In dem „Journal meiner Reise im Jahr 1769“ finden sich die Worte: „Womit habe ich's in meinem vergangenen Zustande verdient, daß ich nur bestimmt bin Schatten zu sehen, statt wirkliche Dinge mir zu erfühlen? Ich genieße wenig, d. i. zu viel im Übermaß und also ohne Geschmack: der Sinn des Gefühls und die Welt der Wollüste — ich habe sie nicht genossen: ich sehe, empfinde in der Ferne, hindere mir selbst den Genuß durch unzeitige Präsumption, und durch Schwäche und Blödigkeit im Augenblick selbst. In der Freundschaft und Gesellschaft: zum voraus unzeitige Furcht oder übergroße fremde Erwartung, von denen jene mich im Eintritt hindert, diese mich immer trügt und zum Narren macht. Überall also eine aufgeschwellte Einbildungskraft, die vom Wahren abirrt und den Genuß tötet ... So selbst in der Liebe: die immer platonisch, in der Abwesenheit mehr als in der Gegenwart, in Furcht und Hoffnung mehr, als im Genuß, in Abstraktionen, in Seelenbegriffen mehr, als in Realitäten empfindet. So bei der Lektüre, wie walle ich auf, ein Buch zu lesen; und wie sinke ich nieder, wenn ich's lese, wenn ich's habe ... so lese ich, so entwerfe ich, so arbeite ich, so reise ich, so schreibe ich, so bin ich in allem.“ Eine problematische Natur schildert sich hier selbst, die keiner Lage gewachsen ist, in keiner Tätigkeit Befriedigung findet. Eine sichere und angesehene Stellung, in Riga, gibt Herder auf, um Frankreich kennen zu lernen. Hier ergreift ihn aber Ekel vor dem französischen Geist und den Zuständen Frankreichs; er nimmt die Stellung eines Reisebegleiters des Prinzen von Eutin an, um sie bald wieder aufzugeben. Kaum ist er dem Rufe des Grafen von Lippe nach Bückeburg in der Stellung als Konsistorialrat gefolgt, so findet er das Leben dort öde und unerträglich. Mit Freude und Begeisterung nimmt er die durch Goethe vermittelte Berufung nach Weimar als Generalsuperintendent an — und fühlt sich dort bald so unglücklich, wie zuvor. Im Jahre 1788 erfüllt sich sein sehnsuchtsvoller Wunsch Italien zu sehen. Kaum ist er in Rom, so sehnt er sich weg nach Hause aus dem „Grab, der Mördergrube Rom“. „Rom ist kein Ort für mich,“ schreibt er an seine Gattin, „soviel Schätze der Kunst darin gesammelt sein mögen. What's Hecuba to him or he to Hecuba? sage ich mit dem guten Hamlet, und will mich gern wieder in meine kleine Nußschale einsperren, wenn ich nur schon zu ihr gelangt wäre ... Im Grunde sind dies alles für mich Pfützen aus einem toten Meer, so sehr sich auch Goethe den Mund aufreißt, ihre Süßigkeit zu loben.“ Unterdes winkte ihm Erlösung aus dem Weimarer Ungemach. Die Universität Göttingen wollte den berühmten Theologen zu den Ihrigen zählen. Von Herders Gattin um Rat gefragt, äußerte sich Goethe mit den Worten: „Glaubt nicht, daß er dort frei von Verdruß und Ärger sein wird, er wird überall die Neider und Heuchler, und wie sie heißen, finden. Sein Gemüt bringt er ja überall mit.“ Ein scharfes Wort, aber ein Wort, das das Unglück Herders bei der Wurzel faßte. Goethe war sich dessen bewußt, daß sein Freund am Verfolgungswahne litt. Überall sieht er Feinde, überall Niedertracht und Gemeinheit, immer ist er der Angegriffene, der Verfolgte, und immer er allein im Recht. Er hat keinen Freund, gegen den nicht hin und wieder ein unschöner Verdacht in seiner Seele auftaucht. Es gilt ihm nichts, in den Briefen

an seine Gattin Verleumdungen gegen Goethe auszusprechen und dabei in demselben Atem zu sagen: „Glaube nicht, daß ich etwas gegen Goethe habe, alles was er sagt, ist wahr, und ich habe ihn lieb wie einen Bruder.“ Es war nicht Zufall, daß der Unmut und die Feindseligkeit des Herderschen Ehepaares gegen Goethe gerade in der Zeit auf das höchste stieg, als dieser auf den Wunsch Karl Augusts hin geadelt wurde. Freilich sehen sie ihr Unrecht bald wieder ein, sie geben sich das Wort: „Wir wollen ihn nicht mehr verlieren“, und Karoline schreibt an denselben Freund, der soviel Böses über Goethe hatte hören müssen: „Goethe ist und bleibt ein edler Mensch, und man muß ihn lieben,“ aber immer wieder schleicht sich in Herders Seele häßlicher Verdacht, und es bedurfte nur geringen Anstoßes, um die vielfach beschworene Freundschaft und das maßlos geäußerte Gefühl der Dankbarkeit in Feindschaft und Haß zu verkehren. Denn der eigentliche Grund der vielen Schwankungen in dem Verhältnisse Herders und Goethes ist der, daß Herder nicht frei war von Neid; er konnte es nicht ertragen, daß der einst so verächtlich behandelte Jüngling zum Riesen empor gewachsen war.

Einst hatte Herder bewundernd zu den Füßen Kants gesessen und ihm Verehrung und glühende Dankbarkeit entgegengebracht. Aber als der große Philosoph Herders „Ideen“ angriff und sie, wenn auch scharf und schonungslos, so doch immer sachlich kritisierte, da wandelte sich die Verehrung in eine leidenschaftliche, gehässige Wut, die sich in groben Schmähungen und Beschimpfungen seines einstigen Lehrers erging. Anstatt dem Gegner sachlich zu antworten, sucht er ihn zu verdächtigen, indem er ihm persönliche Motive unterschiebt. Nun erscheint ihm Kants Philosophie als leeres Geschwätz, nun sind ihm Schillers, des Kantianers, Dramen öde Rhetorik, nun zieht er sich zurück von der Mitarbeit an Schillers Horen und stellt sich der Goethe-Schillerschen Ästhetik feindlich gegenüber. Der einstige Erwecker der Goethischen Lyrik kennt nun keinen anderen Maßstab der Kritik als die nützlich platte Moral und die Wohlanständigkeit. Ein tragisches Schicksal. Er erlebte noch die Zeit der deutschen Literatur, die wir als den Gipfel bezeichnen. Was er gesäet hatte, war herrlich aufgegangen; was er erträumt hatte, war wunderbar und köstlich verwirklicht. Nur er allein sah es nicht, verstand es nicht. Er stand mitten im gelobten Lande, aber er wußte es nicht.

So ist nicht nur Herder, der Mensch, sondern auch der Schriftsteller unglücklich zu nennen. Dem Dichter fehlte die Begabung; Großes hat er nur als Übersetzer geschaffen. Dem Theologen und Philosophen mangelte die Wissenschaftlichkeit. Bei seiner wunderbaren Divinationsgabe glaubte er oft, das Rüstzeug der Wissenschaft verschmähen zu dürfen. Es war ihm ja immer nur um das Gefühl, das subjektive Empfinden, nie um wissenschaftliche Erforschung zu tun. Und wenn auch dies Empfinden die Seele seiner Religion war, es blieb doch ein Widerspruch zwischen der amtlichen Stellung und der innersten Überzeugung des Spinozisten. Auch der Trost ist ihm nicht in Erfüllung gegangen, daß die Nachwelt ihm das gegeben, was die Mitwelt versagt hatte. Denn eine Antwort auf die Frage: Was weiß das deutsche Volk von Herder? Welche Schriften von ihm werden noch gelesen? würde sehr betrübend ausfallen; um so betrübender, als gerade Herder davon träumte, ein Erzieher des deutschen Volkes zu werden. Und doch ist er das wirklich geworden. Was er geahnt, gefunden und gelehrt, es ist nicht untergegangen. Die Männer der Wissenschaft und die Dichter und auch wir, die wir Schöpfungen der Poesie verstehen und genießen wollen, wir sind alle seine Schüler. So groß ist das, was er gegeben und geboten hat, daß es als unantastbare Wahrheit in uns lebt, die uns nicht gelehrt, sondern gleichsam angeboren zu sein scheint.

* * *

Will man die Herderschen Lehren in wenige Worte zusammenfassen, so kann man sagen, er forderte eine nationale Kunst. Uns kommt diese Forderung als selbstverständlich vor, seinen Zeitgenossen war sie eine Offenbarung, ein Zauberwort, das eine ganz neue Kunst, eine neue Dichtung erweckte, jene Dichtung, die wir als die Blüte unserer Literatur bezeichnen.

Als das Werk des Dreiundzwanzigjährigen im Jahre 1767 erschien: „Über die neuere deutsche Literatur“, das sich so bescheiden „eine Sammlung von Fragmenten, eine Beilage zu den Briefen, die

neueste Literatur betreffend" nannte, lag die deutsche Dichtung noch ganz in den Banden des Auslands. Man wußte die deutschen Dichter nicht besser zu ehren, als daß man sie in eine Parallele mit Dichtern des Auslandes setzte, die freilich heute nur unsern Spott hervorrufst. Bodmer hieß der deutsche Homer, Gleim der deutsche Anakreon oder auch Tyrtäos, Geßner Theokrit, die Karschin die deutsche Sappho. Wie sehr sich auch die Schweizer von Gottsched und den Seinen unterschieden, darin waren sie einig, daß der deutsche Dichter die Fremden nachahmen müsse, und auch Lessing weiß in seiner Hamburgischen Dramaturgie nichts Besseres, als die Deutschen von dem falschen Muster, den Franzosen, zu dem wahren, Sophokles oder Shakespeare zu führen. Wie wunderbar uns das auch heute erscheint: der junge Goethe richtet sehnsuchtsvoll seine Augen nach Paris und will ein französischer Autor werden. Nun tritt Herder auf mit seiner Lehre: „Wie jedes Volk seinen eigenen Charakter und seine eigene Sprache hat, so hat es auch seine eigene Poesie."

„Ich schäme mich nicht," so schreibt Herder in den Fragmenten, „die Schwäche meiner Seele zu gestehen, daß ich mir lebenslang nicht zutraue, mehr als eine einzige Sprache vollkommen fassen zu können." Jeder Mensch denkt und empfindet in seiner Muttersprache. Die Empfindung macht den Dichter, und die Muttersprache gibt ihm für diese Empfindung den Ausdruck: „Wie eine Braut bei ihrem Geliebten, wenn derselbe seine Arme um sie geschlungen, an ihrem Munde hängt, wie zwei zusammen Vermählte, die sich einander mitteilen, ein paar Zwillinge, die zusammen gebildet und erzogen — wie Platons Seele zum Körper, so verhalten sich Gedanken und Wort, Empfindung und Ausdruck ... Wenn nun in der Poesie der Gedanke und der Ausdruck so fest aneinander kleben, so muß ich ohne Zweifel in der Sprache dichten, wo ich das meiste Ansehen und Gewalt über die Worte, die größte Kenntnis derselben oder wenigstens eine Gewißheit habe, daß meine Dreistigkeit noch nicht Gesetzlosigkeit werde: und ohne Zweifel ist dies die Muttersprache. Sie drückt sich uns zuerst und in den zartesten Jahren ein, da wir mittels Worte in unsre Seele die Welt von Begriffen und Bildern sammelten, die dem Dichter eine Schatzkammer wird ... in sie ist unsre Denkart gleichsam gepflanzt und unsre Seele und Ohr und Organe der Sprache sind mit ihr gebildet ... Sie übertrifft, so wie das Vaterland, an Reiz alle übrigen Sprachen in den Augen dessen, der der Sohn ihres Herzens, der Säugling ihrer Brust, der Zögling ihrer Hände gewesen, jetzt die Freude ihrer besten Jahre ist, und die Hoffnung und die Ehre ihres Alters sein soll."

Wie diese Lehre auf die Zeitgenossen wirkte, dafür ist uns ein Zeugnis erhalten in dem Brief des jungen Goethe nach der Lektüre der Fragmente: „Wie eine Göttererscheinung ist es über mich herabgestiegen, hat mein Herz und Sinn mit reiner heiliger Gegenwart durch und durch belebt, das Wort: wie Gedanke und Empfindung den Ausdruck bildet. So innig hab' ich das genossen." Nun kommt ihm die Absicht lächerlich vor, in französischer Sprache zu dichten; nun verstummt in der deutschen Poesie die Frage nach der Nachahmung, die wie ein Alp auf ihr gelastet hat, nun entsteht das erste deutsche nationale Drama, der Götz von Berlichingen, und zwingt in seine Spuren eine große Zahl deutscher Dichter, die sich begeistert um Herder und Goethe scharen.

Das Schicksal hat es freilich nicht gewollt, daß unsere dramatische Literatur auf diesem Wege weiterschritt. Der Dichter des Götz wandte sich wieder fremden Stoffen zu und schrieb Clavigo, Iphigenie, Tasso. Aber merkwürdig und wunderbar hat Herder *den* Dichter vorausgeahnt und verkündet, der die germanische Mythologie *beleben* und ein gewaltiges, national germanisches Drama schaffen sollte und noch merkwürdiger, daß er ihm die Wege gewiesen. Es ist gewiß nicht anzunehmen, daß Richard Wagner den Gedanken zur Schöpfung seines Nibelungenringes Herder entnommen hat, daß er aber mit seinem Werke erfüllt, was Herder schon im Jahre 1796 in seinem Aufsatz „Iduna" forderte, das hat jüngst ein Musikgelehrter überzeugend nachgewiesen.

So soll also die junge deutsche Dichtung sich ganz lossagen von den großen Mustern der Griechen, Franzosen und Engländer? Das will Herder durchaus nicht. Nein, wir

ſollen ſie zwar nicht nachahmen, denn das iſt ja überhaupt nicht möglich, aber „ſtudieren ſollen wir ſie, unſeren Genius an dem ihrigen entzünden... Geiſt und Geſchmack an ihnen bilden und von ihnen lernen, original zu ſein, wie ſie.“ Zwar nicht ſowohl die Franzoſen ſollen wir ſtudieren, denn deren Drama iſt nicht national, ſondern auf das griechiſche Drama aufgepfropft, aber wohl Sophokles und Shakeſpeare und unter ihnen wieder, weil wir dem Charakter der Engländer und den neueren Dichtern näher ſtehen, als den antiken, beſonders den großen Briten. Und ſo beginnt denn mit Herder und mit Leſſing zugleich der Kultus Shakeſpeares. Sie bereiten den Boden für das bis auf den heutigen Tag ſo ruhmreich fortgeſetzte Studium Shakeſpeares in Deutſchland und für das große Werk der Romantiker, das Shakeſpeare faſt zu einem deutſchen Dichter gemacht hat. Auch hier mögen als Echo der Empfindungen der Zeitgenoſſen Herders die Worte des jungen Goethe ſtehen: „Die erſte Seite, die ich in Shakeſpeare las, machte mich auf zeitlebens ihm eigen, und wie ich mit dem erſten Stücke fertig war, ſtund ich wie ein Blindgeborener, dem eine Wunderhand das Geſicht in einem Augenblicke ſchenkt. Ich erkannte, ich fühlte aufs lebhafteſte meine Exiſtenz um eine Unendlichkeit erweitert ... Ich ſchäme mich oft vor Shakeſpearen, denn es kommt manchmal vor, daß ich beim erſten Blick denke, das hätte ich anders gemacht. Hinterdrein erkenne ich, daß ich ein armer Sünder bin, daß aus Shakeſpeare die Natur weisſagt, und daß meine Menſchen Seifenblaſen ſind, von Romangrillen aufgetrieben.“

Wenn Herder hier ſich mit Leſſing begegnet, ganz neu und ihm allein angehörig war die Lehre, daß die Dichtkunſt eine Welt- und Völkergabe ſei, nicht ein Privaterbteil einiger ſeiner, gebildeter Männer. Die Poeſie iſt älter als die Proſa. Mit der Anſchauung, daß der gelehrteſte zugleich der beſte Dichter ſei, hatten die Schweizer endgültig gebrochen, aber daß die Lieder des Volkes nicht Lieder des Pöbels ſind und für den Pöbel beſtimmt, ſondern daß in ihnen die eigentliche wahre Poeſie lebt, das hat Herder wenigſtens in Deutſchland zuerſt ausgeſprochen und damit zuerſt die Frage beantwortet: Was iſt das Weſen unſrer lyriſchen Dichtung? Er fand nicht nur den Namen Volkslied, ſondern er gab auch den Unterſchied zwiſchen Volks- und Kunſtpoeſie. Nicht Poeſie und Unkultur ſind Gegenſätze, ſo lehrte Herder die ſtaunenden Zeitgenoſſen, ſondern Poeſie und Kultur. Die Mutterſprache der Menſchen war Poeſie, „ein Wörterbuch der Seele, was zugleich Mythologie und eine wunderbare Epopöe von den Handlungen und Reden aller Weſen iſt — eine beſtändige Fabeldichtung mit Leidenſchaft und Intereſſe“.

Im Gegenſatz zu den orthodoxen Theologen, die allen Ernſtes die Sprache auf einen Unterricht der erſten Menſchen durch Gott zurückführten, und den Rationaliſten, die die Sprache aus dem tieriſchen Schrei der Empfindung ſich entwickeln ließen, beantwortete Herder die Frage nach dem Urſprung der Sprache mit dem Hinweiſe darauf, daß die Sprachfähigkeit im Menſchen von Anfang an vorhanden geweſen iſt. Er war ein tönendes und ſingendes Weſen, das mit dieſen Tönen — im Gegenſatz zum Tier — Gedanken verband. Der Eindruck, den ein anderes lebendes Weſen auf den erſten Menſchen machte, ward bleibendes Merkmal der Seele. „Das erſte Merkmal der Beſinnung ward Wort der Seele, und mit ihm iſt die Sprache erfunden.“ Die erſte Sprache war Geſang, und wie die erſten Laute der Sprache, ſo entſtand die älteſte Poeſie. Die Empfindung ſchafft den Ausdruck.

Nicht die Bildung macht den Dichter, ſondern die Empfindung. „Je entfernter von künſtlicher, wiſſenſchaftlicher Denkart ... je wilder, das iſt je lebendiger, je freiwirkender ein Volk iſt ... deſto wilder, das iſt deſto lebendiger, freier, ſinnlicher, lyriſch handelnder müſſen auch ſeine Lieder ſein!“ In ihnen, nicht in den Werken der Kunſtpoeſie der Gelehrten, findet ſich, was für wahre Poeſie charakteriſtiſch iſt: die Wahrheit der Darſtellung, das natürliche friſche Empfinden, die lebendige Gegenwart der Bilder, der natürliche Zuſammenhang der Empfindung und des Ausdrucks, die Unmittelbarkeit der Natur. So ward Herder der Wiedererwecker des Volkslieds. Mit Feuereifer begannen er und die Seinen, die teueren Überreſte zu ſammeln. Noch verſuchte Nicolai die erwachende Liebe

zum Volkslied lächerlich zu machen, aber Herders Sammlung, die im Jahre 1778 erschien, hob jeden Widerspruch auf. Im Jahr 1806 folgt die köstliche Sammlung „Des Knaben Wunderhorn", die Arnim und Brentano Goethe widmeten, und Uhlands meisterhaftes Werk gab der Forschung einen Abschluß. Wir lauschen mit Entzücken den Weisen der Volkslieder und gedenken des Mannes nicht, ohne den diese köstlichen Zeugen der Poesie unseres Volkes der Vergessenheit anheim gefallen wären.

Schon die sonderbare Tatsache, daß Herder Homer, Sophokles und Shakespeare unter die Volksdichter reiht, zeigt, daß die von ihm gegebene Unterscheidung zwischen Volks- und Kunstdichtung ihm selbst nicht klar war. Wir haben sie längst aufgegeben. „Es kommt mir," so sprach sich Goethe im hohen Alter einmal aus, „bei stiller Betrachtung sehr oft wundersam vor, daß man die Volkslieder zu sehr anstaunt und sie zu hoch erhebt. Es gibt nur *eine* Poesie, die echte, wahre, alles andere ist nur Annäherung oder Schein." Ein gutes und schönes Wort, nur möchte man hinzusetzen, daß diese wahre Poesie gerade die Volkspoesie ist, daß wir durch Herders Entdeckung erst klar darüber geworden sind, was wahre Lyrik ist und daß Goethe und alle anderen großen Lyriker nur deswegen die Seele des Volkes getroffen haben, weil sie nach Art der Volkspoesie dichten. So können wir Herder preisen als den Erwecker der deutschen Lyrik.

Die Herdersche Lehre, daß jede wahre Kunst national ist und national sein müsse, war auch von großer Bedeutung für das Verständnis und die Beurteilung der Dichtungen. Denn wenn der Dichter aus seiner Zeit und seiner Umgebung dichtet, so ist er auch nur aus dieser Zeit und dieser Umgebung zu verstehen, ein Gedanke, dem ein anderer späterer die Fassung gegeben hat: „Wer den Dichter will verstehen, muß in Dichters Lande gehen." Diese Forderung, die uns fast selbstverständlich erscheint, war, einmal ausgesprochen, für ihre Zeit von großer Fruchtbarkeit. Die Rationalisten übten ihren Witz in billiger Weise an der hebräischen Poesie, der Bibel; klassische Philologen deuteten mit Spott und Hohn auf die natürliche naive Schilderung Homers, die ihnen anstößig und nicht wohlanständig vorkam, Wieland gab seiner Shakespeareübersetzung Noten bei, um die Roheit und Natürlichkeit des großen Briten vor dem gebildeten Publikum zu entschuldigen, alle natürlich mit dem Hintergedanken, zu zeigen, wie herrlich weit *sie* es gebracht. So weit ging die Verirrung, daß man Wielands „Musarion" für die Verkörperung der Antike hielt. Dieser kindlichen Auffassung macht Herder ein Ende. Mit ihm beginnt die wissenschaftliche Kritik der Dichtungen der Vorzeit. Völlig verstanden, so lehrt er, haben den Homer nur die Griechen. Wir können ein Verständnis nur erreichen, wenn wir seine Sprache so kennen, als wäre es gleichsam keine fremde Sprache mehr für uns, wenn wir den Boden, auf dem sie entstanden, die Kultur und Geschichte seiner Zeit kennen. Nur eifriges und längeres Studium der Zeit und der Sprache des Dichters, unablässiges Versenken in seinen Geist schützt uns vor kritikloser Überschätzung und vor maßloser Unterschätzung. Und das gilt für alle Dichtungen, auch für die Bibel, die dem Theologen Herder besonders am Herzen lag. Das unwissenschaftliche Anstaunen der Bibel, als wäre sie gar nicht von Menschen geschrieben, hat ihrem Verständnis ebensoviel geschadet, wie der Hohn der Rationalisten. Wahre Kritik wird sie auf ihre Entstehung hin prüfen als ein Werk, das zusammengetragen, nach und nach entstanden, zu verschiedenen Zeiten überarbeitet worden ist, und wird den Text reinigen, die Widersprüche aufdecken, das Fremde und Eingerissene entfernen. „Denn bei allem, was überliefert wurde, kommt es auf den Grund, das Innere, den Sinn, die Richtung des Werkes an; hier liegt das ursprünglich Göttliche, Wirksame, Unantastbare, Unverwüstliche." „Der Glaube wird durch die wissenschaftliche Forschung nicht berührt. Denn der Glaube ist das Empfinden der göttlichen Liebe, Gefühl ist alles."

Wie die dichtende, so ist auch die bildende Kunst der sinnliche Ausdruck der inneren Empfindung. So gilt auch für sie die Forderung Herders der Schöpfung einer nationalen, deutschen Kunst. Mit Begeisterung hatte man in jener Zeit die Lehre Winckelmanns von dem Evangelium des Schönen und von der Herrlichkeit der Antike aufgenommen. Es gibt, das war

Hirſch. Bronze von Richard Ruſche-Berlin.

Winckelmanns Überzeugung, nur eine wahre Kunst, das ist die griechische; die Kunst anderer Völker ist nur insoweit zu schätzen, als sie sich diesem Ideal nähert. Dem Stolz Deutschlands, dem ersten Deutschen, der im Auslande verehrt und bewundert wurde, wagte niemand zu widersprechen als der fünfundzwanzigjährige Herder. Jedes Volk, so lehrte er auch hier wieder, hat seine eigene Kunst. „Aus den Zeiten, Sitten und Völkern läßt sich der griechische, gotische, maurische Geschmack allein erklären," es ist unwissenschaftlich und ungeschichtlich, eine Kunst zum Maßstabe aller zu machen. Nur nach dem Gesetze des geschichtlichen Werdens darf die Kunst beurteilt werden. Herder war nicht weniger als Winckelmann von der Herrlichkeit der Antike überzeugt, aber er warnte davor, den deutschen Künstler zum sklavischen Nachahmer einer fremden Kunst zu machen. Fort mit der Nachahmung der Kunst, mag sie nun französisch, italienisch oder griechisch heißen.

Nicht in Rom, in Magna Gracilia
Dir im Herzen ist die Wonne da!

ruft sein begeisterter Schüler aus: „Nicht auf fremden Flügeln, und wären es die der Morgenröte, auf eigenen Flügeln soll der deutsche Genius sich emporheben."

Wer so feinfühlend und tiefblickend das innerste Wesen der Kunst und vor allem der dichtenden Kunst erkannte, wessen Lehren und Offenbarungen ewige Wahrheiten verkündeten und eine bis dahin nicht geahnte Blüte unserer Dichtung hervorzauberten, der konnte es wohl auch wagen, sich selbst in die Reihe der großen Dichter zu stellen. Und so hat uns denn auch Herder eine große Anzahl von Gedichten, Legenden, Parabeln, Paramythien geschenkt. Wir werden an ihnen mit Humboldt „den tiefen Sinn, die Zartheit der Sprache, die Anmut der Bilder" bewundern, aber wir werden doch dem gewiß ihm selber nur abgerungenen Geständnis Herders recht geben: „Ich bin kein Dichter." Er, der so überreich war an Ideen, der so rein dichterisch fühlte, er konnte seine Gefühle nicht dichterisch gestalten; es fehlte ihm die Sinnlichkeit und die plastische Kraft. Die Dichtkunst, in der und für die er lebte, war seine unglückliche Liebe. So sind denn auch fürs Volk nur lebendig geblieben einige seiner Gedichte und der „Cid". In diesem Werke seines hohen Alters hat er einen glücklich ergriffenen Stoff glücklich gestaltet, den Ton des Volksliedes wunderbar getroffen und auch die Charaktere glaubhaft und lebendig dargestellt. Freilich ist dieses Epos mehr eine Nachdichtung als eine Dichtung. Auf diesem Gebiete war Herder ein vollendeter Meister, Nachdichten und Übersetzen war sein eigentliches Element. Die Fähigkeit des Nachempfindens, die Gabe sich einzuleben in den Geist eines Gedichts war in ihm in wunderbarer Weise entwickelt. Mit seinen Übertragungen schuf er etwas ganz Neues. Nicht genau an das Wort sich haltende Übersetzungen wollte er geben, sondern er suchte den Geist des Gedichts zu erfassen, den Ton des Gedichts sich anzueignen und schuf alsdann aus eigenem Gefühl „nach den Gesetzen und Forderungen seiner Sprache und seiner Zeit mildernd, veredelnd ein deutsches Gedicht". Er übersetzte nicht nur, er eroberte zugleich für die deutsche Dichtung neue Formen. Außer den Volksliedern hat er zahllose Übertragungen hinterlassen wie „Die Lieder der Liebe, die ältesten und schönsten aus dem Morgenlande", „Blumen aus morgenländischen Dichtern gesammelt", „Blumen aus der griechischen Anthologie", Übertragungen von lateinischen, englischen, italienischen Dichtungen. Auf dem Grunde, den er geschaffen hatte, bauten Goethe und die Romantiker weiter. Herder ist der Erwecker und Begründer der Weltliteratur in deutscher Sprache.

Alle diese Gedanken und Ideen, die sich als so fruchtbar für die Gestaltung einer neuen deutschen Kunst erwiesen haben, gehören dem jugendlichen Herder an. Das ist das Wunderbare an ihm, daß er Bleibendes und Großes in einem Alter geschaffen hat, in dem andere große Männer erst ihr Wirken begonnen haben. Und auch sein bedeutendstes und größtes Werk „Die Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" ist zwar erst geschrieben worden, als er auf der Höhe des Lebens stand, aber seine Grundlage, die Gedanken, der Gang der Entwicklung lagen schon dem jugendlichen Herder klar vor Augen. Das Zauberwort, das sich durch Herders Leben sowohl wie durch sein Lebenswerk hindurch zieht, lautet: Humanität. Freund Humanus, so wurde Herder von Goethe genannt, und für den Helden seines großen religiösen Gedichts:

„Die Geheimnisse", das denselben Ideen wie Herders Werk gewidmet ist, wußte der Dichter keinen besseren als eben diesen Namen:

„Humanus heißt der Heilige, der Weise,
Der beste Mann, den ich mit Augen sah."

Als Goethe im Jahre 1818, zufällig gerade am Todestage Herders, seinen Maskenzug aufführen ließ, feierte er Herder in dem Worte:

Ein edler Mann, begierig zu ergründen
Wie überall der Menschen Sinn ersprießt,
Horcht in die Welt, so Ton als Wort zu finden,
Das tausendquellig durch die Länder fließt,
Die ältesten, die neusten Regionen
Durchwandelt er und tauscht in allen Zonen.

(Das Menschliche) er wußt' es aufzufinden
Ernsthaft verhüllt, verkleidet leicht als Spiel;
Im höchsten Sinn der Zukunft zu begründen
Humanität sei unser ewig Ziel.

Wir verehren mit ihm in Herder den klassischen Vertreter des Humanitätsideals, den Propheten wahrer Menschlichkeit. Doch ist hier Herder nicht Erwecker und Erreger des Gedankens. Begriff und Wort sind nicht von ihm geschaffen worden; vielmehr war Humanität das Schlagwort seiner Zeit. Zuerst hatte Rousseau das Ideal reiner, unverdorbener Menschlichkeit gezeichnet. Er verlegte es freilich in die Vergangenheit, Herder in die Zukunft der Menschheit. Im „Nathan dem Weisen" und in der „Iphigenie" schufen Lessing und Goethe fast gleichzeitig zwei Gestalten, die in sich das geforderte Ideal der Humanität verkörperten. In der „Erziehung des Menschengeschlechts" zeigte Lessing, wie der Mensch dieses Ideal erreichen könne. Dieser Gedanke bewegte auch den jugendlichen Herder. Es reifte in ihm der Gedanke, der dann im neunten Jahrzehnt des Jahrhunderts zur Tat wurde, eine Geschichte der Menschheit zu schreiben oder, was für ihn dasselbe war, die Entwicklung der Menschheit zur Humanität. Es entstand das gewaltige Werk: „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit", an das sich die „Briefe zur Beförderung der Humanität" anschlossen.

Will man das Herdersche Zauberwort „Humanität" genauer definieren, so kann man es deuten als vollendete Güte verbunden mit durchdringendem Verstand, oder „ein Zustand erhöhter Geistigkeit und Sittlichkeit, wie Herder sie aus seiner eignen, reinen und edlen Individualität, aus dem Bedürfnis seines Herzens und Gewissens schöpfte". Dies ist das Ziel der einzelnen und der ganzen Menschheit: „Die Geschichte der Völker ist eine Schule des Wettlaufs zur Erreichung des schönsten Kranzes der Humanität und Menschenwürde. Und die Natur ist zum Zweck der Humanität organisiert. Da der Mensch nicht durch Instinkt, sondern durch Freiheit und Vernunft geleitet wird, so ist freilich die Erreichung jenes Zwecks in seine eigene Hand gegeben, aber er wird dabei vom heiligen, ewigen Naturgesetze unterstützt. Das Allgemeine dieser Naturgesetze ist dies, daß vermittels eingepflanzter göttlicher Kräfte aus dem Zustande der Verwirrung Ordnung werde und dies Allgemeine beruht auf dem besonderen Gesetz, daß die erhaltenden die zerstörenden Kräfte überwiegen. Wie in der Natur, so in der Geschichte ... Der Zustand, auf dessen Erreichung in Natur und Geschichte alles abzweckt, läßt sich noch genauer formulieren, das Wesen der Humanität aus dem allgemeinsten Gesetze alles Seins ableiten. Es ist ein in der mathematischen Naturlehre erwiesenes Gesetz, daß das Wesen und der Bestand jedes Dinges, seine Vollkommenheit und Schönheit, auf einem gewissen Maximum, einer bestimmt abgewogenen Proportion der in ihm wirksamen Kräfte beruht. Und erwiesen ist weiter, daß jedes Ding, wenn aus diesem Beharrungszustande verdrängt, in Schwankungen zu demselben zurückstrebt. Auch die Menschen, die Individuen sowohl wie im weiterem Umfange jede Gesellschaft von Menschen, jede Nation und endlich die Menschheit insgesamt, ist ein dauerndes Natursystem der vielfachen lebendigen Kräfte. Auch hier daher im einzelnen wie im Ganzen ein Maximum, ein Ebenmaß der sich wechselseitig einschränkenden Kräfte, auf welchen die Vollkommenheit, der Bestand und damit der Daseinsgenuß der einzelnen, der Nation, des Ganzen beruht. Sehr verschieden zwar gestaltet sich nach Ort, Zeit und Umständen dieses Maximum, die Kulturblüte der einen und andern Nation, aber seine durchgehende Norm liegt in dem eigentlichen Prinzip der Menschheit. Dieses Prinzip heißt Humanität."

Das erste Buch des großen Werkes: „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" gibt die Grundlage des Ganzen: Die Abhängigkeit des Menschengeschlechts von

der umgebenden Natur. „Unsere Erde ist ein Stern unter Sternen, einer der mittleren Planeten, eine Kugel, die sich um sich selbst und gegen die Sonne in schiefer Richtung bewegt. Der Planet, den wir bewohnen, ist ein Erdgebirge, das über die Wasserfläche hervorragt. Durch die Striche der Gebirge wurden unsre beiden Hemisphären ein Schauplatz der wunderbarsten Verschiedenheit und Abwechslung.“ Die unter dieser kosmialen und geographischen Bedingtheit entstandenen organischen Lebewesen haben sich in aufsteigender Linie entwickelt: Die Pflanzen, die Tiere, die Menschen. Diesen Gedanken hat Herder nicht so in seinen Konsequenzen verfolgt, daß man ihn einen Vorläufer Darwins nennen könnte. Er hat ihn auch mehr ahnend ausgesprochen als seine Richtigkeit erwiesen. Doch steht er in engstem Zusammenhang mit der zu derselben Zeit durch Goethe gemachten Entdeckung des Zwischenknochens, wodurch die Entwicklung des Menschen aus dem Tiere bewiesen wurde. Als Goethe am 27. März 1784 den Freund von seiner Entdeckung Mitteilung machte, schrieb er mit Beziehung auf die „Ideen“: „Ich habe mir's auch in Verbindung mit Deinem Ganzen gedacht, wie schön es da wird.“ Das Herdersche Wort: „Die Tiere der Erde sind des Menschen Brüder“ fand das Echo im Faust:

Du führst die Reihe der Lebendigen
Vor mir vorbei und lehrst mich meine Brüder
Im stillen Busch, in Luft und Wasser kennen.

Was Herder voraus ahnend als erreicht annahm: die Einheit in der Mannigfaltigkeit der Natur, das suchte Goethe wissenschaftlich zu begründen. „Ihr beide geht wie zwei Genien der Menschheit zu einem Ziel“ — so bezeichnet Herders Gattin diese Gemeinsamkeit der Anschauung und der Arbeit. Wer wird nicht an den Faust und an Goethes herrliches Fragment „Über die Natur“ (1780) erinnert bei folgender, später unterdrückten Stelle der „Ideen:“ „Großer, lebendiger Geist der Erde, der du alle deine Gebilde durchhauchst und dich in ihnen allen freuest und fühlest: du führest auf und zerstörest, verfeinerst Gestalt und änderst sie ab ... Licht ist dein Leib und die Lüfte sind dein Gewand ... Welch Geschöpf kann sich retten vor deinem zudringenden Einfluß und vor der Fülle von Herrlichkeit, die uns in jeder Gestalt deiner Sichtbarkeit umgibt? Welch sterbliches Auge kann aber auch deinen Fußtritt spähen und den Umriß deines Ganges verfolgen? Leise ist dein Schritt und schreitet über alle Zeiten: Jahrhunderte sind dir wie nichts, und doch liegt im entscheidenden, stillen Moment deine ganze Wirkung.“

Im vierten Buche tritt zuerst der leitende Gedanke hervor: Zur Humanität ist der Mensch gebildet. Alles was den Menschen vor den anderen Wesen auszeichnet, geht auf den einen Vorzug zurück, die aufrechte Gestalt. Durch den aufrechten Gang erhielt er freie Hände, durch ihn erhielt er Vernunft und Sprache. Alle Moralität und Schönheit ist angedeutet durch ihn. „Blick also auf gen Himmel, o Mensch, und erfreue dich schaudernd deines unermeßlichen Vorzugs, den der Schöpfer der Welt an ein so einfaches Prinzipium, deine aufrechte Gestalt knüpfte. Gingest du wie ein Tier gebückt, wäre dein Haupt in eben der gefräßigen Richtung für Mund und Nase geformt und danach der Gliederbau geordnet: wo bliebe deine höhere Geisteskraft, das Bild der Gottheit unsichtbar in dich gesenket? ... Nun aber durch die Bildung deiner Glieder zum aufrechten Gange bekam das Haupt seine schöne Stellung und Richtung, mithin gewann das Hirn, dies zarte ätherische Himmelsgewächs, völligen Raum sich umherzubreiten und seine Zweige abwärts zu versenken. Gedankenreich wölbte sich die Stirn, die tierischen Organe traten zurück, es ward eine menschliche Bildung. Je mehr sich der Schädel hob, desto tiefer trat das Gehör hinab, es fügte sich mit dem Gesicht freundschaftlicher zusammen, und beide Sinne bekamen einen inneren Zutritt zur heiligen Kammer der Ideenbildung.“

In der Entwicklung zur allmählichen Vervollkommnung liegt auch die Gewähr für ein künftiges Leben, für die Unsterblichkeit. Wird der Zweck des Menschen, die Humanität, auf Erden nicht vollkommen erreicht, so haben wir die Hoffnung auf eine höhere Organisation, auf ein anderes Leben, in dem die Knospe sich zur vollen Blüte entfaltet. „Hoffe also, o Mensch, und weissage nicht: der Preis ist dir vorgesteckt, um den kämpfe. Wirf ab was unmenschlich ist: strebe nach Wahrheit, Güte und gottähnlicher Schönheit; so kannst du deines Ziels nicht verfehlen.“

Von diesen Aussichten auf die Ewigkeit führt uns der Anfang des zweiten Teils wieder zurück auf die feste, wohlgegründete Erde. „In so verschiedenen Formen das Menschengeschlecht auf der Erde erscheint, so ist's doch überall ein und derselbe Mensch.“ Verschiedenheit entstand durch das verschiedene Klima, Entwicklung durch das Zusammenleben, die menschliche Gesellschaft. Durch sie entwickelt sich die Sprache, alle Wissenschaft und Kunst, aus ihr die heiligste Tradition der Erde, die Religion.

Mit dem dritten Teil beginnt der Überblick über die Geschichte der Menschheit, die in großen Zügen die Geschichte der einzelnen großen Völker, d. h. das Ringen der Völker nach Humanität darstellt. Mit schöner Begeisterung verweilt Herder bei den Griechen, deren Poesie, Kunst und Wissenschaft seine Forderung herrlich erfüllten und für alle Zeiten die unerreichbaren Vorbilder geworden sind. Mit beredten Worten schildert er Roms Größe, Verfall und seine Bedeutung für die Entwicklung der Menschheit. „Alle zerstörenden Kräfte in der Natur“, so lehrt uns eine zusammenfassende Betrachtung am Schluß dieses Teils, „müssen den erhaltenden Kräften mit der Zeitenfolge nicht nur unterliegen, sondern auch selbst zuletzt zur Ausbildung des Ganzen dienen. Nach Gesetzen ihrer innern Natur muß mit der Zeitenfolge auch die Vernunft und Billigkeit unter den Menschen mehr Platz gewinnen und eine dauerndere Humanität befördern. Es waltet eine weise Güte im Schicksal der Menschen.“

Die Geschichte der germanischen Völker und das Christentum sind die Hauptthemata des vierten Teils. Mit Christus tritt das Ideal der Humanität in Erscheinung, seine Lehre ist die wahre und echte Humanität, sein „Reich der Himmel“, das Reich wahrer Menschlichkeit. „Als ein geistiger Erretter seines Geschlechts wollte er Menschen Gottes bilden, die, unter welchen Gesetzen es auch wäre, aus reinen Grundsätzen andrer Wohl beförderten und selbst duldend im Reich der Wahrheit und Güte als Könige herrschten.“ Aber von dieser erhabenen und herrlichen Religion, die Christus gelehrt hat, unterscheidet Herder sehr scharf „die Religion an Christus, die gedankenlose Anbetung der Person Christi und seines Kreuzes“. Mit einer von tiefer Entrüstung diktierten Sprache bricht Herder den Stab über das, was die Menschen aus der reinen Lehre Christi gemacht haben. Er schließt diese immerhin merkwürdige Betrachtung mit den Worten: „So manches von diesem als einen schändlichen Mißbrauch der besten Sache ich mit traurigem Gemüt niedergeschrieben habe, so gehen wir dennoch der Fortpflanzung des Christentums in seinen verschiedenen Erdstrichen und Weltteilen beherzt entgegen: denn wie die Arznei in Gift verwandelt wurde, kann auch das Gift zur Arznei werden, und eine in ihrem Ursprunge reine und gute Sache muß am Ende doch triumphieren.“

Es ist eine trübe, besonders für den Vertreter des Glaubens an die Entwicklung der Humanität trübe Zeit, deren Schilderung nun folgt: das Mittelalter. Aber auch hier weiß Herders beredter Mund das Böse und Verwerfliche als Mittel zur Erreichung des Guten darzustellen und uns zu schildern, „wie sich die sittliche und politische Vernunft der Menschen allmählich aufhellet und belebt“. Mit dem Hinweis auf den Beginn einer großen Epoche, auf das Erwachen der Geister, das Aufblühen von Kunst und Wissenschaft, auf die großen Entdeckungen und Erfindungen schließt der Verfasser den vierten Teil und damit seine Arbeit. Das große Werk ist ein Fragment geblieben.

Auch die als Fortsetzung der „Ideen“ gedachten „Briefe zur Beförderung der Humanität“ geben keinen Abschluß. In ihnen war es Herder mehr darum zu tun, sich mit den großen politischen und geistigen Taten seiner Zeit auseinander zu setzen. Auch aus ihnen spricht der schöne Glaube Herders, an dem er bis zum Tode festgehalten hat, daß der Genius der Humanität endlich den Sieg davontragen werde.

An das leuchtende Dreigestirn unserer Literatur: Lessing, Goethe, Schiller reicht Herders Größe nicht heran. Aber den Ruhm wird er für alle Zeiten behalten: ohne sein Wirken ist die klassische Zeit unserer Dichtung und die Romantik undenkbar. So können wir seine eigenen Worte, die einem Größeren galten, auch auf ihn anwenden: Dein Werk wird bleiben, und ein treuer Nachkomme Dein Grab suchen und mit andächtiger Hand Dir schreiben, was das Leben fast aller Würdigen der Welt gewesen: Volui, quieseit!

St. Moritz-Dorf im Winter.

# Wintersport im Engadin.

Plauderei von

**Paul Oskar Höcker.**

Mit zwölf Abbildungen nach Aufnahmen von Flury.

(Abdruck verboten.)

Die Schweiz im Winterkleide! — Wer sie nur zur sommerlichen Reisezeit gesehen hat, glaubt sich bei dieser Vorstellung zu unermeßlichen, trostlos einförmigen Schneefeldern versetzt, unter starre, weiße Gletscherkolosse, die das Auge grausam blenden, die ihm nirgends, nirgends einen wohltuenden Ruhepunkt gewähren. Ja — über die verzärtelte Haut manches großstädtischen Stubenhockers mag sogar ein gelinder Schauer rieseln, und er greift unter schweigendem Protest, wie schutzheischend, zum dampfenden Schlummerpunsch.

Dem gegenüber will ich männiglich kund tun: mir persönlich gefällt die Schweiz im Winter entschieden besser als im Sommer. Schon deshalb, weil sie dann nur den hundertsten Teil überhöflicher Oberkellner und unhöflicher Engländer aufweist, weil man dann mehr allein ist mit der Natur und weil man dann ab und zu sogar einen Eingeborenen zu sehen bekommt, der — keine Hotelrechnung ausschreibt! Mag sein, daß ich ein Glückspilz bin, der's besser trifft als andre. Denn neben den schon aufgezählten Vorzügen preise ich den als den allerwesentlichsten: ich hab' mich in verschiedenen Gebieten der Schweizer Alpenwelt zwischen Weihnacht und Ostern wochenlang Tag für Tag an goldenem Sonnenlicht erfreuen können, während die hochsommerlichen Touristen gewohnheitsgemäß über Regen, Regen und wieder Regen zu klagen haben und oft die ganzen Ferien über sehnsuchtsvoll nach einem bißchen Himmelsblau auslugen.

Freilich möchte ich nicht unvorsichtig sein mit meinen Versicherungen; es sollen beileibe keine Versprechungen sein. Denn

eines recht lebensgefährlichen, bei lachendem Sonnenschein begonnenen Übergangs über den plötzlich von schweren Schneestürmen bestrichenen Simplonpaß gedenke ich noch heute nicht ohne Albdrücken. Aber welch wundersame, unvergeßlich schöne Feierstunden bietet ein einziger sonnenklarer Wintertag in St. Moritz, in Chamonix, in Davos, auf Caux oder Les Avants!

Grand Hotel Engadiner Kulm in St. Moritz-Dorf.

Was vielen nämlich vielleicht kaum glaubhaft vorkommen mag: der üppige Farbenreichtum der Natur tritt da fast noch überwältigender in die Erscheinung. Die Gebirgsseen, die in die Schneelandschaft eingebettet sind, wirken wie leuchtende Smaragde auf Hermelin, die Luft ist golden, der Himmel von einer intensiven Bläue, und die vom Schnee wie überzuckerten Tannen und Lärchen strahlen Prismen gleich unzählige silberne Reflexe aus, die dem ganzen Bilde etwas Frohes und Festliches geben.

Und erst die zauberschönen Wolkenbildungen, die unvergleichlichen Sonnenuntergänge in der winterlichen Alpenwelt, besonders wenn dicke, zerfetzte Dunstschleier tief unter dem Wanderer über den Tälern und Seen weben und brauen, wenn die Gletscherriesen ihre trotzigen Häupter aus dem wogenden Nebelmeer emporrecken, umspielt von bunten, schmalen, luftigen Gebilden, die vom tiefsten Violett bis zur leuchtendsten Fleischfarbe alle Tinten in berückenden Übergängen dem Auge vermitteln. Oft stoßen sie zu wunderlichen Figuren zusammen, trennen sich, vermählen sich aufs neue — und das berauschende Farbenspiel zieht immer größere Gebiete der Schneemauern und Firnen, der Schneeterrassen und Grate in sein Bereich, bis das ganze verträumte Märchenland wie in Blut gebadet daliegt . . .

All diese Schönheiten entgehen dem Städter. Er lernt sie meist nur in dem wenig beneidenswerten Falle kennen, daß der Arzt ihn zur Kräftigung der Lunge oder der Nerven nach einer der alpinen Winterstationen schickt.

Wirklichen Genuß daran hat aber doch nur der Gesunde, der sich nach Herzenslust in der freien Gotteswelt tummeln, seinen Körper abhärten, sich trainieren — der Sport treiben darf.

Schlittenfahren in Davos

Man muß schon selbst „Ski“ unter den Füßen gehabt und über die starre Kruste erst getanzt, dann wieder frisch gefrorenen Schnees auf sanftgeneigter Bahn zu Tal gesaust sein, um die helle Begeisterung zu verstehen, mit der sich die internationale

Gesellschaft der berühmtesten Schweizer „Winterfrischen“ der Pflege dieser fröhlichen, gesunden, mit Eis und Schnee rechnenden Sportarten hingibt.

Der Wintersport, wie er heute in St. Moritz und Davos ausgeübt wird, hat seine besondere Geschichte. Kulturhistoriker könnten daraus vielleicht ein Lehrbeispiel für die Assimilation der Völker und Sitten entnehmen.

Ursprünglich stand in der Schweiz nur der Schlitten in Gebrauch: auf den Straßen das Schlittengespann, im Gebirge der primitive Hand- und Lastschlitten, der in den

Die Scylla und Charybdis, Bahn für Wettschlitteln.

verschiedensten Größen vorkam, den man von alters her auch im Sommer zur Holzabfuhr über glatten Wald- und Wiesenboden benutzte. Seiner kleinsten Spielart bedienen sich in allen Gebirgsgegenden, auch in unseren deutschen Mittelgebirgen, die Kinder zum „Lühschen“ oder „Schlitteln“. Der jugendliche Sportsman setzt sich am Rand eines nicht allzu steilen Abhangs im Reitsitz auf seinen kleinen Bank- oder Bockschlitten, im Nichtvermögensfalle auch auf einen deckellosen, umgestülpten Kasten, von dessen vier Wänden die Vorder- und die Hinterseite den Sportszwecken zum Opfer fielen, er zieht die Schnur an, die vorn in der Mitte des kleinen Fahrzeugs befestigt ist, — und heidi, geht's talabwärts, während die mit Eisen beschlagenen Stiefelabsätze zugleich als Ruder und als Steuer dienen. Kommt eine Biegung, so bremst der Fuß auf der Seite, nach der die Bahn weiterzieht, — und wenn der Fahrer nicht bei einer solchen Gelegenheit kopfüber in den weichen Schnee purzelt, wobei namentlich Dammen- und Knöchelverstauchungen nichts Seltenes sind, so kann er mit einer Geschwindigkeit, die für die Kraftfahrzeuge auf den öffentlichen Landstraßen glücklicherweise verboten ist, an sein Ziel gelangen. Besonders tapfere und geübte „Lühscher“ legen sich auch platt mit dem Magen auf den kleinen Kasten und machen die Fahrt mit dem Kopf voran. Leuten mit etwas Embonpoint und solchen Herrschaften, denen an der Erhaltung ihres Gesichtserkers in der von der Natur verliehenen Gestalt liegt, ist von dieser Art der Fortbewegung aber entschieden abzuraten.

Das „Schlitteln“ läßt noch eine ganze Reihe minder herausfordernder Spielarten zu. Jede der im Engadin unter den Wintergästen vertretenen Nationen hat etwas von den heimischen Sportsitten dazugetan. Von den Skandinaviern stammt der lange Prellschlitten, auf dem mehrere Personen hintereinander im Reitsitz Platz nehmen, während für den Lenker an der Spitze eine stuhl-

artige Sitzgelegenheit bestimmt ist. Die Fahrer legen sich, sobald abgestoßen ist, hinten über, einer die Brust des anderen umklammernd, das Tempo nimmt auf stark abschüssiger Bahn bald eine fast atemraubende Eile an, und die Kunst und Übung besteht darin, daß alle Fahrer, teils instinktiv, teils auf einen kurzen Zuruf, den Lenker durch Aufsetzen des Fußes, durch sich auf die Seite biegen, durch Ducken oder Aufrichten und rechtzeitiges Bremsen unterstützen. Ungefährlich ist der Sport nicht; auch nicht gerade ästhetisch, wenn Damen daran teilnehmen, obwohl deren Kleidung eine zweckentsprechende ist: derbe Gamaschen, die bis zum Knie reichen, Reformhosen und kurzer Touristenrock. Durch Engländer und Amerikaner bekamen diese ersten noch ziemlich primitiven Rennschlitten eine große Vervollkommnung. Das „Bobsleigh-Rennen" ist für sie in Davos und St. Moritz einer der amüsantesten Gesellschaftssports, und man sieht sehr kostspielige und elegante, auch für den Seitsitz von Damen berechnete, mit Barrieren und Trittbrettern versehene Modelle. Ein gelegentliches Kentern an ungefährlicher Stelle gehört aber auch dabei mit zum Vergnügen, und der obligaten „Schneetaufe" entgeht kein Neuling, auch nicht die blondeste Miß. Unter hellem Lachen wird der Schnee abgeklopft — man bringt mit vereinten Kräften den Schlitten wieder in die Bahn — und die Fahrt geht weiter.

Auch der Schlittschuh ist in der Schweiz durch Fremde eingeführt worden. Wie ja auch in Deutschland, wo er — damals noch ein wunderliches Gebilde aus Pferdeknochen — erst zu Klopstocks Zeiten populär ward.

Heute gibt es keinen Winterkurort in der ganzen Schweiz, an dem nicht der graziösesten aller Wintersportarten, dem Eislauf, besondere Pflege gewidmet würde.

Das fröhliche, festliche Bild, das sich bei Sonnenschein auf dem St. Moritzer See entwickelt, wenn die sehnigen Skandinavier mit den ernsten Mienen und den hellen Augen, die geschmeidigen Amerikanerinnen, die feschen Wienerinnen, die dunkeläugigen Italiener von der Hotel-Pension Engadiner-Kulm herabkommen und sich im Kunstlauf — dieser „schwebenden Geometrie" — zu überbieten trachten, ist ganz einzig. Die Luft so klar, die Sonne so warm und golden, der Ausblick auf den majestätischen Gletscherkranz vom Piz della Margna bis zum Piz Julier und zum Piz Corvatsch so wundervoll — und dazu die gesunden Gesichter, die strahlenden Mienen, die eleganten Pelzkostüme der Damen, das Lachen, das Flirten, — und frisch vor dem Winde her ein in Yachtform gebauter, mit schneeweißen Segeln aufgetakelter Eisschlitten, dessen Mannschaft so flink wie die „blauen Jungens" der Kriegsmarine allerlei schwierige Segelmanöver zur Parade ausführt . . .

Schneelaufe beim Bobsleigh-Rennen.

Da heftet sich wohl manchmal der sehn-

Beim Curling.

süchtige Blick eines der an den Liegestuhl droben auf den Terrassen der Sanatorien gefesselten Kranken an den und jenen der flotten Schar, der nur dem Vergnügen lebenden, nur von der Zerstreuung sich erholenden Weltenbummler, die hier mit intakter Lunge den märchenhaften „Sommer überm Eise" genießen!

Über die größte und beste Eisbahn der ganzen Welt verfügen unstreitig die Davoser. Die mächtige Fläche — sie umfaßt fünfundzwanzigtausend Quadratmeter — dient im Sommer als Skating Ring; aber von Ende November bis Ende März finden sich hier die berühmtesten Schnell- und Kunstfahrer aller Länder ein, um bei den internationalen Eiswettläufen um die „Meisterschaft von Europa" zu konkurrieren.

Große Wettspiele, bei denen kostbare, künstlerisch ausgestattete Preise zur Verteilung gelangen, finden in den klimatischen Winterbädern der Schweiz auch im „Curling" statt. Die Meisterschaft darin ist, ebenso wie bei der großen Schlittelkonkurrenz, in St. Moritz zu erweisen und dreimal hintereinander zu verteidigen, um in den dauernden Besitz des Ehrenpreises zu gelangen. Augenblicklich besteht dieser in einem wertvollen Humpen, dessen Ehrenschilder am Fuß die Namen der Sieger und das Datum des betreffenden Matchs anzeigen, während die Utensilien des Spiels, die „Besen" und die „Spielsteine", unterhalb der Trinkschale en miniature wiedergegeben sind. Das „Curling" — der Wurf eines schweren Steines an einen anderen — ist schottischen Ursprungs. Es ist verwandt mit jenen Spielen, womit sich die jungen Burschen in Oberitalien auf den Chausseen, besonders am Gardasee, und die Südfranzosen, von den Pyrenäen an bis zu den Seealpen, auf ihren historischen Spiel-

Eisschlitten auf dem St. Moritz See.

plätzen all die Zeit vertreiben, die unsere deutsche Arbeiterbevölkerung leider in der Kneipe totschlägt. Das schottische Eisspiel hat gleich dem Tennis und dem Polo, seitdem es der Engländer auf Reisen mitgenommen hat, das Bürgerrecht in allen fashionablen Winterfrischen erlangt. Es gehört viel Geduld und viel Geschicklichkeit dazu — die stoische Ruhe des englischen Sportsmans — um es in dieser „Kunst" zur Meisterschaft zu bringen. Bei den deutschen Wintergästen des Engadins hat es noch wenig Gegenliebe erweckt.

Viel mehr Spaß finden unsere Landsleute an einem anderen, zuerst von amerikanischen Damen eingeführten Sport, dem drolligen „Tailing". An diesen originellen Schlittenpartien beteiligt sich an sonnigen und windstillen Tagen so ziemlich alles, was nicht durch ärztliches Machtwort zur Liegekur verurteilt ist. In langem Schwanz hängen sich die kleinen, meist nur für eine Person berechneten Bock- und Bankschlitten hintereinander an, die Führung des Zuges übernehmen ein paar Schlittengespanne zu vier Pferden, die mit flatternden Schneedecken versehen sind, und in flottem Tempo setzt sich die Kette unter fröhlichem Schellengeläut in Bewegung. Bergauf müssen die Teilnehmer der Fahrt natürlich ab und zu mitarbeiten, da gibt es lachende Zurufe, mit denen diejenigen, die „mogeln", entlarvt werden; bei der Talfahrt, die glatt und mühelos von statten geht, ist das allgemeine Gaudium noch größer. Man glaubt nicht mehr zu gleiten — man glaubt durch die kalte, klare Winterluft zu schweben, zu fliegen! Geht's durch ein Dorf, so bildet die ganze Bevölkerung Spalier, zur Fastnachtszeit die humoristische Ausstaffierung irgend eines internationalen Witzbolds mit Jubel begrüßend, bei einer Schenke wird gehalten, um den Kaffee oder Tee zu nehmen (die deutschen Herrschaften halten sich zumeist an Grog oder Glühwein), und den Beschluß der festlichen Veranstaltung bildet dann stets ein Tänzchen.

All diese Wintervergnügungen dauern im Engadin bis tief in den Lenzmonat hinein. „Frühlings Einzug" wird von der Bevölkerung zwar pünktlich am 1. März gefeiert — Dorfkinder durchziehen die Straßen, in ihrem „Schwonzer Dütsch" ein altes Liedchen singend unter ohrenbetäuben-

Beim Frühlings-Einzug im Engadin.

der Klingelbegleitung von Hunderten von Kuhglocken und Kummetschellen — aber die Herrschaft des Schneemanns dauert in den höheren Alpenrevieren noch lange über Ostern hinaus, zuweilen noch über Pfingsten. Die Engadiner Jahreszeitregel: „Drei Monat Sommer, neun Monat Winter" übertreibt indessen entschieden. Mitte Juni öffnen sich bereits die Pforten der Luxushotels: Omnibusse, Postkutschen und Equipagen bringen ein verwöhntes, elegantes Publikum mit großen Koffern, großen Ansprüchen und — ein Glück für die biederen Engadiner — großen Portemonnaies, Portiers in ergreifend schönen Livreen pflanzen sich mit gnädig-herablassender Lordsmiene vor den Vestibülen auf, ein Heer von Kellnern, Stubenmädchen, Pikkolos und Grooms übt sich, wie Trojan sagt, „im Hohlmachen der Hände", und bald, bald gleicht das ganze schöne Alpenstecklein von St. Moritz Dorf und Bad, das dem Himmel so wundervoll nah ist, einer großstädtischen Promenade, auf der Alltagsmenschen in Festtagskleidern gelangweilte Mienen zur Schau tragen — und unzutreffende meteorologische Betrachtungen anstellen.

Das Wintermärchen, das alljährlich bloß ein paar hundert Eis- und Schnee-Liebhaber erleben, ist ausgeträumt — die „Ski", die Schlittschuhe, die „Curling"-Utensilien, die Schlitten verstauben auf verschwiegenen Hotelböden und in dunkeln Schuppen — und es regnet, es regnet viel und reichlich, und Dutzende von unzufriedenen Badegästen, die melancholisch ihrer Kur an der Pareelsusquelle obliegen, schwören sich's zu: sie werden im nächsten Sommer unter keinen Umständen ins Engadin reisen.

Wenn sie Zeit hätten, sollten sie im Winter kommen!

Curlingpreis.

Schlittenpreis.

Aber dann dürfen ſie freilich nicht ſo faul auf der Hotelterraſſe herumſitzen. Wer ſich im Winter in St. Moritz amüſieren will, muß tüchtig draußen in der Sonne mit herumtollen. Und für die, die keine ſportliche Gewandtheit beſitzen, gibt's nach Neuſchnee immer eine beſondere, den öffentlichen Verkehrszwecken wie der eigenen Geſundheit äußerſt dienliche Nebenbeſchäftigung, die aber freilich nicht honoriert wird.

Das iſt: „Schnee ſchippen"!

Bahn frei! Gäſte bei der Arbeit nach Neuſchnee.

# Der Dichter.

Gott hat die Welt in Strophenform gedichtet,
Gleichklang und Rhythmus war in ihrem Bau.
Der Teufel aber hat ein Teil vernichtet
Und warf die Stücke ſtäubend durch das Blau,
Bis ſie, geballt im Klumpen, kleben blieben
Und, Erde werdend, Wald und Menſchheit trieben.

Gefühl der Halbheit ſchliel in allen Keimen
Und wurde wach auf höhrem Werdegang.
Ein jedes Herz ſucht ſehnend ſich zu reimen —
Ach, allem Daſein fehlt der Abgeſang!
Mit rauher Feder hat noch jedem Leben
Der Tod den Zuſatz: „ein Fragment" gegeben.

Da kamen Männer mit verträumten Augen,
Geräuſchlos gehn ſie durch das Leben hin,
Die nicht zur Fron des rauhen Tages taugen
Und ſtill ſich mühn in herbverſchloſsnem Sinn,
Im Bild der Sprache wieder zu erringen
Gleichklang und Rhythmus den zerſtörten Dingen.

Wir Dichter ſind es. Tiefer als den andern
Ward uns bewusst die Weltzerriſſenheit.
Und die Gedanken unſrer Häupter wandern
Als kühne Trapper durch die Ewigkeit.
Ins Ziele ſpähend und den Geiſt erkennend,
Getrenntes bindend und Gebundnes trennend.

So baun wir neu, was Satanas vernichtet,
Dem ungefüge Proſa nur gefällt.
Im Geiſt der Formen, die der Herr gedichtet,
Erneuern rhythmiſch wir das Bild der Welt,
Bis einſt, erlöſt, ſich alle Weſensarten
So wohlgereimt wie unſre Strophen paarten! —

P. Henning.

Pinien von Frascati. Nach der Radierung von Hermann Hirzel-Berlin.

# Die Gräber.

Von

## Börries, Freiherr von Münchhausen.

Der Abend sank, des Parks Kastanien rauschten,
Ihr Schatten schwankte dunkelnd durch den Saal,
Drin wir zu dritt Dämmergespräche führten.
Der eine saß, — ein letzter Funken Licht
Hing noch im Silberrade seines Sporns
Und koste eine alte liebe Hand,
Der andre in der grünen Joppe sprach:

„Mich soll einmal des Waldes Erde haben,
Tief drin im Walde sollt ihr mich begraben!
Um die Hirschhaut, darein ihr mich legt,
Die Buche die feinen Wurzeln schlägt
Und hält mich in ihren Armen fest,
Wie die Mutter ihr totes Kind nicht läßt.
Dann schnürt des Nachts der Fuchs vorbei,
Er wittert und lauscht dem Eulenschrei.
Und fegt der Bock und schlägt mit dem Lauf,
Dann weiß ich da unten: Die Jagd geht auf!
Dann hör ich von ferne der Treiber Schrein,
Dann kommen die Vettern vom Brandenstein,
Von Ranis und Ludwigshof durch den Wald,
Und es knackt das Gestrüpp, und die Büchse knallt,
Und die Rüden kläffen, das Echo klingt,
In den Buchenkronen der Herbststurm singt,
Und fern im Grund, in der Häher Schrei,
Da klingen die Hörner so weich und frei,
Und das alte Jägerherz jubelt mit Macht:
Es lebe was auf Erden stolziert in grüner Pracht!“

Der andre in der Lederweste sprach:
„Lacht mich nicht aus und denkt nicht drüber nach!
Mir kam bei meines ‚Sperbers‘ Galoppaden,
— Es war im Großen Preis von Baden-Baden, —
Einmal ein Wunsch: Hier hinterm Hindernis,
Da trügst du leicht des Grabes Finsternis!
In des Geläufes weichen Sand vergraben,
Wo landend ihn der Huf der Gäule schlägt,
Da möcht ich meine letzte Stätte haben,
Wenn mich der Tod einmal vom Sattel fegt!
Da hör ich über mir wie Regentropfen
In heißem Hetzen harte Hufe klopfen
Und hör die Eisen leise klingen,
Und hör der Peitschen Sausen und Singen,
Und hör das süßeste aller Lieder,
Das Lederknirschen der Sättel wieder!

Und wenn da droben das Feld hinschiefst,
Tief im Grab eine welke Hand sich schliefst,
Eine Zügelhand, die nicht vergessen kann!
Und ein Reiterherz weint zur Sonne hinan:
Das höchste Glück der Erde
Liegt auf dem Rücken der Pferde!“ —

Im Saale wird es dunkler. Eine Stimme,
— Ach, eine liebe alte Stimme, — sagt:

„Dreifach hat Gott der Frau das Glück geschenkt:
Drei Kinderstuben sieht sie sacht sich füllen,
Draus ein Geschlecht den Schritt ins Leben lenkt.

Und dreimal hilft Er unsre Tränen stillen,
Wenn die Geschwister, wenn die Kinder dann,
Und dann die Enkel ihren Weg erfüllen.

Drei Kinderstuben wieder leer, — was dann?
Soweit bin ich, und näher wohl als ihr
Steh ich der grossen Frage: Wo und Wann?

So möcht ich denn, ich könnt von meinem Grab
Hierher ins Schloss, ins Kinderzimmer sehen.
Ich seh im sonnigen Raume auf und ab
Unsres Geschlechtes junge Mütter gehen,
Ich seh sie fromm den Erstgebornen stillen,
Die Kinderstube seh ich sacht sich füllen,
Und immer wieder kommt das grosse Glück
für meine toten Augen mild zurück.
Die runden Stirnchen und die seidnen Haare,
Das süsse Ungeschick der ersten Jahre,
Der kurzen Händchen unbeholfnes Greifen
Nach Vaters Augen und nach Mutters Schleifen,
Und dann versucht der kleine Kerl zu gehen
Und redet klug, — und niemand kanns verstehen,
Die Spiele dann, und dann, ach, wird er gross,
Und sitzt nicht mehr auf seiner Mutter Schoss,
Und braucht nicht mehr die tausend Zärtlichkeiten,
Die Mutterhände selig um ihn breiten.
Und immer schneller wandelt Jahr um Jahr
Und nimmt der Mutter, was ihr Liebstes war,
Denn ihres Kindes liebste Jahre sind
Doch jeder Mutter die, da es noch Kind!
Und diese Jahre möcht ich wieder sehen,
Solang noch unsres Schlosses Mauern stehen!“ —

Ganz dunkel wars geworden. Überm Park
Stand schwer und massig eine Wetterwolke.
Die Eichen grollten im Novemberwinde,
Die ersten Blitze warfen kühn und grell
Ins Meer der Dunkelheit den Tropfen Tag,
Und ein geheimnisvolles Amen rief
Aus fernem Land der grosse Donner her.

# Neues vom Büchertiſch.

Von

## Heinrich Hart.

(Abdruck verboten.)

Feindliche Brüder im Kampf um Macht oder Liebe. Das war in der Sturm- und Drangzeit der deutſchen Literatur eins jener Themata, die immer wieder zur Behandlung reizten. Die Sucht nach dem Extremen kannte ſich in der Darſtellung falſcher witden Gegenſätze am kräftigſten austaben. Ats Schröder 1775 ein Ausſchreiben erließ, in dem er einen Preis ausſetzte für das beſte Bühnendrama, wurden ihm drei Dramen zugeſandt, und in allen dreien — es waren darunter „Julius van Tarent“ von Leiſewitz und Klingers „Zwillinge“ — handelte es ſich um Brudermard. Auch Schiller hat das Thema zweimal ausgeführt, in den Räubern wie in der Braut van Meſſina. An den Gegenſatz der Brüder, den Leiſewitz in ſeinem „Julius van Tarent“ geſtaltet, an den Widerſtreit zwiſchen dem verträumten, in ſich gekehrten, Rauſſeauiſch ſchwärmenden Giutia und dem leidenſchafttichen, kampf- und ledensfrahen Guido erinnert der Gegenſatz zwiſchen Daniel und Fritz in Withelm Hegeters neueſtem Roman „Paſtar Klinghammer (Bertin, Egon Fteiſchet & Co.). Auch hier iſt der Träumer die Hauptperſan, auch hier entdreunt der entſcheidende Kampf um ein Weib, aber den Mard begeht nicht wie bei Leiſewitz der Leidenſchaftsmenſch, ſandern der Träumer. Nur teiſe klingt der Raman an das Drama an; zwiſchen den deiden Werken tiegt ein Jahrhundert literariſcher Entwicklung, tiegt das Werden einer neuen Wettanſchauung, eines neuen Weltempfindens, und den inhalttichen Unterſchied verſchärft der farmate zraiſchen dramatiſcher und epiſcher Geſtaltung.

Daniel Klinghammer, der Paſtar, iſt ein Gegenſtück zu Hegelers Ingenieur Harſtmann; hier ein maderner Tatmenſch, dort ein moderner Geiſtesmenſch, dem unter ewigem Sinnen, Zweifeln, Suchen, Schwanken jedes ſichre Ledensgefüht, jedes feſte Wetterfaſſen nedelhaft zerrinnt. Daniel gehört zu jenen prabtematiſchen, reich differenzierten Naturen, die wie ein ausgebreitetes Syſtem van Ein- und Ausſtrahlungen aller Art ſind, denen ader der unverrückbare Mittel- und Einheitspunkt, das ſichre Gleichgewicht im Fühten und Wollen fehtt. Ihre Anſnahmefähigkeit für alle Eindrücke iſt aufs höchſte, ihr Perſönlichkeitszentrum jedoch nur ſehr ſchwach entwickelt, und damit fehlt ihnen die Mögtichkeit, die Eindrücke produktiv zu verarbeiten, ſie mögtichſt reſtlos in Schaffen und Handeln umzuſetzen. Van Kindheit auf fühtt ſich Daniel ats ein Beiſeitegeſetzter, ats ein Stiefkind des Schickſats, der Welt, der eigenen Famitie. Dieſes Gefühl keimt in ihm auf, ſobatd er erkennt, wie verſchieden ſein Weſen iſt von dem ſeines jüngeren Bruder Fritz, ſadald er merkt, wetche Fatgen dieſe Ungleichheit mit ſich führt. Fritz, der ſtarke, hübſche, tedensfriſche Bengel wird von allen Seiten, nicht zum wenigſten van der Mutter verhätſchett und verzärtelt; für den ſtillen, ſchwächtichen, verſchtaſſenen Bruder bringt niemand ein beſanderes Wahtwallen auf. Sa ſetzt ſich ſchan früh in Daniet der Neid auf den Bevorzugten feſt, und der Neid vertieft ſich mehr und mehr zum Haß. Je ätter die beiden werden, deſta deutticher tritt der Gegenſatz zwiſchen ihnen hervar. Fritz, der einfach raduſte Menſch, der nichts Kampliziertes aufweiſt, waeder im Denken noch im Empfinden, iſt ſtets da, wa die andern ſind, er macht mit, was alle lun und wird bald der Liedling aller, das Schoßkind der Famitie und der Geſellſchaft. Daniel geht ſeine einſamen Wege, verdohrt ſich immer mehr in ſich ſetbſt, ſucht die Bücher ſtatt der Menſchen, und Setbſtmißtrauen und Weltſcheu gehen ſchan in der Jugend bei ihm eng miteinander. Die Übertieferung der Famitie heiſcht, daß der älteſte ſich zum Pfarrer auszubitden hat. Unfähig ernſten Widerſtand zu leiſten, fügt ſich Daniet in den Willen des Vaters, adwaht der traditionelle Beruf ihn keineswegs tackt. Fritz ader darf frei wählen, ſeiner Neigung falgen und Saldat werden. Die Verſchiedenheit der Laufbahn bringt die Brüder eine Zeitlang örtlich auseinander, und die räumtiche Trennung ſcheint den Widerſtreit zu mildern. Sa wendet ſich denn auch eines Tages der flatte Leutnant argtos an den Bruder Theatagen mit der Bitte, ihm aus einer gefährtichen Geldpatſche herauszuhetfen. Und Daniel iſt ſafort mit einer größeren Summe bei der Hand. Als ader nicht tange nachher Fritz zum zweitenmal mit einer ſatchen Bitte kommt, bedenkt ſich der Bruder und weigert ſich, nochmats zu helfen. Der Gedanke, daß der andere auch jetzt wieder auf Koſten des Vernachtäſſigten den Rahm des Ledens abſchöpfen will, macht ihn trotzig und verſtockt. Fritz iſt gezwungen, ſeinen Abſchied zu nehmen und ſich in der Vaterſtadt einen Erwerb zu ſuchen, der ihm alles andere als nach dem Herzen iſt. Balt Grimm gegen den Bruder kehrt er heim, und die ganze Stadt nimmt Partei für ihn; jeder ſieht in dem jungen Pfarrer, der einſamer ats je daſteht, einen tückiſchen Schteicher, in Fritz das Opfer brüderticher Ränke. Unter den Mädchen des Städtchens iſt eigentlich nur eine, die höheren Anſprüchen auf Geiſt und Schönheit zu genügen vermag, Marianne, die Tachter des Apothekers. Und ſo iſt es kein Wunder, daß ſich beide Brüder in ſie verlieben. Fritz wirbt offen

um sie, seine Neigung verträgt sich sehr wohl mit dem Nebengedanken, daß ihm das Geld der Geliebten die Aussicht bietet, im Leben wieder empor zu kommen. Daniel verschließt Wunsch und Sehnsucht ängstlich ins tiefste Innere, es ist ihm beinahe selbstverständlich, daß der Bruder auch diesmal wieder Sieger bleiben wird. Und als das Schicksal dem flotten Fritz, der immer da ist, wenn es gilt, eine Schicksalsgunst beim Schopf zu fassen, parteiisch die Gelegenheit bietet, das Leben der Geliebten zu retten mit Daransetzung des eigenen Lebens, da scheint jeder Zweifel ausgeschlossen zu sein, daß der junge Pfarrer verdammt ist, auch vom Trank der Liebe nur das Bittere schmecken zu sollen. Aber Marianne in ihrem feinen Empfinden fühlt sich abgestoßen von dem drängenden Begehren des Leutnants a. D.; was sie ihm auch zu danken hat, so erkennt sie doch klar, daß er ihrer Seele nichts zu bieten hat. Und eben das, was sie von ihrem Retter zurückstößt, zieht sie zu dem scheuen Bruder hin. Leicht wird es ihr nicht, Daniel merkbar zu machen, was sie für ihn empfindet; endlich kommt es aber doch zwischen den beiden zu einer Aussprache, und sie werden eins miteinander. Fritz ist ganz perplex, als er erfährt, daß er, der Siegesgewisse, vor dem Verachteten weichen muß, in Daniels Glücksgefühl aber mischt sich sehr tedhaft die Freude, daß er endlich einmal über den Beneideten triumphieren darf. Freilich auch die Angst, der Bruder in seiner Leidenschaft könne immer noch zum Störer seines Glücks werden und er selbst, so ungewohnt der Freude, werde es schwer haben, das Glück dauernd festzuhalten. Die Kluft zwischen den Brüdern ist unüberdrückbar breit geworden. Aber die erste Zeit der Ehe macht alle Besorgnisse Daniels zu schanden. Zu einer Insel der Seligen wird den beiden Gatten ihr junges Heim; kein Schatten fällt über das Licht, in dem die beiden wandeln. Fritz ist auf und davon gegangen, niemand erfährt und weiß von ihm. Nach und nach aber treten tiefwurzelnde Gegensätze zwischen dem Wollen und Wesen der Eheleute zutage. Marianne empfindet den heißen Drang, alle Schönheit der Welt, alle Freuden des Lebens auszukosten; sie sehnt sich nach Weite, nach Geselligkeit. Daniel dagegen, den so lange die Einsamkeit in ihrem Bann gehalten hat, zieht sich von neuem immer mehr in sich selbst zurück, alte Bedenken drechen in ihm auf, ob er an seiner Stelle der geeignete Mann ist, ob er mit seinen theologischen Zweifeln seinem Beruf weiter nachgehen darf, und neue Beängstigungen treten hinzu. Vor allem quält ihn der Widerspruch zwischen dem Behagen, das er selbst genießt, und dem Los der Elenden und Armen. Hat Christus nicht gefordert, daß, wer sein Jünger sein will, nichts an Eigenem besitzen darf, Haus, Hof, Eltern, Weib und Kind lassen muß und einzig ihm nachfolgen?... Vielleicht wäre es doch noch möglich, daß sich die Ehe weiterhin glücklich gestaltete, wenn nicht das Mimosenhafte in Daniels Wesen ihn daran hinderte, sein Weib innerlich an seinen Ängsten und Zweifeln teilnehmen zu lassen, um in ihrer Liebe, in ihrem Verständnis Frieden zu finden. Aber wenn sie sich ihm naht, stößt er sie zurück, und sie verbittert sich im Trotz gegen ihn. In eben dieser Zeit taucht der Bruder wieder auf. Er merkt, daß in der Ehe nicht alles in Ordnung, daß Marianne unbefriedigt ist, und sofort regt sich in ihm die Lust, sich an dem Bruder zu rächen, mit ihm noch einmal um das Weib zu kämpfen. Er findet bei Marianne williges Entgegenkommen; sie weiß jetzt zu schätzen, was so eine frische, ganze, selbstgewisse Natur zu bedeuten hat, sie fühlt sich eins mit ihm im heißen Lebensdrang. Und wenn sie auch zuweilen sich besorglich fragt, ob der Einklang ein dauernder sein kann, so schüttelt sie doch eilends solche Zweifel ab und gibt sich für den Augenblick ganz dem Zauber, den der Schwager auf sie ausübt, gefangen. Schließlich läßt sie sich von ihm bestimmen, sich von Daniel zu trennen, um ein neues Leben mit Fritz zu beginnen. Aber sie will sich nicht feige ohne Abschied und Aussprache davonstehlen und gesteht ihrem Manne, was sie vorhat. Der hört sie scheindar ohne viel Erregung an, in seinem Innern aber siedet der Haß gegen den Glücklichen, den Günstling des Schicksals stürmisch auf. Schon greift er nach dem Revolver, um den Verführer niederzuschießen. Aber erschüttert vor der Furchtbarkeit des Gedankens bezwingt er sich und schleudert die Waffe von sich. Dann aber geht er hin, um mit dem Verhaßten Abrechnung zu halten. Er trifft ihn wartend auf einer Bank im Felde. Und als er ihn in seinem Siegerempfinden so gelassen vor sich sieht, als er hört, daß der Räuber gar nicht daran denkt, zu verzichten, da stürzt er in jähem Grimm auf den Bruder zu und stößt ihn derart ins Genick, daß der Überfallene sofort tot hintenüber fällt. Was Daniel empfindet, als ihn die vollbrachte Tat anstiert, das läßt sich hier mit ein paar dürren, auszugsweisen Andeutungen nicht umschreiben. Daniel denkt daran, alsbald sich vor der Welt als schuldig zu bekennen, aber er erliegt der Feigheit, soviel Schmach auf sich zu nehmen. Und da niemand in ihm den Verbrecher ahnt, so geht er unbehelligt seiner Wege. Er trennt sich zunächst von Marianne und übernimmt statt des ländlichen ein städtisches Pfarramt. Die Gewissenslast, die ihn drückt, macht ihn finster, engherzig, fanatisch: er wird zum Prediger des Zorns, der göttlichen Rache, um mit den Worten, die er gegen die sündige Welt schleudert, die Selbstanklage zu übertäuben oder auch sich selbst vor sich selbst zu richten. Dann aber findet Marianne den Weg zu ihm zurück: sie hat längst geahnt, was er getan, und sie sieht ein, wieviel Schuld sie trägt an dem Furchtbaren, was geschehen ist; so will sie denn, wie die Schuld auch die Folgen mit dem Geliebten teilen. Unter ihrer Milde schmilzt die Kruste, die sich um Daniels Empfinden gelagert hat, und indem es wieder licht in ihm wird, sieht er ein, daß er Frieden nur erlangen kann, wenn er sich offen zu seiner Tat bekennt und die Sühne auf sich nimmt. So geht er hin und zeiht sich selbst der Schuld. Er wird, da seine Tat nicht als bedachter Mord, sondern als unbedachter Totschlag angesehen wird, zu fünf Jahren Gefängnis verurteilt.

Zweifellos ist der Roman, — der in Stoff und Charakteristik eine leichte Ähnlichkeit mit

Otto Ludwigs „Zwischen Himmel und Erde“ zeigt, aber nicht die geringste Beeinflussung durch dies Werk, — unter den literarischen Erscheinungen des letzten Jahrzehntes eine der bedeutendsten. Er hat jenen Zug ins Große, der heute so selten zutage tritt. Seine Bedeutung ruht vor allem auf dem reichen, bis ins Feinste ausgeführten Seelengemälde, das der Dichter nicht bloß vor Augen führt, in das er den Leser zwingt sich zu versenken; das innere Leben Daniels, sein Zweifeln und Verzweifeln, sein Lieben und Hassen, sein Ringen um Weltanschauung wie um Glück, um Frieden ist mit einer so lebendigen Bestimmtheit und Sorgfalt, so ins Tiefe hinein dargestellt, daß der Leser sich auch nicht einen Augenblick dem Banne zu entziehen vermag. Und was von dem Charakterbilde des Mannes gilt, das gilt auch von dem des Weibes. Daß die Schilderungen des äußeren Welttreibens, daß die Landschaftsbilder in jedem Zuge Leben und Wirklichkeit atmen, das war nach Hegelers früheren Schöpfungen vorauszusetzen. Die Objektivität seiner Darstellung aber hat sich fast noch erhöht; ein keiser Subjektivismus macht sich eigentlich nur in der Weise merkbar, wie der Dichter den Schauplatz seines Romans und den Schauplatz der eigenen Kindheit, die Gegenden an der Schwalm und der Wupper schildert. Poetisch ist der Roman ein Meisterwerk ohne Fehl und Tadel, wenn man nicht eben die gleichmäßige Objektivität beanstanden will, die kaum irgendwo durchscheinen läßt, wie sich der Dichter selbst zu den Menschen und Dingen stellt. Geistig bietet das Werk mehr, als die meisten sonstigen Romane der letzten Jahre, aber das Allerletzte und Höchste erreicht es nach meinem Empfinden nicht. Einfach deshalb nicht, weil es in der Gestaltung und Lösung des Konflikts keine neue Stufe anstrebt, keine absolute Eigenart erzielt, sondern sich eng an die russische Literatur anschließt. Daß der Roman in seinem letzten Teil an Dostojewskis „Raskolnikow“, auch in einzelnen stilistischen Wendungen anklingt, das will nicht viel besagen, denn im wesentlichen geht Hegeler einen durchaus andern Weg. Aber daß auch er keine andere Sühne sieht, als das Bekenntnis vor der Öffentlichkeit, das ist eine Abhängigkeit von Tolstoj, mit der sich die höchste Eigenart wohl nicht verträgt. Und noch mehr; wie mir scheint, bedeutet in dem vorliegenden Fall das Bekenntnis zur Schuld ideell sehr wenig, weil wir nicht sehen, ob der schwächliche Charakter Daniels nicht bloß für einen Moment seine Feigheit überwindet, sondern einer dauerhaften Erhebung fähig ist. Wird ihn das Leben im Gefängnis nicht eher brechen, als festigen? Das Moment der Selbstüberwindung ist subjektiv, pathologisch für die Entwicklung Daniels von Bedeutung, aber menschlich, ideal für den Leser bedeutet es nicht allzuviel. In Tolstojs Auferstehung schreitet der Held von Erhebung zu Erhebung, er wächst zu einem menschheitlichen Vorbild siegreich heran; der Entschluß Daniels ist in diesem Sinne fast irrelevant, der Mut des Geständnisses eröffnet uns heute geistig keine neuen Aussichten mehr: eine neue, ungeahnte Wendung, und es gibt doch deren gewiß, — dann hätten wir ein Werk, das auch ideell neben das Beste treten könnte, was Russen und Skandinavier geschaffen haben. Künstlerisch tut es das.

Was eine Schöpfung wie Hegelers Klinghammer literarisch für einen Wert darstellt, das merkt man am deutlichsten, wenn man sie mit andern Romanen, zum Beispiel dem neuesten aus der Feder Wilhelmine von Hillerns: „Ein Sklave der Freiheit“ (Stuttgart, J. G. Cotta Nachf.) vergleicht. Ein Roman, der die Prätension zeigt, als ein Kulturgemälde großen Stils gelten und ideale Offenbarungen beglückendster Art verkünden zu wollen. Und doch weiter nichts als ein engherziger Tendenzroman, den selbstgefällige Überhebung und parteiische Einseitigkeit für ein gesundes und weitherziges Empfinden so unerquicklich machen, daß es Anstrengung kostet, sich bis zum Schlusse durchzuarbeiten. Wer oberflächlich das Werk durchfliegt, wird möglicherweise sich einbilden, er habe da so recht einmal in Idealismus, edlen Gefühlen, Moral und Hochsinn schwelgen können. Wer tiefer hineinblickt, findet nichts als Befangenheit, Süßlichkeit, Altjüngferlichkeit, bestenfalls die Weltauffassung einer kleinresidenzlichen Hofdame. Es ist weit mit Wilhelmine von Hillern gekommen. Ich habe mehr als eins ihrer Werke an dieser Stelle gerühmt, um so deprimierender wirkt ihr jüngster Sprößling auf mich. Der Roman bietet ein betrübendes Beispiel dafür, wie geistige Verengung, rückschrittliches Empfinden, das sich der Größe der eigenen Zeit verschließt und in abgestandenen, verbrauchten Idealen das Heil sucht, auch in ästhetischer Hinsicht abwärts führen. Die Charakteristik hat etwas durchaus Schablonenhaftes, sie arbeitet fast nur mit typischen Allgemeinheiten; Menschen und Dinge, Gestalten und Schilderungen zeigen jene romanhafte, dickaufgetragene Malweise, wie sie in den Massenromanen, die sich nur durch das Stoffliche von den Kolportageromanen unterscheiden, gang und gäbe sind. Nur ganz vereinzelt hat man das Empfinden des lebendig Wirklichen. Die Tendenz überwuchert derart, daß sie alles sich dienstbar macht; Welt und Menschen werden nach ihren Bedürfnissen zurechtgeschnitten und zurechtgestutzt, bis man sie schließlich kaum noch als Wirklichkeiten erkennt. Nur hier und da siegt die Kunst über die Tendenz, nur hier und da leuchtet ein Bild auf, das ungetrübt erfreulich wirkt, nur hier und da bringt sich die Wilhelmine von Hillern von einst anmutend zur Geltung.

Eine der wenigen Stellen, in denen ein objektives Erkennen aufblitzt, lautet: „Alle Systeme, seien es hierarchische oder sozialistische, beruhen auf irgend einem menschlichen Grundzug; das erstere Prinzip, die selbstlose Hingabe an etwas Höheres, ist ebenso in der menschlichen Natur begründet, wie das letztere, die Auflehnung gegen alles Höhere; die Wahl zwischen beiden ist Sache der Individualität, den Ausgleich schafft die erhaltende Kraft, die trotz aller Extreme in der Entwicklungsgeschichte der Menschheit immer wieder die richtige Mitte findet.“ Wilhelmine von Hillern bezeichnet den Gegensatz etwas wundersam mit hierarchisch und sozialistisch, statt dem Hierarchischen, Autoritären, das Anarchistische, extrem Individualistische, Antiautoritäre entgegenzusetzen, aber in der Sache hat sie zweifellos recht. Man

sollte nun annehmen, daß auch sie gleich der erhaltenden Kraft danach streben würde, die richtige Mitte zu finden. Aber sie verteilt alles Licht auf die hierarchische, alles Dunkel auf die „sozialistische“ Seite. Die Autoritäten, die sie vorführt, die Fürsten, Prinzen, Prinzessinnen, Mönche sind ein Engel neben dem andern. Die Masse jedoch, das Volk, ist verkommen, verroht, versoffen; selbst das Natürlichste, die Mutterliebe, ist den Weibern, soweit sie nicht auf dem Lande leben, vollständig abhanden gekommen. Da wo die Verfasserin auf die Führer dieser Masse zu sprechen kommt, mäßigt sie sich ein wenig und erkennt auch bei den Gegnern respektable Eigenschaften an; es sind Teufel, doch immerhin Teufel mit Lebensart und nicht dumm. Aber gerade in der Zeichnung dieser Führer zeigt sich, wie weltenfern die Erzählerin den Erscheinungen steht, über die sie berichtet. Es sieht mit diesen Leuten zum Teil viel trauriger aus, als Wilhelmine von Hillern durch Zeitung, Kaplan und Kammerherr erfahren kann, aber gerade das Wesentliche nimmt sich in ihrer Beleuchtung so verzerrt aus, daß man mehr ein groteskes Schattenspiel, als Wirklichkeit zu sehen glaubt. Das alles ließe sich jedoch ertragen, wenn nur der Held der Geschichte ein Wesen wäre, mit dem sich menschlich empfinden ließe, der unbeirrt über den Parteien stände. Die Verfasserin rechnet ihn, den Jüngling Beatus, zu den „kontemplativen Naturen, die den Adel der Menschheit bilden, der, wie der Geburtsadel auch, mit dem zahlt was er ist, nicht was er tut“. Daß Beatus, der reine Tor, nichts Rechtes tut, das stimmt; aber daß er was ist, was Rechtes ist, dürfte mehr als zweifelhaft sein. Wilhelmine von Hillern sieht in ihm, weil er in der Welt sich nicht zurechtfindet, einen Engel. Mir macht er mehr den Eindruck eines Jammerwesens, das nicht weiß, was es will, nicht kann, was es soll, das zuguterletzt in einen Winkel sich verkriecht, nicht weil es zu gut für die Welt, sondern zu schwach und zu kläglich ist. Eines Tages bricht Beatus aus dem Kloster, in dem er Novize ist, aus, weil er sich einbildet, nicht mehr den rechten Glauben zu haben und weil er in Freiheit seinen eigenen Weg gehen will. Törichter Wahn. In Wahrheit merkt man nicht einen Augenblick etwas von seiner Ungläubigkeit, und sein Freiheitsbedürfnis erweist sich von vornherein als so schwach, daß man ihn, ohne ihm unrecht zu tun, getrost als geborenen wenn nicht Lakaien- so doch Dienernatur bezeichnen könnte. Wie es mit der Freiheit der Welt bestellt ist, das wird dem armen Beatus gleich beim ersten Schritt schauerlich klar. Er setzt sich in die Eisenbahn, und das erste, was er erfährt, ist, daß man sich nicht aus dem Fenster hinauslehnen darf. Entsetzlich, und so was nennt sich Freiheit! Ich habe die Stelle mir dreimal angesehen, es war mir unglaublich, daß eine solche Kindlichkeit dastehen könne. Die ferneren Beweise von Unfreiheit, die Beatus erfährt, sind seiner ersten Erfahrung würdig. Er wird — ausgerechnet — Hauslehrer bei einem Fürsten, und natürlich hat in diesem Verhältnis die freie Bewegung enge Grenzen. Wilhelmine von Hillern macht sich, wie man sieht, die Beweisführung für ihre Antiwelt-Tendenz nicht allzu schwer. Beatus muß seine Stunden einhalten, sonst aber geht es ihm ausgezeichnet. Und da sich alle Weiber ohne Ausnahme in den schönen Exmönch verlieben, so verliebt sich auch die Tochter des Hauses, die engelhafte Prinzessin Lili, in ihn. Die Neigung hat jedoch, als sie offenkundig wird, einige Unannehmlichkeiten für den Hauslehrer zur Folge, daher setzt er seinen Wanderstab weiter. Ein Jugendfreund verlockt ihn, sich der sozialistischen Partei anzuschließen. Aber auch in der Partei sind dem individuellen Behaben Schranken gesetzt, der fromme Beatus fühlt sich bald enttäuscht und kehrt reumütig ins Kloster zurück. Wollte die Verfasserin weiter nichts beweisen, als daß ein Mensch wie Beatus am besten im Kloster aufgehoben ist, dann hat sie ihren Zweck erreicht. Das Unglücksgeschöpf gehört in der Tat nicht in die weite Welt. Aber was hätte der Beweis für einen allgemeineren Wert! Wollte die Verfasserin mehr beweisen, das Klosterwesen überhaupt dem Weltwesen als das bessere, freiere entgegensetzen, so hat sie mit ihrem Roman nichts erwiesen. Mit Bedienendasein und Parteileben ist die Welt doch nicht erschöpft; an dem, worauf es ankam, an dem Vergleich zwischen einem freien Menschen im Sinne des Mönchstums und einem modern freien Menschen, der die Welt nicht flieht, aber über ihrem Partei- und Gesellschaftstreiben steht, ist die Verfasserin klug vorbeigeschlüpft. Sie hätte es sonst mit ihrer Tendenz weniger leicht gehabt.

Die Entwicklung eines Idealisten zur Klarheit über die Welt und sich selbst bildet auch in den Roman „Münchens Ende“ von Hermann Jaques (Dresden, C. Reißner) den wesentlichen Vorwurf. Ewald Stein, ein junger begabter Künstler, kommt nach München und gerät sofort mitten in einen Trubel sinnlicher Vergnügungen hinein. Um des Schlusses willen muß der Roman in der Zukunft spielen, alle Zustandsschilderungen aber beziehen sich auf die Gegenwart. Ewald Stein ist kein Spielverderber, aber je tieferen Einblick er in das Treiben gewinnt, desto entschiedener stößt ihn die Welt, in der Gott Dionysos herrscht, ab. Aber auch in dem herrschenden Christentum, das zum Dionysoskult den schroffen Gegensatz bildet, findet er keine Befriedigung. Endlich findet er Trost und Glück in einer mittleren Apollinischen Weltanschauung. Apollos Lehre lautet: „Laßt ab von dem Problem des Lebens, das Problem bin ich, und es ruht in mir, ihr alle aber ruht in mir. Ich bin die Tatsächlichkeit des Lebens, und als solche bin ich Schönheit, Kraft, Unendlichkeit.“ Nicht nur sinnliche Schönheit, sondern auch geistige, ideelle Kraft. So rettet sich der junge Künstler aus dem Pfuhl. München aber, das im Sinnentaumel verharrt, wird durch eine Sintflut, die vom Walchen- und Kochelsee durchs Isartal hereinbricht, vom Erdboden weggeschwemmt ... Der Roman zeugt von erfreulichem Können, aber er gibt mehr Ansätze, als Fülle und Vertiefung. Die Tendenz drängt sich auch hier zu sehr vor, sie beeinträchtigt die Gestaltung, so daß die Charaktere etwas schemenhaft bleiben; mit ein paar Ausnahmen erscheinen sie nicht lebendig genug. Jedenfalls aber ist der Roman die annehmbare Verheißung einer reicheren Zukunft.

Digitized by Google

# Illustrierte Rundschau.

**Theodor Mommsen †. — Gustav v. Moser †. — Moderne englische Tapeten von Walter Crane. — Von der Ausstellung für künstlerische Bildnisphotographie. — Holzbauten; nach einer Abhandlung von Dr. Wilhelm Fiedler. — Die neuen Figuren auf der Prinzregenten-Brücke in München. — Zu unsern Bildern.**

Theodor Mommsen †.

Im 86. Lebensjahre starb am 1. November zu Charlottenburg der Nestor der deutschen Geschichtsforschung und einer der größten aller deutschen Gelehrten, Theod. Mommsen. Die Tagesblätter sind so überfüllt mit Nekrologen des ausgezeichneten Historikers, daß wir uns hier kurz fassen dürfen. Mommsen entstammte einem holsteinischen Pfarrhause, in Garding wurde er am 30. November 1817 geboren, studierte in Kiel Rechtswissenschaften, besonders römisches Recht, das ihn dann zur Geschichte hinüberzog. Nach Abschluß der Universitätszeit und nachdem er kurze Zeit Lehrer an einer Mädchenschule in Altona gewesen war, ermöglichten ihm Stipendien mehrjährige Forschungsreisen in Italien, wo er reiches Material für das von ihm geplante Corpus inscriptionum latinarum sammelte. Schon dieser Plan machte, als er ihn der Berliner Akademie der Wissenschaften unterbreitete, Aufsehen und trug wesentlich dazu bei, daß Mommsen einen Ruf an die Universität Leipzig erhielt. Die politischen Vorgänge von 1848 führten ihn aber von hier fort, und zwar zuerst nach Zürich; dann kam er an die Universität Breslau, endlich 1858 nach Berlin, schon als ein Historiker von Weltruf. Denn inzwischen waren die ersten drei Bände seiner „Römischen Geschichte" erschienen, die allgemeines Aufsehen erregten und — neben manchem Stirnrunzeln gelehrter Fachgenossen — auch allgemeine Bewunderung. Es war etwas ganz Neues, was Mommsen in diesen Bänden gab. Er zeigte nicht nur einen großen und weiten Blick für den Zusammenhang der Ereignisse, er erwies sich nicht nur als ein meisterlicher Charakteristiker der führenden Männer: die Kunst seiner Darstellung war es vor allem, die staunen machte. Eine seltene Gabe eindringlicher, glänzender Schilderung war ihm zu eigen und eine überraschende, oft verblüffend kühne Art, Verhältnisse, Erscheinungen antiken Lebens dadurch dem Verständnis näher zu bringen, daß er ganz moderne Begriffe auf sie anwandte. So ist diese „Römische Geschichte" — von der nach langer Pause, unter Überspringung des vierten, 1885 noch ein fünfter Band erschien — zu einem wahrhaft klassischen Werk geworden, an dem noch Generationen zehren werden. Lang ist die Reihe der übrigen Publikationen des Gelehrten, der auch ein großer Lehrer war und auch als solcher eine neue Zeit der Erforschung und der Erkenntnis des klassischen Altertums anbahnte. Schon seine Organisation des gewaltigen Inschriftenwerks der Berliner Akademie, dem er dauernd seine Mitarbeit widmete, wirkte epochemachend. In den achtziger Jahren erst zog sich Mommsen — der sich auch, nicht immer mit Glück, politisch lebhaft betätigte —, vom öffentlichen Lehramt zurück, blieb aber bis zu seinem Tode in steter Berührung mit der Akademie, deren ständiger Sekretär er war. Und bis in die allerletzte Zeit hinein blieb er — ein Arbeitsgenie ersten Ranges — geistig rege und tätig; noch 1899 ließ er seinem berühmten „Römischen Staatsrecht" ein „Römisches Strafrecht" folgen, das nach der Ansicht kompetenter Beurteiler in der Konzentration des ungeheuren Stoffes und in der durchdringenden Schärfe der Auffassung den glänzendsten Leistungen des jungen Mommsen kaum nachsteht. Besonderes Interesse widmete er im letzten Jahrzehnt der deutschen Limesforschung: wesentlich auf seine Veranlassung stellte der Reichstag für sie die erforderlichen Mittel bereit, und es ist ein schöner Gedanke des Kaisers, sein Andenken durch Aufstellung seiner Büste gerade auf der Saalburg zu ehren. An Ehren und Auszeichnungen hat es Theodor Mommsen überhaupt nicht gefehlt: am charakteristischsten ist es vielleicht, daß die Stadt Rom, in der man ihn gern kurzweg den Gran Teodoro nannte, eine Straße nach ihm als Strada di Mommsen benannte. —

Es ist nicht ganz leicht, unmittelbar nach einem Mommsen von Gustav v. Moser zu sprechen. Und doch verdient auch er, der am 23. Oktober in Görlitz starb, ein Plätzchen an dieser Stelle; schon deshalb, weil er uns allen so viele frohe Stunden geschenkt hat, weil er uns allen so oft zu einem herzlichen, erfreuenden

Gustav von Moser †.

Lachen verhalf. Er war gewiß kein großer begnadeter Dichter; wie ich ihn kannte, glaube ich, daß er über jeden Versuch, ihn etwa zu einem solchen stempeln zu wollen, am lautesten gelacht hätte, obwohl er über jeden Lorbeerkranz, der ihm dargebracht wurde, seine naive Freude hatte. Aber er war ein beneidenswert frisches Talent, ein Autor von oft köstlichem Humor, in seinen guten Jahren überaus erfindungsreich und gestaltungskräftig, ein geborener Theaterpraktiker dazu. Und ein reizend liebenswürdiger Mensch, ein bezaubernder Gesellschafter, der keinen Feind, aber unzählige

Tapete von Walter Crane, ausgeführt von Jeffrey & Co. in London.

Tapete, entworfen von Walter Crane für die Pariser Ausstellung, ausgeführt von Jeffrey & Co. in London.

Freunde hatte. Etwas vom Grand-Seigneur alter Schule steckte in ihm, mit allen Fehlern und vielen Vorzügen der aussterbenden Gattung, und etwas vom flotten preußischen Leutnant, den er so oft und so famos geschildert hat. Wer ihn recht kennen und schätzen lernen wollte, mußte mit ihm beim Wein gesessen haben — ich werde wenigstens der lustigen Stunden beim alten Dressel nicht vergessen, in denen ich unter anderen guten Dingen von ihm lernte, daß eine Pulle Cliquot über Walderdbeeren gegossen zu den bewährtesten Sorgenbrechern gehört. Das war damals, als ein goldener Tantiemenregen mit dem lustigen, besonders von Liebhaberbühnen unzählige Male gespielten Einakter „Wie denken Sie über Rußland?“ wieder debutierte und den ersten Erfolg errang. Es folgten „Maudels Gardinenpredigten“, „Das Stiftungsfest“, „Ultimo“, „Der Veilchenfresser“ — um nur die erfolgreichsten Stücke zu nennen —, dann, mit l'Arronge gemeinsam gearbeitet, der „Registrator auf Reisen“, mit Franz von Schönthan „Krieg im Frieden“ und „Reif Reiflingen“. Im ganzen hat er der Bühne, teils selbständig, teils in Verbindung mit anderen, einige fünfzig Stücke und Stücklein geliefert, die, bei allen Schwächen, fast sämtlich von liebenswürdigstem Humor, von froher Laune erfüllt und reich an bühnenwirksamen Gestalten sind. — — —

Das goldene Alter. Tapete von Walter Crane, ausgeführt von Jeffrey & Co. in London.

auf ihn niederströmte — und von ihm abfloß, wie der wirkliche Regen von einem Gummimantel. Festzuhalten wußte er nichts: unendlich leichtlebig, unendlich gutmütig wie er war. So sind ihm denn im Alter, er erreichte das 73. Lebensjahr, auch die Sorgen nicht erspart geblieben. Aber ich denke, er wird auch die nicht sonderlich schwer genommen haben — der ewige Leutnant, als der er begann und der er im Grunde immer blieb. Noch als Offizier, bei den Gardeschützen, schrieb er sein erstes Lustspiel „Der Husar“; als er dann 1856 den Abschied nahm und sich auf seinem Gute Holzkirch niederließ, ruhte die Muse einige Jahre, bis er 1861

Von der Hand Walter Cranes, des großen britischen Künstlers, sind die drei Tapetenmuster entworfen, die wir veröffentlichen. Unter sich ganz verschieden, zeigen alle drei die erstaunliche Erfindungsgabe, die reiche, schöpferische Phantasie des vielseitigen Meisters, dessen Wirkung auch auf unser modernes deutsches Kunstgewerbe unverkennbar

Jan Toorop. I. Preis.
Von Dr. R. V. Spitzer in Wien.

ist. Wundervoll ist besonders die Ausbildung und Durchführung des Pflanzenornaments, das er ganz frei und in unerschöpflicher Mannigfaltigkeit zu behandeln weiß. Ich möchte der von Walter Crane für die letzte Pariser Ausstellung entworfenen Tapete mit ihrem parallel aufsteigenden, blütendurchwundenen Rankenwerk den Vorzug geben; die beiden anderen Tapeten wollen mir — so harmonisch schön sie sind — für unseren deutschen Geschmack etwas zu „voll", fast überladen erscheinen. —

Eine erste internationale Ausstellung für künstlerische Bildnisphotographie ist von der Wiesbadener Gesellschaft für bildende Kunst ins Leben gerufen worden, die sich damit ein bedeutsames Verdienst erworben hat. Das Unternehmen unterscheidet sich von den in den letzten Jahren vielerorts abgehaltenen Ausstellungen künstlerischer Photographien einmal dadurch, daß es sich ausschließlich dem Porträt widmet, dann aber durch die überwiegende Beteiligung der Berufsphotographie; gegen die üblichen photographischen Fachausstellungen jedoch hebt es sich dadurch ab, daß es alles Handwerksmäßige und Unkünstlerische absolut ausschließt.

Professor Hans Thoma.
Von M. & F. Bernoulli in Basel.

Die Wiesbadener Ausstellung, die auch in Breslau, Hagen, Krefeld, Weimar und Berlin (bei Keller & Reiner) zu sehen war, hat den Beweis erbracht, daß auch der Photograph, der sein Brot durch seine Arbeit verdienen muß, sehr wohl im stande ist, die hierdurch bedingten Schwierigkeiten zu überwinden. Keine der etwa 160 bis 170 Arbeiten, die aus Berufsateliers stammten, zeigte etwas von der seelenlosen Glätte und falschen Pose der üblichen „Hofatelieraufnahme"; sie konkurrieren nicht nur durch die geistig beseelte Auffassung mit den von Künstlerhand geschaffenen Bildnissen, ihre vornehme bildmäßige Erscheinung läßt auch die größeren im Gegensatz zur gewöhnlichen Photographie vorzüglich als Wandschmuck geeignet erscheinen. So schickt sich die Porträtphotographie nach sechzigjährigem Bestehen an, alte längst begrabene Hoffnungen zu erfüllen. Möchte die Ausstellung das Ihrige dazu beitragen, die Aufmerksamkeit des Publikums auf diesen künstlerischen Verjüngungsprozeß der Berufsphotographie hinzulenken und es lehren, was es in Zukunft von einer wirklich guten Photographie beanspruchen darf! Daß mit Ausnahme von Amerika, wo Miß Math. Weil-Philadelphia (s. Abb.), Miß Gertrud Käsebier-New York, Miß Erna Spencer-Newark und Mrs. Eva Watson Schütze als die größten Sterne vielleicht der gesamten Berufsphotographie aller Kulturländer glänzen, die geistige Führung der jungen Bewegung vorläufig noch bei den Amateuren liegt, mag zugegeben werden. So monumentale Leistungen wie die Bildnisse Dr. Spitzers-Wien (s. Abb.) oder der Gebr. Hofmeister-Hamburg stehen noch immer vereinzelt da, doch schickt

Alexander Koch.
Von Wilhelm Weimar in Darmstadt.

Digitized by Google

Professor Sturm.
Von A. Schneider in Meißen.

sich die Berufsphatographie an, den Amateuren die Siegespalme zu entreißen, und was das erfreulichste ist, neben den anerkannten Führern, den Dührkarp-Hamburg, Perscheid-Leipzig, Erfurth und E. Raupp-Dresden, W. Weimar-Darmstadt beginnt es sich allerarten zu regen. Zu den besten gehörten durchweg die lebensfrischen Arbeiten der Geschw. Bernaulli-Basel (s. Abb.); auch Bruna Wiehs-Dresden, Hilsdarf-Bingen, Piepenhof-Halle, Gottheil-Königsberg und Danzig, F. Müller-München berechtigen zu den schönsten Hoffnungen. Diese Namen verdienen vom phatographiekonsumierenden Publikum notiert zu werden. Was vollendete Amateurkunst vermag, mögen hier noch zwei Beispiele, das echt pariserische Bildnis einer Dame van C. Puyo-Paris und das pikant in den Raum komponierte Porträt des Prof. Sturm van dem Maler Alf. Schneider-Meißen, beweisen. —

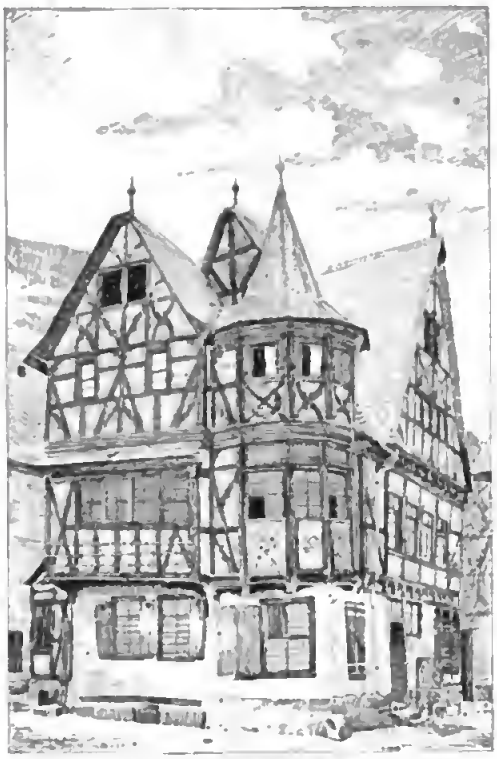
Professor Cornelius Gurlitt hat mit der Herausgabe einer eigenartigen Publikatian „Beiträge zur Bauwissenschaft“ (Verlag von Ernst Wasmuth-Berlin) begannen, die weitere Kreise interessieren dürfte. Es handelt sich nämlich um Dissertationen von Studierenden der technischen Hachschule in Dresden, wie sie neuerdings durch die Doktorprüfungen der technischen Hochschulen erforderlich geaarden sind. Wer da weiß, welch reiches Material solche Dissertationen oft bergen und wie wenig dies, bei der Verzettelung der Einzelarbeiten, der Allgemeinheit erschlossen wird, kann die zusammenfassende Herausgabe nur billigen. Zumal aber, wenn es sich um so hervorragende Arbeiten handelt, wie diejenige, welche die „Beiträge“ eröffnet: „Das Fachwerkhaus in Deutschland“ van Dr. ing. Wilh. Fiedler. Es ist hier nicht der Platz, die Abhandlung nach der technischen Seite hin zu würdigen; diese Würdigung wird van kampetenter Seite um sa weniger ausbleiben, als es bisher meines Wissens kaum ein Werl gerade über den behandelten Gegenstand gab. Dagegen soll hier das histarische und das feine künstlerische Verständnis hervargehoben werden, mit dem der Verfasser an seine Aufgabe herantrat. Was er über die malerische Gestaltung des Ortsbildes zur Zeit des vorherrschenden Fachwerkbaues sagt, muß man Wort für Wort unterschreiben, und man kann das Bedauern nicht unterdrücken, daß unsere modernen Städteanlagen mit ihren schnurgeraden Straßen, ihren nach dem Winkelmaß festgelegten Plätzen den malerischen Effekt so ganz unberücksichtigt lassen. Wie auch im einzelnen der Holzbau zu diesem malerischen Eindruck beitrug, mit welchen Mitteln er arbeitete, das mag

Damenbildnis. Von C. Puyo in Paris.

Kinderbildnis.
Von Mrs. G. A. Barton
in Birmingham.

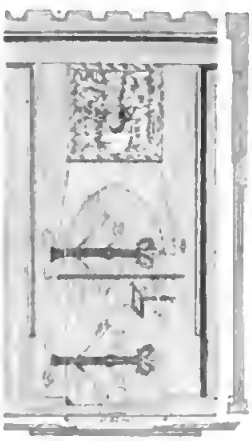
Im Garten. Von Mathilde Weil in Philadelphia.

man in der gründlichen und verſtändnisreichen Abhandlung ſelbſt nachleſen. Der Verfaſſer kommt jedenfalls zu dem Schluß, daß der Holzbau, wenn nicht in den Häuſerzeilen unſerer Städte, ſo doch auf dem Lande, beſonders auch beim Villenbau, noch ſeine Zukunft hat und bei richtiger Anwendung auch wirtſchaftlich rationell iſt. Wie reizvoll er einſt zu ſchaffen verſtand, das mögen unſere kleinen, dem Werke entnommenen Abbildungen beweiſen.



Haus in Bacherach a. Rh.
Illuſtration aus „Das Fachwerkhaus in Deutſchland, Frankreich und England". Von Dr. ing. Wilhelm Fiedler, Verlag von Ernſt Wasmuth in Berlin.

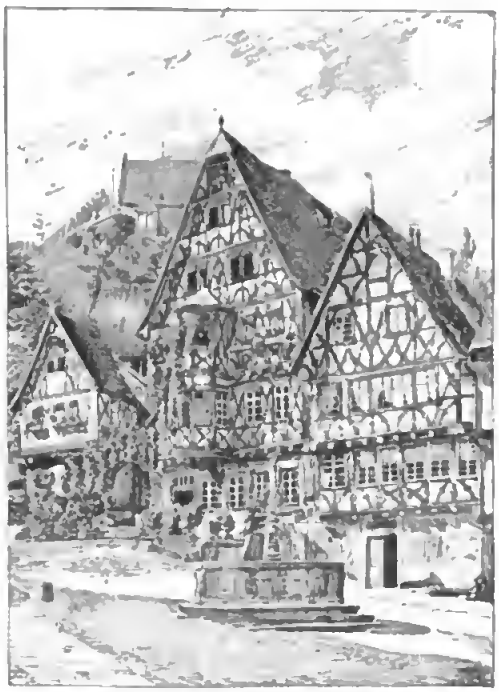
Die ſchöne Prinz-Regenten-Brücke in München hat eine prächtige Zierde durch vier ſteinerne Ideal-Geſtalten erhalten, die ſich auf der Brüſtung der Brücke erheben und vortrefflich in deren ganze Anlage hineinkomponiert erſcheinen: Bayern und Franken als männliche, Schwaben und die Pfalz als weibliche Figuren. Die ſchlicht und kräftig modellierten Geſtalten gereichen den Münchener Bildhauern, die ſie ſchufen, — Hermann Hahn, Auguſt Drumm, Balthaſar Schmitt, Erwin Kurz — zur Ehre. Unwillkürlich drängt ſich aber bei dieſer Betrachtung die Parallele mit der neueſten Leiſtung Berliner Dekorationskunſt auf, der Anlage vor dem Brandenburger Tor. Ich will nicht von den beiden Standbildern Kaiſer Friedrichs und der Kaiſerin Friedrich ſelbſt ſprechen — viel gutes könnte ich über ſie freilich auch nicht ſagen; die Anordnung und Ausſchmückung des Platzes mit Marmorbüſten, Marmorbaluſtraden uſw. aber iſt von einer Garſtigkeit, die kaum zu übertreffen wäre. Und dabei ſteht das herrliche Brandenburger Tor gerade gegenüber



Tür vom Schloß zu Meran. Aus „Das Fachwerkhaus" von Dr. ing. Wilhelm Fiedler, Verlag von Ernſt Wasmuth in Berlin.

* * *

Unſer farbiges Titelbild gibt eine Reiterſtudie von Profeſſor Georg Koch in Berlin wieder, ein Blatt, friſch und flott, wie alles, was der ſo reichbegabte Künſtler ſchafft. — Zwiſchen S. 376 und 377 ſchalteten wir die Reproduktionen einer Zeichnung von Prof. Gotthard Kuehl ein, welche die Dresdener Altſtadt, von der Neuſtadt aus geſehn, darſtellt in einer erſtaunlichen Anſchaulichkeit und in echt künſtleriſcher Auffaſſung. Wir haben oben ein Loblied auf die Photographie geſungen — ſolch eine Zeichnung zeigt doch wieder recht lebhaft, wo der Unterſchied zwiſchen dem Lichtbild und dem Werke von Künſtlerhand liegt. — Eine der neueſten und ſchönſten Erwerbungen der Berliner Nationalgalerie iſt die Idealbüſte von Prof. Ernſt Moritz Geyger, die wir zwiſchen Seite



Häuſer in Miltenberg a. M.
Illuſtration aus „Das Fachwerkhaus in Deutſchland, Frankreich und England" von Dr. ing. Wilhelm Fiedler, Verlag von Ernſt Wasmuth in Berlin.

Bayern. Von Hermann Hahn.

Die Pfalz. Von August Trumm.

384 und 385 abbilden, ein reifes, schönes Werk, das in vielen Beziehungen an die Schöpfungen der italienischen Hochrenaissance gemahnt; kraftvoll und von anmutendstem Reiz. — Als heiteres Blatt, als echter Künstlerscherz, gibt sich die Radierung von Georg Jahn „Faun mit Kind" (zwischen Seite 400 und 401); etwas von Böcklinschem Geiste weht aus dem Bildchen, das auch in der landschaftlichen Stimmung sehr fein ist. — Einen reizenden Brunnen, der auf der vorjährigen Düsseldorfer Ausstellung und in der Wiener Sezession viel Bewunderung erregte, stellt die Abbildung zwischen Seite 416 und 417 dar. Leider kann das Bild den anmutvollen Zauber des Originals nicht ganz wiedergeben, denn dieser beruht nicht zuletzt darauf, daß von der Mitte der Brunnendecke von Sekunde zu Sekunde ein einzelner Tropfen in die wassergefüllte Schale fällt, die von dem Reigen der sieben schlanken Gestalten umkränzt ist; bei jedem Tropfenfall entsteht im Wasser ein leichter Wellenkreis, der bis an die Füße der Figuren reicht und sie noch netzt — ein harmonisches Wasserspiel, das doch so gar nichts „spieleriges" an sich hat. — Von Arnold Rechberg bilden wir zwischen S. 432 und 433 eine eindrucksvolle Büste ab, von dem immer gleich trefflichen Schönleber zwischen S. 448 und 449 eine herrliche Marine, zwischen S. 468 und 469 eine stimmungsvolle Radierung von H. Hirzel. Zwischen S. 456 und 457 endlich ist die Abbildung eines plastischen Werkes eingeschaltet, das besonders den Weidmännern unter unseren Lesern Freude machen wird: ein Hirsch ist es, den Bildhauer Rusche im Auftrag des Kaisers modellierte und der jetzt, in Lauchhammer in Erz gegossen, beim Jagdschloß Hubertusstock in der Schorfhaide Aufstellung gefunden hat. H. v. S.

Franken. Von Balthasar Schmitt.

Schwaben. Von Erwin Kurz.

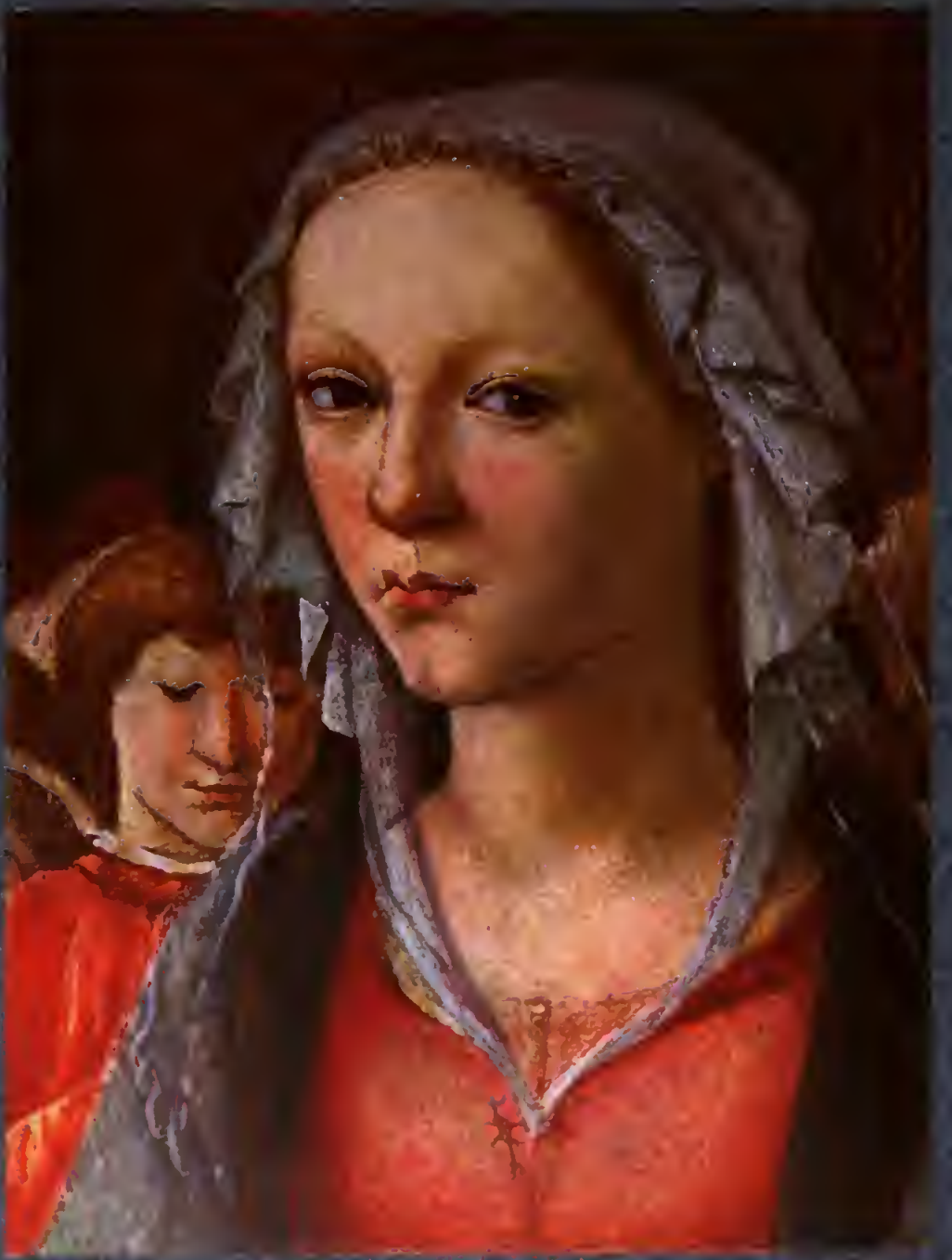
Monumentalfiguren auf der Prinz Regentenbrücke.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W, Steglitzerstr. 53.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin.

Verlag von Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld und Leipzig. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



**Madonna. Von Filippino Lippi.**
Ausschnitt aus dem Gemälde im Louvre zu Paris.

(Vergl. Beilage zwischen Seite 600 u. 601.)

Velhagen & Klasings
# MONATSHEFTE

Herausgeber:

Theodor Hermann Pantenius und Hanns von Zobeltitz.

XVIII. Jahrgang 1903/1904. Heft 5, Januar 1904.

## Hirtenweihnacht.

Von

Wilhelm Langewiesche.

Vignetten von Elfriede Wendtlandt.

Siehst Du nicht, wie der Himmel loht? —
Das ist kein letztes Abendrot,
Das ist der Morgenglanz der Wahrheit,
Das ist des Herrn aufleuchtende Klarheit! —
Zwei Jahrtausende, oft verdunkelt,
Hat das ewige Licht gefunkelt.
Wir haben es hart genug bekämpft,
Wir haben es schwer genug gedämpft,
Mehr Scheiterhaufen und viel mehr Kerzen
An seiner Glut entzündet, als Herzen. —
Wir vergingen und werden vergehn,
Aber das ewige Licht bleibt stehn,
Bis die Klarheit des Herrn umleuchte
All das All und die Nacht verscheuchte . . .

Hörst Du das ferne Lied nicht heut? —
Das ist kein verklingendes Kirchengeläut',
Das ist kein verwehender Orgelklang,
Das ist der Engel Friedensgesang . . .
Zwei Jahrtausende lang übertönt,
Zwei Jahrtausende lang verhöhnt,
Muß es einmal doch Wahrheit werden:
Frieden auf Erden! . . .
Wir hielten uns lange, ich und Du,
In Hader und Haß die Ohren zu
Und sagten, ein Schlachtfeld wäre das Leben,
Da würde kein Pardon gegeben . . .

Wir vergehen und ſind vergangen,
Aber das Lied, das die Engel ſangen,
Klingt noch heut durch Lärm und Not
Als ein Verſprechen, als ein Gebot:
Einmal, einmal muß Frieden werden,
Frieden auf Erden! ...
Denkſt Du heut an das Wunder nicht?
Rührt Dich nicht mehr der ſchlichte Bericht,
Den Deine Mutter beim Schein der Kerzen
Vorgeleſen mit gläubigem Herzen:
„Euch iſt heute der Heiland geboren!“
Ach, wir haben ihn wieder verloren.
Zwanzig Jahrhunderte gingen und kamen ...
Wehe, wir haben in ſeinem Namen
Zuviel Leben zu Tode gebracht,
Zuviel Geſunde krank gemacht,
Zuviel Teufel eingetrieben,
Darum iſt er nicht bei uns geblieben ...
Aber er lebt! Wir, die ihn verkannten,
Ob wir nach ſeinem Namen uns nannten,
Wie wir ſein Weſen auch oft mißdeutet,
Oft ihm die Sterbeglocke geläutet
Wenn uns ſein Ende gekommen ſchien,
Töten konnten wir nimmer ihn ...
Jeſus Chriſtus, der Heiland, lebt!
Die Not der Zeit, bekennt es und bebt,
Sie will ihm begegnen, ſie will ihn ſehen,
Sie will ihn gebären in Angſt und Wehen ...
Was ſtehen wir fern, ich und Du?
Was halten wir unſre Herzen zu?
Fort mit den kleinen Bedenken und Fragen!
Wir wollen den Weg der Hirten wagen!
Die ließen die Furcht und die Nacht und die Bürden
Und wußten, daß ſie ihn finden würden,
Die konnten ihm nicht wie die Engel lobſingen,
Noch Schätze ihm wie die Könige bringen.
Auch hatten ſie weder Werke noch Worte,
Zu pochen an ſeines Reiches Pforte,
Sie waren weder gelehrt noch bekehrt
Und haben doch innig den Heiland verehrt ...

Blick auf Sonneberg.

# Aus dem Puppenlande.

Von

Hanns von Zobeltitz.

Mit zweiundzwanzig Abbildungen nach Originalaufnahmen.

(Abdruck verboten.)

Das Puppenreich liegt im Meininger Oberland, im schönen Thüringen, und Sonneberg heißt seine Residenz.

Man merkt's schon auf den letzten Bahnstationen vor Sonneberg, daß man sich dem Puppenlande nähert. Da sieht man, z. B. in Köppelsdorf, die gewaltigen roten Fabrikfronten, hinter denen alljährlich Hunderttausende von Puppenköpfen aus Porzellanmasse geformt und gebrannt werden, und im Wagenabteil wird von nichts anderem gesprochen, als von der merkwürdigen Industrie, die sich hier, in einem versteckten Winkel deutschen Landes, seit Jahrhunderten eingenistet hat, um die halbe Welt mit Spielzeug, vor allem aber mit des Kindes liebstem Spielzeug: mit der Puppe zu versorgen.

Heimarbeiterin auf dem Wege zur Ablieferung.

In Sonneberg selbst herrscht die Puppe unumschränkt. Langhin streckt sich die kleine Stadt im ziemlich engen Bergtal der Röthen, lagert sie sich mit ihrem neueren und neusten Teil den Bergen vor. Hier eine rechte Gartenstadt, mit schmucken Villen; dort ins Dörfliche übergehend mit kleinen, niederen Häusern. Überall aber stößt man auf das Puppenregiment. Im modernen Stadtviertel, in der Nähe des Bahnhofs, große Fabriken „angekleideter" Puppen, große Lagerbauten der Exporteure; in der Hauptstraße zahlreiche bekannte Firmen mit stattlichen Geschäftshäusern; weiter hinauf im Tal und in den Nebenstraßen in jedem Hause die Kleinarbeiter und die Einzelfabrikanten. Komisch genug: nicht nur dem Auge prägt sich's ein, auch der Nase. Bald hier,

bald dort riecht es ganz intensiv nach dem sogenannten Mattlack, mit dem Puppenköpfe und Puppenglieder überzogen werden. Wer in das Adreßbuch des Städtchens hineinschaut, der findet da die merkwürdigsten Berufe: 14 Augenmacher und 46 Augeneinsetzer, 183 Bossierer, 14 Dockenmacher, 28 Modelleure, 23 Puppenfriseure und -friseusen mit hunderten von Gehilfinnen; dazu Papiermachéarbeiter, Pelztierarbeiter, Stimmenmacher usw. Auch das erste Hotel der Stadt ist charakteristisch. Die ausländischen Aufkäufer haben hier die Existenzmöglichkeit eines großen Hauses von ganz internationalem Anstrich geschaffen. Rechts neben mir bei Tisch saß der Vertreter eines amerikanischen Geschäfts, links ein Herr aus Melbourne, mir gegenüber ein anderer aus China. Es war im September dieses Jahres; diese Herren aber besuchten Sonneberg schon der Puppen wegen, die zu Weihnachten 1904 unter den Christbäumen liegen, Kinderherzen erfreuen sollen.

Aus dem Musterzimmer: Musikschwenker.

Uralt ist die Spielwaren-Industrie Sonnebergs und seines Hinterlandes. Durch den „Wald" ging einst die Straße, auf der die Nürnberger Kaufleute mit ihren großen Planwagen voll Tand nach Leipzig zogen; so kamen die Waldbewohner mit dem Stammsitz der Spielwarenfabrikation in Berührung und fingen bald an, selbst in den langen Wintermonaten allerhand kleine Holzwaren zu schnitzen. Dann waren es wieder Nürnberger Händler, die im Anfang des XIV. Jahrhunderts im Oberlande Wetzstein- und Grifselbrüche entdeckten. Bis zum Dreißigjährigen Krieg stand so die ganze langsam emporwachsende Industrie in Abhängigkeit von der Pegnitzstadt. Als der Krieg aber die Heerstraße unsicher machte und die Nürnberger Händler ausblieben, machten sich die Sonneberger, zuerst durch die Not getrieben, unabhängig. Sie fingen an, selber auf Absatz zu sinnen und zogen als Hausierer ins Weite mit den Wetzsteinen, den Schiefergriffeln, gespaltenen Feuersteinen für die Feuersteinschlösser der damaligen Gewehre, mit ihrem Holzgerät, mit hölzernen Kinderwaffen, Köfferchen und den

Blick in ein Musterzimmer.

von der angesehenen Klasse der „Wismutmaler“ bunt gestrichenen Schachteln; mit Tieren aus Holz und einfachen Musikinstrumenten. Und mit „Docken“. Die „Docke“ aber ist nichts anderes als die Puppe. Noch heute heißen die Puppenleiber in Sonneberg Docken.

Aus dem Musterzimmer: Die Reitkünstlerin.

Ursprünglich waren die Sonneberger Docken aus Holz geschnitzt. Man unterschied dabei Kronendocken und Tanzdocken. Jene hatten nicht nur die vergoldete Krone des Kegelkönigs auf dem Kopfe, sondern auch schon bewegliche Arme; die Tanzdocken aber hatten keine Füße, sondern standen auf einer kleinen Bürste. Stellte man sie auf und klopfte auf die Tischfläche, so tanzten sie.

Dann kam die Herstellung der Puppen aus Teig auf, die schon eine etwas sorgfältigere Modellierung der Puppe erlaubte, und es entstand das Gewerbe der „Bossierer“, die aus der gekneteten Masse die Figuren „bosselten“. Diese Erfindung gab der Fabrikation einen gewaltigen Aufschwung. Es existiert in Sonneberg noch heute das Handelsbuch eines Geschäftsherrn aus dem XVIII. Jahrhundert, aus dem hervorgeht, daß er in Dänemark und Spanien, in England und Frankreich und Rußland feste Kundschaft hatte. Aber die Puppen aus jener Masse hatten ihre Schattenseiten: sie verdarben leicht, wenn sie feucht wurden — und die Mäuse knapperten sie mit Vorliebe an. Daher war es von größter Bedeutung, als um 1820 das Papiermaché erfunden wurde, wahrscheintich in Paris, wenn der Sonneberger Lokalpatriotismus es auch dem Bossierer Friedrich Müller zuschrieb. Es gehört heute noch zu den wichtigsten Rohstoffen der ganzen Industrie. Nicht nur ungezählte Puppenköpfe, auch all die zierlichen Ärmchen und Beinchen der Puppen werden aus aufgeweichtem Papier und einer aus Roggenmehl, gemahlenem Sand und Kreide gemischten Masse in Formen „gedrückt“. Eine ganze Kategorie der Arbeiter heißt danach „Drücker“.

Die Geschichte der Sonneberger Industrie ist in gewissem Sinne zugleich eine Geschichte der Puppe.

Den trefflichen, zähen, haltbaren, leicht zu modellierenden Papiermachéstoff besaß man also seit 1820. Aber die Puppenkörper machten doch noch einen recht rohen Eindruck. Da sah der Sonneberger Kaufmann Lindner auf der ersten Londoner Industrie-Ausstellung im Jahre 1851 chinesische Puppen mit beweglichen Gliedern und führte dies Modell in der heimatlichen Industrie ein: den nur mit einem Hemdchen bekleideten „Täufling“, wie er damals genannt wurde und noch heute heißt. „Täuftingsmacher“ ist eine ganz geläufige Standesbezeichnung im Meininger Oberland. Dann erfand der Sonneberger Fabrikant Stier die prächtigen Wachsköpfe; die beweglichen Glasaugen kamen auf und die richtigen Puppenfrisuren; die waschbaren Köpfe, die „Papa“ und „Mama“ sagenden Püppchen — und bis auf den heutigen Tag werden Jahr um Jahr neue Erfindungen, neue Modelle herausgebracht, um die wechselvollen Ansprüche des Weltmarktes zu befriedigen.

Wenn man gegen Abend durch die Straßen Sonnebergs schlendert, trifft man wieder und immer wieder auf kleine Wägel-

Aus dem Musterzimmer: Tierfigur.

Aus dem Musterzimmer: Puppen und Preisbuch für Puppenstrümpfe.

chen, hochbeladen mit Puppenleibern, und auf Frauen und Kinder mit großen Körben auf dem Rücken, die mit Docken und Köpfen, mit Beinchen und Ärmchen, mit Schuhen und Kleidchen bis zum Rande gefüllt sind. Das sind die Sendungen der Heimarbeiter aus den Dörfern des Oberlandes.

Im wesentlichen ist die Sonneberger Industrie auch heute noch Hausindustrie.

Es gibt zwar seit etwa vierzig Jahren in der Stadt selbst auch große Fabriken, in denen alle oder fast alle Teile der Puppen im eigenen Betriebe hergestellt werden. Ihre Besitzer beschäftigen sich neuerdings vorherrschend mit der Erzeugung fertig bekleideter Puppen, die jetzt auf dem Weltmarkt im Gegensatz zum Täufling besonders beliebt sind, und sie sind zugleich Exporteure. Das Schwergewicht liegt aber immer noch bei der Hausindustrie. Überall, in Sonneberg selbst und in den Dörfern, sitzen, Haus für Haus, die Drücker und Dockenmacher, die Schnitzer und Augeneinsetzer, die Drechsler und Stimmenmacher, die Frisierer und die Nähterinnen, die Maskenmaler und wie sich diese Berufe sonst noch nennen. Sitzen und arbeiten mit ihren Angehörigen im engen Stübchen gegen — ach! — meist recht geringen Lohn, bis in die Nacht hinein und müssen froh sein, wenn sie überhaupt das ganze Jahr hindurch Beschäftigung finden, wenn nicht auf Perioden angespanntester Arbeit das Schlimmste, die Zeit des Arbeitsmangels folgt. Denn was dagegen auch geschehen mag: die Erzeugnisse der Sonneberger Industrie sind im wesentlichen „Saison-Artikel"; die Vorarbeit für das Weihnachtsfest bringt all diese tausend unermüdlich fleißigen Hände in Bewegung, und nur für einzelne Arbeiter kommen ergänzend die Oster-Artikel hinzu. Der Osterhase spielt neben der Puppe eine Nebenrolle.

Es haben sich nun in Sonneberg im Lauf der Zeit höchst eigenartige Betriebsformen herausgebildet, deren Schilderung man nicht umgehen kann, wenn man überhaupt vom Puppenlande sprechen will, und ohne deren Kenntnis man nicht das scheinbar Einfachste zu erfassen vermag: nämlich wie dort eigentlich eine Puppe entsteht.

Die Seele, die treibende Kraft des Ganzen sind die großen Kaufleute und Exporteure. Sie unterhalten — ich folge hier im allgemeinen dem trefflichen Werkchen über die Sonneberger Industrie von Dr. E. Rausch, dessen Ausführungen ich aus persönlicher Anschauung fast durchweg bestätigen

Aus dem Musterzimmer:
Scherzfiguren nach amerikanischen Witzblättern.

kann — umfangreiche Musterlager; sie senden Reisende in die Welt hinaus; zu ihnen kommen, in Sonneberg und auf der Leipziger Messe, die ausländischen Aufkäufer. Sie fabrizieren aber nur ausnahmsweise und nur in Ergänzung der Bestellungen, die sie vergeben. Wenn sie einen Auftrag erhalten haben, wenden sie sich zu dessen Ausführung an einen oder mehrere der vielen sogenannten kleinen Fabrikanten, die jedoch eigentlich nur Fertigmacher sind und auf die sich die Bezeichnung Bossierer, die ursprünglich ganz etwas anderes bedeutete, gleichsam vererbt hat. Mit ihnen akkordiert der Exporteur den Preis etwa von 1000 Dutzend Puppen einer bestimmten Sorte. Der Bossierer aber vergibt nun die Teilarbeiten an all die verschiedenen Heimarbeiter: dem einen überträgt er die Bälge, dem andern die Köpfe, dem dritten das Augeneinsetzen, dem vierten etwa das Drücken der Glieder, dem fünften und sechsten das Anfertigen der Hemden u. s. w. — vergibt dies alles selbstverständlich zu möglichst billigem Preise und stellt dann im eigenen Betriebe die Puppen zusammen, „macht sie fertig", liefert sie dem Exporteur ab, der sie verpackt und versendet.

Beim Drücker.

Das ist der gewöhnliche, gewissermaßen der schematische Verlauf. Vielfach aber differenziert er sich auch: es kommt ebensogut vor, daß der Kaufmann, der Exporteur, selbst mit den Heimarbeitern in Verbindung tritt; es kommt vor, daß der amerikanische Aufkäufer unter Umgehung des Großkaufmanns den kleinen Fabrikanten direkt aufsucht; es kommt vor, daß dieser einen Auftrag nicht an die Hausindustrie vergibt, sondern ganz oder teilweise im eigenen Betriebe auszuführen sucht. Wenn mich meine eignen Beobachtungen nicht täuschen, wird das letztere sogar immer häufiger, und es wachsen dadurch aus der Zahl der Bossierer, der Fertigmacher, immer mehr wirkliche Fabrikanten herauf.

Trotz allem liegt der Nerv des ganzen Geschäftes bei den mit bedeutendem Kapital arbeitenden Großfabrikanten und bei den Exporteuren. Und zwar nicht nur, weil sie kapitalkräftig sind und weil sie ihre kaufmännischen Verbindungen in aller Welt zu pflegen wissen, sondern auch, weil bei ihnen die höhere Intelligenz ist. Es mag wohl ein Bossierer, es mag ein einzelnstehender Modelleur, selbst einer der Heimarbeiter einmal eine glückliche Idee haben, einen neuen Artikel erfinden oder die Verbesserung eines alten: im allgemeinen gehen alle Anregungen doch von den großen Betrieben aus. In diesen werden die neuen Saison-Artikel ersonnen; sie erkennen rechtzeitig, daß für das nächste Jahr etwa Bureu oder Chinesen beliebt sein werden; sie holen sich Anregungen aus dem Ausland; ihre Angestellten und Direktricen studieren eifrigst die Friseurzeitungen und die Modeblätter, um

rechtzeitig zu wissen, was da kommen wird, ja die amerikanischen Witzblätter werden gelesen, um charakteristische Figuren aus ihnen zu gewinnen.

Nichts Originelleres als das „Musterzimmer" solch eines Sonneberger Exporteurs großen Stils.

Das Musterzimmer heißt es, eine ganze Reihe, ein Haus von Musterzimmern ist es. Und jedes dieser Zimmer ist angefüllt mit Puppen . . . Puppen . . . Puppen! In den Schränken stehen sie, auf den Tischen liegen sie, auf den Gestellen in der Mitte sind sie aufgebaut, zu Hunderten, zu Tausenden, und jede ist anders. Da sind die winzigen groben Püppchen, von denen das Dutzend noch nicht fünfzig Pfennige kostet, und da sind die ganz großen, fast einen Meter hohen, feinst aufgeputzten, kostbar frisierten, mit echtem Pelzmantel gekleideten, von denen das Stück fünfzig Mark und darüber wertet. Da sind Puppen mit Papiermaché-, mit Wachs-, mit Porzellanköpfen; mit bockleinen und mit in allen Gelenken beweglichen Gliedern, mit Frisuren aus Menschenhaar, Wolle, Ziegenhaar; Puppen mit festen und beweglichen Augen; da sind der Täufling, die Braut und die Großmama; Mulatten, Neger, Indianerpuppen für England, dessen Kolonien und für Nordamerika sind da und Märchenpuppen für das deutsche Kind; Schornsteinfeger, Knecht Ruprecht, Buren, Chinesen, Japanesen; Puppen mit drehbarem Kopf und drei Gesichtern: lachend, weinend, schlafend oder mit dem Rotkäppchen-, dem Wolfs- und dem Großmuttergesicht . . .

Puppen, mit einem Wort, für jeden Geschmack und auch für jeden Geldbeutel! Puppen, die „Papa" und „Mama" sagen, Puppen, die ihre Augen sogar nach seitlich drehen können; Puppen mit Gesichtern, die links weinen und rechts lachen; Puppen, die sich völlig auskleiden lassen bis aufs Hemdchen und bei denen jedes Kleidungsstück bis aufs kleinste der neuesten Mode nachgebildet ist; Springteufelchen, Puppen mit Musik, Engelchen — und jedes einzelne Genre gleich in zehn, zwanzig Abarten.

Beim Bälgemacher.

Dazu dann alles, was nur irgendwie für die Ausstattung einer Puppe von Rang

Beim Augeneinsetzer. Nach Photographie.

Die Malkünſtler.

und Anſehen in Frage kommen kann: Strümpfe und Schuhchen und Wäſche und Koffer und Kommode. Und wieder in anderen Zimmern als beſonderes Departement des Puppenreichs allerlei Spielzeug in bunteſter Abwechſlung, köſtliche, wirklich künſtleriſch modellierte Tiere vor allem, vom kleinſten Bähſchaf bis zur impoſanten Kuh, die — ich übertreibe nicht — wirklich gemolken werden kann. Spielzeug, das man in ſeiner Schlichtheit lieb haben muß, und natürlich auch Spielzeug für Kinder, die keine rechten Kinder mehr ſind — vielleicht für das Baby irgendeines Newyorker Multimillionärs. —

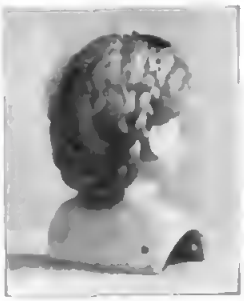
Und nun treten wir aus dem großen Geſchäftshauſe heraus und wandern eine Straße weiter in die Wohnung eines Balgmachers. Eine kleine Stube, dürftig eingerichtet; darin der eine Teil der Familie um den Kübel mit Sägeſpänen, die Glieder der zukünftigen Puppen ausſtopfend, die Mutter daneben den Shirting oder das Leder für den Körper ausſchneidend, die Tochter ihn nähend, eine zweite die Gelenke durchſteppend, ein Bengelchen von acht Jahren Arm- und Beinſtücke anleimend. An zwanzig Einzelteile und Teilchen gehören zu einem beſſeren Puppenbalg, die Schuhchen mitgerechnet, die wieder in der Hausinduſtrie gefertigt werden, in richtigen Puppenſchuſtereien. Blitzſchnell geht das alles, unter ſchärfſter Arbeitsteilung und ſorgſamſtem Ineinanderarbeiten, bei dem jeder Griff ausgenutzt wird. Aber die Leutchen ſind dabei heiter und guter Dinge, und auf dem Tiſch dampft die mächtige Kaffeekanne. Kaffee — oder ſein Surrogat — iſt hier das allgemeine Labſal.

Ein Stück weiter gehen wir hinauf nach dem Vorort Grünthal, zu einem Augeneinſetzer. Ein ſehr ordentlich gehaltenes Häuschen, das ſchon von einem gewiſſen Wohlſtand ſpricht; die Stube mit langgeſtreckten Tiſchen an den Fenſtern ganz als Arbeitszimmer eingerichtet; in großen Körben die noch augenloſen Puppenköpfe aus Papiermaché, in kleineren daneben die Glasaugen — Glasaugen in Hanſen, blaue, grüne, graue, braune.

Die Glasaugen kommen meiſt aus dem benachbarten, von alters her durch ſeine Glasinduſtrie berühmten Lauſcha, das ſich für Puppenaugen, aber auch für künſtliche

Menſchenaugen, längſt den Weltmarkt eroberte und ſie wirklich in höchſter Vollendung herſtellt.

Unſer Augeneinſetzer erledigt gerade einen Auftrag in „Schlafaugen“. Erſtaunlich ſchnell geht auch das, wieder unter in langer Praxis erprobter Arbeitsteilung. Der eine ſchneidet mit haarſcharfem Meſſer die in dem rohen Puppenkopf bereits angedeuteten Augenöffnungen aus; der zweite befeſtigt im Innern des Kopfes in einer kleinen Bahn das durch Draht verbundene Augenpaar, das an einem weiteren Stückchen Draht ein winziges Bleigewicht trägt. Dann probiert er einmal unter genauem Zuſehen, ob die einfache Vorrichtung auch gut funktioniert; richtet den Kopf hoch und prüft, ob Pupille und Iris richtig ſtehen; legt den Kopf zurück, um ſich zu vergewiſſern, daß die Augen gut gleiten und ſich die auf ſie gemalten oder in Wachsmaſſe ſäuberlich aufgeklebten oberen Lider ſcharf in die Augenhöhlungen hineinpaſſen, ob alſo die Puppe auch artig ſchläft.

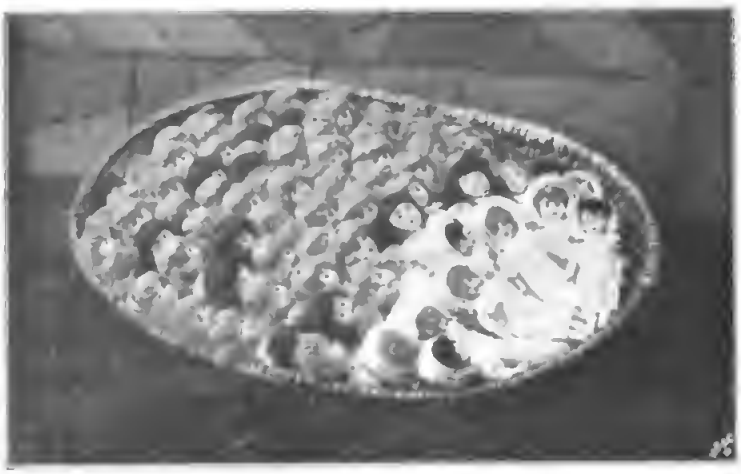


Friſierter Kopf.

Schnell wandert der Kopf weiter, in die Hände der Malkünſtler, die ihm den lebendigen Reiz der Farbe verleihen, ihn „wachſieren“ oder mit einem waſchechten Überzug verſehen; die dann die bei der Prozedur wieder überklebten Augenhöhlungen nochmals mit dem Meſſer ausſchneiden, die mit keckem Pinſelſtrich Augenbrauen und Lippen und Wangen malen. —

Ach dieſe Puppenköpfe — ſie bilden ein Kapitel für ſich! Auch ſie ſind der Mode unterworfen — jetzt z. B. iſt der Wachskopf faſt nur noch im konſervativen England beliebt, der Porzellankopf, an deſſen techniſcher Vervollkommnung ſtetig gearbeitet wird, herrſcht im übrigen — aber der Typ ſelbſt bleibt unveränderlich. Immer dasſelbe ſüßliche Geſichtchen, das man ſich in Sonneberg geradezu zum Überdruß ſieht; immer das gleiche Lächeln, immer derſelbe Schwung in den Mundlinien und ein Näschen, in dem die Fabrikation ſich nur ganz leiſe Variationen erlaubt. Vom künſtleriſchen Geſichtspunkt eigentlich ein Greuel! So recht das, was man bezeichnenderweiſe auch im Leben bei einem jungen Mädchen als „Puppenkopf“ bezeichnet, die banalſte Form der Hübſchheit.

Ich ſprach über den Puppenkopf mit dem ausgezeichneten Leiter der Sonneberger Induſtrieſchule, Herrn Direktor Müller, deſſen unermüdliche Tätigkeit für andere Teile der Induſtrie des Meininger Oberlandes ſchon überaus befruchtend gewirkt hat, der ganz hervorragende Modelleure heranzubilden weiß und beſonders der Tierfiguren-Erzeugung wirklich einen Zug ins Künſtleriſche gab. Ich ſprach weiter über den Puppenkopf mit einem der hervorragendſten Großfabrikanten, einem Mann von weitem Blick und feinem Verſtändnis, Herrn Ph. Samhammer. Beide gaben mir an ſich ganz recht, aber beide ſtimmten überein in der Verſicherung, daß jeder Verſuch, den Puppenkopf-Typ zu reformieren, etwas mehr individuelles Leben, möchte ich ſagen, in dieſe gräßliche Hübſchheit zu bringen, ganz vergeblich ſei. Es hat auch an Bemühungen nicht ge-



Eine „Schanze“.

fehlt; Herr Samhammer hat z. B. vor Jahren von ersten Künstlern Modelle anfertigen lassen. Umsonst — der Weltmarkt verlangt gebieterisch den Puppenkopf!

Also kehren auch wir zu unserem Puppenkopf zurück. Er kommt jetzt zur Friseuse. Da sitzen wieder an einem Tisch mehrere Mädchen beieinander. Die einen arbeiten die üppige Lockenfülle vor, die zweiten leimen sie auf, die dritten frisieren mit Kamm und Brennschere auf den Köpfen so künstlich, als ob sie lebendige eitle Herkunft mir in ganz Sonneberg, nebenbei bemerkt, niemand zu erklären vermochte. Wange an Wange gereiht ruhen die Köpfe darin und kommen zum Bossierer, zum Fertigmacher, der sie auf den Bälgen befestigt. Und dann gelangt die Schanze, neugefüllt, weiter zu einem der vielen Sonneberger Gersons, in die Schneiderei.

Meist werden in diesen „Mode- und Konfektionsgeschäften" nur die Modelle gefertigt, ganz wie es in denen für große Menschen auch ist; werden außerdem nur die

In der Frisierstube.

Menschlein vor sich hätten. Ganz nach der neuesten Mode selbstverständlich — und ebenso selbstverständlich sind die Friseusenköpfe nicht selten auch nach ihr gelockt und gebrannt. Menschenhaar wird jetzt bei der Puppenfrisur nur noch wenig verwendet; meist das seidenweiche Haar der Angoraziege, Mohair genannt.

Nun scharen sich die Köpfe in einem der großen flachen Ablieferungskörbe aneinander, die den eigentümlichen Namen „Schanze" führen — ein Name, dessen Stoffe zugeschnitten, die in großen Massen aus den Textilfabriken des sächsischen Vogtlandes, aus Crefeld, aus dem Elsaß, aber auch aus England bezogen werden. Die Direktricen sind, wie die Friseusen, stets aufs genaueste über die neuesten Richtungen der Mode orientiert; sie lesen und studieren eifrig die Modezeitungen, denn sie wissen: klein Gertrud wünscht, daß ihre Puppe möglichst wie Mama angezogen ist — und sie passen dann die „Novitäten der letzten Pariser oder Londoner Saison" den Puppen

an, sogut das geht und soweit es der Kostenvoranschlag erlaubt: Jüpons und Blusen und Jäckchen und Röckchen und Mäntel und Hüte und was sonst alles dazugehört.

Genäht aber wird relativ, außer an den Modellen und ganz feinen Puppen, nur wenig in diesen Konfektionshäusern. Das besorgt wieder die Hausindustrie. Überall in Sonneberg und in den Dörfern sitzen Frauen und Mädchen an den Nähmaschinen, die die zurechtgeschnittenen Hemden, Höschen, Röckchen zusammennähen, besetzen, fertigmachen. Hier helfen oft ganz kleine Kinder, wenigstens auf Stunden, mit, und wenn sie nichts anderes tun, als eine Serie in einem Stück genähter Puppenhöschen auseinanderzuschneiden. Und der Lohn? Dr. Rausch, der in seiner schon erwähnten Schrift sich durchaus nicht als Gegner der Hausindustrie erweist und sicher nie übertreibt, gibt an, daß eine Nähterin für 10 Dutzend Unterzeug (Hemden, Unterröcke, Hosen) 2 Mark erhält, wovon noch 50 Pfennige für Zwirn abgehen, den sie liefern muß; daß sie für diese 10 Dutzend bei zwölfstündiger Arbeitszeit anderthalb Tage gebraucht und somit auf einen Wochenlohn von 6 Mark kommt! Nach meinen Erkundigungen stellt sich der Durchschnittslohn jetzt etwas, aber unwesentlich, höher. Nähmädchen in den Fabriken verdienen bis zu 15 Mark.

Man kann von der Sonneberger Industrie nicht sprechen, ohne der Lage der Heimarbeiter zu gedenken.

Sie ist von gewisser Seite in den allertrübsten Farben geschildert worden, selbst von der Rednertribüne des Reichstags herab. Es sind dabei ohne Zweifel viel absichtliche Schwarzfärberei und manche Übertreibung mit unterlaufen. Wenn man einigen Schilderungen glauben sollte, müßte man annehmen, daß man in Sonneberg und in den Dörfern des Oberlandes nur schwindsüchtigen Männern, nur hohlwangigen Frauen, nur ausgemergelten Kindern begegnen würde. Das ist keineswegs der Fall. Es gibt hier wie überall leidlichen Wohlstand und bittere Armut in allen Abstufungen; aber von dem herzzerreißenden allgemeinen Elend, das uns vorgeführt wird — mit dem Relief der prunkenden Fabrikantenvillen in Sonneberg — wird der unbefangene

In der Puppenschusterei.

Beobachter kaum etwas bemerken.

Trotzdem: wer ein Herz im Leibe hat, muß der armen Mehrzahl dieser Heimarbeiter ein besseres Los gönnen, diesem fleißigen, anspruchslosen Völkchen, das sich mit Kartoffeln, Wurstsuppe, Heringen und Kaffee erhält, von frühester Jugend an ins Joch der Arbeit eingespannt, bis im Alter die müden Hände nur noch zitternd ihren Dienst tun.

Die Puppenmodistin.

Die Arbeit ist meist an sich nicht schwer, nicht körperlich anstrengend — es ist ja Spielzeug, das verfertigt wird, leichter Tand. Aber sie ist bei einzelnen Betrieben, die viel Staub erzeugen, wie z. B. bei den Balgstopfern, und anderen, die dazu noch einen ewig geheizten Ofen, feucht-heiße Arbeitsräume erfordern, wie z. B. bei den Drückern, sehr ungesund; auch in der Porzellan- und Griffelindustrie liegen die Verhältnisse ähnlich. Im Kreise Sonneberg ist bei 19,5 Prozent aller Todesfälle Tuberkulose die Ursache, im übrigen Deutschland etwa bei 10—12 Prozent; in einzelnen Orten, z. B. in Heinersdorf, dem Hauptsitz der Drücker, erreicht die Sterblichkeit an Schwindsucht eine geradezu erschreckende Höhe.

Und auch das ist nicht zu verkennen: nicht nur die Art der Arbeit, auch die oft ungenügende Ernährung und vor allem die vielfach erbärmlichen Wohnungsverhältnisse tragen die Schuld; dazu kommt als dritter Faktor die, besonders in der Saison übermäßige Arbeitszeit, die sich bisweilen bis auf 16 Stunden, ja mehr steigert und die doch wieder durch die zum Teil erschreckend geringen Löhne erzwungen wird. Man muß in solche Arbeiterstuben hineingesehen haben, in denen ganze Familien eng zusammengepfercht hausen, schlafen, essen und ihrem Beruf nachgehen, um diese Zustände gerecht beurteilen zu können — fleißige Familien, in denen vier oder fünf Personen vom frühesten Morgen bis in die späte Nacht unermüdlich tätig sind, um einen Wochenlohn von 12, 15 und in guten Zeiten 20 Mark (nach Abzug der Unkosten) zu verdienen.

Aber es muß doch auch das erwähnt werden: eine langsame Besserung ist unverkennbar. Die Löhne sind in den letzten Jahren etwas gestiegen, der Standard der Lebensführung konnte sich hie und dort heben; den besten Beweis liefern dafür die stetig sich mehrenden Einlagen in die Sparkassen und das Aufblühen so mancher Konsumvereine im Kreise Sonneberg. Und dann muß vor allem noch eins betont werden: die Hausindustrie bietet überhaupt die ein-

zige Möglichkeit, diese Bevölkerung auf dem kargen Boden des Waldes zu ernähren! Ohne sie würde sie wirklich an unentrinnbarer Not zugrunde gehen, oder man müßte sie vollkommen verpflanzen. Die Exporteure aber und die Großbetriebe, denen Oberflächlichkeit und Böswilligkeit die Schuld an den „Hungerlöhnen" schlechthin zuschieben, können an diesen nur wenig ändern: ihnen diktieren der Weltmarkt und die Konkurrenz das Gesetz.

Aus dem Musterzimmer: Knecht Rupprecht.

Das alles soll nichts vertuschen und nichts entschuldigen. Es soll auch nicht sagen: die Lage der Heimarbeiter ist unverbesserlich. Denn es gibt sehr wohl Mittel und Wege dazu, die Selbsthilfe und staatliche Fürsorge und auch das allgemeine Wohlwollen beschreiten müssen. Nur sind das Wege, die nicht im Sturm genommen werden können. In erster Linie müssen die Wohnungsverhältnisse verbessert werden; der Anfang dazu ist bereits durch die Begründung einiger Baugenossenschaften getan. Dann verlangt die einfachste menschliche Empfindung — nicht nach dem allgemeinen Verbot, das vorläufig mehr Unheil als Segen bringen würde — aber nach tunlichster Beschränkung der oft übertriebenen Ausnutzung der Kinderarbeit. Weiter müssen Beispiel und Belehrung die Arbeiter zu einer regelmäßigeren Lebensführung zu erziehen suchen, als jetzt vielfach bei ihnen üblich ist. Und endlich müßte unsere sozialpolitische Gesetzgebung die allgemeine Versicherungspflicht auch auf die Heimarbeiter ausdehnen. Das wäre ein großer Segen für Tausende. Die rechte Form ist bei der Mannigfaltigkeit der Verhältnisse gewiß schwer zu finden — aber sie zu finden, ist Pflicht.

Wenn ich zurückdenke an Sonneberg und an so manches, was ich sah und hörte; und wenn ich dann an die leuchtenden, duftenden Christbäume denke, unter denen glückstrahlende Kinder mit all den Dingen, die Sonneberg erzeugt, spielen werden — dann wird mir wohl das Herz weich und der heiße Wunsch in mir lebendig: hätten die Ärmsten dort in den engen Gassen und den Dörfern des Oberlandes doch auch einen fröhlichen Weihnachten! Könnte man ihnen doch mit einem Schlage einer Zauberrute bessere Löhne schaffen.

Aber ach — es gibt keine Zauberrute. Höhere Löhne setzen höhere Preise voraus, und die Existenz fast der ganzen Sonneberger Industrie beruht nun einmal darauf, daß sie billig liefert, um den breiten Massen Spielzeug überhaupt zugängig zu machen — billiger als die Konkurrenz es vermag. Wenn im Februar das Gros der amerikanischen Aufkäufer kommt, kommt es gewissermaßen mit dem Zollstock: wer liefert für den billigsten Preis die größte Puppe? Und dann geht das Kalkulieren

Die neue Industrieschule.

los und es muß bis auf den halben Pfennig gerechnet werden, sonst schlägt die Konkurrenz in die Kerbe. Die rastet nicht, steht immer auf dem Sprunge: im Inland und im Ausland. Leicht ist das Geschäft nicht, die wachsenden Zollschwierigkeiten in verschiedenen Ländern erschweren es immer mehr, und wo das Ausland nur eine Möglichkeit sieht, irgendeinen Artikel erfolgreich selber zu fabrizieren, greift es zu. In dem Orte Hämmern wurden, um nur ein Beispiel anzuführen, bis vor kurzem jährlich Tausende von Dutzenden Holzschiffe in allen Größen angefertigt; plötzlich haben die Bestellungen, die hauptsächlich aus Nordamerika kamen, fast ganz aufgehört — die Amerikaner sind dahintergekommen, daß sie diese Schifflein selber noch billiger anfertigen können, und die armen Holzschnitzer in Hämmern müssen auf Wege sinnen, die Konkurrenz zu bestehen, was nicht so leicht ist, da besondere Einrichtungen erforderlich sind.

Wer von meinen Lesern zur Weihnachtszeit in einen Großstadtladen geht und ein Püppchen kauft, ein ganz billiges Püppchen, ahnt sicher nicht, wie billig es der Sonneberger Arbeiter herstellen muß. Im allgemeinen erhält der Fabrikant für ein Dutzend Puppen, die mit 50 Pfennigen das Stück im einzelnen verkauft werden: 2,80—3 Mark, der Exporteur 3,50 Mark. Für Artikel, die mit einer Mark verkauft werden, 5,50—6 Mark, der Exporteur 7,50—8 Mark, in welchem Preise die Packung enthalten ist. Rechnet man hierzu Fracht und Kisten, dann ist der Nutzen auch für den Vermittler nicht allzu hoch.

Die Billigkeit hat Sonneberg also den Weltmarkt erobert und trotz aller Schwankungen in den einzelnen Absatzgebieten bis heute erhalten. Aber — langsam zwar, jedoch stetig — sinkt der Prozentsatz der ganz geringwertigen Artikel, die Sonneberg zu 50 Pfennige und darunter das Dutzend liefert, die dann in Deutschland etwa zu 5—10 Pfennige, in England zu $^1/_2$ bis 1 Penny, in Amerika etwa zu 5 Cents verkauft werden, der rechten echten Schleuderwaren. Es steigert sich gleichzeitig der Anteil besserer Ware am Gesamtumsatz. Mir wurde in Sonneberg gesagt, daß man jetzt schon auf etwa 50 Prozent der Artikel rechnet, die mit 10 Mark und darüber das Dutzend bewertet werden.

Diese, wenn auch noch so langsame Steigerung der Qualität wird schließlich auch in den Löhnen zum Ausdruck und den Arbeitern zugute kommen. Daß die Verbesserung der Qualität aber eingetreten ist, daran hat nach meiner Überzeugung die vortreffliche Industrieschule Sonnebergs ein großes Verdienst. Eine derartige Wirkung unmittelbar nachzuweisen, ist ja unmöglich; in Zahlen läßt sie sich nicht ausdrücken.

Prämiierte Schülerarbeit der Industrieschule: Pflügender Bauer.

Aber allein die Tatsache, daß diese Industrieschule Jahr um Jahr eine Anzahl gut ausgebildeter, künstlerisch geschulter Modelleure entläßt, die meist aus den Kreisen der Kleinfabrikanten stammen und mindestens zum Teil in diesen weiterwirken, spricht schon dafür, wieviel sie für die Hebung des allgemeinen Leistungsniveaus tut. Von dem Direktor Möller der Industrieschule entworfen, von seinen Schülern modelliert wurden auch die reizenden Gruppen, mit denen die Sonneberger Industrie auf den letzten Weltausstellungen, besonders in Paris, so große Erfolge errang. Augenblicklich arbeitet man in der Schule an einer ähnlichen Gruppe für die Weltausstellung in St. Louis, die allem Anschein nach auch im höchsten Grade gelingen und sicher wieder der Gesamtindustrie auf ihrem wichtigsten Absatzgebiet reiche Früchte bringen wird.

Aus der Industrieschule: Direktor Möller mit seinen Schülern im Modellsaal.

Für etwa 60 Millionen Spielwaren führt das Deutsche Reich jährlich aus. Die Hälfte etwa entfällt auf Sonneberg! Für mindestens 5 Millionen Spielwaren aber erzeugt der eine Kreis Sonneberg für die deutschen Kinder. Das bedeutet, daß in dem kleinen Meininger Oberland alljährlich für mehr als 30 Millionen Mark Spielzeug fabriziert werden! Dreißig Millionen! Und das alles mit Menschenhand ohne Maschinen!

Wer möchte es für möglich halten, wenn es die Statistik nicht mit trockenen, unwiderlegbaren Zahlen bewiese?

Und wie wäre es denkbar, wenn das Spielzeug nicht so — zerbrechlich sein würde! Die kleine Trude mag wohl bittere Tränen vergießen, wenn ihr neuestes, geliebtes Püppchen um Neujahr herum das eine Füßchen oder das süße Näschen einbüßt. Mama schilt auch wahrscheinlich. Aber im Grunde: das Unglück gibt im Meininger Oberlande wieder neue Arbeit. Und Arbeit ist Brot —

Aus der Gruppe für die Weltausstellung in St. Louis.
Entworfen von Direktor Möller.

# Simone.

Roman von

## Georg Freiherrn von Ompteda.

(Fortsetzung.)

(Abdruck verboten.)

Im Laufe des Winters hatte sich Simone ganz an den Major von Kalkar gewöhnt, wenn er ihr auch zuerst etwas eigentümlich erschienen war mit seinem Sichgehenlassen zu Hause in Formen und Anzug. Er war tadellos in seiner Uniform, aber wenn er abends daheim es sich bequem machte und mit Simones Erlaubnis einen Zivilrock anzog, aus dem dann statt des weißen Kragens die schwarze Halsbinde ragte, so hatte er etwas derartig anderes als die französischen Herren, die Simone bisher gesehen, daß sie zuerst fast einen Schrecken empfunden hatte. Es war auch ein Unterschied, denn sobald das weibliche Geschlecht in Frage kam, schien keiner ihrer Landsleute mehr ganz natürlich. Sie nahmen Rücksichten, sie schwenzelten und scharwenzelten, sie suchten sich in ihrem Anzug im kokettesten Licht zu zeigen und sie redeten, wenn eine Dame in der Nähe war, anders, als sie untereinander sprachen. Es war ein unwillkürliches Pfauen, und als Simone den Vergleich zog, ward sie sich bewußt, daß es ihr Vater nicht anders machte, sogar in seinem eigenen Hause, gleichviel, ob es sich um Tante Jeanne handelte oder selbst um seine Töchter.

Dieser reine Soldat und Familienvater aber kannte nichts davon. Es war, als betrachtete er die Frauen wie Neutra, er kannte nur seine Frau, und den übrigen Damen machte er keinen Dunst vor; ihm fehlte jede Anlage zur Galanterie. Dafür wußte Simone, daß sie sich auf diesen Mann ganz verlassen konnte. Er hätte mit einer anderen Frau ein Jahrzehnt lang auf einer wüsten Insel allein leben können, und nie würde in ihm der Mann erwacht sein. Er kümmerte sich nicht um die Frauen; er hatte eine zu hohe Achtung vor ihnen. Nachdem Simone einmal diese Eigenschaften erkannt hatte, war sie mit diesem Bären versöhnt. —

Kurz vor der Ziegelei verabschiedete sich Major von Kalkar, und da Karl noch nicht zurückkehrte, wollte Simone den späten Nachmittag genießen, denn endlich schien ja doch die Sonne, endlich war es, als würde es wirklich Frühling werden.

Und es ward Frühling. Als Simone um das Haus herumschritt und den kleinen Garten betrat, entdeckte sie plötzlich, daß sie den armen Sträuchern und Büschen, den Bäumen und Pflanzen in ihrem kleinen wüsten Garten doch unrecht getan hatte, denn der Frühling erwachte. Die kleinen Blättchen waren schon heraus, weiße Birkenstämme leuchteten durch helles, frisches Grün. Auf den struppigen Besen dieser Bäumchen saß Blatt an Blatt.

War sie bisher blind gewesen? Eine leise, schüchterne Freude kam jetzt über sie, als sie langsam über die Wege schritt, die schlecht gehalten waren, denn der Bursche hatte andere Dinge zu tun, als sie abzustechen und Unkraut zu jäten.

Der graubraune, schmutzige Rasen, auf dem noch ganz vor kurzem, wie Simone meinte, Wasserlachen gestanden, sogar Schneeflecken gelegen und dünne, aus gelbem Wasser gefrorene schmutzige kleine Eisschollen um struppige, welke Halme lagen, als wäre das armselige Gras hindurchgewachsen, zeigte einen leisen grünen Hauch. Einen Schimmer nur, ein Ahnen, ein Beginnen, aber mein Gott, doch *etwas* Farbe in dieser grauen Eintönigkeit. Und dort in der Ecke, wo ein paar morsche Planken den Abschluß des Gärtchens bildeten, zur verlassenen Lehmgrube hinab, wuchs Flieder. Klein erst die Blättchen, noch rund zusammengerollt, als getrauten sie sich nicht der Luft ihre ganze Fläche zu bieten. Ein paar staudenartige Gerten, die langen Haaren gleich auf dem Boden wuchsen. Kein Baum,

kein Stamm wie in St. Mathurin, aber doch Fliederblüten, lila oder weiße. Und der Gedanke kam Simone, wie diese Dolden bunte Flecken hineingeben würden in das grüne Blätterdach, wie sie sie nähme und den einzelnen kleinen Blütchen den süßen Saft aussaugte wie eine Biene.

Horch! Da klang Vogelsang. Und sie blieb stehen und lauschte. Ein paar Augenblicke darauf hüpfte ein Vögelchen über den Weg, grau, mit heller Brust, eins, das sie nicht bei Namen wußte, das es bei ihnen daheim vielleicht gar nicht gab. Und sie machte die Runde um die zwei kleinen Wege, die der Garten überhaupt nur besaß, und wie durch die hellen Birkenstämme jetzt die schon niedrig stehende Sonne schien, und wieder von weitem Vogelgezwitscher ertönte, dann ein lautes Pfeifen und jetzt plötzlich draußen auf dem Feld über der Lehmgrube, dem Felde, das überall schon leise grünte, der Triller einer Lerche erklang, da ward ihr ganz festtäglich zu Sinn. Es war ein karger Frühling nur und ein später dazu, aber man ahnte doch das Erwachen der Natur. Mit gefalteten Händen ging Simone die Wege langsam auf und ab, und immer mehr hob sich ihre Stimmung. Die Trauer des Winters schien verflossen, sie dachte nicht mehr an die langen Nebelwochen, an die schmutziggrauen Wintertage; sie dachte an das, was kam und wuchs, das fast, ehe sie es gewahr geworden, im stillen sich ans Licht gerungen hatte. Sie freute sich auf das Größerwerden der Blätter, auf den Sommer mit Licht und Sonne und Wärme, und in dem beginnenden Frühlingstraum dachte sie plötzlich daran, was Frau von Kalkar ihr angedeutet und fühlte sich bei dem Gedanken seltsam bewegt. Ein wenig erschrocken vor etwas, das sie nicht verstand, ein dunkles Bangen vor allem, was ihrer noch wartete. Und sie blieb stehen und blickte an sich herab wie in leiser Scham.

Da hörte sie plötzlich den Hufschlag eines Pferdes, und ihre Befangenheit wich der Freude, es ihm mitzuteilen. Sie ging zum Stall, er saß ab und lächelte ihr schon von weitem zu, denn er schien zufrieden zu sein mit seinem Dienst.

Und er nahm sie beim Arm und ging noch ein paar Schritte mit ihr in das kleine Gärtchen hinaus.

Sie kämpfte mit sich, wie sie es ihm sagen sollte. Sie wollte ihn überraschen, aber sie fand nicht den Mut. Er erzählte ihr etwas von der Schwadron und dann die größte Neuigkeit: Der Oberst hatte eine Brigade bekommen. Er verließ das Regiment schon in wenigen Tagen, ja vielleicht schon morgen; aber er würde zum Abschied noch einmal zurückkehren. Karl wußte auch schon von dem neuen Kommandeur, aber nur dem Namen nach, denn niemand kannte ihn, da er bisher in irgendeinem verlassenen Neste in Ostpreußen gestanden hatte.

Und wie nun Karl, während er immer noch den Arm um seine Frau geschlungen hielt, ihr die etwaigen Vorteile oder Nachteile eines neuen Kommandeurs für ihn auseinandersetzte, fand sie nicht den Mut, mit ihrem Geständnis hineinzuplatzen. Darüber gingen sie ins Haus. Es war Zeit zum Abendessen, und draußen begann es schon kühl zu werden.

Während sie allein im Eßzimmer saßen, legte der Bursche einen Brief auf den Tisch. Als Simone die französische Briefmarke sah, griff sie sofort danach. Sie erkannte ihres Vaters Handschrift. Nachdem sie aufgestanden waren, setzte sie sich drüben hin und begann zu lesen. Karl hatte heute abend nichts zu tun. Er war in rosiger Laune, denn der Oberst hatte, als er ihm seine Beförderung mitgeteilt, die Schwadron noch besonders gelobt. So rauchte der junge Rittmeister seine Zigarre, und als Simone, die die Zeilen überflog, plötzlich laut auflachte, fragte er interessiert: „Nun, was ist denn los?"

Da las sie ihm den Brief ihres Vaters vor:

„Meine liebe Simone!

Du wolltest gern Nachricht haben, was bei uns vor sich geht; nun Besonderes nicht. Es sei denn, daß Deine Schwester Claire einem jungen Présailles das Leben geschenkt hat, einem dicken Bengel, der weder ihr noch ihrem Manne ähnlich sieht, so daß es also über diesen Punkt nicht mehr zu reden gibt. Aber ich denke mir, das wird schon noch kommen. Die beste Lösung dürfte wohl die sein, was die Amme behauptet hat: Ganz der Großvater! Das bin nämlich ich! Du wirst mir glauben, mein Kind, daß ich mich nicht sehr geschmeichelt fühle, denn mein Enkel sieht bis jetzt nichts weniger

als geistreich aus, aber das wird schon noch kommen! Das sagen wir nämlich jetzt alle hier. Wir wissen nicht, wer es aufgebracht hat, aber das wird schon noch kommen! Von Dir ist ja wohl ähnliches Glückliches nicht zu melden, wie von Claire, aber das wird schon noch kommen! Deine Mutter ist sehr stolz auf ihren Enkel und damit und mit einem neuen Roman von Bourget, glaube ich (es kann auch ein anderer sein), füllt sie ihre Zeit aus. Tante Jeanne scheint darüber, daß die Présailles noch immer nicht aussterben wollen, nicht sehr erbaut zu sein, aber das wird schon noch kommen!

Was soll ich Dir sonst noch berichten? Du schreibst, Du willst alles wissen. Nun, denke Dir mal, das alte dumme Tier, die Berthe, mußte durchaus zu ihrer Freundin Mareseot gehen, weißt Du die in Trèves, die immer Hunde abrichtete, um sie nach Paris zu schicken, und dort hat sie den Ziegenpeter erwischt. Paul hat ihn natürlich auch schon gehabt und auch Deine arme Mutter. Als wir uns vor nun über zwanzig Jahren kennen lernten, sah sie hübscher aus. Ich habe ihn noch nicht gehabt, aber das wird schon noch kommen! Du würdest das Orchideenhaus gar nicht wieder erkennen; es stehen jetzt gegen hundert Stück darin, Deine Mutter hat sie zwar noch nicht angesehen, aber es wird schon noch kommen!

Was soll ich Dir noch mitteilen? Es geschieht bei uns wirklich nichts. Ja doch! Der alte Larigue hat geheiratet, Du weißt, der alte Esel ist schon achtundsiebzig Jahre, seine Frau soll dagegen erst achtzehn sein, nur sechzig Jahre Unterschied, beinahe mein Lebensalter. Durchgegangen ist sie ihm noch nicht, aber das wird schon noch kommen!

Weiter ist aber wirklich nichts passiert, es sei denn, daß Dein alter Vater immer mehr der Zeit zuwankt, wo ihn die Würmer fressen werden. Du kennst das Lied: ‚Und mit pikanter Sauce fraß man ihn!'

Nein, meine kleine Simone, ich will nicht scherzen, ich bin recht alt geworden. Was soll ich auch noch auf der Welt, Ihr seid ja doch alle viel glücklicher ohne mich. Im übrigen besuchst Du uns nicht, wie Du doch versprochen hattest, und was haben wir nun eigentlich von unseren Kindern? Denn ich möchte Dir nur einmal sagen, Deine Mutter und ich sind mit Deiner Schwester nicht sehr zufrieden. Es ist wirklich, als ob wir gar nicht lebten. Wenn man nicht besonders schreibt, kommt sie nicht. Und wir sind sehr, sehr traurig darüber. Sie ist ja immer in erster Linie Verstandesmensch gewesen, aber es hat alles seine Grenzen. Edmond muß ich in Schutz nehmen, Edmond ist sehr nett. Er kommt sehr oft allein herübergefahren, dann hat Claire immer Besuch oder Migräne oder zu tun, weiß der liebe Himmel was, und ich weiß, Edmond ärgert sich selbst darüber. Er fragt immer sehr nett nach Euch. Eben ist er hier — ich werde unterbrochen, er bringt Nachrichten von Claire. Es geht ihr sehr gut, nur scheint es, als hätte sie noch keine Freude an ihrem Jungen, denn sie überläßt ihn der Amme und fragt nicht nach ihm, aber das wird schon noch kommen!

Und nun einen Kuß, ebenso von Deiner Mutter,

Dein kleiner Papa
Louis de Corvieux."

Karl hatte ein paarmal laut aufgelacht, nun sagte er: „Das ist ja, als ob er selbst spräche. Und seine beiden Pole sind darin, er macht Scherze und denkt, er wird sterben, aber im letzten Wort muß er doch noch seine Redensart anbringen."

Und während der nächsten Viertelstunde fingen nun auch Karl und Simone an, bei jeder Gelegenheit einzufügen: Aber es wird schon noch kommen!

Sie waren heiter wie seit langen Wochen nicht. Simone fühlte sich entschädigt für all die traurigen Tage, die sie in der letzten Zeit verbracht hatte. Und immer kämpfte die junge Frau, wie sie die Nachricht, die eine große Änderung in ihr Dasein brachte, ihrem Manne beibringen sollte. Sie versuchte es auf alle mögliche Art, aber er schien nichts zu merken. Sie sagte: „Drüben das Zimmer steht ja noch leer, da hätten wir eigentlich Deine Geschwister unterbringen können."

Aber er meinte: „Wir haben ja keine Möbel drin."

Simone sagte lächelnd: „Aber die werden schon noch kommen!"

Er verzog keine Miene, und nach einiger Zeit begann die junge Frau davon zu sprechen, daß sie Claire ein Patengeschenk machen müßten. Und dabei sagte sie, sie

hätte am liebsten eine kleine silberne Schüssel, um das erste Süppchen zu essen, mit Serviettenring, großem und kleinem Löffel. Als er darauf keine Antwort gab, meinte sie: „Denn das würde ich selbst gern bekommen. Man muß doch das schenken, was man selbst hübsch findet!“

Da ward er aufmerksam und meinte lachend: „Na, wir haben ja noch Zeit!“

Sie aber sah ihn plötzlich an: „Aber das wird schon noch kommen!“

Und wie sie ihn unverweilt anblickte und lächelte, sprach die Frage aus seinem Auge, und Simone, die es nicht länger aushalten konnte, warf sich ihm an die Brust, und das junge Paar hielt sich lange umschlungen.

XXII.

Seitdem war ein neuer Geist ins Haus eingezogen. Alle möglichen Vorbereitungen wurden getroffen; Simone und Karl gingen daran, das leerstehende Zimmer einzurichten. Sie ließen Kataloge kommen, sie suchten Sachen aus, eine Menge Kindergegenstände wurde bestellt, wobei Frau von Kalkar überall Rat gab, die Vielerfahrene, die wirklich alles praktisch und gut einrichtete. Nun schien ein neuer Lebenszweck da zu sein. Simone lebte nur noch in der Zukunft. Das beschäftigte sie die ganze Zeit, und sie bereitete mit größtem Fleiß alles vor; ihre Gedanken weilten nur noch drüben in dem kleinen Zimmer, als läge dort bereits ein schreiendes kleines Geschöpf in der Wiege.

In der nächsten Zeit war Karl fast noch mehr beschäftigt als zuvor. Der neue Kommandeur war eingetroffen; es war ein Mann, der sich berufen zu fühlen schien, Ordnung in diesem Regiment zu schaffen, das doch unter dem Kommando des Prinzen Erffenstein nach des obersten Kriegsherrn eigenen Worten mustergültige Leistungen aufzuweisen hatte.

Und dieser neue Kommandeur, der seine Offiziere noch gar nicht kannte, nahm sich nicht einmal Zeit, ihre Fähigkeiten zu prüfen, sondern war hinter allen her, als ob keiner ohne Ansporn seine Schuldigkeit täte.

Er pflegte zu sagen: „Meine Herren, wer zwölf Jahre an der Grenze gestanden hat!“ — und jederzeit betonte er die erhöhte Kriegsbereitschaft der dortigen Regimenter, als ob die Armeekorps im Binnenlande weit zurück wären.

Alles war außer sich. Ein Rittmeister, ein reicher, unabhängiger Mann, reichte sofort den Abschied ein, und allen ward jetzt erst bewußt, welch vornehmen, wundervollen Kommandeur sie bisher besessen hatten. Auch denen, die wohl einmal geschimpft, etwa wenn ihnen der Prinz einmal einen Tag Jagdurlaub abgeschlagen hatte.

Vor allen Dingen schien der neue Oberst zu glauben, daß ein junger Rittmeister den Dienst nicht verstünde, und er ihn selbst anlernen müsse. So kam Karl manchmal verzweifelt nach Haus, schleuderte die Mütze in die Ecke, hing klirrend den Pallasch an die Wand und redete davon, sofort den Abschied einzureichen.

Da war es Simone, die ihn tröstete, ihm zuredete, ihm die Sorgenfalten von der Stirn strich.

Er sagte einmal: „Du solltest Dich doch freuen, Simone! Wenn ich den Abschied nehme, könnten wir auf Reisen gehen, leben wo Du wolltest. Ich werde es tun!“

Doch wieder redete sie ihm zu, die Stimmungen würden vergehen, des Kommandeurs Eifer nachlassen; denn die kleine Frau hatte nur einen Gedanken, ihren Mann glücklich zu sehen. Sie wußte, daß er einen Beruf haben mußte, sie fühlte, mit welcher Liebe und Begeisterung er an all dieser mühseligen Arbeit hing, ungelenke Bauernjungen zu Reitern zu erziehen, rohe Pferde fähig zu machen, eines Tages zu seines Vaterlandes Schutz und Ehre zu dienen.

Es kam ihr wohl der Gedanke, wie ein flüchtiger, leiser, glücklicher Traum, wenn er den Abschied nähme, könnten sie am Ende in Frankreich leben, aber das schien ihr als etwas Vermessenes, daran sie gar nicht denken durfte. Denn mit weiblichem Instinkt ahnte sie, dort würde er sich nicht glücklich fühlen, und sie wollte ja alles, alles tragen, mit der Demut und Entsagung einer liebenden Frau, sie wollte Heimweh fühlen und im stillen Tränen nach der Heimat weinen, wenn nur der glücklich war, den sie liebte.

Nun ward aus dem ersten kargen Frühling ein reiches Blühen, so reich, wie es der arme Sandboden nur hergeben konnte. Aber die Birken standen doch voll belaubt im kleinen Gärtchen, und Grün dehnte sich rundum, wenn die junge Frau aus den

Fenstern der Ziegelei auf die Ebene blickte. Kartoffelfelder lagen auf der Seite nach der Stadt zu, über dem Steinbruch streckten sich die grünen Halme des Hafers empor, und im kleinen Garten grünte der Rasen. Es war kein kurzgeschnittener reiner Rasen wie in St. Mathurin, über dessen Stoppeln allwöchentlich die Maschine ging, auf dem sorgfältig Zerstäuber aufgestellt wurden, daß es nur ja nicht an der nötigen Nässe mangelte; es war ein struppiger Rasen, in dem Unkraut wuchs, ja sogar ein paar Getreideähren hervorschossen, aber er war doch grün und tat den Augen wohl. · Er bedeutete Leben.

Karl tat alles mögliche für Simone; er ließ einen Gärtner kommen, daß sie sich ihren Garten etwas einrichten könnte; es wurden Rosen gepflanzt, die Rasenränder gleichmäßig abgestochen, die Wege mit rotgelbem Sande bestreut. Dort, wo das Gebüsch zu dicht und wild wuchs, wurden zum Staunen des Burschen, der den Garten bisher nebenbei mit versorgt, Sträucher ausgerodet, Luft und Licht für die anderen geschaffen. Karl ließ aus Berlin ein paar Gartenmöbel kommen, und nun saß die junge Frau beinahe immer im Grünen unter den Bäumen, während der langen Stunden, wo er im Dienst war, beinahe während des ganzen Tages.

Sie war mit dem Fortschreiten der Zeit und mit der natürlichen Änderung ihres Zustandes etwas lässig und unbeweglich geworden, und obgleich der Arzt ihr geraten hatte zu gehen, so mochte sie es nicht tun. Wohin sollte sie auch gehen? Die staubige Landstraße hinab, auf der die junge Obstbaumpflanzung keinen Schatten gab, das war kein Vergnügen, wenn unabläſſig die Lastwagen mit den Porzellan- und Topfwaren vorüberfuhren — und vom Wege ab allein in den Wald, da hätte sie sich gefürchtet. So blieb sie meist im Garten; dort machte sie die Runde um ihre zwei großen Rasenplätze. Das war ihre ganze Bewegung. Denn auch um das Haus mochte sie nicht gehen, in einem Gefühl, das bei ihr immer mehr die Oberhand gewann, der Scham, als müsse sie sich verstecken.

So saß sie denn auf ihrer Bank im Garten und nähte Kindersachen. Das beschäftigte sie jetzt ganz. Alles wollte sie selbst machen, nichts fertig kaufen. Sie hatte sich das Ziel gesteckt, daß ihr Kind nur von ihr besorgt werden dürfte, nur Dinge tragen sollte, die sie selbst angefertigt. Sie säumte Windeln, sie machte kleine Mützchen und zog kokette lila, blaue, rote, grüne Bändchen durch, denn sie richtete sich für alles und jedes ganze verschiedene Garnituren ein.

Die anderen Damen besuchten sie wohl ab und zu in der Ziegelei, aber wie sie die meisten nur oberflächlich kannte, so war die Zeit jetzt nicht dazu angetan, engere Verbindungen zu knüpfen; denn Simone war einseitig, fast selbstsüchtig geworden, selbstsüchtig für das, was ihr bevorstand, für ihr Kind. Es gab nichts anderes mehr auf der Welt. Sie, die zuerst nach allem gefragt und versucht hatte Interesse zu zeigen und sich hineinzufinden in diese andere, die deutsche Welt, die sie umgab, änderte sich darin vollkommen. Sie sprach nur noch von ihrer Kinderausstattung, von den Farben, die diese Decke haben sollte oder die Wolle jenes kleinen Schuhchens, an dem sie strickte.

Das war nichts für Frau von Belzig, und die jungen Frauen sahen sich nun fast gar nicht mehr.

Den anderen ging es ähnlich, es hieß bald: „Ja, wir können doch der Rundstetten nicht nachlaufen; wenn sie nicht kommt, dann kommen wir auch nicht. Und sie müßte sich doch um uns bemühen, wir sind doch länger hier! Außerdem ist sie die Fremde.“

Doch Simone bemühte sich nicht. Ein paarmal machte ihr Karl Andeutungen, sie solle sich nicht so zurückziehen, und einige Male steigerten sich diese Andeutungen, wenn er dienstlichen Ärger gehabt hatte, bis zu Vorwürfen.

Aber Simone schien völlig verwandelt; sie war nicht mehr ergeben, sie setzte ihren eigenen Willen auf, sie wurde oft nervös, war empfindlich, als verschwände ihr eigentlicher Charakter in dieser Zeit ihres Lebens hinter dem dieses unbekannten, unbewußten Wesens, das heute noch mit ihr zusammenwuchs und sich erst einmal von ihr trennen sollte.

Karl hatte gemeint, sie müßten jetzt durchaus daran denken, ihre Besuche auf den Gütern zu machen, aber Simone wurde erregt, sobald er nur daran rührte. Jetzt nicht, das

konnte er nicht von ihr verlangen, später würde noch Zeit genug sein; sie hätte nicht die Absicht, sich jetzt so vor fremden Leuten zu zeigen; sie wäre wirklich nicht in der Stimmung, sich Bekannte auf den Hals zu laden, von denen sie doch nichts hätte.

Und sie spann sich völlig ein. Die Vereinsamung während der Dienststunden ihres Mannes, die sie zuerst in stillem Heimweh empfunden, war ihr jetzt nicht mehr unangenehm, sondern geradezu ein Bedürfnis. Sie sah nun beinahe keinen Menschen mehr, nur wenn Frau von Kalkar kam, freute sie sich, denn mit der konnte sie von ihren Babyarbeiten sprechen, ohne sie zu ermüden.

Aber sie besuchte auch die Herrschaften in Rosenau nicht. Karl hatte ihr zugeredet, sie möchte doch etwas spazieren fahren, der Krümperwagen stünde vormittags und nachmittags zu ihrer Verfügung, aber sie behauptete, das Fahren vertrüge sie nicht. Und wo sollte sie auch hinfahren? Doch nicht einsam auf die Landstraße hinaus, doch nicht nach Rosenau, wo sie Leute traf, die sie nicht sehen mochte.

Simone ward ganz menschenscheu, und die eigentümliche Geistesrichtung, daß sie nur noch ihre Wäsche zählte, Häubchen, Leibchen, Strümpfe, Windeln, Tücher, Mützchen, Schuhchen, Handschuhe, Schleier, Mäntel, Decken, Jäckchen, Kleider, Steckkissen, Betten durchsah, häufte, liebkoste, streichelte, machte Karl zuzeiten fast Sorge. Sie ließ sich allerlei Journale kommen über Kindermoden, Kataloge von Babyausstattungen, und sie lebte ganz in dieser Welt, so völlig, daß ihr Heimweh vergangen war, daß sie nur wenige Zeilen nach Hause schrieb, immer mit dem Vermerk: ‚In größter Eile, denn sie habe sehr viel zu tun.‘

Wenn ihr Mann, der diesem Rätsel mit einigem Bangen gegenüberstand, ihre Gedanken abzulenken suchte und von seinen Bestrebungen sprach, von seinem Dienst, von seinen kleinen und großen Sorgen, dann hörte sie jetzt nur ungeduldig zu und warf plötzlich eine Frage dazwischen, z. B. ob die weißlackierten Möbel des Kinderzimmers nicht lieber rot abgesetzt werden sollten, statt blau, wie sie jetzt waren. Er blickte sie erstaunt an, er begriff sie gar nicht; denn sie war auch sonderbar gegen ihn, sie fragte nicht nach ihm, sie kümmerte sich nicht um seine Angelegenheiten, und ihm schien, als wäre ihre Liebe erkaltet, als gehörte bereits deren besserer Teil dem jungen Menschenkind, das noch nicht einmal das Licht der Welt erblickt hatte.

Er wurde fast eifersüchtig, und verschiedene Dinge begannen jetzt eine leise Trübung in dem Verhältnis der Gatten hervorzurufen. Sie, die in anbetender Liebe alles köstlich und unvergleichlich an ihm gefunden, hatte plötzlich verschiedenes an ihm zu tadeln. Er war ihr zu laut, seine Bewegungen zu brüsk und heftig, sie konnte eine Zeitlang das Klirren der Sporenräder gar nicht mehr vertragen. Und ihr Geruchssinn wurde von unheimlicher Empfindlichkeit.

Einmal sagte sie ihm, als er vom Reiten kam, und sie machte dabei ein ganz von Ekel erfülltes Gesicht: „Du riechst so nach Pferd, Charles!“

Er schüttelte den Kopf und schlich gutmütig hinaus. Das wiederholte sich. Schließlich zeigte er sich nie mehr vor ihr im Reitanzug, sondern zog sich peinlich immer erst um, ehe er die Räume betrat, in denen sie weilte.

Einmal aber mußte er nachmittags noch reiten und blieb zu Tisch in hohen Stiefeln, wie er aus der Reitbahn gekommen war.

Da stand Simone, seine kleine geliebte Simone, die um ihn ihr Sonnenland verlassen, plötzlich auf, hielt sich die Nase zu, erklärte, sie wäre nicht imstande diesen Geruch auszuhalten, sie könne einfach nicht essen — und verließ das Zimmer.

Ihm blieb der Bissen im Munde stecken, und statt ihr Benehmen ihrem Zustand zugute zu halten, packte ihn, den ruhigen Menschen, der sich sonst nicht aus der Fassung bringen ließ, plötzlich ein großer Zorn. Er hatte das alles mit angesehen, er war jetzt seit Wochen gereizt worden, schwierige dienstliche Verhältnisse hatten an den Nerven des sonst unerschütterlichen Mannes gerüttelt, und plötzlich erhob er sich gleichfalls, nahm in sinnloser Wut seinen Teller und schleuderte ihn nach der geschlossenen Tür, hinter der Simone verschwunden war. Der Teller zerschellte, und ein großer grüner Fleck vom Spinat, der darauf gelegen, blieb am Holz hängen.

Karl starrte auf die Scherben, die der

zu Tode erschrockene Bursche jetzt zusammenlas, dann zur Tür, an der noch immer das seltsame grüne Wurfgeschoß saß, etwa wie die Reste eines Schneeballens an einer Hauswand.

Da plötzlich löste sich langsam der obere Teil des erstarrten grünen Breies, sank in die Luft hinaus, und mit einemmal fiel die grüne Spinatfläche von der Tür ab und dem Burschen, der gerade nach einer Scherbe griff, klatschend und spritzend auf den Kopf.

Das brachte Karl zur Besinnung. Er schämte sich, und plötzlich löste sich das alles in einem krampfartigen Lachanfall, so daß er sich auf einen Stuhl setzen mußte und sich die Seite hielt.

Simone hatte draußen das tosende Gelächter gehört, sie eilte zur Tür, riß den Flügel auf und stand plötzlich in dem lang herabwallenden weiten Rock, den sie jetzt trug, mit ihrem neuerdings immer echauffierten Teint, in der Tür und fragte drohend: „Du lachst wohl noch über mich?“

Ehe Karl etwas erklären konnte, warf sie die Tür zu, daß nun auch noch der letzte Spinatrest zu Boden sank. Karl folgte Simone. Er ging in sein Zimmer, in den Salon, ins Boudoir, endlich fand er sie im Schlafzimmer, zusammengesunken neben dem Bett. Sie verbarg ihr Gesicht in den Decken und schluchzte, daß ihre Schultern zuckten. Ängstlich versuchte er sie aufzurichten, sie zu trösten, in ihr Gesicht zu blicken; sie wandte sich ab und wollte keine Erklärung geben. Da kniete er neben ihr nieder, umschlang seine kleine Frau, bat und flehte, sie möchte ihres Zustandes eingedenk sein, sich nicht aufregen und ihm nur einmal sagen, was er tun könne, sie zu beruhigen.

Doch es war nichts aus ihr herauszubekommen, bis sie endlich sich herumwandte und er in ihr tränenüberströmtes Gesicht sah, dessen schwarze Augen ihn umflort unter dem Tränenschleier vorwurfsvoll anblickten. Er las darin: ‚Du liebst mich nicht mehr!‘

Er machte ein paar ungeschickte Redensarten; weil er nicht die rechten Worte fand, setzte sich bei ihr noch mehr die Überzeugung fest, und sie sagte jetzt ganz erstarrt den Kopf beugend: „Siehst Du, Charles, Du liebst mich nicht mehr!“

Er mochte sagen, was er wollte, er mochte flehen und bitten und sie küssen, sie blieb dabei, als ob ein finsterer Verdacht in ihr fräße.

Und es kam noch mehr hinzu. Sie begann plötzlich eine Art Abneigung gegen seine Pferde zu bekommen, als wäre sie eifersüchtig auf sie, als sähe sie in ihnen den Gegenstand, der ihr ihres Mannes Liebe entzog. Das sank wie ein Schatten zwischen ihnen nieder. Die Pferde, die Pferde, immer die Pferde! Sie galten ihm alles, und um seine kleine Frau kümmerte er sich nicht mehr. Auf der Seite, wo der Stall lag, durften die Fenster nicht mehr geöffnet werden, denn der entsetzliche Stallduft verfolgte Simone überall hin. Und wie er es nun vermied, von den Pferden zu sprechen, kam erst recht eine Entfremdung zwischen sie. Er wagte es nicht mehr, das Thema zu berühren, und trotzdem füllte es sein ganzes Leben aus. Er war kein Mann von großen Interessen. Für seine Pferde, für seinen Dienst lebte er, er wollte in seinem Beruf etwas erreichen und wäre es auch nur für seine Frau gewesen, daß sie wüßte, sie hatte keinen Unwürdigen geheiratet, sondern einen Mann, der es zu etwas brachte in der Welt. Aber da er nicht davon sprechen durfte, so schwieg er endlich ganz. Und ihre Mahlzeiten verliefen still.

Nach dem Essen blieben sie nicht einmal mehr zusammen. Er fing in dieser Verstimmung und Vereinsamung wieder an Klavier zu spielen; aber sie konnte die Musik nicht vertragen, es war ihr zu laut, und dann wieder machte sie ihm Vorwürfe, er kümmere sich mehr um sein Klavier als um sie. Warum er denn spiele, statt sie zu unterhalten.

Das verleidete ihm die Musik. Nun blieb der Flügel wochenlang geschlossen, und als Simone endlich eines Tages bat, er möchte ihr ein Stück vorspielen von Francis Thomé, das sie früher in St. Mathurin von der Gräfin Kerzareg gehört, sagte er achselzuckend: „Ich bin ganz aus der Übung gekommen, und meine Finger sind steif.“

Er freute sich ein wenig, sie zu ärgern und ihr eine Lektion zu erteilen. Doch sie antwortete sofort, in dem gereizten Zustand, in dem sie sich jetzt befand: „Das kommt einfach vom Zügelhalten!“

Und nun, wo wiederum seine Pferde angegriffen wurden, sein Reiten, das doch eben schließlich zu seinem Beruf gehörte, packte ihn abermals der Ärger. Er wollte etwas Scharfes erwidern, aber er bekämpfte sich und ging hinaus.

Er war traurig, er war tief, tief traurig, und an diesem Tage beschäftigte ihn sein häusliches Schicksal während des ganzen Tages beim Dienst. Er begriff nicht, wie das gekommen, es war ja eine völlige Wandlung, obwohl sie doch noch kein Jahr verheiratet waren! Wo war all die himmelstürmende Liebe, der Überschwang der Seelen geblieben? Dieses Zueinandergehören auf den ersten Blick?

Und an diesem Tage ritt er Schritt nach Hause, und als er an die Ziegelei kam, bog er nicht zur Villa ab, sondern folgte der Chaussee weiter hinunter und überraschte sich dabei, daß er schließlich in Gedanken mit seinem Pferde wohl eine halbe Stunde halten geblieben war. Sie standen seitab am Waldrand, und mit langgestrecktem Halse rupfte der Gaul Gräser ab.

Immer und immer wieder fragte sich Karl, wie ist das nur möglich? Und er fühlte sich plötzlich todunglücklich. Dann kamen wieder weichere Stimmungen, er sah die kleine Simone vor sich stehen in ihrer schlanken, zierlichen Mädchengestalt, und der Reiz packte ihn derartig, daß er am liebsten sofort Galopp nach Hause geritten wäre, ihr sein Benehmen abzubitten und zu versprechen, er würde alles tun, was sie nur wollte.

Aber im nächsten Augenblick stand ihre jetzt unförmige Gestalt vor seiner Phantasie und daß er nicht mehr Klavier spielen durfte und nicht von Reiten, Pferden und seinem Berufe reden, und als er sich erinnerte, wie sie vor seinem Geruch floh, sagte er sich ganz erschrocken, als hätte er eine entsetzliche Wahrheit gefunden: „Sie ekelt sich vor mir!“

Da trat der Gaul heftig hin und her und stieg mit einemmal, daß der zerstreute Reiter fast aus dem Sattel gekommen wäre. Die Zügel waren heruntergefallen, das Pferd hatte hineingetreten. Karl sprang schnell ab, hob den Pferdefuß aus den Kandarenzügeln heraus. Dann saß er auf und der pferdeschonende Mann ritt in so scharfem Galopp nach Hause, daß der Pferdehals schwitzte, als er vor dem Stall absaß.

Nun wußte Karl, jetzt noch er besonders, der Schweiß teilte sich Stiefeln, Hosen, Handschuhen mit, die Schöße des Überrockes berührten die Pferdehaut, so durfte er nicht hineingehen zu seiner Frau; denn er, ihr Charles, ihr Abgott, der, den sie geliebt auf den ersten Blick, war ihr unangenehm.

Er zog sich in das Schrankzimmer zurück, in das er jetzt sogar seinen Waschtisch hatte stellen lassen, und begann sich umzukleiden, doch nur langsam, er kam nicht vom Fleck. Immer überlegte er und überlegte: er war ihr unangenehm. Das war aus all der Liebe geworden nach einem Jahr, nur einem einzigen Jahre!

Ein paar Tage darauf sprach er mit dem Arzt über Simone. Der hörte ihm lächelnd zu und meinte, ob er denn nicht wüßte, daß Frauen in diesem Zustand oft reizbar und sogar sehr sonderbar sein könnten. Er sollte sich doch beruhigen, das ginge später gewiß alles vorüber. Nur müsse er natürlich danach trachten, seiner Frau alle Steine aus dem Wege zu räumen, er müsse etwaigen Launen zwar, wenn sie schädlich wären, kurz und fest entgegentreten, aber wenn sie weiter nichts bedeuteten, ihnen ruhig nachgeben und sich immer sagen: Geduld, Geduld, es kommt alles wieder ins alte Gleis.

Und als wäre dies Rezept sofort von Wirkung, verstanden sich die beiden Gatten in der nächsten Zeit viel besser. Simone schien weniger reizbar zu sein, sie war weicher gestimmt, sie kam ihm mehr entgegen, vielleicht, weil der Abschied von ihm auf drei Wochen unmittelbar bevorstand, denn die Manöver begannen.

Karl dachte mit einigem Unbehagen an die Zeit, wo Simone allein sein sollte. Er hatte einen Augenblick den Plan, sie nach Hause zu ihren Eltern zu schicken, aber das ließ er bald fallen, denn die Reise war zu weit und wer sollte sie hinbringen? Den dazu nötigen Urlaub hätte er keinesfalls bekommen. Da kam eine Einladung seiner Schwester Tornow, in den herzlichsten Worten gehalten, Simone solle doch die Manöverzeit bei ihnen in Groß-Tornow zubringen. Es war doch eigentlich auch das Selbstverständlichste, und wie Gräfin Tornow schrieb, mußten sie sich doch einmal in längerem Zusammensein näher kommen.

Aber Simone wollte nicht. Sie war, als die Gatten es besprachen, weich, und

**Aus unserer Studienmappe:**

Studienkopf von Moritz Röbbecke-Berlin.

die beiden saßen jetzt wieder, wie seit langer Zeit nicht mehr, abends traulich im Wohnzimmer zusammen. Simone sagte, indem sie sich an ihren Mann schmiegte: „Karl, ich würde mich da allein sehr unglücklich fühlen."

Es kränkte ihn ein wenig, weil es sich doch um seine Schwester handelte, und eigentlich begriff er Simone nicht. Doch sie setzte ihm schmeichelnd auseinander, sie möchte allein nicht reisen, es käme dort vielleicht Besuch, den sie nicht kennte, und ihre erste Anwesenheit bei den Geschwistern sollte nicht von statten gehen ohne ihren Charles. Dabei hielt sie seine Hand, und in einem Augenblick der Zärtlichkeit war aller Unmut der letzten Zeit von seiner Stirn verflogen.

So groß war die Einsamkeit auch nicht in Rosenau, denn Frau von Kalkar blieb da, während allerdings die kleine Belzig mit Verwandten nach Ostende ging; denn sie hatte erklärt, sie könne es in diesem schrecklichen Nest nicht aushalten.

Am letzten Tage überraschte Karl noch seine Frau. Ein kleiner Korbwagen fuhr vor mit einem Groom hinten darauf und zwei Doppelponies davor. Das hatte sie sich einmal ganz in der ersten Zeit ihrer Ehe gewünscht, und Karl sagte lächelnd: „Siehst Du, damit Du wenigstens ausfahren kannst und auch einmal die anderen Damen besuchen, Frau von Kalkar und Frau von Vorst. Denn die Krümper sind ja im Manöver."

Simone klatschte in die Hände, trat an die Pferdchen heran, streichelte sie, und dann setzten sie sich am Tage, ehe das Regiment ausrückte, in den kleinen Wagen.

Simone, der als Mädchen in St. Mathurin der Kutscher manchmal die Zügel anvertraut hatte, wenn sie auf dem Bock saß, weil in der Viktoria für sie kein Platz mehr war, fuhr unter Karls Anleitung ein Stück die Straße hinauf; die Tiere waren ruhig und sicher, liefen ganz von selbst, und die junge Frau war entzückt über den Gedanken. Es schien, als sollte sie nun täglich ihre Spazierfahrt machen, Karl wußte sie ein wenig beschäftigt, und die Abgeschiedenheit nahm vielleicht ein Ende, denn schon der Gedanke, daß der Wagen im Stall stand, stellte eine Verbindung mit der Außenwelt her.

Am nächsten Morgen trat Karl, als das erste Licht zum Fenster hereinfiel, im Reitanzug fertig zum Ausrücken an Simones Bett, um von ihr Abschied zu nehmen. Er setzte sich dazu neben sie, umschlang sie und empfahl ihr Schonung nnd Ruhe, dabei aber täglich ihre Ausfahrt zu machen. Er hätte mit Major von Kalkar gesprochen, der meine, seine Frau würde mit Freuden täglich die kleine Simone begleiten. Dann bat er noch einmal, sie sollte täglich schreiben, und auch er mußte es ihr versprechen. Ängstlich fragte sie zum so und so vielsten Male, wie die Briefe zu adressieren wären, dann beugte er sich zu ihr nieder und sagte, indem er sein Gesicht dem ihren näherte: „Und nicht wahr, wenn das Geringste passiert, telegraphierst Du sofort?"

Sie versprach es. Dann fragte er: „Bist Du denn ein wenig traurig, daß ich fortgehe?"

Mit einemmal entstürzte ein Tränenstrom ihren Augen.

„Wie kannst Du so fragen, Charles?"

„Ich komme ja wieder."

„Aber erst nach so langer Zeit!"

„Vielleicht kann ich Dich besuchen," sagte er, und seine Augen leuchteten. „Ich weiß es noch nicht bestimmt. Aber über Sonntag oder an einem Rasttage wäre es doch möglich."

Sie fragte sofort: „Wann kommst Du?"

Er konnte es nicht bestimmt sagen, und da ward sie wieder etwas trauriger. Aber er blickte ungeduldig nach der Uhr, sie hatten sich schon verschwatzt, es war Zeit, höchste Zeit.

Sie bat: „Nur noch einen Augenblick, ich sehe Dich ja so lange nicht mehr."

Doch er erhob sich vom Bett, er hatte keine Zeit, es litt ihn nicht länger, im Dienst gab es keine Rücksicht. Das sagte er ihr. Sie verstand es nicht. Und als er es ihr in ernstem Ton wiederholte und sich, etwas nervös geworden, aus ihrer Umklammerung losmachte, rief sie: „Dieser Dienst, dieser alberne Dienst! Der Oberst wird auch weiter nichts sagen; Du mußt doch wenigstens noch von Deiner Frau Abschied nehmen können, wenn Du sie so lange allein läßt."

Aber in diesem Augenblick klopfte es draußen an der Tür, und der Bursche rief: „Herr Graf, es ist gleich dreiviertel!"

Da sprang Graf Rundstetten auf. Zu einer Auseinandersetzung war jetzt keine Zeit mehr. Auf den Abschied hatten sie sich seit vierzehn Tagen vorbereitet, jetzt konnte er keine Erklärungen mehr geben. Und er beugte sich zu seiner Frau nieder und sagte nur noch: „Adieu, meine kleine Simone! Bleib gesund! Schreibe. Nicht wahr, sobald irgend etwas fehlt, telegraphierst Du. Nun leb wohl!"

Doch sie war gereizt und ärgerlich, sie begriff nicht, daß ihr Mann in solchem Augenblick keine Zeit mehr für sie hatte, wo er sie wochenlang mutterseelenallein lassen würde. Da widerstrebte sie ihm, sperrte sich gegen seinen Kuß, streckte ihm die Arme entgegen, damit er den Kopf ihr nicht nähern sollte.

Er machte einen Laut des Bedauerns; er sagte ein paarmal: „Bitte!" — rief: „Simone, sei doch gut!" Doch sie wandte ihr Gesicht ab und, nervös, vielleicht auch etwas müde, denn sonst weckte er sie früh nicht, wenn er zum Dienst ging, und gestern waren sie erst spät zu Bett gegangen, zog sie die Decke über ihr Gesicht.

Sie erwartete, er würde ihr gleich das Tuch fortziehen, sie wartete auf seinen Abschiedskuß, den sie jetzt nicht verweigert hätte. Aber nichts rührte sich, alles blieb still, und schließlich schaute sie ängstlich unter der Decke hervor und starrte erschrocken ins leere Zimmer: Er war fort!

Sie war fassungslos. Ein Weinkrampf überfiel nnd schüttelte sie so heftig, daß das ganze Bett sich bewegte; dann wischte sie sich die Augen, strich sich das Haar aus der Stirn, setzte sich aufrecht im Bett und starrte verzweifelt vor sich hin.

Digitized by Google

Ihr Kopf war wirr und leer, sie begriff nicht, daß sie allein war; sie verstand nicht, daß Karl so fortgelaufen sein konnte. Sie blickte sich mit tränenden Augen in dem halbdunklen Zimmer um, und plötzlich kam über sie ein Gefühl furchtbarer Öde und Verlassenheit. Sie hatte hier in dem fremden Land, wie sie meinte, keine mitfühlende Seele, niemand, niemand, als nur ihren Mann allein, und der war von ihr gegangen, ohne Abschied zu nehmen. Das erschien ihr wie ein Treubruch.

Während sie so vor sich hinstarrend dasaß, tönten Trompetenklänge, der volle Marsch eines ganzen Trompeterkorps, an dessen hellen Lauten man deutlich die Musikinstrumente der Kavallerie heraushörte.

Es war das ins Manöver rückende Regiment.

Simone lauschte der Musik und hörte deutlich auf der Straße, die an der Ziegelei vorbeiführte, das Hufgeklapper der vielen hundert Pferde. Es übertönte fast die Musik, die in immer größerer Ferne verklang, und bald wurden auch die Laute von den Pferdehufen dünner und schwächer, schließlich hörten sie ganz auf. Simone lauschte, nichts regte sich. Mit tränenüberströmten Augen saß sie aufrecht im Bett, und als die große Ruhe eingetreten war, stand sie schwerfällig auf, ging ans Fenster, blickte hinaus über den Steinbruch auf die Straße, die zwischen den gelben Stoppeln weit hinaus zu verfolgen war, und in der Ferne sah sie nur noch, über die Alleebäume aufsteigend, eine dichte Staubwolke, die wie der Rauch der Kartoffelfeuer in langsam hintreibenden Nebelballen über die kahlen, abgeernteten Äcker zog.

In der erregten Phantasie ihres Zustandes war es ihr fast, als ob Karl sie treulos verlassen hätte, als ob er jetzt mit dem dort hinausritt, was ihn seiner Simone abspenstig gemacht, den Pferden und dem Dienst, der seiner kleinen Simone vorging und Karl soviel wichtiger war, daß er nicht einmal hatte von ihr Abschied nehmen können.

Jetzt war draußen der letzte Reiter verschwunden, der Staub hatte sich verzogen und, von den ersten Sonnenstrahlen schräg beleuchtet, lag eintönig, gelb und grau, jetzt wieder fast ohne Vegetation, die langweilige Ebene da wie an dem Tage, als sie Simone zum ersten Male erblickt hatte.

Schwerfällig stieg die junge Frau in ihr Bett, hüllte sich in die Decken, zog sie sich über den Kopf, als wollte sie von dieser nüchternen, grauen Welt nichts, nichts mehr sehen.

## XXIII.

Nun vergingen traurig und öde die Tage. Einer glich dem andern, einer schien Simone länger als der andere, nur Karls Briefe trösteten sie; denn sie kam doch über die Verstimmung heraus. Jeden Tag wartete sie wie eine ängstliche Braut, ob ihr täglicher Brief auf dem Frühstückstische läge. Und täglich auch schrieb sie ihrem Mann. Es waren immer dieselben Worte, denn sie erlebte nichts: die Klage, daß sie sich einsam fühle, die Erzählung, daß Frau von Kalkar dagewesen sei oder daß sie die Frau des Majors in Rosenau besucht hätte.

Aber die Fahrten in dem kleinen Wagen wurden seltener; es war Simone jedesmal eine Überwindung, einzusteigen, und als sie einmal zu nahe an einen Prellstein herangefahren war, hatte sie Angst und mochte die Zügel nicht mehr in die Hand nehmen. Schließlich gab sie das Fahren auf und blieb nur noch in ihrem kleinen Gärtchen sitzen, wo die Blumen leuchteten, die ihr Karl hatte setzen lassen; nicht in solcher Farbenpracht und Auswahl der Arten wie in St. Mathurin, aber doch zarte, feine, farbige Kinder der Natur, die ihrem Auge wohltaten.

Simone träumte dort gern allein. Sie setzte sich mit einem französischen Buche auf die Bank unter die Birken, ein paar nun längst abgeblühte Fliedersträucher versteckten sie fremden Blicken, so daß sie sich ganz allein fühlte. Das war ihr das Liebste; denn es war seltsam, auch über die liebe gute Frau von Kalkar ärgerte sie sich jetzt meist. Die war doch zu pedantisch, zu spießbürgerlich und doch eigentlich zu gräßlich angezogen: die lebendig gewordene Geschmacklosigkeit.

Und in dieser Zeit wurde auch der kleinste Junge der Majorsfrau krank, so daß sie die ganze letzte Woche nicht mehr gekommen war. Auch Karls Pläne hatten sich nicht verwirklichen lassen, das Gelände der Herbstübungen lag zu weit entfernt, die Züge paßten nicht; der Oberst, schrieb Karl, hatte ein schiefes Gesicht gezogen, weil einer der anderen Schwadrons-Chefs

nicht da gewesen war, als er einmal unerwartet blanke Pferde im Regiment abgehalten hatte. So wollte Karl lieber warten, es waren ja ohnedies nur noch sechs Tage.

Die junge Frau verbrachte ihren Morgen im Garten, dann aß sie ganz allein, und am Nachmittag, denn es blieb immer schönes Wetter, saß sie wieder auf ihrer Bank. Abends ging sie zeitig zur Ruhe. Sie war müde, müde, immer müde. Schwer und ungeschickt fühlte sie sich. Sie hatte bisweilen Schmerzen, und sie konnte den Augenblick nicht mehr erwarten, bis Karl heimkehrte.

Aus der Heimat war lange kein Brief gekommen. Endlich aber erschien einer von Tante Jeanne. Die schrieb, Simone solle sich nicht ängstigen, sie müsse ihr etwas sagen. Durch die Entfernung klänge es schwerer, aber der Vater wäre krank. Man wüßte eigentlich nicht, was ihm fehle; der Arzt hätte gemeint, er solle sich zu Bett legen, aber sie kennten ja alle seine Abneigung dagegen, er wäre in der Tat nicht dazu zu bewegen.

Simone erinnerte sich, daß ihr Vater immer die Redensart im Munde geführt: Wenn ich krank bin und es kommt einmal so weit, daß ich liegen muß, dann stehe ich auch nie wieder auf.

Das war ihm fast zu einem Grundsatz geworden.

Tante Jeanne schrieb, es würde wohl in der nächsten Zeit besser gehen und sie hoffe, in wenigen Tagen schon günstigere Nachricht geben zu können.

Trotz aller Milderungen und Umschreibungen regte sich Simone doch auf. Sie fühlte, daß man ihr nicht die Wahrheit sagen wollte, und sie schickte ein Telegramm nach Hause mit bezahlter Rückantwort, um zu sofortiger Antwort zu zwingen. Aber die Antwort erregte sie noch mehr. Denn sie war eigentlich keine, sondern lautete:

„Näheres im Brief, der schon unterwegs ist."

Nun wurde Simone nervös. Sie saß auf ihrer Gartenbank, nicht mehr mit einem Buch, nicht mehr mit ihren Kinderarbeiten beschäftigt, die plötzlich alles Interesse verloren zu haben schienen, sondern nur mit Briefpapier, auf das sie fortwährend Anfänge von Briefen warf; abgerissene Sätze, die sie nie zu Ende brachte. Dann legte sie wieder die Feder fort und sagte sich: Wenn doch mein Charles da wäre! Und sie war rat- und hilflos. Sie dachte einen Moment an Frau von Kalkar, aber sie fühlte sich in der letzten Zeit so ungeschickt, so matt, so schwer, so müde, daß sie das Haus nicht mehr verlassen mochte. Und schreiben konnte sie eben nicht! Was sollte sie auch schreiben? Sie konnte doch nicht die ganzen Umstände, alle Gefühle auseinander setzen; hier begriff man sie ja doch nicht. Und noch nie meinte sie so empfunden zu haben, wie fremd sie im Grunde doch eigentlich hier war. Sie hatte nicht Wurzel geschlagen, sie konnte es nicht. Es lag in den unglücklichen Verhältnissen, daß es hier fast keine Damen gab und daß gerade jetzt ihr Zustand gekommen, der sie hinderte teil zu nehmen, andere zu besuchen. Sie bildete sich ein, wenn das nicht gewesen wäre, würde sie auf den Gütern herumgefahren sein, hätte eine Menge Bekanntschaften gemacht, und würde ihre Schwägerin Tornow, ja sogar Schwerinsdorfs besucht haben. Und sie sagte sich nicht, daß es, ob so oder so, dasselbe geblieben wäre, denn ihre Art war nun einmal so und Menschen und Verhältnisse ließen sich nicht ändern.

Nun irrte sie unruhig von einem Zimmer zum andern, nirgends fand sie Ruhe, immer quälte sie der Gedanke an den kranken Vater. Sie regte sich dabei so auf, daß sie schließlich vor Ermattung abends nicht schlafen konnte. Immer dachte sie dabei, wenn doch der Brief da wäre! Und dann wieder sagte sie sich: Warum mußte das sein, gerade während Karl nicht zu Hause war? Und jetzt empfand sie seine Abwesenheit wie eine Rücksichtslosigkeit von seiner Seite und wurde seltsam hart und ungerecht gegen ihn, als könnte er anders, als seine Pflicht tun.

Endlich kam der erwartete Brief. Sie riß ihn auf und überflog die Zeilen; er war von Tante Jeanne. Frau de Corvieux ließ ihrer Tochter sagen, sie wäre durch die Krankheit so aufgeregt, daß sie nicht selbst schreiben könne; sie hätte infolgedessen die gute Tante beauftragt, es für sie zu übernehmen. Der Vater hätte einen Schlaganfall erlitten und läge zu Bett, läge, denn er wäre nicht mehr imstande zu gehen, ja er könne sich nicht einmal aufrichten.

Simone las schreckverstört diese Mit-

teilung. Die Buchstaben tanzten ihr vor den Augen, sie wußte eigentlich nicht recht, was sie gelesen. Und nun setzte sie sich noch einmal in das Zimmer ihres Mannes, suchte ihre Gedanken zusammen und las sich den Brief laut vor, um sich zu zwingen, dabei zu bleiben. Da fand sie denn noch ein paar andere Sachen, als im ersten Augenblick: Nämlich, der Vater hätte zuerst auf dem Sopa gelegen, weil er das Bett floh und jetzt wäre seine Stimmung ganz niedergedrückt, denn er meinte, nun müsse er sterben. Ob denn keine Möglichkeit vorhanden wäre, daß Simone käme.

Darüber geriet die junge Frau in die größte Aufregung. Es ging doch nicht! Die da drüben mußten das doch wissen, sie hatte ihnen doch oft genug geschrieben, wie jammervoll sie sich fühle.

Und sie war so empört über die Zumutung, in ihrem Zustand zu reisen, allein, ohne ihren Mann, daß sie darüber fast den Kummer über den Vater vergaß.

Als dann einige Zeit vergangen war, ward sie ruhiger und überlegte, was zu tun sei. Der arme kleine Papa, so krank, so schwer krank. Nein, sie mußte ihn doch sehen. Und sie beschloß Karl zu telegraphieren; er würde zurückkommen und sie hinbegleiten.

In der Not fuhr sie endlich doch zu Frau von Kalkar. Der kleine Groom, der schon in der Zwischenzeit, weil die Aufsicht fehlte und er nichts zu tun hatte, ein wenig verbummelt und auch frech geworden war, mußte die Zügel nehmen, denn sie rührte nicht daran.

Unter Tränen erzählte sie in furchtbarer Aufregung, mit ausdrucksvollen Augen, lebhaften Handbewegungen, nervös hin und hertastenden Fingern, was geschehen war. Sie kaute dabei an ihrem kleinen Taschentuch und warf die Worte mit solcher Geschwindigkeit heraus, daß Frau von Kalkar gar nicht verstand, was sie meinte.

Die suchte sie zu beruhigen und redete ihr Vernunft ein; es ginge nicht, sie könne in den letzten drei Tagen, wo der Kaiser dem Manöver beiwohnte, Karl so etwas nicht telegraphieren.

Simone sah es nicht ein.

„Aber wenn nun die nächsten Angehörigen krank sind? So etwas kann doch gar nicht erlaubt sein! Der General muß doch ein Herz haben! Er geht einfach zum General und sagt: ‚Wissen Sie, Herr General, mein Schwiegervater ist nämlich krank und meine Frau muß reisen und allein kann sie nicht reisen, ich muß sie unbedingt begleiten! Das muß doch der General einsehen.“

Sie sprach nur immer vom General, irgendeinem General, unter dem sie sich die Gesamtheit der Vorgesetzten verkörpert zu denken schien. Denn trotz aller Erzählungen ihres Mannes hatte sie von militärischen Dingen nicht die geringste Ahnung.

Frau von Kalkar aber, als echte Soldatenfrau, und ein Soldatenkind außerdem, denn ihr Vater war 1870 bei Orleans geblieben, suchte ihr auseinanderzusetzen, wie die Verhältnisse wären und warum sie auch so sein müßten. Aber Simone meinte nur, es wäre eine Rücksichtslosigkeit gegen sie und eine Gemütlosigkeit gegen ihren Mann.

Und in sich überstürzenden Worten klagte sie die ganzen Militärbehörden an, von oben bis unten, und betonte, in Frankreich würde man so etwas gar nicht verstehen. Und die Herren bei ihnen würden jederzeit, wenn eine Dame sie riefe, kommen.

Dabei sprach Simone so, als wären hier nur rohe, gefühllose Menschen, und in ihrer Gereiztheit ging ihr Temperament gänzlich mit ihr durch. Zum erstenmal äußerte sie sich einem anderen gegenüber über ihr Heimweh und sprach von all dem, was ihr hier fremd, unmöglich, roh, rücksichtslos erschien. Als wäre dort drüben in ihrer Heimat alles lauteres Gold.

So hatte Frau von Kalkar die kleine Frau noch nie gesehen und jetzt, wo ihr Vaterland, ihr Mann und ihre Brüder, ihre Väter, Eltern und Kinder angegriffen wurden, verlor auch sie Besinnung und Ruhe, richtete sich plötzlich steif auf und sagte, indem ihre sonst durch nichts aus dem Gleichgewicht zu bringende Ruhe sie plötzlich gänzlich verließ: „Wissen Sie, was der Unterschied ist? Bei uns gibt es keine Bummler. Bei uns ist der, der nur von seinen Renten lebt, kein angesehener Mann. Denn bei uns wird gearbeitet, und bei uns wird etwas geleistet. Und bei uns gilt als oberster Grundsatz etwas, das offenbar alle diese Herren, die stets reisefertig sind, zum Schaden und Unglück ihres Vaterlandes nie gekannt haben: Die Pflicht!“

Digitized by Google

Dabei sah Frau von Kalkar in ihrer eckigen, steifen Gestalt mit den ernsten, strengen Zügen wahrhaftig selbst aus, wie ein Sinnbild der unerbittlichen, eisernen, rücksichtslosen Pflicht.

Simone blickte sie ganz erschrocken an, und es war ihr in diesem Augenblick, als klaffte auch zwischen dieser Dame, der sie sonst am nächsten stand, deren Tüchtigkeit und wundervolle menschliche Eigenschaften sie bewunderte — als klaffe zwischen Frau von Kalkar und ihr eine gähnende Kluft.

Simone erhob sich und wollte gehen. Aber da brach das gute Herz der Frau von Kalkar durch; sie schloß die arme kleine Frau in die Arme und fragte ganz ängstlich: „Bin ich zu hart gewesen? Habe ich Ihnen wehe getan? Seien Sie doch gut, bitte, seien Sie gut!“

Auch Simone wurde weich. Die beiden Damen küßten sich; die Ältere brachte die Jüngere sogar im Wagen in die Ziegelei zurück und den ganzen Weg über redete sie ihr zu, vernünftig zu sein, auszuharren. Es würde dem Vater schon besser gehen, in drei Tagen wäre Karl ja wieder da, und dann würde alles gut sein.

Simone hatte sich wieder ganz beruhigt. Frau von Kalkar wollte noch etwas bei ihr bleiben, sie reichte ihr den Arm und führte sie die Treppe hinauf.

Als sie eben in den Salon getreten waren, kam die Jungfer, ein Präsentierbett in der Hand mit einem Telegramm darauf. Sie fragte: „Frau Gräfin, was soll damit geschehen? Es ist an Herrn Grafen adressiert. Es ist dringend, und der Telegraphenbote möchte wissen, wohin es nachgeschickt werden soll, weil es doch Sonntag ist. Er meint, vielleicht wäre der Herr Graf heute nicht im Quartier, denn die Manöver wären ganz nahe bei Berlin, und Frau Gräfin wüßten am Ende die Adresse.“

Simone verstand nicht recht.

„Was denn? Was denn?“

Das Mädchen fuhr fort: „Ja, es ist doch wegen des ‚dringend‘ wahrscheinlich, daß es etwas sehr Wichtiges ist. Und der Postbote meinte, es wäre wohl aus dem Ausland.“

Jetzt blickte Simone plötzlich das Mädchen starr an. Mit einem Griff hatte sie das Telegramm genommen, riß es auf, warf einen kurzen Blick darauf und dann schlug sie, ehe die Jungfer oder Frau von Kalkar hätten zuspringen können, ohne einen Laut von sich zu geben, plötzlich schwer zu Boden.

Das Papier flatterte wie ein weißer Schmetterling durch den Raum, keine der Frauen achtete darauf, sie waren nur um die Ohnmächtige bemüht. Man trug sie aufs Bett, und Frau von Kalkar sagte dabei, als hielte sie ein Selbstgespräch, wie einen Vorwurf, den sie der eigenen Unachtsamkeit machte: „Herrgott, Herrgott, Herrgott, das durfte nicht passieren! Fallen, jetzt fallen! Herrgott! Herrgott! Herrgott!“

Nun zogen die beiden Simone aus, deckten sie zu, eine Wärmflasche wurde geholt, der Kranken, die über Kopfschmerzen klagte, Umschläge auf den Kopf gemacht, und Frau von Kalkar blieb neben dem Bett sitzen.

Es war sonderbar, Simone sprach mit keinem Wort von dem Inhalt des Telegramms, das doch offenbar an der plötzlichen Ohnmacht schuld gewesen war. Und Frau von Kalkar wagte auch nicht, daran zu rühren; aber die Jungfer machte ihr ein Zeichen, sie möchte hinauskommen, und draußen teilte sie ihr mit: „Der Telegraphenbote will wissen, was geschehen soll.“

Da eilte Frau von Kalkar hinüber. Einen Augenblick zögerte sie, ob sie das Telegramm vom Boden nehmen sollte, dann aber sagte sie sich, die junge Frau durfte damit nicht wieder belästigt werden und irgend etwas mußte geschehen. So meinte sie die Indiskretion verantworten zu können, hob das Papier vom Boden auf und las: „Bitte Simone schonend mitteilen, daß unser Schwiegervater heute morgen einem erneuten Schlaganfall erlegen ist. Edmond.“

Frau von Kalkar setzte sofort ein Telegramm an Rittmeister Graf Rundstetten auf und schickte zugleich zum Arzt, sowie nach Haus. Man möchte für alle Fälle dem Boten Nachtzeug für sie mitgeben, es wäre nicht ausgeschlossen, daß sie in der Ziegelei bliebe. Die Gouvernante solle nicht auf sie rechnen.

Dann ließ sich die ernste, ungraziöse, eckige deutsche Soldatenfrau an dem Lager ihrer kleinen französischen Kameradin in einen Stuhl nieder. Sie faltete die Hände und schickte ein kurzes Gebet zu Gott, er möchte der jungen Frau gnädig sein.

Simone lag mit geschlossenen Augen da,

und Frau von Kalkar blieb sitzen, unbeweglich, entschlossen nicht von dem Lager zu weichen, solange sie hier nützlich sein konnte. Wieder ein Bild der Pflicht.

Ehe noch der Arzt kam, stellten sich Schmerzen ein. Simone litt so, daß sie laut jammerte und schrie. Boten wurden mit dem kleinen Wagen in die Stadt geschickt, um für alles zu sorgen, was nötig schien, alles, was Frau von Kalkar genau kannte. Endlich kam der Arzt, der sich sofort entschloß zu bleiben, und die beiden mühten sich mit der alten dicken Frau, die auch Frau von Kalkar mehrmals beigestanden, um die junge Mutter.

Simone ertrug alles, indem sie die Zähne aufeinander biß, sich an die Betttücher krampfte und fragte nur manchmal: „Wird Charles kommen?"

„Er kommt," sagte Frau von Kalkar.

Und mit Regelmäßigkeit ward alle langen Viertelstunden die Frage gestellt, in höchster Not, wie ein lieber Trost. Und immer klang die Anwort, worauf jedesmal Simone ruhiger ward und neue Kraft schöpfte: „Er wird kommen!"

Noch ehe die Kaminuhr auf der Kommode, jenes Hochzeitsgeschenk, das die arme junge Frau an ihre ferne Heimat erinnerte, auf dessen Zifferblatt sie ängstlich die Zeiger wandern sah, zwölfmal schlug, hatte Simone einem Knaben das Leben gegeben.

## XXIV.

Am anderen Tage abends öffnete sich die Tür und Karl trat herein; er wollte stürmisch auf seine junge Frau losstürzen und sie in die Arme schließen, aber Frau von Kalkar, die nur mittags ein paar Stunden zu Hause gewesen war, erhob sich plötzlich am Lager und machte: „Pst!"

Auf den Zehen ging er näher und nun erblickte er in den weißen Kissen beim Dämmerschein einer Lampe, die in der Zimmerecke hinter einem Wandschirm stand, ein blasses, schmales, ganz schmales Gesichtchen von schwarzer Haarflut umrahmt, aus dem zwei große, kohlschwarze Augen ihm entgegenglänzten.

Simone war matt, so matt, daß sie nur lächeln, aber sich nicht bewegen konnte, und der große Mann kniete nieder am Bett, nahm die Hand seiner Frau und drückte einen Kuß darauf. Dann behielt er sie zwischen den Fingern und sagte leise, indem er seine Frau anblickte: „Meine kleine Simone! Meine kleine Simone!"

Und er sah, wie ihre Augen anfingen leicht sich zu verschleiern.

„Du mußt nicht weinen!"

Sie gab zurück: „Ich weine nicht."

Doch ihr Aussehen strafte ihre Worte Lügen, denn erst jetzt rann ihr die Tränenflut herab, und sie begann so zu schluchzen, daß Frau von Kalkar dazwischen trat mit den Worten: „Wollen Sie nicht Ihren Sohn sehen?"

Die junge Mutter sagte wie entschuldigend, mit rührendem Ausdruck: „Er ist so schwach und klein!"

Nun ging er hinüber in das Kinderzimmer, wo eine Spreewälderin ihm entgegenkam, eine dicke, derbe, robuste Person, die lachend eine Reihe enggefügter großer Zähne wies. Vorsichtig wurde der Vorhang vom Bettchen gezogen, und er erblickte ein winziges rotes Gesicht, unter dessen Häubchen ein Büschel schwarzen Haares hervorlugte. Es sagte ihm zuerst nichts, aber allmählich stieg ein süßes Gefühl der Zärtlichkeit in ihm auf, wie er das seltsame Rätsel betrachtete, dieses junge Menschenleben, das kaum das Licht des Tages erblickt hatte. Es war doch sein Kind, sein Fleisch und Blut. Aber sofort kehrten seine Gedanken zu Simone zurück. Er ließ den Vorhang fallen und entfernte sich leise auf den Zehen, die Ruhe des kleinen Schläfers nicht zu stören. Erstaunt, fast gekränkt, blickte ihm die Amme nach. So ein süßes, kleines Ding lag da in den Kissen, und er schien sich weiter gar nicht drum zu kümmern. Ein netter Vater! In dem Wurm, das ihrer Pflege anvertraut war, fühlte sie sich fast beleidigt, denn sie maß sich bereits, trotz der wenigen Stunden, die sie im Haus war, die größte Wichtigkeit bei.

Karl aber durfte nicht mehr ins Schlafzimmer. Der Arzt hatte es verboten; es war zu spät, die junge Mutter sollte Ruhe haben. Eine Wärterin war mitgekommen, und der Arzt sowohl wie Karl baten jetzt Frau von Kalkar dringend, nach Haus zu gehen.

Vorher nahm sie noch mit Graf Rundstätten im Eßzimmer das Abendessen ein, denn sie mußte ihm doch auch erzählen. Er wollte alles wissen, jede Kleinigkeit. Und als er die Geschichte von dem Telegramm hörte, wurde er in der ersten Er-

regung fast heftig und sagte: „Aber, gnädige Frau, konnten Sie ihr denn nicht das Telegramm wegnehmen?“

Doch Frau von Kalkar blieb ganz ruhig; sie erzählte, was geschehen war und schloß mit den Worten: „Wissen Sie, Graf Rundstetten, hinterher ist man immer klug. Ich glaube, das wäre wohl jeder so gegangen. Das sind oft Verkettungen von unglücklichen Zufällen, und ich wußte doch nichts von dem, was das Telegramm enthielt.“

Er sah sein Unrecht ein, dankte ihr für alle Sorge um seine Frau und begann nun zu erzählen, wie er es möglich gemacht hatte, trotz der Kaisermanöver zu kommen.

Seine Majestät hatte durch den Kommandierenden auf dem Manöverfelde davon gehört, hatte Karl zu sich befohlen und ihn sofort persönlich beurlaubt. Die Gnade des obersten Kriegsherrn machte auf den Rittmeister großen Eindruck, und er erzählte noch von der Liebenswürdigkeit Sr. Majestät, der über die besonderen Umstände, die gerade in diesem Falle vorlagen, sich genau unterrichtet gezeigt hatte.

Am anderen Morgen erst durfte Karl zu seiner Frau. Die Wärterin ermahnte ihn aber, mit leiser Stimme zu sprechen und Simone ja nicht aufzuregen.

Aber es bedurfte dessen nicht. Er blieb an dem Bett sitzen, er wollte nichts erzählen. Von dem Militärischen verstand sie nichts, und im stillen beherrschte ihn der Gedanke, vom Dienst lieber nicht zu sprechen, wie es in den letzten Zeiten bei ihnen gewesen war.

Er wußte auch nicht, sollte er etwas vom Tode seines Schwiegervaters erwähnen; Frau von Kalkar hatte ihm doch gesagt, Simone rede darüber nicht.

Wie er nun die Hand seiner Frau hielt und sie in großer Mattigkeit ihn nur manchmal lächelnd anblickte und dann lange die Augen schloß, quälte ihn fortwährend der Gedanke: ‚Wußte sie überhaupt nichts davon?‘ Aber er mochte nicht daran rühren.

Simone ließ sich manchmal ihren kleinen Sohn bringen, der ein unendliches Bedürfnis nach Schlaf zu haben schien; er war manchmal gar nicht zu wecken. Und das beängstigte die junge Mutter, so daß man ihr das Kind möglichst wenig gab.

Es war auch schwach, und der Arzt hatte gemeint, es bedürfe aller Sorge und Pflege, um sich durchzubringen. Doch die Amme erwies sich als eine vorzügliche, brave Person, die keine Mühe scheute, unausgesetzt nachts aufstand und sich um das kleine Wesen bemühte, als gehörte es ihr wirklich selbst.

Das Regiment war aus dem Manöver zurückgekehrt, aber es war ganz still in Rosenau, denn die meisten Offiziere hatten Urlaub genommen. Es war ein schöner Herbst, sehr milde, sonnenreich und warm. Und endlich nach vierzehn Tagen durfte Simone einmal eine halbe Stunde aufstehen. Man brachte sie in den Salon, und da sie den Wunsch nach Luft äußerte, wurden die Fenster geöffnet und sie blickte jetzt in das kleine Gärtchen hinaus, dessen Büsche und Sträucher sich hier und da ein wenig braun zu färben begannen.

Sie hatte nach dem Kleinen gefragt, aber er schlief, schlief wie immer, als sollte er sein ganzes Leben verträumen. Und nun saß sie in ihrem Stuhl, neben den sich Karl einen Sessel gerückt hatte, blickte hinaus auf das Grün, das ihren Augen wohltat, sog mit einem Lächeln die Luft ein und sagte: „Morgen gehe ich in den Garten.“

Karl streichelte ihre kleine Hand, die ganz schmal und schlank geworden war: „Ja, wenn's der Doktor erlaubt, Simone!“

„Warum sollte er es denn nicht erlauben? Es ist doch so warm.“

Karl blickte zum Fenster hinaus, wo sich die Spitzen der Büsche in leisem Wind bewegten: „Ja, wenn es nicht zieht — nach dem langen im Bett liegen müssen wir uns doch in acht nehmen.“

Simone sah nachdenklich vor sich hin. Ihre Gedanken weilten drüben jenseits der Grenze, in St. Mathurin. Und sie dachte an die Wärme dort und die Köstlichkeit der Luft und begriff nicht, wie man jetzt, Anfang Oktober, nicht im Freien sitzen könne.

Da trat ein seltsamer Vorgang ein. Plötzlich erinnerte sie sich eines Vorkommnisses an dem Tage, an dem sie ihr Kind geboren; eines etwas, das ihr nur wie ein Schatten bewußt war. Es war etwas Böses, etwas Schreckliches, das wie weggelöscht aus ihrem Gedächtnis war, so daß sie die Tatsache nicht mehr wußte und nur das dumpfe Gefühl behielt, es sei etwas Außerordentliches geschehen.

Digitized by Google

Wintermorgen. Nach dem Gemälde von Georg Fiad-Dachau.

Ja richtig, ihr kleiner Papa war doch krank. Richtig, er war sehr krank, sehr krank. Wie konnte Simone daran nicht gedacht haben! Und mit einemmal kamen ihr ganze Gedankenreihen. Sie fragte Karl, ob denn auch die Geburt des Kleinen recht genau den Eltern mitgeteilt worden wäre.

Ja, er hätte geschrieben.

Was sie denn dazu gemeint hätten? Sie wollte die Briefe sehen, denn sie mußten sich doch irgendwie darüber geäußert haben. Karl sollte sie ihr vorlesen. Er sagte, ängstlich ausweichend, es würde sie zu sehr aufregen. Der Arzt hätte es verboten.

Sie schwieg und meinte plötzlich: „Aber wie geht es denn Papa? Der arme Papa ist doch so krank gewesen und ich bekam doch im letzten Augenblick eine schlechte Nachricht. Ja Karl, ich weiß das ganz genau, ganz genau. Es ging ihm schlecht. Herrgott, daß ich nicht danach gefragt habe! Aber ich muß es wissen."

Ihr Mann machte ein ganz verstörtes Gesicht; er fühlte sich schuldbewußt, er hätte Simone längst vorbereiten müssen, aber er hatte es immer wieder verschoben und den richtigen Augenblick verpaßt.

Jetzt aber wagte er nicht, es ihr geradezu zu sagen.

Sie las die Zweifel auf seinem Gesicht, und forderte plötzlich stürmisch: „Charles, gib mir das Telegramm, weißt Du, das Telegramm! Hörst Du, ich will es haben! Ich will es lesen! Unbedingt will ich es lesen, ich muß es lesen!"

Er zögerte und suchte sie zu beruhigen. Da richtete sie sich auf und fragte: „Warum hast Du mir nichts gesagt? Charles, das ist nicht recht von Dir! Du verheimlichst mir etwas."

„Du solltest Dich nicht aufregen!"

„Aber so rege ich mich viel mehr auf."

„Nun denn, Papa ist krank."

Und er begann ihr weitläufig zu erzählen. Ihr Vater hätte einen Schlaganfall gehabt und dann einen zweiten Schlaganfall. Er tastete mit Worten umher, wiederholte mehrmals dasselbe, und sagte Simone schließlich, es ginge dem Vater sehr schlecht. Sie sollte Mut fassen, sie wüßte es doch schon, oder sie wüßte es nicht . . . .

Dann hielt er sie mit dem Arm umschlossen, preßte sie an sich und redete flüsternd mit ihr weiter.

Simone aber kam ganz plötzlich das Gedächtnis, und sie sagte ruhig und gefaßt: „Charles, ich weiß es, er lebt nicht mehr!"

Da er sie so ruhig sah, antwortete er im gleichen Ton: „Nein, der arme Papa ist gestorben."

Nach einer Weile meinte sie und sah vor sich hin: „Und ich bin hier!"

„Du hättest nicht reisen können."

Wieder gab sie tonlos zurück: „Ja, es ist zu weit."

„Nein, wegen Deines Zustandes; sonst wäre ich ja gereist, gleich mit Dir gereist."

Aber sie blieb dabei: „Es ist zu weit!"

Eine lange Pause trat ein. Ein Windstoß fuhr daher, und Karl schloß ängstlich das Fenster.

Simone brütete vor sich hin; nach einer Weile meinte sie: „Ja, es ist hier kalt!"

Er suchte sie zu trösten. Er meinte, sobald Simone kräftig genug wäre, würde er Urlaub nehmen, und dann führen sie hinüber.

Er hatte gehofft, ihr durch diese Aussicht wohlzutun, aber sie sagte nur dumpf: „Und dann ist es hier Winter!"

Er kniete noch immer neben ihr und hielt ihre Hand.

„Aber Simone, so schnell geht das nicht."

Er suchte zu scherzen, indem er meinte, sie dächte wohl, eines Morgens wache man auf, und es wäre Winter. So wäre es doch nicht, es gäbe doch einen Übergang, es gäbe doch einen Herbst. Er schwärmte ihr, um sie zu zerstreuen, vor vom herbstlichen Wald, der viel schöner aussähe, als das ewige gleichgültige Grün; denn er brächte in die Natur braun, rot, gelb, ja lila hinein, alle Farbentöne.

Und dann wäre nichts schöner, als wenn die Blätter langsam niedersänken und beim Gehen zu Füßen im Walde rauschten. Er schilderte ihr eine Parforcejagd im roten Rock über die herbstbraune Heide, durch den dunkelnden Wald, über glitzernde Wasserspiegel, zerfallene Mauern, struppige Hecken, in der weiten Ebene, wo das Pferd einmal lang ausgreifen konnte, wenn die heulende Meute über das Feld schoß. Und dann, wie beim Klang der Jagdhörner Hallali gemacht wurde.

Sein ganzes Herz lag in den Worten, in denen er vom deutschen Herbste sprach. Das Naturgefühl des Reiters und Jägers begann etwas Dichterisches in ihm zu lösen, das diesem Wirklichkeitsmenschen sonst ganz fern lag und nur früher, dann immer seltener, jetzt fast gar nicht mehr, unbewußt in der Musik ausklang.

Aber Simone schien nur mit äußeren Organen auf ihn zu hören. Ihre Seele weilte fern im südlichen Frankreich. Sie sah St. Mathurin vor sich, sie ging mit ihrem kleinen Papa auf der Terrasse spazieren. Er im weißen Flanellanzug, den Strohhut auf dem Kopf, sie im weißen Musselinkleide, den Sonnenschirm in der Hand, denn wohlig, herrlich, köstlich lebenweckend brannte die Sonne nieder.

Und hier mußte man die Fenster schließen; der Wind war zu kalt.

Und wie die Sehnsucht über sie kam, dachte sie an den armen kleinen Papa, ward ihr erst recht klar, daß sie ihn ja nie, nie wiedersehen würde. Daß er nicht mehr auf der Terrasse mit ihr schreiten würde, nie wieder vor dem alten Paul, seinem Publikum, Geschichten erzählen würde; denn er war ja tot, und sie war zu weit fort gewesen, um ihm die letzte Ehre zu erweisen.

Er lag draußen auf dem kleinen Kirchhof an der Dorfkirche, wo im glühenden Sonnenbrand an der Südseite lauter Gräber der Corvieux sich befanden, mit alten Tafeln, eingelassen in die Wände, wo sie oft mit ihm gestanden und wo dem kleinen Papa dann jedesmal seine traurigen Gedanken gekommen waren. Wo er von sich selbst gesagt hatte, er stünde mit einem Fuß schon im Grabe.

Da überkam Simone plötzlich eine entsetzliche Angst vor dem Tode, der Lücken um uns bricht, der mit harter Knochenhand hineinfährt in den Kreis der Lieben eines Menschen. Eine plötzliche Besorgnis überfiel sie um ihren kleinen Sohn. Ihren kleinen Sohn, der so zart und schwach war und so selten die winzigen Äuglein aufschlug und immer schlief, schlief, als wäre er zu früh geweckt worden.

Und zum erstenmal rann das süße Muttergefühl in voller Stärke durch ihre Adern, im Gedanken, er könne von ihr gehen, wie sie ihren Vater verloren. Nein, sie wollte ihn halten, halten! Wollte ihn pflegen und sich um ihn sorgen. Sie wollte sein armes schwaches Lebenslichtlein behüten vor jedem scharfen Hauch dieser kalten Luft hier in diesem Lande.

Er sollte ihre Tage zerstreuen. Für ihn wollte sie da sein. Und wenn der ewig gleiche Dienst wieder begann, dieser Dienst, der unerbittlich die glücklichsten Stunden ihrer Ehe fraß, sollte die Sorge um das Kind ihre Zeit ausfüllen.

Keinen Augenblick hätte sie es aus den Augen gelassen, und wenn sie noch so große Sehnsucht nach ihrer Heimat empfand. Von ihrem kleinen Papa sah sie ja doch nichts wieder, als den Hügel, der sich nun schon längst über ihm wölbte. Nein, sie gehörte hierher. Nie wollte sie sich von ihrem Sohne trennen, bis er einst mit ihr nach Haus kommen konnte oder stark war, gesund und groß.

Sie empfand ein beseligend schmerzliches Gefühl: das Glück, für den Knaben zu sorgen, die Sorge, er möchte sie nicht lange beglücken, die Angst um sein zartes, kleines Leben. Es kam etwas von dem über sie, von dem die gute liebe Frau von Kalkar gesprochen hatte, der Pflicht!

Als nun Karl, der immer weiter erzählte, um die bösen Eindrücke zu verwischen, ihr noch einmal vorschlug und in freundlichen Farben ausmalte, wie sie, sobald es ging, nach St. Mathurin fahren wollten, da schüttelte sie zu seinem Erstaunen den Kopf.

„Willst Du denn nicht?“

Sie sagte: „Ich bleibe bei meinem Sohn.“

Es klang so stolz, dieses „mein Sohn“. Und es war ihr Sohn, den sie mit Schmerzen geboren hatte, ihr Sorgenkind, dem sie jetzt ganz gehören mußte.

Karl faßte es zuerst nicht; so glücklich war er gewesen, seiner Simone die Freude zu machen. Aber als sie ihm von ihrem Kinde sprach und die Wärterin erschien, um die junge Mutter wieder zu Bett zu bringen, küßte er seiner Frau die Hand und sagte: „Simone, Du hast recht. Und ich bin stolz, daß Du so denkst!“

Dann trug er Simone mit hinüber, und schloß, als sie zu Bett lag, die Vorhänge. Er steckte sie mit einer Nadel zusammen, denn die junge Mutter war müde vom Aufstehen und wollte schlafen.

Digitized by Google

Dann schlich er sich leise hinaus und holte draußen den Flor aus der Tasche, den er jedesmal, wenn er nach Hause kam, vorsichtig abgemacht hatte, damit Simone nicht nach ihm fragen sollte. Er legte ihn um den Arm, wie er ihn jetzt immer draußen getragen hatte, und die Jungfer mußte ihn mit ein paar Stichen annähen; nun brauchte er ihn ja vor Simone nicht mehr zu verbergen.

Die junge Mutter aber lag drinnen; sie hatte gesagt, sie wolle schlafen, sie wollte aber nur allein sein. Sie dachte an ihren armen kleinen Papa.

## XXV.

Der kleine Ludwig, wie sie den Knaben genannt hatten, blieb ein schwaches Kind, und trotz aller Sorge und Mühe nicht recht lebenskräftig. Und wie er zu früh das Licht der Welt erblickt hatte, so schien es, sollte er auch früher abscheiden und nicht lange auf dieser Erde weilen.

Simone gab sich rührende Mühe mit ihrem Kind. Sie hatte sich ganz gut erholt, aber sie blieb etwas mager, und statt daß sich jenes gesteigerte Wohlbefinden der jungen Mutter einstellte, von dem der Arzt gesprochen hatte, fühlte sie sich noch lange Wochen hindurch müde, müde wie ihr armer kleiner Sohn, der nur wenig an Gewicht zunahm, nachdem er in der ersten Zeit mehr als das gewöhnliche verloren hatte.

Der Herbst trat zeitig ein. Ein paar kalte Tage machten das Laub an den Bäumen sterben, und ein scharfer Wind blies es von den Zweigen. Die kahle Sandebene lag wieder eben so traurig da, wie in jenen ersten Tagen, in jenen ersten Wochen, ja fast Monaten, als Simone nach Rosenau gekommen war.

Jetzt wäre im Ort selbst eine Wohnung frei geworden. Der Landrat war nach Berlin ins Ministerium berufen worden, und zum neuen Landrat wurde ein Herr von Plöhn ernannt, ein Junggeselle, der es vorzog zwei Hotelzimmer zu bewohnen.

Karl machte Simone den Vorschlag, wegen der Einsamkeit hier draußen die Ziegelei aufzugeben, aber sie wollte nichts davon wissen. Sie dachte nur an ihr Kind. Ihrem Söhnchen wollte sie ganz leben, und wenn es ihr bisher hier draußen zu einsam gewesen, so fürchtete sie jetzt, durch den Verkehr mit anderen, wie ihn die Stadt notwendigerweise mit sich gebracht hätte, von der Pflege abgezogen zu werden.

Sie fühlte sich auch nicht mehr einsam, seit sie ihr Kind besaß; denn mit dem gab es fortwährend etwas zu tun. Ab und zu kam der Arzt, der mußte befragt werden. Dann wurde der Kleine gewogen, gewaschen, trocken gelegt, wenn er schrie, in Schlaf gesungen, wenn er schlief, gehütet, und wenn er erwachte, erforderte er neue Pflege. Ja nicht einmal die Nächte waren ruhig, sondern dann blieb die Schlafzimmertür angelehnt, und jedesmal, wenn von drüben ein Laut erklang, sprang Simone auf und lief an das Lager ihres Lieblings, in der Befürchtung, die Spreewälderin möchte etwa nicht wach geworden sein.

Karl aber schlief unterdessen wie ein Bär. Er strengte sich im Dienst sehr an und hatte diesen Winter gerade zwei neue Pferde, die ihm besondere Arbeit bereiteten.

Es war ihm öfters von Frau von Kalkar, auch von der kleinen Belzig, und von dieser nicht ganz ohne scharfen Hintergedanken, gesagt worden, Simone sähe schlecht aus. Er achtete nicht darauf, er merkte es nicht.

Ein paarmal fielen von den Stadtdamen spitze Worte. Sie fragten, wenn sie ihn sahen, wie es seiner Frau ginge, und vergaßen nicht, irgend eine Liebenswürdigkeit hinzufügen mit einem Lächeln, das die Pille versüßen sollte, etwa wie: „Man sieht Ihre Frau Gemahlin ja gar nicht mehr“ oder „Ist die Frau Gräfin eigentlich hier?“

Simone zeigte sich den Damen nicht, und wie sich über alle Alleingeher die Herdenmenschen ärgern, wurde auch in Bezug auf sie an Bemerkungen nicht gespart.

In Rosenau war man über alles mögliche empört oder fand wenigstens allerhand Unbegreiflichkeiten. Wenn Karl sagte, seine Frau wäre leidend und ihr Kind nicht kräftig und sie wäre eine so gute Mutter, daß sie sich vorgenommen hätte, alle Rücksichten hintan zu setzen und zunächst für nichts anderes zu leben, als für die Gesundheit ihres Söhnchens, dann hieß es: „Der Mann ist doch furchtbar unter dem Pantoffel!“

Alles mögliche begriff man nicht. Im

Grunde genommen, war die Sache von Anfang an verfehlt, und er trug daran genau so gut die Schuld, wie sie. Wenn man eine Ausländerin heiratete, so mußte man sie akklimatisieren. Die Wahl dieser abgelegenen Wohnung war schon nicht richtig.

Und abgesehen davon, eine junge Frau ließ man nicht ganz allein. Unter solchen Umständen, wie Graf Rundstetten ins Manöver gegangen war, bedeutete es geradezu ein Verbrechen.

Nun, die Folgen waren ja nicht ausgeblieben. Da sorgte man doch für eine Wärterin! Oder man ließ die Mutter kommen, oder eine Tante. Es gab doch wirklich Verwandte genug. Im übrigen, warum ging denn die junge Frau nicht zu der Geheimrätin in Berlin, der Schwester ihres Mannes? Und die Gräfin Tornow war doch auch noch da! Wie gut hätte der jungen Frau die Landluft getan.

Schließlich, wenn man in Etappen reiste, warum hatte sie nicht in ihre Heimat gehen können?

Der Graf war ja ein scharmanter Mensch, aber von solchen kleinen Rücksichten verstand eben ein junger Ehemann noch nichts. Wozu waren denn aber die anderen Damen da? Sie hätten ja alle gern geraten, alle.

Dabei sagten die Besserwisser sich nicht, daß wohl jede etwas anderes geraten hätte und wahrscheinlich keine von ihnen die Last der Verantwortung übernommen haben würde.

Und dann begann man auch über das Kind zu klatschen. Warum sah man es nicht? Es wurde ja förmlich versteckt, es kam nicht heraus. Es gab schon einige Damen, die an eine Mißbildung glaubten. Kurz, der ganze elende Klatsch eines kleinen Provinznestes, der ja ungleich giftiger und böser ist, als er in der Großstadt werden kann, ward über Simone, den kleinen Ludwig und schließlich auch den Rittmeister ausgestreut.

Man machte dem jungen Paar alles mögliche zum Vorwurf. Simone sah zu fremdländisch aus, sie zog sich nicht an, wie die deutschen Damen. Sie frisierte sich anders, sie suchte nicht Freundschaft, Rat und Hilfe. Einrichtungen des Hauses, die Simone nach Art ihrer Heimat getroffen, wurden bemängelt, und die erst günstige Stimmung, ja fast Begeisterung, der Triumph, den die junge Fremde im Anfang errungen, begann allmählich in das Gegenteil umzuschlagen.

Nur die Herren standen ganz auf Simones Seite. Sie kamen nicht viel hinüber in die Ziegelei, aber wenn sie erschienen, kehrten sie immer mit dem Bewußtsein zurück, ein Haus und eine Ehe gefunden zu haben, wie die Junggesellen sich alle wünschten.

Es wurden wegen der Trauer keine Diners gegeben, aber keine Woche verging, ohne daß die Herren einen Abend dagewesen wären, Major von Kalkar, Graf Serkenthin, Leutnant von Belzig, Leutnant von Reffen und der junge lange Zilkow, der noch immer bei Karls Schwadron stand, noch immer verlegen und zurückhaltend war, wie ein Fähnrich, aber sich, wenn er auch einen ganzen Abend bei seinem Rittmeister gesessen und keinen Ton geredet hatte, doch jedesmal dahin äußerte, er habe sich riesig gut unterhalten.

Auch der Oberst kam einigemal. Bei ihm schien sich das Sprichwort zwar immer noch zu bewahrheiten: „Neue Besen kehren gut," aber seine Schlagworte von „Kriegsmäßigkeit" und „so wird es an der Grenze gemacht", begannen allmählich ihren Eindruck zu verfehlen. Die Schwadronschefs ließen sich durch sie in ihrer Arbeit nicht stören, und die frechen Dachse von Leutnants lachten sogar über sie.

Oberst Freiherr von Densow entpuppte sich schließlich im Laufe des Winters als ein ganz umgänglicher, liebenswürdiger Mann. Er war groß, mit rötlichem Schnurrbart und starker Glatze, ein nervöser Mensch, der, wie er selbst erklärte, nicht schlafen konnte und deswegen auch bei Nacht dem Regiment keine Ruhe ließ. Ein tüchtiger Offizier, aber von übermäßigem Ehrgeiz, verfolgte ihn unausgesetzt die Idee, er würde die nächste Rangstufe nicht erreichen. Das gab er selbst eines Abends Simone zu.

Mit der kleinen Frau unterhielt er sich immer gut und gern. Ihr Deutsch, das sie jetzt ganz fließend, wenn auch mit sehr vielen Fehlern und fremdem Ton sprach, machte ihm Spaß. Und er sagte sich ein paarmal in der Woche abends bei seinem jüngsten Schwadronschef an.

Dann wurden die Getreuen des Hauses

zusammengetrommelt, denn der Oberst liebte Gesellschaft. Aber er konnte die Zivilisten nicht leiden; wenn man ihm eine Freude machen wollte, durfte nur das Regiment vertreten sein. Sogar der neue Landrat störte ihn in seiner Gemütlichkeit. Denn er hatte einmal wegen Flurschäden, die im Herbst der Stab selbst verursacht hatte, eine kleine Auseinandersetzung mit ihm gehabt.

Eines Abends im Winter waren wieder eine Anzahl Herren vom Regiment da, denn der Oberst hatte sich angesagt. Dazu Frau von Kalkar und Frau von Diericks, eine kränkliche Dame, die den ersten Winter in Rosenau verlebte, denn bisher war sie ihrer Gesundheit halber immer im Süden gewesen.

Simone war, sobald die Anfrage des Obersten gekommen war, ob er den Abend bei Graf und Gräfin Rundstetten verbringen dürfe, mit dem Krümper der Schwadron in die Stadt gefahren und hatte in der Kolonialwarenhandlung und beim Konditor das Nötige eingekauft. Es machte ihr Freude, die Hausfrau zu spielen, während sie zu anderen nicht gern ging, denn sie mochte ihres Söhnchens wegen das Haus nicht auf längere Zeit verlassen.

Um halb acht Uhr kamen die Gäste, und der Oberst tat sogar etwas, das ihm sonst gar nicht ähnlich sah: er brachte Simone einen wunderschönen Blumenstrauß mit.

Allmählich versammelten sich der Major und Frau von Kalkar, Rittmeister von Diericks und Frau von Diericks, eine schlanke, feine, blonde Frau mit jetzt etwas leidenden scharfen Zügen, die aber, wie man erzählte, als Mädchen eine auffallende Schönheit gewesen war. Dann kamen noch eine Anzahl Leutnants hinzu, sowie Rittmeister von der Liewe, der erst im Herbst ins Regiment versetzt worden war. Endlich der Oberstabsarzt, ein besonderer Freund des Obersten, wenn auch nur in dienstlicher Beziehung, denn er war ein wenig manierenlos, aber wie der Kommandeur sagte, ein für militärisches Glatteis mit Steckstollen versehener Feldsoldat. Er hatte fast seine ganze Dienstzeit in Metz in höherer Kriegsbereitschaft verbracht.

Mit Simone unterhielt er sich, während die anderen Herren jetzt fast alle mit ihr deutsch sprachen, in einem seltsamen Elsässer Französisch.

Sobald die Gäste versammelt waren, kam der Bursche und meldete Karl, es sei angerichtet. Darauf führte Graf Rundstetten Frau von Kalkar, der Major Frau von Diericks und der Oberst bildete mit Simone den Beschluß. Sie hatte ihre schlanke Gestalt wiedergewonnen, ja ihre Taille war vielleicht noch dünner geworden, denn sie war magerer denn als Mädchen. Alle Kleider schienen ihr zu weit.

Die Herren, die keine Damen hatten, folgten hinterdrein im Rudel oder gaben sich scherzweise den Arm.

Bald klang Stuhlrücken, und das Abendessen begann, dessen Hauptgegenstand eine riesige Kalbskeule bildete. Man bekam

**Aus unserer Studienmappe:**

Studienzeichnung von Prof. J. Taschner-Breslau

nicht, was man wollte, in Rosenau, und die hungrigen Soldatenmagen verlangten, das wußte Simone aus Erfahrung, immer, wie Herr von Nessen es nannte: einen groben Klotz Fleisch, an den man sich halten konnte.

Bier und Wein stand zur Wahl. Die meisten zogen, wie der Oberst, ein Glas Bier vor.

Es waren nicht mehr die Zeiten des Prinzen Erffenstein, in denen Ton und Lebensführung im Regiment durchaus der Garde geglichen hatten. Unwillkürlich hatte in diesen und jenen Gewohnheiten das Feldsoldatentum des „Mannes von der Grenze", wie ihn die Leutnants nannten, Einfluß gewonnen.

In einer Ecke unterhielt sich Graf Serkenthin darüber mit Herrn von Nessen. Er meinte, es wäre doch seltsam, wie in einem Jahr ein Regiment ein ganz anderes Gesicht gewinnen könne. Und als wollten sie Opposition treiben, dankten sie beide für Bier und hielten sich nur an den Wein.

Das Hauptgespräch bei Tisch bildete allerlei aus dem Regiment, der Dienst, eine neue Verordnung, die Möglichkeit, daß eine neue Schießordnung in Aussicht stünde, dann vor allen Dingen aber Pferde, neue Ankäufe, die Nachricht, der hätte dieses Pferd verkauft, Betrachtungen über die vergangene und kommende Rennsaison. Jemand sprach über „die Armee" im Hoppegarten, und Major von Kalkar beteiligte sich, denn er war einmal vor langen Jahren Zweiter darin gewesen, obgleich er sich eigentlich um Sport nicht kümmerte. Er war auch damals fast nur durch Zufall dazu gekommen. Im letzten Moment fehlte für eines der Pferde der geeignete Reiter, und da es das eines Regimentskameraden gewesen war, so hatte der damalige Leutnant von Kalkar zugegriffen. Er, der sonst nie ein Rennen besuchte, aber zu diesem einen als dem Ehrentage der Reiterei regelmäßig ging, da er es fast als Dienst betrachtet hatte. Eine Ablehnung dieses Rittes vor den Augen des alten Kaisers, seines Königs und obersten Kriegsherrn, hätte er wie eine Felonie betrachtet, und dieser Zweite in der „Armee" war das Ereignis seines Lebens.

Bald wurde das Rennthema verlassen, doch bei Pferden blieb es, und jetzt ritten die Herren, d. h. bildlich mit Worten, Seitengänge; man stritt sich über Schul- und Geländereiterei. Graf Serkenthin, der ein ausgezeichneter Reiter war, stellte eine Behauptung auf, und Karl stimmte ihm sofort bei, der Oberst aber war ganz anderer Ansicht. Und die beiden verteidigten ihre Meinung.

Nun nahm alles an dem Gespräch teil; die Stimmen wurden gehoben, ein Glas nach dem andern ward eingeschenkt, und da das Essen beendet war, blieb man noch bei einer Zigarre sitzen. Bald schwebten dichte Rauchwolken im Eßzimmer.

Es war selbstverständlich, daß die Damen nichts dagegen hatten. Sie hörten zu, was ihre Männer sagten. Nur ab und zu beugte sich Frau von Kalkar über den Tisch und fragte Simone, wie es dem Kleinen ginge. Frau von Diericks hielt sich das Taschentuch vor den Mund und begann zu husten.

Da ward denn die Tafel aufgehoben, und man ging in einer langen Prozession die Treppe hinauf. In Karls Zimmer wurde die Unterhaltung fortgesetzt. Ein Gespräch von Männern, für Männer, und bald auch unter Männern, denn die drei Damen zogen sich in Simones Boudoir zurück.

Oben wurde weiter Bier eingeschenkt; es bildete sich in den tiefen Lehnsesseln ein großer Kreis. Der Oberst erzählte vom Feldzuge, von Reitertaten, von Manövererinnerungen, von Pferden, die er gehabt oder die ein anderer besessen, von Jagd, abnormen Gehörnen, wunderbaren Doubletten, und bald klang es nicht anders, nur in anderer Sprache und Ausdrucksweise, als ob etwa der Vicomte de Fresnes bei seinem Besuch in St. Mathurin sagte: „Ich bin nämlich Jäger! Ganz Jäger, nur Jäger!"

Währenddessen saßen die drei Damen drüben. Sie redeten von ihrem Haushalt, von Ärger mit Dienstboten, von einer neuen Arbeit, die Frau von Diericks in der Verzweiflung der Rosenauer Öde begonnen, und Simone hörte still zu, mit gefalteten Händen, die auf ihrem schwarzen Kleid neben ihrem blassen Gesicht unter dem dunklen Haar die einzig hellen Punkte bildeten.

Frau von Diericks, die sich trotz ihrer Kränklichkeit sehr gern unterhielt und an

der Riviera oder wo sie sonst wegen ihrer Gesundheit geweilt, immer ganz lustig gelebt hatte, beklagte sich darüber, daß in diesem Winter gar nichts, auch gar nichts los sei. Und sie besprachen das Thema, das immer besprochen worden war, seitdem der neue Oberst sich in Rosenau befand: So ein Junggeselle als Kommandeur wäre doch nicht angenehm.

Simone, die alle in Schutz nehmen wollte, meinte: „Aber Prinz Erffenstein war doch auch unverheiratet!"

Aber der gab doch wenigstens Feste. Und weil man weiß, daß der Oberst keine Gesellschaften, Bälle, Diners oder so etwas liebt, ja daß man ihn dadurch geradezu — das hat er behauptet — ärgern kann, so werden sich die Leute wohl hüten, Feste zu geben.

Simone schlug die Augen nieder: „Uns ist es gleich! Wir könnten ja doch nicht hingehen."

Frau von Diericks fragte: „Weshalb denn?"

„Wegen der Trauer. Mein Vater ist gestorben."

„Ach so, das habe ich ganz vergessen."

Frau von Kalkar sagte: „Aber man sieht es doch unserer kleinen Freundin am Kleide an."

Frau von Diericks gab zurück: „Das finde ich nicht. Das Kleid steht ihr so gut, daß man denkt, es müsse so sein."

Simone lächelte, und ein ganz klein wenig Rot trat auf ihre blassen Wangen. Doch Frau von Diericks gab sofort zurück: „Aber Gräfin, ich sage Ihnen wirklich keine Schmeichelei. Ich finde immer, sehen Sie, — ich bin doch so viel an der Riviera gewesen, leider wegen meiner Gesundheit, denn sonst, na ich ginge heute lieber wie morgen zurück — also ich meine, Sie sehen so selbstverständlich aus, so: ‚es muß so sein'. Das liegt nun einmal in Ihrem Blut, Sie alle verstehen es, sich anzuziehen."

Simone meinte, es gäbe auch in Frankreich, vor allem in der Provinz, recht geschmacklose Leute.

Frau von Kalkar hatte die Stirn gerunzelt. Simone wußte, sie mochte Frau von Diericks nicht. Jetzt sagte sie, als wäre jede Schmähung Rosenaus eine Kränkung: „Nun, hier läßt es sich doch auch leben!"

Da traten ein paar hektisch rote Punkte auf die Wangen der anderen, und sie begann in scherzhafter Weise über das Dasein in dem kleinen Nest herzuziehen. Sie machte alles ein wenig lächerlich. Sie, die früher immer in großen Städten in Garnison gewesen, denn ihr Mann hatte in Berlin bei einem Garde-Kavallerieregiment begonnen, meinte schließlich: „Na, Frau von Kalkar, Rosenau ist eigentlich nur erträglich, wenn man nicht da ist."

Die gute Frau von Kalkar wurde plötzlich etwas erregt: „Sie sind ja auch nie da!"

Frau von Diericks legte wie betend die Hände zusammen: „Gott sei Dank!"

Doch Frau von Kalkar meinte, eine echte Soldatenfrau wäre überall zufrieden, wie der rechte Soldat mit jeder Garnison vorlieb nehmen müßte. Und plötzlich deutete sie auf die kleine Simone und sagte ganz stolz, mit einem fast liebenden Blick: „Da sehen Sie mal die tapfere kleine Frau an. Die hat so was nie gesehen, auch nie nur geahnt, und ich weiß ganz genau, was für Heimweh sie gehabt hat und vielleicht noch hat. Aber sehen Sie, die verliert kein Wort."

Und plötzlich ging die Majorsfrau auf die kleine, in ihrem Schwarz noch feiner und zierlicher erscheinende Französin zu und küßte sie so herzlich, wie sonst nur eins ihrer Kinder. Und als sie sich niederbeugte, sah man erst, wie grau ihr Scheitel war und wie schlecht sitzend und abgenutzt das alte Seidenkleid, das sie einzig und allein anzog, denn sie sparte für ihre vielen Kinder.

Doch Simone meinte, weil ihr die Szene für ihren anderen Gast peinlich war, lächelnd: „Ach, es ist nicht so schwer, sich einzugewöhnen."

Aber ein Zucken um ihren Mund strafte sie Lügen; denn in schneller Überlegung überkam sie wieder ein starkes Heimweh.

Frau von Diericks meinte nur: „Gräfin, dann müssen Sie eine besondere Anlage dazu haben."

Simone gab mit einem leisen Neigen des Kopfes und wieder mit einem leichten Erröten, indem sie diesmal die Worte französisch sprach, einfach zurück: „Weil ich meinen Charles lieb habe!"

Ab und zu stand Simone unter irgendeinem Vorwande auf und ging zum Kinderzimmer hinüber, um an der Tür zu lauschen, ob der Kleine schliefe. Und einmal, als sie ihn leise klagen hörte, trat sie ein und weckte die Amme, die sich schlaftrunken die Augen rieb. Sie fragte, ob das Kind getrunken habe, und als sie alles in Ordnung fand, ließ sie die Spreewälderin sich wieder hinlegen.

Sie selbst setzte sich an das Bettchen und wartete, bis der Kleine eingeschlafen war. Aber es ging nicht so schnell; und schließlich nahm sie ihn wieder aus den Kissen und ging mit ihm, leise singend, im Zimmer auf und ab.

Er war so klein, so zart und war kaum viel größer geworden. Und so gering war sein Gewicht, daß er ihr keine Last in den Armen schien. Das kleine Ding schlug ab und zu die Augen auf, sah die Mutter an, und wenn sich dann in dem mageren Gesichtchen lächelnd ein paar Grübchen zeigten, übergoß sie eine Blutwelle, stieg es wie ein plötzlich brausendes Wasser in ihr empor zum Herzen, und in seligem Gefühl drückte sie ihr Kind an sich.

Aber jedesmal, wenn sie meinte, daß er eingeschlafen wäre und ihn vorsichtig wieder in sein Bett zurücklegen wollte, verzog er das kleine Gesichtchen, auf dem die Haut welk und schlaff saß, und begann zu weinen. Da fing sie von neuem an, ihn zu wiegen, mit ihm hin und her zu gehen im Zimmer, und dazu sang sie leise, fast ohne Melodie ein Kinderlied, das ihr im Ohre klang:

„Oiseau bleu couleur
du beau temps,
viens avec ta queue
fermer les yeux
de mon petit . . . . .“

Sie vergaß völlig die Gesellschaft drüben, sie dachte nur an ihren armen Kleinen, und wenn es die ganze Nacht gedauert hätte, wäre sie nicht müde geworden, das Kind in Schlaf zu singen.

Die Zeit verstrich, sie merkte es gar nicht, bis plötzlich sich die Tür öffnete und Karl hereinsah.

„Simone, um Gottes willen, wo steckst Du denn? Die Leute gehen fort.“

Sie machte ihm ein Zeichen, leise zu sprechen, dann hielt sie den Kleinen ruhig auf dem Arm, sang nicht mehr, bewegte ihn nicht mehr und richtig, er schlief. Nun legte sie ihn vorsichtig in sein Bettchen, deckte ihn zu, blieb noch einmal lauschend stehen und ging hinüber zu ihren Gästen.

Man war beim Aufbruch. Den Damen erklärte Simone mit ein paar Worten ihre Abwesenheit, und die Herren hatten sie gar nicht bemerkt. Sie fanden sich zu ihren Damen erst jetzt zurück, wo man aufbrach.

Unten warteten die Wagen. Die in der dunklen Nacht leuchtenden Laternen zeigten in der Finsternis die Stelle an, wo sie standen. Einer nach dem andern verschwand, und bald war alles finster.

Simone setzte sich noch zu ihrem Mann. Er war angeregt von der Unterhaltung, Rauchwolken schwebten noch im Zimmer, und der Raum sah aus, wie ein nur halb abgeräumtes Schlachtfeld. Präsentierbretter standen herum mit Schnaps, Weinflaschen, leeren Biergläsern und einem Krug, in dem noch ein schaler dunkelbrauner Rest Bier den Boden bedeckte. Die Stühle waren aus der gewohnten Ordnung gebracht, zurückgeschoben, wie die Herren gerade aufgestanden waren, Zigarrenstummel lagen in den Aschenbechern, und dort, wo der Oberstabsarzt gesessen hatte, dessen Kriegsmanieren das Entsetzen der Damen und außer dem Kommandeur aller Offiziere bildeten, war ein ganzer Aschenregen auf dem Teppich verstreut, denn er ließ immer die Zigarre möglichst lange brennen, ohne sie abzustreichen. Dann fiel der verkohlte Rest bei einer heftigen Bewegung oder wenn der Arzt lachte auf den Boden.

Simone rümpfte die Nase und schloß die Augen.

„Pfui, dieser Qualm hier!“

Sie ging ans Fenster und öffnete es.

Karl lachte, ihm war der „Hecht“ eine Erhöhung der Gemütlichkeit, und er schloß bald wieder den Fensterflügel, damit Simone sich nicht erkälten sollte.

Dann blieben sie sitzen; er steckte sich eine neue Zigarre an und erzählte, was die einzelnen gesagt, worüber man sich unterhalten hatte. Vor allem, daß der Kommandeur sehr guter Laune gewesen. Er genoß in vollen Zügen die „Gemütlichkeit der Nachstimmung“, wie er es nannte.

Simone aber war müde, müde zum Umfallen. Das viele Aufstehen nachts, der unterbrochene Schlaf, die stille Sorge um das Kind, die sie ihrem Mann möglichst

Knabe mit Schnecken. Bronze von Hugo Köhler-München.

verbergen wollte, begannen sich zu rächen, und sie wäre fast auf ihrem Stuhl eingeschlafen. Dazu erzählte er Dinge aus seiner Gedankenwelt: von der Schwadron, vom Reiten, vom Dienst, von den Pferden, wie er dieses einrichten wollte und jenes. Von seinen Unteroffizieren, Gefreiten und Kürassieren, von Dingen, in die sie sich nun einmal nicht hineinfinden konnte; denn sie sah all diese Sachen nicht vor sich, sie erlebte sie nicht, sie kannte sie nicht. Ob ein Kürassier aus Apenrade war, bedeutete ihr nichts. Und wenn er einen Polen Waschlapski nannte, so verband sie damit keinen Begriff.

Er erzählte, es wäre heute abend durch einen Zufall herausgekommen, daß Serkenthin mit den Babenbergern verwandt wäre, und Nessen hätte ihn zum Spaß nur noch Herr König genannt. Sie wußte nicht, wer die Babenberger waren, und als er es ihr erklären mußte, erschien der kleine Scherz unter Kameraden unscheinbar, nicht der Mühe wert, so breit getreten, daß er kein Lächeln mehr auf die Lippen zwang.

Dann fand Karl, indem er ein paar bekannte deutsche Adelsnamen nannte, eine Verwandtschaft heraus mit dem langen Zielkow; aber die Stolberg und Pleß und Bülow und Eulenburg, die dabei genannt wurden, bedeuteten Simone nichts.

Ja, wenn sie La Rochefoucauld oder Uzès oder Montmorency, Luynes geheißen hätten. Er sprach von einem Hinterpommern, er machte bei einem Unteroffizier, der aus Leipzig gebürtig war, das Sächsisch nach und nannte einen seiner Gefreiten einen „Wüschteberger“. Und Simone saß daneben, nahm alle Willenskraft zusammen, wach zu bleiben, und ertappte sich dabei, daß sie schließlich Theater spielte, lächelte, obgleich sie nichts Komisches fand, und nickte, obwohl sie nicht wußte warum.

Aber sie wollte ihn nicht stören und ungeduldig machen durch Fragen und sie war müde und sehnte sich zu schlafen.

Doch er rauchte ruhig seine Zigarre weiter und leerte noch den Rest Bier; er meinte, was er empfand, müßte sie mitfühlen. Er fühlte sich behaglich, angeregt und zufrieden, und seine Frau sollte in derselben Stimmung sein, genau wie Simones kleiner Papa nur Zuhörer und glückliche Menschen gewünscht hatte, da er das Dasein sich nicht mochte verekeln lassen. Man hatte Karl nach seiner Familie gefragt; nun kam er auf den bayerischen Ursprung der Rundstetten zu sprechen. Und wie Simone durch ihren Vater über die Corvieux unterrichtet worden, meist sehr brave, aber ziemlich gleichgültige Leute, die nur eben ihre Eltern, Väter gewesen, so redete Karl jetzt von den Rundstetten.

Es war das erste Mal, daß er darauf kam; er hatte es nicht nötig, mit Alter oder Leistung seiner Familie zu renommieren, das zu wissen, betrachtete er in seinen Kreisen fast als selbstverständlich. Aber wie er nun erzählte, setzte er unwillkürlich tausend Dinge voraus, die der Deutsche fast mit der Muttermilch einsog, die er von anderen Menschen oder in der Schule hörte, die zum eisernen Bestand eines jeden Gebildeten zählten.

Simone aber kannte sie nicht. Es war, als baute einer auf einem Lehrsatz, den der andere nicht begriffen hatte, ein ganzes Gebäude von Beweisführung. Und da dem Zuhörer das A entgangen ist, vermag er die anderen Buchstaben nicht zu fassen.

Was Karl erzählte, waren Selbstverständlichkeiten für einen Deutschen; dem aber, der in anderem Volk und in anderer Kultur groß geworden, etwas Fernes und Fremdes.

Der Rittmeister befand sich in etwas gehobener und angeregter Stimmung, und er stellte Betrachtungen an, die ihm sonst eigentlich fern lagen. Er setzte unwillkürlich seinem stummen Zuhörer, seiner Frau gegenüber, Gespräche fort, die heute abend begonnen worden waren.

Und da man vorhin von Deutschtum gesprochen hatte, so blieb er auch dabei. Die Herren hatten den Weg dazu über Simone gefunden; man hatte Karl Schmeicheleien über seine Frau gesagt, wie gut sie sich in alles das hineingefunden habe, dem sie doch in dem Tiefsten ihrer Seele ganz fremd gegenüberstand. Es war die Behauptung aufgestellt worden, die Kulturnationen stünden einander heutzutage eigentlich so nahe, daß im Laufe von Jahren in der Ehe sehr wohl Italiener ganz englisch, Skandinavier französisch denken könnten. Das sagte Karl seiner Frau.

Jetzt erwachte ihr Interesse. Sie schüttelte den Kopf und meinte, indem sie die Augen schloß: „Das glaube ich nicht!“

Er rief in froher Laune: „Aber meine

kleine Simone, Du haſt Dich doch ganz eingewöhnt."

Sie blieb nachdenklich. Nun wollte er wiſſen, warum ſie ſchwieg. Sie zögerte zuerſt mit der Antwort, ſie mochte nicht daran rühren. Er ſollte nicht wiſſen, wie unglücklich ſie ſich oft fühlte.

Doch er war ganz erſtaunt, daß ſie nicht ſofort zuſtimmte, und tat nun weitere Fragen. Er zog ſie an ſich. Der große Mann ſetzte ſich die kleine Frau wie ein Kind auf das Knie, und immer noch lächelnd fragte er ſie: „Bin ich ſchlecht gegen Dich?"

Sie ſchüttelte den Kopf.

„Habe ich Dir etwas getan?"

Wieder verneinte ſie.

„Fühlſt Du Dich denn nicht glücklich?"

Sie antwortete, etwas matt, ein bißchen lahm: „O doch! O doch!"

Karl ließ ſie ein wenig los, ſah ihr forſchend ins Geſicht, während ſie die Augen zu Boden ſchlug, und ſagte, indem er die Stimme ſinken ließ: „Das klingt ja nicht ſehr überzeugt."

Sie wiederholte noch einmal: „Doch, wirklich! Wirklich!"

Da wurde er nachdenklich. Es rüttelte ihn auf. Er fühlte, irgend etwas war nicht in Ordnung, er verſtand nur nicht was. Lag es in ihrer Stimmung, hatte er etwas verfehlt, ſich nicht genügend um ſie gekümmert, ihr weh getan mit irgend einem Wort? Er wollte ſie um Verzeihung bitten, er wollte forſchen, woran es läge. Aber ein wenig ſcheute er ſich doch, daran zu rühren. Nur nicht heute abend! Wozu überhaupt eine ſolche Auseinanderſetzung? Er war in guter Stimmung, und dann war es ſchon ſpät geworden. So etwas ließ ſich nicht im Handumdrehen abmachen.

Darum ſagte er, indem er unwillkürlich, ohne ſich ſelbſt Rechenſchaft zu geben, die etwa kommende Auseinanderſetzung auf die lange Bank ſchob: „Kind, Du biſt wohl müde, heute abend?"

Simone erhob ſich. Er ließ ſie los, ſeine Arme ſanken ſchlaff herab. Sie ſagte: „Ja, Charles, ich bin müde."

„Dann wollen wir zu Bett gehen."

Der Burſche wurde gerufen, und nun war für den Augenblick jede weitere Ausſprache abgeſchnitten. Mit hängendem Kopf ging Simone ins Schlafzimmer, Karl aber blieb zurück, zu überwachen, daß auch im Haus die Lichter richtig gelöſcht würden; dann ſteckte er im Korridor die Kerze an, die er immer mit ins Schlafzimmer nahm.

Er kehrte noch einmal in ſein Zimmer zurück, den letzten Reſt der Zigarre zu Ende zu rauchen; nur ein paar Züge meinte er. Aber dabei überlegte er ſich: er war eigentlich aus allen Himmeln gefallen, er verſtand ſeine kleine Frau nicht. Sie war nicht glücklich? Ja das Kind! Das Kind! Das arme ſchwache Kind!

Und er ging mit haſtigen Schritten auf und ab, aber mit dem Zigarrenrauch blies er die drückenden Gedanken fort. Ach was, der kleine Ludwig entwickelte ſich ja ganz nettet, der Arzt hatte ſogar geſagt, über Erwarten! Irgendwelche Gefahr war ausgeſchloſſen. Aber natürlich griff das eine Mutter an, und um ſo mehr eine, die es ſo genau nahm. Dazu kamen der Tod des Vaters und die lange Abweſenheit von zu Haus. Er verſtand es ſchon.

Ein klein wenig fühlte er ſich doch unbehaglich. Er hätte auf ſo was achten ſollen, hätte einmal mit ſeiner Frau ſprechen müſſen, aber wer konnte denn das ahnen? Und ſie klagte doch nie, die gute Simone! Da nahm er ſich beſtimmt vor, ſobald es irgendwie möglich wäre, einmal mit ihr und ihrem Kleinen in ihre Heimat zu reiſen. Das würde ſchon alles wieder gut machen.

Er hatte es ihr ja ſchon vorgeſchlagen, aber ſie wollte nicht. Nun ging es freilich nicht vor dem Sommer. Jetzt im Winter mit dem Kinde reiſen? Das war ausgeſchloſſen. Und im Frühjahr bekam er, beim Schwadronsexerzieren, keinen Urlaub.

Er fühlte ſich wirklich recht unbehaglich, er liebte doch ſeine Frau, ſeine liebe, ſüße, kleine Simone. Er ließ es doch an nichts fehlen. Ja, wenn er auch nur mit einem Gedanken je einmal bei einer anderen geweilt hätte. Aber alle anderen Frauen erſchienen ihm ja albern, töricht, lächerlich gegen ſeine Simone. Er wäre ſich ehrlos vorgekommen, hätte ſich vor ſich ſelbſt geſchämt, ſich für einen Schuft gehalten.

Aber es quälte ihn doch, wie ihm das hatte verborgen bleiben können. Ihre Seele, ihre ganze kleine Frauenſeele lag vor ihm aufgeſchlagen wie ein offenes Buch, und das wäre ihm entgangen? Gab es denn einen Reſt in der Seele eines Menſchen, der unausgeſchöpft blieb?

Digitized by Google

Seine Zigarre war zu Ende, er drückte das Feuer im Aschenbecher aus, und dann ging er ins Schlafzimmer hinüber. Vorsichtig trat er ein und spähte nach Simone. Sie lag regungslos in den Kissen ihres Bettes, das neben dem seinen ins Zimmer hineinstand. Das Gesicht hatte sie zur Wand gedreht.

Er blieb stehen und lauschte. Sie schien zu schlafen. Nun schlich er auf den Zehen näher und zog sich langsam aus, dann glitt er unter die Decke und löschte die Kerze, während nur in der Ecke hinter dem Wandschirm ein leise zuckendes Nachtlicht brennen blieb.

Er lauschte auf Simones Atemzüge. Sie schienen ihm nicht regelmäßig zu sein, und er richtete sich etwas auf, stützte sich auf den Ellbogen, beobachtete sie, und es war ihm, als ob sie weinte. Da griff er plötzlich nach der kleinen schlanken Gestalt und drehte Simones Schultern herum.

„Du weinst?"

„Nein . . . nein."

Sie brachte es kaum heraus, so schluchzte sie dabei. Nun zog er sie ganz an sich, strich ihr das schwarze Haar aus der Stirn und fragte verstört, was sie denn habe? Er legte ihr die Antwort zurecht. Er fragte, ob sie ihn denn nicht lieb hätte, und sie sagte ja, ja! Und hing an seinem Hals und küßte ihn stürmisch. Wieder fragte er: „Ist es denn wirklich wahr?"

„Wäre ich Dir sonst hierher gefolgt?"

Er hielt inne und langsam klang es: „Es ist Dir wohl schwer geworden?"

„Nein, weil ich Dich lieb habe!"

„Aber manchmal?"

„Manchmal doch!"

Nun begann er leise zu fragen, indem sie einander immer näher rückten, und während sie sprach, legte sie den Kopf auf seine Schulter. Sie wolle ihm alles sagen; aber er dürfe nicht böse sein, dann wolle sie ihm rückhaltlos alles bekennen.

Und nun sprach sie, ohne ihn anzublicken, indem sie bei jedem Versuch, den er machte, ihr in die Augen zu sehen, die Stirn senkte. Sie begann mit zaghaften Worten von ihrem Heimweh zu erzählen; wie sie dagegen gekämpft habe, wie es immer stärker geworden sei; wie es Dinge gäbe, an die sie sich nicht gewöhnen könnte, die eben anders wären hier, so ganz anders, als sie es gewohnt gewesen sei.

Es wäre ein Umsturz all ihrer Gedanken und Gefühle. In eine fremde Welt sei sie getreten und trotz aller Anstrengungen vermöchte sie hier nicht zu leben.

Er wiederholte niedergeschlagen: „Nicht hier zu leben?"

Sie schränkte es ein: „Nicht immer!"

„Wir werden ja einmal versetzt werden. Oder vielleicht bekomme ich einmal ein Kommando. In einer großen Stadt ist es ja ganz anders. In Berlin, mein Gott, das ist ja total anders. Und weißt Du, meine kleine Simone, da heißen bloß die Straßen anders, und es wird deutsch gesprochen, aber sonst ist es recht ähnlich wie in Paris! Die internationalen Großstädte ähneln einander sehr. Denke Dir mal, wenn wir dahin kämen!"

Sie fragte: „Wann kann das sein?"

Er berechnete. Nein, etwas Außergewöhnliches kam nicht dazwischen. Er behielt seine Schwadron, solange man eben eine Schwadron führte. Das konnten zehn Jahre sein. Und zu einem Kommando, er wußte es, hatte er keine Aussicht. Von Generalstab oder so etwas war keine Rede. Er war ein braver Reitersmann. Man hatte ihm gesagt, man wüßte seine Pferdekenntnisse, seine Gabe Reiter auszubilden, besonders zu schätzen, aber ein Stratege war er nicht. Dazu fehlte ihm die nötige Vorbildung. Und daher würde er wohl seine Rittmeisterzeit in Rosenau absitzen.

Aber er wollte seiner kleinen Frau doch irgend etwas zum Troste sagen. Darum meinte er: „Vielleicht, vielleicht, Simone, kommt doch etwas, man kann es ja nie wissen. Und es ist doch bloß der kleine Ort, nicht wahr, Simone, weiter ist es doch bestimmt nichts? Denn alles andere ist doch ähnlich bei uns wie bei Euch."

Aber sie schüttelte den Kopf. Nein, es war nicht ähnlich, es war anders, alles anders. Von dem blonden Burschen ab, mit dem etwas aufgeschwemmten, runden, ein wenig charakterlosen Gesicht, in dem ein slawischer Einschlag steckte, bis zur Art, wie man aß. Und alle möglichen Unterschiede kamen ihr mit einemmal ins Gedächtnis, zum Teil winzige nur, Nadelstiche, die aber in ihrer gewaltigen Zahl eine

tiefe Wunde riſſen, bei jedem Eindruck neu ſich öffnend, immer blutend, nie verharſcht: das Heimweh!

Es bedrängte ſie alles zu gleicher Zeit, und ſie ſagte es ihm in überquelleudem Bedürfnis, einmal ihr Herz auszuſchütten. Wo waren die Kamine mit dem traulich brennenden Herdfeuer? Wo war die freundliche Helle der Südlandszimmer? Hier war ja alles in dunklen Tönen; die Vorhänge ſchwer, das Holz finſter, die Möbel gewaltig.

Wo war die liebenswürdige Tatenloſigkeit dieſer Menſchen, die da alle mehr oder weniger beſchäftigungslos waren und Zeit hatten, weil keine Eile herrſchte, keine blutrünſtige Arbeit; denn der Boden ſchenkte doppelt.

Wo war die Natur? Das weiche Klima, die immergrünen Gewächſe? Wo die Tageseinteilung, die ihr unumgänglich nötig ſchien? Der Kaffee früh in den großen Taſſen, das Frühſtück mittags ſtatt der Hauptmahlzeit, das Diner abends?

Wo die rieſigen weichen franzöſiſchen Betten? Wo die tauſendfache Abwechſlung in den Speiſen? Die vielen Gemüſe, die gewohnte Zubereitung? Und wo der Heimatlaut, Sprache und Sitte und Art?

Alles das drängte ſich ihr in einem Begriff zuſammen, der vor ihren Augen ſtand, in der Erinnerung an das köſtliche weiche, luftige Brot ihrer Heimat, deſſen Duft ſie roch, das ſie — ſo lebhaft war ihre Phantaſie — zwiſchen den Fingern fühlte, im Mund, zwiſchen den Zähnen. Dies Brot ſchien ihr, ſo lächerlich es war, ſo ſeltſam es ihrem Mann vorkommen mußte, wie Heimat und Kindheit, Gewohnheit, brennendes Bedürfnis, Glück und Vaterland. Und ſie ſagte plötzlich, indem ſie ſich ein wenig von ihrem Mann zur Seite ſchob und während ihre Augen ſich zuſammenkniffen, ſich ſchärfend, als ſähe ſie es vor ſich, in traurigem, ſehnſüchtigem Ton: „Ich möchte ſo gern einmal Brioche eſſen!“

Er, der dem heimlichen Gedankengang nicht hatte folgen können, verſtand ſie gar nicht. Er meinte, ſie mache einen Scherz, und er begann zu lachen.

Simone blickte ihn an, wie gekränkt durch ſeine Heiterkeit; ihr ging es tief und nah, — und er lachte! Und in dieſem Moment ward ihr klar, wie auch die liebſten Menſchen, die einander am nächſten ſtehen, doch weltentfernt einander entrückt ſind, denn ſie kennen nicht des anderen Gedanken.

Es war ihr eine ſchmerzliche Offenbarung von etwas ganz Seltſamem, daran ſie noch nie gedacht hatte. Sie liebte dieſen Mann, liebte ihn aus tiefſter Seele, mit allen Faſern ihres Herzens, daß ſie gemeint hätte, er müßte ſie völlig verſtehen, er könnte hineinblicken in ihr kleines Herz, — und er begriff ſie nicht?

Sie hatte gedacht, ihre Gedanken wären auch ſeine Gedanken; ihr Leid ſei ſein Leid. Und ſie ſtanden einander jetzt doch wie zwei Fremde gegenüber.

Er war *ein* Menſch und ſie ein anderer. Nicht ein, ſondern zwei getrennte Weſen. In ihr gingen Dinge vor, die ihn gar nicht berührten, ja, die er nicht einmal ahnte und nicht einſah. Sie waren eben zwei Weſen, jedes ſtand für ſich. Und etwas klaffte gähnend zwiſchen ihnen: die Nation! Fremdes Volk, fremdes Blut, andere Gewohnheiten, andere Sitten, andere Erziehung! Viele, viele Jahre mochten vielleicht über all das die Brücke ſchlagen können. Jetzt war zu der aber noch nicht ein Anſatz gebaut.

Das Genie beider Völker einte ſich nicht; ein letzter ſchmerzlicher Reſt blieb genau ebenſo, wie ſie zwei Menſchen in ihrer Ehe waren und doch zwei Geſchlechter, Mann und Frau, mit verſchiedenem Äußern und verſchiedenen Organen und Funktionen, mit im Grunde ewig ungleicher Denkungsweiſe. Etwas leiſe Entgegengeſetztes, etwas Feindliches in gewiſſen Momenten und doch wieder, was ſich ergänzen mußte, beides ein Menſch.

Sie fühlte in dem geliebten Mann ein nicht Überwundenes, das ihr in die Tiefen ihrer Seele nicht drang, ſo daß ſie ſich im letzten Grunde nicht verſtanden, weil größte Gleichheit nötig ſcheint zu gänzlichem Ineinandergehen.

Was durch ſein Volk, durch Sitte, durch Kinderzeit, durch Erinnerungen eine faſt poetiſche Stimmung in ihm geweckt hatte, auch Weihnachten blieb ihr im Grunde fern. Sie hatte einen Hauch davon verſpürt, für ſie war es aber doch am letzten Ende nur die Mitternachtsmeſſe.

Und ſie erinnerte ſich, wie es ſie ſchmerzlich berührt hatte, daß er den Neujahrstag hatte vorübergehen laſſen, den Neujahrstag, den ſie nun wiederum feierte, und

**Aus unserer Studienmappe:**

Westfälischer Bauernjunge. Studie von Emil Brack-München.

an dem er nur mit einem Kusse ein frohes Neujahr gewünscht hatte.

Karl unterbrach sie nicht in ihren Träumen; er sann, auf den Ellbogen gestützt, nach, wie sie. Und auch er empfand jetzt, als er ihr ernstes Gesicht sah, als er nachdachte über das, was sie heute gesprochen, was sie ihm vom Heimweh erzählt hatte, daß es Dinge zwischen ihnen gab, nie zu einen: das Blut!

Es waren vorhin, bei seinen Auseinandersetzungen Worte gefallen, die keiner Auslegung bedurften, die auf den Deutschen wirkten durch den Klang allein. Und er fühlte, sie hatte sie nicht begriffen; er wußte, es war eine andere Ideenwelt, in der sie lebte.

Er hatte gesprochen vom heiligen römischen Reiche deutscher Nation; darin lag ihm Kaiser und König, welsche Schmach und deutsche Kämpfe. Die ganze Sehnsucht seines Volkes, Irregehen von Jahrhunderten, der Traum des Nordlandsmenschen nach dem Süden lag darin — und ihr sagte das Wort nichts!

Es war von Gebäuden die Rede gewesen, von Alt-Nürnberg, vom Kölner Dom. Deutsche Vergangenheit stieg herauf, deutsche Bilder, deutsche Kultur, viel Großes und Herrliches seines Volkes! Sie wußte nicht, wo Nuremberg lag, und nach den Photographien war ihr die Kathedrale von Reims schöner erschienen als die der Rheinstadt.

Seine Erinnerungen gingen weiter. Tausend Dinge tauchten auf, die im Eheleben dieser anderthalb Jahre erwähnt worden oder geschehen waren.

Karl der Große, Deutscher König, so hatte er gesagt, und sie hatte aus den Schulbüchern der Mademoiselle Bonneau bewiesen, daß dieser Charlemagne ein französischer Herrscher gewesen wäre.

Einmal hatte er gesagt, als eine poetische Stimmung ihn überkam, die ihn

sonst eigentlich nicht quälte, „Über allen Gipfeln ist Ruh“ wäre das Stimmungsvollste, Tiefste, Schönste und Ergreifendste, was je ein Dichter gesagt. Sie kannte das Gedicht nicht. Aber seine kleine Simone hatte ein Büchelchen geholt aus ihrer Mädchenzeit, in dem sie sich zur Erinnerung Verse eingetragen und hatte ihm etwas vorgelesen — war es von Beranger oder von Victor Hugo, er wußte es selbst nicht — etwas, das ihn kalt gelassen, ja, das ihm fast als Bombast, als Klingklang erschienen war.

Und immer weiter sammelte sich ihm eine Erinnerung zu anderen. Ein niedliches, blondes Bürgermädchen mit Stumpfnäschen und einer Haut wie Fleisch und Blut, mit großen blauen Augen und blondem Zopf hatte er ein kleines Gretchen genannt, in ihrem netten einfachen Kleidchen, mit ihrer bescheidenen Art.

Simone begriff ihn nicht. Sie fand sein Gretchen ein wenig lächerlich, wie sie sagte.

Im Gedanken daran zuckte ihm ein schmerzliches Lächeln um die Lippen; es war doch ungerecht: wenn hell und blond nach seinem Geschmack gewesen, hätte er dann das schwarze, romanische Kind des Südens heimgeführt?

Und in Gedanken rückte er in den Kissen ein wenig von Simone ab.

Da geschah etwas Eigentümliches: auch sie zog sich ein wenig zurück, ein ganz klein wenig nur, aber es war doch, als kämen sie immer weiter auseinander.

Da plötzlich, wie sich die beiden Köpfe in der Dämmerung des Zimmers schwarz und blond, zwei Völker und zwei Seelen, gegenüber besanden, fiel mit einemmal Simone ihrem Mann um den Hals und fragte, indem sie ihn mit glühenden Küssen bedeckte: „Wollen wir nicht alles vergessen, Charles? Wollen wir nicht gut sein? Haben wir uns nicht lieb?“

Er drückte sie an sich: „Ja, Simone! Ich habe Dich lieb! Ich habe Dich so lieb, wie ich es Dir nicht sagen kann! Und es darf nichts zwischen uns kommen, es ist auch nichts zwischen uns, hörst Du!“

Da lag sie dicht an ihn geschmiegt, und jetzt schien all das Mißverständnis verschwunden. Unter seinen Küssen trat ein Lächeln auf ihre Wangen, sie gab sich ihm ganz hin. Er küßte Mund und Stirn und ihre Augenlider und sagte dabei immer leise vor sich hin: „Ich habe Dich so lieb, meine kleine Simone, so über alles lieb!“

Sie fragte plötzlich: „Was würdest Du tun, wenn ich stürbe?“

Doch er lachte sie aus: daran hätte er nie gedacht und wolle und dürfe er nicht daran denken. Aber sie bestürmte ihn immer wieder mit Fragen.

Nun aber wollte er es wissen.

„Was tätest Du, wenn ich stürbe?“

„Ich würde mich töten!“

Er sah sie prüfend an, ganz nahe, den Blick in ihre Augen getaucht: „Und unser kleiner Ludwig? Was sollte denn aus ihm werden?“

Da wurde sie nachdenklich. Ihre Züge veränderten sich, sie lächelte in Gedanken an das Kind und sagte leise: „Armes, kleines Kerlchen!“

Und nun erwachte in ihr die Mutter, sie richtete sich auf und lauschte. War er wach? Schrie er etwa? Sie war ganz ängstlich geworden.

„Ich will doch lieber nach ihm sehen.“

Sie fuhr in ihre kleinen Pantoffeln, schlüpfte in den Schlafrock und eilte hinüber.

Sie horchte an der Tür, nichts regte sich, aber es ließ ihr doch keine Ruhe, und sie schlich leise hinein. Unbeweglich, mit dem Gesicht zur Wand lag die Amme da; Simone trat an das Bettchen, irgend etwas fiel ihr auf. Die eine kleine Hand war zusammengekrampft, das Gesicht des kleinen Ludwig sah in dem Dämmerlicht so eingefallen aus. Sie klappte die Seitenwand nieder, um den Kleinen zurecht zu legen, aber wie sie ihn aufhob, war er ganz kalt.

Sofort durchfuhr sie der Schreck: was war da geschehen? Sie tastete das Händchen an, den Kopf; sie öffnete die Schleifen des Steckbettchens und sie fühlte einen schon halberstarrten, jämmerlichen kleinen Leib.

Sie hob das Kind heraus, sie rief mit unterdrücktem Schreien nach der Amme; die fuhr schlaftrunken auf. Simone brachte ihr Söhnchen auf den Wickeltisch, sie fühlte ihn an, er war kalt. Sie legte das Ohr auf die Brust: das kleine Herz schlug nicht mehr!

Das Kind war tot!

Und plötzlich, während die Amme herantrat und sich noch schnell die Bänder des

wollenen Unterrockes zuband, den sie angelegt hatte, schrie Simone laut, als hätte sie den Verstand verloren. Irgend etwas, ein Gebrüll, wie ein Tier, dem man das Junge nehmen will, ein Kreischen und Knirschen und Stöhnen. Dann nahm sie den kleinen Körper in den Arm, schlang die Arme um das armselige kleine Wesen und lief hinüber in das Schlafzimmer.

Karl, der ihr Kreischen gehört, hatte sich aufgerichtet und rief schreckverstört: „Um Gottes willen, was hast Du denn? Was hast Du denn, Simone?"

Die aber legte den erstarrten kleinen Körper in ihr Bett, wo sie selber warm geruht, deckte ihn zu mit ihrer eigenen Decke und dann sagte sie, ganz kalt und ruhig: „Der kleine Ludwig ist tot!"

Karl wollte es nicht glauben. Er betastete das Kind, das er bisher kaum angerührt, denn er fürchtete sich, dem armen kleinen Wesen etwas zu tun. Dann war er mit ein paar Sätzen in Hosen und Rock und lief, ohne ein Wort zu sprechen, die Treppe hinunter.

Einen Augenblick darauf tönte Klingeln und Rufen: er hatte das ganze Haus geweckt. Die Stalltüre ging, es klang Hufgeklapper auf den Steinfliesen, und der Rittmeister ritt, wie er war, nur gerade angezogen, ohne Pallasch, in langem Galopp die leicht gefrorene Straße zum Städtchen. Es war nur die Stalldecke auf dem Pferd. Er wollte den Arzt holen.

Der Bursche kam ins Haus und rief entschuldigend: „Ich hätte mich ja ebenso schnell angezogen! Ich hätte mich ja ebenso schnell angezogen! Ich konnte wahrhaftig nicht schneller. Aber der Herr Graf sagte, es dauerte zu lange."

Aber niemand hörte auf ihn. Die Frauen im Haus liefen durcheinander; Lichter eilten hin und her, der Spirituskocher war angesteckt worden, es sollten Umschläge gemacht werden, man wußte eigentlich nicht welche und wozu.

Die Amme rief schluchzend in einemfort: „Und er schlief doch noch so schön! Und er schlief doch noch so schön!"

Dann meinte die Köchin kopfschüttelnd: „Nee, das kann doch Gott nicht wollen, so'n unschuldiges, kleenes Kind!"

Die Jungfer aber stand neben dem Bett, befühlte die kleine erstarrte Hand mit den winzigen bläulichen Nägelchen und sagte immerfort zu ihrer Herrin, obwohl sie es selbst nicht glaubte: „Der ist nur jetzt wie weg. Der ist nur weg! Lassen Frau Gräfin nur den Doktor kommen, dann wird's schon gut!"

Und die Köchin sagte: „Na, das ist so'n guter Arzt. Das ist so'n guter Arzt!"

Simone aber stand am Fußende ihres Bettes. Es war jetzt ganz hell im Schlafzimmer durch die Lampen und Lichter, die die Dienstboten hereingebracht hatten. Sie sah ihr Kind an, sie machte sich selbst und anderen nichts vor, sie wußte alles; aber keine Träne trat ihr ins Auge. Sie war wie erstarrt; ein Marmorblock. Sie begriff ihr Schicksal nicht. Was hatte sie getan, daß so etwas notwendig war?

Ihre Augen ruhten nur immer auf dem geliebten kleinen Wesen, dem sie Tage und Nächte geopfert, das sie gepflegt hatte mit aller Hingebung, deren eine Mutter nur fähig ist. Sie sagte sich, es war geschehen, während sie sich drüben mit ihren Gästen unterhielt; oder jetzt, weil sie ihren Heimwehgefühlen nachgehangen, selbstsüchtigen Trieben, statt sich um ihren armen kleinen Sohn zu kümmern.

Sie klagte sich an, und ihr Herz verhärtete mehr und mehr. Wie sie die kleine Leiche anstarrte, war es ihr, als trüge sie Schuld an dem Tode des Kindes.

Und vor ihren Augen sah sie wie in Flammenschrift jene Worte der Beichte geschrieben, die sie in St. Mathurin der alte Pfarrer in der Firmelung lateinisch gelehrt hatte: Mea culpa, mea maxima culpa.

## XXVI.

Nun war es still, sehr still, ganz still in der kleinen Villa. All die Sorge um das Kind hatte ein Ende. Das Zimmer, wo das kleine Wesen mit seiner Wärterin gehaust hatte, war verhängt und abgeschlossen, und alle gingen an dieser Tür vorbei, als wäre dort drinnen etwas, an das man lieber nicht dachte.

Auch in Simones Herzen war Stille. Eine unnatürliche, entsetzliche Erstarrung. Sie konnte keine Tränen finden und keinen Schlaf. Karl redete ihr zu, aber ihm selbst ward es schwer; denn immer, wenn er davon anfing, versagte ihm die Stimme.

Jeder Gedanke im Hause kehrte zu dem

Kinde zurück. Es hatte bisher die Stunden des Tages beherrſcht, es war die Frage geweſen, ob es regelmäßig ſeine Nahrung bekommen habe. Man hatte den ſchweren, plumpen Bauernſchritt der Pflegerin unausgeſetzt im Flur und auf der Treppe gehört — jetzt war Grabesſtille im Haus.

Karl konnte nichts reden, ohne daß ſeine Gedanken zu dem kleinen Söhnchen zurückkehrten. Einmal blickte er nach der Uhr und wollte ſchon beginnen: ‚Es iſt Zeit . . .‘ denn es war die Stunde, wo das Kind zu Bett gebracht werden ſollte. Aber das Wort erſtarb ihm im Munde.

Simone aber hatte ihn verſtanden, und ſie blickte ihn mit entſetztem Ausdruck an, als hätte er einen furchtbaren Schatten heraufbeſchworen.

Aber für ihn war es nicht ſo ſchwer zu vergeſſen, denn er hatte Beruf und Dienſt, der ſeine Gedanken abzog. Und allmählich tat die Zeit ihre Wirkung. Nur wenn er in Simones mageres, trauriges Geſicht blickte, ward er wieder an ihr Unglück erinnert.

Sie aber dachte unausgeſetzt an ihren kleinen Liebling, an ihr armes winziges Sorgenkind; dachte daran von früh bis abends, vom erſten Aufſtehen ab, wo ſie ſonſt in das Kinderzimmer hinübergeeilt war, bis in die Nächte hinein, die ſie jetzt durchwachte, denn immer verfolgte ſie der Gedanke, der Kleine bedürfe ihrer. Es war ihr, als ob er noch lebte. Schreckverſtört fuhr ſie nachts auf, als hätte ſie vergeſſen, daß das Kind ihrer doch nicht mehr bedurfte. Sie lauſchte hinüber, wie ſie früher gelauſcht hatte, ob der Kleine ſchrie, und in der großen Stille ward ſie ſich erſt bewußt, daß drüben das kleine Zimmer leer ſtand, das Bettchen zugedeckt war und ihr Kind draußen lag in der Erde.

Es wurde wie eine Manie bei Simone, daß ſie den kleinen Ludwig ſuchte. Ab und zu öffnete ſie das Kinderzimmer und blickte hinein, in der zitternden Hoffnung, ſie irre ſich vielleicht, und das Kind läge noch da.

Karl wollte ſie aufrütteln; er ſchlug ihr vor, die anderen Damen zu ſehen, er wollte Beſuche mit ihr machen, aber ſie wies es von ſich mit drei Worten: „Wir haben Trauer!“

Sie trauerte um den Vater, ſie trauerte um ihr Kind, ſie ſchien aus dem Schwarz nicht herauskommen zu ſollen. Schwarz und öde, wie ihr jetzt die ganze Welt vorkam.

Frau von Kalkar ſagte einmal im Frühjahr, das ginge ſo nicht weiter, Graf Rundſtetten müſſe durchaus für ſeine Frau etwas tun. Aber zu dieſer Zeit konnte er unmöglich Urlaub nehmen. Er ſah jedoch ein, es mußte etwas geſchehen, denn Simone ſprach kaum mehr ein Wort. Nur ab und zu klagte ſie ſich an, ſie habe mit dem Kleinen etwas verſehen, ſie ſei keine gute Mutter geweſen, ſie hätte ſich mehr opfern müſſen für ihn. Sie verbohrte ſich in den Gedanken, ſie ſei ſchuld an dem Tod ihres Kindes.

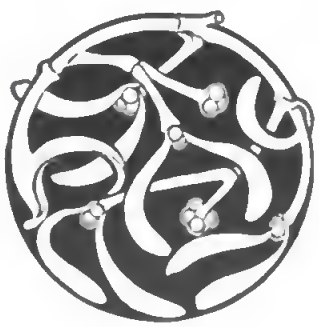
Und da ſie ſo ganz zurückgezogen lebte, kein Menſch etwas von ihr ſah, begannen die anderen Damen ſich mit dem Gedanken abzufinden, und es hieß, wenn man von ihr ſprach, mit einem bedauernden Achſelzucken: „Der arme Mann! Sie muß wohl etwas ſonderbar ſein!“ (Schluß folgt.)

---

# Im Winter.

Von

## Karl Ernſt Knodt.



Im Winter, wenn der Tag am kürz'ſten,
Das Sonnenlicht das Land nur ſtreift
Und ſeine dünnen roten Sohlen
Müd' über weiße Wälder ſtreift.
— Dann wird mein Heimweh grad' am größten,
Dann ſättigt ſich's nur kurze Zeit,
Dann hungert es am hellen Tage
Nach Licht und goldner Ewigkeit.

Bildnis. Nach dem Gemälde von Alois Erdtelt-München.

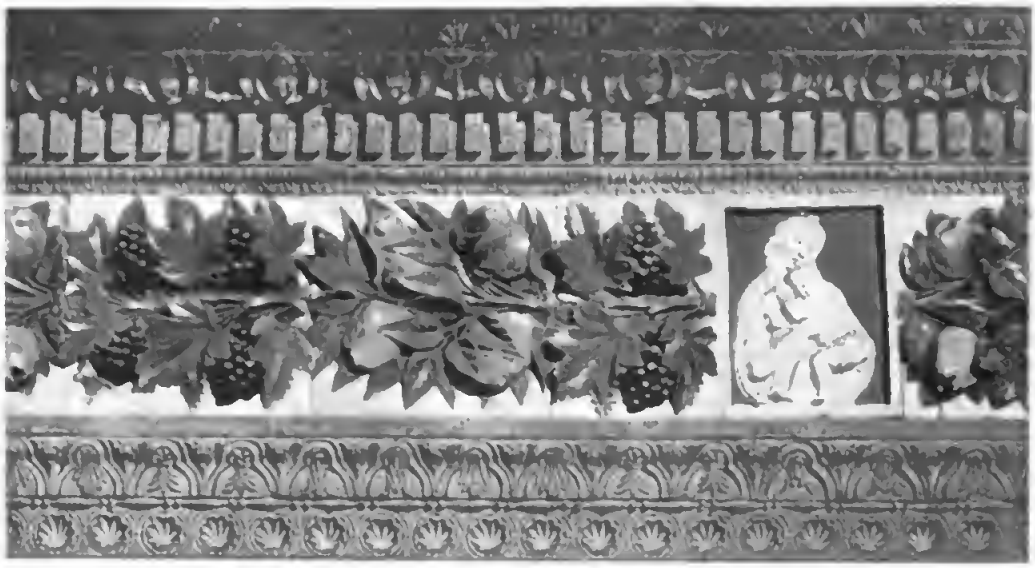


Abb. 1. Fries am Sacellum der Impruneta bei Florenz. Von Luca della Robbia.

# Die farbigen Tonreliefs der Robbia.

Von

**Dr. P. Schubring.**

Mit vierzehn Abbildungen.

(Abdruck verboten.)

Unter den italienischen Bildwerken der Renaissance, deren Originale in unseren Herzen und deren Nachbildungen an unseren Wänden hängen, nehmen die bunten glasierten Terrakotten der Robbia wohl die populärste Stelle ein. Es ist nicht nur die lebhafte Sprache der Farbe, die unser Auge besticht; auch die Freude an der glatten sauberen Fläche erklärt diese Bevorzugung nicht genügend. Entscheidender wirkt das psychische Moment: die Schlichtheit und Lauterkeit dieser blau-weißen Madonnengedanken redet so unmittelbar zu uns. Wer ein Madonnenrelief von Michelangelo in der Stube hängen hat, der fühlt neben all der Schönheit doch ebensosehr die bedrängende Wucht und oft vernichtende Gewalt des hier so kühn sich gebärdenden Menschentums; er hütet sich wohlweislich, den eigenen Alltag damit zu vergleichen. Andere Empfindungen löst ein Madonnenrelief von Donatello aus; da brennt und rauscht es im Feuer des Lebens und in der Schwermut tiefgebundener Existenzen. Selten will es heiter werden, oft ist der Typus der derelitta, der verlassenen, Maria zugrunde gelegt oder es ist die himmlische, unberührbare, die höher ist als alle Vernunft, dargestellt. Im Gegensatz zu solchen Ausnahmeempfindungen, die wir nur im festlichen Drang glücklicher oder im schmerzlichen Druck bangender Stunden erreichen, wendet sich die Kunst der Robbia an schlichtere Herzenskreise. Sie bestätigt die stillen Mächte familiärer Bewegung; sie segnet und adelt das Alltägliche in höherer Reinheit. Darin kommt sie Raffaels Madonnen nahe, deren Zauber auch in der Unmittelbarkeit des Motivs begründet liegt.

Wir kommen bei solchen Gegenüberstellungen auf prinzipielle Gegensätze des künstlerischen Gestaltens. Den Leuten von der Art Lucas della Robbia und Raffaels mußten Menschen wie Donatello und Michelangelo als Himmelsstürmer und Brausekopfe erscheinen, die das Ferne suchten und das Ungewöhnliche erjagten, dabei aber an der Schönheit des Einfachen und Nahen blind vorübergingen. Es ist dieselbe Spannung, als wenn Grillparzer Wagner

einen Himmelsstürmer nennt und glaubt, daß die wütenden Wogen dieser Kunst an uferlosen Fernen verrauschen. Wie könnte man erwarten, daß so verschieden geartete Menschen einander verstünden? Wir Zuschauer aber sehen von ferne mit Staunen das doppelte Spiel: wie hier ein feiner Sprühregen in zierlichem Schillern über hellen Kieseln stäubt, dort ein wilder Sturzbach in jähem Drang gegen schwarze Felsen prallt. Beide Schauspiele betrachten wir dankbar und voll Bewegung. Sie lösen in uns das Heitere und das Mächtige aus, jene beiden Fackeln, die der Gott unserer Dunkelheit lieh. Wie wir Stunden haben, in denen wir zu Shakespeare, andere, in denen wir zu Gottfried Keller greifen, so haben wir Tage, die Raffael, andere, die Michelangelo gehören. So endlich stehen auch die Robbia vor uns, ohne daß daneben ein Donatello sich feindlich erwiese. Die Menschen, welche nur die Linie Luca della Robbia, Raffael, Mozart, Keller kennen und von der anderen Donatello, Michelangelo, Shakespeare, Wagner nichts wissen wollen, sind arme Philister. Denn sie haben kein Organ für das Außerordentliche und keine Frische für die Kühnheit des bedeutenden Aufstiegs. Ich halte es für Müdigkeit und Blasiertheit unserer Zeit, wenn heutzutage so ostentativ die stille Ruhe, zu der sich ja auch Goethe bekannt hat, bevorzugt wird. Der alte Kampf zwischen Dionysischem und Apollinischem, den Nietzsche in seiner Erstlingsschrift: „Die Geburt der Tragödie aus dem Geist der Musik" so ergreifend geschildert hat, darf auch heute nicht als geschlichtet gelten, wenn wir anders das Verständnis für die tieferen Gegensätze des Lebens nicht verlieren wollen. Diesem ist es gegeben, eine heitere Ruhe zu spiegeln; jener muß den stürmischen Drang als besondere Gabe der Götter durchs Leben tragen. Wie will man Äschylos oder die alttestamentlichen Propheten lieben, wenn man die Schönheit des Dämonischen mißachtet? Für beides gelte das Wort:

Heilig sei Dir der Drang —
Doch zürne dem Heiteren nicht,
Brennt die Flamme dort rot,
Lacht sie hier golden dem Tag."

* * *

Man kann nicht eigentlich von einer Erfindung Lucas della Robbia (1399—1482) reden, als er zum erstenmal ein gebranntes rotbraunes Tonrelief im Scharffeuer mit bunter Glasur überzog. Er hat eine Technik, die Jahrtausende alt war und in der Töpferkunst seiner Zeit einer mächtigen Entwicklung entgegenreifte, beim plastischen Relief angewandt. Die Kunst, den porösen Scherben des brüchigen Steingutes in einer Glasur zu baden, um ihm Undurchdringlichkeit, Dauerhaftigkeit, Farbe und Glanz zu verleihen, ist schon im zweiten vorchristlichen Jahrtausend geübt worden; es handelte sich in jener Zeit um den Schmuck der Wände und Fußböden mit farbigen Fliesen. Der Islam hat diese Kunst dann besonders gepflegt, sie ebenso wie die Perser zu höchster Vollendung entwickelt und namentlich bei der höheren Architektur verwandt. Die sarazenisch-maurische Kunst sprang dann von Spanien nach den Balearen über; von der Insel Majorca holten sie die Pisaner sich im XII. Jahrhundert herüber und begannen mit der neuen „Majolica"-Ware, d. h. mit bunten bacini (Becken) ihre Kirchenfassaden zu illustrieren. Die Technik verbreitete sich in Italien schnell und setzte sich naturgemäß da vor allem fest, wo die leichten Gefälle der Flüsse den feingeschlämmten Sand für den Scherben niederlegten. Das war vor allem bei den Flüssen der Emilia und der Marken der Fall, die vom Appennin mählich der Adria zuströmen. In Faenza, Urbino, Gubbio, Deruta entwickelte sich eine lebendige Töpferindustrie. Ein gesunder Wettstreit hielt das Gewerbe auf der Höhe; jede Stadt suchte mit neuen Mustern, neuer Technik und neuen Prozessen zu glänzen. Auch das westlich vom Appennin gelegene Florenz hatte seine Tongruben, die an dem viel begangenen Weg zwischen Florenz und Bologna hart an den Bergen, bei Caffaggiolo lagen. Auftraggeber waren vor allem die großen Apotheken und Hospitäler; die beiden größten Hospitäler Toskanas, Sa. Maria nuova in Florenz und Sa. Maria della Scala in Siena haben große Sätze bestellt und mit ihrem Wappen (der Krücke resp. der Leiter) versehen lassen. Die zahlreichen noch erhaltenen Stücke lassen ahnen, wie sauber und blank und voll die Regale (scanzie) dieser farmacie ausgesehen haben mögen. Die heutige farmacia von Sa. Maria novella in Florenz gibt von der

Abb. 2. Lünette der Via d'Agnolo von Luca della Robbia. Florenz.

alten Aufstellung noch ein leidlich treues Bild.

In diese junge glückliche Zeit frischer Bemühung und erster Bewährung dieser Technik fallen nun Lucas erste Glasurreliefs. Er hatte wie sein Genosse Donatello (der 13 Jahre älter ist) als Marmorarius begonnen; und die schneeweiße Marmorkanzel, die er 1431 bis 1436 für den Florentiner Dom arbeitete, zeigt, auf welcher Höhe, rein technisch betrachtet, der dreißigjährige Meister damals in dieser Kunst steht. Freilich hat geben noch eine gute Vorstellung davon. Bei manchen Stücken, namentlich solchen, die für die Straße gearbeitet waren, hat man sich mit einer Bemalung in weiß auf blauem Grund zufrieden gegeben (Abb. 2). Für das 1424 datierte Tonrelief der Krönung Marias über dem Portal von S. Egidio in Florenz können wir das noch nachweisen. Die Farben sind zwar längst abgespült; aber ein Fresko zur Seite der Tür, das eine Feierlichkeit vor eben diesem Portal darstellt, zeigt das Relief in den

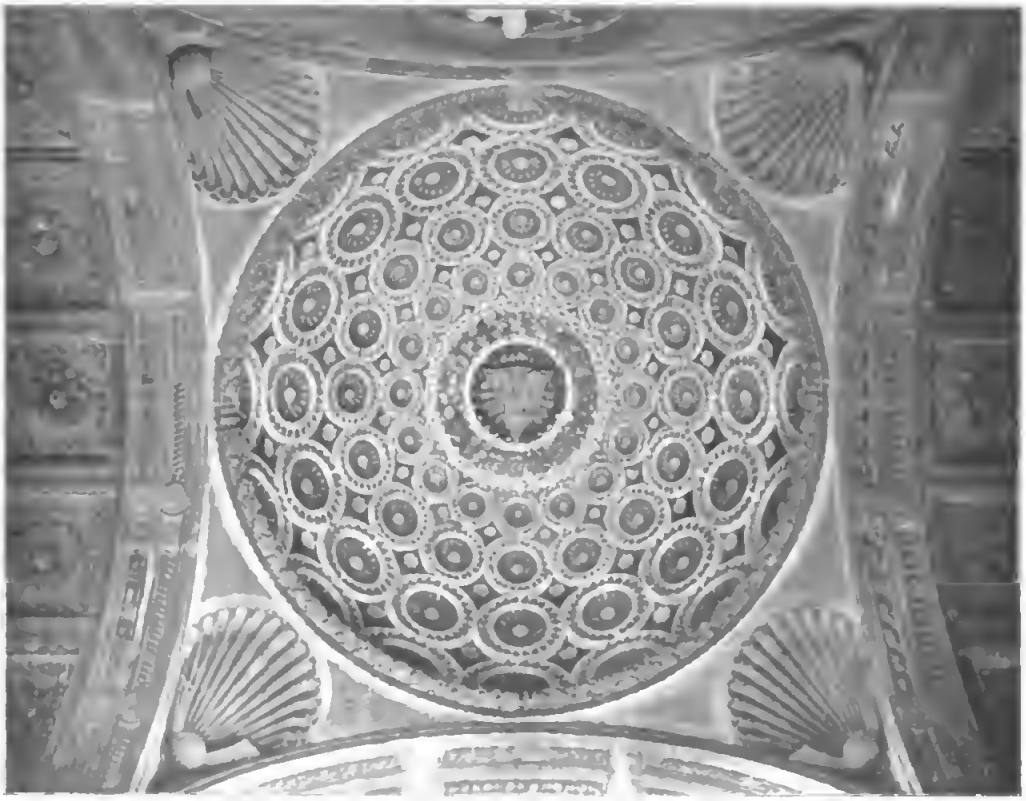


Abb. 3. Innere Kuppel in der Vorhalle der Pazzi-Kapelle von Luca della Robbia. Florenz

er außerdem wohl Ton geknetet wie jene Tonbildner, die in ungezählten Exemplaren ihre Madonnen unter kleinen Tabernakeln mit Engeln und Kränzen für die Hausandacht lieferten. Ihrer Geschicklichkeit war es zu verdanken, wenn man sich damals die Madonna des ehelichen Schlafzimmers nicht mehr wie im Trecento malen, sondern modellieren ließ.

Die Madonnen dieser Gruppe waren in der Regel sehr reich bemalt: Tabernakel im Bargello, in London und im Berliner Museum ursprünglichen weiß-blauen Farben. Hier ist das unmittelbare Vorbild Lucas zu suchen. Die Neuerung bestand also technisch betrachtet lediglich darin, statt der dem Regen nicht widerstehenden Bemalung die Glasur des Scharffeuers anzuwenden, um die Farbe allzeit frisch zu erhalten.

Die Bemalung in blau-weiß ist keineswegs eine zufällige Wahl; sie hat einen tiefen Sinn. Celeste Personen erscheinen in der Alba ihres reinen Kleides vor klarem Himmel. Jede Madonna ist eine Vision;

Abb. 1. Tabernakel in Peretola bei Florenz. Von Luca della Robbia.

dem Gläubigen erſchien in der frommbewegten Stunde die Himmliſche zu wunderbarem Segen. Es iſt die ſichtbare Gebetserhörung. Hatte man ſich in früherer Zeit die Heiligen in ſchwerem Brokat byzantiniſcher Seide, im Rauſchgold gepreßter Stoffe gedacht, ſo trat ſeit Giotto eine Reduktion des Prunkes im Sinne ſchlichter Klarheit und Helligkeit ein. Die weißen Geſtalten entſprachen beſſer als die goldenen einer Zeit, deren Religion durch das Armenevangelium des heiligen Franz von Aſſiſi neue Wärme, Einfachheit und Innerlichkeit gewonnen hatte. Man ſieht, auch die Robbia-Reliefs ſind wie ſo vieles andere dem umbriſchen Bettelmönch in letzter Linie zu verdanken.

Genau das Jahr anzugeben, wann Luca ſich der neuen Technik zuwandte, vermögen wir leider nicht. Eine Zeit des Suchens und Probierens mit der neuen Technik liegt um 1440; ein Tabernakel für Sa. Maria nuova (1442), das ſich heute in Peretola befindet, zeigt eine faſt zu lebhafte Miſchung der Materialien. Marmor, Glaſurreliefs, Bronze und Majolikamalerei wirken hier zuſammen (Abb. 4). Erſt im nächſten Jahre, 1443, bildet Luca die große Türlünette in der dunkelmächtigen Vierung des Florentiner Doms, eine Auferſtehung, über der einen Sakriſteitür, der 1446 die noch bedeutendere Himmelfahrt über der anderen Tür folgte.

Die glaſierten Reliefs hatten in der Tat ungemeine Vorzüge aufzuweiſen. Vor allem waren ſie erſtaunlich billig. Obwohl man Marmor in der Nähe brach und die Arbeitslöhne lächerlich niedrig waren, überſtiegen ſolche Arbeiten doch oft die Mittel einer Dorfkirche. Man griff aber auch aus anderen Gründen oft lieber zur farbigen Glaſur als zum getönten Marmor. Denn die ſtumpfe, in vielfacher Patina ſchimmelnde Wand bekam nun in dieſem an zentraler Stelle glänzenden Relief ihr blankes Auge, das luſtig und innig zugleich aus ſchweren Quadern herausblickte. Noch heute gewähren die Faſſade der Florentiner Badia (Abb. 7), die Mauern von Or San Michele oder die der Mediei-Villa in Poggio a Caiano einen unverfälſchten Eindruck von dem, worauf Luca hinzielte, nämlich von der Wirkung des bunten blanken Spieles auf ſtumpfem Grund. Überhaupt laſſen ſich die Robbia-Arbeiten nur im Rahmen der Architektur und auf den Wänden begreifen, die ſie ſchmücken ſollen. In Muſeen töten ſich die Werte im allzugefährlichen Nahkampf, zumal hier der ſtumpfe Mauergrund fehlt. Man ſieht: im Grunde iſt bei Luca das alte Spiel der Bacini an Kirchenfaſſaden in größerem Umfang repetiert. Mit der Entwicklung des Portals, das im Quattrocento mit beſonderer Vorliebe behandelt wird, ging notwendigerweiſe eine Steigerung ſeiner Lünette Hand in Hand.

Abb. 5. Donatello: Veroneſer Madonna. Berlin.

Wurde die Erfindung Lucas durch die Gefahren der Witterung mit veranlaßt, ſo drang ſie doch auch bald dahin, wo es nicht regnete, in das Innere der Kirchen und Häuſer. Hier ſtellen ſich die Reliefs ſeltener in der Lünette, häufiger im Tondo vor. Wie beim gotiſchen Gewölbe die Rundbilder

der Heiligen von dem Sternenblau der Decke herabsahen, so wurde der Kreis jetzt unter den Fächerkuppeln Brunelleschis, in den Lünetten und den Pendantifs lebendig. Dem „Auge" dieser Kuppel, das in den Himmel blickt, entsprechen zunächst die vier tieferen Augen in den Zwickeln, aus denen der Himmel und die Himmlischen auf uns zu blicken scheinen. Brunelleschis Architektur zeigt eine besondere Vorliebe für den kleinen Kreis als Vermittler der beiden konzentrischen Halbbogen der Oberwand. Diese Kreise sind es, die zuerst Donatello, dann Luca mit Reliefs füllen, jener mit unglasiertem, dieser mit glasiertem Ton. Luca hat dann auch die ganze Vorhalle farbig geschmückt und in die kleine Kuppel (Abb. 3) eine lustige Fülle sich stetig verkleinernder Becken (bacini) angebracht, welche diese beschattete Rundung mit einem höchsten Farbenzauber füllen. Diese Kuppel der Vorhalle ist die höchste und letzte Note in dem unvergleichlichen Akkord, den dies Juwel der Quattrocento-Baukunst anschlägt. Über den gebundenen Mächten der Säulen und Pilaster und unter der edlen Schwere der Tonnen läuft in zierlicher Grazie der Cherubimfries von Desiderios Hand um, wie ein zwitscherndes Vöglein durch dicke Bäume huscht. Die bunten Becken der Kuppel überbieten diese Heiterkeit noch durch die unbekümmerte Frische und Häufung des stark leuchtenden Beckenkranzes. —

Abb. 6. Die Madonna aus Sa. Maria nuova von Luca della Robbia. Florenz, Bargello.

Bisher sahen wir Luca stets im Zusammenhang mit der Architektur arbeiten; und da nur stellt sich der Sinn seiner „Wandaugen" deutlich heraus. Aber die Technik blieb nicht an die Wand gefesselt. Die Majolika ergriff langsam, Stück für Stück, das kirchliche Inventar. Wir finden Majolika-Altäre, Majolika-Taufbecken, Majolika-Tabernakel, Majolika-Büsten. Selber ein Frischling, hat sie alles, was ihr erreichbar war, mit frischer Lebendigkeit gefärbt. Dabei wehrte die Technik selbst einer allzu unruhigen Farbengebung; denn nur fünf Farben — Kobalt, violett, gelb, grün und weiß — hielten dem Scharffeuer stand. Diese Grenze erwies sich als ungemein segensreich. Spät erst versandet die Robbiaware in der maßlosen Häufung der Töne. Es ist falsch, zu glauben, Luca habe zuerst nur über blau und weiß verfügt; schon die Evangelisten der Pazzikapelle haben fünf Farben. Aber er hat freilich immer die Reduktion bevorzugt. Violett wurde bei den Augensternen und den Augenbrauen verwandt; gold gern bei Säumen, Inschriften und Gewändern aufgetragen. Sonst war der Fond meist blau und die Gestalt weiß. Erst im XVI. Jahrhundert ließ der Hauptvertreter der dritten Robbiageneration, Giovanni, Gesicht und Hände unglasiert, um das Spiel der Haut intimer abzubilden.

Ganz besondere Reize entwickelt die Technik da, wo sie sich im Blattkranz zu reichster rauschender Fülle erheben kann. Zunächst wird der Kranz als Umrahmung verwandt. Wie Ghibertis Türen, in Perpetuierung der an Festtagen aufgehängten natürlichen Girlanden, ihren bronzenen Blattkranz bekamen, in dem die Vögel nisteten und die Eichhörnchen schmausten,

so wurde auch um die Lünetten dieser Madonnen bald statt des duftenden ein dauernder Kranz gelegt, den Luca stets in Verbindung mit dem profilierten weißen Gesims anbringt. Dabei ist der Gegensatz der aufgelockerten Kränze zum festen, tiefgeschnittenen Architektur-Profil sehr wirksam. Am glänzendsten kommt dieser Gegensatz bei dem Schmuck eines großen Altartabernakels zur Geltung, das Luca in den fünfziger Jahren für die Kirche der Impruneta nahe Florenz (hinter der Certosa) farbig ausschmückte. Der Pinienhain, der dem Ort den Namen (in pineta) gab, bestimmte auch das Ornament des schweren Kranzes mit Pinienäpfeln, der sich um das Gesims dieses von Michelozzo errichteten Sacellums legt (Abb. 4). Mitten in diesem „Walde" erscheint dann die „Madonna im Pinienhag", je einmal auf beiden Seiten, in einer unbeschreiblich innigen Komposition, die in dieser Höhe und Umgebung doppelt märchenhaft wirkt.

Noch heute kann man hier in der Impruneta die Fülle der Reliefs, Verzierungen, Einzelstatuen und Engelreigen, die Pinienkassetten der Decke und das Kreuzigungsrelief, das einst die Mitte des zweiten Tabernakels einnahm, mit ungetrübter Freude genießen; alles ist noch an Ort und Stelle im alten Licht und Widerspiel, in dessen Beziehungen ein Stück dem andern ein höheres Recht und heimlicheren Sinn verleiht. Alles Figürliche ist wieder in schlichtem Weiß auf blauem Grund gehalten; lebhaftere Farben enthält die Majolikamalerei auf den Pilastern des zweiten Tabernakels. An der Decke und dem Dach schwillt auch hier wieder der üppigste Blumenschmuck. Ein reicher Dekor von Marmor, Bronze und Glasur legt sich um die Reliquie des Splitters vom Kreuz, vor der fromme Landleute ihre Bitten sagen. Wunderbar, wie Lucas stimmungsvolle Schlichtheit zu solchen Gebeten der Bauern paßt! Hätte Donatello hier wohl ein ebenso treffendes Wort gefunden?

Man sieht aus alledem, wie verkehrt es ist, in Luca della Robbia lediglich den Madonnenbildner zu verehren, der ohne Zusammenhang mit der Architektur nur mobile Reliefs wie die Rossellini, Mino ꝛc. hergestellt hätte, die überall ihren Platz fanden. Anderseits muß zugegeben werden, daß in Lucas erhaltenen Werken das Thema der Madonnenkomposition überwiegt. Ein Vergleich mit den Arbeiten der gleichaltrigen Genossen in Florenz wird aber zeigen, daß er auch hier völlig Eigenartiges gab. In Florenz kamen vor allem drei Werkstätten in Betracht: die Donatellos, die Lucas und die der Rossellini.

Wir stellen drei Madonnen dieser fleißigen, großen Bottegen nebeneinander: Donatellos sog. Veroneser Madonna aus Terrakotta, Lucas glasierte Madonna aus S. Maria nuova und Ant. Rossellinos Marmor Tondo der Anbetung aus dem Bargello; die Materialverschiedenheit bleibe in diesem Fall unberücksichtigt (Abb. 5).

Donatello gibt eine hohe, adlige, schlanke Frau, deren schöne Haarwellen sich weich und locker um das vornehme Gesicht rahmen. Eng drückt sie den Kleinen an sich, der sich recht bubig gebärdet; Mutter und Kind bilden eine Pyramide. Nur die Heiligenscheine verraten das Göttliche dieser Menschen. Und doch ist es ein Gnadenbild, wie die Unterschrift Ave gratia plena sagt. Ob vor diesem Bilde die Lippen einer ihrer schweren Stunde entgegenbangenden Frau schutzbittend geflüstert haben? Ob jubelnd dann das Söhnchen dem himmlischen Gespielen entgegengehalten wurde? Unsere Phantasie darf und soll hier vielfach antworten und ausgestalten. Aber ohne solche Vergegenwärtigung bleiben uns die psychischen Bannkreise, die sich um jedes Kunstwerk legen, verborgen.

Im Gegensatz zu diesem Zueinandergeneigt- und Insichversunkensein gibt Luca das ruhige Nebeneinander von Mutter und Kind (Abb. 6); der auf der Mutterhand ruhig sitzende Bambino wird ein wenig absichtlich präsentiert, und etwas hart legt sich die rechte Hand der Mutter um den Arm des Kleinen. Die Glasur ließ eine möglichst saubere Trennung der Figuren wünschenswert erscheinen. Daher kommt es, daß die Madonnenkompositionen Lucas meist etwas Typisches behalten, und die strenge Form der Vorderansicht hier länger nachwirkt als bei den Tonbildern. Auch die Farbenbehandlung ist äußerst ruhig und schlicht, ohne jeden Effekt, aber auch ohne Unwahrheit. Das Gold der Säume ist hier wie so oft verloren gegangen; aber die Augensterne sind schön erhalten. Man hat sich

Abb. 7. Das Portal der Badia von Florenz mit der Lünette von Benedetto Buglioni.

gewundert, weshalb Lucas Madonnen meist blauäugig sind. Einmal lag es an der Palette; dunkelbraun fehlte. Dann aber gab man gern den Himmlischen das Außergewöhnliche, um sie auszuzeichnen. Blaue Augen sind in Italien selten; ebenso blondes Haar. Luca gibt das Blauäugige; die Sieneser Maler lieben hellblonde Haare für ihre Heiligen, aschblonde für die Engel.

Antonio Rossellino erscheint neben Donatello und Luca fast allzu liebenswürdig. Ein höchst geschickter Marmorarius, lockte es ihn, dem Stein alle Möglichkeiten und Überraschungen des Details zu entreißen. So schafft er die reiche Landschaft, das Idyll der Hirten mit der Engelsbotschaft, den seligen Anmarsch auf Bethlehem und das Stilleben der Hütte (Abb. 8). Etwas unver-

mittelt kniet die Halbfigur der Madonna im Vordergrund vor dem Bübchen auf dem Kissen. Die Komposition hat einen Stich ins Lieblich-Gefällige, der Künstler schmeichelt seinem Publikum und wird vor allem den Frauen gefallen haben. Man bedenke aber, daß er schon ein Enkel ist. Als dieser Tondo entstand, etwa 1470, existierten bereits mehr als 300 Madonnen in Florenz; wie schwer mußte es da sein, neue Wege zu finden! Die Virtuosen melden sich und suchen durch das Viele zu letztere begreifen wir leicht. Innerhalb der damaligen Porträtkunst, die mit ihrem entschlossenen Losgehen auf das Objekt, der Verwertung aller Zufälligkeiten im Spiel der Runzeln und Muskeln, der Betonung einer von dem Lebensschicksal gemusterten Epidermis das Rücksichtsloseste für das Beste hielt, konnte eine Technik, deren Guß das Detail verschleierte, nicht konkurrieren. Damit kommen wir, wie an die Grenze, so auch zu dem Hauptvorzug von Lucas Kunst. Keiner ist dem

Abb. 8. Antonio Rossellino: Anbetung der Kinder. Florenz, Borgello.

interessieren, ohne zu bedenken, daß dadurch die Kraft des ruhigen großen, einen Gedankens vernichtet wird.

Länger als fünfzig Jahre hat Luca im Mittelpunkt der Florentiner Kunst als Schaffender gestanden. Seine Bottega war nicht der Schauplatz starker Experimente. Stofflich ist seine Kunst begrenzter als die seiner Freunde. Es gibt nichts Mythologisches von ihm; die Landschaft fällt bei ihm aus, und das Porträt hat er nur ganz selten in der Glasur gearbeitet. Das Griechentum so nahe gekommen wie er. Die oft mißbrauchte Phrase, daß die Renaissance die Wiederentdeckung des Altertums sei, paßt hier einmal. Und zwar besteht das Gemeinsame darin, daß bei den Griechen wie bei Luca der Typus gewahrt und das Detail zugunsten einer allgemeineren Rechnung untergeordnet bleibt. Im Gegensatz zu jenen Bemühungen, die in der Aufdeckung des Besonderen und Einzelnen ihre Aufgaben sahen — worauf die Stärke aber auch die Schwäche des Quattro-

Abb. 9. Madonna an Or San Michele von Luca della Robbia. Florenz.

cento beruht — erscheint Lucas Kunst wie gelassene heitere Ruhe. So wird er von ungeheuerster Bedeutung für seine Zeit, eine Art Gegenpol gegen alle Unrast und Überhitzung. Seine Gegenwart möchte ich dem Einfluß einer edlen schönen Frau vergleichen, an deren heiterer Ruhe sich all die Unruhigen erquicken und beruhigen dürfen, die ihr nahen. Mancher junge Brausekopf mag damals über den Altväterischen zuerst gespottet haben, der in seiner Rückständigkeit sich allem Neuen verschließe. Erst die Gereifteren kehrten dann mit ihrer Bewunderung zu dem Meister zurück.

Über sein privates Leben wissen wir wenig, aber doch manches Anziehende. Er

ſtammte von kleinen Leuten ab, und ſeine Jugend wird ſich in muffigen Zimmern abgeſpielt haben. Er war wie ſeine großen Freunde Donatello, Maſaccio, Verrocchio u. a. nicht verheiratet. Mit 35 Jahren trat er in eine ſeltſame Bruderſchaft, die der Sa. Maria della Misericordia ein; es war eine jener Bußgemeinſchaften, die ein ſtrenges Leben gelobten, ſich in Not und Krankheit unterſtützten, dem verſtorbenen Mitglied die letzte Ehre erwieſen und für die Hinterlaſſenen ſorgten. Regelmäßige Zuſammenkünfte in unterirdiſchen, dunklen Kapellen mit ſeltſamen Zeremonien ſtärkten die Gedanken der Buße; die Brüder trugen dabei weiße Kleider, die zu ſtrafenden ſchwarze. Wir haben hier eine Strömung vor uns, die aus der Flagellantenbewegung des XIII. Jahrhunderts und aus den auf den ſchwarzen Tod von 1348 folgenden Gründungen abzuleiten iſt; dieſe asketiſche Bewegung ſpielt in dem ſcheinbar ſo weltfreudigen Zeitalter der Medici eine viel größere Rolle, als man meiſt annimmt. Die Geſtalt des heiligen Antoninus iſt nur im Zuſammenhang mit dieſen Verbänden erklärlich, und vor allem Savonarolas Wirken nur der Aufbruch vieler Gedanken, die bis dahin nicht hatten laut werden können. Es iſt ja zu allen Zeiten ſo geweſen, daß im Gegenſatz zu dem von der Macht beherrſchten öffentlichen Leben ſich die Andersdenkenden in Konventikeln zuſammenſchloſſen, um hier mit mehr oder weniger Groll und Ernſt ihr eigenes Leben zu führen. Es ſcheint, als wenn zu der Bruderſchaft, der Luca beitrat, nur Junggeſellen gehören durften. So näherte ſich Luca immer mehr jenem Malermönch, der ihm auch künſtleriſch nah verwandt iſt, Fra Giovanni da Fieſole. Beide ſind tief verankert in dem religiöſen Beſitz der Vergangenheit; beiden muß die Gegenwart oft tadelnswert erſchienen ſein, und beide finden kein Lob für die neue Weltanſchauung, die aus den antiken Schriftſtellern herausgeleſen wurde.

Oft kommt dem Nachſinnenden die Frage auf die Lippen, ob Luca nicht einmal in Rom geweſen iſt, ob er 1450 nicht am Jubiläumsablaß teilgenommen, ob er von den Päpſten nicht begehrt wurde? Es ſcheint nicht der Fall geweſen zu ſein. Ebenſo wie Donatello war er ſchwer zu bewegen, das gewohnte Junggeſellenquartier in Florenz aufzugeben. Man bedenke aber auch, daß er mit ſeinem Brennofen nicht reiſen konnte. Auch die außerhalb Florenz befindlichen Reliefs ſind alle in Florenz ſelbſt entſtanden und dann auf großen Ochſenkarren weggebracht worden. Die fünf Robbia-Kleinigkeiten, die es heute in Rom gibt, ſind alle aus dem Cinquecento. Man wird aber auch empfinden, daß für Rom die Robbiaware nicht paßt. Wie überhaupt in der Heimat der Hochrenaiſſance und des Barock die Kunſt des Quattrocento heimatlos bleibt, wie Minos Niedlichkeiten und Pinturrichos Bukolien hier nur geduldet ſcheinen, ſo kann in Rom die Robbiakunſt nicht wirken. Ihre Heimat iſt und bleibt Florenz; begehrt wurde ſie von ganz Toscana und von Umbrien. Eine feine Linie, die ungefähr Spoleto ſchneidet, iſt nach Süden zu nicht überſchritten worden.

Abb. 10. Eliſabeth und Maria. Von Luca della Robbia Piſtoia. S. Giovanni fuorcivitas.

Michelangelo hat Luca einen

Abb. 11. Altar der Cappella delle Stimate. Von Andrea della Robbia. La Verna (Umbrien).

Vorwurf daraus gemacht, daß er von dem edlen Material des Marmors zu dem unedleren des Tons herabgestiegen sei. Wir verstehen diese Anklage im Munde des Plastikers der Hochrenaissance. Denn ihm gilt die steinerne Schönheit und der runde Block alles. Er stürmt von allen Seiten gegen die Wucht der zäh widerstrebenden Masse; die Kinder seiner schweren Träume entsteigen der weißen Tiefe des gewachsenen Felsens. Die Farbe erschien ihm nur als Mittel des Ausdrucks berechtigt; und alles, was nicht Rundplastik war, als unwahr. Luca hat dagegen durchaus den Flächenstil, der überhaupt die Frührenaissance, auch ihre Architektur, charakterisiert. Sein Relief sucht nicht die bewegte Tiefe wie das Ghibertis, seine Szene ist so knapp wie möglich. Die Kulissen bestehen bei ihm immer wieder aus dem Himmelsblau und einigen Wolken; Requisiten kennt er kaum. Alles wird durch die Figur, diesen Generalnenner aller italienischen Kunst, bestritten. Meist beschränkt er sich auf Halbfiguren;

der Gegensatz des glatten und doch so reich gebildeten Antlitzes und der in sich so reizvoll ruhenden Handgebilde zu den ruhigen und großen Falten des Oberkörpers ist immer wieder betont. In ähnlicher Weise werden die geschlossenen großen Formen der Mutter zu den frischen knospenden und ausstrahlenden Bildungen des kindlichen Körpers in Gegensatz gebracht.

Es fehlt übrigens nicht an ganzen Figuren; im Kreuzigungsrelief und an den Tabernakeln der Impruneta fanden wir sie bereits. Es gibt außerdem zwei weiße Leuchterengel in der Florentiner Domsakristei von seiner Hand, freiplastisch, ohne Grund. Vor allem aber ist die große freiplastische Gruppe der Begegnung in S. Giovanni fuorcivitas in Pistoia (Abb. 10) hier anzuführen, die das bewegliche Thema einer Frauenhuldigung in tiefster Schönheit und Innerlichkeit behandelt. Eine Alte, deren Gesicht viel Schicksal verrät, kniet fromm vor einem jungen Mädchen, um dessen Kopf der junge Mai blüht und deren Seele voll süßer Scham ist. Die unerwartete Verehrung der Alten und das Geheimnis, das ihr zugrunde liegt, verwirren ihr tränmendes ahnungsloses Herz. Soll die Botschaft des Engels, die sie staunend einst vernahm, also Wirklichkeit werden? So erlebt sie in diesem Augenblick die Bestätigung einer großen, seligen Ahnung. All die Verwirrung, welche des Lebens Wirklichkeiten in die Träume eines jungen Mädchens bringt, ist hier dargestellt. Echt italienisch ist die Szene empfunden. Dem Romanen ist die Verehrung des Alters ein viel spontaneres Bedürfnis als dem Germanen; das Gegenteil, das wir hier sehen, ist also schon schlechthin ein Phänomen. Auch hier ist die Behandlung flächenhaft, und scheibenartig silhouettieren sich die Figuren vor der dunkeln Nische. Eine starke Brücke, vier sich zusammenlegende Unterarme, verbindet die zwei Figuren, die sich zueinander neigen. Tief dringen ihre Augen ineinander. Während die Antike das direkte Ansehen vermeidet, hat die Renaissance und bereits Giovanni Pisano im Blickmotiv ein wesentliches Ausdrucksmoment erkannt. Vergebens suchen Marias zarte Arme den Körper der Alten zu heben, die so inbrünstig den geweihten Leib umfängt.

Abb. 12. Madonna. Von Andrea della Robbia. London, South-Kensington-Museum.

Luca hatte, da ihm eigene Kinder fehlten, den 1433 geborenen Neffen Andrea zu sich ins Atelier genommen; dieser wird bald nach 1450 beim Onkel in die Lehre getreten sein. Er hat sich ohne Umschweif direkt dem Ton und der Glasur zugewandt, ohne erst an anderen Techniken seine bildnerische Kraft zu schulen. Ein Altar mit Marmorfiguren in Sa. Maria delle grazie in Arezzo, der bisher für Andreas Arbeit galt, ist jetzt als eine Arbeit Benedettos da Maiano erkannt worden. Andrea ist durch und durch Tonkünstler; im Besitz des Glasurgeheimnisses, das der Onkel ihm vererbte, suchte er seine Kunst eifrig in die Breite zu entwickeln. Vor allem wurde, da technische Schwierigkeiten nicht mehr hinderten, der Umfang der Bildwerke beträchtlich gesteigert. Die hohe Bild-

Abb. 13. Die Madonna der Architekten. Von Andrea della Robbia.
Konsole von Francesci di Simone. Florenz, Bargello.

tafel wird jetzt die Regel; nicht selten stellt sie sich sogar als Triptychon dar. Freie Rundfiguren werden seitlich und in Nischen als flankierende Glieder angebracht. Die Technik dient nicht mehr, sondern reizt zu immer keckerem Ausgreifen. Damit war an und für sich noch keine Entwertung verbunden. Wer könnte sich dem Zauber der bunten großen Fläche, der tanzenden Lichter und blanken Schilder auf jenen großen Altären entziehen, wenn er z. B. in der der Verehrung des hlg. Bernardin geweihten Kirche der Osservanza, nahe Siena, vor Andreas großem Altar steht, oder in der Portiuncula bei Assisi das landschaftlich so reich entwickelte Altarbild erblickt! Und alle die im stillen Bergland Umbriens, in la Verna (Abb. 11), Citta di Castello, Arezzo, oder im vereinsamten südlichen Toscana, in Sa. Fiora und Foiano feierlich glänzenden großen Tafeln geben den schlichten Dorfkirchen dieser einsamen Gegenden einen höheren Zauber, der auch dem reisenden Kunstfreund gegenüber nie versagt, ja inmitten einer stark wirkenden Kahlheit doppelt empfunden wird. Und doch, vergleicht man diese mächtigen Tafeln mit Lucas Gebilden, etwa denen der Impruneta, so wird man einen schmerzlichen Abstand empfinden. Zweierlei fehlt: einmal die architektonische Klarheit und das Zusammenwirken der Glasur mit dem stumpf sich abdrängenden Stein; noch mehr aber die Einfachheit, die innige Schlichtheit der Auffassung und die Vollendung der einzelnen Form. Der Virtuose ist in Andrea erwacht; der Großbetrieb setzt ein. Die Zahl der Arbeiten steigert sich ins Maßlose. Dorfkirche auf Dorfkirche ließ sich für Lünetten und Altäre vornotieren; und oft wünschte man eine Massenlieferung für viele Kapellen. Wenn man La Verna oder Sa. Fiora besucht, so sieht man überall Robbias und nichts als Robbias. Sie wirken trotz dieser Häufung ungemein stark; aber es kommt ihnen auch sehr zu statten, daß sie keine Vergleiche auszuhalten haben.

Entwickelte Andrea einmal das Relief zu der pompösen Tafel des Altarbildes — in Florenz ist vielleicht der schöne Altar der Medicikapelle in Sa. Croce das beste Beispiel — so gebührt ihm außerdem der vielleicht nicht genügend gebuchte Ruhm, der stehenden Rundplastik zu größerer Entwicklung verholfen zu haben. Vor allem gelangen ihm die edlen jungen Gestalten der Verkündigung; aber auch die so viel fordernde Gestalt des heiligen Franz in der Portiuncula bei Assisi gehört zu seinen monumentalsten Arbeiten. Der Großplastik trat die Kleinplastik zur Seite; die glasierte Statuette oder Gruppe wurde jetzt für jeden Kamin verlangt. Sie tritt hier in Konkurrenz mit der Bronze; der Sieg ist leicht, da sie so viel billiger ist. Man sieht, überall brach die Glasur sich Bahn.

Andrea erreichte das hohe Alter von neunzig Jahren; obwohl er erst mit siebenundvierzig Jahren, nach des Onkels Tode, selbständig geworden war, blieben ihm noch etwa vierzig Jahre zu persönlicher Herrschaft. Der Verkehr mit den fünf Söhnen, die ihm zur Seite standen, hat ihn lange jung und wandelfreudig erhalten. Vor seinem Auge zogen so verschiedene Mächte und Bewegungen vorüber! Geboren in der Zeit der ersten Errungenschaften der neuen Kunst, wurde er von der starken Welle jener Tage mit hochgetragen. Dann hat er die zweite Hälfte des Quattrocento als Schaffender, nicht als Zuschauer mit erlebt. Wenn auch nicht in der ersten Reihe stehend, hat er doch den leisen Rhythmus der Entwicklung jener Jahrzehnte mit bestimmt. Nach des Onkels Tode, dessen ruhige Hand sich wohl oft beschwichtigend auf seine Schulter gelegt hat, hat er zuerst Verrocchio am eifrigsten gehuldigt. Auch dem umbrischen Maler aus Perugia hat er viel zu verdanken. Es ist sehr bezeichnend, daß Andrea ebenso wie Perugino immer mehr auf einen stereotypen, „gemütsinnigen" Typus hinarbeiten, der für den Näherzusehenden eine bedenkliche Leere enthält. Dann kam das alles Bisherige erschütternde Jahrzehnt, das unter dem Zeichen Savonarolas stand. In diese Zeit, um 1496, fällt das bedeutendste Werk Andreas: die Lünette an der Loggia San Paolo, die Begegnung des heiligen Franz und Dominicus darstellend. Hier wächst Andrea schon in den ruhigen großen Stil des Cinquecento hinein. Dies im Todesjahr Benedettos vollendete Stück bezeugt, daß die liebenswürdig kleinliche Kunst dieses letzten Quattrocentisten durch eine höhere Rechnung überwunden ist. Die Halbfiguren der beiden großen Ordensstifter, deren Kultus eben damals durch Savonarola neu be-

Abb. 14. Lavabo in der Sakriſtei in Sa. Maria novella. Von Giovanni della Robbia. Florenz.

lebt worden war, neigen sich hier in ruhiger Größe und verhaltener Wärme einander zu. Das Relief läßt sich als Gegenstück zu der weiblichen Gruppe Lucas in Pistoia einschätzen. Meines Wissens ist dies das frühste Werk, bei dem Gesicht und Hände unglasiert geblieben sind. Man begreift, wie Andrea bei diesen knochigen Mönchsprofilen jede Verschleierung des tiefgefurchten Mienenspiels zu vermeiden suchte. Bei diesem Versuch stellte es sich dann heraus, wie glücklich der natürliche Gegensatz zwischen Nacktem und Bekleidetem auf diese Weise wiedergegeben wurde; und man hat von da an oft zu diesem Mittel gegriffen.

Man darf sagen, daß die Robbiaarbeiten schließlich der ungeheueren Nachfrage erlegen sind. Die Hauptperiode der Massenlieferungen liegt im Anfang des Cinquecento. Es gab bald nichts mehr, was man nicht glasiert gewünscht hätte. Längst hatte man den Zusammenhang mit der Architektur verloren, längst auch die Bedenken zum Schweigen gebracht, die in der Häufung der Glasur liegen mußten. Riesentabernakel, wie das der Via nazionale in Florenz, treten jetzt an die Stelle jener einfachen Madonnenlünetten Lucas. Taufbecken und Lavabos werden in Glasur geliefert; und nicht immer gelingt ein so reizvolles Arrangement wie beim Lavabo der Sakristei von Sa. Maria novella (Abb. 14), den Giovanni della Robbia 1497 in der Kombination der Glasur mit Marmor und Malerei so prächtig komponiert hat. Im Stil blieben diese späten Arbeiten der Fabbriea noch durchaus quattrocentistisch; der bisweilen vergrößerte Figurenmaßstab ändert nichts daran. Ja, während der Geschmack nach 1500 sich im allgemeinen aus der allzu skrupellos gehäuften Buntheit in das ruhigere Weiß zurückrettete, stürmte die Robbia-Fabbriea in eine immer lautere Farbigkeit hinein, die namentlich auf dem Lande stets willkommen blieb. Pompös als Friesband erscheint die Glasur an dem berühmten Hospital del Ceppo in Pistoia, wo die farbigen Massen des Frieses und der Medaillons das Gebäude fast allzu festlich illustrieren. Aber der bunte Zauber wirkt immer wieder stark, wenn wir vor die Halle dieses Krankenhauses treten und uns der bunten Kunst und Farbe freuen.

Die Robbiaarbeiten verschwinden etwa seit der Mitte des Cinquecento. Man hat das Erlöschen der Technik mit dem Tode der letzten der Söhne Giovannis in Verbindung gebracht, der das Glasurgeheimnis mit ins Grab genommen hätte. Ich glaube, die Sache erklärt sich einfacher: die Nachfrage war erschöpft, der Geschmack wandte sich von dem Potpourri dieser Niedlichkeiten dem Pathos einer ruhigeren und großzügigeren Bewegung zu. Rom und Venedig diktieren jetzt der Welt, was Kunst sei. Michelangelo hielt mit seinem Spott über die Robbias nicht zurück. Die Geringschätzung blieb eine dauernde; weder der Barock noch der Rokoko wußte mit den Sachen etwas anzufangen, obwohl doch gerade die Erfindung des Porzellans auf die ältere Technik hätte zurückweisen sollen. Erst im Jahrhundert der Sammler wandte man sich den blau-weißen Kleinoden wieder zu, namentlich seit man die Technik als antik entdeckt und ihre großartige Verwendung schon in der assyrischen Kunst kennen gelernt hatte. Während aber die Tendenz dieser antiken Arbeiten lediglich auf die farbige Bekleidung der Wände ging und daher vor allem in denjenigen Gegenden blühte, wo ein edlerer Stein nicht zu haben war, erhob Luca della Robbia, keineswegs bedrängt von der Nähe Carraras, die Glasur zu einem selbständigen Ausdruck der hohen Kunst. Die Glasur ist bei ihm Akzidenz. Sie dient mit den Mächten ihrer dauerhaften und blanken Epidermis der davon unabhängigen plastischen Bildung. Sie ist eins der großen Geschenke der Frührenaissance. Als sie entstand, hatte die Plastik der Florentiner schon eine gewisse Klärung erreicht, während die Malerei noch im Bann der Schwesterkunst lag. Man darf sagen, Luca schlug eine Brücke von der Plastik zur Malerei seiner Zeit. Wichtiger aber noch ist seine Rolle als Beruhiger. Er ist einer der wenigen festen Pole in jenen Zeiten, wo alles brandete und schäumte. Unbeirrt und unverführt von noch so starken Lockungen, führt er seine von der Stille verklärten Gebilde durch die drangvolle Zeit. Wir nannten oben die glasierten Lünetten und Tondi das Auge der Wand, auf welcher sie stehen. Man könnte Luca das ruhige Auge des Quattrocento nennen, das bei aller Hast und Bewegung des übrigen Leibes seinen stillen Glanz nie verloren hat.

# Das ungemünzte Gold.

Skizze von

**Ilse Frapan-Akunián.**

(Abdruck verboten.)

„So hat er ihnen gar nichts hinterlassen?“ fragte ich meinen Bekannten. Er kam gerade von der Börse und hatte dort von der Sache gehört. Mein Bekannter betrachtete mich fast entrüstet, so, als ob ich ihn hätte beleidigen wollen. „Hinterlassen?“ sagte er verächtlich und schlug mit dem Stock auf die Steine. „Ich bitte Sie, was hinterlassen diese berühmten Leute ihren Kindern und Kindeskindern? Hat man je etwas darüber gehört? Ich bin neugierig! Bitte! Bitte!“ Seine goldgeränderten Brillengläser blitzten herausfordernd.

Ich schwieg. Mein Bekannter kam von wichtigen Geschäften, ich vom Flanieren; mein eben noch so genußreicher Spaziergang um die spiegelnde Alster kam mir plötzlich wie ein Verbrechen vor . . .

„Nein,“ fuhr er strenge fort, „das sind alles leichtsinnige Egoisten! Ein Vermögen sammeln, ihr Geld zusammenhalten, keine Idee! Gehn Sie mir mit den berühmten Leuten! Wenn sie tot sind, sitzt die Familie drin! So tief!“ Er zeigte mit seinem Stock in ein gerade offenes Siel hinein, aus dem üble Gerüche emporstiegen.

„Und er ist wirklich der Urenkel des großen Lyrikers?“ fragte ich schuldbewußt, indes meine eigenen Urenkel mit verhungerten Gesichtern aus dem Zukunftsnebel vor mir aufstiegen.

„Nun ja! Richtiger Urenkel des großen Lyrikers, wie Sie sagen, aber ich sage: großen Snitiers! Denn wer nicht für die Seinigen sorgt, ist ein Snitier! Und solchen Leuten setzt man Denkmäler. Ihre einfachsten Pflichten vernachlässigen die berühmten Leute und laufen Gott weiß welchen Hirngespinsten nach. Und dafür werden sie berühmt. Es ist die Möglichkeit!“

„Erlauben Sie —“ unterbrach ich.

„Nein, das kann ich nicht erlauben, werter Herr, das ist Unfug,“ sagte er und zog die Sorgenstirn tiefer in Falten, „das geht mir gegen den Strich, vollständig.“

„Er war ein Dichter,“ murmelte ich entschuldigend.

„Ach was!“ Mein Bekannter schüttelte den Kopf. „Das ist schließlich auch ein Geschäft, wenn es nur mit Fleiß betrieben würde. Aber das ist es ja gerade! Man ist ein Dichter, folglich lebt man wie die faule Grille, die da sang einen ganzen Sommer lang, oder wie es heißt, und den Urenkel setzt der Hauswirt aufs Pflaster, weil er nicht bezahlen kann. Gehn Sie mir!“

„Kennen Sie ihn?“ seufzte ich.

„Kennen? Wen kennen? Den Urgroßvater? Na, den kennt jeder. Man hat ihn ja auch ausgehauen. Habe selbst derzeit meinen Beitrag gezeichnet. Aber ich frage Sie, was hat nun der arme Kerl von Urenkel davon, daß der Urgroßvater ausgehauen ist, he? Ein Mensch, den man aushaut, na — der soll doch schließlich ein Vorbild sein, sozusagen — aber in

dem Punkt sind die berühmten Leute alle traurige Beispiele. Was tat Rousseau für seine Kinder? Steckte sie ins Findelhaus, nicht wahr? Nein, die sollten alle Prügel bekommen, alle miteinander."

Ihm stieg das Blut in die Wangen, und sein Stock holte weiter aus. Ich ging unwillkürlich etwas auf die Seite.

„Den Urenkel — kennen Sie den?" wiederholte ich zaghaft.

„Den Kontorboten?" Der Börsenherr blieb stehen und schielte mich ein wenig von der Seite an. „Er ist nämlich Kontorbote, denken Sie sich. Nein, den kenne ich natürlich nicht. Überhaupt — die Person interessiert mich nicht, es ist das, was drin steckt, das Prinzip."

„Also gänzlich heruntergekommen," dachte ich laut, mir wurde schwach ums Herz.

„Oder hinauf! Nämlich auf den Spitzboden, im nackten Elend. Es ist die alte Geschichte: Krankheit, Stellenverlust, Pfändung — jemand hat sie dann von der Straße aufgelesen und unterm Dach einquartiert. Ja, ja, fürs Leben, fürs wirkliche, reale, ernste, tätige Leben," fuhr der Kaufmann gewichtig fort, „für die Wirklichkeit, wie sie ist, da ist die Dichterei geradezu schädlich! Werden diese berühmten Leute zufällig arm geboren — ihr ganzes Leben lang bringen sie's zu nichts. Sind sie aus guter Familie, so verjubeln sie das Ihrige. Sie vermachen nichts, rein gar nichts, das ist die Regel. Sie haben ein paar Verse zustande gebracht, das ist das Ganze!" Er zeigte plötzlich mit dem langen Mittelfinger der rechten Hand auf seine Brust und dämpfte die Stimme: „Sehn Sie, ich zum Beispiel bin ein einfacher unberühmter Mann, aber ich lebe und sterbe für meine Familie! Nach mir kräht kein Huhn und kein Hahn, wenn ich mal tot bin, aber meine Familie, die soll mich schätzen und ehren, bis sie mal ausstirbt! Ich will den Meinigen was hinterlassen, das ist mein Lebenszweck und ist auch meine verdammte Pflicht und Schuldigkeit, nicht wahr? Glauben Sie mir," fuhr er abschiednehmend fort, während er mir seine große kalte Hand reichte und die meine schüttelte, „Sie werden Ihre Meinung auch noch ändern. Mit der Berühmtheit wird viel Leichtsinn zugedeckt und Leichtsinn führt zum Elend. Ich habe kein Mitleid," sagte er ruhig, „leben Sie wohl."

„Könnte man ihn nicht aufsuchen?" sagte ich ganz zerquetscht von seiner Worte Wucht und zauderte zu gehen.

„Wozu?" machte er scharf. Und mich musternd, fügte er dem kurzen Ausruf noch ein paar Warnungen hinzu: „Wenn Sie Geld übrig haben, — — ich habe nichts, ich muß an meine Familie denken! Ich habe Ihnen das rein zufällig mitgeteilt. Es ist nur ein Fall, eine krasse Illustration zu meinen längst gehegten Überzeugungen. Man hat wieder einmal recht. Und — ich rate Ihnen: lassen Sie sich nicht hinreißen."

„Wie ist die Adresse?"

Meine Frage schien ihn zu ärgern, sein Gesicht wurde abweisend und verbissen.

„Ja, da fragen Sie mich zuviel, werter Herr. Soviel interessiert mich die Sache nicht. Ich glaube, auf dem Hopfenmarkt," schloß er widerwillig. „Aber ich" — und mit einer Handbewegung, als ob er etwas weit von sich wegschöbe, entfernte er sich steif und fremd.

In unbehaglicher Stimmung ging ich allein weiter. Die spiegelnde Alster sah nach diesem Gespräch wie eine ganz gewöhnliche fettglänzende Speckschwarte aus, das Wasser schäumte wie trübgewordenes Bier, und ein vorüberfausendes Töfftöff füllte die eben noch veilchenduftenden Lüfte mit Petroleumdunst. Ach ja, das Leben war nichts als ein schwerer Traum.

Mitten in der volkreichen Stadt, in der Millionenstadt, ohne Geld, ohne Arbeit, ohne Aussichten, aufs Pflaster geschleudert mit den Seinen, der kahlen Not, dem nackten Hunger preisgegeben! Tief, tief auf der sozialen Leiter, ein kranker Proletarier, ausgeplündert, ausgesetzt, — die alte Geschichte. Ja gewiß, eine alte gewöhnliche Geschichte. Unzähligen geht es so, aber hier, in diesem besonderen Fall schien mir eine herzerschütterndere Traurigkeit zu liegen als in dem Schicksal der übrigen. Der Urenkel des berühmten Dichters, der Träger seines schönen, alten, berühmten Namens, der jedem Deutschen anheimelnd und erfrischend ins Ohr klingt! Der Urenkel eines jener Seltenen, Auserkorenen, deren schlichte Lieder auf den Lippen des Volkes leben, die in frohen, überschäumenden und in nachdenksamen Augenblicken dort erwachen, die nicht müde werden, zu verkünden, daß die Erde unergründlich schön, daß das Leben ein Heiligtum, daß die Liebe

ewig ist, und daß wir nur die Hände auszustrecken brauchen, um sie allerwege voll Blumen zu haben. Einer von jenen, die das Gras keimen hörten und die Gedanken wachsen, die hörten, was die Sterne träumten und in einem glaubensfeurigen Liebesring das All umfaßten, vom Sirius bis zum Sonnenstäubchen! Und sein Urenkel ein kranker, obdachloser Proletarier!

Dann erwachte mein Zorn. Ich grübelte erbost. Mein Bekannter, der kluge Börsenherr, besaß eine hübsche Villa auf der Uhlenhorst, und ich — ich hatte nur ein möbliertes Zimmer mit einem Alkoven. Was brauchte er mir von diesem unglücklichen Urenkel zu erzählen, ausgesucht in dem Augenblick, da ich meine Zimmermiete und die Bücherrechnung bezahlt hatte und nur noch vier größere Goldstücke und ein kleineres in der Tasche fühlte, mit denen ich den kaum angebrochenen Monat auskommen mußte. Dennoch — was half's? Der Mensch ist machtlos seinen Reflexbewegungen gegenüber, und die meinen zwangen mich, umherzulaufen, bis ich den Unterschlupf des Lyrikerurenkels erfragt hatte. Es war nicht schwer, aber die Berichte lauteten immer düsterer. Man sprach von elf oder zwölf Kindern. Auch die Frau sei sterbenskrank. Es sei dort oben so niedrig, daß man nicht aufrecht stehn könne. Übrigens sei nie jemand von der Familie auf der Straße zu sehen.

Ganz betäubt von diesen Nachrichten wickelte ich meine vier größeren Goldstücke in Seidenpapier und steckte sie in die Geheimtasche meines Portemonnaies, mir selbst und meinen Reflexen einigermaßen entrückt. Für das kleinste der Goldstücke kaufte ich ein. Nur ein Stück Fleisch zur Suppe, dann Reis, Kaffee, Zucker und ein großes Brot, weiter langte mein Geld nicht. Und ohne recht zu wissen, wie ich dahin gekommen war, befand ich mich bald in dem bezeichneten Hause.

Ein riesiger Kasten war's, fünf Stock hoch, fünf Fenster Front, mit einem Spitzgiebel nach dem hellübersonnten Hopfenmarkt, grau, verräuchert, ganz bedeckt mit Firmenschildern, von denen die höchsten in der Luft standen vor dem dichten Gewebe der Telephondrähte. Unten im Keller war ein Eierlager; im Erdgeschoß lag rechts ein Krämerladen, links ein Delikatessengeschäft: der mittlere Gang war fast versperrt von Fischkörben, deren Verkäuferinnen mit ihren breiten schwarzen Wollröcken sich hier aufgestellt hatten, um das Platzgeld für den Markt zu sparen. Da wälzten sich dicke Aale in Kufen voll Sand, da zappelten silberglänzende Stinte, „lebendige Stint!" Da lagen scheeläugige Schollen und kleine Butten in roten Eimern, da glotzten tote Schellfische mit ihren weißen kalkigen Augäpfeln. Zu essen! Zu essen! Von der Schwelle der Haustür an waren hier Nahrungsmittel aufgehäuft. Wie wenn ich auch noch ein Stieg Stinte mit hinaufnähme? Aber das Seidenpapier siegte über diese Versuchung, und glücklich gelangte ich in die dunkle, kalte, blindmachende Höhle des hinteren Flurs. Abends bei Beleuchtung mag's da recht malerisch sein, aber bei Tage ist alles Finsternis und glitschige Nässe, und hervorspringende Hindernisse giebt's an den unerwartetsten Stellen. Mir stieß eine Kiste ein Loch ins Schienbein, und fluchend tappte ich vorwärts, aufwärts, die eigensinnig sich windende und fünf- oder zehnmal ihren Schneckengang brüsk unterbrechende Treppe hinauf. Es war ein Kriechen und Vorwärtsstreben, wie man's aus Träumen kennt, mit beklemmter Brust, verfolgt von unheimlichen Tritten, die in die deinen treten, dem Unheimlichsten entgegen. Was kann es wohl Unheimlicheres geben als menschliche Not, mitten in der menschenerfüllten Stadt, auf diesem Markt der Nahrungsstoffe aus allen Zonen, in diesem großen finsteren Hause, das eine einzige Vorratskammer für Speise und Trank zu sein schien. „Kaffeelager", „Ananas- und Bananenlager", „Apfelsinenniederlage", „Spanische Weinhandlung", „Lager feiner Liköre" las ich beim entzündeten Streichholz an den Türschildern. Fünf Stock hoch war ich hinaufgegangen, im Finstern, unter verworrenem Getöse und in einem Durcheinander von Gerüchen nach Fischen, nach Branntwein, nach Orangen, nach Gewürzen und frischen Gemüsen.

Es ward allmählich heller. Durch das „einfallende Licht" kam ein schmaler Sonnenstreif und tänzelte über ein blankes Messingschild im fünften Stock. Ein Papagei kreischte, und durchdringend lachte ein Phonograph. „Grammophone und Phonographen" las ich auf dem Türschild, schon ohne Streichholz, und nun mußte seine Treppe kommen.

Die Treppe war steil, aber sie lag im Hellen, jetzt um drei Uhr des Maitags zur

Hälfte in der Sonne. Sie war nicht unkenntlich schwarz und schmierig, man konnte sehen, daß sie aus Holz bestand, und durch das „einfallende Licht“ strömte es wie klares Wasser über die Stufen, die Wände, und zog die Augen aufwärts. Der Himmel freilich über dem Glasdache des Lichthofs war graublau, umflort, aber es war doch der Himmel, wenngleich der vom Ruß verdunkelte, von Telephondrähten zerschnittene Stadthimmel. Eine Tür oben ging auf, ein alter Mann in Vierländertracht mit zwei Körben voll roten und weißen Tausendschönpflanzen kam mir entgegen. Ich nannte den allen Deutschen wohlbekannten Namen, und der Mann blieb stehen. „Noch twee Treppen höger, op den böbelsten Böhn,“ sagte er nickend; „na, bringt Se dar wat hen? Dat deiht ook grootnödig.“ Steifbeinig polterte er weiter, die Tracht, an der die Körbe hingen, sorgfältig mit den Händen lenkend, daß sie nicht anstießen.

Es wurde immer heller, heller als der Tag auf dem Markt. Die schmalen Treppenleitern, gelb und sauber wie die höchsten Blätter eines Gewächses, schwammen im Sonnenstaub, der Himmel kam ganz nahe, ganz blau und unverdunkelt, und dann mußte ich an dem einfallenden Licht vorüber hinauf in den spitzen Giebel, wo eine helle Lattentür die Treppe abschloß. Ich klopfte an, und mein Herz klopfte mit.

Die Tür ward rasch geöffnet — er hatte wohl schon dahinter gestanden — und ich blickte in ein reines, bartloses, junges Menschengesicht, über das ein leises Rot hinlief, während er mir gleich die Hand hinstreckte und die meine heftig und lange schüttelte, ohne ein Wort hervorzubringen. Die Ähnlichkeit mit dem großen Vorfahren war rührend und unverkennbar, aber er sah wie ein Miniaturbild von jenem aus; alles war klein, gewissermaßen reduziert. Im Profil erinnerte er an ein weißes Kaninchen — das hellblonde Haar war ohne Scheitel nach rückwärts gekämmt — mit aufgeblähten Nüstern, langer Oberlippe und einem schüchternen Blick der großen Augen. Warm schien es ihm zu sein, denn er war in Hemdärmeln, mit einer hellblauen Krawatte; am kleinen Finger der rechten Hand, die sehr schön geformt war, trug er einen großen altertümlichen Siegelring. Ein Bein war bis zum Knie herauf verbunden, am linken Fuß klapperte ein Holzpantoffel.

„Danke! Danke! Danke! Danke viel-, viel-, vielmal!“ sagte er und griff wieder nach meiner Hand. „Wundervolles Wetter heute, nicht wahr? Aber das ist nun doch — wo Sie uns gar nicht persönlich kennen — nun wirklich außerordentlich freundlich!“ Er guckte in das Paket, das ich auf den Boden gelegt hatte, und rieb sich aufgeregt die Hände. „Solch eine zarte Aufmerksamkeit Ihrerseits! Ist das nicht ein riesiges Stück Fleisch? Entschuldigen Sie, bitte! Ich muß meiner Frau — Frau! Frau! Frau!“

Er nahm das Paket in die Arme und hinkte damit um die Ecke des winkeligen Gangs in einen andern, nicht sichtbaren Raum, wo es raschelte und flüsterte. Ich sah mich um: Alles kahl, über mir nackte Dachsparren, die sich zum Spitzgiebel zusammenbogen, unter mir nackter Bretterboden, mit fingerbreiten Lücken darin. Rechts unter der Schrägwand stand eine Kommode, mit einem Petroleumofen darauf, daneben ein Stuhl, das war das Mobiliar; durch eine Dachluke, die offen stand, fiel ein verschobenes Sonnenviereck auf die löcherigen Dielen. Laut piepten oben die Sperlinge, und ein kleines Kind weinte schwach.

Da kamen sie beide hinter dem Balken hervor, der Mann schob die Frau mir entgegen, die sich verlegen sträubte und ihr Gesicht hinter dem des Kindes, das sie im Arm trug, zu verstecken strebte. Es war eine Handvoll von einer Frau, ein kleines spitzes Gesicht unter reichem rötlichem Haar; auf ihrem Anzug, der roten Kattunbluse, dem grauen Röckchen lag der Stempel äußerster Dürftigkeit, aber das winzige Kindlein war offenbar soeben erst in ein weißes Spitzenröckchen hineingesteckt worden.

„Bitte, setzen Sie sich,“ sagte die Frau und wischte mit der Schürze über den Stuhl, „es ist man sehr einfach bei uns. Wir sitzen gewöhnlich auf Kisten. Bring mal die Kisten her, Mann.“

„Jawohl! Sind ganz voll Geld! Is bloß nicht gemünzt,“ lachte er, die Kisten heranschleifend, „hat keinen Kurs.“

„Wir wohnen schrecklich hoch!“ seufzte die Frau.

„Im Grunde genommen ist es gesünder, die Luft ist besser,“ fiel er ein, „sehn Sie, nu sitzen wir alle drei! Ja, und zwei Kochtöpfe haben sie uns auch gelassen und

den Petroleumkocher und das Bett.“ Er wies mit dem Zeigefinger um die Ecke. „Und nu haben Sie uns soviel mitgebracht. Wir können nicht verderben, nich, Frau?“

Sie schüttelte den Kopf und schäkerte mit dem Kinde, das ihr ins Haar griff und es zerzauste.

Ich sah von ihm zu ihr, und mein Herz wurde leichter. „Ist es Ihr Einziges? Als ich heraufkam, dachte ich, Sie hätten elf!“ sagte ich aufatmend.

„Elf Stück? O Gott! O Gott!“ seufzte das Bißchen von einer Frau, wirklich eine Handvoll war sie.

Der Mann lachte klingend auf. „Na, was nich is, kann werden. Wir sind ja noch 'n junges Ehepaar.“

„Wir danken Gott, daß es man einer is, vorläufig, wo es uns so geht,“ sagte kläglich die Frau; ihre Augen waren dunkelgerändert, schmal sah sie aus, hatte schwerer an dem Mißgeschicke getragen als der Mann.

„Ja, ja, es gibt ja auch Zwillinge und Drillinge! Kommt alles mit vor,“ unterbrach sie der Mann. „Nee, man muß zufrieden sein.“ Er lächelte und roch an der Kaffeetüte, die Frau roch auch daran und ließ den Säugling riechen. Dann brach sie ein Stück von dem Brot ab und begann verstohlen daran zu kauen, mit den Krümchen auf den Lippen fütterte sie den Kleinen, wie die Vögel ihre Jungen ätzen.

Ich fragte nach seiner Krankheit.

„Gottlob, wir haben Petroleum, der Herd is noch voll,“ rief er vergnügt, „ja und mit meiner Krankheit — krank bin ich eigentlich nicht, es ist bloß 'ne Sehne. Und die is übergesprungen, von hier bis da,“ er wies vom Knie bis zur Zehenspitze, „das ist oft bei Sehnen; im Grunde genommen können wir Gott danken, daß sie nich gerissen ist. Und dann, Frau, wollen wir man gleich das Fleisch aufsetzen, nich?“ Er wog das Stück bewundernd in der Hand.

Wir standen alle drei auf, von plötzlicher Geschäftigkeit erfaßt. Ich suchte auch etwas zu tun, denn ich war neugierig, was noch kommen würde. So ging ich hinter dem Manne her, der Wasser aus einem größeren Topf in einen kleineren tat und den Petroleumkocher auf der Kommode in Brand setzte. Die Frau brachte Salz und reichte dem Manne heimlich ein Stück Brot. „Du hast ja auch Hunger,“ flüsterte sie.

„Is man halb so schlimm,“ lächelte er der Frau zu. „Unser Hausstand ist jetzt leicht,“ sagte er und sah sich zutraulich nach mir um, „wir sind hier klein beisammen, aber im Grunde genommen ist das für meine Frau ein wahres Glück. Bloß das Wasser is eine Treppe tiefer, und ich kann ja noch nicht gehn, aber nachher — denn is das für mich 'ne Kleinigkeit. Nu kann sich meine Frau mehr dem Kleinen widmen, und ich — ich kann mich meiner Frau widmen, weil ich den ganzen Tag zu Hause bin. Der Kleine lacht schon so niedlich, und alles versteht er, sehn Sie mal!“

„Sie hatten eine gute Stelle?“ sagte ich mit unsicherer Stimme.

Er nickte. „Kontorbote, ja, das is im Grunde genommen immer 'n gangbarer Artikel. Und dann schreib' ich wirklich eine hübsche Handschrift. Wie gestochen. Is es nich wahr, Frau? Und eine hübsche Handschrift, das ist im Grunde genommen der halbe Kaufmann. Glauben Sie das? Bloß die andere Hälfte habe ich nich.“

„Jetzt hat mein Mann keine Stelle,“ sagte die kleine Frau, „Sie wissen wohl?“

„Na, das wollen wir schon wieder kriegen, Frau! Erst man gesund sein! Das is alles man halb so schlimm, überhaupt, so im Grunde genommen.“

Die Tür sprang auf, und es wurde etwas hereingeworfen, das über den Boden weiter kollerte. Den plattdeutschen Ruf dazu verstand ich nicht, aber die kleine Frau geriet in Bewegung. Sie flog an die Tür.

„Mann, sieh mal! Guck bloß mal an! Zehn große Kartoffeln und zwei gelbe Wurzeln un en Bund Suppenkraut!“ rief sie triumphierend. „Das kommt doch nu wie gerufen! Das sind nämlich die zehn Vierländer, die unter uns wohnen,“ erklärte sie mir, „die sind auch so nett; was sie vom Markt wieder mitbringen, da geben Sie uns immer was von ab. All das Verfaulte, aber das is noch gar nich verfault, bloß ein bißchen welk. Prachtvolle Kartoffeln, Magnum bonum, und die gelben Wurzeln sind so dick wie Knackwürste, die wollen wir flink mal schälen.“

Sie reichte das Kindchen dem Manne und hockte eilfertig auf der Kiste nieder; manchmal hüpfte sie beim Schälen in die Höhe, um mir eine besonders schöne Kartoffel zu zeigen; der Mann schaukelte das

Kind und lüftete mit der freien Hand beständig den Deckel des Topfes, aus dem schon ein schmackhafter Duft emporstieg.

„Es macht Blasen!“ rief er plötzlich mit strahlendem Gesicht. „Sehn Sie? Große Blasen und rundum ganz kleine Perlen, das bedeutet, daß es bald zu kochen anfängt, nicht, Frau? Nein, bitte, sehn Sie mal, wie das in dem Topf wirbelt und wogt, ordentlich ein Wasserstrudel im kleinen.“ Ich mußte mit hineingucken, und wir lachten alle drei. „Riechen Sie's? Wir haben Porree und Sellerie drin, ja das ist das Wahre. Im Grunde genommen riecht gekochter Sellerie allein schon wie Fleischsuppe,“ sagte er triumphierend, „und nun, mit wirklichem Fleisch darin! Mindestens zwei Pfund! Und der Markknochen gibt das feinste Fett! Ja, heute fällt wirklich Ostern und Pfingsten auf einen Tag. Solchen lieben Besuch haben wir lange nicht gehabt!“

Sein vom Qualm feuchtes Gesicht wandte sich liebevoll bald zu seiner Frau, bald zu mir, bald blinzelte es in die Sonne, die durch die Lücke hereinströmte. Ich saß verwundert und angeheimelt da, wie bei guten Freunden, und hörte seinen so unerwartet heiteren Worten zu.

„Zum Beispiel die Sonne,“ sagte er, „die haben wir hier immer aus erster Hand. Ich glaube wirklich, es gibt Sonnenstrahlen, die hier oben bleiben, die gar nicht bis hinunter auf den Hopfenmarkt gehn — mehr so kurze Strahlen, denk' ich mir, bloß für die Leute, die auf dem Boden wohnen! Und überhaupt — das ist ein großes Glück, nicht? — daß wir das hier so schön getroffen haben. Boden und Boden — das ist ein großer Unterschied. Hier ist das nicht zu; manche Böden, die sind ganz zu. Die meisten sind viel zuer. Dies hier ist mehr so zimmerartig, finden Sie nicht?“ Und er blickte mit glänzenden Augen um sich, er nahm offenbar viel Schönes wahr, das ich nicht sehn konnte ....

„Ja, es ist wirklich ganz nett,“ nickte ich.

„Im Grunde genommen,“ fuhr er heimlich kichernd fort, „ist es ja hier viel besser als in der Beletage, wo sie um diese Zeit schon Licht brennen müssen, denken Sie mal! Ja, ich will gar nicht von dem Keller sprechen, wo wir vorher wohnten. Wir wohnten nämlich im Keller und hatten den Vizeposten. Da brannten wir Tag und Nacht Licht, Sommer und Winter.“ Er schauderte und kroch in sich zusammen.

„Da hatte mein Mann seinen Verdienst und ich auch, ich mußte das Haus rein halten,“ sagte die Frau; „bei Glatteis rutschte mein Mann die Kellertreppe runter, und nachher ging uns das so; da haben sie uns gepfändet.“

Eine kleine Stille entstand. Wir hörten das Brodeln des Suppentopfes und das Scharren der kleinen Vogelfüße auf dem Dach.

„Pfändung,“ sagte leise der Mann, „das klingt so schlimm, und ich hatte auch schreckliche Angst davor und meine Frau erst recht; aber nu — im Grunde genommen — das Bett haben sie uns gelassen und die Wiege, — da hat schon mein Großvater drin gelegen, — und 'ne Kommode und 'n Stuhl und zwei Kochtöpfe. Und den Ring von meinem Urgroßvater hat meine Frau in ihrem Strumpf versteckt, denn das is 'n Andenken, das geb' ich nich her. Und nu sind wir raus aus dem Keller und sitzen hier in der Sonne, und Nachts —“

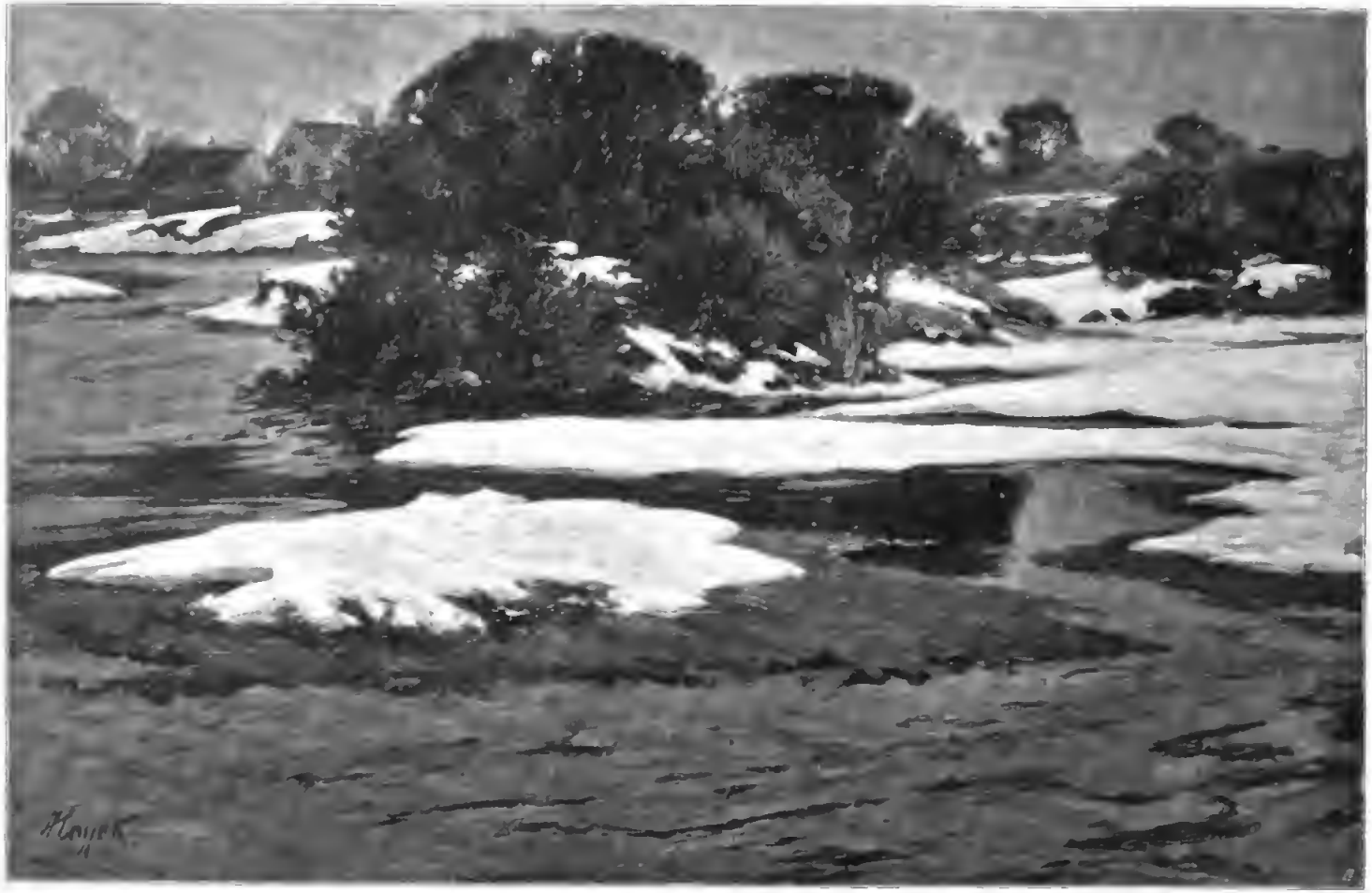
„Nachts ist es hier schön, Nachts ist es hier am schönsten, sehen Sie mal: durch diese Ritze sieht man den großen Bär, wahrhaftig den großen Bär! Einmal waren wir so recht runter, meine Frau besonders, wie soll sie denn auch das Kind stillen, wenn sie selber“ — er seufzte leicht, fuhr dann aber gleich muntern Tones fort: „und mit eins guck ich durch die Ritze, und mit eins steht da der ganze große Bär! Sie kannte ihn nicht, und ich sag' zu ihr: sieh mal, Frau, da steht ja der große Bär .... Da lachte sie ....“

Die Frau lachte auch jetzt, ein zierliches klingendes Lachen. „Mein Mann ist so,“ sagte sie, „der ist nich tot zu kriegen!“ Ihr kleines Gesicht war lauter Bewunderung. „So'n Mann“ — —

„Im Grunde genommen haben wir es meiner Frau zu danken, daß wir ein Bett haben zum Schlafen und die Kochtöpfe und alles,“ sagte er. „Sie legte resolut die Hand darauf und erklärte den Beamten das Gesetz! Und den Ring meines Urgroßvaters versteckte sie in ihrem Strumpf.“

„Ja, das hab' ich getan, und wenn sie gefragt hätten, so hätte ich gesagt, es wäre ein Gewächs! Aber sie fragten nicht, sie konnten ja nicht in meinen Strumpf gucken.“

„Und als ich unterschreiben mußte, daß



Winter an der Amper. Nach dem Gemälde von Hans von Hayek-Dachau.

ich weder Geld noch Kostbarkeiten besäße, sagte sie: ‚das kannst Du ruhigen Gewissens tun, der Ring gehört unserem Kleinen, der erbt vom Vater auf den Sohn; was würde wohl der Alte sagen, wenn Du Dir den Ring wegnehmen ließest.‘ Sehn Sie, so ist sie.“

Die Frau triumphierte. „Und die Ritze da,“ sagte sie mit siegreichem Lächeln, „hab' ich zugestopft, weil der Rauch da oft reinkommt, denn hier geht der Schornstein entlang.“ Sie zeigte in den Winkel hinein.

„Und darum ist es da so warm,“ lobte er, „ja, so'n Schornstein, der hat sein Angenehmes. Das kommt hier alles zur Geltung. Wenn es kalt ist, stellen wir uns mit dem Rücken dagegen. Fühlen Sie mal, wie warm! Darum steht auch die Wiege da. Sehn Sie sich die mal an, das ist ein Altertum, da hat schon mein Großvater drin gelegen. Das sind Rosen und Engel, was darauf gemalt ist — können Sie's noch erkennen? Und das ist meines Urgroßvaters Taufkleid, was der Kleine anhat. Denken Sie, — ist es nicht merkwürdig, daß der auch mal so'n kleines Kind war und nach gar nichts aussah?“

Der Kleine schlug die Augen auf, zwei ernste dunkelblaue Sterne in dem porzellanzarten Gesichtchen. Dann flog ein Lichtschein über seinen Mund, er spitzte die Lippen und griff nach dem Sonnenstrahl, der über die Dielen tanzte, zappelte und jauchzte.

„Im Grunde genommen wächst er unter glücklichen Verhältnissen auf. Hier oben ist es ja nicht wie in dem Keller, wo er geboren wurde. Ungesund ist der Rauch nicht, Rauch hält alles Fleisch frisch — also muß es doch eine gesunde Luftart sein.“

„Ja, wenn wir die man hätten, hier könnten wir Würste und Fische gut räuchern!“ rief die Frau.

„Im Grunde genommen ist das viele Fleischessen auch nicht gut, Kartoffeln und Gemüse sind zuträglicher,“ warf er ein, „unsere Nachbarn, die Vierländer, versorgen uns sehr nett. Sie sagen, wir können das bezahlen, wenn wir wieder flott sind, zu bedanken braucht man sich nicht.“

„Und Milch und Petroleum und so weiter?“ fragte ich.

Er lächelte zutunlich. „Sie sind sehr freundlich! Wir haben unseren Schutzengel, und das ist unser Alter. Ja, im Grunde genommen hält unser Alter immer seine Hand über uns. Alle Leute kennen uns; sowie sie den Namen hören — mit eins wissen sie: aha! und dann haben sie gleich Mitgefühl. Sie ja auch, werter Herr. Wenn der Alte nicht mein Urgroßvater wäre, wären Sie vielleicht zu uns gekommen? Sehn Sie, hier ist eine Ritze, durch die sieht man noch einen hellen Stern; seinen Namen kenn' ich nicht, wir nennen ihn ‚unsern Alten‘. Der steht über uns, und der Kleine kennt ihn auch schon.“

„Und sein Denkmal besuchen Sie nicht?“

„Als wir im Keller wohnten, ging ich manchmal hin, wenn es Nacht war und Mondschein; bei Tage lassen wir uns da nicht gern sehn .... Er steht da so hoch und fremd. — Sehn Sie, der Stern ist uns im Grunde genommen viel näher als das Denkmal.“

In seinen hellen grauen Augen schimmerte es, ganz allmählich kam der innere Mensch zum Vorschein. „Wie schön ist es, wenn man Zeit hat, wie schön ist das Leben,“ sagte er nachdenklich. „Im Grunde genommen fing es mit der Sehne an, seit mir die übergesprungen ist. Jeden Morgen, wenn ich aufwache, dies herrliche Gefühl: du kannst zu Hause bleiben und Dich Deines Lebens freuen. Meine Frau ist aufgelebt, wir lachen jetzt so viel ....“

„Aber ist es nicht langweilig, daß Sie nicht hinunterkönnen?“

„Hinunter? Auf den Hopfenmarkt? Ach, den kenn' ich viel genauer von hier oben aus, als wenn ich unten in dem Gewühl rumlaufen muß. Nein, wir machen viel weitere Touren! Wenn es regnet zum Beispiel, dann sind wir immer auf See, meine Frau und ich, dann klatscht und braust das rund herum, und vom Hafen her hören wir die Nebelsirenen heulen. Dann gehn die Wellen hoch, und der Sturm knarrt im Takelwerk, und meine Frau klammert sich an mich an, und wir freuen uns, daß wir nicht seekrank sind!“

Wir lachten alle drei vor innigem Wohlgefühl. Er schob seine Kiste an meinen Stuhl, unsere Knie berührten sich, die letzte Befangenheit wich von ihm und auch von mir. Er lüftete zum hundertsten Male den Topfdeckel, und seine Brauen hoben sich:

„Der Reis ist gar! Die Körner sind schon aufgesprungen, Frau! Die Suppe ist

fertig. Nun müſſen Sie uns die Freude machen und miteſſen."

Ich zauderte einen Augenblick.

„Unſer Alter freut ſich auch darüber. Wegen unſerm Alten!"

Da warf ich meinen Hut beiſeite und gab mich ganz dem frohen Behagen hin, bei Menſchen zu ſein. Eine wunderbare Gemütlichkeit quoll aus den dufteuden Wolken des Suppentopfes über uns hin; freilich das Fleiſch war noch hart, indeſſen . . .

„Wir haben nur einen Teller, den nehmen Sie! Wir beide eſſen aus einer Schüſſel!" rief ſeelenvergnügt die Frau. „Hier iſt ein Eßlöffel und ein Teelöffel, dabei müſſen Sie ſich nun nichts weiter denken. Prachtvolle Suppe mit Sellerie und Kartoffeln und Reis! Mann, das iſt e'n Geſchmack, was? Ach, wenn wir jetzt en klein Glas Bier hätten zum Anſtoßen!"

„Es geht auch ſo!" lachte der Mann. „Im Grunde genommen trinkt man Geſundheit mit dem Herzen und nicht mit dem Stoff. Wir können mit dem Löffel anklimpern und Proſit rufen! Proſit! Proſit! Sie ſollen leben!"

„Auf Ihr Glück!" erwiderte ich aus aufrichtiger Seele.

„Auf unſer Glück und auf Ihr Glück! Proſit! Proſit! Davon wird man nicht betrunken!" klang es zurück.

„Auf Ihren Urgroßvater!"

„Proſit! Danke! Auf unſern Schutzengel! Auf unſern Stern, der Ihnen den Weg hergewieſen hat!"

„Auf Ihren Kleinen!"

„Auf unſern Kleinen, hörſt Du, Frau? Danke! Danke!" Unſere Löffel klimperten zuſammen. Seine Backen glühten, er ſah aus, als habe er wirklich etwas getrunken, die Blicke der Frau hingen an ihm.

„Mein Mann!" flüſterte ſie hingeriſſen.

Und wir aßen unſere Suppe und lobten jede Kartoffel und jeden Löffel voll Reis. In meinem Leben hatt' ich nicht gewußt, wieviel Freude ſich aus einer Fleiſchſuppe mit Kartoffeln und Reis herausziehn läßt. Oder war es das beſondere Gewürz, das die Suppe auf dem Spitzboden bei dem Lyrikerurenkel ſo ſchmackhaft machte?

Wir ſtanden endlich auf, die Sonnenſtrahlen wurden ſchon rötlich; ich hatte bereits verſprochen, wiederzukommen.

„Und wenn Sie mal recht was Schönes hören wollen, dann kommen Sie Sonnabendabend, dann haben unſere Vierländer unter uns Quartett, ſie ſingen ſogar ein Lied von unſerm Alten. Und kommen Sie bei Vollmond, dann is das alles hier ein Glanz! Dann kommen ſo viele Ritzen zum Vorſchein, dann is das ganze Dach wie durchſichtig. Wundervoll."

Ich blickte, ſeinem Finger folgend, in die Dachſparren, dann durch die Luke in den Abendhimmel. „Ach, dort die Straße, wie fern und klein," ſagte ich überraſcht.

„Nicht wahr? Und nun erſt die Menſchen da unten!" rief er lebhaft, „ſehn Sie, wie die durcheinander krabbeln? Alle ganz klein und ſchwarz von hier oben, wie die Tierchen im Ameiſenhaufen. Haben Sie ſcharfe Augen? Ja, wenn Sie ſcharfe Augen haben, denn finden Sie mal die Reichen dazwiſchen heraus. Nein, das können Sie nicht! Alle ganz gleich von hier oben, Hopfenmarktlöwe oder Millionär, nicht voneinander zu kennen! Wenn Sie da unten, dazwiſchen ſind, dann iſt der Unterſchied ſo groß; wenn man hier oben iſt, — dann ſieht man keine Unterſchiede mehr. Im Grunde genommen," ſagte er in ſeiner nachdenklichen, ſanften Sprechweiſe, „wenn man alles ſo von oben anſieht, dann verliert vieles ſeinen Wert, und das andere im Gegenteil — das ſteigt ſo unendlich!"

War es der Urenkel, der das ſagte? War es der Vorfahr? Sein ſonnenfreudiges Auge ſuchte in den roten Wolken. Der alte Dichter und ſein armer Erbe — auch ſie floſſen ineinander für meine Empfindung. — Wie der Baum ſich entlaubt und dem Boden die Kräfte zurückgibt, daß ſie dort ruhen im warmen, verſchwiegenen Erdſchoß, bis ſie in fernen Tagen die neue Blüte mitbilden helfen, ſo halten ſich auch die Kräfte, die einſt ein Urahn geſammelt, wie im Schlaf, zerſtreut in den Folgegeſchlechtern, mit verborgenem Reichtum das arme Leben vergoldend, bis ſie wieder, in einem Wunderbaume vereinigt, mit unverwelklichen Blüten und Früchten die Mitwelt erquicken.

Blick auf Astrachan.

# Kaviar.

Von

## Bernhard von Zingg.

### Mit acht Abbildungen.

(Abdruck verboten.)

„Kaviar für das Volk“ — „Caviare to the general“ — läßt Shakespeare seinen Hamlet sagen. Der zum geflügelten Wort gewordene Satz ist zugleich die erste literarische Erwähnung des Kaviars in Westeuropa und wohl ziemlich das einzige Zeugnis dafür, daß der gesalzene Fischrogen in England schon zur Zeit der jungfräulichen Königin in England, und zwar als Delikatesse, beliebt war. Merkwürdig genug ist diese Tatsache. Aber sie wird erklärlich, wenn man weiß, daß gerade damals ein lebhafter Verkehr zwischen England und Rußland angebahnt war. Im Jahre 1554 hatten die Engländer zum ersten Male das Weiße Meer angesegelt; Zar Iwan der Schreckliche pflegte die Handelsbeziehungen zu England ganz besonders, ja er warb sogar um die Hand der Königin Elisabeth, die sich freilich höflichst bedankte. Jedenfalls war aber spätestens um die Wende des XVI. Jahrhunderts russischer Kaviar nach London gelangt, und man könnte vielleicht, da Hamlet 1603 zuerst gedruckt erschien, gerade jetzt von einem 300-jährigen Jubiläum des Kaviars für Nordwesteuropa sprechen. Im Südeuropa war er seit langem bekannt; sogar sein bei uns üblicher Name — die Russen nennen ihn ikra — stammt aus Italien, wo Papst Julius kk. als sein besonderer Verehrer genannt wird, und lautet ursprünglich caviale. Daß dem so ist, hatte seinen guten Grund: Die Italiener waren ja Jahrhunderte hindurch die Delikatessenhändler für ganz Europa, selbst in den deutschen Kleinstädten hatte sich meist ein Italiener als Handelsmann für Leckerbissen heimisch gemacht, und noch in meiner Jugend prangte an vielen Handlungen die Bezeichnung „Italiener-Waren“ als gleichbedeutend mit Delikatessen, auch solchen, die nie von der Sonne Italiens beschienen worden waren. Außerdem stellte man aber in Italien seit alters her eine besondere Art Kaviar her, den rötlichem Botarga, der — oft mit Essig eingelegt, geräuchert und gepreßt — aus dem Rogen des Thunfisches, der Meeräsche und des Zanders gewonnen wurde und als Fastenspeise hoch angesehn war. Es ist sogar nicht unmöglich, daß Italiener, die Jahrhunderte hindurch viele Handelsbeziehungen nach den tatarischen Staaten des heutigen südlichen Rußlands pflegten, dort die Kaviarbereitung eingeführt haben.

Der russische Kaviar, heut allen Konkurrenten zum Trotz einfach der Kaviar, muß aber noch im Anfang des XIX. Jahrhunderts bei uns rar und wenig gewürdigt gewesen sein. Denn gerade die damals lebenden und schreibenden Klassiker der Feinschmeckerei, Brillat-Savarin, Grimod und v. Rumohr, tun seiner in ihren Werken auch nicht mit einer Silbe Erwähnung. Vereinzelt wohl nur war dann und wann auf dem Seewege ein Tönnchen nach Westeuropa gekommen und mag dann vielleicht in Hamburg Anregung gegeben haben, den Rogen des Elbstörs als „Eldkaviar“ zuzubereiten, der etwa von 1750 an auf dem Markte erscheint. Der große Import russischen Kaviars aber beginnt erst in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts und wurde wahrscheinlich auch erst möglich, als die Eisenbahnen die riesigen Entfernungen abkürzten und als man begann, dem Eise als köstlichstem Konservierungsmittel mehr Aufmerksamkeit zuzuwenden. Heut denkt man kaum daran, wie jung

dieſe Verwendung des Eiſes mindeſtens in Deutſchland iſt; wir Älteren aber haben die Zeit noch erlebt, wo z. B. ein Eisſchrank ein faſt unbekanntes Einrichtungsſtück war und in der ein Gutsbeſitzer, der ſich einen Eiskeller bauen ließ, als bedenklicher Verſchwender betrachtet wurde. Über die Idee, Kaviar aus der äußerſten Südoſtecke Europas in Eispackung kommen zu laſſen, würde man ebenſo den Kopf geſchüttelt haben, wie über den nur durch ausgekühlte Räume ermöglichten Transport friſchen Fleiſches aus Auſtralien.

Der Hauptſitz des Kaviarhandels iſt heut Aſtrachan an der Wolga. Eine Reiſe nach Aſtrachan iſt nicht jedermanns Sache, trotzdem die Wolgadampfer neuerdings den ſchönſten Komfort bieten ſollen. Jedenfalls wird Aſtrachan, das noch keine Eiſenbahn beſitzt, ſondern 480 Werſt von der nächſten Station entfernt liegt, verhältnismäßig nur ſelten von Weſteuropäern beſucht, die — nicht Kaviarhändler ſind. Daher kommt es wohl auch, daß über die Kaviargewinnung ſo auffallend wenig zuverläſſiges gedrucktes Material vorliegt; ſelbſt die kurzen Angaben der Konverſationslexika ſind nicht immer zutreffend und die Notizen in kulinariſchen Werken nun gar ganz widerſpruchsvoll. Viele Händler hüllen ihre Ware abſichtlich in den Schleier des Geheimniſſes, viele andere wiſſen aber — ich ſpreche aus Erfahrung — herzlich wenig über deren Herkunft. So begrüßte ich es mit Freude, als mir ein glücklicher Zufall die Bekanntſchaft eines Herrn vermittelte, der ſeit zwanzig Jahren als Vertreter einer der größten deutſch-öſterreichiſchen Kaviarhandlungen, der weltbekannten Firma Johann Kattus in Berlin und Wien, in Aſtrachan lebt. Ihm verdanke ich, ſoweit nicht die kulinariſche Seite in Frage kommt, den weſentlichſten Teil des in dieſen Zeilen niedergelegten Materials, das allen Freunden des Kaviars vielerlei Neues und vor allem Authentiſches bieten wird.

Der Kaviar, wir wiſſen es, iſt Fiſchrogen; der Aſtrachener Kaviar ſtammt von verſchiedenen ehrenwerten Mitgliedern der Stör- und Hauſenfamilie. Der vornehmſte dieſer ausgezeichneten Sippe iſt der Beluga — Beluga-Kaviar gilt daher als der beſte. Der Beluga, ein Hauſen, erreicht ein Gewicht von 8—12 Pud gleich etwa 130 bis 192 Kilo, wird ausnahmsweiſe aber auch bis 600 Kilo ſchwer und gibt etwa 10 Prozent ſeines Leibesgewichts an Rogen. Ihm nächſtbewertet iſt der ſtattliche Oſſetrowa, ein großer Stör, der etwa 6 Kilo Kaviar, in Ausnahmefällen aber auch das Doppelte liefert; ſein Rogen iſt noch ſehr gut, recht großkörnig, verhältnismäßig fettig. Es folgt dann der Shevruga, der gewöhnliche Stör, der in weit größeren Mengen als ſeine vornehmeren Verwandten gefangen wird, und je etwa $1^1/_4$ bis 4 Kilo Rogen liefert; dieſer iſt kleinkörniger und weniger fett als die erſtgenannten Sorten. Endlich kommt, beſonders neuerdings, viel ſogenannter Schipp-Kaviar von Baſtardfiſchen in den Handel, der meiſt lichtgelb, weniger fein von Geſchmack iſt und vorzugsweiſe aus dem Süden des Kaſpiſchen Meeres ſtammt.

Blick in den geöffneten Leib eines Störs und auf den Rogen.

Das Verreiben des Kaviars.

Da wir hiermit die hauptsächlich in Betracht kommenden Kaviarsorten genannt haben, so sei gleich hinzugefügt, daß der Name Malosol-Kaviar, den man vielfach in Anzeigen liest, eigentlich keine besondere Sorte, sondern nur bedeutet, daß der Rogen schwach gesalzen ist. ‚Malosol', d. h. wenig gesalzen, kann aber schließlich jede Kaviarsorte sein, wenn es Fangart und Witterung erlaubten.

Die Fischerei-Ansiedelungen befinden sich teils unmittelbar an der Küste des Kaspischen Meeres, teils am Lauf der Wolga, in deren Verästelungen und in ihrem Delta. Ein buntes Völkergemisch hat sich dabei zusammengefunden: im Nordosten fischen Russen, Kalmücken, Kirgisen; an der Westküste und im Süden fischen neben Russen, die vom Schwarzen Meere herübergezogen sind (Molokanen), Perser und Talaren, während die Pächter der großen russischen Fischereigewässer an der Kura, ferner der persischen im Süden betriebsame Armenier sind.

Gefischt wurde auf den ungeheuren Fischgründen des Kaspischen Meeres bisher während des ganzen Jahres mit einer früher nur usuellen, erst 1903 als gesetzliche Schonzeit vorgeschriebenen Unterbrechung im Juni und Juli. In dieser Zeit strömen die Fischer in Astrachan zusammen, um sich für das neue Fangjahr an die einzelnen Fischereikontore zu verdingen, ihr Handgeld — bis zu einigen hundert Rubeln — in Empfang zu nehmen. Es gibt jedoch auch besser situierte Fischer, die sich gar nicht binden, sondern den Fang dort abliefern, wo sie ihn am besten bezahlt erhalten — in den Niederlassungen der Fischereikontore an der Küste oder an der Wolga oder auf deren Annahmebooten, die zur größeren Bequemlichkeit der Fischer in verschiedenen Entfernungen von der Küste stationiert sind.

Nur für den Winterfang gibt es keine Verdingung. Dann tun sich die Fischer der einzelnen Siedelungen in Gruppen zusammen und ziehen mit ihren Hundeschlitten und Kibitken, den Zelten, soweit auf das Eis hinaus, wie dessen Zustand erlaubt. Die Ablieferung des Kaviars eilt bei der kalten Jahreszeit ja nicht und findet nur gelegentlich, je nach der Ergiebigkeit des Fanges, statt.

Im Herbst und im Frühjahr aber ist dies unmöglich. Wenn es irgend angeht, bringen alle Fischer dann die ganzen Fische nach den nächsten Niederlassungen der Fischereikontore oder zu den Annahmebooten, damit hier der Rogen ausgenommen und zubereitet werden kann. Oft freilich, zumal bei ungünstigen Winden, ist das unausführbar; der Fischer muß dann, um ein Verderben des Rogens zu verhüten, den Fisch auf seinem Boot ausnehmen und salzen — das ergibt dann meist minderwertigen und versalzenen Kaviar. Denn der Fischer ist kein Künstler in der Kaviarbereitung, er salzt nur nach dem Augenmaß.

Der Hauptfang findet also im Meere statt, wobei sich die Fischer bis zu hundert Werst von der Küste entfernen, um ihre Fangleinen auszu-

Expeditionshaus der Firma Johann Kallus in Astrachan

legen. Diese sind oft über einen Kilometer lang und tragen in kurzen Abständen an etwa ein Meter langen Stricken Hunderte von starken, scharfgespitzten Angelhaken ohne Köder und werden von Korkschwimmern gehalten. Täglich oder, je nach den Winden, in Intervallen von mehreren Tagen fährt der Fischer seine Leinen ab und heimst die Fische ein, die sich in den Angelhaken beim Durchstreichen der Leinen fingen. Man darf sich aber nicht etwa vorstellen, daß die Fische wie die Trauben in guten Weinjahren am Rebstock hängen. Oft ist die Ernte recht dürftig und beträgt auf 40 bis 50 Fischleinen nur ein oder zwei Fische. Nur die geradezu ungeheure Zahl der ausgelegten Leinen bringt schließlich doch den großen Gesamtertrag.

Aber auch in der Wolga wird, wie schon erwähnt, gefangen, zumal im Frühjahr, wenn die Fische zum Laichen stromaufwärts ziehen. Dann liefert der Fang in Netzen oft recht reichen Ertrag. Vereinzelt fangen sich auch im Herbst in der Wolga Beluga und Störe; diese werden gern lebend in Fischbehälter gesetzt und so nach Zaritzyn, der nächsten Bahnstation, oder nach anderen Wolgaplätzen gebracht und dort erst ausgenommen. Der so gewonnene delikate, sehr frische Kaviar, der wohl wenig in das Ausland gelangt, kommt als ‚Parnaja' in den Handel.

Die Zubereitung des Rogens, seine Verwandelung in Kaviar, ist scheinbar eine sehr einfache Sache, verlangt aber doch eine eingehende Sachkenntnis und große Sorgfalt.

Man muß dabei zwischen Preßkaviar, von dem gewaltige Quantitäten in Rußland selbst verbraucht werden, und dem Kaviar, den wir kennen und verehren — dem Kaviar ‚im körnigen, rollenden' Zustande, wie der Handelsausdruck lautet, — unterscheiden.

Der Beluga wird wohl gar nicht gepreßt, er ist Delikatesse und zu wertvoll; der Fang ist auch nicht ergiebig genug zur Massenproduktion. Die größte Masse des Störkaviars aber kommt als Preßkaviar in den Handel. Man schätzt, daß die jährliche Belugaproduktion des Kaspischen Meeres etwa 10000 Pud (zu rund 16 Kilo) beträgt, die beinahe ganz zur Ausfuhr aus Rußland gelangt. An Störkaviar aber wird die drei- bis vierfache Menge gewonnen, von der etwa 12—15000 Pud nach Westeuropa exportiert, das übrige gepreßt werden dürfte.

Für beide Sorten wird der Fisch zuerst vorsichtig ausgenommen. Der Rogen ist in eine Art Hülle, ein Häutchen, gebettet. Zur Beseitigung desselben kommt der Rogen auf ein größeres, flaches, ziemlich großmaschiges Netzsieb und wird auf diesem mit der Hand leicht in das darunter befindliche Gefäß durchgerieben. Hat man so den reinen Kaviar gewonnen, so erübrigt für den Kaviar ‚mit rollendem Korn', unsern Kaviar, nur noch die Salzung. Je nach den Sorten, vor allem aber je nach der Jahreszeit wird der Rogen mehr oder weniger gesalzen — in warmen Monaten ist ein größerer Salzzusatz erforderlich als in kalten. Das Salz muß sorgsam

mit dem Rogen verrührt werden, wobei dieser immer flüssiger wird; die Flüssigkeit läßt man auf Bastsieben abtaufen — es kommt aber ungemein viel darauf an, den rechten Grad des Flüssigwerdens abzupassen, damit ein gutes rollendes Korn erzielt wird.

Hauptsache ist ferner, daß nur bestes reinstes Kochsalz verwendet wird. Die Verführung liegt nur zu nahe, andere Konservierungsmittel, deren unsere heutige Chemie ja eine mehr als genügende Zahl geschaffen hat, zu benutzen — und dadurch dem Kaviar bei geringerem Salzgeschmack, wie ihn der Konsument liebt, doch größere Haltbarkeit zu geben. Alle diese Zusätze aber schädigen die Delikatesse, ja sie gefährden vielfach geradezu deren sanft ja hervorragende Bekömmlichkeit. Erstklassige Firmen betonen daher stets, daß ihre Ware frei von Bor oder Salizyl und nur mit reinem Kochsalz zubereitet ist.

Bei dem Preßkaviar verläuft die Erzeugung anders. Hier wird der Rogen in einer erwärmten Salzlauge verrührt, dann mit Sieben aus der Flüssigkeit herausgehoben, in Bastsäcke gefüllt, gepreßt und in Fässer eingelegt; wobei nicht verschwiegen werden darf, daß er bei größeren Fischernten wohl auch von Mädchen mit den nackten Füßen zusammengetreten wird, ein Vorgang, der stark an manche Weinkelterung von Anno dazumal erinnert. —

Von den in Astrachan seßhaften Exporteuren haben nur wenige eigene Fischereien. Die meisten decken ihren Bedarf bei den Fischereikontoren, deren es eine ganze Anzahl von sehr verschiedener Bedeutung gibt. Bei den Abschlüssen, die dreimal im Jahre, vor der sogenannten Herbst-, Winter-, Frühjahrssaison stattfinden, handelt es sich oft um große Summen, und es ist nichts Seltenes, daß der Vertreter einer bedeutenden Firma 30 000 bis 40 000 Rubel im voraus bei einem Fischereikontor als Handgeld entgegen muß, das dann erst am Schluß der Saison verrechnet wird. Dabei ist die Konkurrenz so groß, daß die Exporteure bei der Abnahme der Ware gar nicht allzu wählerisch sein dürfen. Das ist einer der Faktoren, der, zum Schmerz aller Kaviarverehrer, die gute Ware bei uns von Jahr zu Jahr mehr verteuert: der Fang wird immer knapper, der Bedarf wächst unausgesetzt.

Die großen westeuropäischen Kaviarfirmen halten in Astrachan keine ständigen Lager. Jede größere Zufuhr wird möglichst täglich auf den Wolgadampfern nach der Bahnstation Zaritzyn abgefertigt — solange die Schiffahrt offen ist. Sobald aber die Wolga einfriert, wird der Transport schwieriger. Dann muß der Kaviar auf der Achse — mit Pferden oder Kamelen und auf oft grundlosen Wegen — nach Zaritzyn gebracht werden und gebraucht bis dahin je nach der Witterung 7—10 Tage.

Während der Kaviar einst meist einfach in Fässern und Fäßchen verpackt wurde, ist man jetzt dazu übergegangen, mindestens die edleren Sorten der besseren Konservierung halber in Büchsen, meist kleineren Porzellanbüchsen mit hermetischem

Kühlraum der Kaviarkellereien von Johann Kattus in Berlin.

Gummiring-Verschluß zu versenden. Mehrere solcher Büchsen werden in einen Sack genäht, und mehrere dieser Säcke kommen dann wieder in ein Faß, dessen übriger Raum mit Eis gefüllt wird; im Winter muß der kostbare Inhalt außerdem durch Sägespäne und Bastumhüllungen gegen Frost geschützt werden. Von Zaritzyn gehen die Sendungen als Eilfracht quer durch ganz Rußland. Drei- bis viermal aber wird z. B. auf dem Wege nach Berlin die Eispackung auf den großen Kreuzungsstationen durch besondere Agenten sorgfältig erneuert. In der umständlichen Verpackung, in der ganzen Art des Transports, besonders wenn das Eis den Wolgaweg versperrt, liegt ein zweiter Faktor, der wesentlich zur Verteuerung des Kaviars beiträgt.

Sobald die Ware am Bestimmungsort ankommt, wird sie sofort abgerollt, die Fässer werden in den Geschäften ausgepackt, und die Büchsen kommen in die Kühlkeller, die mindestens große Firmen, wie Kattus, mit allen Errungenschaften modernster Kühltechnik, mit Lindeschen Eismaschinen usw. ausgestattet haben. Nichts Erstaunlicheres für den Laien, der frostschüttelnd solch einen Kühlkeller betritt, als wenn er sieht, auf wie kleinem Raume hier Kaviar im Werte von einer halben Million Mark und mehr lagert — der gute Kaviar ist eben im Verhältnis zu seinem Volumen eine der teuersten Waren der Welt.

Dank der Eispackung kann der Kaviarversand jetzt während des ganzen Jahres stattfinden, und er erfährt, entgegen einer vielfach verbreiteten Annahme, auch wirklich nur während der Fischereipause vom 15. Juni bis 1. August eine Unterbrechung. Allerdings ist die Güte der Ware in den verschiedenen Jahreszeiten nicht ganz die gleiche. Das Korn ist bei den ersten Herbstsendungen noch kleiner, ist nicht völlig ausgereift. Am schönsten ist es an sich zum Frühjahr in der Laichzeit; nur muß dann, bei der Versendung in warmer Jahreszeit, der Kaviar etwas stärker gesalzen werden. Immerhin kann man jetzt mindestens in den Großstädten, wo die Ware gut gepflegt wird, während des ganzen Jahres tadellosen Kaviar verlangen und erhalten.

Kaviar in Originalverpackung.

Wie aber soll wirklich guter Kaviar aussehen und schmecken?

Er soll großkörnig, schön trocken, grau und mild gesalzen sein! Indessen spielt, wie auf so vielen Gebieten, auch hier die Mode mit. In den letzten Jahren hat sie fast als wichtigstes Gebot diktiert: je heller der Kaviar, desto besser — und sie hat sich damit eines Unrechts schuldig gemacht. Die Färbung macht nämlich für die Güte des Kaviars eigentlich wenig aus, und die feinsten Kaviarkenner in Rußland selbst achten fast gar nicht auf sie: für sie ist der Geschmack entscheidend, der vor allem frisch, rein, nie tranig sein darf. Bei uns aber blickt der angebliche Kenner nur dann befriedigt auf sein Kaviarschüsselchen, wenn die Körner recht hell sind ... und bemerkt gar nicht, daß er dann oft genug den minderwertigen Schipp vor sich hat. Bei sehr hellem, fast weißem Kaviar ist sogar der Verdacht nicht ganz auszuschließen, daß er von kranken Fischen stammt.

Und nun: wie soll man guten Kaviar essen, um die rechte Freude an der köstlichen Delikatesse zu haben?

Ich sehe einen alten weißbärtigen Herrn vor mir. Bei Borchard saß er und hatte sich eine doppelte Portion Beluga bestellt. Der Kellner servierte mit einem kleinen silbernen Löffel — der Alte sah entrüstet auf: einen Hornlöffel will ich oder meinetwegen einen Holzlöffel! Der Kellner stellte ein Tellerchen mit geröstetem Weißbrot und Butter zurecht — der Alte schob es schmunzelnd beiseite, eine Zitronenscheibe schnippte er ordentlich verächtlich mit der Fingerspitze fort. Und dann löffelte er in kleinen Häppchen seinen Kaviar ohne jede Zutat aus, und man konnte es ihm ansehn, wie er gleichsam jedes einzelne Korn genoß, bis zum letzten. Er hatte recht!

Aber so gewiß der Kaviar „pur" am schönsten schmeckt, man kommt doch selten dazu, ihn sich so zu genehmigen. Und er hat auch seine Meriten auf einer mit ungesalzener Butter bestrichenen Röstschnitte. Nur die Zitrone halte man ihm fern, oder gar — entsetzlich! — die Zwiebel! Jede solche Zutat ist von Übel, es sei denn, daß man gezwungen ist, eine recht miserable Sorte aus Artigkeit gegen einen Gastgeber hinunterzuzwingen. Es gibt solche grausame Leute, denen wohl auch selbst Kaviar — Kaviar sein mag ... Elbkaviar ... Alaskakaviar ... und vielleicht sogar geschwärzte Sagokörner, die, wie man erzählt, zur Kaviarverfälschung gebraucht werden.

Für größere Kreise serviert man neuerdings den Kaviar gern „im Eisblock".

Ein sehr einfaches Kunststück: man kauft ein recht großes Stück recht klaren Eises, dem man eine hübsche, längliche Form gibt; dann wird eine Glasschüssel in lauem Wasser erwärmt und auf die Oberfläche des Eisblocks gesetzt — worauf sie ein paar Zentimeter einschmilzt. In die Glasschüssel kommt der Ka-

viar, das Ganze mit einer Serviette als Unterlage auf eine Porzellanschüssel, diese auf eine silberne Platte, die auch aus Alfenide und Kayserzinn sein kann — und fertig ist's. Auf den Geschmack hat's keinen Einfluß, sieht aber hübsch aus, kostet wenig und erweckt den Eindruck besonderer Frische.

Wir Deutsche — die wir übrigens die bedeutendsten Konsumenten für körnigen edlen Kaviar, besonders für Beluga sind — essen Kaviar fast nur als einzelne Delikatesse, gleich geschätzt als Eingangsgericht beim Diner, vor oder nach der Suppe; zum zweiten Frühstück (vielleicht am köstlichsten!) und am späteren Abend. Ja, man darf sagen: Kaviar kann man immer essen! Er schmeichelt stets den Geschmacksnerven, er regt immer sanft den Appetit an.

So sehr wir ihn lieben, erscheint er bei uns doch selten als Zutat. Dann und wann vielleicht als Pastetenfüllung (Timbale de Caviar — Becherpastete, deren Boden und Seiten mit Gallerte überzogen, die dann mit Kaviar gefüllt, obendrauf mit einigen Austern gekrönt und schließlich wieder mit Gallerte zugegossen wird) und, etwas häufiger, als Saucenbestandteil. Ich schätze als solche — wenn man dabei von einer Sauce sprechen darf — besonders ungesalzene Butter und Kaviar zu gleichen Teilen verrührt, eine wundervolle Beigabe zu auf dem Rost gebackenen Lachsschnitten. Auch die gewöhnliche warme holländische Sauce, kurz vor dem Anrichten mit Kaviar vermischt, ist nicht zu verachten. Aber ich will meinen Leserinnen doch auch ein Rezept zu einer wirklichen Kaviarsauce nicht vorenthalten, das ich zu Lachs wie Karpfen vorzüglich bewährt erfand: zu einer Saucière gehören zwei Löffel feinsten Olivenöls, ein Löffel feinster Essig, gehackte Kräuter, Petersilie und Schnittlauch, und im letzten Augenblick vor dem Anrichten wird ein viertel Kilo Kaviar hinzugerührt. Probatum est . . .

Die russische Küche verwendet den Kaviar ungleich mannigfacher als wir. Zwar ißt — wir hörten es schon — der Russe im allgemeinen, zumal zu seiner geliebten sakuska, den Vorspeisen, sehr viel pajusnaja d. h. Preßkaviar, der uns nicht zusagt und den er vielleicht auch nur deshalb besonders schätzt, weil er billiger ist. Wobei freilich bemerkt werden muß, daß guter Preßkaviar in Petersburg oder Moskau nicht unter 2 bis 2½ Rubel das Pfund zu haben, also keineswegs ein Volksnahrungsmittel ist. In den besseren Kreisen und überall zur „Butterwoche", zur festlichen Osterzeit, aber zieht auch der Russe den Kaviar ‚mit rollendem Korn' vor, und dann dürfen vor allem seine geliebten Blinis mit Kaviar nicht fehlen. Eine köstliche Sprise in der Tat, diese Plinsen! Darf ich's wagen, hier ein Originalrezept einzuschalten? Man mengt ein halb Kilo Buchweizenmehl, ein halb Liter lauwarme Milch, 15 Gramm Preßhefe, läßt den Teig aufgehen, brüht ihn mit kochender Milch, tut einen Teelöffel Salz hinzu, läßt die Masse zum zweiten Male aufgehen und backt sie auf kleinen, je einen Löffel fassenden eisernen Pfannen über glühenden Kohlen auf beiden Seiten; dann werden sie warm mit frisch geschmolzener Butter, saurem Rahm und — the last not least — mit Kaviar serviert.

Kaviar im Eisblock.

Rußland, dessen Suppenküche für Feinschmecker bekanntlich über jedes Lob erhaben ist, verwendet den Kaviar aber auch für diese. Es gibt besonders eine Anzahl Fischsuppen, bei denen in der allerfeinsten russischen Küche grundsätzlich die Fischbrühe anstatt mit Eiweiß mit Kaviar geklärt wird; so z. B. die verfeinerte berühmte Borschtsch, eine unvergleichliche mit dem Saft roter Rüben, anderem Wurzelzeug und saurem Rahm verkochte Fischbrühe. Auch die Suppe à la Potemkin gehört hierher, deren Hauptbestandteile Sterletschnitten, Möhren, Sellerie, Petersilienwurzeln, Pilze, Spargelspitzen und Schotenkerne sind. Vielleicht dieselbe Suppe, von der man sich ein nettes Histörchen erzählt: Die Große Katharina lud sich einst bei Potemkin plötzlich zu einer Sterletsuppe zu Gaste. Es war aber in ganz Petersburg kein Sterlet aufzutreiben, nur ein reicher Kaufmann hatte sich einige Fische reserviert, und dieser gab sie nicht anders her, als für ein Gemälde von Andrea del Sarto, das der Günstling der Zarin kurz vorher für 10000 Rubel gekauft hatte. Man hat die Geschichte sogar besungen:

„Fürst Potemkin mit seiner Sterletsuppe
Ragt aus der Gastronomengruppe
Gleich wie ein Obelisk hervor:
Grüßt mit Triumph und stolzem Jubel
Den Mann, der zehnmal tausend Rubel
Für eine Suppe sich erkor —"

Die Franzosen haben in neuester Zeit diese russischen Nationalgerichte mit einer höflichen Verbeugung gegen den Alliierten von der Newa

auch in ihre Menüs aufgenommen. Man findet ſie nicht nur bei größeren Diners mit ruſſiſchen Gäſten, ſondern dann und wann auch auf den preisloſen Speiſekarten der erſten Boulevardreſtaurants: Barsze maigre po russki, Consommé à la Potemkin, Oucha à la russe, Potage d'esturgeon (Störſuppe), Potage à la Nesselrode (Sterletbrühe mit Kaviar geklärt und mit Champagner vermiſcht), Soljanka aux choux, Soljanka is riba (von Fiſch) und andere mehr. Aber die ehrgeizigen franzöſiſchen Kochkünſtler ſelbſt haben dem Kaviar noch eine beſondere Liebe angetan: ſie haben, frei nach dem ruſſiſchen Buchweizen-Eierkuchen, das Omelette à la russe erfunden, das, mit Kaviar gefüllt, ſowohl warm wie kalt gegeſſen wird. Mein Herz, was willſt Du noch mehr?!

Wer den Kaviar liebt, dem drängt ſich immer wieder die Frage auf: Warum iſt allein der Aſtrachaner Kaviar, nur der des Kaſpiſchen Meeres, ſo vorzüglich? Ehrlich geſtanden: ich kann dieſe Frage nicht beantworten. Ich kann lediglich beſtätigen, daß weder der Elbkaviar, noch der amerikaniſche (Alaska-) Kaviar auch nur im entfernteſten neben dem Aſtrachaner beſtehen können, obwohl doch auch ſie von der werten Familie Stör geliefert werden. Von der roten Botarga oder dem Retzin aus Hecht-, Karpfen-, Karauſchenrogen nun ſchon ganz zu ſchweigen.

Nur zwei Fleckchen gibt's noch auf der Erde, denen man allerdings nachrühmen darf, daß der Hauſen ihnen gnädig geſinnt iſt. Das eine liegt im Aſowſchen Meere an der Don-Mündung, das zweite an den Donau-Mündungen, und an beiden Stellen wird Kaviar erzeugt, der dem Aſtrachaner an Güte nicht nachſteht.

Aber es ſind eben nur Fleckchen, und die Produktion iſt ſehr gering. Ewig ſchade iſt es —

# Mittagsglocken.

Die Mittagsglocken klingen,
Verbringen mir die Ruh —
Mir iſt, als hört ich ſpringen
Darin zwei Mädchenſchuh.
Nach meiner Türe ſpäh ich:
Wann kommſt Du, kleiner Schatz? —
Doch bald und traurig geh ich
Zurück auf meinen Platz.

Um jede Mittagsſtunde
Klang einſt ihr froher Lauf.
Ein Lächeln auf dem Munde,
Tat ſie das Türlein auf.
Ich ſtand ſchon vor dem Paſſe,
Die Arme ausgeſpannt,
Und trotz der ſchönſten Gaſſe
Iſt ſie hineingeraunt.

Ich weiß, ſie klinkt noch heute
Mitunter an der Tür,
Verführt durch das Geläute,
Und ſucht wie einſt nach mir.
Sie guckt nach allen Tiſchen,
Ich horch auf ihren Gang.
Und doch ſind Meilen zwiſchen
Uns zwei'n ſchon mondelang.

O Lieb, was ſoll dies Sehnen?
Wir ſind ſo weit getrennt!
Oft wünſcht ich unter Tränen
Daß ich Dich laſſen könnt!
Verbrannt iſt Deine Locke,
Und andre freit ich mir. —
Doch jede Mittagsglocke
Macht mich ſo bang nach Dir!

Georg Buſſe-Palma.

# Das Erbschweinchen.

Von

**Hermine Villinger.**

(Abdruck verboten.)

Frau von Bodegg lag in ihrem offenen Wagen, der sie der Residenz entführte jenen freundlichen Dörfern zu, die sich an den Ausläufern des Schwarzwaldes hinzogen.

Die trotz ihrer fünfzig Jahre noch immer schöne und schlanke, mit der äußersten Sorgfalt gekleidete Dame ließ die Blicke heute mit besonders selbstzufriedenem Ausdruck über die freundliche Gegend schweifen.

Frau von Bodegg hatte einen harten Kampf hinter sich, aber sie hatte gesiegt.

Schon eine ganze Weile war sie elend und unzufrieden gewesen, wie immer, wenn es ihr an einer ihr ganzes Sein ausfüllenden Tätigkeit fehlte.

Was unternehmen? Weder an der Stadtwohnung noch an dem Landhause war mehr die geringste Veränderung oder Verbesserung anzubringen.

Was sie sonst ins Leben gerufen — Altersheime, Ferienkolonien, Haushaltungsschulen und Kinderkrippen — alles gedieh und blühte durch ihre Unterstützung kräftig auf, und Frau von Bodegg hatte nichts weiter damit zu tun.

Da hörte sie eines Tages eine junge Mutter sagen: „Seit ich Kinder habe, weiß ich erst, was Glück ist."

Und sofort beschloß Frau von Bodegg sich dieses Glück, das ihr der Himmel versagt hatte, anzueignen.

Aber erst nach langem Kampfe, um des Friedens willen, ging Herr von Bodegg auf den Vorschlag seiner Gattin ein: „Versuchsweise," hatte er gesagt, „Mutter sein ist eine Aufgabe; sie braucht vor allem Geduld, und ich glaube nicht, daß Du mit Deiner Gewalttätigkeit imstande bist, eines Kindes Liebe zu gewinnen."

Diese Worte hatten die ehrgeizige Frau tief verletzt — sie nicht imstande sein eines Kindes Liebe zu gewinnen? Glänzend wollte sie ihre Aufgabe lösen!

Denn war es nicht eine köstliche Sache, ein Geschöpf eigen zu nennen, das sie ganz nach ihrem Sinne formen und bilden durfte! Und wenn sie es von ganz klein auf um sich hatte, seine ganze Erziehung in ihre Hände gegeben war, da sollte es sich nicht an sie hängen und sie über alles lieben?

Und dann wie reizend, wenn so ein kleines Geschöpf die Ärmchen nach ihr ausstreckte, sie mit Küssen bedeckte und von ihr geliebt sein wollte!

Aber das Kind mußte schön sein, gesund, von braven Eltern und ihr auf den ersten Blick gefallen.

Es war schon eine ganze Weile her, daß Frau von Bodegg Umschau hielt; sie hatte nicht erst des Gatten Genehmigung abgewartet.

Der Wagen bog jetzt in ein Dorf ein, in so ein recht liebes kleines Dorf. Nach Kühen roch's und nach Heu, das auf den Wiesen ringsum in großen Haufen lag. Alles war draußen, das Öhmd heimzuholen; ein paar kleine Kinder nur und Mütterlein hockten da und dort in den nach Nelken und Levkoyen duftenden Hausgärtchen.

Unterhalb des Dorfes stand die Schmiede weit offen. Am Tor, aus dem ein feuriger Schein auf die Gasse fiel, lehnte der Schmied, ein großer stämmiger Mann, und hielt ein Kind auf den geschwärzten Armen. Das frische, rotwangige Gesicht des Kleinen stach seltsam gegen die rußigen Wangen des Mannes ab, sowie die nackten Ärmchen des Kindes und die dralleu, lustig strampelnden Beinchen.

Frau von Bodeggs Augen blieben an diesem Kind hängen, und sie befahl dem Kutscher zu halten. Sie stieg aus, nahm ihre Schleppe auf den Arm und trat auf den Schmied zu, der, ohne daß sich ein Zug in seinem traurigen Gesicht veränderte, die Kappe zog.

„Iſt das Ihr einziges Kind?“ erkundigte ſich Frau von Bodegg.

Er nickte.

„Und Ihre Frau?“

„Tot,“ ſprach er dumpf — „begraben ſeit vorgeſtern — ich kann nicht in die Stub' hinein — möcht' mich am liebſten auf den Fußboden ſchmeißen und nimmer aufſtehn“ —

Er beſann ſich plötzlich, und über ſein Geſicht flog eine Röte.

„Es iſt wie verhext, ich kann nichts andres reden,“ ſtotterte er.

„Und iſt Ihnen das Kind kein Troſt?“ forſchte Frau von Bodegg.

Er zuckte die Achſel: „Vielleicht, mit der Zeit.“

„Sie werden Mühe haben, es ohne die Mutter aufzuziehen?“

„Wohl.“

„Mir würde es Freude machen — ich will Ihnen etwas ſagen, ich gehe mit der Abſicht um, ein Kind anzunehmen.“

Er wich beſtürzt zurück.

Sie redete haſtig weiter: „Das Kleine gefällt mir, es hat mir auf den erſten Blick gefallen — Sie ſollen ſich nicht gleich entſcheiden — kein Wort ſollen Sie ſagen — nur ſo viel überlegen, ob Sie ein Recht haben, Ihrem Kind hindernd in dem Weg zu ſtehen, wenn ſich eine glänzende Ausſicht vor ihm auftut. Sehr glänzend, lieber Mann. Sie werden wohl den Namen Bodegg kennen?“

Er nickte, ſein Geſicht war blaß geworden.

„Nun wohl,“ meinte ſie, „mein Mann und ich ſind geſonnen ein Kind anzunehmen, zu adoptieren. Es iſt ein Wort — Erbe des Hauſes Bodegg — aber ſprechen Sie nicht, ſagen Sie nichts — ich gebe Ihnen zwei Tage Bedenkzeit — in zwei Tagen fahre ich wieder vor — das weitere nimmt dann mein Mann in die Hand.“ —

Sie ſtreichelte dem ſie immerfort groß anſehenden Kind die Wange, nickte dem Manne, der in ſtarrem Erſtaunen daſtand, freundlich zu und kehrte mit raſchen Schritten zu ihrem Wagen zurück.

Sie ſah nicht die Frauensperſon, die ſich im Gärtchen neben der Schmiede erhoben hatte und ihr nun mit einem grimmigen Geſichtsausdruck nachblickte. Es war eine junge Perſon, kräftig und braun, mit blitzenden Augen. Sie warf ihre Näharbeit raſch auf das Faß, das ihr als Tiſch diente, riß das niedrige Gartentürchen auf und rannte zum Schmied hinüber.

„Das werdet Ihr doch nicht tun?“ Damit ſtand ſie vor ihm und nahm ihm das Kind aus den Armen, das ſich jubelnd an ihren Hals ſchmiegte.

„Ich werd's tun,“ ſagte er, „ich hab' nicht das Recht, den Heiner um ſein Glück zu bringen.“

„Eure Frau hätt's nicht zugelaſſen,“ fiel ihm das Mädchen in die Rede, „o, es iſt eine Schand', wenn einer ſo gar keinen Mut hat! Ihr kommt wieder auf, und dann wird's Euch reuen.“

„Ich komme nie wieder auf,“ behauptete er mit ſeiner ſanften, weichen Stimme; auch ſein Mund war weich, geradezu lieblich wie ein Frauenmund.

„Es iſt doch gräßlich,“ fuhr die junge Perſon auf, „wenn einer da ſteht wie ein Baum und ſo gar keine Schneid' hat!“

„Für den Heiner wäre geſorgt,“ murmelte er, „und das iſt die Hauptſach' —“

„Ich hätt' auch für ihn geſorgt,“ ſchluchzte ſie auf, „ich hab' ihn doch ſo gern — und immer gehabt —“

„Es war mir arg genug,“ ſagte er, „Eure Zeit iſt knapp, Ihr bringt Euch und den alten Vater kaum durch und habt mir die Frau gepflegt und das Kind gehabt. Das muß aufhören, hab' ich oft gedacht. Was geht Euch denn das fremde Kind an?“

„So, fremd?“ lachte ſie gezwungen auf. „O Peter, Du biſt doch der größte Eſel, den's auf dem Erdboden gibt! Ich kann nichts dafür, ich muß Dir wieder Du ſagen wie vor Deiner Hochzeit — Du biſt von jeher ſo ein Eſel geweſen, Peter —“

Ihr Mund fuhr fort zu lachen, aber in ihren Augen lag ein großer tiefer Schmerz.

„Ich hätt' Dir's ja gleich ſagen können, daß 's Linnele zu fein für Dich iſt; 's war immer nur ſo eine Handvoll ſchon in der Schul'. Hat da rübergerufen über den Gartenhag: ‚Laß jetzt das Du-Sagen bleiben, Mariann', mein Mann braucht keine Kameraden mehr.‘ Der braucht freilich eine. Du lieber Gott! Peter, ich bitt' Dich um alles in der Welt, gib das Kind nicht her.“

Er ſeufzte: „Laß mich jetzt in Ruh —“ und ging in ſeine Schmiede. Drin hämmerte er darauf los, daß die Funken ſtoben, und die Marianne ſah ihm eine Weile zu, wie er

so dastand im Scheine des Feuers, groß und stark und mächtig gebaut. Aber was war nur dem lieben Gott eingefallen, diesem Riesen von Gestalt einen so lieben feinen Mund zu geben, einen Mund, den die Marianne als Kind schon so gerne geküßt!

Sie saß jetzt wieder drüben in ihrem winzigen Gärtchen, vor ihr auf dem Stücklein Rasen das Kind. Da war es herumgerutscht seit der Krankheit der Mutter, die den ganzen Sommer über gewährt hatte.

In der Stube am offenen Fenster saß der alte Mann, der Kopf war ihm mit einem Tuch an die breite Stuhllehne zurückgebunden, weil er immer vornüber sank. So siechte der Alte hier dem Grabe zu, meist schlafend, und Marianne verdiente sich seinen und ihren Unterhalt mit Nähen. Aber manchmal sprang sie auf und reckte die Arme; sie war so kräftig, sie hätte sich so gerne gerührt auf dem Felde, Karren voll Heu hereingefahren. Aber sie mußte daheim bleiben des Vaters wegen. Ach, und daneben der Schmied, der nichts sah, nichts merkte und hinging und sich eine andre holte, und sie küßte — unter dem Tor im Arm hielt und küßte. — Und die Marianne nähte und nähte, und die Tränen fielen auf ihre Nadel, und sie haßte den dummen Menschen, der so schwer war von Begriff. Hatte er je einen Entschluß gefaßt ohne sie, die Marianne? War nicht sein Kopf von klein auf zu jeder Tageszeit über dem Gartenhag erschienen: „Du, Mariann', was meinst" — Und war ihnen je die Zeit lang geworden des Sonntagnachmittags vor der Schmiede? — Aber eines Tages ging er zum Tanz und hing sein Herz an ein Geschöpf, dem die Kraft nicht einmal ausreichte, den Wasserkübel auf den Kopf zu schwingen. Nun hatte er's; nach des Knaben Geburt siechte sie hin. Mit dem Kind aber war in Mariannens eintönigem Leben das Glück eingekehrt. Wie drückte sie dies kleine Wesen an ihr sich so heiß nach Liebe sehnendes Herz! Wie freute sie sich über die Plage, die ihr der kleine Schelm Tag und Nacht verursachte! Und wenn er sich mit der alten gutmütigen Hauskatze herumbalgte oder dem Hühnervolk auf allen vieren nachkroch — Sie wurde ganz lustig, weil sie sich immerfort rühren mußte und so ihre Kraft einen Ausweg fand.

Und nun wollte der Schmied das Kind hergeben! War er denn nur auf der Welt, um ihr Weh zu bereiten! Sie wußte nur zu gut, wenn sein Gemüt einmal von einer Sache erfüllt war, dann ließ er nicht mehr locker.

„Der Bub soll mir nicht eines Tages sagen, ich könnt' reich sein, und Du hast's verhindert" — dies war seine ständige Redensart, da kam er nicht darüber hinaus.

Und Frau von Bodegg war gerade zur richtigen Zeit erschienen; ein paar Wochen später, und sie hätte den Schmied wohl etwas gefaßter über den Tod seiner Frau und darum mutiger gefunden, seinem Kinde selbst zum Glück zu verhelfen.

Dazu kam, er war wenig an die Gegenwart des Kindes gewöhnt. Die Marianne gab ihm den Kleinen wohl zuweilen auf den Arm, um den unglücklichen Mann aus seinem Schmerz zu reißen, sonst aber hatte sie ihren Liebling Tag und Nacht drüben.

Nun saß sie wieder allein über ihrer Arbeit, und mit dem lieben Kinderlallen zu ihren Füßen war's vorbei. Sie nähte darauf los, um viel Versäumtes nachzuholen und um ihres bitteren Schmerzes Herr zu werden. Wenn einmal der Kopf des Schmiedes über dem Gartenhag auftauchte, so tat sie, als ob sie ihn nicht sehe, denn sie verachtete ihn, obwohl er litt und mit vom Weinen geschwollenen Augen herumlief, seit er das Kind weggegeben. Aber daß er es hatte tun können, darüber kam die Marianne nicht hinaus. In ihrem Innern lebte jetzt nur ein Wunsch, eine Sehnsucht — einmal nach dem Kinde zu sehen. Aber der alte kranke Mann in seinem Lehnstuhl hatte sich angewöhnt, laut zu jammern und zu schreien, wenn er bei seinem Erwachen nicht gleich der Tochter Antlitz erblickte. Und je schwächer er wurde, um so öfter fuhr er aus dem Schlaf. „Der Schmied könnt' den Vater hüten," sagte sie sich, „ich will ihn nächsten Sonntag drum bitten —"

Aber der Sonntag kam, und der Schmied starrte herüber — als warte er auf ein Wort — auf einen Blick. Und sie blieb stumm, hielt den Blick gesenkt und vermochte es nicht über sich, von dem Manne etwas zu verlangen, der sein Kind weggegeben hatte. — —

Inzwischen lief im Bodeggschen Garten ein feingekleidetes Büblein herum mit großen, schwarzen Augen und einem wunderlieben

Mund. Es schoß nur so hin auf seinen kleinen dralleu Beinchen und konnte sich nicht genug verwundern über all die Herrlichkeiten rings umher. Die arme dicke Wärterin erinnerte sich nicht, jemals mit einem unbändigern Kind zu tun gehabt zu haben. Wenn sie es nur eine Sekunde los ließ, gleich lag's mitten in einem Blumenbeet oder lief mit ausgebreiteten Ärmchen auf die zwei stillen Schwäne im Teich zu. Einmal fiel der Kleine auch richtig hinein, und es war wie verhext, Frau von Bodegg kam immer gerade über den Weg, wenn das Kind entweder triefend vor Nässe oder das weiße Kleidchen über und über mit schwarzer Erde beschmutzt dastand. „Schweinchen," schalt Frau von Bodegg den Kleinen und begriff nicht und vermochte nie zu begreifen, wie ein Kind so wenig Respekt vor seinen hübschen Kleidern haben konnte; und wenn man ihm nicht seinen Willen ließ, brüllte er wie am Messer.

Es ging sehr langsam mit der Liebe, die seine Mama von ihm verlangte. Allerdings, sie hatte noch nie ein anderes Wort zu ihm gesagt als „Schweinchen". Aber wenn sie vor Fremden von ihm sprach, nannte sie ihn den Erben des Hauses.

Herr von Bodegg zog die beiden Namen in eins zusammen und nannte den Kleinen „Erbschweinchen", was die Dienerschaft mit Freuden aufgriff.

Der Fabrikherr hatte gute Tage seit das Kind im Hause war; die Gattin hatte jetzt nicht mehr soviel Zeit sich über die Manieren oder das unvorteilhafte Äußere des Eheherrn aufzuregen. Sie seufzte jetzt beständig über den ungebärdigen Knaben und die Mühe, die sie mit dessen Erziehung hatte.

Wenn dann der Gatte meinte: „So gib ihn wieder weg, noch ist es Zeit"— wies sie seinen Vorschlag voller Entrüstung zurück: „Weggeben — ja siehst Du denn nicht ein, wie dieses Kind unser Haus belebt — wie reizend es jeder findet — Er habe etwas Rhaphaelisches, sagte neulich eine Dame. Und überhaupt, wenn man ein Kind angenommen hat, so gibt man es nicht wieder her, das wäre einfach herzlos. Und darum bestehe ich darauf," fügte sie mit erhobener Stimme hinzu, „es ist durchaus zu meiner Beruhigung nötig, daß die Adoption endlich stattfindet!"

„Sie wird stattfinden, wenn ich es für gut halte," gab ihr der Gatte zur Antwort.

Sie wollte aufbegehren, da warf er die Zeitung weg und verließ das Zimmer.

In dieser Ehe war jedes für sich geblieben.

Herr von Bodegg hatte sich nur zu bald schon nach der Hochzeit sagen müssen, daß es dem schönen lebhaften Mädchen, dessen liebenswürdige Auszeichnung ihm so sehr geschmeichelt hatte, nur um seinen Reichtum zu tun war.

Ließ er zu Anfang ein ungeduldiges Wort, einen Tadel über ihr oberflächliches Wesen fallen, gleich war sie mit der Antwort bereit: „Was kann ich denn mehr tun — nehme ich nicht alles, was Dich in Deiner Bequemlichkeit stören könnte, auf mich? Du brauchst Dich nur an den Tisch zu setzen, sogar die Unterhaltung der Gäste nehme ich Dir ab. Es kommt Dir wirklich nicht zu, mir einen Vorwurf zu machen. Änderst Du denn auch nur das geringste an Deinem Wesen, und muß ich mich nicht fortwährend Deiner bürgerlichen, so wenig verbindlichen Lebensgewohnheiten schämen?"

So kam es, daß die Frau ihre Befriedigung in dem Reichtum suchte, der sie umgab. Er aber flüchtete sich in seine Fabrik.

Als blutjunger Bursche hatte er hier seine Laufbahn begonnen und sich heraufgearbeitet bis zum Besitzer und Leiter seiner jetzt so ergiebigen Maschinenfabrik. Hier war seine Welt, im Verkehr mit den tüchtigen Männern, die bei ihm angestellt waren, im Kreise seiner Arbeiter, die den Mann, der aus ihrer Mitte hervorgegangen war, wie ihren Bruder liebten.

Frau von Bodegg aber durfte diese, des Gatten eigentliche Welt nicht betreten.

Ihr Ansinnen, bei Festlichkeiten an seiner Seite in der Fabrik zu erscheinen, hatte er ein für allemal mit den Worten zurückgewiesen: „Du machst mir die Leute nur scheu mit Deiner Schleppe und Deinen herablassenden Redensarten. In meiner Welt finden die veralteten Ansichten Deines Elternhauses keinen Anklang; was einer kann, ist bei uns die Hauptsache, nicht wo einer her ist."

Frau von Bodegg gehörte einem verarmten Adelsgeschlechte an; sie liebte es, ihre Besuche durch den Saal zu führen, dessen Wände die Bilder der Vorfahren ihres Geschlechtes zierten.

Charakteristisch waren die Bilder ihrer Mutter und Großmutter.

Die erstere, eine zarte Frau mit langmächtigem Gesicht, aus dem ein Paar wasserblaue Augen unendlich leidvoll und ergeben ins Leben blickten, machte den Eindruck einer Dulderin, die dem täglichen Kampfe mit der Misere nicht gewachsen war.

Anders die Großmutter; aus ihrem schön geschnittenen, resoluten Gesicht sprach tüchtige Wehrkraft. Selbstbewußt und aufrecht trug sie das Haupt mit der weißen Spitzenhaube, aus der rechts und links zu Schnecken gelegte Zöpflein herausragten mit spitzenumsäumten Samtkokarden.

Sie war eine bekannte Persönlichkeit in der damals kaum zwanzigtausend Einwohner zählenden Residenz gewesen, wo sich alles kannte und jeder vom andern wußte, wieviel er zum Leben hatte.

Die Großmutter der Frau von Bodegg hieß in der ganzen Stadt ‚Die Gnädige'; es entstand immer ein leises Geräusch im Schiffe der Kirche, wenn die stattliche Frau oben in der Hofloge erschien, seit Menschengedenken in demselben Hut, der jeder Mode spottete und dessen weiße Spitzen so vergilbt waren, daß sie ihr wie ein schmutziges Gold um das Antlitz standen. Sonst sah man die Gnädige nur noch auf dem Markte, wo sie, die Kathrin hinter sich, ihre Einkäufe besorgte. Es bildete sich dann immer eine ganze Schar kichernder Frauen und Dienstboten um sie her, denn die Schlachten der Gnädigen mit den Marktweibern wollte sich niemand entgehen lassen.

Und an jenen Abenden, wenn die Kathrin in der Livree des ehemaligen Dieners dem gnädigen Herrn den Wagenschlag öffnete, stand da nicht das ganze Kindervolk aus der Nachbarschaft auf der Gasse, lachend und kichernd dem Schauspiel beiwohnend —

Die arme Kathrin, in wie bittere Tränen brach sie jedesmal aus, so oft die Gnädige mit ihrer lautschallenden Stimme den Befehl in die Küche rief: „Kathrin, zieh Sie d'Hosen an, der Papa muß nach Hof."

Und da gab's keine Widerrede. Es mußte ein Diener auf dem Bock sitzen, wenn der Herr zu Hofe fuhr, das verlangten die dehors. Ob man über die stellvertretende Kathrin lachte oder nicht — das war ganz einerlei — wenn nur die dehors gewahrt wurden.

Die Tochter der Gnädigen, die zarte Frau mit dem langen Gesicht brachte dies nicht zustande; sie wußte sich nicht einzuteilen mit der Hauptmannspension ihres Gatten, der Schulden machte und seine Abendmahlzeiten im Museum nahm, während Frau und Tochter sich mit einer Tasse Tee und einem Milchbrot begnügten.

Es war noch jetzt für Frau von Bodegg immer wie eine Art Alpdrücken, wenn sie von der Misere ihres elterlichen Hauses träumte, von dem Schrecken, der sie damals durchfuhr, wenn es draußen läutete und die Familie beim Nachmittagskaffee saß. Wie schnell pflegte sie dann jedesmal die Kaffeekanne unter den Tisch zu befördern, jene entsetzliche Kaffeekanne, die über und über mit Sprüngen bedeckt war und keine Schnauze mehr besaß.

Die Enkelin hatte von der Großmutter das schöne Gesicht und die tüchtige Wehrkraft; sie wollte nicht wie ihre Mutter ein Dulderdasein führen, sondern leben und genießen.

Um das zu können, um die drückenden Verhältnisse, in denen sie aufgewachsen war, loszuwerden, hatte sie einen Mann geheiratet, der nicht im geringsten zu ihr paßte. Aber das machte ihr nichts; die unglücklichen Verhältnisse in ihrem Elternhause hatten die zarteren Keime in ihrer Seele erstickt.

Sie gab sich keine Mühe, ihrem Gatten eine liebevolle Frau zu sein, aber sie war ihm treu.

Zu Anfang ihrer Heirat war es ihr sehr fatal gewesen, in ihrer Vaterstadt wohnen bleiben zu müssen.

In der Stadt, wo es eine Menge Leute gab, die sich der Geschichten, die über ihre Großmutter kursierten, noch recht wohl erinnerten — Leute, die bei dieser oder jener Gelegenheit, wenn von Dienstboten die Rede war — (und Frau von Bodegg lebte immer im Kampfe mit ihren Dienstboten) mit einem gewissen Lächeln die Äußerung taten: „Ja ja, die guten alten Kathrins sind ausgestorben" —

Indes aus der kleinen Residenz zu Großmutters Zeiten war allgemach eine ansehnliche Stadt geworden von beinahe hunderttausend Seelen.

Die alten Leutchen mit den alten Geschichten hatten einem jüngern Geschlecht

Platz gemacht, und Frau von Bodegg, die keine Demütigungen mehr zu befürchten hatte, sprach jetzt mit Begeisterung von ihrer schönen Jugendzeit und dem vornehmen Geiste im elterlichen Hause.

Ihrem, sich nach allen Seiten als Wohltäter zeigenden Gatten war der Adel verliehen worden, und so blieb Frau von Bodegg wenig mehr zu wünschen übrig — sie war reich, schön, mächtig — jedes Maß der Selbstbeschränkung kam ihr abhanden. Sie wußte nicht mehr anders, als daß die Menschen nur da waren, um sich ihr zu fügen.

Und auch der Gatte fügte sich, wenn ihm ihre Wünsche nicht in die Quere kamen. Hatte er nicht seine Welt für sich, sein Wirken, seine Erfolge? Frau von Bodegg konnte sehr liebenswürdig sein, wenn die Dinge nach ihrem Sinne gingen, wozu ihr die Laune verderben?

Auch die Stellung, die er jetzt als Vater einzunehmen hatte, ließ er sich von seiner Frau bestimmen. Sie wollte das Kind allein für sich haben, und so begnügte er sich damit, den Kleinen zu beobachten.

Das Kind hatte nun aufgehört „Heinerle, Heinerle" zu schreien, so oft seine Mama es mit Kurt anredete. Wie wenig aber paßte sonst dies derbe, urkräftige Landkind in dies elegante Haus, in den wundervoll gehaltenen Garten, wo kein Blatt auf den tadellosen Kieswegen geduldet wurde und der wohlgepflegte, mit edlen Bäumen bepflanzte Rasen von den Tritten eines menschlichen Fußes keine Ahnung hatte. Da sollte nun das stets weißgekleidete Erbschweinchen an der Hand der alten Wärterin fein langsam spazieren gehen, und sie sollte ihm immer von seiner Mama erzählen, hatte Frau von Bodegg befohlen.

Aber der kleine Bauernbursche war kein bißchen wißbegierig; rühren wollte er sich. Da wo er herkam, war der Garten klein, aber ganz sein eigen gewesen; auf allen vieren konnte er rutschen, wohin er wollte und die Fäustchen in die Blumenbeete vergraben oder die große dicke Katze an sich drücken, niemand wehrte ihm. Hier, was nutzten ihm all die Herrlichkeiten, wenn er sie nicht haben sollte! Nichts durfte er haben! Er wurde beständig gestraft und wußte nie weshalb. All das Laute, Unbändige und Ursprüngliche seines Wesens sollte ihm abgewöhnt werden. Nicht mit Schlägen; die Wärterin durfte das Kind nicht berühren. „Mit Strenge," sagte Frau von Bodegg, „mit Verachtung muß er gestraft werden; wer sich aber je untersteht, diesem Kind einen Klaps zu geben, der verläßt mein Haus."

Und wie wohl hätte diesem überkräftigen Gesellen zuweilen ein Klaps getan; wenn er so gar nicht wußte, was anfangen vor Unbehagen, welch eine prächtige Ableitung wäre da ein kleiner Klaps gewesen! Dann hätte er doch gewußt, warum er brüllte. Er brüllte stundenlang — „aus Bosheit," sagte Frau von Bodegg, denn hatte er nicht eine ganze Stube voll Spielsachen und ließ man ihn auch nur eine Sekunde allein?

Und nun dieses Geschrei, selbst in der Nacht. —

„Wenn ich nur wüßte, was er will," jammerte die Wärterin.

Nach jenen Armen sehnte er sich, die ihn aufgenommen, nach jener zärtlichen Stimme, die ihn „Heinerle — mein Heinerle" genannt hatte. —

Das war ihm geblieben und darum brüllte er, brüllte immerfort nach jener Liebe, die ihm abhanden gekommen war und die er irgendwo in der Welt wußte.

Denn im ganzen Hause durfte ihm niemand liebevoll entgegen kommen, auch das war verboten, ebenso wie die Schläge. Frau von Bodegg wollte nicht, daß das Kind an irgend jemand mehr hing als an ihr. Und danach richtete sich die Wärterin und hielt sich den Kleinen fern. Sie hatte eine Tochter mit sechs Kindern; der zu helfen, der beizustehen, war die Aufgabe ihres Lebens. Und der Lohn war groß im Hause: außerdem die Extragelder, die ihr zuflossen als Balsam für schlechte Behandlung! Alles ließ die Alte über sich ergehen, und darum nannte man sie in der Küche Kalfakter. Die Leute wußten ja nicht, wie schwer sie's hatte mit ihrer Gicht in den Beinen, mit ihren großen Schmerzen, die sie vor der Gnädigen verheimlichen mußte, denn eine kranke Person wollte Frau von Bodegg nicht um sich haben. Darum auch hielt die Kinderfrau den kleinen Wildfang immer so fest beim Händchen, denn wehe, wenn er ihr davonlief und sie ihm nachrennen mußte mit ihren dickgeschwollenen Beinen und auch noch lächeln sollte, wenn die gnädige Frau gerade in Sicht war. —

Digitized by Google

Krieger. Bronze von Fritz Behn-München.

Und so oft sie zu dem Kleinen sagte: „Lauf der Mama entgegen“ — lief er gewiß ganz wo anders hin. Nie noch hatte er die kleinen Arme nach der eleganten Mama ausgestreckt, trotz der schönen Spielsachen, mit denen sie ihn überschüttete. Er fürchtete sich vor ihr. Denn wie kalt konnte sie ihn ansehen, wenn er etwas angestellt hatte und wie hart klang ihre Stimme, wenn sie zu ihm sagte: „Kurt war böse, Kurt muß mit Verachtung gestraft werden.“

Und dann gab sie sich alle Mühe, ihm deutlich zu machen, was Verachtung sei, und er sah sie mit seinen großen schwarzen Augen ungemein treuherzig an und verstand kein Wort.

Aber mit der Zeit fing er an zu begreifen. Es war eine recht schlimme Sache um diese Verachtung, denn die Stunde, in der es Frau von Bodegg beliebte, Mutter zu sein, gehörte bald zu dem Unerträglichsten, was dem kleinen Kerl passieren konnte. Er sollte regungslos auf dem Stühlchen neben dem Schreibtisch sitzen, wo Mama Briefe schrieb. Das Toben und Schreien, womit er sich im Anfang gegen die tödliche Langeweile aufgelehnt hatte, war mit der Zeit verstummt. Still und regungslos saß das Erbschweinchen jetzt auf seinem Marterstühlchen, und wenn zum Schlusse die Ermahnung kam: „Nun hast Du gesehen wie es den bösen Kindern ergeht, wirst Du jetzt brav sein, Kurt?“ so sagte der Kleine: „Ja, Mama“ und küßte ihr, wie es ihm gelehrt worden war, die Hand, freilich mit dem ganzen Ungeschick eines Geschöpfes, das von Generationen abstammte, denen der Handkuß nicht im Blute lag.

Dann aber, wenn er entlassen war — o die arme Kinderfrau, wenn sie der kleinen Hand nicht Meister wurde — ging's den Gang entlang, die Treppe hinab in den Hof, in den Garten, und wer ihm in den Weg kam, einerlei, ob es der Gärtner war, ein Stalljunge oder ein Küchenmädchen, dem Erbschweinchen war alles recht. An jedem wollte er die kleinen kräftigen Arme prüfen, sich anklammern, jauchzend, lachend an ihm hinaufsteigen!

Und wer von der ganzen Dienerschaft liebte nicht das Erbschweinchen, liebte es nicht heimlich, von ganzem Herzen, mit unbeschreiblichem Mitleid? — Aber sich mit ihm einlassen? Frau von Bodegg gehörte zu jenen allgegenwärtigen Frauen, die förmlich Witterung haben, wenn etwas geschah, das nach ihrer Meinung ein Unrecht war. Ein Küchenmädchen, das sie zweimal dabei angetroffen, wie es das Kind herzte, hatte das Haus verlassen müssen. Und man verließ dieses Haus nicht gern, die Donnerwetter der Gnädigen hatten ihre großen Lichtseiten; sie belohnte fürstlich, wenn man ihr die böse Laune nicht nachtrug.

Aber man machte sich Luft in der Küche; die alte Wärterin bekam ein schlechtes Essen hinaufgeschickt, wenn sie das Kind bei der Gnädigen verklagt hatte; das ganze Personal verlangte von ihr, sie solle das Erbschweinchen springen und tollen lassen, während die Gnädige das Kind nie anders als an der Hand der Wärterin im Garten sehen wollte. Die Alte half sich wie sie konnte; es gab eine Allee, die man ihres dichten Gestrüppes wegen vom Hause aus nicht zu übersehen vermochte, hier ließ sie den Kleinen sich austoben, und da schlichen auch die anderen zuweilen herbei, spielten Ball mit dem bewegungsbedürftigen Bürschlein und ließen sich von ihm zausen. Aber das geschah immer alles in der größten Angst entdeckt zu werden, und es war so wenig im Vergleich zu den öden Stunden im Zimmer bei Mama, oder wenn der Kleine auf das feinste herausgeputzt an ihrer Seite spazieren fahren mußte und sich nicht rühren durfte.

„Ich habe ihn mir gebändigt,“ konnte sie jetzt voll Stolz dem Gatten berichten, „er ist zwar noch sehr derb und ungeschickt, aber auch das wird sich geben. Mit sechs Jahren muß er mir ein Musterkind sein.“

„Das arme Erbschweinchen,“ sagte der Gatte.

Und sie entgegnete erstaunt: „Ich möchte wissen, was Du immer an dem Kind zu bedauern hast! Meine Gedanken könnten sich um das Geschöpf nicht mehr drehen, wenn ich es geboren hätte; es ist mein einziges Sinnen und Trachten, aus diesem von Hause aus grob angelegten Kind einen wohlerzogenen Menschen zu machen. Und Du — nichts hast du noch für dieses Kind getan, als ihm seinen ominösen Übernamen angehängt; der sitzt ihm nun fest, ich mag machen was ich will — in der Küche, bei Besuchen, im Schloßgarten, überall und immer höre ich: ‚das Erbschweinchen — das Erbschweinchen‘.“ —

Der Gatte lachte, sah aber nicht von seiner Zeitung auf, und Frau von Bodegg wußte, Weiterreden war hier hoffnungslos. Also unternahm sie ihren Gang durch Haus und Garten, um irgendeine Ungehörigkeit zu entdecken, an der sie ihren Ärger auslassen konnte.

Aber man war eben sehr auf der Hut, denn es war etwas geschehen; es waltete ein Geheimnis im Hause.

Das Erbschweinchen war dazu gekommen, wie der auf Katzen dressierte Hofhund eben auf ein kleines grau- und braungesprenkeltes Kätzchen, das sich in den Garten verirrt hatte, losstürzen wollte. Das Kind, zu dem sich das Tierchen geflüchtet, warf sich mit lautem Geschrei über das Kätzchen hin und suchte es mit seinem Körper zu decken.

Dies alles geschah in der Nähe der nach dem Garten liegenden Küche; die Leute eilten auf das Geschrei herbei, der Hund wurde weggeführt, und nun saß das Erbschweinchen mit seinem kleinen Schützling auf dem Rasen, und aus der tiefsten Verzweiflung des Kindes war im Umsehen die hellste Freude geworden. Eine unbeschreibliche Freude!

An seine Wange hielt es das Tierchen gepreßt, zärtlich umfangen, leise gewiegt — Erinnerungen kamen dem Kind, allerlei Bilder tauchten in seiner Seele auf; mit dem Kätzchen waren sie gekommen, sein leises Miauen lautete wie eine Sprache, die der kleine Mann längst gekannt. „Heinerle," flüsterte er, „mein Heinerle —"

So ging das fort — Heinerle, Heinerle in allen Tonarten — als flüchte sich die lange zurückgedämmte, nie verlangte Zärtlichkeit des Kindes in dies eine Wort.

Und sie standen um ihn herum — der Koch und die Köchin, die Stallknechte und Gärtnersleute, ganz selbstvergessen standen sie da und sahen dem Glück des Kleinen zu und horchten auf sein Lachen — auf dies herzigliebe Kinderlachen, das wie Musik klang, wie Vogelgezwitscher.

„So gib jetzt das Tier her," meinte plötzlich die Kinderfrau, „nur schnell fort damit, bevor die Gnädige herauskommt —"

Sie fuhren alle gegen sie los, samt und sonders nahmen sie sich des lautschreienden Kleinen an, der nicht um die Welt sein Kätzchen hergeben wollte.

Jemand lief und holte ein Schüsselchen Milch, und der Koch, ein dicker älterer Mann mit hochroter Gesichtsfarbe, kniete neben dem Knaben hin und gab dem Kätzchen zu trinken. Dabei keifte er auf die Kinderfrau ein:

„Laß Sie ihm doch das Bißchen Freud — wenn Sie ihm nur alles wegnehmen kann, alte Klatschbas — nichts als malträtieren kann Sie das Kind."

Und alle schrien zusammen: „Jawohl, jawohl, sie malträtiert!"

„Ach die — herrjerum," verteidigte sich die Alte, „mach' ich's Euch recht, so krieg' ich mein Donnerwetter von der Gnädigen, und mach' ich ihr's recht, so schickt ihr mir eine verbrannte Supp' hinauf. Ich hab' eine Tochter mit sechs Kindern, drum halt ich's aus und renn' mit meiner Gicht hinter dem Bub her, daß ich vor Schmerz fast umfall' —" Sie brach in Tränen aus: „Wenn ich nur schon unterm Boden wär'."

„Sind Sie still," beruhigte sie der Koch, „Sie soll in Zukunft Ihr Essen haben, wie sich's gehört, aber Sie soll dem Kind das Tierle lassen."

„Und wenn's die Gnädig' sieht?" stieß die Alte hervor.

„Ach was, das wollen wir schon machen," erklärte der Koch, „das Kätzle ist ja nur eine Handvoll, das hat man gleich versteckt —"

„Wenn's aber doch 'rauskommt?" beharrte die Alte.

„Nun," meinte der Mann, „dann lassen wir Sie nicht im Stich; gelt, ihr Leut', dann stehen wir alle zusammen, und ich nehm's Wort und sag' der Gnädigen: Wir alle sind schuld, daß die Kinderfrau dem Erbschweinchen das Kätzle gelassen hat. Was will sie dann machen, die Gnädig'? — Die ganze Dienerschaft kann sie unmöglich fortjagen, und auf ein Donnerwetter mehr oder weniger, da kommt's doch nicht drauf an —"

Der Vorschlag fand Anklang; auch die Kinderfrau fügte sich — was blieb ihr andres übrig?

So hatte nun das Erbschweinchen einen Kameraden — zwar nur einen ganz winzigen, aber das störte nichts an dem Einvernehmen der beiden.

In der Küche nickte man sich verständnisinnig zu, so oft im Hause oder Garten frohes Kinderlachen ertönte. Ließ sich das Knistern von seidenen Gewändern vernehmen,

gleich war jemand um den Weg, und das Kätzchen verschwand entweder in einem Brustlatz oder in einem Hosensack.

Die Leute hörten nicht auf zu lachen und zu kichern, denn das Heinerle, wie das Erbschweinchen sein Kätzchen nannte, war ein unendlich verständiges Tierchen. Niemand hatte ihm je ein Wort gesagt, und doch wußte es ganz genau, daß seine Existenzberechtigung in diesem Hause eine sehr fragliche war. Im Kinderzimmer zog sich's immer schon von selbst hinter den himmelblauen Vorhang zurück, so oft sich vor der Tür das Rauschen von seidenen Gewändern hören ließ. Und während der ganzen Visite der Mama muckste es nicht. Kaum war sie draußen, kam das Tierchen in lustigen Sätzen aus seinem Versteck hervor, und des Spielens war kein Ende.

Hatte die Gnädige für ein paar Stunden das Haus verlassen, nahm die ganze Dienerschaft an dem fröhlichen Treiben vom Erbschweinchen und Heinerle teil.

Aber das kleine Menschenkind war lange nicht so klug wie das Kätzchen, und so geschah es, daß das Erbschweinchen sich eines Tages nicht von seinem Heinerle zu trennen vermochte, und weil es außerdem immer so fürchterlich langweilig war in der Audienz bei Mama, so packte es hinter dem Rücken der Kinderfrau sein Heinerle vorn in die Sammetbluse.

Alsdann saß der Kleine ganz still auf seinem Marterstühlchen und freute sich seiner Tat. Das Kätzchen schnurrte behaglich an seiner warmen Stelle, und da es sich versteckt wähnte, so fiel es ihm nicht im geringsten ein, für seine Sicherheit zu sorgen.

„Was hast Du Dir denn in die Bluse gesteckt?" fragte Frau von Bodegg, indem sie von ihrem Brief aufsah.

„Nichts," log das Erbschweinchen.

„Das sieht ja zu schlecht aus, ganz einseitig, komm einmal her, ich kann so etwas nicht sehen —"

„Nein, Mama, nein, Mama, nein —" schrie der Kleine und umfaßte seine Bluse mit beiden Händchen.

Frau von Bodegg erhob sich, nahm die kleinen Hände mit der Rechten gefangen und fuhr mit der Linken in die Bluse.

Mit einem lauten Schrei zog sie die Hand zurück: „Was ist denn das — es ist ja ganz warm —?"

Im nächsten Augenblick hielt sie das Tierchen in der Hand.

„Eine Katze," rief sie aus, „pfui, eine Katze —"

„Nein, nein — keine Katze," schluchzte das Kind, „mein Heinerle — ganz allein mein Heinerle."

Die gnädige Frau läutete.

Ein Diener erschien.

„Die Kinderfrau!"

Schlotternd kam sie herbei; schon vor der Tür fing sie an zu heulen. Aber sie wurde nicht im Stich gelassen, Gott bewahre! Das ganze Gesinde folgte ihr auf dem Fuße, der Koch voran.

„Was soll das heißen?" wandte sich Frau von Bodegg an diesen.

Er trat vor. „Wir haben nur der gnädigen Frau sagen wollen — die Kinderfrau ist nicht allein schuld, wir haben sie alle gezwungen, dem Erbschweinchen —"

„Mein Sohn heißt Kurt," fiel ihm Frau von Bodegg in die Rede.

„Dem Kurt das Heinerle, will sagen, das Kätzchen zu lassen."

„Aber wie konnten Sie sich unterstehen?" fragte Frau von Bodegg.

„Damit das Erb—, das Kind eine Freude hat —" meinte der Koch.

„Haben Sie seine Stube voll Spielsachen gesehen?"

„Das hat er ja, natürlich, aber das Heinerle — das Kätzchen gefällt ihm halt besser, und da haben wir gedacht —"

„In diesem Hause," fiel Frau von Bodegg dem Koch in die Rede, „hat jeder seine Arbeit zu tun und sonst nicht das geringste zu denken."

„Hm," machte der Koch, „das ist ein wenig zu viel verlangt für die Neuzeit; vor fünfzig Jahren, da können sich ja meinetwegen noch Leut' gefunden haben, denen man das Denken hat verbieten dürfen. Jetzt aber ist jeder so frei und denkt, was er will."

„Jawohl, jawohl," hieß es unter der Tür.

Frau von Bodegg hatte eben auf der Zunge: „Ihr verlaßt alle miteinander das Haus" — da fiel ihr aber das große Diner ein, das am folgenden Tag stattfinden sollte und zu dem sie hochangesehene Gäste erwartete.

Sie konnte den Koch nicht entbehren.

„Nehmen Sie die Katze und machen Sie damit, was Sie wollen," befahl sie, „im Haus kann sie nicht bleiben; eine zweite Heimlichkeit dieser Art, und wir sind miteinander fertig."

Sie wandte sich rasch zum Gehen, denn es war ihr, als lache sie aus all diesen Augen, die auf sie gerichtet waren, irgend etwas an, etwas Höhnisches, Triumphierendes. —

Die alte Kathrin fiel ihr ein; wußten sie etwa in der Küche von ihr? Schwerlich, die Geschichte war längst vergessen; es ärgerte sie, daß sie selber noch daran dachte. Und wie immer, wenn Frau von Bodegg tagsüber der Vergangenheit gedacht hatte, kam der böse Traum in der Nacht. So schlimm aber war er noch nie gewesen.

Sie sah sich im Kreise glänzender Gäste, mit denen sie durchs Haus schritt, und wie immer bekam sie's wieder und wieder zu hören: daß kein zweites Haus in der Stadt sich mit dem Bodeggschen messen konnte. Stolz schritt sie dahin an der Spitze ihrer Bewunderer, und jenes Rauschgefühl, alles haben zu können, was sie wollte, schwellte ihr die Seele so mächtig auf, daß sie plötzlich glaubte fliegen zu können. Und in der Tat, ihr Füße berührten den Erdboden nicht mehr, sie flog — sie flog — und alle, die mit ihr waren, klebten tief unter ihr am Boden fest. Es erfüllte sie eine solche Genugtuung, daß sie zu singen anhub. Das heißt, sie glaubte zu singen, merkte aber plötzlich, der Gesang, den sie vernahm, kam nicht von ihr, sondern aus dem Nebenraum. Ein ganz eigentümlicher rhythmischer Gesang war's, der sie erschreckte, dem sie doch nachgehen mußte, indem sie die Tür öffnete. Da standen alle ihre Dienstleute und funkelten sie an mit Blicken des Triumphes und der Schadenfreude, und rhythmisch in kurzen abgerissenen Tönen, so daß man jedes Wort verstehen konnte, sangen oder vielmehr schrien sie ihr entgegen:

„Kathrin — zieh Sie d' Hosen an — der Pappe muß nach Hof —"

Frau von Bodegg schlug die Tür zu.

„Kommen Sie, kommen Sie," forderte sie ihre Gäste auf, „gehen wir dort hinaus."

Sie öffnete die entgegengesetzte Tür.

Aber — o Entsetzen, auch hier standen ihre Leute, und auch von hier tönte ihr der gräßliche, ohrenzerreißende Gesang entgegen.

Dasselbe geschah beim Öffnen einer dritten Türe.

„Warten wir," sagte sie zu ihren Gästen, „warten wir, bis sich alles verlaufen hat."

Lauschend stand sie da, hochklopfenden Herzens, im stillen hoffend, daß keiner der Gäste jene Worte verstanden hatte und ihren Zusammenhang ahnte.

Mit einemmal bemerkte sie etwas ganz Sonderbares — die Leute, die um sie versammelt waren, ihre, den höchsten Ämtern und Familien angehörenden Gäste — bald hob der eine das Bein, bald zuckte der andere mit dem Arm, und sie alle sangen, erst leise, kaum vernehmlich, dann immer lauter und lauter, schließlich mit ohrenzerreißender Heftigkeit:

„Kathrin — zieh Sie d' Hosen an — der Pappe muß nach Hof —"

Frau von Bodegg schlotterten die Beine, sie, die noch eben flog, war kaum imstande sich aufrecht zu erhalten. „Aber meine Damen und Herren," rief sie in die sinnlos tanzenden Reihen hinein, „in meinem Hause ein solches Lied, ein solches Benehmen." — Und sie deutete nach der Wand: „Angesichts der so würdigen Vorfahren meines Hauses —"

Aber o Gott, kaum hatte sie diese Worte ausgesprochen, welch ein Gelächter! Alle lachten im gleichen Rhythmus wie sie sangen und wiesen auf das Bild der Großmutter, die sich weit aus ihrem goldenen Rahmen beugte und zu Frau von Bodegg's namenlosem Entsetzen mit ausgespreizten Fingern den Takt zu dem entsetzlichen Gesange schlug.

Frau von Bodegg war sehr blaß am andern Morgen; innere Einkehr zu halten war ihr versagt, sie machte sich nie etwas klar. Aber sie fuhr im Laufe des Tages aus und kam mit allerlei Paketen beladen nach Hause. Die Dienerschaft wurde beschenkt, den Gatten überraschte sie mit einer entzückenden kleinen Hebe, aber vor allen sollte das Erbschweinchen eine Freude haben. Sie hielt ihm ein wunderhübsches kleines Kätzchen entgegen, das auf Rädern ging und lustige Glöckchen am Halse trug.

Das Kind betrachtete sich das Kätzchen mit großer Aufmerksamkeit, überall wurde es betastet, sogar berochen. Dann erklärte es: „Ist nicht mein Heinerle."

„Aber es ist ja viel schöner," sagte Frau von Bodegg.

Das Erbschweinchen schüttelte den Kopf, indem es mit großer Bestimmtheit erklärte: „Mein Heinerle ist schöner. Und," setzte es nach einer Pause tiefen Besinnens hinzu, „mein Heinerle hat mich lieb gehabt. —"

„Hat Deine Mama Dich nicht auch lieb?" fragte Frau von Bodegg. Dem Kleinen schien jede andere Liebe in diesem Augenblicke gleichgültig zu sein.

„Will mein Heinerle wieder," beharrte er.

„Du bist ein undankbares Kind," schalt Frau von Bodegg, „hier, dieses schöne Kätzchen sollst Du lieb haben, das Heinerle ist fort und kommt nie wieder." — Da warf er das Kätzchen, das sie ihm in den Arm gedrückt hatte, weit von sich, strampelte vor Schmerz und Weh mit den kleinen Beinen und fing an zu brüllen, daß das ganze Haus zusammenlief.

Auch Herr von Bodegg, der gerade nach Hause gekommen war, hatte das Kind schreien hören.

„Was war denn wieder los?" fragte er die Gattin bei Tisch.

Sie sah vor Ärger ganz blaß aus. „Ich weiß nicht, was das ist," gab sie zur Antwort, „ich mag machen, was ich will, das Kind hat kein Herz für mich."

„Hast Du denn ein Herz für das Kind?" fragte Herr von Bodegg.

„Mein Gott," seufzte sie auf, „weißt Du denn, was ich für dieses Kind tue?"

„Du stiehlst ihm jede Freude."

„Aber es soll sich ja freuen!" rief Frau von Bodegg aus. „Ich will ja gar nichts andres, als daß es sich freut!"

„Nur nicht wie es ihm, sondern wie es Dir paßt. Wie soll denn ein Kind hier gedeihen? Ich bin ein bequemer Mann, der nicht gestört sein will, und Du bist eine gewalttätige Frau, die keine Geduld kennt. Wir sind ja zu alt für so ein kleines Kind." —

„Im Gegenteil," fiel ihm die Gemahlin ins Wort, „gerade im richtigen Alter bin ich, um zu wissen, wie ein Kind erzogen werden muß. Übrigens, warten wir's ab, der Erfolg wird Dich bekehren." — —

Bei Frau von Bodegg meldete sich ein neues Mädchen; es war die Freundin des zweiten Zimmermädchens, die lebhaft für sie eintrat. Allerdings hatte die Marianne noch nicht gedient, aber sie war gewandt im Nähen und gewillt jede Hausarbeit zu übernehmen.

„Und brav ist sie auch, gnädige Frau," fuhr das Zimmermädchen zu loben fort, „nie hat noch jemand etwas über sie gesagt; wir sind aus dem gleichen Dorf und waren zusammen in der Schul'." —

Frau von Bodegg gefiel das Mädchen, das so demütig in ihrem armseligen schwarzen Kleidchen vor ihr stand; Frau von Bodegg liebte die Demut.

Sie sah freilich nur die dunklen, über den bräunlichen Wangen zuckenden Wimpern, von den Augen des Mädchens sah sie nichts, nichts von dem lebenswarmen, entschlußfähigen Blick, den die Kenntnis tiefen Leids und heißer Sehnsucht früh gereift hatte.

„Ist dieses Mädchen immer so ernst?" erkundigte sich Frau von Bodegg. „Sie hat ihren Vater verloren," bekam sie zur Antwort. Worauf sich die Dame des Hauses an Marianne wandte: „Denken Sie nicht, daß es mir unangenehm ist, wenn Sie ein stilles und ernstes Mädchen sind, im Gegenteil; Sie sind der Kinderfrau beigegeben, sollen sich aber so wenig wie möglich mit meinem Sohn einlassen. Ich liebe das nicht. Die vorige Person bekam den Laufpaß, weil sie sich das Kind zu anhänglich machte. Können Sie sogleich eintreten?"

„Ja, gnädige Frau."

Am Abend desselben Tages zog die Marianne mit ihrer Habe in dem Boddegschen Hause ein.

O diese Nacht, diese Nacht in dem kleinen Zimmer, nicht weit von den Räumen, wo die Kinderfrau und der Kleine schliefen! Es war schon ganz still da oben, als Marianne sich in ihrem Stübchen einrichtete. Manchmal hielt sie in ihrem Tun inne, setzte sich auf den Rand ihres Bettes und weinte, dann wieder sprang sie auf, streckte die Arme aus, und aus ihren Lippen brachen Töne unterdrückter Freude.

Ach, sie hatte nichts andres gedacht, nichts andres gewünscht, als diese Stunde zu erleben. Das Kind, glaubte sie, könne ihr den Frieden ihrer Seele wiedergeben, sein Anblick müsse ihre Sehnsucht stillen, diese brennende Sehnsucht, die nicht von ihr ließ und ihr am Herzen zehrte seit

jenem Tag, an dem der Schmied eine andre genommen hatte.

Sie hatten, seit das Kind fort war, nebeneinander gelebt, ohne sich mehr umeinander zu kümmern. Er hatte es endlich satt bekommen, das Herüberstarren, das stille, wortlose Bitten um einen Blick, um die alte tätige Teilnahme. —

In seiner Einsamkeit, in seiner inneren Verworrenheit, ob er recht getan, das Kind wegzugeben, oder ob er nicht recht getan — wußte er sich nicht anders zu helfen, als, indem er wie ein Verrückter drauflos schaffte. Er wurde so tüchtig, wie er es nie zuvor war, und die Vortrefflichkeit seiner Arbeit zog ihm aus der ganzen Umgegend Kunden zu. Weit über den Feierabend hinaus stand er an seinem Amboß im Scheine der Weißglut, in der Rotgluthitze, mit der Pinne seines Hammers die Metallstücke in die Länge oder Breite klopfend.

Die drüben sollte sehen, sein Handwerk ging und er kam vorwärts auch ohne ihre Achtung. Sie hatte ganz und gar nicht recht mit ihrer fixen Idee, daß er das Kind hätte behalten sollen. Reichtum war eine zu große Sache, spazierenfahren schöner als am Amboß stehen. Eine Sünde wäre es gewesen, seinem Sohn die goldene Zukunft zu verschließen.

Wohl kam ihm manchmal der Gedanke: Ist das Kind glücklich, ist es froh, hat's noch sein helles, köstliches Lachen wie drüben auf dem Rasen oder in den Armen der Mariann'? Einmal in die Stadt gehen und in den Bodeggschen Garten hineinlauschen — wohl flog es ihm zuweilen durch den Kopf. — Aber nein, er vermochte es nicht, er hatte nicht den Mut — er fürchtete, es möchte ihm doch recht sonderbar werden, wenn er die Stimme seines Kindes hörte; es war ja aus mit seinen Rechten, er war ein fremder Mann für den Kleinen, der jetzt gewiß wie ein Prinzlein aussah.

Ganz selten mehr dachte er an seine Frau; die Zartheit ihrer Erscheinung, ihre Hilflosigkeit hatte sie ihm liebwert gemacht. Nun, ehe er sich's versah, hatte sie sich in seiner Erinnerung verflüchtigt und einem anderen Bilde Platz gemacht, das kräftigere Farben trug und dem phlegmatischen Mann ein ganz anderer Sporn war. Er dachte zwar und voll Zorn an die Mariann', aber er dachte immer an sie. Darum, als eines Morgens ihr Häuschen geschlossen war und eine Nachbarin ihm mitteilte, die Mariann' sei in Dienst gegangen, da schloß er seine Schmiede zu; neben seinem Amboß lag er, den er umfaßt hielt, und schluchzte, als wolle es ihm das Herz abstoßen. Er wußte nun, daß er sie immer lieb gehabt, daß er nur so dumm war, so entsetzlich dumm, es nicht zu merken. Allerlei fiel ihm ein, er glaubte plötzlich so vieles zu verstehen — ihr ganzes Wesen erschien ihm in einem anderen Licht; wie Schuppen fiel es ihm von den Augen — und jetzt — weil er das Kind fortgegeben, damit hatte er sie verloren. — Ein glückseliger Mann könnte er sein und war nun der Einsamsten einer —

Er öffnete seine Schmiede wieder, er fühlte, es tat kein gut, wenn er sich seinem Jammer überließ.

„Hämmern," murmelte er vor sich hin, „alles in Stücke hauen, so lang bis der Hammer und ich eins sind und nur noch auf der Welt zum hämmern" —

Ihr nachlaufen, ihr nachforschen — das lag nicht in seiner Art, er brauchte zu allem Zeit.

„Ich muß es tragen," sagte er.

Anders die Mariann'; sie war eine Natur, die handeln mußte.

Es hatte sie ganz blaß und schmal gemacht, daß sie so lange mit gebundenen Händen hatte zuwarten müssen, wo alles in ihr nach Betätigung schrie.

Und nun war sie an ihrem Platze, an dem Platz, den sie sich kraft ihrer Sehnsucht erobert hatte. O sie war schlau; die alte Kameradschaft mit dem Zimmermädchen hatte sie aufgefrischt, indem sie gegen deren Angehörige im Dorf gefällig war. Und wie tat sie dem Mädchen selbst schön, brachte halbe Nächte damit zu, um ihr etwas zuzuschneiden, ein Kleid zu verändern. Und endlich nach dem Tode des Vaters, als sie frei war —

Halb entkleidet saß die Mariann' auf ihrem Bett; sie konnte nicht schlafen, sie hatte so lange Geduld haben müssen, nun war sie ihr ausgegangen. Warten bis zum andern Tag — unmöglich — jetzt mußte sie das Kind sehen, noch in dieser Nacht.

Sie saß und lauerte; immer noch hörte sie einen Tritt auf der Treppe, oder ein Flüstern der Leute, die zu ihren Kammern gingen.

Endlich regte sich nichts mehr. Mariann' öffnete ihre Tür. Mit bloßen Füßen ging sie über den schmalen Gang. Hinter welcher der beiden Türen schlief der Kleine? Sie lauschte lang, sie wurde nicht müde zu lauschen. Plötzlich — klang das nicht wie ein leises Wimmern und Stöhnen, so wie Kinder oft im Traume weinen?

Mariann' öffnete die Tür und trat ein.

Eine Ampel, die von der Decke hing, erfüllte den Raum mit ihrem durch einen Schleier gedämpften Lichte.

Das Mädchen mußte einen Augenblick stille stehen, so heftig klopfte ihr das Herz. Plötzlich flog ein Lächeln über ihr Gesicht. Die Wärterin nebenan, wie eine Sägemühle schnarchte sie; da war nichts zu befürchten.

Der Kleine lag auf dem Gesicht, von Zeit zu Zeit leise aufstöhnend, als beängstige ihn ein schwerer Traum.

Mariann' hob das Kind aus seinem Bettchen.

„Heinerle," flüsterte sie, „was ist denn meinem Heinerle?"

Er öffnete groß die Augen.

„Ja," stieß er schluchzend, noch halb im Schlafe hervor, „ja, — hat mir's genommen — Mama hat mir's genommen — kein Heinerle mehr — das andre mag ich nicht." —

„Du bist kein Heinerle mehr?" fragte ihn Mariann'. „Wie heißt Du denn jetzt?"

„Erbschweinchen," gab er zur Antwort.

Sie mußte lachen über sein liebes ernstes Gesichtchen und küßte ihn. Einen Augenblick sah er sie prüfend an, dann schlang er plötzlich mit einem tiefen Aufseufzen beide Ärmchen um ihren Hals, legte das Gesicht gegen ihre Wange und schlief ein.

Da hatte sie ihn nun fest; lange stand sie und lauschte auf die Atemzüge des Kindes, und ein großer stiller Friede zog in ihre Seele ein.

Es hatte kein Erkennen bei dem Kinde stattfinden können, es war zu klein gewesen, als sie es hatte hergeben müssen.

Und doch, warum hatte es sie so groß angeschaut, warum so schnell die kleinen Arme um ihren Hals gelegt — War das nicht wie ein Ahnen, wie ein ganz sicheres Empfinden ihrer Zusammengehörigkeit?

Mariann' hielt nun die Augen offen; sie ging herum, tat ihre Arbeit und beobachtete das Leben der Leute, die sich ihren Liebling angeeignet. ‚Wenn er's gut hat,' nahm sie sich vor, ‚wenn er's hat wie er's braucht, in Gottes Namen — ist es aber anders — nun dann —'

Es währte nicht lang, da merkte sie, es war nicht so, wie es sein sollte.

Es machte einen gar so widernatürlichen Eindruck, wenn der Kleine so fein gekleidet an der Hand der alten Wärterin daher kam. Die jungen drallen Glieder schienen sich förmlich gegen den Zwang aufzulehnen, der sie beengte, die Beinchen quollen beinahe aus den seidenen Halbstrümpfen heraus — ein Kind, das auf die Dorfgasse gehörte, wo es seinen Überschuß an Kraft austoben und auslärmen konnte. Dies war ihm hier versagt. Es gab keine Verwendung im Hause für die frische Ursprünglichkeit des kleinen Bauernburschen. Man wollte ihn sein haben, wohlerzogen, eine Zierde sollte er sein an der Gnädigen Seite.

Es ging ihm, wie es einer armen kleinen Forelle geht, die man dem über Stock und Stein jagenden Waldbach entnommen und in einen feinen, stillen Teich gesetzt hat. Alle möglichen Fische kamen darin fort und fühlten sich wohl, denn es war ein schönes, ein gutes und ein reines Wasser. Aber die arme kleine Forelle ging darin zu Grunde.

‚Gewiß,' sagte sich die Mariann', ‚gehalten ist er wie ein Prinz — und bekommt nie Schläge — nicht einen Klaps — das ist wahr — und doch —'

Das Herz tat ihr weh, wenn sie das Kind neben der eleganten Mama im Wagen oder im Garten sah. Es versuchte nicht mehr zu revoltieren, es war still geworden, still und träge.

O wie Mariann' diese Frau mit dem kalten, zwingenden Blick haßte! Denn wie anders könnte das Kind sein, wie so ganz anders!

Die alte Wärterin war nur zu froh, dem so stillen und willigen Mädchen die Pflege des Kindes mehr und mehr überlassen zu dürfen. Und so hatte sie ihn, die Mariann' — ach und wie fest, wie fest schlangen sich die kleinen Arme um ihren weichen, warmen Hals. Fühlte der Kleine, daß er sie wieder hatte, daß sie wieder bei ihm war, die Liebe, die er einst besessen, und nach der er sich so lange hatte sehnen müssen?

„Mein Heinerle," nannte sie ihn ganz wie früher, „Du mein Heinerle — gelt, was ist denn so eine Million — gar nichts ist eine Million — wer lacht denn im Haus, wer singt denn? O Du mein armes Heinerle, eine Schleppe ist noch lang kein Herz. — Weißt Du noch mein kleines Häusle, und das rote Licht in der Schmiede — so einer hättst Du werden müssen — so ein Großer, Starker, wie Dein Vater, der die Hand hebt und draufhaut, daß die Funken sprühen. — Aber ein Herz hat er wie Butter — ach und ist solch ein Esel, ein so großer Esel, der auseinander sprengt, was doch vor Gott zusammengehört — jawohl, jawohl." — Und sie weinte und schluchzte und barg ihr Antlitz an dem Herzen des Kindes, das unter ihren Reden eingeschlafen war. Und so trieben sie's allabendlich, sie redete sich die Seele frei, und das Kind jauchzte und lachte sich in ihren Armen müde.

Unter tags freilich, da hatte sie es nicht leicht, da mußte sie fortwährend auf der Hut sein, die Mariann', denn das Kind jubelte laut auf, wenn es sie von weitem sah und sollte doch nur seine Mama lieb haben.

Aber die Mariann' war schlau, schlauer noch als Frau von Bodegg, die sich einbildete, hundert Augen zu haben. Immer gleich still und demütig ging das Mädchen einher, und über ihre Arbeit war nie zu klagen. Die alte Wärterin aber dankte alle Tage Gott, denn sie konnte früh zu Bett gehen und schlafen so lang sie wollte, das Kind war wohl versorgt.

„Kurt wird so dick, daß er geradezu unfein aussieht," erklärte Frau von Bodegg eines Tages, „ich glaube, sie stopfen ihn förmlich in der Kinderstube; ich will von nun an die Sache selbst in die Hand nehmen."

Das Erbschweinchen saß nun mit den Eltern bei Tisch. Es wurde fortwährend von der Mama gemaßregelt und hörte nichts anderes als: „Du sollst Fleisch essen —"

Von der süßen Speise bekam es nur, wenn es seinen Teller mit Fleisch und Gemüse geleert hatte. Es half sich damit, daß es die Fleischstückchen, die ihm zugeschnitten waren, rechts und links in den Backen unterbrachte. Wenn es dann in die Kinderstube kam, hatte die Marianne nur zu tun, um dem Kleinen den Mund zu leeren. Er hatte nun immer Hunger, und obwohl sie ihm allerlei zusteckte, nichts bekam ihm, und er fiel stark ab.

„Jetzt erst gefällt er mir," sagte Frau von Bodegg, „diese großen dunklen Augen in dem schmalen Gesichtchen, das Kind ist einfach interessant — findest Du nicht?" wandte sie sich an den Gatten.

Er warf einen kurzen Blick auf den Kleinen; sein Anblick wurde ihm nachgerade zur Qual. Schon lange sagte er sich: Hier muß ein Ende gemacht werden. — Und doch, er konnte sich nicht entschließen zu handeln, aus Furcht vor den schrecklichen Szenen, den ungemütlichen Tagen, die ihn erwarteten. — Und er hatte den Kopf so voll Arbeit, trug sich mit Ideen, die in Ruhe überlegt sein wollten. —

Eines Tages, es waren Gäste im Hause, durfte das Erbschweinchen mit am Tische speisen.

Frau von Bodegg brachte den Kleinen selbst herein, indem sie erklärte: „Der Wildfang ist gezähmt, er darf sich sehen lassen."

Da bemerkte Herr von Bodegg, daß die Gäste beim Anblick des so sehr veränderten Knaben, den sie noch vor kurzem so frisch und rosig gekannt hatten, plötzlich verstummten.

Einer der Herren suchte darüber wegzuhelfen, indem er dem Knaben über den Tisch zurief: „Na, wie geht's denn, kleiner Millionär?"

Das Erbschweinchen blickte den Frager mit seinen großen Augen ernsthaft an, besann sich ein Weilchen und sprach dann ganz im Tone der Mariann': „Eine Million ist gar nichts."

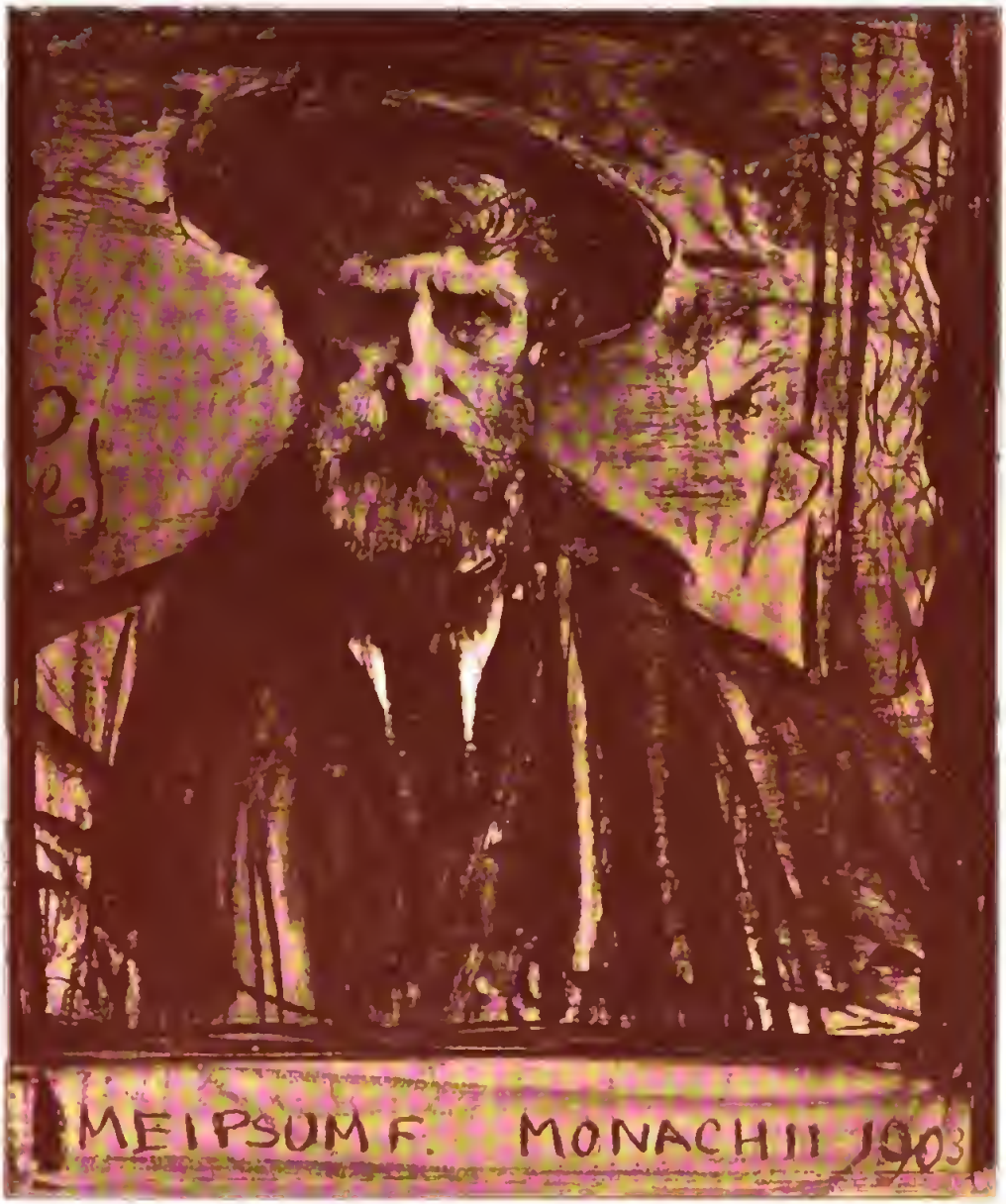
Herr von Bodegg und sämtliche Gäste brachen in Lachen aus.

Frau von Bodegg lächelte gezwungen mit, indem sie sich erkundigte: „Wie kommst Du auf diese Idee, Kurt?"

„Wer lacht denn im Haus?" gab er nach abermaligem Besinnen zur Antwort. „Wer singt denn?"

Eine verlegene Stille entstand.

Da suchte jener Herr, der den Schaden angerichtet hatte, die Sache wieder gut zu machen: „Der Kleine spricht einfach nach, was er gehört," meinte er, „er weiß gar nicht, was er sagt; nicht wahr" — wandte er sich an das Kind — „Du hast das alles gehört?"




Selbstbildnis. Zeichnung von Prof. Leo Samberger.

„Ja," nickte der Kleine, „eine Schleppe ist noch lange kein Herz —"

Um den Mund der Frau von Bodegg zuckte es leise, allein sie nahm sich mit aller Gewalt zusammen und unterhielt ihre Gäste so liebenswürdig wie immer.

Im Innern aber — wie sehnte sie sich zu strafen, wie wollte sie Gericht halten über die gewissenlose Person, die dem Kinde solche Worte in den Mund gelegt — Worte, die nun weiter erzählt und von der ganzen Welt belacht werden würden. —

„Nimm einen Augenblick Platz," sagte Herr von Bodegg, nachdem die Gäste gegangen waren, „ich wollte schon lange mit Dir reden. Ich habe Dir gesagt, als Du das fremde Kind in unser Haus nahmst: Mutter sein ist eine Aufgabe. Glaubst Du wirklich, daß Du dieser Aufgabe gerecht wirst?"

Frau von Bodegg sah ihren Gatten erstaunt an: „Kann man mehr tun als ich? Aber die Niedertracht, die sich mir in den Weg stellt, die Menschen, die ich bezahle, und die das Kind gegen mich aufhetzen —"

„Siehst Du denn nicht," fiel ihr der Gatte ungeduldig in die Rede, „bemerkst Du denn gar nicht — ein frisches, kräftiges, urgesundes Kind kam in unser Haus — und jetzt —?"

„Nun, und jetzt?"

Er fuhr heftig auf: „Was Du nicht sehen willst, das siehst Du nicht! Aber ich habe Augen und andere Leute auch — das Kind ist elend — mit keinem Zug erinnert es mehr an den prächtigen Burschen von früher — wie ein armes heruntergekommenes Geschöpf sieht es aus —"

„Arm," fiel ihm Frau von Bodegg in die Rede, „immerfort dieses ‚arm'!"

Er lachte bitter auf: „Du hast es ja gehört, eine Schleppe ist kein Herz." —

Sie brach in Schluchzen aus: „Das mir, die ich dieses Kind auf Händen getragen." —

„Hängt es an Dir," fragte der Gatte, „ruft es auch nur ein einziges Mal nach Dir? Ein Haus läßt sich einrichten mit Geschmack und Geld — alle möglichen Menschen, die gern gut zu Mittag essen, kannst Du Dir dienstbar machen. — Aber ein Kind — was ein Kind braucht, das hast Du nicht. — Und darum —"

Herr von Bodegg schlug mit der flachen Hand auf den Tisch: „Das Kind bleibt nicht im Hause. Fertig!"

Mit flammenden Augen stand Frau von Bodegg vor ihrem Gatten. „An jene halte Dich, die mir das Herz des Kindes vergiftet, es von mir abwendig gemacht haben — jene mußt Du zur Rechenschaft ziehen, nicht mich. — Aber nie in meinem ganzen Leben habe ich an Dir eine Stütze gehabt — ich war immer allein." —

„Ich auch," sagte Herr von Bodegg, aber sie achtete nicht darauf und huschte zur Tür hinaus.

In ihrer Art hing sie ja an dem Kinde, darum tat sie dem Manne leid; aber es handelte sich um des Kindes Glück, das durfte ihr nicht geopfert werden.

So war er fest entschlossen, er wollte mit dem Schmied reden. Die Adoption hatte zum Glück noch nicht stattgefunden.

Frau von Bodegg stand vor ihrer Dienerschaft. Bleich, mit erzwungener Ruhe richtete sie die Frage an die Leute: „Wer von Ihnen hat sich unterstanden — wenn Sie sich auch untereinander helfen und sich das Wort gegeben, keinen zu verraten — ich bringe es doch heraus, ich habe noch immer alles herausgebracht — wer hat meinem Sohne Worte gelehrt, wie: Eine Million ist gar nichts — man singe nicht in diesem Hause — und — und"

Das letztere wurde ihr schwer zu sagen, aber siehe da — aus der Mitte der Leute trat die Mariann', das Mädchen mit dem gesenkten Blick und der demütigen Haltung — ganz aufrecht stand sie da, mit großoffenen Augen, die Hände krampfhaft ineinandergeschlungen.

„Sie!" schrie Frau von Bodegg auf.

„Ja, ich" —

„Das ist unerhört — so bin ich bedient — Leute von einer solchen Schamlosigkeit — sind um mich! Sie verlassen mein Haus — die Kinderfrau, das Zimmermädchen — wer überhaupt mit dieser Person zu tun gehabt —"

„Niemand hat mit mir zu tun gehabt," sagte Mariann', „ich bin allein schuldig." —

Ach und welche Mühe hatte sie, nicht mehr zu sagen, mit welcher Wonne hätte sie dieser Frau Anklage um Anklage ins Gesicht geschleudert, die ein Kind zu sich nahm und nicht das Herz für ein Kind hatte. —

Aber nein, um Gottes willen nichts verraten, still sein und alles schlucken — dann nur konnte sie handeln. —

Und schnell, ohne daß sich's jemand versah, ohne sich noch einmal umzusehen, lief sie weg, auf und davon, schnurstracks auf die Straße und von da zur Bahn. Gott sei Dank, sie brauchte nicht zu warten, sie konnte einsteigen. Aber dann, noch eine halbe Stunde hatte sie zu gehen, bis zu ihrem Dorf. Sie kürzte den Weg, sprang über einen Bach, rannte über Felder und Wiesen und kam endlich zerzaust und atemlos, mit hochroten Wangen und zitternden Knieen vor der Schmiede an.

Im roten Schein stand sie, der auf die Gasse fiel — drinnen schlug mächtig der Hammer zur Erde.

„Mariann' — Jesus, die Mariann'" —

Der Schmied schrie's, und taumelnd stürzte er heraus und umfaßte die schluchzende Gestalt.

„Ach Gott, ach Gott," weinte er auf, küßte ihr die Stirne, die Haare, küßte sie immerzu und schrie und lachte dazwischen: „Gelt ja — siehst Du — siehst Du — ja natürlich — es hat Dich heim getrieben — mein Jammer — mein großer Jammer — sag's nur, der hat Dich heimgetrieben — Ach Gott, so dumm — warum hat nur alles so dumm sein müssen — Oder Gott hat's gewollt — hab' erst fühlen müssen wie's tut — Jesus im Himmel, jetzt weiß ich, was ich hab' — O Mariann', es ist zum Verrücktwerden —"

Aber was war das — sie sprach nicht — sie sagte kein Wort — schwer und schwerer hing sie ihm im Arm. Die Sinne waren ihr vergangen — sie hörte nur noch ein fernes Rauschen, und ihr war, als versinke sie in einem großen dunkelblauen Wasser, aus dem goldig leuchtende Strahlen blickten.

Aber er brachte sie zu sich; sein Geschrei, seine Angst, sein Rütteln und Schütteln weckten die entschwundenen Sinne zum Leben.

Sie machte sich frei; auf den Baumstumpf, wo das Holz klein gemacht wurde, ließ sie sich nieder und trocknete sich die Stirne, auf der sich kleine Schweißtröpfchen angesammelt hatten. Aber als er sich zu ihr niederbeugte und abermals die Arme nach ihr ausstrecken wollte, schüttelte sie den Kopf und sah ihn an. Blaß war sie noch, totenblaß, aber solch ein Glück, solch ein unendliches, grenzenloses Glück leuchtete ihr aus den Augen, daß dem Schmied die Tränen über die Wangen liefen und er nichts andres hervorbrachte als: „Gott segne Dich."

Sie aber hatte ihre Schwäche abgeschüttelt: „Wir müssen das Kind holen," sprach sie und erhob sich, „noch heut — darum bin ich ja gekommen — ich war im Haus dort, in Dienst — es hat mir keine Ruh gelassen —"

Der Mann verfärbte sich: „Hat er's schlecht?"

„Nein, aber er geht zu Grund — o Du wirst sehen, wie blaß er ist, wie still — er ist ein Bauernkind, kein Herrenkind — wir müssen ihn wieder haben — gleich — gleich! Wie sollen wir denn leben sonst — ich kann das Kind nicht dort wissen, wo's nicht hingehört — ach, das ist eine Luft, sag' ich Dir — man erstickt, so schön alles — so prächtig. Wir sind ja nur arme Schlucker — und doch — mir war nie wohl — Gott sei Dank, daß ich wieder in unserm Dörfle bin. — Hol schnell Deinen Rock," setzte sie hinzu, „wir müssen gleich gehen —"

Der Schmied zögerte: „Ich weiß nicht, aber ich mein', da müßt' ich doch erst mit dem Herrn sprechen —"

„Ach was," fuhr sie ihm in die Rede, „da gibt's eine lange Geschicht', und das Kind wird blasser und blasser — Laß Du mich nur machen, folg Du mir nur — das Kind muß her, alles andere ist Nebensach' —"

So ging er mit. Er mußte, es blieb ihm gar nichts andres übrig; er wäre in sein Unglück gegangen an der Seite dieses Mädchens.

Vor dem Garten des Bodeggschen Hauses mußte er warten. Es dunkelte. Die Herrschaft war in einer Gesellschaft; die Dienstleute aber hockten in der Küche beisammen, lachten und schwatzten und hielten sich schadlos für den Zwang des Tages.

Da wo das Kind schlief, hatte niemand etwas zu suchen.

Die Mariann' wußte Weg und Steg; die Hintertür des Hauses wurde nicht geschlossen solange die Leute sich in der Küche befanden. An dieser unbemerkt vorbei zu kommen, war bei dem Lärm drinnen keine schwere Sache.

Der Schmied wischte sich immerfort die Stirne hinter dem Gartenzaun. Jetzt, wo

Mariann' nicht mehr an ſeiner Seite war, kam ihm die Geſchichte wieder höchſt bedenklich vor. Und wenn das Mädchen bei ſeinem Vorhaben ertappt würde? Der Gedanke erfüllte ihn mit einem wahren Entſetzen.

Aber da kam ſie ſchon mit dem warm eingewickelten Kind in den Armen.

Der Schmied wollte laut aufjubeln, ſie unterbrach ihn mit einem: „Scht, es ſchläft.“

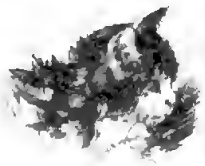
Fort war alle Angſt, alles Bedenken. Der Mann hob das Mädchen mitſamt dem Kind über den Zaun.

„Ach Gott, mein Bübele,“ lachte und ſchluchzte er auf, „ſo gib mir's doch, Mariann' —“

Und als er's hatte, als er's in den Armen hielt, das liebe, warme, friedlich atmende Körperchen — „Jeſus im Himmel,“ ſtöhnte er auf, „was war ich nur für ein Kerl — wie hab' ich nur mein Kind hergeben können — Mariann' — Mariann'!“

Es war ihm ganz elend zumute. Sie aber lachte, ſo froh, ſo erlöſt lachte ſie auf: „Wir haben's ja wieder — und wenn ſie kommen, ſag' ich Dir —“

„Laß ſie nur kommen,“ fiel ihr der Schmied in die Rede, „mit der ganzen Welt nehm' ich's auf! Was war ich nur für ein Kerl, Mariann', was war ich nur für ein Kerl!“



# Der junge Gärtner.

Von

**Georg Martell.**

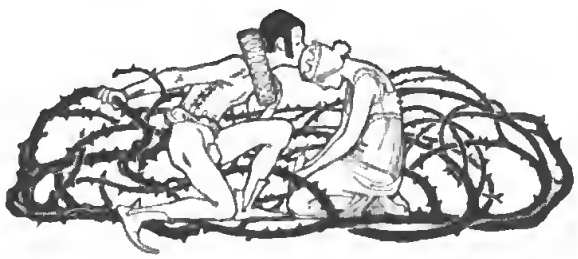
Schelmiſches Mädchengelächter
Klang im Herzen mir nach,
Sang als weckender Wächter
Schlummerndes Sehnen wach.

Hab' mich, an Liebes gedenkend,
Gleich nach Roſen gebückt. —
Traurig das Sträuſchen nun ſenkend,
Das ich ſo fröhlich gepflückt!

Unnütz brach ich das beſte,
Was am Stengel nur ſtand:
Von der Hecke die Gäſte
Zogen weiter ins Land.

Weiter ſind ſie getrieben,
Droſſelgleich wälderwärts.
Nur der Strauß iſt geblieben,
Aber wo iſt mein Herz?

Habt Ihr es zu Euch genommen,
Die Ihr ſo hurtig entfloh'n?
Roſen und Küſſe bekommen
Sollt Ihr als Finderlohn! — — —



# Rosen vom Gardasee.

Von

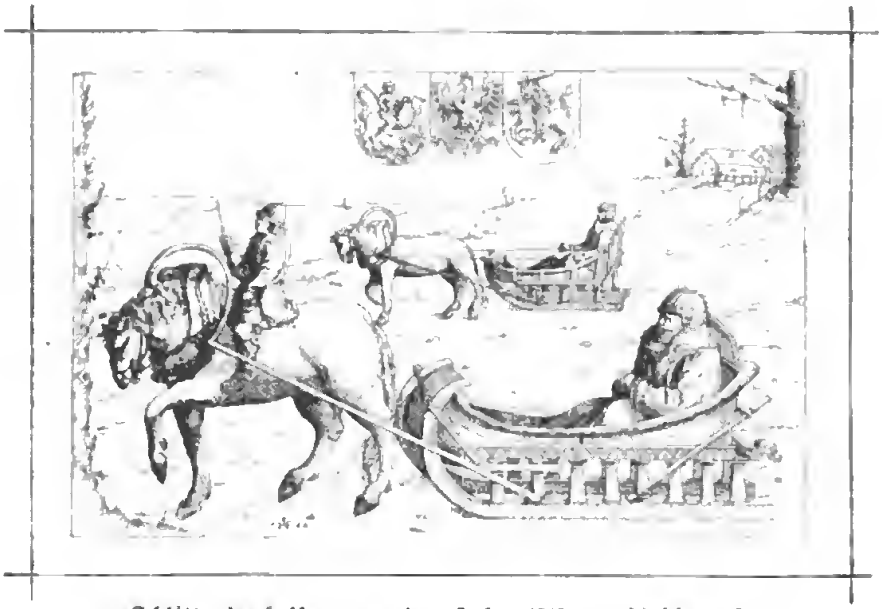
**W. v. d. Schulenburg.**

Träumende, ſchlanke Marmorbogen
Storr'n auf des Sees dunkele Wogen —
Leuchtend huſchen die Abendſchleier
Über der Villa helles Gemäuer —
Roſen in glühenden, funkelnden Gluten,
Eines Märchenquells ſinnende Fluten,
Senden wie griechiſche Opferſchalen
Duft hinauf zu den Sonnenſtrahlen. —
Über dem See, wie ein Feenhauch, —
Mächtiger, wirbelnder Opferrauch,
Ziehen die Düfte, die müden, vollen,
Faſt als ob ſie mich grüßen wollen,
Grüße von Glut, von Großem und Hohen,
Grüße, die ſchnell in der Nacht verlohen,
Grüße von allem, was edel und ſchön,
Grüße aus göttlichen, ewigen Höhn,
Grüße, die mir das Herz bedrängen,
Roſengrüße von duftigen Hängen . . .

Bei den Blumen träumt unſer Boot;
Purpurn die Abendſonne loht;
Zitternd huſcht ihr lodernd Glühn
Über die Roſenhänge hin,
Als ob von wahrer Schönheit beſeelt
Sich hier die Glut und der Duft vermählt.
Langſam greift ſchon die Nacht, die feuchte,
Nach des Tages funkelnder Leuchte,
Greift nach der Sonne Feuerſchein,
Reißt ihn tief in den See hinein,
Daß als dampfende weiße Reigen
Zu den Sternen die Nebel ſteigen.

— — — — — — — — — —

Leiſe pflücke ich ein paar Roſen,
Flechte zum Kranze die flüchtigen, loſen,
Und auf ein Haupt voll dunkeler Locken
Drück' ich die duftenden Sonnenflocken.
— Sanft, wie die Glut der Abendfirne,
Tritt ihr das Blut in die leuchtende Stirne;
Mild ſich die dunkelen Wimpern heben,
Und ein Blick voll Glut und Leben
Sprüht mir, ſinnbetörend, zu — —
Durch die mächtige, ewige Ruh
Leuchten vom Himmel die klaren Sterne —
Und wie ein ſanfter Hauch aus der Ferne,
Mild, wie der Atem der Liebesfee,
Duften die Roſen vom Gardaſee.



Schlittendarstellung aus dem Jahre 1546 von Hirschvogel.

# Schlitten.

Von

**Professor Oscar Bie-Berlin.**

**Mit siebzehn Abbildungen.**

(Abdruck verboten.)

Die künstlerischen Neigungen des Schlittens sind sehr einfach gegen diejenigen des Wagens. Der Wagen ist ein auf Federn schwebendes Gestell, also von allerlei statischen und mechanischen Dingen abhängig. Ferner ist er für tausenderlei Zwecke einzurichten, jede Gelegenheit verlangt verschiedene Sitzarten und jede Sitzart eine neue Form. Endlich ist er zu allen Jahreszeiten in Gebrauch, zu allen festlichen und unfestlichen Anlässen und also meist von einer technischen Bestimmtheit und Folgerichtigkeit, die ihm seinen Stil und seine Kunstgeschichte gegeben hat. Der Wagen ist ernst, seine Ästhetik ist die der Konstruktion, und nur wenige Feiertage sind ihm gegönnt, wenn ein Fürst im Galastaat einherzieht oder wenn die Sportwelt ihren Blumenkorso feiert. Dann deckt man übermütig seinen Ernst mit Sträußen von Rosen und Narzissen zu, die für wenige Stunden leben.

Mit dem Schlitten ist es ganz anders. Er wird nur vor zwei Fragen gestellt, aber diese sind sehr bestimmt zu beantworten. Einmal heißt es für die Monate des Schnees ein nützliches Gefährt zu schaffen. Und dann heißt es die Karnevalslust auf dies Gefährt übertragen, wenn es ein Teil von Festlichkeiten wird. Die Schneemonate sind verhältnismäßig kurz, in einigen Gegenden nicht einmal ständig. Der Karneval ist kalt, und Blumen und Girlanden frieren. Also bauen sich die Leute, die den Schlitten wirklich brauchen, ein schlichtes, einfaches Gestell, aber diejenigen, die ihn in die Winterfeste hineinziehen, statten ihn mit einer bildhauerischen Pracht aus, die dem Wetter trotzt und die tollen Launen fürstlicher Phantasien ungestört über den Schnee führen darf.

So hat die Kunstgeschichte des Schlittens zwei Typen: den Bauernschlitten, einfach, konstruktiv, ohne Stilfragen, und den Fürstenschlitten, der sich gerade aus dem Verleugnen alles Konstruktiven eine Lust macht und das Paradoxon liebt, mit geschnitzten Blumen und unbekleideten Genien über die gefrorene Fläche zu gleiten.

Ich will zunächst erzählen, was ich vom Bauernschlitten weiß. In einer alten Ornamentstichsammlung fand ich ein Blatt

Ruſſiſcher Bauernſchlitten. Heutiger Typus

des deutſchen Landſchafters und Zeichners Hirſchvogel, der um die Mitte des XVI. Jahrhunderts lebte — die älteſte Schlittendarſtellung, die ich kenne. Das Blatt iſt 1546 gezeichnet und zeigt zwei Schitten. Der eine gehört offenbar einem reicheren Maun, da ſitzt der Kutſcher auf dem Ziehpferd. Der andere iſt ärmer, und es hält der Paſſagier die Zügel ſelbſt in der Hand. Das Geſtell des Schlittens iſt ſchalenartig, der Bug recht niedrig, die Deichſel roh am untern Teil befeſtigt, das Pferd hat ein Kummet, das wie ein Kreis um eine Lyra ausſieht, der Kaſten ruht auf den Kufen durch eine Reihe Säulchen, die etwa die Form der alten doriſchen haben, und darüber iſt ein Ornament eingeſchnitzt, das aus einer laufenden Reihe von Dreiecken beſteht. Man ſieht, daß dieſer Schlitten nicht ganz kunſtlos iſt, aber die Kunſt iſt ohne Stil. Nur ein oberflächlicher Betrachter könnte meinen, daß in dem Lyrakummet oder in den ſcheinbaren doriſchen Stützſäulchen antike Erinnerungen enthalten wären. Das ſind nicht „gebildete“ Ornamente, ſondern ganz gewöhnliche ruſtikale Schmuckformen, die aus der Hausinduſtrie hervorgehen. Ein Schlitten von 1546, der auf der Höhe der Zeit geweſen wäre, müßte unbedingt eine ganz ausgebildete Renaiſſance zeigen, während hier, wie bei allen echten Volksmöbeln, heimiſche primitive Formen ohne jede Rückſicht auf die herrſchenden Stilarten angewendet ſind.

Der ruſſiſche Bauernſchlitten ſieht heut noch genau ſo aus, wie dieſer alte deutſche. Der knappe Bug, das hohe Kummet, die Säulchen zwiſchen Kufen und Geſtell ſind dieſelben. Es iſt die einfachſte Form, die

Ruſſiſche Troika.

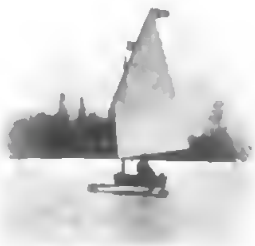
Hörnerschlitten kurz vor der Abfahrt vor Beyers Hotel in Agnetendorf im Riesengebirge.

sich aus der Zusammenlegung von Hölzern ergibt, welche ohne Federn über einen weichen Erdboden zu gleiten haben. Unserem modernen konstruktiven Gefühl steht dieser Bauernschlitten zweifellos näher als der Prachtschlitten des Fürsten. Das starke Kummet mit den kräftigen Deichseln, die an die Läufer heruntergehn, die einfachen Verknüpfungen der drei, vier Hölzer am Bug mit ihren natürlichen, schönen Biegungen: das wäre das Grundmotiv für einen Schlitten, den etwa Riemerschmidt oder Van de Velde heute zu entwerfen hätte.

Die besseren russischen Schlitten, sowohl Miets- wie Privatschlitten, haben diese Formen immerhin beibehalten, wenn sie auch durch die Übersetzung in Eisen etwas dünner geworden sind und allzu elegant für dieses federlose Gefährt. Noch sieht man die geraden Stützen, die aus den Säulenklötzen sich entwickelt haben, und den niedrigen, gutgeschwungenen Bug, hinter dem jetzt der Kutscher sitzt. Eine längere Ausdehnung des Schlittenkörpers empfiehlt sich ästhetisch besonders dann, wenn die national-russische Troikabespannung vorgenommen wird. Das mittlere schnell trabende Pferd mit dem Kummet und die seitlich, einseitig galoppierenden verlangen als Gegenwicht einen geräumigen Schlitten mit einer Sitzausbildung, die nicht — wie so häufig bei diesem Vehikel — auf die elendeste Notwendigkeit beschränkt ist.

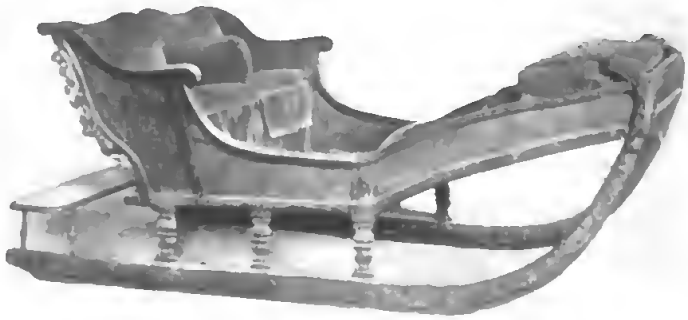
Noch an einer anderen Stelle ist die Erinnerung an den alten Bauernschlitten treu bewahrt worden: im Hörnerschlittensport des Riesengebirges. Hier, wo keine Bespannung vorgenommen wird, sondern

Hörnerschlitten aus dem Riesengebirge.

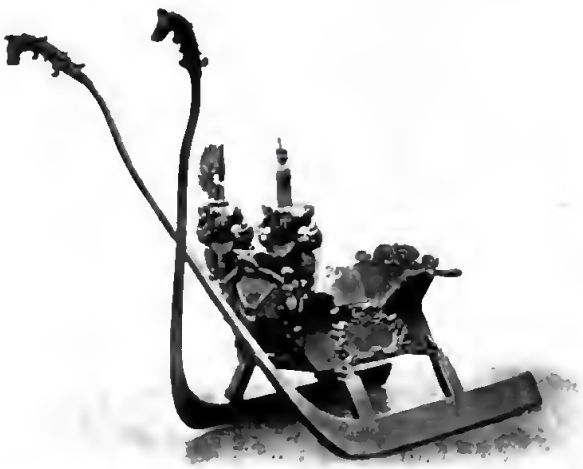


Eisschlitten auf dem Müggelsee bei Berlin.

das Gestell über Klötzchen aufgesetzt: das ist der ganze Apparat, der das Wesentliche des Hirschvogelschen Bauernschlittens wiederholt. Wer einmal eine Hörnerschlittentour gemacht hat, weiß, wie gut sich auch das Pferd mit diesem einfachen Kasten vereinigt. Da der Hörnerschlitten erst von Agnetendorf heraufgezogen werden muß, um dann von selbst nach Spindelmühl herunterzurutschen, so macht man schließlich ebensoviel Weg mit Pferd, als ohne. Man hat die beste Abwechslung. Auf dem Hinweg zur Peterbaude das schöne langsame Aufsteigen zwischen dichten Schneemassen im bläulichen Licht, den Zuckerballen, die auf den Tannenzweigen schwer lasten, der Führer des Schlittens, der sich am Bug festhält, bloß durch Lenken mit seinen Füßen auf der abwärts gleitenden Bahn das Gefährt in der Richtung hält, mußten ganz von selbst die allernötigsten Beschränkungen sich empfehlen. Vorn, hinterm Bug der Führersitz, dahinter etwas tiefer der Passagiersitz, Bug und Kufen aus einem geschwungenen Holz,



Kriegsschlitten des Großen Kurfürsten, bekannt durch den Übergang über das Frische Haff.



Schlitten mit dem Wappen der Nürnberger Patrizierfamilie Schlüsselfelder. XVII. Jahrh.

den verschäumten gelben Gräsern, die aus der Federdecke herausgucken, geradeaus den steilen Pfad, oben die goldene Sonne, deren Glanz durch den Dampf und Atem des Pferdes in gelben, flimmernden Gazeballen, wie ein Winterfest der Natur sich ausbreitet. Dann die andere Seite: rasendes Tempo, sicherste Geistesgegenwart, ein Hinabschießen durch funkelnde Kristalle, schwarze Stämme, Schneewälle, wachsame Steine, scharf

Schlitten des XVIII. Jahrh.

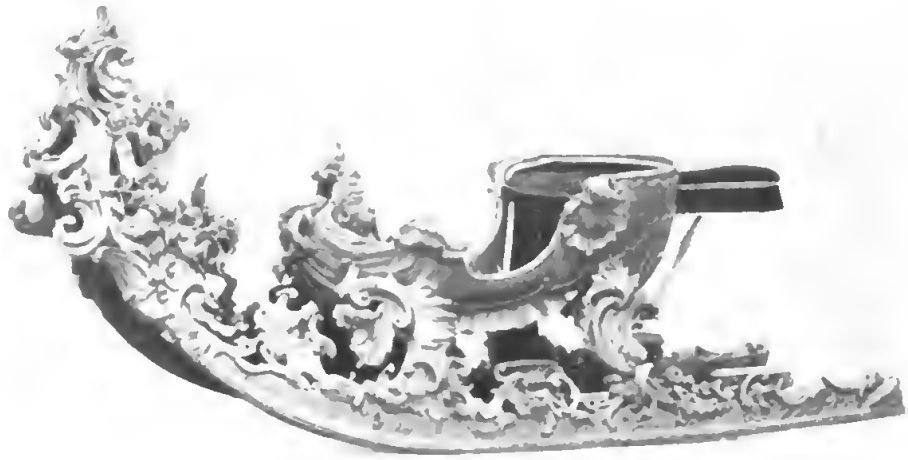
gezeichnete Äste, die ein Spinnennetz über den Gleitenden ziehn, bis hinunter zum rauchenden Gasthaus.

Der Stuhlschlitten, der Segelschlitten sind Sports, die künstlich aus Verbindungen verschiedener ursprünglicher Sports entstanden sind; der Hörnerschlitten allein hat den Reiz des alten Schlittengefährts, ins Sportliche übertragen. Dies alles ist eine Gruppe vom simpelsten

Schlitten des Kurfürsten Max Emanuel (1679).

Schlitten des Kurfürsten Carl Albrecht (1726).

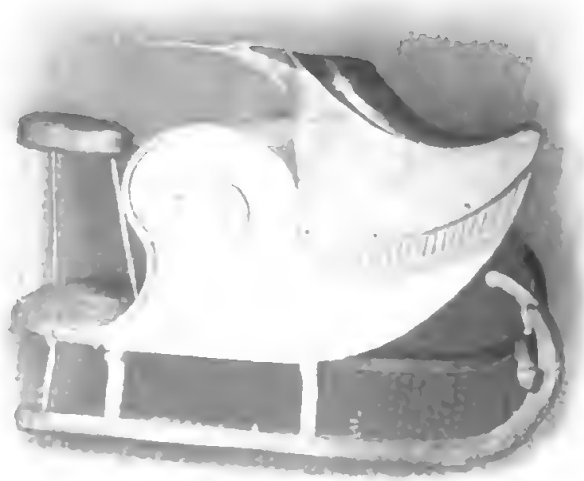
Bauernschlitten mit und ohne Pferd über die russischen Pere-Kladna, die Armeleuteschlitten, bis zu den Narkes, den Luxusschlitten und kaiserlichen Gefährten, die von sechs Pferden gezogen sind. Wo der Bedarf zum Schlitten vorlag, konnte ihm kein „Stil" etwas anhaben. Hier ist der Schlitten so ernst, wie anderswo der Wagen, und wenn die Riesengebirgler sogar Särge auf den Hörnerschlitten ins Tal fahren, liegt nur für uns Städter darin eine Taktlosigkeit, für uns, die wir zu Begräbnissen nicht in Schlitten, nicht in offenen Wagen und nur langsam fahren wollen, weil wir gewohnt sind, allein dem geschlossenen Wagen die nötige Feierlichkeit



Karuſſellſchlitten der Kaiſerin Maria Thereſia.

zuzutrauen. In den arktiſchen Gegenden, wo ein Wagen nichts nütze wäre, laufen die Schlitten in derſelben ſchlichten Konſtruktion, mit Hunden beſpannt (bis zu 40 Stück) oder mit Renntieren (die bis zu 120 Kilometer am Tage leiſten); man hat offene und geſchloſſene Schlitten, die Vezoc heißen; ein Leithund trabt voran. Man ruft ihm nur tagtag, tagtag (rechts) oder kongha (links) zu, und die Kavalkade bewegt ſich von ſelber. Hier iſt aus dem Bedürfnis der Stil gewachſen, aus dem Klima das Gefährt geworden, aus der Beſchränkung die Form. Es iſt heiliger Ernſt um den Schlitten, bittere Not. Es iſt der vollendete Gegenſatz zu der Art, wie wir Städter den Schlitten anſehen.

Wenn je der alte Gegenſatz von Bauern- und Fürſtenkunſt zwei Typen ſchuf, die einander ſcharf gegenüberſtehn, ſo iſt es auf dieſem Gebiete der Schlittenkunſt geweſen. Wie das Bauernhaus und der Bauernſtuhl (zu unſerer heutigen Freude) gänzlich unberührt blieben von den wechſelnden Stilen, die von Fürſten ausgingen und von Patriziern oder ſolchen, die es ſein wollten, nachgeahmt wurden, ſo iſt es auch hier, nur noch viel prägnanter. Der Schnee iſt dem Bauern und Nordländer eine bittere Heimſuchung, er zwingt ihn zu klugen und praktiſchen Vorrichtungen. Dem Städter, dem Fürſten iſt er ein Spaß, eine will-



Schlitten, in dem angeblich Napoleon I. aus Rußland nach Deutſchland floh.

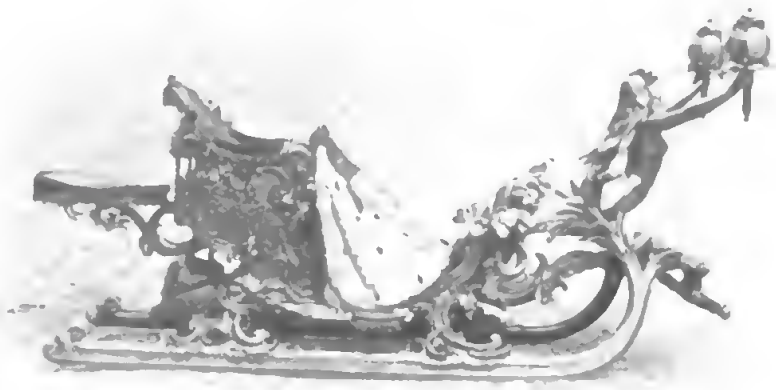
kommene Abwechslung, ein Himmelsspiel zum Karneval, immer lustig und voll von Schellenklang und Peitschenknall. Der Schnee ist das Parkett der Natur, wenn Fastnacht ausgetanzt wird. Ob bloßer Übermut, ob ein toller, berauschter Kampf mit der Natur — gleichviel, der Städter lacht, wenn es schneit, und der Glockenklang der Schlittenpferde ist seinem Ohr ein Festgruß. Wo der Bauer sich gezwungen sieht, seine festen, strammen Kufen hervorzuholen, läßt der Fürst seine ganze Kultur spielen, die letzten Raffinements der Kunst, die verwegensten Phantasiereize und überschüttet den Schlitten mit den Liebkosungen einer verführerischen Skulptur und Malerei.

In derselben Zeit schon, ein wenig später als jener Hirschvogelsche Bauernschlitten datiert war, finden wir die reichen Schlitten Deutschlands mit allem Komfort der Stile versehen. Der Kutscher steht hinten mit dem Säbel, ein anderer mit der Peitsche läuft voraus, das Pferd hat Federbüsche auf dem Kopf und sogar auf dem Schwanz, hat ein reiches Gehänge in parallelen kurzen und langen Schellenbändern, und auf dem Kummet steht ein schießender Amor. Der Schlitten selbst ist entweder ein Kasten mit breitem Bretterbug vor den sich schneidenden, hoch hinaufgeführten Kufenvorderteilen, mit Bauernblümchen als Ornament, oder es ist ein Tier, ein Pferd oder Hirsch, das einen ausgehöhlten Sitz hat für den Passagier: so daß das wirkliche Pferd ein hölzernes zieht. Auf dem Bug sieht man auch Pfauen, auf dem Pferdekopf auch die Liebesgöttin mit dem Pfeil und einem brennenden Herzen.

Mit solchen alten Zeichnungen stimmen die erhaltenen Schlitten überein. Von den Bauernornamenten wird immer mehr abgesehen und alles, was die Mode der Renaissance an Stilformen erfunden hat, wird an dem Gestell des Schlittens durchprobiert, dem oft die notwendigen Sitze ohne jede organische Verbindung zugefügt sind. Den reichen Herren, die sich diese Schlitten bauen ließen, lag weniger an einer stilvollen Durchführung des Schlittengedankens, als an dem Ruhm, die Schönheiten der fürstlichen Stile nach Möglichkeit über dies Gefährt zu breiten, das sie nur für seltene, dann aber immer festliche Gelegenheiten aus ihrem Marstall hervorholten.

Schlitten der Kaiserin Josephine.

Da ist aus dem Stall Friedrichs I. ein Schlitten in Gestalt eines Herkules mit dem Löwen, dem ein ganz gemeiner Sitz angeklebt ist. Ein anderer zeigt Knaben in Ranken, einer sitzt auf dem Bug mit dem Schild; die brandenburgischen Insignien sind



Schlitten König Ludwigs II. von Bayern.

auf Rumpf und Deichselspitze angebracht. Im Clunymuseum in Paris steht ein Schlitten, der einfach aus einem Greifen oder einer Chimäre besteht, wie sie in der Ornamentik der Renaissance zu finden ist. In Stuttgart sieht man einen Schlitten, der ein gekrönter bogenschießender Centaur ist, der Sitz mitten im Leib, die Vorderfüße erhoben, der Kasten ist getragen von Delphinen, der Bug ist eine Muschel: es ist der Schlitten der Ulmer Patrizierfamilie v. Besserer, aus der ersten Hälfte des XVII. Jahrhunderts. Ein anderer Stuttgarter Schlitten zeigt eine Muschel, die in einem roten Stachel endigt, ein Salamander kriecht an ihr herauf, vorn steht Neptun mit dem Dreizack, Hippokampen zügelnd, die die Muschel tragen; der schwanenförmige Bug endigt in einen Drachen, aus dessen Maul Perlenschnüre triefen. Den Stil Louis XV. vertrat ein schöner Schlitten, der 1896 im Kunsthandel war; der Rumpf war mit Geweihen geschmückt und die lange Schlittenbank mit einer Lehne versehen. Ein sehr guter Renaissanceschlitten des XVI. Jahrhunderts, der auch als Wagen verwendet werden konnte, wird im Pariser Clunymuseum gezeigt: vorn eine Sirene mit Flügeln, seitlich richtige Bilder mit der Pallas und anderen mythologischen Stoffen, hinten Karyatiden, und der Sitz besonders schön und breit mit Stoffüberzug; das Ganze in vornehmer französischer Renaissance Gold auf Blau gehalten. Daneben sieht man den Louis XVI.-Schlitten; vorn steht eine Hebe mit Kanne; der Kutscherſitz ist in einer Faltenmuschel; die geradlinigen Formen des angehenden Empire bestimmen schon die Ornamentik. Der Kriegsschlitten des Großen Kurfürsten, dem man die Ehre zuerteilt, beim Übergang übers Frische Haff benutzt worden zu sein, hat ein ausgebildetes Doppelsofa in schön geschwungenem Kasten, einen gut hineinkonstruierten Kutscherſitz vorn am niedrigen Bug und leichtes Rankenwerk an der Hinterseite und auf den Gestellstützen, die noch in der alten einfachen Art gedacht sind. Im Germanischen Museum zu Nürnberg ist aus dem XVII. Jahrhundert ein Patrizierschlitten (Familie Schlüsselfelder) mit reichem Wappenschild und allerlei Insignien, während der Bug sich, schwanenhalsförmig gekreuzt, in die Höhe schwingt, wie es bei vornehmen Renaissanceschlitten gebräuchlich ist. Dieser scheinbare Schwanenhals hat einen anderen Künstler (auch im Germanischen Museum) verführt, den Schlitten selbst als Schwan zu gestalten und unter dem Bug noch den gekrümmten Schwanenhals hindurchzudrücken. Kurfürst Max Emanuel von Bayern ließ ein trompetendes Puttchen hoch auf den Bug setzen und eine dünnbekleidete allegorische Figur auf den Vordersitz, den der Kutscher hier der Mythologie abtreten mußte. Auf dem Schlitten des Kurfürsten Karl Albrecht erscheint statt dieser immerhin ruhigen Figur ein hydrabezwingender Herkules, den der Fürst somit bei seinen Schlittenfahrten ständig vor Augen hatte,

wie der Kutſcher wiederum den Fürſten. Selbſt die Kinder haben ihr Vergnügen daran, wie der in lauter Rokokoartigkeiten aufgelöſte Schlitten der jungen Maria Thereſia beweiſt. Die Kaiſerin Joſephine hatte einen ſehr unruhigen Schlitten mit Greifen, einem Adler, einer Hebe, die gar nicht recht zuſammen paſſen wollen, während als der Schlitten Napoleons ein einfaches Empiregeſtell gezeigt wird mit einem Volutenſchmuck und einem gewöhnlichen Kontorſchemel als Sitz. Natürlich ſagte der Volksmund, daß Napoleon auf dieſem Schlitten aus Rußland geflohen ſei, während ebenſo natürlich die Gelehrten bewieſen, daß er dieſen Schlitten nicht zu dieſem Zweck benutzt haben kann.

So rutſchten die Mythologien fürſtlicher Stile über den deutſchen und franzöſiſchen Schnee. Man ſtieß ſich nicht an Stilwidrigkeiten, die in dem Zwang lagen, leichtbekleidete griechiſche Götter oder wütende Heroen durch das nördliche Klima zu jagen. Die Putten, Venuſſe, Herkuleſſe und Galatheen fanden ſich bereit, den Karneval der Stile mitzufeiern, der niemals karnevaliſtiſcher geweſen iſt. Sie hatten den Norden beſiegt, ſie triumphierten ſogar über den Schnee. Höfiſche Zeichner bemühten ſich, dieſen tollen Scherz auszubilden, der in der Maskerade ariſtokratiſcher Stile auf dem weißen Felde des Schnees und Eiſes liegt. Noch phantaſtiſcher, als ſie ausgeführt wurden, ſtellen uns dieſe Zeichner die Phantaſieſpiele der Schlittenkultur vor Augen. Eine Federzeichnung im Münchener Kupferſtichkabinett gaukelt dem Beſteller einen Schlitten vor, in dem er das perverſe Vergnügen genießen wird, gegenüber im Rokokoſchnitzwerk des Kaſtens mitten im Winter unbekleidete Nymphen ſich wälzen zu ſehen. Weigel gab ein ganzes Schlittenentwurf-Buch heraus, mit ſämtlichem Zubehör, den Kummeten, die wie Kartuſchen geſtaltet ſind, dem Bug, der wie ein Fahnenträger ausſieht, den Läufen als Gebälk mit Metopen und Triglyphen, dem Sitz als Poſtament für den Paſſagier, den wollüſtig nickenden Federbüſchen auf den Pferdeköpfen, wie der Schmuck franzöſiſcher Betten. Bald iſt der Schlitten ein Schiff mit Neptun und Flußpferden, bald eine Diana mit Hunden und dem Bug als Hirſch, bald eine Trophäe mit Sklaven, bald eine Galathea mit Tritonen, oder ein Löwe, der einen Mann geworfen hat, welcher als Tritt-

Kaiſer Wilhelm II. und König Eduard VII. von England auf einer Schlittenfahrt nach Schloß Friedrichshof.

brett zu dienen scheint. „Der Schlitten kommet dem Ansehen nach", schreibt Monsieur Weigel dazu, „etwas schwer, aber denselben abzuhelffen, kan gar füglich geschehen, wann man nemlich den Löwen von Stopp oder Werck formiert und diese Massa mit einer natürlichen Löwenhaut überziehet . . ."

Noch einmal tauchte die Pracht der alten Königsschlitten wieder auf, unter den Phantasien Ludwigs II. Diese kostbaren Gestelle mit den Kronenlampen, von Nymphen getragen, den Gruppen von Amoretten und Tritonen, die die geschwungenen stengelartigen Gebälke umschwärmen, überschüttet von einem duftenden Regen barocker Blüten, die goldstrotzenden Sitze mit ihren Hermelinfellen, die Kandelaber-Aufbauten des Bugs, vor denen ein edles Gespann mit fliegenden, brokatenen Rückendecken läuft: sie scheinen die alten phantastischen Zeichnungen des Burnarini in Wirklichkeit umgesetzt zu haben, wo Satyre und Früchte, Blumen und Genien in der Fülle sommerlicher Lust über den Schnee dahinjagen. Eine überströmende Festeskultur, die aus den flimmernden Palästen in die eisige Nacht hinausgesendet wird.

Harzburger Postschlitten.

## Trotzige Fahrt.

„Ruh' aus mein Freund! Der Tag war heiß."
Hör' ich geliebte Stimmen sprechen.
„Von Deinen Schläfen sickert Schweiß
Durchs Bartgelock in kleinen Bächen.

Schau dort der Sonne Abschiedsschein
Auf weißen Küstenstädtchen liegen.
Laß gut sein. Hol' die Segel ein,
In die sich müde Winde schmiegen.

Ein Lichtchen aus umranktem Haus
Blitzt fernher. Fühl' die Liebe warten,
Und wirf die Anker dankbar aus —
Dann übern Strand und durch den Garten . .!

Und wenn auf Deinen jungen Mund
Sich dort zwei weiche Lippen pressen,
Magst Du die Fahrt auf schwankem Grund
Und sollst Du Kampf und Sturm vergessen."

Gemach Ihr Guten! Nicht gegeizt
Hab' ich nach Indiens Gold und Ehren.
Ihr wart's, die mich aufs Meer gereizt;
Sollt nun die Fahrt mir nicht beschweren!

Ich steh am Steuer meines Schiffs.
Die Hände weg! So laßt mich fahren.
Im blauen Schatten jenes Riffs
Erspäh' ich kreuzende Korsaren.

Noch liegt mir Sturmmusik im Sinn —
Mein Fahrzeug sucht noch keinen Hafen.
Und wenn ich erst gestorben bin,
Denk' ich mich tüchtig auszuschlafen!

Rudolf Presber.

# Der Bambino von Ara Coeli.

Eine römische Weihnachtsgeschichte.

Von

Marianne Mewis.

Mit zwei Originalzeichnungen von W. Gause.

(Abdruck verboten.)

Bei der Gattin des Anſtreichers Calzolaja ſaß ein vornehmer Wochenbeſuch, die Baſe Zecca nämlich, die den Palazzo Pescara hatte, d. h. nominell gehörte der Palaſt mit dem ſchönen loggienumgebenen Renaiſſancehofe natürlich dem Conte Pescara, der indes gerade dieſe alte, etwas öde und verfallene Familienkoſtbarkeit nie bewohnte, ſondern das berühmte Haus dem Herrn Baſcia zur Verwaltung übertragen hatte. Don Baſcia, ſeinem eigentlichen Berufe nach Holzſchnitzer, beſchränkte ſeine Fürſorge darauf, den Palaſt immer ruhig weiter verfallen zu laſſen, und wies ſtolz auf die Erhöhung des maleriſchen Reizes durch ſolch ein Verfahren hin. Die Bürde der eigentlichen Verwaltungsgeſchäfte wälzte er auf die Gattin Zecca, deren nüchterne Gemütsanlage ſich mit dem ſchmutzigen Kramhandel der Alltäglichkeit beſſer abzufinden wußte, als Herrn Baſcias luſtiges Künſtlergemüt.

Zecca hatte das vierzehn Tage alte Püppchen aufgenommen und erging ſich in Ausdrücken der Bewunderung. „Der wahre Bambino von Ara Coeli!“ rief ſie. „Überhaupt — ſolche reizende Kinder! Ihr ſchwimmt in der Fleiſchbrühe, Gevatterin.“

„In der Brühe ſchwimmen! Iſt hier vielleicht Papſt Julius' Weinberg?!“ ſchrie die ſeliggeprieſene Mutter, deren Sprechwerkzeuge wieder vollkommen leiſtungsfähig ſchienen, und deutete mit einer hochdramatiſchen Armbewegung auf den Plunder ringsum. „Sieben Kinder, da hängt man das Vergnügen an den Nagel und muß aus der Kirſche zwei Biſſen machen! — Nun, es iſt wahr, es ſind alles herrliche Geſchöpfe, und jedes hat Salz in ſeinem Kürbis! — Was war allein der Tonio für ein Burſche! Elf Jahre, und auf den Erwerb wie ein Teufel. Die Male zu zählen, wo er mit leeren Händen nach Hauſe kam! Immer

irgendeine hübsche Sache, die man gut verwenden konnte. Und hin und wieder schon ein Geldsümmchen, manchmal auch zur Freude der Mutter in einen zierlichen Beutel gesteckt. Denn der Tonio war für das Niedliche. Nun, der Staat, der hungrige Geier, der dem Armen alles nimmt, hat auch den Tonio genommen, um das talentvolle Kind für sich zu erziehen. Was werden sie ihn lehren? Den Nebel auf Fässer füllen. Vollständig verderben werden sie den Buben, daß man ihn nachher zu nichts mehr zu brauchen vermag!"

„Man kann dem Sperber nicht den Schnabel geradbiegen," murmelte die Nachbarin. Aber die andere hörte sie glücklicherweise nicht. Sie fuhr eifrig im Lobe ihrer Kinder fort: „Nun, und von den übrigen ist auch keines in der Nacht von St. Blasius geboren! Unsere Älteste, die Costanziella! Ihr hättet sie auf dem Ball der Modelle den Saltarello tanzen sehn sollen! Schien sie nicht wie eine Maie?! Und ein goldenes Ringchen von dem, ein seidenes Tuch von jenem. Bald eine Kette und bald ein Hütchen. Und immer die besten Bissen. Ja, wir erleben viel Freude an der Costanziella.

„Nur der Beppo hat einen Krebs auf dem Trockenen gefangen, als er dem Forestiere aus purer Ungeschicklichkeit das Messer in die Leber stieß. Und diese Prussiani haben einen Lärm erhoben: Rache! Rache! Straft den Mörder! — Mörder! Der Beppo, diese Seele von einem Menschen. Dieses Kindergemüt. Und die Fremden, die unser Land überschwemmen. Die Barbaren, die unsere Sitten nicht kennen und achten! — Armer Schelm. ‚Itibus, er ist hin!' sagte Prete Pioppo." Sie seufzte und fuhr mit dem braunen Handrücken über Augen und Nase.

„Er ist sicher vorm Überfahrenwerden!" wollte Zecca trösten. Doch Frau Calzolaja erheiterte sich schon tapfer selber: „Unsere Kleinen, die Cherubim, die rosigen Wachsengelchen! Keines schläft mehr bei der Amme. — Luigi, hinke der Tante einmal etwas vor, eh' Du zur Arbeit gehst."

In einer Ecke kauerten drei Kinder, die in der Tat geradezu aus einer Engelsglorie von Raffael oder Tizian herabgestiegen zu sein schienen. Die größere Schwester wickelte den gelenkigen hochgebundenen Fuß des Brüderchens fest an das Bein, so daß nichts als ein trauriger Stummel blieb, und murmelte dabei immer leise vor sich hin. Der kleine Bube nahm die Krücken und humpelte, einen herzergreifenden Leidenszug in dem schmalen, mageren Gesichtchen und eine rührende Bitte in den wundervollen dunklen Augen, durchs Zimmer auf die Base Zecca zu und streckte die reizende schmutzige Kinderpfote aus: „Misericordia, eccellenza! Da mi un soldo — un soldo!"

Die Zia klappste ihm auf die Hand, die wie ein feiner Bronzeguß aus dem zerfaserten Ärmel sah. Er jauchzte auf und hinkte neben der älteren Schwester, einer Madonna Granducca in der Knospe, von dannen.

Das dritte Kind, ein vielleicht neunjähriges Bürschchen, saß indes ernsthaft in der Ecke und zerteilte mit einem alten rostigen Messer eine halbe Melone in schmale Scheiben. Man sah ihm an, daß ihm bei der leckeren Beschäftigung das Wasser im Munde zusammenlief, aber es blieb standhaft, leckte nur zuweilen an den klebrigen Fingern und verließ, nachdem es die Scheiben auf einem Brettchen in eine appetitliche Auslage geordnet hatte, die Stube mit dem ernsten, wichtigen Ausdruck eines überbeschäftigten Großhändlers.

Die Mutter, welche derweil von dem Geschenk der Base, der Melone, die andere Hälfte verzehrt hatte, sah dem Kleinen mit einem fast ehrfürchtigen Staunen nach. „Der da, der versteht drei Brote aufs Paar zu zählen und weiß, wo der Teufel den Schwanz hat. Seine Millionen sind ihm so sicher, wie uns allen der Tod!"

„Auch die Concetta blüht wie ein Basilikum auf," meinte die Base harmlos.

Aber die Augen der Mutter öffneten sich weit und wurden starr und glänzend, wie in der Verzückung. „Basilikum!" rief sie verächtlich. „Das ist eine Lilie, die Lilie des Engels der Verheißung. Das ist eine junge Heilige!"

Und auf die verwunderte Frage Zeccas erzählte Donna Calzolaja strahlend, daß Concetta, das achtjährige Kind, zu den Auserlesenen gehöre, die in Ara Coeli zum Preise des Bambino predigen dürften. „Habt Ihr nicht gehört, wie sie eifrig vor sich hinbrummelte? Sie rezitiert sich ihre Predigt. Seht dies Kind!" Und sie wies

mit der Gebärde einer Mutter der Gracchen auf das Bündel, das Zecca noch auf den Armen schaukelte. „Es ist der Bruder einer Heiligen! — Wollt Ihr Pate sein?“

Die Base fühlte sich überwältigt, obwohl sie die Ehre für diesesmal abzulehnen gedacht hatte. Auch die einnehmende Costanziella und Luigi, der kleine Kunstkrüppel, waren ihr schon zu Lasten.

„Aber es ist schwer, so talentvolle Kinder aufzuziehen,“ fuhr die glückliche Mutter fort. „Ginster und Opuntie gedeihen ohne Pflege, doch die Orange will abgewartet sein. Wozu sich dieser kleine Engel entwickeln wird, wissen wir nicht. Aber daß er Milch und Brot brauchen wird, wissen wir gewiß. Wie um alles in der Welt soll ich ihm Speise schaffen, bis seine Gaben ans Licht treten?! — Und eine Heilige kann nicht in Lumpen gehen, braucht Kleidchen und Hütchen und Schuhe sogar. Woher es nehmen? — Calzolaja — Ihr wißt, was er für ein Künstler ist — kann nur arbeiten, wenn die Inspiration über ihn kommt. Und der heilige Geist ist kein Alltagsgast.“

Die Zia wiegte teilnahmsvoll das Haupt. „Wo der eine im Überfluß plätschert, sitzt der andere auf dem Trockenen. Die Inglesi, die unsern Palast mieteten, sind eingezogen. Die haben das Brot in Semmelzeilen! Der alte Principe ist ein Herr, der leben kann, wie Karl in Frankreich. Immer nur: ‚Quanto costa!‘ — Kein Wort weiter. Und die Lire wie ein silberner Strom aus der Hand des Hausmeisters, der selber stolz wie Lucifer ist. Aber die Tochter, das arme junge Frauchen, gleicht einer kranken Taube. Gurre, gurre, gurre. Tränen und Seufzen. Seufzen und Tränen, wie die Juden in der langen Nacht. Sie muß Wasser von Fontebranda getrunken haben.“ Und Zecca machte eine bezeichnende Bewegung nach dem Kopfe.

„Um der Madonna willen, warum denn? Ist ihr der Gemahl untreu geworden?“

„Untreu geworden? Diesem blonden Engel? — Nein, um ihr einziges Kindchen trauert sie so sehr, daß der arme Verstand nicht mehr stichhalten will. Einen großen Doktor nach dem anderen hat der Principe Vater gefragt: ‚Quanto costa! Gebt meinem Kinde den gesunden Sinn wieder.‘ — Aber sie sind sämtlich mit dem Dudelsack in der Tasche heimgegangen. Endlich hat der Allergroßmächtigste, dessen Kammerdiener selbst nur um eine Tausendlirenote zu sprechen ist, gesagt: Gehet nach Italien! Es gibt dort einen solchen Überfluß an Geist und Witz und Verstand und Heiterkeit und Lebensfreude; und all das fliegt so frei unterm blauen Himmel umher, daß Euer Kind gewiß etwas davon auffangen wird. Welch ein Mann, Gevatterin!

Da sind sie denn gekommen. Nur der Gatte, den die Ärmste gar nicht mehr hat sehen können, ohne in herzzerreißenden Jammer auszubrechen, ist zu Hause geblieben. — Aber noch scheint das Mittel nicht anzuschlagen, das doch gewiß von einem wahren Salomo verordnet wurde. Alle Wunder unserer herrlichen Stadt, die Katakomben und den Rinaldo Rinaldini im Puppentheater, die Darstellungen der lieben Märtyrer in den Kirchen und die raresten Heiligengebeine haben sie der Kranken zur Erheiterung vorgeführt — vergeblich. Ich weiß es gewiß, denn ich bin mit der Kammerjungfer der Principessa, die unsere Sprache versteht, eng befreundet. Der fliegen die fast nagelneuen Seidenkleider, die Hüte und Spitzen, die Unterröcke und Schuhchen nur so zu. Die gute Seele gibt schon etwas für Concetta heraus.“

„Hört,“ rief Frau Calzolaja nach feurigen Dankesbezeugungen, „laßt Eure Engländerin die Concetta predigen hören! Wenn sie das nicht zum neuen Leben erweckt, könnt Ihr sie aufgeben.“ — —

Weihnachten in Rom! Am wasserspeienden Löwen vorüber die prächtige Treppe hinauf, die zu der äußerlich durch Schlichtheit großartig wirkenden uralten Basilika von Ara Coeli hinaufführt, wallten Prozessionen mit Kerzen und Fahnen, und durch das Rundportal strömten die Andächtigen und Neugierigen, welche um die Weihnachtszeit aus dem Munde der Kinder und Unmündigen das Lob des Christkindes hören wollten.

Der vornehme Engländer, zwar kein Prinz, aber doch ein Lord, hatte sich von der Tante Zecca richtig bestimmen lassen, das Schauspiel anzusehen. Lang, dünn, graublond und so unbeweglich wie ein Monument unerschütterlichen Gleichmuts stand er unter der dunklen quecksilberigen Gesellschaft, die bald kniete, bald aufstand, bald Gebete plapperte, schwatzte, gestikulierte,

in Ausrufe des Staunens ausbrach und sich keinen Augenblick still hielt.

Am Arme des alten Herrn hing die unglückliche Tochter, zart, bleich, mit geröteten Lidern, den Blick der schönen hellen Augen gesenkt oder in völligem Vergessen von Zeit und Ort ins Leere gerichtet.

Zecca, die heute Führerin spielte, konnte nicht umhin, die Teilnahmslose am Ärmel zu zupfen, als droben knicksend und kreuzschlagend das weißgekleidete Püppchen, ihres jüngsten Paten Schwester, auf den „Paleo" trat. Die Mutter hatte der Kleinen das blauschwarze Haar in lange Locken gewickelt. Aber auf dem Haupte war es schlicht abgeteilt, und die tiefdunklen Scheitel gingen glatt und glänzend an dem Gesichtchen, das wie aus antikem Marmor geschnitten schien, nieder. Nur daß auf den runden Wangen eine feine Röte brannte und die mächtigen Augen strahlten.

Und nun öffnete sich der zarte, winzige Kindermund: Concetta begann ihre Predigt mit einer hellen scharfen eintönigen Kinderstimme zu der versammelten Schar von Andächtigen und Neugierigen hinunter zu rufen. Vielmehr zu schreien, während sie mit den Händchen Gesten dazu machte, wie ein junger Tenor bei seinem ersten Auftreten: Rechte Hand vor, linke Hand vor, beide Hände übereinander auf der Brust; und das immer mit der größesten Regelmäßigkeit in derselben Reihenfolge.

Ihre Worte waren indes nicht eigentlich an die Hörer gerichtet, sondern Blicke und Gesten wandten sich an den Bambino gegenüber, das Püppchen, welches das Christkind vorstellt und, im Schoße der Mutter ruhend, die Grotte bewohnt, neben welcher die Sibylle steht und der Kaiser Augustus in Turban und Pumphosen kniet.

Als Frau Zecca die Engländerin wiederholentlich zupfte, ihr zuflüsterte und sie auf die tapfer weiterpredigende Concetta hinwies, richtete die junge Frau endlich ihre Blicke auf die kleine Sprecherin; und nach und nach kam ein Schimmer von Aufmerksamkeit in das anteilslose blasse Gesicht und die blauen Augen.

Da war fortwährend von einem Kinde die Rede, von dem alle Seligkeit herkommen sollte, das alle Schmerzen auf sich nehmen und alle Wunden heilen wollte. Und mit immer größer und kühner werdenden Handbewegungen wies Concetta nach dem Bambinello in seiner Nische.

Die arme geisteswirre Mutter wandte sich um, und ihre Augen suchten das wundertätige Kindchen, von welchem da geredet wurde. Sie zog am Arme des Vaters, und der Lord, der glücklich war, daß die Tochter endlich einmal ein klein wenig aus ihrer Geistesstarrheit zu erwachen schien, gab nach und schob sich langsam mit ihr durch die Menge. Vor der Kapelle mit dem Bambino darin nahm das Gedränge ab. Die Leute hatten sich alle möglichst der Kanzel zu nähern gesucht, um die Weisheit, die Bübchen und Mägdlein mit ihren dünnen Stimmchen zum besten gaben, aufzufangen. Ein paar Frauen knieten da und dort auf den Steinen des Fußbodens, seitlich von der heiligen Familie der Kaiser Augustus. Und die Sibylle zeigte auf das Christkind.

Die junge Engländerin blieb stehen, sah die Sibylle an, folgte der Richtung des deutenden Fingers und schaute wie gebannt auf das geputzte Püppchen, dessen weißseidene Hülle Perlen und Edelsteine zierten. In der jungen Frau noch ganz kindliches Gesicht kam ein Ausdruck von weicher Freude. Ihr Mund lächelte ein wenig. Sie stand und schaute und schien sich nicht losreißen zu können. Immer hafteten ihre Blicke an dem Kindchen im Schoße der Mutter.

Der alte Herr versuchte ein paarmal die Tochter fortzuführen: sie leistete sanften Widerstand und blieb. Und er stand geduldig neben ihr und stützte sie.

Frau Zecca entfernte sich, denn Concetta war längst von der Kanzel gestiegen und hatte mit einem: „Buona festa, Signori!" und der Reverenz vor dem Bambino ihre Aufgabe beendet. Die Kinderpredigten hörten auf, und die Kirche leerte sich. Nur die Engländer standen immer noch am alten Platze vor der herrlich erleuchteten Krippe.

Endlich kam ein Kirchendiener um zu schließen und die Fremden zum Fortgehen zu veranlassen.

Die junge Frau sträubte sich. Es bedurfte eines sanften Zwanges, sie fortzuführen. Immer widerstrebend und mit sehnsüchtigem Blick zurückschauend, ließ sie sich endlich aus der Kirche ziehen und in einer ungewohnten Erregung nach Hause bringen.

Ihr Vater, Gesellschaftsdame und Kammerjungfer trösteten sich damit, daß die

Schwermutskranke wohl die Angelegenheit wie leider alle übrigen Geschehnisse am anderen Morgen vergessen haben würde. Nach einer sehr unruhigen Nacht erwachte sie indes mit dem leidenschaftlich geäußerten Wunsche: Sie wollte zu dem Kinde!

Man gab vor, sie nicht zu verstehen, aber sie blieb beharrlich, rief immer wieder flehend: „Das Kind! Das Kind!“ — und brach schließlich in Tränen und Verzweiflungsanfälle aus, so daß der Vater mit ihr nach Ara Coeli fahren mußte.

Wieder predigten dort die Kinder. Wieder priesen sie den Bambino in begeisterten Worten und zitierten sein Lob aus den alten Kirchenvätern, als ob die kleinen Prediger Jahre schwerster theologischer Studien hinter sich hätten. Und die Väter Franziskaner horchten lächelnd auf die eingelernte Weisheit ihrer Zöglinge, während die Gefühle der übrigen Zuhörer sich zwischen Andacht, Staunen und Heiterkeit bewegten.

Auch Ethel, die junge Engländerin, lauschte den Predigten wieder eine Weile. Dann zog sie den Vater zu dem Bambinello fort und betrachtete, wie am Tage vorher, das Holzpüppchen mit unverhohlenem Entzücken. Als ihr das Stehen schwer wurde, kauerte sie sich halb kniend nieder. Und der Lord stand regungslos neben ihr und dachte darüber nach, was die Sibylle dem Kaiser Augustus wohl alles über das Kind der Maria zu sagen hätte.

Dieser Vorgang wiederholte sich nun von Tag zu Tage. Immer wieder wurde der Versuch gemacht, die Gedanken der jungen Frau von dem Bambinello abzulenken. Der Vater fuhr mit ihr spazieren und zeigte ihr Roms Schönheiten; und sie fügte sich, nachgiebig, wie sie im allgemeinen war, und verlangte nur stets, daß die Fahrt vor Ara Coeli ihr Ende finden sollte.

Als der Lord indes von Rom nach Neapel gehen wollte und die Vorbereitungen zur Abreise getroffen wurden, bekam sie Weinkrämpfe, und der Arzt meinte, daß er für die Folgen nicht einstehen könnte, wenn man die Kranke gewaltsam fortbrächte. Es stünde Tobsucht zu befürchten.

Der Lord traute dem schlauen Herrn, der ein fürstliches Honorar einheimste, nicht recht. Aber er liebte die Tochter zu sehr, um sie einer Gefahr auszusetzen, die so nahe lag. Es wurden also die täglichen Besuche in Ara Coeli fortgesetzt.

Nun aber trat die Wahnidee der Tochter — Ethel war im übrigen viel ruhiger, verständiger und heiterer geworden — in ein neues Stadium. Die junge Frau mochte sich nicht mehr damit begnügen, den Bambinello von fern zu bewundern. Sie wollte ihn haben, ihn in die Arme schließen, hätscheln und mit sich nach Hause tragen. Der Vater mußte sie immer nur verhindern, das Püppchen, das damals nicht eingeschlossen wurde, sondern frei auf dem Schoße der Madonna lag, fortzunehmen. Und häufig brach sie darüber, daß man ihr nicht den Willen ließ, in Tränen aus.

Da endlich dachte der Lord daran, daß er ja daheim in seiner Galerie ein wundertätiges Muttergottesbild besitze, welches ihm von den früheren Eigentümern, italienischen Mönchen, seiner Zeit gegen eine gute Kopie und einen tüchtigen Batzen in aller Heimlichkeit überlassen worden war. Und er ging eines Tages zu dem Franziskanerprior, bat ihn, mit in die Kirche zu kommen, zeigte ihm sein armes Kind, wies auf den Bambino und fragte dringlich: „Quante coste?“

Aber der geistliche Herr wedelte entrüstet mit den Händen: Der Bambinello war denn doch nicht käuflich, selbst nicht gegen einen sehr hohen Scheck. Das suchte der Lord seiner Tochter klar zu machen. Und sie schien auch zu begreifen.

Sie ging von nun an seltener in die Kirche und beschäftigte sich zu Hause mit ihrer Kammerjungfer, die ihr ganz ergeben war, an einer Arbeit, mit welcher die beiden ungemein heimlich taten, und für welche Ruth, die Dienerin, allerlei zeitraubende Gänge zu machen hatte. Die Gesellschaftsdame wurde nicht eingeweiht.

Der Lord glaubte, daß es Ethel vielleicht gelegentlich verdrossen haben könnte, den Bambino nicht zu Hause zu treffen. Er hatte nämlich häufig zu tun und mußte in der alten Staatskarosse des Papstes, die ihm bei der letzten Revolution geschenkt worden war, um sie der Zerstörungswut des Volkes zu entziehen, ausfahren, um kranke Kinder zu besuchen und zu heilen. Dann ließ er ein Zipfelchen seines weißen Kleides zum Fenster hinaushängen, damit ihn die Leute bemerken und ehren könnten.

Eines Nachmittags nun, um die Vesper-

zeit, bat Ethel den Vater wieder einmal, sie nach Ara Coeli zu begleiten. Es regnete, und die junge Frau war in einen leichten weiten Mantel gehüllt. Sie schien ganz besonders ruhig und benahm sich wie eine Gesunde. Ihr blasses Gesichtchen hatte sich ein wenig gerötet, und ihre Augen glänzten lebhafter als seit langer Zeit.

Der Lord war ganz glücklich darüber, daß sie sich von ihrer Schwermut freizumachen schien; und als sie sich in der schon fast leeren Kirche auf ihrem gewöhnlichen Platze niederkauerte, dort ruhig verharrte und den Vater sogar manchmal lächelnd anblickte, als ob sie anfinge, sich über ihre fixe Idee selber ein wenig zu wundern und zu erheitern, nickte er ihr ebenfalls lächelnd zu und begann einen Rundgang in der Kirche. Er war ein begeisterter und verständnisvoller Kunstliebhaber und vertiefte sich bald in die Betrachtung der Gemälde und des Kirchenschmucks. Von den Alabastersäulen der Bambinokapelle, wandte er sich zu den alten Säulen des Juno Moneta Tempels, welche den christlichen Bau der Marienkirche tragen, und bewunderte die kassettierte Holzdecke, die mit dem Bambinello eine Geburtszeit hat: das XVI. Jahrhundert nämlich.

Als er einmal nach seiner Uhr sah, bemerkte er, daß die Zeit des Kirchenschlusses nahte. Er ging schnell seine Tochter zu holen, und sie kam ihm schon lächelnd entgegen, was ihn von neuem erfreute. ‚Nun wird sie gesund!' dachte er sich. —

Der Palast Pescara lag in tiefster Kirchenstille. Die Engländer schienen sich sämtlich zur Ruhe begeben zu haben. Frau Calzolaja war noch spät abends gekommen, um der Pate jammernd mitzuteilen, daß der Gatte eine Kunstreise angetreten habe. Sein Kollege, der lange Sizilianer, dem sie nie über den Weg traute, wäre der Verführer des braven Ehegespons geworden. Er hätte dem Guten so viel von dem einträglichen und ehrenvollen Geschäft des Wagenbemalens, das für einen Mann mit der glühenden Künstlerphantasie Calzolajas eine wahre Goldgrube sei, vorgeredet, daß der Gatte der Lockung, sich künstlerisch auszuleben, nicht habe widerstehen können. Er, der Sizilianer, sei leider unbeschreiblich arm an Inspiration. Aber die Technik — die habe er los! Und das Geschäft verstehe er aus dem Fundamente! So hätten die beiden Kumpane sich aufgemacht, und zwar ohne Abschied. Da der Zettel, das sei die ganze Hinterlassenschaft!

Zum Dutzendstenmale mußte ihr Zeccas Mann die Krakelfüße auf dem schmutzigen Wisch — die Mutter der talentvollen Kinder konnte nicht lesen — entziffern.

„Nun, Ihr sitzt schön auf dem Grünen!" meinte Zecca. „Da heißt es von Gemsleder sein und sich schmiegen. — Diese Jungfese möchten der Mutter Erde die Haut herunterscheuern und saugen mit dem Palazzo Pescara an. Wollt ihr morgen mithelfen, so bleibt mit dem Püppchen gleich hier. Madonna! Was meint Ihr, wäre von unserer herrlichen Stadt, die es den Fremden doch saml und sonders angetan hat, übrig geblieben, wenn man all die Jahrhunderte lang fortwährend gescheuert und gewischt hätte?! Auf die Weise läßt sich das Coliseo in einem Seeolo vom Erdboden fortreiben. Ja, wenn wir nicht allzeit so sorgsam und bedachtsam gewesen wären!"

Die Calzolaja blieb, unbekümmert darum, was die talentvollen Kinder inzwischen denken, tun, essen und trinken würden. Hatte doch eine Wölfin ihre Ahnherren genährt. So würden sich die Menschen aller Wahrscheinlichkeit nach ihrer annehmen. Auch war ja die Älteste vermutlich zu Hause. Das kleinste Wesen, das wirklich noch der Hilfe bedurfte, hatte die Mutter bei sich.

Die Familie und die fremden Gäste suchten ihre Lagerstätten auf. Bald schlief der ganze Palast wie ein leeres Gespensterhaus. Im Hofe, wo der kleine Brunnen plätscherte, lag der späte Mondenschein; und weiß wie aus Silber ragten die akanthusbekrönten Säulen neben den schwarzen Nischen der Loggien auf.

Es ging stark gegen Morgen. Da erhob sich ein Pochen an dem großen Eingangstor, das sonst das ganze Jahr über offen gestanden hatte, nun aber auf Wunsch der Engländer jeden Abend von Zecca unter erregten Selbstgesprächen über die Wunderlichkeit der Forestieri geschlossen wurde.

Nachdem der Einlaßbegehrende unentwegt eine Viertelstunde lang weitergeklopft hatte, öffnete Zecca, in fragmentarischer Bekleidung und die weiße Nachtjacke, deren Knöpfe fehlten, mit der Linken auf der Brust zusammenhaltend, einen Torflügel: „Was

um aller Heiligen willen gibt's denn?!" — Mit tiefem Erstaunen gewahrte sie ein paar Franziskaner, einen langen, dürren, mit scharfer Adlernase und einen kleinen, untersetzten, mit großem Munde und kantigem Kinn, deren Gesichter im fahlen Mondlichte geisterbleich aus den Kapuzen schauten.

Die geistlichen Herren drängten sich ohne weiteres durchs Tor und hießen Zecca, sie in ihre Wohnung zu führen und ihren Mann zu wecken und herbeizuholen.

Als der Bildschnitzer zum Vorschein kam, schlug einer der Mönche die Hülle eines Gegenstandes zurück, den er im Arme trug. Die Anwesenden, zu denen sich auch die Calzolaja gefunden hatte, schrieen auf. Das war ja der Bambino von Ara Coeli!

Aber nein — als nun die frommen Väter Krone und Schmuck, die sehr unecht aussahen, und die Kleider entfernten, war er's wieder nicht, sondern eine recht grobgeschnittene nagelneue blanklackierte Holzpuppe, wie sie deren dutzendweise aus der Werkstatt des Bildschnitzers hervorgingen und zu Weihnachten in Krämer- und Bäckerläden, zwischen Wurstgirlanden und Käselaiben, als geputzter, lichterumgebener Bambino prangten. „Ist das Eure Arbeit?" fragte der lange Pater streng.

Frau Zecca kam ihrem langsamen Mann mit der Antwort zuvor. Unleugbar und unverkennbar stammte der Bambino aus ihres Gatten kunstvollen Händen! Was um aller zehntausend Jungfrauen willen bedeutete das alles? Hoffentlich nichts Schlimmes?

„Ihr habt die englischen Mieter im Palast?" fragte der Untersetzte. „Hat Euch die Dame einen Bambino abgekauft?"

Baseia besann sich. Die Dame gerade nicht, wohl aber das Kammermädchen, meinte er nach einigem Grübeln, denn er war meist zerstreut und geistesabwesend, wie ein echter Künstler.

Die Franziskaner forschten nicht weiter. Sie bekleideten und schmückten den falschen Bambino aufs neue. „Ihr müßt die Herrschaft sofort wecken!" bestimmten sie und befahlen Zecca, die sich noch sträuben wollte, anderseits aber vor Neugier darüber, wie sich die Dinge entwickeln würden, fast verging, voranzuleuchten. Hinter ihr schritten die Mönche. Der Bildschnitzer folgte; und die Calzolaja, ihr Kindchen im Arme, machte den Beschluß.

Wieder wurde gepocht. Die Dienerschaft des Lords lehnte es natürlich ab, den Herrn so zeitig zu stören. Aber das Klopfen und das ungewöhnliche Leben im Hofe hatten ihn, der ohnehin ein Frühaufsteher war, geweckt. Und weil er fürchtete, daß seine Tochter beunruhigt werden könnte, erschien er plötzlich selbst unter seinen Leuten und den Fremden, die in immer erregtere Auseinandersetzung geraten waren.

Der lange Mönch trat ihm entgegen, enthüllte wieder den kleinen hölzernen Thronräuber und kam endlich zu dem Schlusse: Die fremde Signora habe den echten Bambino an sich genommen, entliehen, mit einem Worte: gestohlen!

Der Lord stand nachdenklich. Warum sollte seiner Tochter krankes Gemüt, das sich offenbar an dieses Kind, von dem selbst Kinder soviel Rühmens machten, geklammert hatte, die Ärmste nicht zu einer Handlung getrieben haben, welche ihr in gesunden Tagen undenkbar erschienen wäre? — Er ersuchte die Mönche, Geduld zu haben, bis Ethel erwachte. Dann wollte man sehen.

Aber die Franziskaner weigerten sich. Wenn sich die Kirchenbesucher zur Frühmesse einstellten und den Bambino vermißten! Unmöglich!

Der Vater bat um Stille und ging leise zum Schlafzimmer der Tochter voran, vor dessen Tür er die Kammerjungfer fand. Er verhörte sie im Flüstertone, und sie erzählte ebenso: Ja, sie hätte ihrer Herrin geholfen, das Holzpüppchen möglichst wie den echten Bambino auszuputzen. Sie habe sich sogar gefreut, daß die Kranke durch die heimliche Beschäftigung von ihren Besuchen in Ara Coeli abgelenkt worden sei. Mehr wisse sie nicht.

Der Vater öffnete behutsam die Tür zu Ethels Schlafgemach und lehnte sie hinter sich sanft zu. Aber die ungeduldigen Mönche öffneten sie wieder. Und so sahen im Scheine der Nachtlampe auch alle Draußenstehenden die schöne junge Frau, die in tiefem Schlafe lag. So recht fest und gesund schien sie zu schlummern. Ein rosiger Schimmer überzog die zarten Wangen. Der Mund war in leisem Lächeln ein wenig geöffnet, und ein Ausdruck süßer Befriedigung lag auf den lieblichen Zügen. Den rechten Arm hatte die Schläferin um das Püppchen gebogen, das mit Krone und Schmuck

an ihrer Seite ruhte. Das Bild der Schlummernden war so rührend, daß die Zuschauer den Atem anhielten und kaum sich zu regen getrauten.

Endlich trat der Vater zu den Mönchen, wies auf die Tochter und den Bambino und flüsterte wahrhaft flehend: „Quante coste?"

Aber die Franziskaner schüttelten die Kapuzen. Sie hielten ihm den falschen Bambino hin: Das sei ja ein Ersatz.

Die Kammerjungfer wehrte mit beiden Händen. Ebenso die anderen Frauen. Damit war sicher nicht geholfen. Den Pseudobambinello kannte Ethel ja. Und wieder standen alle, wagten den Schlummer der Unglücklichen nicht zu brechen und sahen sich mit ratsuchenden Blicken an.

Die junge Frau bewegte sich, lächelte und legte den Arm fester um den Bambino — alles im Schlafe. Und die Mönche schlichen näher, während der Vater sie zurückzuhalten suchte.

Da, in diesem hochdramatischen Augenblicke, drängte sich die Calzolaja bis zum Bette vor und wickelte ihr Bübchen aus der Schürze, worin sie es getragen hatte. Sie griff nach der falschen Krone und setzte sie dem Kinde auf das Köpfchen, reichte den Mönchen den echten Bambino und legte ihren eigenen an seine Stelle.

Eine Minute später, gerade als die Zuschauer vom Lord vor die Tür zurückgedrängt waren, erwachte Ethel. Und alle blieben draußen stehen und reckten den Hals, um sich das Folgende nicht entgehen zu lassen.

Die junge Frau suchte mit ihrem ersten Blick den Bambino an ihrer Seite. Als sie an seiner Stelle das reizende Kindchen sah, richtete sie sich halb auf, strich sich die wirren blonden Haare aus den Augen und schaute wie bezaubert auf das kleine Geschöpf nieder, das die zierlichen Glieder dehnte, mit den großen schwarzen Augen blinzelte und endlich einen hellen krähenden Ton ausstieß.

Da jubelte Ethel laut auf, faßte das Kind in ihre Arme, ohne sich darum zu kümmern, daß das Krönchen abfiel, und herzte und küßte das kleine Geschöpf, das immer lustig weiterkrähte.

Der Lord schloß ganz leise die Tür. Dann ging er auf Frau Calzolaja zu, deutete rückwärts nach dem Schlafzimmer seiner Tochter, rundete die Arme, als wenn er ein Wickelkind trüge und fragte mit Tränen in den Augen: „Quante coste?"

Die Calzolaja war keinen Augenblick erstaunt oder verblüfft. Sie nannte sofort eine nach ihren Begriffen fabelhafte Summe. Dabei sah sie dem Lord ins Gesicht, und als sie darin nicht die geringste Verwunderung las, verdreifachte sie den Preis für ihr jüngstes Wunderkind ohne Besinnen.

Der Lord rief die geistlichen Herren, die schon auf dem Sprunge standen fortzueilen, zu Zeugen des Handels auf, behielt sich eine förmliche gesetzliche Abkunft vor und ging dann zu seiner Tochter zurück, die er im reinsten Glück über den Ersatz ihres verlorenen Kindes fand. —

Das ist das Abenteuer des Bambinos von Ara Coeli.

# Neues vom Büchertisch.

Von

**Heinrich Hart.**

(Abdruck verboten.)

Merry Christmas, gestrenger Kritikus, fröhliche Weihnachtszeit! Wissen Sie nicht ein rechtes Weihnachtsbuch für mich, eins für mich, nicht für die Kleinen?“ „Greifen Sie doch zu: alle Läden leuchten ja von bunter, glitzernder Geschenkliteratur.“ „Ja, ja, aber das sind Bücher für Weihnachten, nicht aus Weihnachten.“ „Sie meinen, nicht aus dem Geiste des Festes geboren.“ „Allerdings, so mein' ich's. Zu Weihnacht will ich fröhlich sein, ganz versinken in Helle und Heimlichkeit. Ach, diese süße, mollige Heimlichkeit. So im Sessel zu liegen, umweht von Tannen-, Wachs- und Kuchenduft, und in die Lichter des Baums zu starren und zu lauschen, wie im Ofen der Bratapfel zischt und singt. Und wenn ich dann endlich nach einem Buche lange, dann muß es gleichfalls voll Licht und Heimlichkeit, voll Frieden und Freude sein. Nur nichts von Tages- und Zeitgedanken, von brennenden Fragen und modernen Problemen, von Entartung, Bosheit und Kleinlichkeit. An diesem einen Tage im Jahre, an diesem einen wenigstens will ich an Menschenliebe und Menschengüte glauben, will ich eine Gewißheit haben, daß sie denn doch den tiefsten Grund der Seele bildet, mag er auch überwuchert sein von Nesseln und Dornen, will ich mich fromm überzeugen lassen, daß in allem was da ist, auch im Niedrigsten, Gemeinsten, Verworfensten, ein Funke des Göttlichen glimmt. Wissen Sie wirklich kein Buch, das diese frohe Botschaft predigt?“ „Es gab mal eine Zeit, die von solchen Dingen wußte. Da dichtete Dickens sein ‚Christmas Carol‘, sein ‚Cricket on the hearth‘, sein ‚Battle of life‘, und auch späterhin noch, als Wilhelm Raabe vom ‚Alten Eisen‘ und den ‚Akten des Vogelsangs‘ erzählte. Aber heute, in den Tagen des Nietzscheevangeliums, da alles um Macht, Kampf und Niedertreten geht, steht Güte so weit unter Pari, daß sie kaum noch einen Kurs hat. In der Literatur am allerwenigsten. Die geht immer in der Kultur voran, und sie sucht heute mehr das Tier im Menschen, als den Gott. Immerhin, ich will Umschau halten, liebe Freundin. Vielleicht sind die altmodischen Dichtersleute doch noch nicht ganz ausgestorben. Und wenn ich ein Buch entdecke, wie Sie's wünschen, vermeld' ich's Ihnen.“ „Ich rechne darauf. Aber frisch und fröhlich und saftig muß es sein, nur nichts süßlich Frömmeludes ...“

Umschau habe ich gehalten, unter dem Neuen und Neuesten. Vorläufig ist mir aber nur ein einziges Buch in die Hände geraten, das den Anforderungen meiner Freundin im wesentlichen entspricht. Nicht in allen Einzelheiten, denn es ist manches in der Erzählung, was sehr wohl mit der tatsächlichen Wirklichkeit im Einklang steht, aber vom Standpunkt feinster und höchster Menschlichkeit doch nicht ganz einwandfrei erscheint. Immerhin handelt es sich da nur um Nebenzüge, in den Hauptzügen ist die Waldgeschichte „Huberta Sollacher“ (Berlin, Trowitzsch & Sohn), die Frida Schanz heuer dem Publikum beschert, ein echtes und rechtes Festgeschenk, das die Alten wie die Jungen gleichermaßen beglücken wird. Rein äußerlich hat das Buch mit dem Feste so gut wie nichts zu tun, innerlich aber, mit seiner köstlichen Frische, seiner Herzens- und Sinnenfreudigkeit, mit seinem Glauben an Reinheit, Güte und Wahrhaftigkeit wurzelt es in demselben Geiste, der die deutsche Weihnacht erfüllt und verklärt. Liebe hat das Buch gezeugt, Liebe zum deutschen Walde, dem ja auch die Weihnachtstanne entstammt, Liebe zu den Menschen, die mit dem Walde an Kraft, Frische und Freudigkeit wetteifern. Es ist ein Prachtmädel, diese Huberta Sollacher, ein Mustermädel fast in jedem Zuge, aber es hieße die Gestalt ästhetisch verkleinern, wollte man in ihr nichts als einen Idealtypus der deutschen Jungfrau sehen. Daß vieles an ihr typisch sei, das ist von Herzen zu hoffen und zu wünschen; aber wie sie so dasteht, ist sie vor allem ein Einzelwesen für sich, das fest in der Wirklichkeit ruht und fest in seiner bestimmten Eigennatur. Das Forsthaus ist ihr Heim, der Wald ihre Heimat und ihre ganze Welt zugleich; was ihre Empfindungen tiefer bewegt und erregt, das hängt mit Wald und Jagd zusammen. Als Schützin nimmt sie es mit Vater und Bruder auf, aber wenn sie die Büchse zum Schusse hebt, ist es ihr einzig darum zu tun, Leben zu schützen, nicht zu vernichten. Das Leben der Wehrlosen zu retten vor den schleichenden und kreisenden Räubern. „Nicht töten,“ sagt ihr tränenglänzender, um Nachsicht bittender Blick, als der Bruder von ihr verlangt, ein Eichhörnchen aufs Korn zu nehmen. „Ein zu starker Widerstand gegen das Lebenvernichten lag in ihrer Natur.“ Immer wieder legt sie mit Tun und Empfinden Zeugnis dafür ab, daß wahre Kraft und Güte nichts Unvereinbares, sondern im Innersten verwandt sind. Ihre Güte hat nichts Sentimentales, ihre Kraft nichts Zerstörendes, — das macht diese Gestalt so liebenswert und so vorbildlich. Wenn Huberta „mit kleinen Kindern und jungen Tieren kost und

scherzt, bekommt ihr Gesicht etwas Strahlendes, Sonniges. Das Försterfräulein ist ein großer Kindernarr. Auch Tierkinder zählen da mit drein.“ Aber ihre Kinderliebe ist nicht bloß Scherz und Spiel und Narretei, sie besteht auch die ernsteste Probe. Und um diese kernige Gestalt herum ein Kreis prächtiger Waldleute, und sie alle um- und überrauscht von den Eichen, Buchen und Fichten des Bergwalds. Die Poesie dieses Waldes breitet die Dichterin in überschwenglicher Fülle aus; sie schildert ihn, wie er im Frühling übermütig treibt und gärt von schwellenden Säften, wie er im Sommer mit unendlichem Laub seine Hymnen rauscht, wie er aber auch im Winter seine ergreifende Schönheit wahrt. Dann stehen „die Waldungen wie verzaubert, in so großer, hehrer, lautloser Stille. Die größten und die kleinsten Bäume tragen ihre silberglitzernde Schneelast so zauberhaft schön, wie etwas Weiches, Gutes, Warmes. Die hohen, mächtigen halten sie mit stolzer Kraft auf ausgebreiteten Armen; die kleinen hat's ganz zugedeckt, eingehuschelt bis über die Ohren und Nasenspitzen.“ Natürlich erlebt die Huberta auch ihren Liebesroman. Und ihr Bruder Max den seinen. In diesen Liebesgeschichten aber steckt das Beste des Buches nicht: es fehlt ihnen das besondere, saftige Kolorit, wie es sich eigentlich für eine Waldgeschichte gebührt. Hier wie an einigen andern Stellen bleibt das Buch zu sehr in den Schranken der Jugenderzählung. Jedenfalls aber — ein echtes deutsches Hausbuch, aus dem jeder etwas Köstliches für sich schöpfen mag, hat Frida Schanz geschaffen. Und da wir an solchen Büchern durchaus keinen Überfluß haben, ist die Gabe um so willkommener.

Ein Hauch vom Geiste der Weihnacht durchweht auch den neuesten Roman Otto von Leitgebs „Die stumme Mühle“ (Berlin, Egon Fleischel & Co.). Ein Hauch jenes Friedens, der höher ist als alle Vernunft. Handlung durchsickert den Roman nur wie ein schmales Bächlein: das Wesentliche, was er gibt, ist Schilderung und Betrachtung. Engumgrenzt ist auch der Schauplatz der Erzählung. Eine Mühle hier, ein Landgut dort. Die Mühle, die jahrelang gefeiert, in stummer Ruhe dagelegen hat, hat in erster Reihe den Zweck, als Symbol zu dienen. „Trägt nicht eines jeden Herz eine Art von stummer Mühle in sich? Es gibt keinen Menschen, der vollkommen wäre. Nun denken Sie sich all das Unvollkommene, das Verfehlte und Verschuldete in einem Winkel versammelt. Dort wälzt sich beständig die Schlacke auf und nieder, von der wir uns nicht befreien können ... Es drehen sich im stillen die dunklen Schichtale unseres Lebens, die schwarzen Schaufelräder schleudern die Tränenflut empor, die darüber vergossen werden. Die Gedanken, die Erinnerungen, Hoffnungen, Wünsche, Fürchten und Zweifeln geht fortwährend leise darüber hin und wühlt und müht darin und sucht dies harte Korn zu zermahlen, fließend zu machen, — und doch kommen wir niemals damit zustande.“ Der dies spricht, ist Wolf Fischmeister, Gutsbesitzer und Poet; an sich selbst erlebt er, daß es doch schließlich eine Befreiung gibt, daß das harte Korn der Schuld endlich doch von dem „großen Triebwerk“ des Lebens klein gemahlen wird, „bis es fließend geworden, bis Gottes Werk vollendet ist, so oder so, bis das Schicksal eines jeden gestaltet ist und abfließt auf seinen Weg“. Wolf Fischmeister hat in der Jugend eine Schuld auf sich geladen gegen ein Mädchen, das durch ihn „gefallen“ und dem Vaterhause entfremdet ist. Eine neue Schuld scheint ihn erdrücken zu sollen, als eine zärtliche Liebe zur Frau seines Freundes in ihm aufkeimt. Aber die Geliebte stirbt, und nach ihrem Tode zeigt es sich, daß er dem Freunde nichts geraubt hat, da dessen Herz anderweitig gebunden ist. So wird der Tod zum Friedensbringer für Wolf, um so mehr, als auch die ältere Schuld sich in nichts auflöst. Allerdings hat der Tod die Geliebte körperlich von ihm getrennt. Aber geraubt hat er sie ihm nicht. „Jetzt erst sind sie befreit und zusammen, er und die Seele, deren irdisches Gewand bloß der Tod entreißen konnte. Untrennbar sind sie nun vereint, kein Zweifel, kein Vorwurf, kein Zagen, kein einziger Schatten mehr vermag sich zwischen sie zu drängen. Und was ist der Tod? Was vermag er? Nichts. Nur den Schrecken für die leiblichen Sinne. Von dem, was uns das Teuerste war, vermag er keinen Hauch hinwegzunehmen, weil es nicht von dieser Erde ist. Von dem Großen und Reinen, zu dem wir nie die Worte gefunden, und das uns doch das Einzige gewesen, vermag er nicht den schwächsten Glanz zu verdunkeln. Denn der Tod kann nichts als die Maske zerstören; nur die irdische Hülle besiegen. Nichts ist der Tod, als bloß der lebendürstende Wechsel, in dem alle Natur ihre Kräfte wirken läßt. Wie der Herbst nur ist er, der ihre alten Trophäen verbrennt, auf daß sie in ewig neuen Siegen neue, noch schönere erringe.“ Ein Roman der Stille und des Friedens. In Betrachtungen und Schilderungen spinnt er die Seele ein, daß sie selbst still und gelassen wird und nach Erregungen nicht verlangt. Ein Roman, der Andacht gibt statt Spannung und zuguterletzt feierlich stimmt wie ein sanft verdämmernder Abend, vom Rot der untergehenden Sonne durchglüht. Unter den Schilderungen ist eine Herbststimmung mit die schönste, eine Herbststimmung, freilich, wie sie einer kranken, fiebernden Seele entspricht. „Ich sehe die Schönheit im Antlitz des Herbstes, aber es ist eine Schönheit, die mich aufregt, die mein Herz in Unruhe versetzt. Ich sehe dieses hastige Aufleuchten der Farben, es ist wie die letzte Bewegung von etwas Lebendem, ehe es vergeht. In allen Fasern der Natur kochen die Säfte, als läge sie im letzten Fieber. Dort sind große glanzlose Blätter: sie sind gelb geworden wie Pergament. Andere sind braun und häßlich, wie die Erde, zu der sie werden sollen. In anderen glühen alle Adern in unnatürlichem Feuer. An jenem Stranche haben sich alle schlaff gesenkt wie gebrochene Flügel. Dunkelrot trieft es von ihnen, dunkelrot hängen die Beeren zwischen ihnen, der leiseste Windhauch streut sie auf den Boden, sie fallen matt in das welke Gras, wie schwärzliche Blutstropfen aus einer Wunde. Es ist ein wilder Sturm in allen diesen Farben. Eine Schönheit, die in bakchantischem Taumel liegt, weil das Fest zu Ende ist.“

Madonna mit dem Kinde und Engeln.
Nach dem Gemälde von Filippino Lippi im Louvre zu Paris.

Nichts von Feierlichkeit, ganz mit Fröhlichkeit erfüllt ist Friedrich von Bordecks Geschichtenbuch „Ruhig, Philister!“ (Berlin, Freund & Jäckel). Literarisch hält das Buch nicht in jedem Sinne, was die frühere Sammlung des Dichters „Aus der Zeit der Stockprügel und Gavotten“ versprach. In der frischen, saftigen Laune, in dem lebendig beweglichen Stil, der etwas Virtuosenhaftes hat, hält es sich auf der gleichen Höhe, aber in der Stoffwahl muß Bordeck doch tiefer bohren und schürfen, wenn er etwas erreichen will, was über den Tag hinausdauern, was mehr als eine Stunde Lachens schaffen soll. Diese Stunde Lachens verschafft freilich der Erzähler dem Leser unbedingt. Vor allem mit dem grotesken Fratzenspiel, dem tollen Übermut, dem burschikosen Überschwang, von dem das Hauptstück des Buches überschäumt. Dr. Schnitzel — mit Vorliebe nennt er sich Tschen — hat für eine Weile das Treiben der Großstadt satt. Er sehnt sich nach dem behaglichen Eingesponnensein jener kleinen Nester, an denen man auf jeder Sommerreise vorüberfliegt, ohne je Einkehr zu halten. „Bist du mal mit einem Nachtschnellzug gefahren, hier von Berlin nach Frankfurt oder München? Dann kommt man gleich hinter der Elbe durch lauter langweilige Rübenfelder, und dann wird's Abend, man schläft so ein bißchen, und dann wacht man wieder mal auf und weiß gar nicht recht, ist man vor oder hinter Leipzig oder Weimar. Dann hält der Zug mit einer Minute Aufenthalt, bei einer Station, die man noch nie bemerkt hat, deren Namen man sofort wieder vergißt. Lichtenau oder Fichtenau oder Birkenfeld oder Birkenstein oder so ähnlich. Man sieht aus dem Fenster auf einen leeren Perron und beneidet die Leute, die schon aussteigen dürfen, die nach kleinstädtischer, gemütlicher Sitte von Bruder Karl, Tante Aurelie, Onkel Gustav, einem gesunden, vergnügten Dienstmädchen und einem fidelen braunen Teckel abgeholt werden. Da wird abgepfiffen und mißmutig rasselt man weiter und sieht das stille Tal, die freundlichen Häuser, den alten Kirchturm verschwinden. Im Leben geht's einem ebenso. Man nimmt sich ein Billett, steigt ein und rasselt los, bis es zu Ende und man an irgendeinem öden Endpunkt abgesetzt wird. Statt daß man aussteigt, wo's schön ist.“ Doktor Schnitzel will es einmal anders machen, als gewöhnlich. Kurz entschlossen setzt er sich eines Morgens auf die Bahn und landet stillvergnügt in irgendeinem Lichtenau. Aber zum behaglichen Sicheinspinnen bringt er's nicht. Er stellt mit seinen Streichen das ganze Städtle auf den Kopf, und die Philisterei kommt aus Rand und Band. Schließlich treibt er es soweit, daß die wohllöbliche Polizei auf ihn aufmerksam wird und ihn unter ihre Fittiche nimmt. Eine Zeitlang zappelt er wie ein Fisch im engen Kasten, schließlich läuft jedoch alles zum besten aus. Und das niedlichste Mädel des Städtchens, Fräulein von Tümpelkröte, fällt dem siegreichen Großstädter als Beute anheim. Daß sie ihn für immer an Lichtenau fesselt, ist ihm aber recht. Die Geschichte erinnert an die Humoresken Hadländers und Winterfelds, aber sie zeigt doch ästhetisch feinere Züge, als die Derbheiten der alten Herren, und sie übertrifft sie an quellendem Leben und farbiger, sprühender Darstellung. Immerhin kann sie literarisch nur als eine Übung, eine Studie gelten, eine Vorübung zur Bewältigung größerer Aufgaben.

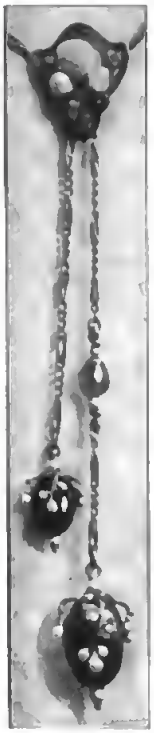
Reicher und vielseitiger gibt sich das Novellenbuch „Die große Stimme“ (Stuttgart, J. G. Cotta Nachf.) von Ida Boy-Ed. Ernst und Laune, Pathos und Satire in blühendem Durcheinander; die Dichterin läßt alle Saiten mit gleicher Meisterschaft erklingen. Mag auch das Buch an literarischer Bedeutung die großen Romane der Erzählerin nicht erreichen, so treten doch hier und da in den Novellen einzelne Seiten ihres Empfindens und Könnens stärker zutage, die in den Romanen weniger merkbar werden. Um eine ebenso feinsinnige wie poetische Idee rankt sich die erste Geschichte „Die große Stimme“ empor. Ein Mann, der bislang ein Kind des Glückes war, von den Männern geehrt, von den Frauen verwöhnt, wird des Gehörs fast völlig beraubt. Und bald wird ihm sehr deutlich klar, daß dieser Verlust seine Stellung zur Welt, zur Gesellschaft aufs schwerste beeinflußt. Er kann im Kreise der Freunde nicht mehr recht mitreden und wird in kurzer Frist von ihnen nicht mehr als voll betrachtet, geschweige, daß er sich als Führer behaupten kann. Noch bitterer aber enttäuscht ihn die Frau, die er liebt und die ihm schon weit entgegengekommen war. Auch sie nimmt ihn nicht mehr ernst und zieht sich nach und nach von ihm zurück. Verbittert flüchtet er sich hinaus in die Berge, um von allem, was Mensch heißt, weit abgeschieden zu sein. In der Einsamkeit der Natur aber versöhnt er sich mit seinem Geschick, „die Menschen verstummten mir, aber sie höre ich, sie spricht zu mir, die große Stimme der Natur“. Ein Hauch poetischer Stimmung ruht auch über der Erzählung „Ein Handel“. Schauplatz ein Gut im Holsteinischen, das von Wassersgefahr bedroht wird. Personen: Die Mutter, die gelähmt im Lehnstuhl ruht; Leni, die Tochter; der Großknecht; Knechte und Mägde. Großknecht will Leni zur Frau haben, und sie sagt nicht nein, denn sie ist im Banne seines herrischen, sinnlichen Wesens. Die Mutter aber, die ein tiefes Mißtrauen gegen den Charakter des Freiers hegt, weigert ihre Zustimmung. Durch eine Überrumpelung des Mädchens hofft der Mann schließlich seinen Willen durchzusetzen. Der Deichbruch aber, der eben jetzt erfolgt, macht den Plan zu schanden. Schon durchfluten die Wasser das Haus, alles rettet sich in das obere Stockwerk. Nur die gelähmte Frau kann sich nicht selbst vom Platze bewegen und fordert vom Großknecht, der allein mit Leni und der Mutter noch unten ist, daß er sie hinauftrage. Der nutzt jedoch die Lage aus und verlangt als Entgelt für seine Hilfe die Zustimmung zur Ehe. Die geängstigte Frau gewährt, was sie in diesem Augenblick nicht verweigern kann. Der Mann triumphiert und rettet nunmehr seine Brotherrin. Jetzt aber erklärt Leni, daß sie von einem Menschen, der die Todesnot zu einem Geschäft ausbeuten konnte, nichts mehr wissen wolle. Sie sieht in letzter Stunde ein, daß die Mutter den Charakter des Mannes recht bewertet hatte. Eine herbe Satire, die jedoch von lebendiger Humanität

diktiert ist, spricht aus den Geschichten „Die Moral ist gerettet“ und „Brutalität“. Köstliche Laune atmet die Humoreske von dem „Dorfdiplomaten“, der sein Heimatsdorf durch den Kinderreichtum einer armen Dorfinsassin arg bedroht sieht. Die Frau mit ihren Kindern muß von der Gemeinde erhalten werden, aber es wird mit jedem Jahre schwerer, die Kosten aufzubringen. Da kommt der Gemeindediener auf den listigen Einfall, für die Kindergesegnete einen Ehemann zu suchen. Aber nicht unter den Dörflern, sondern unter den Einwohnern der benachbarten Republik Lübeck. Und es gelingt ihm, einen Obdachlosen zu finden, der für ein gut Stück Geld bereit ist, die Kinderreiche, die ihrerseits nichts gegen eine Veränderung ihres Hausstandes einzuwenden hat, zu heiraten. Sobald das Geld verjubelt ist, geht der neue Ehemann in die weite Welt davon. Aber das schadet nichts, denn nun hat das reiche Lübeck für die Frau und die Kinder zu sorgen, nicht mehr das arme Dorf.

Unter den Büchern, die mir heute vorliegen, erhebt ohne Zweifel der Roman „Ein Königsdrama“ (Stuttgart, J. Engelhorn) von Richard Voß, die höchsten literarischen Ansprüche. Und zum Teil erfüllt er sie, in Einzelheiten der Schilderung, des Empfindungsausdrucks und der Charakteristik. Aber mit dem Werk als Ganzes hab' ich beim besten Willen keinen Einklang finden können. Es macht so gar nicht den Eindruck von etwas erdhaft Gewachsenem, im Natürlichen und Notwendigen Wurzelnden; das Absichtliche, Konstruierte tritt zu deutlich zutage. Überall merkt man es der Geschichte zu sehr an, daß sie als Beweis eines Lehrsatzes — Theorie der Entartung, Lehrsatz III, Entartung von Fürstengeschlechtern — zu dienen hat, daß sie auf gewisse Voraussetzungen hin, die von außen theoretisch in den Roman hineingetragen werden, nicht aus den Menschen und Dingen selbst erwachsen, präpariert ist. Mit anderen Worten, daß die Menschen unter dem Gesichtspunkt der Tendenz konstruiert sind, statt daß die Menschen das zuerst Geschaute sind und aus ihrem Wesen die Tendenz hervorgeht. Nicht zum wenigsten aber beruht das Unerquickliche der Wirkung auch auf der Form der Erzählung; der Held der Geschichte ist selbst der Erzähler, der seine Entwicklung eingehend bis in den Wahnsinn hinein, dem er verfällt, darlegt. Diese Icherzählung führt zu Selbstgefälligkeiten, psychologischen Unwahrscheinlichkeiten, die immer wieder den Eindruck, den feinempfundene und großgedachte Einzelheiten wecken, mehr als paralysieren. Voß schildert die Entartung eines Königsgeschlechts. Den Kern der Handlung bilden zweifellos geschichtliche Vorkommnisse im Wittelsbacher, zum Teil wohl auch im Habsburger Hause, Vorkommnisse neuester Zeit, wie sie allgemein bekannt sind, vom Dichter mit Phantasiezutaten durchsetzt, durch Phantasieerfindungen umgestaltet. Was so entstanden ist, das ist ein seltsames Durcheinander von ästhetischer Fein- und Grobarbeit, von künstlerischen Erlesenheiten und Theatereffekten, von psychologischer Tiefgründigkeit und psychologischer Absurdität, von großen und kleinlichen Zügen. Ein Königsgeschlecht, bis in den letzten Blutstropfen dekadent, Glied für Glied zum Wahnsinn prädestiniert, — und doch jeder der entarteten Schwächlinge zugleich ein Heros in ethischem Sinne. Der eine tötet sich selbst, um nicht die Kriegserklärung unterzeichnen zu müssen und sein Volk aller Voraussicht nach ins Verderben zu führen, der andere entsagt in eben dem Augenblick, da er mit Recht als Volksbeglücker gefeiert wird, freiwillig dem Thron, damit seine Herrschaft an ein gesünderes Geschlecht übergehen kann. Unfaßbar! Wenn das die Art Entarteter ist, dann waren alle Heiligen und Heroen dekadent. Die Geschichte bietet denn auch nirgends ein Gegenstück zu solchen Vorkommnissen. Ebenso widerspruchsvoll nimmt sich die Art und Weise aus, wie das Königtum als solches in seiner inneren und äußeren Bedeutung behandelt wird. Mit der Schärfe eines sezierenden Anatomen legt der Erzähler das Menschliche, allzu Menschliche der Herrscher von Gottes Gnaden bloß, ihre ganze Herrlichkeit erscheint wie eine mit bunten Flittern maskierte Totenlarve. Die Schilderung scheint geradezu darauf angelegt zu sein, den Satz zu bestätigen, den der prinzliche Tagebuchschreiber selbst vorbringt: „Mir ist immer, als wäre ein Freistaat etwas Gesünderes und Naturgemäßeres als eine Monarchie.“ Und doch auf der anderen Seite wieder klingt es, als sei dieser ganze Königsroman aus einer mystischen Ehrfurcht heraus geboren; immer wieder nimmt es sich so aus, als bestände eine Kluft zwischen Königen und anderen Erdwesen von unausfüllbarer Breite. Ein edles Weib geht freiwillig in den Tod, nur um dem Geliebten zu ermöglichen, daß er seine erträumte Königsmission durchführen kann. Von ähnlichen Widersprüchen klafft die ganze Lebens- und Charakterentwicklung des prinzlichen Tagebuchschreibers. Erst gibt er sich als einen neuen Hamlet, der mit allem fertig ist, dann wird er plötzlich zum sentimentalen Liebhaber, dem ein schäferliches Liebesidyll über allen Glanz der Kronen geht; eine Zeitlang gebärdet er sich als ein bissiger Verhöhner des Königtums, plötzlich sucht er das höchste Ziel allen Ehrgeizes im Purpur. Und dann auf einmal wieder entsagt er der Krone und hat den Mut, während schon der Wahnsinn bei ihm ausbricht, sich selbst die Grabschrift zu setzen: Einer, der die Menschenprüfung (nicht nur die Königsprüfung) bestanden hat. Vergebens sucht der Erzähler all dies Gegensätzliche miteinander zu vereinen; die Übergänge, die er hinstellt, sind allzu zerbrechlich gebaut. Weiter dem verworrenen Faden nachzugehen, hat wenig Sinn. Und wenig Sinn, im einzelnen das Durcheinander von Kraft und Süße, von Größe und Kleinheit darzulegen. Einfach deshalb nicht, weil das Ganze, ästhetisch, künstlerisch genommen, nicht recht gelungen erscheint. Das alles schließt freilich nicht aus, daß der Roman ungemein spannend ist und voll fesselndster, wirklich echt künstlerisch gesehener und wiedergegebener Einzelheiten.

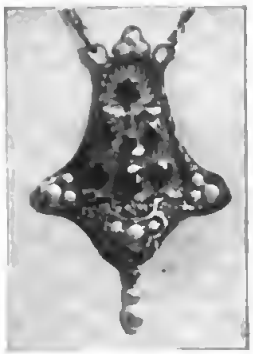
# Illustrierte Rundschau.

**Neue Goldschmiedearbeiten von K. Rothmüller-München. — Neue Arbeiten in Zinn von Engelbert Kayser-Köln. — Ex-Libris von Ellriede Wendtlandt, Helene Varges, Käthe Olshausen-Schoenberger. — Wilhelm v. Polenz †. — Ludwig Passini †. — Zimmer-Einrichtungen von W. Kimbel & Friederichsen-Berlin. — Zu unsern Bildern.**

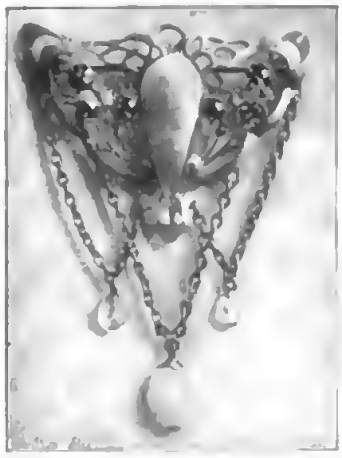


Ketten-Anhänger in zweifarb. Gold mit Smaragden, Perlen, Turmalinen und Gold.

Weihnachten ist das große frohe Gabenfest. Es schickt sich wohl, daß auch wir die Rundschau im Weihnachtsheft mit einigen Abbildungen beginnen, deren Originale sich besonders zu Geschenken eignen. Da sind zunächst neue Schmucksachen des Goldschmieds K. Rothmüller (München, Müllerstraße 44), die sich wie immer durch feinen Geschmack und originelle Erfindung auszeichnen. Rothmüller wandelt in mancher Beziehung die Pfade seines großen Pariser Kollegen Lalique — nur daß er seine Preise nicht wie dieser fast ausschließlich auf die Scheckbücher von amerikanischen Multimillionären zuschneidet. Er ist Meister in der schönen Verwendung von Halbedelsteinen, die er mit der Fassung stets eigenartig zusammenzupassen versteht — in Form und Farbe. Merkwürdig genug, daß all diese Halbedelsteine und die auf der Grenze zum Ganzedelstein stehenden Steine, diese Almadine und Turmaline, Zirkone und Chrysotithe, Citrine und Amethyste usw. so lange von unseren Juwelieren und daher auch vom kaufenden Publikum verachtet wurden, daß man erst jetzt wieder auf ihre Farbenpracht, auf ihre treffliche Schleifbarkeit und all ihre anderen guten Eigenschaften aufmerksam geworden ist; freilich jetzt so entschieden, daß sich ihre Preise bereits bedenklich nach oben bewegen. —



Anhänger in Silber und Grüngold.



Brasche in blankem Silber mit Perlschale, Almadin, Bergkristall, Chalcedon.

Brustschließe in Silber mit Chalcedonen und Karnrot.

Wir schließen diesen schönen, künstlerisch reifen Arbeiten Rothmüllers einige Abbildungen neuer Arbeiten in Kayserzinn an (Engelbert Kayser-Köln), die völlig auf der Höhe der früheren Leistungen des bekannten Hauses stehen. Ruhige, dem Extremen, Bizarren sorgsam ausweichende, dem guten Neuen aber auch sein volles Recht lassende Formengebung zeichnet sie aus. Es ist nicht abzustreiten: Das Kayserzinn hat dem viel verkannten schönen und im Gebrauch dankbaren Metall wieder zu dem Ehrenplatz im Haushalt verholfen, den das Zinn bei unseren Altvordern besaß und der erst zerstört wurde, als das Porzellan und dann die plattier-

Anhänger in Gelb- und Grüngold mit Barockperlen, Rubinen und Diamanten.

Neue Arbeiten von K. Rothmüller in München, Müllerstraße 44.

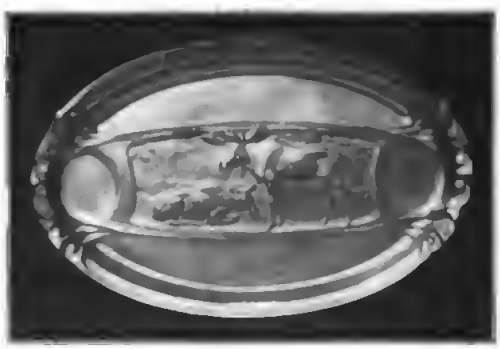
ten Geschirre ihren Einzug in Deutschland hielten. Besonders den letzteren gegenüber, deren treffliche verdienstliche Eigenschaften an sich durchaus nicht geleugnet werden sollen, gebührt dem Zinn der Preis ungeschminkter Echtheit: es will nie mehr scheinen als es ist, will nicht Silber vortäuschen. Es ist sich in seinem matten, milden Glanz und bei seiner Dauerhaftigkeit aber auch selbst genug. Neuerdings bürgert sich übrigens gerade das Kayserzinn als beliebter Geschenkgegenstand besonders ein, und zwar nicht nur im engeren Familienkreise, sondern auch in solchen Fällen, wo man noch vor einigen Jahren es „unter Silber" gar nicht glaubte tun zu können, wie z. B. bei Hochzeitsgeschenken. —

Suppenterrine aus Kayserzinn.

Eine Anzahl ausgesuchter neuer Ex-Libris-Blätter folgt, und zwar ausschließlich solche Blätter, die von Frauenhand entworfen sind: Elfriede Wendtlandt, Helene Varges, Käthe Olshausen-Schönberger sind die liebenswürdigen

Kuchenteller aus Kayserzinn.

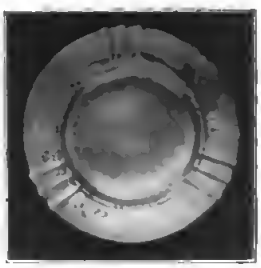
Künstlerinnen. Es will uns scheinen, als ob das Ex-Libris-Gebiet so recht ein Betätigungsfeld für künstlerisch veranlagte Frauen und Mädchen wäre — daß wir dem blassen und öden Dilettantismus damit nicht das Wort reden wollen, ist selbstverständlich. Diese kleinen Blätter weisen aber unmittelbar auf Zierlichkeit, leichte Grazie, anmutige Erfindung hin, wie sie dem Geist und der Hand der Frau entsprechen. Unter Umständen kann ja auch ein wuchtiges Ex-Libris vollkommen am Platz, ja geboten sein: die Bücherei eines Gelehrten, wie es etwa Mommsen war, könnte ich mir auch nicht mit Zierlichkeiten durchschossen denken. Für die ungeheure Mehrzahl besonders der Hausbüchereien aber — und das Bedürfnis, eine solche zu besitzen und zu pflegen, ist ja endlich auch in Deutschland erwacht — eignen sich diese graziösen Ex-Libris mit ihrer zarten Linienführung vortrefflich. Für jedermann, der nach einem, für ihn geeigneten Ex-Libris-Zeichner sucht, kann übrigens die Lektüre der mit ca. 170 Abbildungen geschmückten Monographie „Ex-libris" von W. von Zur Westen, einem der feinsten Kenner des ganzen Gebietes, warm empfohlen werden. —



Fleischschüssel aus Kayserzinn.

Ganz unerwartet verschied an einem tückischen Darmleiden im Alter von 42 Jahren, am 13. November, Wilhelm von Polenz. Der sächsische Majoratsherr zählte zu den ausgesprochensten Talenten unserer neueren Literatur; er war ein Mann von freiem Blick, ein Schriftsteller von starker Gestaltungskraft mit einem kräftigen Einschlag wirklich dichterischer Begabung. Geboren am 14. Januar 1861 auf Schloß Ober-Kunewalde, widmete er sich zunächst dem militärischen Beruf; er war sächsischer Kavallerist, wie sein Freund Georg von Ompteda, wie Fritz von Uhde und M. von Egidy. Als er dann seinen Abschied nahm und sich, nach juristischen Studien, seinem Besitze widmete, erwachte die dichterische Ader in ihm, und das beste, was er geschaffen, gewann er aus der Anschauung, aus Anregungen, die ihm das Landleben und der Umgang auf dem Lande bot. Gleich sein erster Roman: „Der Pfarrer von Breitendorf" (1893), erregte Aufsehen. Es folgten „Der Büttnerbauer" (1895) und „Der Grabenhäger" (1897) — Werke von starker Kraft und rückhaltloser Offenheit, wo es Polenz darauf ankam, Schäden, die er gesehen zu haben meinte,

Suppenteller aus Kayserzinn.



Dessertteller aus Kayserzinn.

zu beurteilen. Nicht ganz die gleiche Anerkennung fanden seine weiteren Romane „Thekla Lüdekind“ und „Liebe ist ewig“. Vor etwa Jahresfrist reiste Polenz dann nach Nordamerika und veröffentlichte erst kürzlich als Frucht dieser umfassenden Studienreise einen Band „Das Land der Zukunft“, in dem er die wirtschaftlichen und sozialen Zustände in den Vereinigten Staaten in einem zusammenfassenden Bilde darzustellen suchte. Das Werk hat Aufsehn gemacht; es beruht augenscheinlich auf gründlichen Vorarbeiten und Studien, bringt viel fesselndes Material — nur wollte es mir bei der Lektüre scheinen, als sei der Dichter bisweilen dem Volkswirtschaftler ein wenig ins Gehege gekommen. Wer sich aber über die Verhältnisse in Nordamerika orientieren will, wird das interessante Buch neben dem „Lande der unbegrenzten Möglichkeiten“ von Geheimrat Goldberger und der soeben erschienenen Monographie „Die Vereinigten Staaten“ von Dr. Hötzsch nicht entbehren können. Persönlich war Wilhelm von Polenz, der in Berlin nicht selten als Gast erschien, einer der liebenswürdigsten, natürlichsten Männer, die ich je kennen lernte. Auch wir durften ihn übrigens zum gelegentlichen Mitarbeiter zählen; so erschien seine feine Charakterstudie „Der arme Grule“ zuerst, 1898, in diesen Heften. —

Starb Polenz in der Blüthe des Mannesalters, so war es Ludwig Passini, der am 6. November in Venedig verschied, vergönnt, bis an die Schwelle des Greisenalters zu wirken und zu schaffen. In Wien wurde der Meister der Aquarellkunst im Jahre 1832 geboren; 71 Jahre ist er also alt geworden, bis in die letzten Jahre hinein sandte er seine farbenfrohen Bilder auf alle großen Ausstellungen — und sie übten auf die Zuschauer die gleiche Wirkung aus wie ehedem. Ludwig Passini war trotz seines italienischen Namens von Geburt, aber auch seinem künstlerischen Bildungsgange nach ein Deutscher; er studierte zuerst unter dem Wiener Kupelwieser und wurde dann durch den trefflichen, wenn auch einseitigen Leipziger Aquarellisten Karl Werner auf das Feld seiner besondern Begabung, eben die Aquarellkunst, geführt. Aber Passini hing doch — obwohl er mit einer Berlinerin verheiratet gewesen ist und auch zeitweise an der Spree heimatsberechtigt wurde — mit allen Fasern an seinem geliebten Wunderlande Italien und an der Wunderstadt Venedig zumal. Hier hauste er in einem alten Palazzo, hier fand er, was er an Motiven und Modellen brauchte: romantische Fassaden, enge Kanäle, hochgeschwungene Brücken, das blaue Meer und weihraucherfüllte Kirchen, schmucke Menschen dazu, hübsche Mädchen und Kinder, schwarzäugige Männer in farbenfroher Gewandung. Unermüdlich gab er das alles wieder, in immer neuen Variationen, und unbekümmert darum, ob die neuere und neueste Kritik ihn dann und wann hart zauste: er wußte ja, er

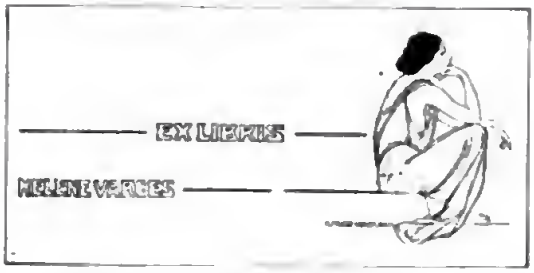
Ex-libris von Helene Barges.

Ex-libris von Elfriede Wendtlandt.

Ex-libris von Helene Barges.

Ex-libris von Helene Barges.

gefiel dennoch. Die Reihe seiner immer sonnigen, immer graziösen Gemälde, seiner kleinen Bilder muß unendlich groß sein. Am bekanntesten wurden besonders, auch durch vielfache Reproduktion: „Chorherrn im Gestühl“ (Berliner National-Galerie), „Der Melonenverkäufer“, „Volk auf der Brücke“ und vor allem, wohl sein Hauptbild, die „Vorlesung aus Ariost im Kreise venetianischer Fischer“. Ausgezeichnet war Passini auch im Aquarellbildnis, für das er die liebenswürdige Technik vortrefflich dienstbar zu machen wußte; noch vor wenigen Jahren schuf er ein Porträt der Frau von Kaufmann, das in seiner Art vollendet genannt werden muß. —




Ex-libris von Elfriede Wendtlandt.

Ex-libris von Käthe Olshausen-Schönberger.

Ex-libris von Käthe Olshausen-Schönberger.

Den Schluß unserer Rundschau bildet eine Reihe von Abbildungen nach Zimmerausstattungen der Werkstätte Rimbel & Friedrichsen in Berlin W., Yorkstraße 43 — eine Nachfrucht der diesjährigen Berliner Kunstausstellung, in der diese Beispiele moderner Wohnungskunst großen Beifall fanden. Es sind Möbel in einem Wohnzimmer, im Eßzimmer, im Schlafzimmer, im Empfangszimmer. Die Möbel des ersteren sind in Nußbaum mit matten Kupferbeschlägen ausgeführt; die Wände altrot gehalten, die Decke weiß mit grauen Tupfen; das Eßzimmer zeigt Möbel aus stark gemasertem hellgelben Eschen-Olivenholz bei einer Wandbekleidung von resedafarbener Bastmatte und einer tiefroten Matte auf dem Fußboden; die Schlafzimmermöbel sind in lichtem Sykomorenholz mit Perlmutter-Einlagen ausgeführt; Teppich und Wandbekleidung in hellem Blaugrau; der Empfangsraum endlich, dessen Wandbekleidung in altblau gehalten ist, weist Möbel in Mahagoni mit Silber auf. Wir geben in Ergänzung der Abbildungen absichtlich diese Einzelheiten, um auf die Sorgfalt der Farbenzusammenstellung hinzuweisen, die für die heutige Innendekoration eine so große Rolle spielt. Selbstverständlich gehören die Rimbel-Zimmer in eine Luxusausstattung (schon die Art der Materialien zeigt das); die Zimmer und die einzelnen Möbel zeichneten sich jedoch auch durch treffliche Raumausnutzung und praktische Anordnung aus. Indessen ist das, wovon wir soeben sprachen: die schöne Farbenzusammenstellung, keineswegs an den Luxus gebunden. Auch eine schlichtbürgerliche

Prof. Ludwig Passini †.
(Originalaufnahme von W. Fechner in Berlin.)

Wilhelm von Polenz †.
(Aufnahme von J. C. Schaarwächter in Berlin.)

Aus einem Empfangszimmer.
Von Wilhelm Kimbel & Friederichsen in Berlin.

Ausstattung kann die gleichen Vorzüge zur Geltung bringen, wenn nur das rechte Auge, der gute Geschmack vorhanden sind und man nicht aufs Geratewohl hier einen Teppich, dort einen Schreibtisch, am dritten Ort Vorhänge kauft, ohne den Gesamteindruck vorher zu überdenken. Das Schwierigste bleiben — bei Mietswohnungen — freilich immer Decken, Wände und Öfen. Es ist aber, seit die Herren Hauswirte mindestens in größeren Städten einigermaßen verstehen gelernt haben, daß einfarbige matte Töne für den Teil der Innendekoration, den sie zu liefern haben, das Praktischste sind, auch auf diesem Gebiete vieles besser geworden.

* * *

Wie alljährlich, bringt unser Weihnachtsheft auch heuer einen besonders reichen Bilderschmuck. Das Heft eröffnet als Titelbild ein farbiger Ausschnitt aus dem berühmten Madonnen-Gemälde von Filippino Lippi (etwa von 1457—1504) im Pariser Louvre. Der Meister stand schon an der Schwelle der Hochrenaissance, aber der Einfluß seines größeren Vaters Fra Filippo, des ersten, der Frauen und Mädchen mit demselben Streben nach Naturwahrheit malte, wie Masaccio ernste Männer, — dieser Einfluß auf seine Kunst ist noch ebenso unverkennbar, wie der von Sandro Botticelli, der annähernd sein Altersgenosse und doch auch sein Lehrer war. Wenn er diese beiden in der Tiefe der Auffassung auch nicht ganz erreicht, so überflügelt er sie doch bisweilen, in seinen besten Werken, an Mannigfaltigkeit der Charakteristik und an Lebendigkeit des Vortrags. Als sein Hauptwerk gilt die Vision des Heiligen Bernhard, die sich in der Badia bei Florenz befindet: inmitten einer großartigen Gebirgslandschaft — er behandelte fast als erster die Landschaft mit größerer Freiheit — erscheint dem Heiligen die Madonna mit vier Engeln. Es wurde ihm dann der ehrenvolle Auftrag, die Ausmalung der Brancaccikapelle zu vollenden, und er hat sich dieser Aufgabe mit Würde und Geschick erledigt, wenn seine Fresken auch nicht völlig an die von Masaccio hinterlassenen heranreichen mögen. Zu den besten Werken Filippinos zählen ferner die thronenden Madonnen, die in starker Anlehnung an Lionardo gemalte „Anbetung der Könige" in den Uffizien, eine Madonna in S. Spirito in Florenz und eine „Begeg-

Eßzimmer. Von Wilhelm Kimbel & Friederichsen in Berlin.

nung zwischen Joachim und Anna", die sich jetzt in Kopenhagen befindet. — Wir verdanken die Möglichkeit, das hoheitsvolle Gemälde in den vollen Farben des Originals wiedergeben zu können, einer meisterlichen Kopie von Moritz Roebbecke, der sich als Kopist alter Werke einen besonderen Ruf erworben hat und u. a. längere Jahre in allen großen europäischen Galerien für den verstorbenen Prinzen Georg von Preußen tätig war. Einen Überblick über das Original gewährt dessen Reproduktion zwischen Seite 600 und 601. Moritz Roebbecke als selbständigen Künstler aber können wir in der flotten Zeichnung auf Seite 505 kennen lernen. — Zwei unserer Bilder sind winterlich gestimmt: das zwischen Seite 512 und 513 wiedergegebene Gemälde von Georg Flad und das Gemälde von Hans v. Hayek (zwischen Seite 552 und 553); beide Maler gehören der jüngeren Künstlerkolonie von Dachau an und beide wählten denn auch Stoffe aus dem bayrischen Lande: der eine ein Stück Dachau selbst, der andere einen Ausschnitt aus der Flußlandschaft der Amper. — Wir bringen weiter zwei reizvolle plastische Arbeiten, die auch von Münchener Künstlern stammen, wo die Bildhauerkunst sich neuerdings kräftig entwickelt und ihre eignen, von der Berliner Plastik abweichenden Wege geht: den „Knaben mit Schnecken" (zwischen Seite 520 und 521) von Hugo Köhler und einen eigenartig aufgefaßten „Krieger" (zwischen Seite 568 und 569) von Fritz Behn. Endlich reihten wir zwei Porträts ein: ein Frauenbildnis — sehr fein und ernst — von Alois Erdelt (zwischen Seite 528 und 529) und das Selbstbildnis von Leo Samberger (zwischen Seite 576 und 577), eine überaus flotte Zeichnung, die ganz in Sambergers charakteristischer, nur auf das Herausheben des Wesentlichsten zielender Art ausgeführt ist.

H. v. T.

Wohnzimmer. Von Wilhelm Kimbel & Friederichsen in Berlin.

Aus einem Schlafzimmer.
Von Wilhelm Kimbel & Friederichsen in Berlin.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W, Steglitzerstr. 53.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin.

Verlag von Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld und Leipzig. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Münchner Kindl. Nach dem Gemälde von Bruno Piglhein †.
Im Besitz Seiner Königlichen Hoheit des Prinz-Regenten Luitpold von Bayern.

Velhagen & Klasings
# MONATSHEFTE

Herausgeber:

Theodor Hermann Pantenius und Hanns von Zobeltitz.

XVIII. Jahrgang 1903/1904. Heft 6, Februar 1904.

## Vorbei ...

Novelle von

Rudolph Stratz.

(Abdruck verboten)

Als die blauen Höhen des Odenwaldes immer deutlicher über der Rheinebene hervortraten und der Zug sich Heidelberg näherte, hielt er es nicht mehr auf seinem Platze in dem Abteil erster Klasse aus, das er mit seiner Frau allein inne hatte. Er trat zum Fenster und schaute hinaus in den goldig warmen Hochsommertag.

„Da ... sieh, Hertha!“ sagte er fröhlich aufgeregt. „Das ist schon Ladenburg ... da stecken die Kanonenkugeln von 1849 noch im Stationsgebäude — und jetzt gleich ... paß auf ... da fahren wir über den Neckar ...“

Die junge Frau blickte auf den Fluß hinunter. Ihr Gesicht, das an sich ganz hübsch war, hatte einen teilnahmlosen Ausdruck. „Der ist aber schmal!“ meinte sie.

„Ja. Hier! Weiter oben, bei Heidelberg, ist er breiter. Ganz breit. Gott ... Heidelberg! Da ist man nun endlich mal wieder da — nach so viel Jahren — und morgen abend um zehn Uhr muß man schon wieder weg! In die Tretmühle hinein! Dafür ist der Mensch nun mal preußischer Regierungsrat!“

„Anderthalb Tage sind doch genug für das Stiftungsfest von solch einem Korps!“

„Ja. Dir! Dir ist immer gleich alles genug!“ Er unterdrückte ein leichtes Seufzen und spähte wieder in die Ferne. „Da ... jetzt kann ich schon den Turm auf dem Königstuhl erkennen ... siehst Du ihn? Schön — wie der alte Berg sich so gerade über der Stadt erhebt — nicht?“

„Ja. Sehr hoch ist er nicht!“

„Nun ja ... Alpen gibt's keine in der Pfalz! Das kannst Du auch nicht verlangen! ... Gott ... Hertha, freu Dich doch mit mir! Sei doch ein bißchen vergnügt ...“

„Ich bin's ja!“

„Aber Du zeigst es nicht! So wie ich!“ Er lachte übermütig, riß sich plötzlich die Reisemütze vom Kopf und warf sie zum Fenster hinaus, in ein Wäldchen von grünumrankten Hopfenstangen. Sie blieb auch dabei gelassen und frug ohne Erstaunen: „Was soll denn das nun wieder heißen?“

„Das heißt, daß die Kappe ihre Schuldigkeit getan hat! Alt genug war sie. Jetzt kommt was Besseres an die Reihe.“ Er öffnete seinen Handkoffer und nahm eine silbergraue Korpsmütze und ein dreifarbiges Band heraus. „Hilf mir, bitte, einmal das Cronenband umlegen ... so ... unter der rechten Schulter durch ... danke ... und nun die Mütze auf! Weiß Gott ... man fühlt sich wahrhaftig gleich um zehn Jahre jünger ...“

Und er sah jugendlich genug aus, wie er heiter in den Spiegel blickte. Ein kluges, lebendiges Gesicht schaute ihm da entgegen,

vernarbte Schmisse einer wilden Burschenzeit überall unter dem spitzgeschnittenen, braunen Vollbart, aber in den dunklen Augen der Ernst des mitten im Leben stehenden Mannes. Er drehte sich nach seiner Frau um und lachte wieder. „Na — wie gefall' ich Dir jetzt?"

Ihr spitzes Kindergesicht war unbelebt wie bisher, und sie antwortete: „Du siehst wie ein alter Gymnasiast aus! Das ist doch zu sonderbar . . . ein erwachsener Mann mit solch einer Mütze . . ."

„Ja — die trägt das Korps Curonia in Heidelberg nun einmal seit neunzig Jahren!"

„Aber bei uns daheim haben die Schüler vom Gymnasium farbige Mützen getragen. Da muß ich immer an die dummen Jungen denken."

Er behielt die silberfarbene Kappe auf, aber seine Züge hatten sich verdüstert. „Du hast wirklich ein Talent, einem die Stimmung zu verderben!" sagte er und setzte sich müde wieder hin und schwieg, bis der Zug in den langgestreckten Bahnhof einfuhr. Da verscheuchte er seine dunklen Gedanken und sprach halblaut, wie zu sich selbst: „Das ist Heidelberg!"

„Das ist Heidelberg? Aber da sind ja lauter Fabriken und Rauch und graue Mietshäuser!"

Er nickte trübe. „Wo Du hinschaust, Hertha — da ist eben Rauch und ist es grau! Nun komm! . . . Wir wollen uns eilen!"

Sie stiegen aus. Durch einen Kofferträger wurde ihr Gepäck in eins der vielen Hotels am Bahnhof gebracht. Dort bat er seine Frau noch einmal: „Zieh Dich nur recht rasch um, damit wir noch rechtzeitig zum Frühschoppen kommen! Sonst fahren die Leute ohne uns weg!" Dann trat er wartend vor den Gasthof und sah die Anlagen hinab und lächelte erinnerungsvoll. Das war alles noch wie damals! Die Sonne schien wie einst durch das Laubdach der Kastanienzweige, vom Berghang schimmerten ganze Wälder der südlichen Edelbäume über graue Häuser und Häuschen, und wie einst bummelten buntbemützte Studenten mit großen Doggen des Weges und fuhren die Engländerinnen in ihren grünen und braunen, um den Hut gewundenen Reiseschleiern hinauf zum Schloß und schauten erstaunt auf den bärtigen Mann in dem farbigen, akademischen Jugendschmuck und blätterten im Baedeker, als ob er da irgendwo als Sehenswürdigkeit verzeichnet sein müsse.

Eine halbe Stunde stand er da, in Gedanken an eine Zeit verloren, die ihm so nahe schien, als sei er vor wenigen Wochen erst, von allen Korpsbrüdern umringt und von jedem einzeln Abschied nehmend, um Mitternacht in den Schnellzug gestiegen und hinaus in das Dunkel und in das Leben gefahren. Dann erschien endlich seine Frau. Er winkte dem nächsten Kutscher, und sie fuhren in die Stadt hinein.

Die war wegen des Korps-Jubiläums an vielen Orten beflaggt. Vor Konditoreien und Elfenbeinschnitzerläden, vor Kneipen, Friseurgeschäften und Pankzeughandlungen hingen die Curonenfahnen und waren grüne Reiser an den Türen angebracht. Aber er achtete jetzt nicht darauf. Er schaute nur nach vorn, ob sie noch zurecht kämen, und sagte dann, ehe noch die Droschke um die letzte Wegbiegung rasselte: „Na — Gott sei Dank — sie sind noch da!"

Von zwanzig, dreißig schrillen Bubenstimmen tönte das althergebrachte, unermüdlich abgeleierte:

„Juchheirassasa!
Die Curonen sind da!
Die Curonen sind tuftig!
Sie rufen Hurrah!"

und dann ein allgemeines Geschrei und Getümmel, wenn von oben aus den Fenstern des Korpshauses, vor dem die Bengel sich drängten und sangen, ein Regen von Nickelstücken niederging. Auch viele andere Leute standen neugierig um das schmucke Schlößchen, eine Menge Wagen war davor aufgefahren, die Peitschen knallten, die Hunde bellten, die Diener in bunten Röcken sprangen, und innen im Hause und Garten schmetterte die Musik ihre Weisen in das Gelächter und Stimmengewirr der Festgäste. Es waren ihrer wohl ein paar Hundert. Auf weißen Haaren wie auf kahlen Platten und den Blondköpfen der jungen Füchse schimmerten die silbergrauen Mützen, und unter ihnen schauten Gesichter aller Art wieder wie einst zum Schloß empor und zum Neckar hinab — altersstreng und verwittert oder milde geworden im Lauf der Zeit — tatenfroh und müde — gesund und kränklich — geistig

gewachsen unter der Last des Lebens oder allmählich abgestumpft und verflacht — sie alle, die da saßen, waren auf tausend verschiedenen Wegen in die Welt hinausgewandert — in die Schreibstuben des Staates und auf eigene Scholle, auf Exerzierplätze, in Krankenräume und Gerichtssäle, auf Ahnenschlösser und das Parkett des Hofes und in stille Gelehrtenzimmer — viele selbst weit übers Meer — und doch waren sie alle Brüder des Korps Curonia und trugen alle das gleiche Band. Und ebenso hatten alle die Damen, die zur Feier mitgekommen — von den gutmütig lächelnden, rundlichen Studentenmamas bis zu den vergnügten jungen Frauen der ebenfalls jungen „alten Herren" und den insgeheim auf den Glanz ihrer Brüder neidischen Backfischen — jede einen kleinen buntsilbernen Korpszirkel als Schmuck an der Brust. Überall war ein solches Gedränge, daß das neu angekommene Ehepaar kaum hindurch konnte. Hertha spürte auch gar keine Lust dazu. Sie hatte etwas Kopfschmerzen. So blieb sie stehen und sah das bunte Bild an — ohne Abneigung, aber auch ohne Interesse, so wie man etwa in das Getümmel eines Wartesaals auf dem Bahnhof schaut. „O Gott . . . die vielen Leute!" sagte sie, weiter nichts, und folgte dann doch ihrem Gatten auf dem Weg, den er ihr bahnte, bis in das Allerheiligste, den mit unzähligen Photographien und Daguerreotypen, Schlägern, Trinkhörnern, Tierfellen und silbernen Weihgeschenken geschmückten Kneipsaal.

An dessen Schwelle machte auch er suchend Halt. Wohin er blickte, nur fremde Gesichter. Wo waren denn nur die Korpsbrüder *seiner* vier Semester geblieben? Viel waren es überhaupt nicht gewesen, ein Dutzend im ganzen höchstens. Von denen waren ein paar schon gestorben, andere im Ausland oder sonst am Kommen verhindert. Aber ein oder zwei mußten doch da sein, die mit ihm zusammen das Curonenband getragen . . .

„Donnerwetter, Leibfuchs . . . hierher angeschwirrt!" rief neben ihm aus der Ecke ein tiefer Baß. Er drehte sich um und lachte laut auf. „Herrgott . . . Mähler . . . da bist Du ja . . . na . . . das ist ja famos . . . erlaub', daß ich Dich meiner Frau vorstelle: mein Leibbursch, der dicke Mähler . . . Du weißt ja . . . ich hab' Dir ja schon viel von ihm erzählt . . . na und wo stecken denn nun die übrigen Leute?"

„Nur eine einzige Säule . . ." sagte der andere phlegmatisch. „Keiner ist da . . . außer mir und jetzt Du . . . Mögen sie! Wir sind uns genug!" Er wandte sich an Hertha. „Wissen Sie, Korpsschwester: ich hab' drei Leibfüchse gehabt, aber der da ist der einzige, der was taugte!"

Dabei lachte er über das mißtrauisch abwehrende Gesicht, das die junge Frau bei der Anrede mit „Korpsschwester" machte. Es zuckte belustigt auf seinen weitläufigen, von den weißen Schlängelchen alter Narben geäderten und nur spärlich von Bart bedeckten Zügen, und die kleinen, aber scharfen Augen blickten schläfrig-schlau auf das Ehepaar, während er sich mit dem Taschentuch über den feuchten Kahlkopf fuhr. Denn es war hier innen sehr heiß, besonders für einen Mann, der wie er zwar auffallend groß und breitschultrig, aber noch korpulenter war.

Und sein einstiger Leibfuchs dachte mit einer leisen Regung des Unbehagens, über die er sich selbst kaum Rechenschaft gab: Er ist vor der Zeit klug und dick geworden, der gute Mähler. Natürlich: jeder Mensch entwickelt sich in seiner Richtung weiter. Das, womit er uns seiner Zeit so imponiert hat — und einem unklaren, jungen Schwarmkopf wie mir ganz besonders — sein unglaublicher und dabei so gemütlicher und grundgescheiter Egoismus, seine gutmütige und offenherzige Ironie über so ziemlich alles, was es damals Wichtiges für uns gab — das hat sich nun im Lauf der Dinge noch verstärkt. Nur hat man auch selbst einen freieren Blick dafür bekommen. Aber was half das jetzt? „Also wollen wir uns setzen!" sagte er. „Da ist ja gerade noch ein Platz frei!"

Leopold Mähler blieb noch stehen. „Erlaubt nur," meinte er lachend, „daß ich Euch vorher mit *meinem* Hauskreuz bekannt mache: meine Frau Barbara . . . mein Leibbursch, Viktor von Brunold, nebst Gemahlin . . ."

Neben ihm hatte sich eine junge Dame erhoben und lachte, vergnügt und ein wenig befangen, wie ein Mensch, der sich in einer ihm ganz ungewohnten Umgebung, im Tabakrauch, zwischen den Waffen und Trinkhörnern der Männerkneipe, befindet und sich

dabei eigentlich sehr wohl fühlt. Und so, kameradschaftlich-heiter, wie sie es bei den anderen gesehen, streckte sie erst dem Regierungsrat die Hand hin, dann seiner Frau. Sie war wohl einen halben Kopf größer als Hertha, sehr schlank und sehr gut angezogen, braune Haare und braune Augen. Und Viktor von Brunold wußte nicht recht: War sie hübsch oder schien sie ihm nur so ... in diesem Augenblick ... und war im nächsten Moment wieder anders und auch wieder hübsch. Ihr Gesichtsausdruck war so wechselnd wie ein Spiegel, in dem die Eindrücke der Außenwelt wellengleich einander folgten. Das machten die Augen: Die waren so jung und frisch, und von ihnen aus belebte sich das ganze frohe und leichtgerötete Antlitz. Und er dachte sich mit stillem Neid, während man Platz nahm: Dieser Mähler ist doch immer noch derselbe raffinierte Lebenskünstler! Was hat der sich da wieder für eine famose Frau aufgegabelt! Dann sagte er: „Verzeih — ich wußte gar nicht, daß Du verheiratet bist!"

„Schon seit fünf Jahren!"

„Und das hast Du mir nicht angezeigt?"

„Doch!" sagte der andere und fing wieder an, sich seinem Teller mit Kaviar zu widmen, vor dem eine Rotweinflasche stand. „Hab' ich getan! Aus Moskau! Aber es gingen damals offenbar eine Menge Briefe verloren."

„Was hast Du denn in Moskau gemacht?"

„Geld verdient!"

„Eigentlich habt Ihr doch genug bei Mähler und Kompagnie!"

„Man hat nie Geld genug. Wir haben eine Filiale unserer Berliner Fabrik in Moskau gegründet; die leitete ich und fühlte mich sehr wohl unter den Russen und wäre jetzt noch dort — aber als Ehemann ... die Bärbel," er wies mit vollen Backen auf seine Frau, „will durchaus nicht hin! Hilft nichts! Sie geht nun einmal nicht mit!"

Und die junge Frau neben ihm bestätigte: „Nein. Ich tu's nicht! Moskau ist sicher greulich! Ich will da sein, wo es nett ist!"

„Hier zum Beispiel?"

„Ja! Ach, was hab' ich mich auf die Tage in Heidelberg gefreut! Und wie hab' ich meinen Mann plagen müssen, bis er seine Faulheit überwand ..."

„Das nennst Du Faulheit! Ich nenn' es Geschäfte!"

„Nun ja ... also beides! die Hauptsache ist doch — Du willst von Deiner häuslichen Bequemlichkeit nicht los! Aber nun sind wir doch mit Gottes Hilfe hier und ... wahrhaftig, Herr von Brunold: ich trinke so gut wie gar keinen Wein — aber seit ich hier bin, ist es mir vom Morgen bis zum Abend, als hätte ich einen leichten Schwipps! So vergnügt bin ich! Ich möchte immer trällern und untergefaßt mitten auf der Straße gehen und mit dem Stock in der Luft fuchteln, wie die jungen Studenten überall!"

„O Bärbel! Bärbel!" sagte ihr Mann kopfschüttelnd und mit seinem Kaviar beschäftigt.

„Jawohl!" Sie achtete nicht auf ihn, sondern wandte sich, wie nach Bestätigung suchend, an Hertha, die teilnahmlos dasaß. „Ich denk' es mir jetzt alle Tage: Wenn ich wieder auf die Welt komme, werd' ich ein Mann! Dazu bin ich fest entschlossen! Ihr wißt es ja gar nicht, wie gut Ihr es habt!"

„Geplagte Ehemänner sind wir!" erwiderte Leopold Mähler phlegmatisch blinzelnd und kaute.

„Nein — blasiert seid Ihr! Ihr habt alles gehabt und alles genossen und könnt Euch nun gar nicht in die Lage derer hineindenken, denen es nicht so gut im Leben gegangen ist — ja — lächele nur so überlegen ... Sagen Sie, Herr von Brunold: ist Leopold denn immer so furchtbar blasiert gewesen?"

„Immer! So wie jetzt hat er schon vor fünfzehn Jahren hier auf derselben Stelle gesessen und still was Gutes verzehrt und sich sein Teil gedacht, wenn die anderen sich über Gott weiß was aufregten ...!"

„Und Sie — waren Sie auch so?"

Er mußte lachen und verneinte lebhaft. Und das konnte man ihm auf den ersten Blick glauben. Er hatte jetzt noch eine warmblütige Jugendfrische an sich, als sei nicht ein halbes Menschenalter vergangen, seitdem die silbergraue Mütze der Euronen zuletzt auf seinem braunen, dichten Haar gesessen — einen Drang, zu erleben und sich mitzuteilen, auf Menschen zu wirken und sie auf sich wirken zu lassen. Und Bärbel Mähler nickte. „Ja. Ihnen glaub

ich's, daß Sie einmal des Nachts Laternen ausgelöscht und Ladenschilder abgehoben haben! Mein Mann hat sicher nur dabei gestanden und von ferne zur Schläne und Vorsicht gemahnt . . ."

„Nein — nein! Er hat auch schon sein Teil mitgemacht, nur in aller Pomadigkeit!" verteidigte der Regierungsrat seinen Leibburschen, und der selbst sagte: „Bärbel . . . Bärbel . . . schwatze nicht so krauses Zeug! Seit die Frau in Heidelberg ist, ist sie rein wie ausgewechselt. In Berlin ist sie ganz anders — viel gesitteter!"

„Ja. In Berlin! Ich bin eben eine Süddeutsche. In Berlin kommt man ja nicht aus sich heraus. Da kann man nicht so unbefangen fidel sein. Es wird nicht verstanden. Und es klingt auch gleich ganz anders — weil eben die Leute dort anders sind und nichts harmlos auffassen. Finden Sie nicht auch, Herr von Brunold?"

„Ich kann kaum urteilen, gnädige Frau! Ich war bisher nie sehr lange in Berlin. Aber jetzt habe ich Aussicht, im Herbst dauernd dorthin versetzt zu werden!"

„Nach Berlin, Leibfuchs? Na — das ist ja schön! Dann hat man sich doch mal wieder!"

„Ja. Ich freu' mich auch schon darauf!" Der andere nickte und schwieg. Irgendein leiser, unangenehmer Eindruck wirkte in ihm nach. Er besann sich. Ja — das war es, daß Leopold Mähler seine Frau „Bärbel" nannte. „Bärbel" — dabei dachte man an solch ein kleines, rotbäckiges Haus- und Küchenweibchen. Das paßte doch gar nicht zu ihr — nicht nur nicht zu ihrer großen, schlanken Erscheinung, sondern auch zu ihrem Wesen. Damit verkleinerte man sie — absichtlich. Sie war doch kein Spielzeug. Sie konnte man ruhig Barbara nennen. Und unwillkürlich formte er sich im Geiste das Wort „Barbara" und sah sie dabei an, ob es zu ihr stimmte, und fand — ja! Das war sie. Der Mähler verstand das nicht.

Es war jene leise Stockung im Gespräch eingetreten, wie sie sich oft beim Wiedersehen alter Freunde nach der ersten stürmischen Begrüßung einstellt — jene Schwierigkeit, die äußerliche brüderliche Form des „Du" mit der allmählichen Entfremdung durch die Jahre in Einklang zu bringen. Viktor von Brunold fühlte diese Entfremdung dem ehemaligen Leibburschen gegenüber deutlich. Er kam sich wie einst neben ihm jünger und unerfahrener vor, als es in dem geringen Unterschied ihrer Jahre begründet lag — aber eben durch diesen Besitz warmer Jugendkraft auch innerlich reicher, über ihm stehend, dem kalten und schwerfälligen Rechner und Genießer im Leben.

Und dabei verstand offenbar jener gerade das Beste nicht, was ihm sein Schicksal geboten! Das Feinste nicht! Er war sehr nett gegen seine Frau — behaglich-wohlwollend — man merkte: dieser Ton zwischen ihnen war nicht für andere Menschen berechnet, sondern ihr Alltagsverkehr — aber in jedem Blick, mit dem er sie betrachtete, in jedem Wort, das er zu ihr sprach, lag doch eine eigene, herrische Ruhe, die schläfrige Sicherheit des Besitzers. Er tat, als sei sie ein Kind. Und sie fügte sich dem und lachte und war vergnügt wie ein Kind und war doch viel mehr. Diese Überzeugung wuchs in Viktor von Brunold, je länger er neben ihr saß und um sie herum das Stimmengeschwirr, Gerufe und Gelächter der Korpsbrüder und ihrer Damen den niedrigen, holzgetäfelten Raum erfüllte.

Auf seiner anderen Seite hatte Hertha ihren Platz und schaute vor sich hin. Sie war die einzige, die ihre Alltagsmiene zwischen all diesen fröhlichen, buntbemützten Männerköpfen, diesen heiter-geröteten Frauen- und Mädchengesichtern beibehalten hatte. Er fühlte mitten in seiner sonnigen Stimmung ein plötzliches Schuldbewußtsein, daß er sich die Zeit über gar nicht ihr, sondern nur der Nachbarin zur Rechten gewidmet. „Na — ist das nicht riesig nett, Hertha?" sagte er lebhaft, und seine Augen leuchteten. „Wie da so alles beisammensitzt und man fühlt sich wieder jung und freut sich, daß man noch auf der Welt ist — da muß einem doch das Herz aufgehen — nicht?"

„Ja. Furchtbar heiß ist es hier."

Weiter nichts. Das war ihr Eindruck vom Frühschoppen der „Curonia"! Ihm war, als habe ihm jemand mit kalter Fingerspitze an die Brust gestoßen. Er redete nicht mehr zu ihr, sondern blickte traurig vor sich hin — plötzlich einsam im dichtesten Schwarm.

Da entstand eine lebhafte Heiterkeit und Händeklatschen neben ihm. Er wandte den Kopf. Leopold Mähler hatte phlegmatisch und ohne ein Wort zu sagen, seine Korps-

mütze abgenommen und seiner Frau auf das braune Kraushaar gesetzt, um zu sehen, wie ihr das stehe. Es stand ihr reizend. Und sie wußte es selbst. Denn sie wurde wohl ganz rot, aber sie behielt die Mütze auf, und ihr sprechendes, leichtbewegliches Gesicht paßte sich gleich der Veränderung an. Es wurde knabenhaft übermütig. Sie sah wirklich wie ein hübscher, junger Korpsfuchs aus. Und in dieser Ausgelassenheit und Verlegenheit zugleich, in der ihre Augen ganz feucht glänzten, hob sie ihr Glas und trank tapfer den Curonen zu, und die drängten sich und stießen unter Gelächter und Hallo mit ihr an, und ein dicker, alter bordeauxgeröteter Herr, der sich das erlauben konnte, sagte voll Überzeugung: „Korpsschwester ..... ich weiß nicht, wer Sie sind und wie Sie heißen, aber Sie sind einfach entzückend!“

Sie lachte wieder leise und gab die Mütze ihrem Mann zurück. Sie hatte das sichere Gefühl für die Grenzlinie. Lange durfte derlei nicht dauern. Sonst war der Blütenstaub der Grazie und Unbefangenheit weg. Und zugleich bliesen auch draußen die Trompeten das Kavalleriesignal: „Aufsitzen!“ Es war Zeit, in die Wagen zu steigen.

Die fuhren in langem Festzug durch die engen, flaggengeschmückten Straßen der Neckarstadt — voraus ein Dragonerkorps in der Tracht des Dreißigjährigen Krieges mit schmetternder Musik, dann ein Trupp Aktiver in vollem Wichs zu Pferd, dahinter die sechsspännigen und vierspännigen Landauer mit den ältesten weißhaarigen Semestern, den Ehrengästen und Chargierten, endlich die übrigen Droschken, neben deren Kutschern vielfach statt der Livreediener in Heidnckenjacken auf dem Bock kleine Buben saßen und mit der Schulter die Köpfe der sechs Fuß langen, innen auf dem Rücksitz von den Studenten geraucht en Pfeifen stützten. Hunderte von anderen Buben liefen nebenher und balgten sich johlend um den, von den Füchsen über den Kutschenschlag geschleuderten Nickelregen; unter den geschmückten Toren standen die Wirte und Kaufleute und grüßten und dienerten, die Korpshunde, die auch am Halsband Schleifchen mit den Festfarben trugen, sprangen und kläfften aufgeregt in die Weite — so ging die Renommierfahrt im Schritt durch die Stadt über die Brücke und dann im Trab weiter in das Neckartal hinein.

Die beiden Ehepaare hatten in einem Wagen Platz genommen. Bärbel Mähler schaute, plötzlich inmitten der Fidelität träumerisch geworden, zu den gewaltigen, im Sonnengold rot vor dem Waldgrün leuchtenden Massen des Schlosses auf der anderen Seite der Stromschnellen hinüber — da berührte sie Viktor von Brunold leicht am Arm: „Da .... sehen Sie schnell links .... der steile Weg da .... da geht es hinauf in die Hirschgasse!“

„Da, wo die Studenten fechten?“

„Ja.“

„Ach, wer da mal zuschauen könnte — ganz heimlich! Da haben Sie auch gefochten — und Leopold auch ...“

„Freilich!“

„Und wie hat er denn gefochten?“ Sie wies auf ihren Mann, der still gemächlich dasaß, aber, nach dem gedankenvollen Blinzeln seiner kleinen Augen, selbst jetzt an seine Angelegenheiten in Berlin und Moskau zu denken schien.

„Sehr gut. Zäh und verschlagen und mit einer unverwüstlichen Kaltblütigkeit. Ich war immer zu hitzig!“

Das sollte ein Lob für den Leibburschen sein. Aber sie sagte: „Na ja — das dacht' ich mir doch!“ in einem Ton, der etwa hieß: So ist er auch jetzt noch — durch nichts in der Welt aus seiner Gleichgültigkeit und Selbstzufriedenheit zu bringen — so schlau er auch ist, wo es sein Geld und seinen Vorteil gilt! — Dann fuhr sie fort: „Er haut immer, wenn er Geschäfte macht, seine Gegner über die Ohren! Wahrscheinlich hat er auch damals schon die anderen besiegt!“

„Ja. Meistens stach er ab! Einmal — da hatten ihn zwei Bummler — zwei nicht Farben tragende Studenten — nachts in ihrer Bezechtheit angerempelt. Das kränkte ihn. Er beschloß, die beiden kümmerlichen Kerlchen zu strafen. Wie er nun mit dem ersten losging, schlug er ihm neunundzwanzig Minuten lang einen Durchzieher nach dem anderen flach übers Gesicht, daß das dick aufschwoll, und dann in der letzten Minute die Backe glatt durch. Das war ein Hallo — besonders, weil der andere Bummler, der die Exekution schreckensbleich mit angesehen, nachher weder mit List noch

mit Gewalt auf die Mensur zu bringen war, sondern unter Protest das Lokal verließ."

„Das hätte ich auch getan!" meinte Bärbel. Sie lachte, aber ein wenig unbehaglich. Die Sache kam ihr brutal vor — und doch ihrem Mann ähnlich. O ja — der hatte jetzt noch solch ein grausam-behagliches Lächeln an sich, wenn er geschäftlich, im Kampfe mit der Konkurrenz, die Widersacher an die Wand drückte, daß sie quietschten. Jetzt aber sagte er nur: „Gott . . . . laß doch die Kindereien ruhen! Wir sind doch jetzt alte Esel. Das liegt hinter uns!"

Dem widersprach Barbara Mähler. Sie wollte mehr von dem Treiben von damals wissen. „Hat er denn für die Schandtat wenigstens Karzer gekriegt?" frug sie den Regierungsrat, und der verneinte. „Dafür nicht! Aber sonst wiederholt! Einmal haben wir gemeinsam Quartier in Sanssouci bezogen. Da fuhren wir mit Ketten beladen auf einem von Kühen gezogenen Leiterwagen in die Augustinergasse, Musik voraus, das ganze Korps und viele Dienstmänner und Hundehändler und Bierzapfer im Trauergefolge hinterher und soviel Volk auf den Straßen, daß die Polizeidiener den Weg freihalten und selber dabei lachen mußten!"

„Ich wollte, ich wäre ein Mann!" sprach Barbara überzeugt. „Ins Kolleg sind Sie wohl nie gegangen?"

„Man hatte nie Zeit! Ein Professor — der litt an Schlaflosigkeit und las von sieben bis acht Uhr früh. Dem haben wir einmal nachts seine ganze Haustür zugemauert. Am anderen Morgen konnte er nicht heraus. Schließlich stieg er auf einer Leiter durchs Fenster und las doch! Gräßlich dumme Streiche! Man schämt sich, wenn man daran denkt, und wird doch dabei wieder fidel!"

„Eben!" sagte sie. „Von der Weisheit ist noch keiner vergnügt geworden! Und das soll man doch sein, solange man kann . . . die Gelegenheit dazu kommt gar nicht so oft, daß man sich den Staub vom Herzen schüttelt . . . so wie heute . . . jetzt auf der Fahrt . . . die vielen Wagen und bunten Mützen. Und der Neckar . . . und die Berge . . . und die Sonne . . . und überhaupt so eine Stimmung . . . als wäre man endlich einmal nach Hause gekommen — dahin, wohin man gehört . . ."

Und halb die Augen schließend, träumerisch, den Sommerwind im braunen Haar, sang sie leise vor sich hin:

„Alt-Heidelberg, du Feine —
Du Stadt an Ehren reich . . ."

Sie wußte nur den Anfang und dann den Schluß:

„Und stechen mich die Dornen,
Und wird mir's drauß' zu kahl,
Geb' ich dem Roß die Sporen
Und reit' ins Neckartal . . ."

Ihre Stimme klang ihm ins Herz. Darin lebte ihm alles auf, was er in Heidelberg hatte erleben wollen und bisher nicht gekonnt hatte, weil er noch keinen Widerhall für die seltsame Mischung von Übermut und Wehmut, von Lächeln und Entsagen gefunden, mit dem man als gereifter, im Ernst des Lebens erprobter Mann die Stätten einstiger, zwanzigjähriger Torheit und Tollheit wiedersieht. Auch sein Leibbursche Mähler begriff das nicht, weil er eigentlich nie in seinem Dasein, auch damals in Heidelberg nicht, wirklich jung gewesen war. Aber seine Frau — die war jetzt noch jung. Die fühlte nach, wie es in einem vom Leben wie von starkem Wein berauschten, eigentlich erst leben lernenden Menschen brausen und stürmen und, da ihm der tiefere Sinn der Dinge noch nicht erschlossen war, in kindischem Spiel sich offenbaren mußte. Die mißverstand den Sonnenglanz auf seinen ausgearbeiteten, vom Kampf ums Dasein gezeichneten Zügen nicht, während er ihr auf ihre Bitten immer neue Schnurren aus seiner „Studien"-Zeit erzählte — von dem Leiterwagen, den sie in seine einzelnen Teile zerlegt und oben auf dem Dach eines vierstöckigen Hauses wieder zusammengesetzt hatten, so daß die Deichsel in die Lüfte ragte und alles Volk unten sich wunderte, wie das große Fahrzeug die enge Treppe hinaufgekommen sei — von ausgelöschten Laternen und homerisch-langen, nächtlichen Gesprächen mit den „Polypen", den Polizeidienern — von dem Plakat: Heute frische Wurst! das man dem Denkmal des Generals von Wrede an den Anlagen in die Hand gegeben, und von dem sagenumwobenen alten Korpshund, der sich jeden Abend auf der Kneipe an dem Abtropfbier unter dem Faß betrank und dann nicht mehr gerade auf allen Vieren heimgehen konnte, sondern sich torkelnd und in

der Bezechtheit die Nachtwächter anlärmend, als sei er ein Mensch, die Häuser hinschob, und von vielen anderen Kindereien, über die sie voll innigen Verständnisses und neidvoll bis zu Tränen lachte und dabei zuweilen ihren Mann ansah, ob er denn gar nicht bei den schönen Heidelberger Erinnerungen auftauen wollte. Aber Dr. Mähler schmunzelte nur zerstreut von Zeit zu Zeit, um ihr nicht ihre frohe Laune zu verderben, und ließ, während Hertha verstohlen gähnte, die beiden schwatzen und einander wie zwei durchtriebene Schulbuben in die Augen blicken, bis man nach Neckarsteinach kam.

Dort lagen schon die mit bunten Wimpeln und Papierlaternen geschmückten Schiffe bereit, mit denen man gegen Abend den Fluß hinab zur Schloßbeleuchtung fahren wollte. Vorher war Essen, Musik und Geselligkeit in dem am Ufer gelegenen alten Gasthaus, der „Harfe".

Hier tafelte man im Freien. Dann löste sich alles in Gruppen auf. Viele blieben im Schatten der alten Edelkastanien sitzen und schauten hinab auf das Schifferleben am Wasser. Andere stiegen zu den vier trotzig über dem Städtchen dräuenden Landschadenburgen empor oder, wenn sie sich ganz rüstig fühlten, jenseits des Neckars tausend Fuß hoch zu dem Dielsberg hinauf, dem mittelalterlich finsteren Krähennest voll Mauern, Türmen und Kirchen, das weithin die Gegend beherrschte; ein paar, von der Hitze und dem Lärm ermüdete Damen endlich ließen sich im Gasthaus Zimmer geben, um vor der Heimkehr ein wenig auszuruhen.

Unter ihnen war auch Hertha. Sie hatte immer noch Kopfschmerzen, so daß ihr Mann ihr, wenn auch schweren Herzens, vorschlug, sie nach Heidelberg zurückzubringen. Aber sie wehrte ab, diesmal ein wenig wärmer: „Laß nur! Du hast Dich ja so lange auf das Stiftungsfest gefreut! Es wird schon besser werden!"

So kehrte er von dem Raum, in dem er sie untergebracht, wieder in den Garten zurück. Der Tisch, an dem sie alle gesessen, war leer. Nur Barbara lehnte da noch an einem Kastanienbaum und schaute sich stillzufrieden die buntgeschmückten Menschen, den blauen Himmel und das grüne Neckartal mit seinen efeuumsponnenen Ruinen an. Er trat zu ihr und frug: „Was macht denn Ihr Mann?"

„Geschäfte! Wie immer! Ohne das kann er nicht leben! Ich kenn' ihn nicht anders, seit wir verheiratet sind! Da" — sie wies an die Mauer hin, wo Leopold Mähler mit einem hochgewachsenen Herrn stand, zu dessen weißem Haar und strengem Gesichtsschnitt die jugendliche Cronenmütze gar nicht passen wollte, und leise und eindringlich auf ihn einsprach. „Da hat er den Minister von irgendeinem kleinen Bundesstaat erwischt, der ihm bei sich daheim die Konzession zu einer neuen Fabrikanlage geben soll. Sie kriegen sie nirgends sonst — wegen der Feuersgefahr oder den giftigen Dämpfen — ich weiß nicht. Aber diesmal scheint es zu werden!"

Viktor von Brunold zuckte die Achseln. Er konnte sich nicht helfen: Ihm war das gräßlich — ein Mensch, der die Last des Alltags überall mit sich herumschleppte — gerade wie Hertha, seine Frau. Die dachte jetzt auf ihrem Sofa so gut an ihre herrenlose Wirtschaft daheim, wie der Leibbursch da drüben an sein unverwertetes Reichspatent. Beide waren arme Philister. Das konnte er freilich der jungen Frau neben ihm nicht sagen, obwohl er wußte, daß *sie* ihn verstehen würde. Sie war ja auch so ein Feiertagskind! Ihre Augen konnten lachen und Farben und Blüten des Lebens sehen, die die ernsthaften Menschen nicht ahnten . . .

Sie hatten den Garten verlassen und schlenderten langsam, ohne zu wissen, wohin, durch die engen, steilen Gassen des uralten Städtchens. Die Sonne brannte heiß auf den bemoosten Steinquadern, die Reben hingen von grauem Gemäuer, das Laubdach der Kastanien überschattete seltsame Giebel und in verfallene Bollwerke hineingebaute Häuschen — es war eine Stimmung wie in Italien und sie selbst in ebensolcher Laune, nicht laut vergnügt, sondern in einer sonnigen, träumerischen Heiterkeit, in der sie sich über alles freuten: über ein kleines Kind, das ernsthaft auf einer Schiefertafel rechnend neben einer Katze auf der Hausschwelle saß, über einen greisen Neckarschiffer, dessen bartloses, von blauer Schirmkappe überdachtes Antlitz ein paar messingene Ohrringe einrahmten, über ein hübsches, schwarzäugiges Mädchen, das mit einem Nelkenbusch aus einem Gärtchen kam und sich auf die Fußspitzen stellte, um die Blumen

in der Nische der Madonna über der Haustür zu erneuern.

Dann blieb Bärbel stehen und lachte über einen finsteren, lebensgroßen steinernen Ritter, der in der Wand einer alten Kirche lehnte — ihm gegenüber, streng und gottesfürchtig wie er, sein Eheweib. Daneben war die Türe. Sie stand offen. Der Nachmittagsgottesdienst war eben zu Ende gegangen.

Sie traten ein. Innen waren noch mehr solche mittelalterliche Schlagetote und ihre Frauen gemalt und gemeißelt — lauter Landschaden von Staynach aus dem nun längst ausgestorbenen Geschlecht oben in den Burgen — und knieten andächtig und bußfertig mit gefalteten Händen unter ihrem Wappen, dem klagenden, bärtigen, über der Minnesängerharfe aufsteigenden Männerkopf. Sonst war das katholische Kirchlein schmucklos und kahl. Aber es stimmte sie doch ernst — mitten aus dem Lachen der Gegenwart, dem lärmenden Stiftungsfest der Curonia in dieses friedhofähnliche Schweigen, unter diese stummen Male von Menschen der Vergangenheit, die einst wie sie geliebt und gehofft und gebangt und von denen nun nichts übrig war, als ein paar verwitterte Buchstaben auf abgetretenen Sargplatten, wie einst auch ihr Erdenwandel in nichts verwehen würde.

Sie waren nicht allein. Vor dem Altar kniete ein junger Priester in schwarzem Gewand und betete. Er kümmerte sich nicht um die beiden Kinder der Welt, die hinter ihm standen. Aber denen wurde es auf einmal wunderlich bang zumute: Der Geistliche da an dem Tisch des Herrn — der Mann und die junge Frau davor — es sah aus, als ob er sie trauen sollte — sie, die beide schon den Reif am Finger trugen! Den Gedanken sagte keiner dem anderen, aber als sie, behutsam und lautlos auftretend, das Gotteshaus wieder verlassen hatten und draußen in der Wärme und dem Sonnenglanz standen, waren sie beide sehr traurig und wußten nicht, warum. Sie wollten lieber gar nicht mehr miteinander sprechen und mußten es doch. Denn sonst verrieten sie sich ja voreinander und so machten sie leere, heitere Worte und plauderten über dies und das und fühlten, wie etwas mit ihnen und zwischen ihnen ging, von der Kirche herunter bis an das Ufer, wo mahnend die Trompete zum Sammeln und Einsteigen rief.

Dort, vor den Schiffen, stand Leopold Mähler und sagte wehmütig, als sie kamen: „Schau nur, Viktor: die Trottel sind weg... all die Gemeindetrottel unserer Jugend, die damals hier unter der ‚Harfe' standen, wenn man oben kneipte, und bettelten! Bismarck selbst hat ihnen noch von hier milde Gaben hinuntergeworfen. Jetzt hat sie die fortschreitende Kultur verschlungen. Übrigens, bei Trotteln fällt mir ein: ich werde unserm Aufsichtsrat große Freude verkünden: ich habe die Konzession zur Errichtung unserer Giftbude so gut wie in der Tasche!"

Er sprach. Den beiden neben ihm tat es weh. Es war so alltäglich plump und kalt, so ganz anders, als *sie* diese Stunde fühlten, in der alles so unheimlich hell in ihnen und um sie war, in leisem Grauen verklärt — der Abendsonne gleich, die, hinter dem Bergkamm verschwindend, Tal und Fluß und Städtchen mit ihrem geheimnisvollen, scheidenden Rot übergoß. Aber er merkte das ebensowenig, als ihm ihre Abwesenheit aufgefallen war, in seiner unverwüstlichen Selbstzufriedenheit, die ihm aus den klugen, kleinen Granaugen blinzelte, sondern frug nur gemütlich: „Na — Du lustiger Ehemann — wo hast Du denn eigentlich Deine eigene Frau gelassen, während Du mit meiner herumziehst?"

Da kam Hertha. Sie hatte immer noch Kopfweh. Aber es ging besser, zumal sie jetzt auch netten Anschluß gefunden, bei einer anderen, ängstlich aussehenden kleinen Dame, die ihre häuslichen Sorgen begriff und teilte. Im Gespräch mit ihr belebte sich ihr Antlitz, das sonst, in seltsamem Gegensatz, kindlich unfertig und doch zugleich ältlich aussah. Die Abgespanntheit und Müde schwanden im Verkehr mit einer gleichgestimmten Seele. Sie fühlte sich nicht mehr so einsam unter den vielen Männern, deren Festesfreude ihr unverständlich war, den fremden Frauen, die so taten, als wüßten sie, warum die Herren, sowie sie die bunten Mützen aufgesetzt, plötzlich ganz andere Menschen wurden, und es ihnen gelehrig, wie im Karneval, nachmachten — Frauen in der Art von Barbara Mähler. Gegen die empfand sie, trotz ihrer sonstigen Gleichgültigkeit, ein dumpfes Unbehagen.

Sie zeigte es sogar, wenigstens für den, der sie kannte, und ihr Mann war froh, als sie ihn bat, sie und die andere Dame ein wenig abseits im Schiffe unterzubringen, vorn an der Spitze, damit man nicht mitten in dem Geschrei und Getue darin sei.

Die Mählers waren unter einem Schwarm anderer am Mast in der Mitte zurückgeblieben. Die Boote lösten sich vom Ufer ab, wo sich die halbe Einwohnerschaft des malerischen Odenwaldfleckens versammelt hatte, die Musik spielte: „Muß i denn — muß i denn zum Städtle hinaus!“ — eine Anzahl Nachzügler wurde rufend und winkend in Schiffernachen hinter den großen Fahrzeugen hergerudert und an Bord genommen — dann machte der Neckar eine Biegung — das mittelalterliche Bild verschwand, die großen Kähne glitten bald in rauschenden Wasserwirbeln, bald auf still fließenden Spiegeln dem Abendschein nach zu Tal, vorbei an den grünbewaldeten Höhen und den fruchtbaren, obstbaumbestandenen Uferwiesen, an den im Sonnenuntergang tiefrot flammenden Sandsteinbrüchen und den grauen Mauern von Neckargemünd, während sich die Dämmerschatten tiefer und tiefer über die lachende Landschaft senkten.

Und ebenso trübe wurde es allmählig in Viktor von Brunold. Die Verdüsterung der Seele, die, ganz ohne Grund, in der Kirche von Neckarsteinach über ihn gekommen war, wollte nicht weichen. Er kämpfte auch gar nicht dagegen an. Er überließ sich verträumt der seltsamen Schwermut. Das Schiff näherte sich jetzt schon Heidelberg. Es war ganz dunkel geworden. Durch die warme Sommernacht schimmerten die Lichter unsichtbarer Häuser, Männerstimmen, Mädchengekicher, Bubengeschrei ward an den Ufern wach — Landvolk, das zur Schloßbeleuchtung nach der Stadt zog, wie umgekehrt eine Menge kleiner Nachen aus ihr den Festbooten entgegengefahren war. Mit bunten Papierlaternen geschmückt, schwammen sie wie die Glühwürmchen hinter den großen Kähnen her, Musik, Gelächter, der Chor eines Gesangvereins tönten aus ihnen, dazwischen Hundegebell aus Gondeln, in denen Dutzende von Studentenmützen im Schein einer Pechfackel leuchteten. Darüber glitzerten still am Himmel die Sterne — es war ein Bild friedlicher Lebensfreude und harmlos heiteren Behagens. Dem gaben sich die Menschen alle um ihn hin, nur er nicht. Er stand da und schaute nach vorn in das Dunkel und hörte das Plätschern der Wellen und dazwischen zuweilen, ebenso leise und müde murmelnd wie sie, die Stimmen seiner Frau und der kleinen, ängstlichen Dame, und immer schmerzlicher regte sich ein tiefes, wie seit langer Zeit angesammeltes und nun erst zum Bewußtsein gelangendes Sehnen in seiner Brust.

Endlich verließ er seinen Platz, wo er Hertha gut aufgehoben wußte, und kehrte in die Mitte des Schiffes zurück. In einer lärmenden und lachenden Gesellschaft saß da Leopold Mähler. Sein Gesicht war ein wenig vom Wein gerötet. „Bärbel!“ sagte er zu seiner Frau, die ein paar Schritte abseits an dem Bord des Fahrzeugs lehnte und hinausblickte. „Mein Leibfuchs ist gerade so wie Du! Der hat auch die ganze Zeit da vorn gestanden und Mondschein geschwärmt! Er ist immer so ein heimlicher Idealist gewesen ... früher, als Student, hat er sogar Verse gemacht — na — das haben wir ihm ja nun im Korps gründlich abgewöhnt ...“

Viktor von Brunold lachte, aber von neuem mit einem leisen Widerwillen im Herzen! Nicht weil der Leibbursch ihn wegen seiner heimlichen Jugendtorheiten verhöhnte — er würde sich hüten, ihm oder sonst einem dieser selbstbewußten, klugen Philister einzugestehen, daß er jetzt noch zuweilen ein unbestimmtes Suchen und Sehnen in Reime goß, die er niemandem zeigte. Es machte sich ja auch lächerlich: — ein preußischer Regierungsrat, der verstohlen über seinen Akten dichtete! — nein, es war etwas anderes, was ihn verstimmte, und wurde ihm jetzt klar: Er zürnte ihm wieder, daß jener seine Frau „Bärbel“ genannt! Warum verkleinerte er sie so? Warum machte er sich ein Spielzeug aus ihr? Und es lag ihm auf den Lippen, ihr ins Auge zu sagen: Du bist keine Bärbel. Du bist Barbara. Du bist groß. Du bist viel — für den, der Dich begreift und Deinen Ernst unter dem Lachen ...

Aber er bezwang sich und stellte sich stumm neben sie, etwas abseits vom Lärm der anderen. Lange Zeit schwiegen sie beide. Dann frug sie: „Wie geht es denn Ihrer Frau Gemahlin?“

„Danke. Besser. Sie ist den Trubel eben nicht gewohnt."

„Ist sie denn immer so still?"

„Ja. Unter Fremden."

„Zu Hause nicht?"

„Ach nein. Da redet sie genug."

„Auch mit Ihnen?"

„Ja — was eben der Tag so mit sich bringt . . ."

Also eigentlich nichts — das war, was zwischen seinen Worten klang. Es war wie ein Seufzer gewesen, voll unwillkürlicher Bitterkeit, die er selbst nicht merkte.

Sie hob den Kopf und schaute nach einer Rakete, die, als Signal für die in der Schloßruine an den Pfannen voll bengalischen Feuers bereitstehenden Feuerwehrleute, aus dem Schiffe aufstieg und einen Augenblick die dunklen Waldhöhen erhellte — dann sagte sie, anscheinend gleichgültig: „Ist sie denn immer so gewesen?"

„Ja."

Nun konnte sie nicht wohl weiter fragen: Und wie, um Gotteswillen, kam es, daß *Sie* — ein Mann voll beweglichen Geistes und heißer Seele, sich dies arme Mittelwesen zwischen Weib und Kind auf den Lebensweg aufgeladen? — — Da gab er *ihr*, ohne daß sie die Lippen geöffnet, die Antwort. „Sie war noch sehr jung, als ich sie nahm — noch unentwickelt — unfertig. Das wußt' ich! Das hielt ich für meine Aufgabe, sie weiter auszubilden — so gut es ging. Das war meine Hoffnung . . ."

Und die Hoffnung hatte getrogen. Dort vorn saß Hertha — unberührt von all den Eindrücken und Stimmungen, die den anderen, in dem Zauber der nächtlichen Flußfahrt durch das Neckartal, die Wangen färbten und die Augen leuchten ließen, und führte mit der Wahlverwandten aus dem Alltag irgendein stockendes, kleinherziges Gespräch. Das war *sie*: sie war geblieben, wie sie war, und konnte sich nicht ändern. Fast jeder Mensch machte einmal in seiner Entwickelung Halt. Sie hatte das schon mit achtzehn Jahren, noch auf der Schwelle halber Kindheit, getan. Weiter ließ sie sich nicht bringen. Sie wehrte sich ganz bewußt dagegen. Sie fühlte: das lag jenseits ihres Wesens . . .

Eine Weile waren sie wieder still. Barbara blickte hinunter in die schwarze Flut, in der die farbigen Lichter sich zitternd spiegelten, und sagte plötzlich leise: „Seltsam, daß so oft im Leben gerade Menschen, die voneinander so verschieden sind, sich lieben und finden."

Zuerst erwiderte er darauf nichts. Dann näherte er plötzlich seinen Kopf dem ihrigen und murmelte hastig, gepreßt, wie einer, der eine schwere Schuld gesteht: „Ich hab' sie nie so geliebt."

Ihre Augen schauten ihn groß an. Er begriff selbst nicht, wie er dazu kam, dieser Frau, die er vor wenigen Stunden erst kennen gelernt, die letzten Geheimnisse seines Daseins zu beichten. Er wollte sich zurückhalten und fühlte doch: Es ging nicht! Sie war der einzige Mensch auf der Welt, dem er das alles sagen konnte — sagen mußte, damit sie ihn so sah, wie er war, und ihm verzieh. Denn *sie* verstand ihn. Die anderen nicht.

„Gerne gehabt hab' ich sie!" flüsterte er. „Sie war jung und hübsch — als Mädchen noch mehr wie jetzt. Und reich! *Deswegen* war's! Ich hatte solch einen Drang zu leben — ein Feuer in mir . . . ich wollte vorwärtskommen und besaß nichts und hätte mich unterducken müssen in bescheidenen Stellungen und im Winkel verschimmeln — und nun ebnete mir das Geld den Weg. Ich bin noch lange nicht vierzig und bin schon viel weiter im Leben als ich hoffte — und kann noch viel mehr werden . . ."

Sie hatte die Augen nicht von ihm gelassen, während er gestand. Die frugen ihn stumm: ‚Und der Preis?' — Und er sprach zwischen den Zähnen weiter, als müsse er einen körperlichen Schmerz niederkämpfen, der ihn zu übermannen drohte: „Und dabei bin ich nichts und werde nie etwas sein — und wenn ich noch so hoch steig'. Nach außen hin ja! So, wie mich jeder kennt und viele mich beneiden! Aber in Wirklichkeit bin ich ein unglücklicher Mensch und bleibe es in alle Ewigkeit . . ."

In seine letzten Worte klang ein Böllerschuß vom Ufer, ein zweiter — und plötzlich stieg rotglühend, durchsichtig, wie ein Geisterschloß, scheinbar von der Erde losgelöst am dunklen Himmel schwebend, die Ruine aus den Schatten der Nacht. Ihre Türme und Paläste lohten, ihr Mauerwerk leuchtete im Märchenglanz, und unten brauste ein vieltausendfaches „Ah!". Kopf an Kopf

ſtanden da längs des Fluſſes viele Glieder tief die Menſchenmauern, dahinter eine halbe Stunde weit die Wagenreihen, die alte Brücke, alle Fenſter und Dächer der Landhäuſer waren voll Leute — man ſah ſie vom Schiff und beim Aufleuchten der Raketen — und in den Booten ſpielten drei, vier Muſikbanden durcheinander: Alt-Heidelberg, Du Feine! — und alles war aufgeſtanden und ſang mit, während die Fahrt reißend raſch durch die Stromſchnelle des Hackenfels und unter der Brückenwölbung dahin ging. Von der ſprühte oben über die Mauerbrüſtung ein doppelter Feuerregen hinterher — das ganze Neckartal hallte vom Dröhnen der Kanonenſchläge, dem Ziſchen der in Bündeln aufſchießenden Raketen, dem Knattern und Krachen des Feuerwerks auf dem mitten im Strom verankerten Schiff, das, während das wie aus flammendem Morgenrot gewebte Traumbild des Schloſſes am Nachthimmel allmählich verblich, ſich in barbariſchen Kunſtſtücken entlud und zum Schluß in Rieſengröße den verſchlungenen Korpszirkel der Curonia zeigte. Dazu klang nach altem Brauch „Stoßt an, Heidelberg lebe! — Hurra hoch!“ und zugleich wurden die Schiffe an das Ufer gelenkt, und in ihnen war alles voll von dem Gerufe und Gedränge des Aufbruchs.

Dadurch wurde Viktor von Brunold von Barbara getrennt, ohne daß er mit ihr noch ein Wort gewechſelt. Er mußte nach ſeiner Frau ſehen und brachte die, während die übrigen Teilnehmer der Feier, Herren und Damen durcheinander, unter klingendem Spiel und von fackeltragenden Dienern geleitet zu dem Bankett zogen, auf ihren Wunſch nach Hauſe. Sie war ganz angeregt. Die Beleuchtung hatte auch ihr trotz ihres Kopfſchmerzes recht gut gefallen — wirklich ſehr nett! Aber nun wollte ſie ſchlafen. Er könne ja dann zu ſeinen Freunden zurück.

So ſtand er nach einer halben Stunde wieder einſam auf der Straße vor dem Gaſthauſe und dachte darüber nach, ob er denn wirklich vorhin der fremden Frau dort drüben das alles geſagt hatte, was er noch nie einem Menſchen erzählt. Ja — er hatte es geſagt und begriff es nicht und fand es doch ganz natürlich und war überzeugt, daß er es ein zweites Mal ebenſo gemacht haben würde. Gegen ſeinen Willen. Er mußte. Vor allen anderen konnte er ſchweigen. Vor Barbara nicht. Und wußte doch eigentlich nichts von ihr, als daß ihr Mann ſein Leibburſch war — nicht, woher ſie kam — wie ſie als Mädchen geheißen — wer ihre Eltern waren — ob ſie Brüder und Schweſtern, ob ſie Kinder hatte — nichts.

Die Straßen um ihn waren noch belebt von den zurückflutenden Mengen der Schauluſtigen. Stärker noch als am Tage hallte an allen Ecken und Enden das ſinnloſe, unaufhörliche Heidelberger Peitſchenknallen und weckte ihn aus ſeinen Gedanken. Raſch ſchob er ſich die bunte Mütze auf dem Kopf zurecht und ging zu Fuß in den Hotelſaal, wo das Bankett ſtattfand.

Er hatte Angſt, Barbara wieder unter die Augen zu treten. Wie mochte ſie ihn anſehen — nach einer ſolchen Beichte . . .? Befremdet wegen ſeiner Offenherzigkeit — zürnend — voll Mitleid —? Er wußte es nicht. Er erwartete nur etwas Beſonderes.

Beim Eintritt in den Feſtraum erkannte er ſie gleich. Sie war vergnügt wie heute den ganzen Tag. Sie ſaß mitten in einem Schwarm von alten und jungen Curonen und plauderte und lachte mit ihnen und bemerkte es gar nicht, daß er abſeits Platz nahm, neben einem ſtillen, alten, kleinen Herrn, der ſchon den ganzen Tag einſam und freundlich lächelnd herumgewandelt war. Er ſtammte aus einem völlig ausgeſtorbenen Jahrgang der Curonia. Niemand war da, der ſeine Heidelberger Erinnerungen teilen, ſeine Burſchenwehmut, das ſtille Gedenken ehemaliger Freuden und Freunde ihm nachempfinden konnte. Er war ein Fremder zwiſchen all den „Brüdern“ ſeines Korps und froh, als der Regierungsrat mit ihm ſprach oder vielmehr ſeinen Erzählungen aus alten Tagen mit halbem Ohre zuhörte. Denn in Wirklichkeit war er doch mit allen Gedanken nur drüben bei Barbara, obwohl er gefliſſentlich nicht hinſchaute. Er ſchämte ſich innerlich: Seiner, daß er ihr das Geheimnis verraten — ihrer, daß ſie es nicht ſchwerer trug, — und dachte dann, nach einiger Zeit, daß es am beſten ſei, nach Hauſe zu gehen.

Aber in dem Augenblick, als er ſich erhob und ſeine Geſtalt die Köpfe der

Digitized by Google

anderen überragte, erkannte ihn von drüben Leopold Mähler — erst mit einem Ausdruck des Erstaunens in den wässerig-feuchten, klug blinzelnden kleinen Augen, dann in heller Empörung. „Ich glaube, Du bist verrückt geworden, Leibfuchs . . .“ schrie er. „Versteckt sich der Mensch da abseits wie ein Häufchen Unglück! Was fällt Dir denn ein? Gleich kommst Du zu uns! Wir sind schon bei der fünften unruhigen Flasche!“

Er brauchte, während er Viktor von Brunold dem einsamen trüben, alten Herrn entführte und in seine Tafelrunde hineinschob, nicht erst zu betonen, daß er Sekt getrunken — etwas zu viel Sekt. Die Champagnerbläschen waren ihm ins Gehirn gestiegen und hatten sein großes, grob und schlau geschnittenes Gesicht gerötet. Er sprach lauter als gewöhnlich, mit einer Herzlichkeit, die ihm sonst fremd war.

„Na — da haben wir Dich also wieder, alter Kerl!“ sagte er, ihn auf den Stuhl neben sich ziehend. „Und nächstens haben wir Dich in Berlin ganz! Riesig nett, daß sich das im Herbst so trifft! Dann nimm Dir nur eine Wohnung nicht zu weit von uns! Sonst sieht man sich bei den Riesenentfernungen doch nur alle Jubeljahre . . . ich hab's schon meiner Frau gesagt: Brunolds müssen ins Hansaviertel ziehen oder an den Lützowplatz! Nicht wahr, Bärbel?“

Barbara schaute auf, als er sie anrief, und bemerkte jetzt erst neben ihm den Regierungsrat. Sie saß den beiden schräg gegenüber, an der anderen Seite des Tisches, so weit entfernt, daß sie ihm nicht die Hand reichen konnte. Sie nickte ihm nur zu, das leise, zerstreute Lächeln, mit dem sie seit einer halben Stunde die Schmeicheleien ihrer Nachbarn rechts und links angehört, auf dem rosigen Antlitz, die Augen lebhaft und lustig — nichts an ihr verriet, daß seine Lebensbeichte von vorhin in ihr Inneres gedrungen. Und gleich, nachdem sie ihn unbefangen begrüßt, wandte sie sich wieder zu dem alten glatzköpfigen und höchst vergnügten Diplomaten an ihrer Seite und frug: „Nun — und wie ging denn dann die Geschichte weiter, Exzellenz?“

Viktor von Brunold tat das weh. Es verbitterte ihn. Er bekam einen Zorn darüber, daß sie so da saß und lachte und ihn dabei mit keinem Blick mehr streifte. Auch er schaute nicht mehr hin. Stumm starrte er vor sich nieder und hörte auf das weinfrohe Geplauder Leopold Mählers, der sich in Zukunftsbildern ihres gemeinsamen Berliner Aufenthaltes erging. Hauptsächlich auch seiner Frau wegen freute ihn ihr Beisammensein! Barbara war ja ziemlich einsam in der Reichshauptstadt, als Süddeutsche, die jenseits des Mains keinerlei Beziehungen und Verwandtschaft besaß. Und er konnte sich tagsüber nicht viel um sie kümmern. Er hatte seine Geschäfte. Viel zu viel Geschäfte. Alles in Berlin ging ihm zu hastig — zu nervös. Er hätte viel lieber in Moskau gelebt — po russki — auf russische Art — breit — ruhig — bequem — hübsch der Reihe nach . . . man brauchte ja nicht alle seine Mitbürger gerade heute noch über den Kamm zu scheren — morgen war ja auch noch ein Tag . . . ja . . . Moskau war schön. Aber was half das . . . Barbara wollte nun einmal nicht!

„So geht's, mein Sohn!“ sagte er philosophisch, indem er ein Glas Sekt nach dem anderen sich in die Kehle kippte. „Die Frauen setzen alles durch. Sie haben die Politik der kleinen Mittel! Wenn ich abends abgerackert nach Hause komme, dann muß es bei mir gemütlich sein oder ich bin ein unglücklicher Mensch! . . . Na . . . und zu dem Zweck muß ich die Bärbel eben bei guter Laune erhalten! Das ist gar nicht so leicht, wie Du denkst, wenn Du sie jetzt hier so siehst! Daheim . . . da hat sie auf einmal so Anfälle . . . da setzt sie sich hin, ans Fenster, und weint nicht und macht gar keine Geschichten — nein . . . sie träumt und träumt . . . und ich gehe ans's Bureau und wenn ich wiederkomme, träumt sie noch immer — die Hände im Schoß, mit offenem Mund — was, das weiß der Kuckuck . . . Sie behauptet, sie wüßte es selber nicht. Das kommt von der Einsamkeit! Sie kommt zu wenig unter Menschen und ich hab' nicht die Zeit, ihr einen Bekanntenkreis zu schaffen. Da rechne ich nun sehr auf Euch — auf Dich und Deine Frau . . . Du hast ja gleich überall eine Menge Freunde, wohin Du kommst . . . in Berlin bald auch . . . Da führt Ihr dann die Bärbel ein und mich! Wir kämpfen dann einmal zusammen solch eine Saison in Berlin W. durch — zwei verbündete Ehepaare — eines für das andere.“

Er lachte und ſtieß mit dem Freunde an. Der Wein war ihm noch mehr zu Kopfe geſtiegen. Er wurde überſtrömend zärtlich. „Ich hab' Dich immer ſo gern gehabt, Viktor!“ ſagte er. „Gerade weil Du ſo ganz anders biſt, wie ich! Es gab ſogar 'ne Zeit, da hab' ich Dich darum beneidet. Na — nu hab' ich ja mit mir ſchon längſt Frieden geſchloſſen. Aber ein bißchen eine plumpe Ware unſeres Herrgotts bleib' ich eben doch. Du biſt ſo mehr für den Sonntagnachmittag ... gerade wie die Bärbel drüben ... Alſo nochmals: Willkommen in Berlin!“

Dabei ſchüttelte er dem anderen zwei-, dreimal die Hand. In ſeinen getrübten Augen war ein herzlicher Schimmer und der war aufrichtig. Jetzt, wo der Alkohol ſeinen ſonſt alles in ihm beherrſchenden Verſtand leicht umnebelt hatte, wurde ſein Gemüt, oder ſo viel er davon beſaß, frei.

Schon die ganze Zeit, während er, zuweilen vor Rührung ſchluckend, ſprach, hatte die Muſik die wehmütig getragene Weiſe: „O alte Burſchenherrlichkeit!“ geſpielt. Viele Männerſtimmen, ſogar ein paar helle Sopране ſangen mit. Jetzt kam man zum letzten Vers:

„Drum Brüder, reichet Euch die Hand,
Damit es ſich erneue
Der alten Freundſchaft heil'ges Band,
Das alte Band der Treue.
Klingt an und hebt die Gläſer hoch,
Die alten Burſchen leben noch,
Noch lebt die alte Treue!“

Das war nicht ſo weihevoll, wie auf der offiziellen Kneipe, wo alle Korpsburſchen und alten Herrn, ihre Hände zu einer einzigen Kette verſchlingend, tags zuvor denſelben feierlichen Kantus wie ein Gelübde hatten erklingen laſſen, aber die Stimmung wurde doch ernſter. Da und dort ſchauten ſich zwei ſtumm ins Auge und drückten ſich die Hände, andere, die ſich früher nicht gekannt hatten, hakten die erhobenen Arme ineinander und tranken ſich das ‚Du‘ zu. Auch Leopold Mähler ſtieß ſeine Sektſchale feſt an das Glas des Gegenübers: „Proſt, Viktor! Auf alte und neue Freundſchaft!“ Dann wandte er den geröteten Kopf zur Seite und lachte: „Na, Bärbel, ... kommſt Du endlich auch bei?“

Barbara hatte es ihr Empfinden eingegeben, in dieſem Moment, wo alles aufgeſtanden war und in Freundſchaft ſich fand, zu ihrem Mann zu treten. Sie ging um den Tiſch herum, den Sektkelch in der Hand, und trällerte dabei halblaut und vergnügt noch einmal den Kehrreim des alten Burſchenliedes:

„O, jerum, jerum, jerum!“

und weil ſie die lateiniſchen Silben: o quae mutatio rerum! nicht behalten konnte, ſchloß ſie wieder mit ‚o jerum, jerum, jerum!‘ und lachte bei den klagenden Worten. Eine Sekunde nur, während ſie den Regierungsrat anſchaute, wurden nicht ihre Lippen ernſt, aber ihre Augen. In denen erſchien ein ganz fremdartiger, forſchender Ausdruck und verſchwand ſofort wieder, und ſie lachte weiter und ſtieß mit den beiden Männern an. Und während ihr Kelchrand den Viktors berührte, rief Leopold Mähler plötzlich, mit der Unmittelbarkeit der Sektſtimmung: „Weißt Du was, Bärbel: ... wir werden ja jetzt doch immer in Berlin zuſammen ſein ... trink mit dem Leibfuchs Brüderſchaft ... und ich morgen mit Deiner Frau auch, Viktor!“

Barbara war bei ſeinen Worten unwillkürlich einen Schritt zurückgetreten. Ihr roſig getöntes Antlitz wurde jählings ſcheu und finſter. „Was fällt Dir ein?“ ſagte ſie halblaut, als ſollte es der dritte nicht hören, zu ihrem Mann, und der entſchuldigte ſich mit der jovialen Unſicherheit eines nicht mehr ganz Nüchternen: „Na — denn nicht, Kinder! Des Menſchen Wille iſt ſein Himmelreich!“

Es war gut, daß in dieſem Augenblick vom Ende des Saals ein Silentium ertönte. Der erſte Chargierte las den verſpätet eingetroffenen Gruß eines alten Herrn der Curonia vor, eines baltiſchen Barons, den das Schickſal als ruſſiſchen General nach Samarkand verſchlagen hatte. Und alles rief Bravo, und die Damen klatſchten in die Hände, daß der alte Korpsburſch im Innerſten Aſiens die Neckarſtadt und ihr Stiftungsfeſt nicht vergeſſen, und man ſetzte ſich wieder und lachte und ſchrie, und alles war wie zuvor.

Nur Viktor von Brunold war ſtehen geblieben, während ſein Leibburſch, der ſich nach ſeinem Moskauer Aufenthalt als eine Autorität in ruſſiſchen Dingen betrachtete, die Depeſche aus Transkaſpien in die Hand genommen hatte und Barbara und den anderen ihren Urſprung und Weg erklärte.

Wenn er gehen wollte, mußte es jetzt sein, wo ihn niemand sah. Und indem er noch so dachte, war er schon draußen, auf dem Vorflur, im Freien. Der Lärm des Banketts verhallte hinter ihm. Die kühle Sommernachtluft schlug ihm entgegen. Alles wurde still, während er rasch die dunklen, menschenleeren Gassen hinabschritt.

Dann blieb er stehen und schloß die Augen. Vor sich sah er Barbaras Gesicht. In der Sekunde, in der Wandlung, als ihr Mann ihr vorgeschlagen, mit seinem Leibfuchs Brüderschaft zu trinken! Das war eine Taktlosigkeit Mählers gewesen! Als Frau von Welt hätte sie die leicht, liebenswürdig ablenken, die paar Worte scheinbar ungehört übergehen können, aber nein: sie war in unwillkürlichem Schrecken zurückgefahren! Und diese Abwehr galt ihm, nicht ihrem Gatten. Er fühlte es wohl. Er hatte durch seine Beichte sein Bild vor ihr für immer getrübt und entweiht. Das hatte sie auf dem Bankett unter Lachen und Unbefangenheit verborgen. In diesem Augenblick war es zu tage gekommen.

Und vielleicht war es ganz gut so! Nun war alles aus, was sich seit jener Stunde in der Kirche von Neckarsteinach unsichtbar in Ahnen und Grauen zwischen ihnen emporgerankt und sie umschlungen hatte. Sie hatte Abscheu vor ihm. Er stieß sie ab, und sie stieß ihn von sich. Einen Augenblick nur, an einem winzigen Punkt hier im Neckartal, hatten ihrer beider Lebenslinien sich gekreuzt. Jetzt trennten sie sich wieder und verloren sich nach verschiedenen Seiten weit, weit hinaus ins Unbekannte . . .

Morgen um diese Zeit sah er sie schon nicht mehr. Da war er schon auf der Heimreise mit seiner Frau und alles gewesen, alles wie ein Traum. Der Gedanke erlöste ihn. Er atmete frei. Ganz ruhig kam er in sein Hotel zurück.

Und ebenso ruhig war er am nächsten Morgen. Da hatte in den Vormittagsstunden der Alte-Herren-Vorstand der eingetragenen Gesellschaft „Curonia", der gesetzlichen Eigentümerin des Korpshauses, eine geschäftliche Sitzung. Er mußte ihr beiwohnen, wenn er auch selbst nicht sprach, sondern hauptsächlich Leopold Mählers Ausführungen teilnahmlos folgte. Der war jetzt wieder ganz der Alte, träge, schlau und bestimmt. Die Herzlichkeit des vorigen Abends war mit den Geistern der Champagne verschwunden. Er beherrschte souverän die anderen, die nach langer Debatte genau das zum Beschluß erhoben, was er von Anfang an in seiner leidenschaftslosen Art gesagt hatte. Das wunderte ihn gar nicht. Er schien das gewohnt.

„Das hier sind ja Kinder!" sagte er, mitleidig auf die grau- und weißköpfigen Korpsbrüder weisend, zu Viktor von Brunold, während sie zusammen zu Tisch gingen. „Da bin ich schon mit ganz anderen Leuten fertig geworden — und immer in aller Ruhe. Unerschütterliche Wurstigkeit ist die Hauptsache im Leben. Und nun wollen wir trotzdem ein bißchen ausschreiten, sonst wird die Suppe kalt."

Aber es war sogar bereits der Braten aufgetragen, als sie sich verspätet an die große Tafel setzten, und zwar getrennt voneinander neben ihre Frauen, die sich in Abwesenheit ihrer Männer in unwillkürlicher Übereinstimmung gemieden und die Gesellschaft gesucht hatten, die ihnen entsprach — Hertha die kleine ängstliche, immer gekränkt aussehende Dame von gestern, Barbara eine ganze Runde vergnügter alter und junger Curonen und ihrer Frauen. Zwischen denen saß sie und lachte und schwatzte — weit entfernt von Viktor und schaute nur einmal zu ihm hinüber und nickte ihm freundlich und obenhin zu, wie vielen anderen auch, die sie seit gestern kennen gelernt.

Er erwiderte den Gruß und sprach dann geflissentlich lange und viel mit Hertha und hörte auf das eintönige Gerede der ihr befreundeten Dame, das wie ein seichtes graues Bächlein inmitten der Feststimmung im Saal, der sonnigen Sommerwelt draußen einherrieselte, und dachte sich, wie es wohl möglich sei, Barbaras Nähe auch während des Nachmittags ganz zu meiden . . .

Für diesen Nachmittag war von den meisten Festgästen eine Besteigung des Königstuhls geplant. Die einen wollten zu Fuß gehen, die anderen im Wagen hinauffahren, unter ihnen auch Hertha. Ihr Mann geleitete sie zu einer der vor dem Hotel harrenden Droschken. Die Freundin kam mit. Jetzt war es ihm lieb, daß dieses matte und stumpfe Wesen, um das ihr eigener Gatte, ein breitschulteriger Agrarier, sich kaum mehr kümmerte, an ihnen hing. Dadurch waren sie zu dritt, und die Mählers

konnten sich nicht, wie gestern, ihnen anschließen. Aber im Augenblick, wo er den beiden Damen auf das Trittbrett half, kam sein Leibbursche heran.

Er blinzelte schlau. Er hatte irgend etwas vor. „Nann, Viktor?“ sagte er. „Du elastischer Jüngling läßt Dich mit Vorspann auf den Königstuhl befördern? Früher . . . da liefst Du doch wie ein Wiesel!“

„Das tu' ich auch jetzt noch! Aber ich kann die Damen doch nicht allein fahren lassen!“

„Na eben!“ Leopold Mähler nickte erfreut. „Famos! Bei mir liegt die Sache nämlich gerade umgekehrt: Ich denke nicht daran, mich im Schweiß meines Angesichts zweitausend Fuß hinaufzuschleppen, und die Bärbel . . . na, die ist nun mal so quecksilbern! Will um keinen Preis in den Wagen! Sie käme sich so dumm vor, wenn sie da still säße, und die armen Pferde quälten sich stundenlang ab. Na — wenn ich sie zwinge, dann fährt sie ja. Aber dann mault sie mir die ganze Zeit, und das ärgert mich, und vom Ärger nach Tisch krieg' ich Sodbrennen. Also das einfachste ist: changez les dames! Ich fahr' mit Deiner Frau, und Du gehst mit meiner!“

Und etwas ernster setzte er hinzu: „Du tust mir einen Gefallen, wenn Du meine Frau unter Deinen Schutz nimmst. Allein möchte ich sie mit den anderen Leuten nicht gehen lassen! Ich bin wahrhaftig in solchen Sachen ein guter Kerl und kann einen Puff vertragen — aber heute bei Tisch war sie in einer Weise aufgeregt und hat Geschichten angehört und Unsinn getrieben — mir ist's schon lieber, Du bist dabei. Dann nimmt sie sich ein bißchen zusammen.“

Zugleich mit seinen letzten Worten führte er den anderen schon zu Barbara hin, die inmitten eines Schwarmes Euronen stand und rief: „So, Bärbel — da ist Dein Vormund! Oben sehen wir uns wieder!“ Und sie reichte Viktor lachend die Hand. „Dann wollen wir aber auch gleich gehen, Herr von Brunold. Ich finde das Getrödel hier schrecklich!“

Eine ganze Schar setzte sich mit ihnen zugleich in Bewegung. Durch die Stadt blieben sie alle auch leidlich beisammen. Aber als es an das Steigen ging, den Schloßberg hinauf und weiter zur Molkenkur, da zog sich die Reihe bald weit auseinander. Barbara blieb unter den Vordersten, meist jungen Leuten, Aktiven und Inaktiven des Korps, die die junge Frau im Trubel des Festes nur flüchtig, eigentlich nur vom Sehen kannten und die zwei stumm Nebeneinanderschreitenden wahrscheinlich für ein Ehepaar hielten. So ergaben sich nach ein paar allgemeinen Bemerkungen über das Wetter und die schöne Aussicht unwillkürlich einige Schritte Abstand zwischen ihnen und den anderen.

Bei einer Wegbiegung sahen sie sich einen Augenblick so gut wie allein. Barbara blieb stehen und wies auf einen schmalen, jähen Treppenpfad, der sich links von ihnen, schnurgerade in die Höhe steigend, im Walde verlor. „Wo führt denn das hin?“ frug sie.

„Das ist die Engelsleiter! Da kommt man direkt auf den Königstuhl. Aber ich erinnere mich von früher her . . . es ist furchtbar steil.“

Sie erwiderte nichts, sondern ging auf die Stufen zu und begann sie leichsüßig zu erklimmen. Er folgte ihr und meinte noch einmal: „Wird Ihnen das nicht zu viel?“ Und sie zuckte die Schultern. „Ich stamm' doch aus den Bergen. Ich bin in Bayern schon ganz andere Wege gekraxelt!“

Als wollte sie ihm das beweisen, stieg sie mit solcher Schnelligkeit empor, daß er sich zusammennehmen mußte, um mit ihr Schritt zu halten. Es war noch nicht eine Minute vergangen, seit sie unten auf der Straße gestanden, und schon fanden sie sich tief im Laubholz, den Blicken der übrigen entzogen, deren Stimmen sie fern unter sich hörten, und um sie war Einsamkeit und Stille.

Das Schweigen im Walde! Verweht mit einem Schlage der Jubel und Trubel des Festes, geschwunden die lachenden Gesichter, die bunten Mützen auf jugendlichbraunen und eisgrauen Köpfen, die frohe Gemeinsamkeit von Mensch zu Mensch — nur sie beide noch übrig, und über ihnen, durch grünes Blätterdach und schwarze Tannenfittiche in goldenen Sonnenlichtern lugend, der blaue Himmel, und um sie das wuchernde Berggestrüpp, hohe Königsfarren und Brombeergerank — quer über den Weg eine gestürzte Lärche — seltsame, gnomenhaft verknotete Wurzeln, vom Erdreich nur

Frühstücksstunde in Paris.
Nach dem Aquarell von Prof. Franz Skarbina-Berlin.

halb verdeckt und den Fuß hemmend, — und unter dem Fuß weicher, uralter Mooſsteppich auf den Stufen der Engelsleiter, auf der ſie höher und höher hinaufſtiegen. Selten einmal in der Nähe das Krächzen eines Hähers, das raſchelnde Hüpfen einer Amſel im welken Laub, das tiefe, grunzende Schelten eines vergrämtem Rehbocks — dann wieder alles ſtill. Auch ſie ſelbſt ſprachen nichts. Es war zu mühſam, bei dem ſteilen Emporklimmen zu reden — ſelbſt wenn ſie gewollt hätten. Nur ihr ſchweres Atmen ſchlug ineinander, und zuweilen ſchaute er ſie verſtohlen von der Seite an. Sie tat, als ob ſie es nicht merkte. Sie ließ die Augen nicht von dem mit ſpitzem Felsgeröll und glatten Fichtennadeln überdeckten Bergpfad. Und ſo blickte er immer wieder hin und meinte in ungläubiger Beklemmung, er ſähe ſie jetzt zum erſtenmal. So anders waren ſie und ihr Geſicht geworden, ſeit ſie die breite Straße und die Leute darauf verlaſſen. Das war nicht mehr die kindlich-frohe, kleine Frau, die da unten mit jedermann gelacht und ſich geneckt, die Bärbel, wie ihr Mann ſie nannte — an ſeiner Seite ging ein armer, ernſter Menſch und litt ſo ſchwer wie er unter der unſichtbaren Laſt, die ſie ſchweigend zuſammen auf den hohen Berg trugen.

Endlich blieb er ſtehen, an einer lichten Stelle, und ſchöpfte Luft. Heidelberg lag ſchon weit unter ihnen. Tief im Tal ſchimmerten die Häuſer, winzig anzuſehen, und zog ſich das ſchmale blaue Band des Neckars aus der Bergenge in die Ebene hinaus, und davor glänzten am grünen Abhang die rötlichen Ruinenmaſſen des Schloſſes, hier von oben und hinten fremdartig und unſchön wie die Rückſeite von Theaterkuliſſen anzuſehen. Aber darüber lachte immer noch die Sonne und wölbte ſich das Sommerblau, und der Blick glitt frei hinaus über das geſegnete Land.

Eine Weile verloren ſie ſich im Gefühl der Weite und des ſtummen Alleinſeins. Dann nahm er ſeine Kraft zuſammen und ſagte: „Sie müſſen mir verzeihen!“

Sie wandte ihm langſam den Kopf zu. Ihr Blick frug: Wofür?

Und er fuhr fort: „Es war nicht recht von mir! Es war unbegreiflich. Ich weiß nicht, wie ich dazugekommen bin, Ihnen das zu erzählen. Was kann Ihnen daran liegen, es zu wiſſen! Vergeſſen Sie es, bitte! Sagen Sie mir, daß Sie es vergeſſen wollen!“

Sie ſchaute ihn immer noch ganz ruhig an. Dann erwiderte ſie langſam: „Wie ſoll ich etwas vergeſſen, was ich ſchon ſo lange weiß! Nicht von Ihnen. Aber von mir ſelbſt!“

Nur ein kurzer, kaum merklicher innerer Kampf — und ſie ſetzte hinzu: „Was Sie mir geſtern von ſich erzählten, damit haben Sie mir mein eigenes Schickſal erzählt. Ich hab' mich ja auch des Geldes wegen verheiratet!“

Und plötzlich ſprach ſie raſch, ſtoßweiſe, die Worte überhaſtend, um nur endlich einmal eine quälende Laſt loszuwerden: „Ich war ganz jung noch . . . vor fünf Jahren . . . und ein dummes Ding und wollte mein Leben genießen . . . ſo wie ich mir damals das Leben gedacht hab' . . . und hatte doch nichts. Ich hatte mein Lehrerinnen-Examen gemacht. Das war meine Zukunft! Und da kam mein jetziger Mann — und bot mir alles — und ich nahm's . . . aber ich hab' nichts von dem allem . . . ich bin gerade ſo unglücklich wie Sie . . .“

Sie hatte ſich ſchon bei den letzten Worten abgewendet. Nun ſtieg ſie haſtig, als wollte ſie ihm entfliehen, die nächſten Stufen hinauf. Aber er holte ſie mit zwei Schritten ein. An einem Tannendickicht, das ſie vor fremden Blicken barg, ſtand er vor ihr. Er wollte ein Wort ausſprechen und fand es nicht. Und ſie auch nicht. Sie ſchauten ſich voll Schrecken an und dann wußten ſie nichts mehr, als daß ihre Lippen ſich aneinanderpreßten und ſo blieben und ſie ſich umſchlungen hielten und die Augen geſchloſſen und über ihnen ein leiſer Wind in den Buchenkronen rauſchte. Und dann ließen ſie einen Augenblick voneinander, um ſich von neuem zu finden, und konnten ſich nichts ſagen, weil ſie ſich küßten.

Sie wußten nicht, wie lange ſie ſo im Berggrün ſtanden. Es war keine lange Zeit und keine kurze — es war überhaupt keine Zeit. Erſt bei einem Geräuſch von oben merkten ſie endlich, daß die Sonne ſchon im Weſten ſank und die Bäume weite Schatten warfen, und erkannten, daß die Welt um ſie noch ganz unverändert ſo da war, wie zuvor, und ſie in der Welt — in einem

kleinen Winkel der Erde ob dem Neckartal, auf den Stufen der Engelsleiter.

Von der kamen in großen Sätzen ein paar Buben herunter, grüne Zweige an den Hüten und einen alten Familien-Teckel, dem das Abwärtshüpfen zu beschwerlich war, unter dem Arm, und schrieen in den Wald hinauf, zu ihren Kameraden. Die Einsamkeit, die Stunde über der Welt, war dahin. Langsam stiegen die beiden weiter.

Das Ende des Weges war nahe. Bald wuchs der Aussichtsturm des Königstuhls vor ihren Augen über den Tannenwipfeln empor, und sie gingen auf den Turm zu und die dunkle Wendeltreppe in seinem Inneren hinauf, als ob das so sein müßte und sie miteinander so hoch steigen müßten, als es nur irgend möglich war, um Erde und Menschen im Abendrot tief unter sich zu schauen.

Oben auf der Plattform war niemand mehr. Es saß schon alles in dem nahegelegenen Gasthaus. Ganz allein standen sie da und sahen hinaus in den deutschen Süden, der langsam im Schatten der Nacht versank. Die Luft war klar und rein. Deutlich erkannten sie alles: dort drüben die blauen Hänge des Schwarzwalds und weiterhin über dem schwäbischen Hügelland den dunklen Streifen der Rauhen Alb. Auf der anderen Seite den Odenwald, unabsehbar mit seinen grünen Höhen und Tälern gewellt, von dem Dreieck des Katzenbuckels und dem wie ein Schattenriß in die Rheinebene ragenden Melibocus beherrscht, und in der Ebene silbern glitzernd der Neckar und abgerissen im Westen schimmernd die Spiegelflächen des Rheins, und hinter ihnen, in jeder Furchung und Fältelung ihrer Berge deutlich sichtbar ausgemeißelt, die deutschen Vogesen und die bayrische Haardt. Ganz fern blaute der Donnersberg über sie hin und wiesen Feldberg und Hochkönig vom Taunus die Maingrenze weiter zu den Eichen des Spessart. Unten im Tal funkelten die Lichter von Heidelberg. In der ganzen Fläche davor, von Straßburg bis Mainz, in Worms und Speyer und Mannheim zuckten kleine, traulich glühende Punkte auf. Die Nacht kam über Baden und Bayern, über Schwaben und Hessen, über die Reichslande und das preußische Grenzgebiet, und in ihrem Grauen schien das ganze Rund bald sich noch einmal zu vergrößern und in das Grenzenlose, Unermeßliche zu verschwimmen.

In Weiten der Welt und in Weiten des Lebens schweifte ihr Blick, wie sie da einsam lehnten — er und sie. Aber die Frist der Höhenschau auf freier Bergwarte war kurz. Auch diese Feierstunde mußte vergehen. Immer höher kroch das Dunkel den Berg herauf. Die Nebel kamen. Das Nichts war nahe. Nur der Abendstern stand schon funkelnd und zitternd am Firmament. In einem geisterhaften, stillen Glanze schimmerte er auf die kleine Erde und ihre Leiden herunter.

Er schaute hinauf zu dem Gestirn, dann in Barbaras jetzt ganz blaß gewordenes Gesicht und flüsterte, nachdem sie lange nichts gesprochen: „Nun bin ich froh, daß ich Dir's gesagt hab'!"

„Und ich Dir!"

Wieder waren sie still, von der schwersten Last ihres Lebens befreit. Erlöst. Jeder von ihnen trug nun des anderen Reue und Bürde, weil er sie verstand. Sie waren nicht mehr allein auf der Welt.

Unten auf dem Weg wurden Stimmen laut. Bunte Mützen zeichneten sich undeutlich in der Dämmerung ab, dazwischen Damenhüte. Es war ein Teil der Gesellschaft, die zusammen mit ihnen aufgestiegen war und, weil sie einen großen Umweg nach dem Felsenmeer gemacht, verspätet ankam und gleich zum Wirtshaus weiterging. Einer von ihnen sah die zwei dunklen Gestalten hinter der Mauerbrüstung. Er legte die Hände an den Mund und jodelte ein „Juchu!" hinauf und lachte dann zu den übrigen: „Da oben steht noch ein Pärchen!"

Für die beiden war das eine Mahnung. Es fiel ihnen jetzt erst ein, daß zwei andere Menschen wenige Schritte von hier saßen und auf sie warteten. Scheu und stumm suchten sie in den dunklen Windungen des Turminneren den Ausgang ins Freie. Dort ließ Barbara die Hand los, an der er sie bisher durch die Finsternis zur Tiefe geführt, und sagte ganz ruhig: „Versprich mir eines!"

„Ja."

„Tu Du jetzt nichts! Überlasse mir, was geschehen soll!"

Er dachte einen Augenblick nach, dann nickte er stumm und bejahend, und sie traten

Digitized by Google

zu den letzten Gruppen der Nachzügler. Niemand achtete dort auf sie. Es fiel gar nicht auf, als sie zusammen mit einem ganzen lachenden und schwatzenden Schwarm in das lampenhelle, noch von Curonen wimmelnde Berg-Wirtshaus traten. Leopold Mähler und Hertha saßen in einer Ecke. Auch sie waren noch nicht sehr lange da, da sie unterwegs auf der Molkenkur Kaffee getrunken und sich ganz gut unterhalten hatten. Sie begrüßten die anderen arglos und freundschaftlich. Dann fuhr Mähler, eifrig zu Hertha gewendet, in dem durch ihre Ankunft unterbrochenen Gespräch fort.

„Also ich gehe mit dem Bubi an dem Hühnerhof vorbei. Da fragt er mich: ‚Papa — nicht wahr — die Hühner legen die Eier?‘ Ich sage ja. ‚Und der Hahn auch?‘ — ‚Nein, Bubi — der Hahn legt keine Eier!‘ Darauf ist er eine Weile still und überlegt. Dann fragt er ernsthaft: ‚Papa — will er nicht oder kann er nicht‘?“

Dabei strahlte er über sein ganzes schlaues und schläfriges Gesicht. Das verschönte sich förmlich, wie er von seinem Sohne sprach. Auch Herthas stilles und scheues Antlitz hatte sich belebt. Sie lachte inniger, als bisher je in Heidelberg, über die kleine Geschichte und nickte dann Barbara zu: „Das muß ein herziger kleiner Kerl sein, Ihr Bubi! Ihr Gatte ist gar nicht müde geworden, mir von ihm zu erzählen, — den ganzen Weg herauf . . . Er sagt: manchmal sitzt ihm vorn alles voll von Leuten — die warten in Geschäften — und er kriecht inzwischen auf allen vieren durch das Kinderzimmer und läßt den Kleinen auf sich reiten . . . Und ein paar Schwesterchen hat er auch schon, hör' ich?“

„Ja — wir haben den Buben und zwei Mädel!“ Barbara stockte und mußte dann aus Höflichkeit weiterfragen: „Und wieviel Kinder haben Sie?“

„Vier Jungen!“ Die bleiche kleine Frau sagte das ohne Stolz, eher voll Ernst, so wie ein Mensch von seinem Lebensinhalt spricht. „Ich hab's Ihrem Mann erzählt! Der älteste geht schon in die Schule und sitzt ganz vorn. Und der zweite ist so merkwürdig musikalisch. Denken Sie sich: er tippt schon jetzt jede Melodie auf dem Klavier nach. Die beiden anderen sind noch klein. Aber ich denke, wir erleben an ihnen auch noch Freude!“

Sie schaute bei diesen Worten nicht ihren Gatten, sondern Leopold Mähler an, als solle er, der sein eigenes Fleisch und Blut so zärtlich liebte, auch ihre Mutterhoffnungen begreifen, und der lachte freundlich: Ja — ja — das würde schon so werden! Und zugleich blickten sich auch die zwei anderen in die Augen und lasen darin ein jeder die Gedanken des Gegenüber, und dieser Gedanke war der gleiche: Nie — nie würde einer der beiden, die zwischen ihnen saßen und mit ihnen für dies Dasein verbunden waren, sie freigeben — niemals, der Kinder wegen! Sie waren jenen das Mittel gewesen, daß Kinderlachen und Kinderjubel ihr Haus erfüllten, und jene waren ihre Herren kraft eines ehrlichen Handels, und ließen sie nicht los und ließen ihren Kindern hier den Vater, dort die Mutter nicht nehmen . . .

Und selbst wenn sie das getan hätten — wer konnte es verantworten, die Wesen, an denen das ganze eigne Herz hing, als Waisen hinter sich zu wissen? Aber es war ganz unnötig, auch nur so weit zu denken. Die zwei anderen hielten, was sie hatten. Darin waren sie beide gleich — der Mann, der aus dem Werktag, die Frau, die aus dem Alltag kam. Sie bannten zeitlebens ihre Lebensgenossen da, wo ihre Pflicht war, bei ihren Kindern . . .

Hertha sah auf die Uhr an der Wand. „Höre, Viktor — wann geht unser Zug?“

„Bald nach zehn!“

„Aber es ist ja schon fast halb neun. Und Du sagst doch, Du hättest morgen mittag die wichtige Sache auf dem Präsidium!“

Ihr Mann stand auf. Er kam jetzt erst eigentlich zu sich. Bisher hatte ihm das Bewußtsein der Zeit völlig gefehlt. „Ja freilich . . .“ sagte er mechanisch.

„Na — wenn Du aber noch lange so herumstehst, verfehlst Du ihn sicher und kommst bei Deiner Excellenz in des Deubels Küche.“ Leopold Mähler liebte Saumseligkeit und Unentschlossenheit nicht. Das ging ihm auf die Nerven — gerade bei einem Freund! Er drängte Viktor zur Türe und brachte ihn und Hertha die paar Schritte hinauf bis zu den Wagen und half ihr einsteigen. „Seien Sie nicht böse über meinen Eifer!“ entschuldigte er sich lachend. „Aber

Leuten, wie Ihrem Mann, muß man von Zeit zu Zeit einen gelinden Schubs geben! Sonst bleiben Sie mitten auf dem Weg stehen! Na — nu los! Ich seh' Euch noch auf der Bahn! Wir fahren auch bald.

Der Kutscher ließ die Pferde laufen. Der gebremste Wagen rollte rasch durch die dunkle, laue Sommernacht zu Tal. Im Schein der Laternen schimmerte zu beiden Seiten das Laub- und Nadelwerk der Wälder, unten glänzten die Lichter von Heidelberg und kamen bei jeder Biegung des Weges näher, je tiefer man in das Flachland, zum gewohnten Dasein zurückkehrte. Hertha hatte sich in die eine Wagenecke gedrückt. Sie schlief oder schaute nach ihrer Art still vor sich hin. Er störte sie nicht. Er war im Zwang seiner Gedanken.

Jetzt reiste er ab. Bis zum Herbst sah er Barbara nicht wieder. Aber im Herbst wurde er nach Berlin versetzt und verkehrte dann täglich in Leopold Mählers Haus. Das war nicht anders denkbar. Der Leibbursch freute sich ja schon jetzt darauf. Täglich waren Barbara und er zusammen. Was wurde dann?

Er wußte es: dann wurden sie einer des anderen Verderben und konnten nicht anders — seit jener Stunde da oben. Die flammte immer wieder zwischen ihnen auf, immer verzehrender, und brannte alles in ihnen und um sie zu Schutt und Asche.

Also bis zum Herbst lebte man noch so weiter. Dann kam das Ende. Irgendwie. Es war ja ganz gleich. Er freute sich darauf. Das war die Erlösung.

Sie kamen auf dem Bahnhof an. Er besorgte alles Nötige zur Reise und ließ Hertha in das Abteil steigen und hatte dabei doch immer die Vorstellung, als wandele er eigentlich im Traum.

Als das zweite Glockenzeichen zur Abfahrt tönte, erschien Leopold Mähler. Barbara war mit ihm, ganz ruhig wie immer. Sie trat vor das Coupé, um sich von Hertha, die innen saß, zu verabschieden. Ihr Mann und Viktor standen davor auf dem Bahnsteig. Der erstere strahlte förmlich von einer unterdrückten Genugtuung: „Na — laß Dir's gut gehen, alter Kerl ... und kränk' Dich nicht, daß ich gerade jetzt, wo wir uns trennen, so riesig vergnügt bin! Aber mir ist eben etwas sehr Angenehmes passiert!"

„Deine Fabrik-Konzession —"

„Ja. Das auch! Aber ich hab' auch das Ziel meiner Sehnsucht erreicht ... ich gehe nach Moskau!"

Und da der andere schwieg und, sein Gesicht abwendend, verstört in das Dunkel der Rheinebene hinausschaute, fuhr er lachend fort: „Du weißt ja ... meine Frau war durchaus dagegen. Nun auf einmal erklärt sie, sie wolle in Gottes Namen zu den Moskowitern übersiedeln! Sie sähe jetzt selbst ein ... es wäre besser! In vieler Hinsicht!"

Er behielt Viktors Hand in der seinen. „Das Dumme ist ja nur, daß wir uns nun gar nicht mehr in Berlin treffen! Bis Du kommst, sind wir schon über alle Berge. Ich gehe natürlich mit der Bärbel und den Kindern so zeitig wie möglich nach Moskau, ehe es dort gleich zum Empfang so sibirisch kalt wird. Na — da hilft nun nichts! Mach schnell, Bärbel ... der Zug fährt ab!"

Barbara trat vor dem Schaffner zurück, der eilig die Wagentüre schloß. Dann reichte sie Viktor von Brunold in das Abteil hinauf die Hand, und sie nahmen lächelnd voneinander Abschied für dies Leben. Die Lokomotive setzte sich in Bewegung. Noch einmal sah er fern in der Bahnhofshalle ihre Gestalt ... dann war ringsum die von bunten Signallaternen durchflimmerte Nacht — nun erloschen auch diese Lichter. Tiefes Dunkel lag über der Pfalz, und durch das Dunkel donnerten die Räder dahin — dem Flachland und Alltag entgegen.

Frau Hertha gähnte leicht und lächelte ganz befriedigt. „Ach — mir brummt noch der Kopf von all dem Trubel!" sagte sie. „Aber es war doch recht nett — nicht?"

Er nickte nur und schaute in die Nacht hinaus, zum Himmel. Da stand immer noch in reinem, seltsam feierlichem Glanz der Abendstern hoch über der armen Welt. Es war ihm wie ein Gruß von ihr, wie eine Mahnung, und er verstand sie.

„Aber jetzt bin ich froh, nach Hause zu kommen!" sagte seine Frau. „Ich habe solche Sehnsucht nach den Kindern!"

Er bejahte. „Ich auch! Unsere Jungen sind nun schon bald so weit, daß auch der Vater ihnen etwas sein kann. Darauf freu' ich mich! Das wird doch schließlich meine eigentliche Aufgabe im Leben sein!"

Ölbaumhain.

# Ein botanischer Ausflug an die Riviera.

Von

**Professor A. Hansen.**

Mit elf Originalaufnahmen, koloriert von E. Agthe.

(Abdruck verboten.)

Die Côte d'azur, wie die Franzosen nicht mit Unrecht diese herrliche, vom blauen Meer mit seinem silbernen Brandungssaum bespülte, vom azurnen, sonnigen Himmelszelt überspannte Küste nennen, ist oft der Vorwurf begeisterter Schilderung gewesen. Die Seealpen, welche mit ihrem mächtigen Gürtel diese Küste vor den rauhen Winden des Nordens schirmen, die Nähe des warmen Erdteils Afrika anderseits schaffen ein Klima, welches, wenn auch zuweilen über Gebühr verherrlicht, doch von dem Nordländer nicht ohne Grund als paradiesisches in seiner Milde gekennzeichnet wird. Den Ausdruck dieses Klimas bildet eine Pflanzenwelt, die, wenn auch in ihren in die Augen fallenden Formen nur zum kleinen Teil einheimisch, doch einen so charaktervollen Gegensatz zu der Vegetation des nördlichen und mittleren Europas bildet, daß man, von dort kommend, hier eine völlig andere Welt betritt. Ob diese Welt schöner ist, wer möchte das bestimmt entscheiden. Kann es Schöneres, Erfreuenderes für Auge und Herz geben, als den von der Sonne durchleuchteten jungen Buchenwald in unserem Frühling? Und doch ergreift uns eine weihevolle Stimmung, wenn wir an der Riviera in einen Ölbaumhain mit seinem mattsilbernen, in den südlichen Sonnenstrahlen glitzernden Laubdach eintreten. Wohl stimmt unser einfaches, herrlich duftendes Maiglöckchen als deutsches Waldkind zur Frühlingspoesie des Buchenwaldes. Aber welch berückendes Bild, wenn unter den grauschimmernden Ölbäu-

men ein Veilchenteppich, Narzissen und Anemonen oder brennend roter Mohn sich ausbreiten, oder wenn der voll Blüten hängende Rosenstrauch in die Krone des Ölbaums hinaufsteigt und dessen klassisch-ernste Gestalt mit dem jugendlichen Liebreiz schönster Blütenpracht übergießt. Mit ästhetisch-kritischen Gesichtspunkten kommt man in der Natur gewöhnlich nicht weit. Schön ist es dort wie hier. Es handelt sich eben darum, die besondere Schönheit und das besonders Charaktervolle in jedem Fall zu erkennen, sich nicht bloß mit Bewundern zu begnügen, sondern zum Wissen und Verständnis durchzudringen. Der Reisende an der Riviera, meistens mit keinem anderen Buche beschwert als dem Baedeker, kommt im allgemeinen bezüglich der Pflanzenwelt nicht zu dem letzteren Standpunkt. Er staunt und bewundert, er schwärmt von der „tropischen Vegetation", obgleich, wenn auch sonst die meisten ausländischen Floren vertreten sind, die tropische hier gerade fehlt. Er nennt die Agave beständig „Aloe", die Aleppokiefer „Pinie", man kann gelegentlich auch vernehmen, daß eine Steineiche (Quercus Ilex) als Ölbaum bezeichnet wird usw. Meistens liegt das daran, daß die Schule uns für alle anderen Dinge mehr Vorkenntnisse mitgibt, als für das Verständnis und die Beobachtung der Pflanzenwelt. Die Reisehandbücher, zunächst auch anderen Zielen dienend, wissen uns über alle anderen Dinge besser zu belehren als über die Pflanzen. So kann sich wohl bei dem Fachmann der Wunsch regen, in dieser Richtung ergänzend zu wirken und einiges über die Pflanzenwelt der Riviera mitzuteilen. Wenn wir gelegentlich Reisende dort über die Zusammenstimmung von Landschaft und Pflanzenwelt sprechen hören, so ist diese Zusammenstimmung nicht in einer ursprünglichen Zusammengehörigkeit begründet. Das meiste von allen Pflanzen, die den Charakter der Landschaft mit bestimmen helfen, ist durch Menschenhilfe eingewandert und diesem Lande ursprünglich fremd. Fremd sind die düstere Zypresse, die Orangen und die Dattelpalme, der Eukalyptus, die Agave und Opuntia. Fremd ist vor allem die ganze Pflanzenwelt, die in den Gärten in anscheinend natürlicher Fülle sich drängt. Die Kultur, welche nicht bloß den Küstenstreifen erobert, sondern weit und breit in die Täler der Alpen vordrang, hat die natürliche Flora hier mehr als anderswo zurückgedrängt. Sie sucht zwar ihr heimisches Gebiet zu verteidigen und es gelingt ihr, mit den kleinen Geschlechtern der krautigen Blütenpflanzen sich überall in die Kultur einzudrängen, aber zu freier Verfügung bleiben ihr nur die Plätze, die der Mensch nicht besiedelt und bepflanzt, der Meeresstrand, die dürren Felsen, die in das Meer vorspringenden Vorgebirge, die unbebauten Flecke hier und dort im Gelände und die Höhen der Gebirge. Da regt sich denn überall die ligurische Flora, oft bescheiden und zerstreut, oft üppiger sich vordrängend. Den Formationen größerer Pflanzen, wie Sträuchern, wird das Leben durch den Mangel an Raum, den die Kultur für sich beansprucht, mehr erschwert, und der Wald ist auf den Gebirgen fast überall den früheren Völkerbedürfnissen zum Opfer ge-

Steineiche.

Olivenzweig.

fallen. Nur dürftige Reste zeigen seine einstige Zusammensetzung. Da stehen noch kleine und unterbrochene Bestände der Steineiche (Quercus Ilex) mit rauher, grauer Rinde und von unregelmäßigem Wuchs. Die Blätter haben keine Ähnlichkeit mit denen unserer Eiche. Sie sind immergrün lederartig, viel kleiner, der schönbuchtige Rand des deutschen Eichenblattes ist hier verschwunden. Eine unregelmäßige Zähnung konturiert das Blatt, welches in Form und Größe sehr wechselt. Auch die Korkeiche, vorwiegend ein Baum Spaniens (Quercus Suber), findet sich zwischen den Steineichen hier und da. Der verbreitetste Waldbaum aber ist die Kiefer. An der Küste und auf den Höhen ist es fast überall die Aleppokiefer (Pinus halepensis), welche an der ganzen Riviera herrscht. Erst in größerer Gebirgshöhe tritt die Meerstrandkiefer (Pinus Pinaster), die ihren Namen also kaum mit Recht führt, auf, und noch weiter oben gesellt sich zu ihr unsere heimische Föhre (Pinus silvestris) oder die Arve (Pinus Cembra). Die Aleppokiefer ist freilich in der Tracht den anderen Kiefern ähnlich, aber durch ihre dünneren und heller grünen Nadeln, ihren kleineren Zapfen leicht von der dicknadeligen, großzapfigen Pinus Pinaster, die in geringer Menge vom Gebirge zur Küste herunterspeigt, zu unterscheiden. Die Pinie (Pinus Pinea) kommt an der Riviera noch wenig vor, man muß schon in den Garten der kampanischen Ebene, ins eigentliche Italien, hinabsteigen, um die Pinie als Charakterbaum der Landschaft zu finden. Da, wo wir oberhalb der Gärten und Gefilde die unkultivierten Höhen ersteigen, fällt uns eine Strauchvegetation als fremdartig auf, weil sie meist aus immergrünen Sträuchern besteht. Dichte Büsche der Myrte (Myrtus communis), im Frühling mit weißen Blüten geschmückt, Rhamnus alaternus, Phyllyrea, Coriaria myrtifolia mit zweizeiligen Blättern, graublätteriger Rosmarin, im Sommer mit hellblauen Blüten, Pistacia lentiscus, die Mastix-Pistazie, Spartium junceum, der Verwandte unseres Besenginsters, im Anfang des Sommers voll großer gelber Schmetterlingsblüten hängend, die dornenbewehrte Calycotoma spinosa und andere besiedeln im bunten Wechsel, als ob sie angepflanzt wären, sonnige Hügel und Wegränder. Auch der Erdbeerbaum (Arbutus Unedo) mischt sich in einzelnen Exemplaren hinein. In größerer Menge treten an anderen Stellen die dichten Büsche der Cistusarten zu einem niedrigen Gebüsch zusammen (Cistus albidus, ladaniferus, salvifolius) mit tiefdunkelem aromatischen Laube und rosenähnlichen, prächtig roten und weißen Blüten. Dazwischen steht ein anderer Strauch des Mittelmeeres, zu den Schmetterlingsblütern gehörig, mit goldenen Blüten (Coronilla Emerus). Der Lorbeer (Laurus nobilis), den man auf den Wegen zwischen den Gärten vereinzelt und zerstreut als Baum findet, kommt hier oben meistens als dichter, niedriger Busch vor. Als Bäumchen erhebt sich über die buschige Gesellschaft die mediterrane Baumheide (Erica arborea) im Sommer und Herbst den Blick nicht auf sich ziehend, dagegen um so mehr, wenn im Frühling die zahllosen rötlichen Blüten das heideähnliche Laub ganz verdecken. Ihr Duft lockt dann das fleißige Bienenvolk an, in die Scheuern zu sammeln.

Orangenbaum.

Zu allen diesen Sträuchen gesellt sich auch noch die merkwürdige Labiate, Lavandula Stoechas, mit ihrem sonderbaren Blütenstande. Der eckige Blütenstand, mit Bracteen besetzt, trägt die ganz kleinen, schwarzblauen Blüten, die der Laie ganz übersieht, indem er die großen, prächtig violett gefärbten Bracteen, welche den ganzen Blütenstand krönen, für die Blume hält.

Alle diese Sträucher mit ihren immergrünen, harten und aromatischen Blättern sind ganz besonders als Charakterpflanzen des Mittelmeergebietes hervorzuheben. Sie sind von Spanien bis zum Orient durch das ganze Gebiet verbreitet und bilden um so mehr auffallende Bestandteile der Flora, als sie die Alpen nicht überschreiten und bei uns ganz fehlen.

Nicht nur hier oben, sondern auch am Strande tun sich an der Riviera, wie im ganzen Mittelmeergebiet, namentlich auf den Inseln die eben aufgeführten Sträucher zu oft ausgedehnten Dickichten eigenartigen Aussehens zusammen, die den Namen Maquis oder Macchia in Italien erhalten haben. Wenn sich noch Kletterpflanzen, wie Brombeere und der ebenfalls scharfstachelige Smilax aspera zu diesen Sträuchern gesellen und alles umwinden und zusammenflechten, dann werden die Maquis zur undurchdringlichen Pflanzenmauer, die im kleinen die Verhältnisse im tropischen Urwalde wiederspiegeln. Im Frühjahr mit ihren Blüten prangend, umschwebt von einem Duft von Wohlgerüchen, bilden die Maquis mit ihrem in der Sonne glänzenden dunklen Laube eine anziehende Formation. Diese Genossenschaft findet sich zusammen, weil sie alle zu demselben Kampf durch ihre Organisation befähigt sind, zum Kampf gegen die ununterbrochene Dürre des südlichen Sommers, in dem kaum ein Tropfen Regen fällt.

Sehen wir nun am Mittelmeer den natürlichen Baumwuchs, der in unserer Landschaft eine so hervorragende Rolle spielt, ziemlich verschwunden, so haben dagegen die Baumkulturen, namentlich des Ölbaumes (Olea europaea) einen solchen Umfang angenommen, daß sie bis zu einem gewissen Grade die Wälder landschaftlich und klimatisch ersetzen. Betrachtet man die Städte und Ortschaften der Riviera vom Meeresstrande aus, so liegen die meisten da, umgeben von dichten Waldbeständen der Oliven, die sich vom wirklichen Walde freilich dadurch unterscheiden, daß jeder Ölbaum gepflanzt und gepflegt wird. Ungemein imponierend ist die Ausdehnung dieser Olivenwälder an der Riviera. Nicht bloß den Küstenstrich nehmen sie ein. Bis zur Höhe von 600, ja 800 m steigt der Ölbaum hinauf und bedeckt stundenweit von der Küste Berg- und Talhänge. Treten wir ein in einen solchen Olivenhain, so machen die sonderbar geformten Stämme mehr den Eindruck einer Versammlung belebter Gestalten als starrer Baumstämme. Kein Stamm gleicht dem andern. In

wunderlichen Biegungen und Krümmungen streben die Bäume aufwärts, mit den Armen ihrer Äste die Laubkrone tragend. Zart und durchsichtig läßt sie das tiefe Blau des südlichen Himmels durchschimmern, und eine gedämpfte Helligkeit verleiht diesen Wäldern einen ganz anderen Charakter als das geheimnisvolle Dunkel dem deutschen Walde.

Der Ölbaum ist die wichtigste Kulturpflanze der Riviera. Die Kultur ist alt. Wie die Forschungen wahrscheinlich gemacht haben, aus dem Orient über Griechenland nach den westlichen Mittelmeerländern verpflanzt. Die wilde Form war ursprünglich in der jetzigen Heimat des kultivierten Baumes zu Hause und findet sich auch jetzt überall zerstreut. Daher trägt der Baum mit Recht den von Linné ihm gegebenen Namen Olea europaea. Im Laufe der Jahrhunderte haben sich eine Menge von Varietäten gebildet, die ihre besonderen Namen tragen und verschiedene Sorten Oliven liefern. Im Mai blühen die Ölbäume mit weißen, duftigen Blütensträußen, die denen der weißen Syringe ähnlich sind. Im Herbst hängen die Bäume voll der kleinen eiförmigen Steinfrüchte, welche bei der Reife schwarz werden und deren Fruchtfleisch das kostbare Öl enthält. Die Ernte dauert den Winter über, vom November bis April. Sie wird an der Riviera, wie auch in anderen Ölländern, in ziemlich roher Weise vorgenommen, indem man die Oliven mit langen Holzstangen herunterschlägt. Dadurch beschädigt man sowohl die Bäume wie die Früchte, und das Produkt wird nicht entfernt so gut wie dort, wo die Oliven sorgfältig gepflückt werden, wie am Gardasee, in Südfrankreich, in Italien um Bari. Daß man nicht allgemein zu dieser besseren Methode übergeht, rührt wohl daher, daß die Anschaffung und namentlich der Transport zahlreicher hoher Leitern in die Berge auf große Schwierigkeiten stößt.

In der Ölbaumregion finden wir auch andere Fruchtbäume zerstreut angepflanzt: die Feige, Mandel, Pfirsiche, den Johannisbrotbaum (Ceratonia siliqua). Der im Frühling vor dem Laubausbruch mit einer Krone violetter Blüten prangende Judasbaum (Cercis Siliquastrum) wird zur Zierde des Geländes angepflanzt.

Der Wein ist ein uralter Begleiter des Ölbaumes. Er nimmt die höheren, günstig gegen die Sonne geneigten Hänge ein und wird meistens so kultiviert, daß die Reben über laubenartige Gestelle gezogen werden. Im Herbst hängen dann die riesigen Trauben in staunenswerter Fülle in diese Lauben herab und reifen geschützt unter dem Rebenlaube. Die Touristen, welche meistens im Frühling die Riviera aufsuchen, um den heimischen Winter zu kürzen und dem ersten Blumeneinzug des Frühlings entgegenzureisen, sehen von diesem Traubensegen nichts. Kahl stehen die Weinberge da, nichts läßt ahnen, welch ein Bild sich hier im Herbst entwickelt, wenn die Weinernte im Gange ist und Scharen der kräftigen Frauen der Bergbewohner mit schwerbeladenen Körben auf dem Haupte dahinschreiten. Da kann der Nordländer schwelgen im Traubengenusse, der allerdings größer ist als bei uns, wo in manchen Jahren die saure Gurke der heimischen Traube vorzuziehen ist. Überall wird jetzt

Orangen.

Wein gekellert. In den Bergnestern liegen die Haufen der Treber aufgeschichtet, durch ihren Duft das Geschäft verratend, welches hier im Gange ist.

Zu diesen seit ältesten Zeiten heimischen Kulturpflanzen gesellen sich diejenigen, von denen der Dichter singt und die gewöhnlich für die echten Kinder Italiens gehalten werden, obgleich sie aus Indien und China stammen und erst viel spätere Ankömmlinge sind als Wein und Ölbaum. Das sind die Orangengewächse, in Italien Agrumi genannt.

Die Orangengewächse sind gegenüber der Temperatur sehr empfindlich, Frost können sie nicht ertragen und sie nehmen daher an der Riviera die mildeste Region, ganz im Tale, ein und überschreiten nicht die ersten niedrigen Anhöhen. Die Region der Orangengewächse ist auch die der Villen mit ihren prächtigen Gärten voll fremder Pflanzen, wie Palmen, Eukalypten, Akazien, und zwischen den Orangengärten liegen auch die Blumenfelder, die, eine Zierde der Riviera, bekanntlich ganz Europa mit Blüten zum Schmucke der Feste und Schönheiten versorgen. Rosen, Nelken, Veilchen, Narzissen, Tuberrosen (Polyanthes tuberosa), Reseda, Ranunkeln stehen in langen Feldern beisammen. Überall Duft und Farbe und darüber der lachende Himmel.

Von den Orangengewächsen gibt es eine Unmenge von Spielarten, von denen an der Riviera einige zwanzig kultiviert werden. Doch treten die folgenden Typen besonders hervor: die Apfelsine, die Limone, die Cedrate, die Pompelmuse, die bittere Pomeranze und die Mandarine. In der Tracht, in Blättern und Früchten sehr verschieden, zeichnen sich alle durch immergrünes, edelgeformtes Laub aus. Alles an den Bäumen ist mit angenehmem Duft begabt, Blätter, Blüten und Früchte. Prächtig leuchten die goldenen Früchte aus dem tiefgrünen Laube hervor, und ganze Duftwolken wehen von einem Orangenhain herüber.

Freilich sind die Orangengewächse nicht einheimisch in Italien. Sie sind aber der sprechendste Ausdruck für die klimatisch begünstigten Striche des Landes. Keineswegs ist daher das ganze Italien das Land wo die Zitronen blühn. Außer an der ligurischen Küste finden wir sie erst wieder im Süden bei Neapel und auf Sizilien. In der lombardischen Ebene bei Mailand oder bei Rom wird man vergeblich das Land der Goldorange suchen.

Limonen

Noch zur römischen Kaiserzeit hatte Italien keine Orangenhaine. Die Cedrate (Citrus medica), deren dicke Fruchtschalen zur Herstellung des Zitronates dienen, ist die einzige Aurantiacee, welche die Alten gekannt haben. Doch wurde sie mehr zur Zierde der Villen als des Nutzens wegen gezogen. Erst im V. Jahrhundert war die Cedratzitrone eine Kulturpflanze Italiens geworden, aber nur sie allein. Die Limone, bei uns Zitrone genannt, ist erst viel später, im X. Jahrhundert, durch die Araber nach Spanien eingeführt und durch die Kreuzfahrer an die ligurische Küste verpflanzt worden. Die bittere Pomeranze brachten die Araber aus Persien nach Südeuropa mit. Die Apfelsine dagegen, jetzt am meisten gebaut, ist erst 1518 aus Süd-China zu uns gekommen, wahrscheinlich durch Ver-

mittelung der Portugiesen. Eine Einführung des XIX. Jahrhunderts ist die Mandarine, welche aus Cochinchina stammt. Die Pompelmuse mit ihren kopfgroßen Früchten (Citrus decumana) soll auf den Fidschi-Inseln zu Hause sein.

Die Schönheit der Hesperidenbäume, ihre Anmut und die Lieblichkeit ihrer Gaben sind so unbestritten, daß wir begreifen, wenn ihr Bild fest haftet in der Vorstellung des Nordländers. Er betrachtet sie geradezu als Symbol des glücklichen Südens, auch in ihren Früchten, die ihm der moderne Verkehr gerade zu der Zeit spendet, wo trübe Nebel die heimische Sonne verdecken. Voll dankbarer Erinnerung schmückt er mit diesen goldenen Äpfeln den Lichterbaum, der ihm sein schönstes Fest erleuchtet.

Agaven in Blüte.

Allein wir haben schon hervorgehoben, daß die Orangengewächse auch in Italien Fremdlinge sind, daß die natürliche Flora uns in den hartblätterigen aromatischen Büschen der Maquis entgegentritt. Diese aber sind Feinde der Kultur, sie sind ausgeschlossen dort, wo der ligurische Landmann seine Baumpflanzungen anlegt. Wo das Land wertlos und unbebaut ist, da mögen sie sich ansiedeln. Und doch versucht, wie ich anfangs sagte, die heimische Flora ihr Gebiet zu halten, aber sie kann das nur mit den bescheidenen Bestandteilen der kleinen krautigen Pflanzen, die noch zwischen den Kulturen überall Platz finden und die man gern zuläßt, da sie mit schönen Blüten sich liebenswürdig erweisen, zumal im zeitigen Frühjahr. Bald bemerkt der Fremde, wenn er diesen Bestandteilen der Flora seine Aufmerksamkeit zuwendet, daß es andere Blumen sind, als in der nördlichen Heimat, mit denen die heimische Flora hier die Fluren schmückt. Bei unserer Wanderung durch die Ölbaumhaine und auf den Talwegen zwischen den Gärten hinaufwärts, begegnen uns gelbe, feuerrote und rotweiße Tulpen (Tulipa Clusiana, praecox und Clusiana), weiße Blütendolden der Lauchsarten (Allium neapolitanum und roseum), Orchideen in Menge, der bei uns seltenen Gattung Ophrys angehörend, aber auch in ganz fremden Formen, wie Serapias Lingua. Brennendrote Anemonen (Anemone coronaria und pavonina), Scilla italica mit blauen Blü-

Opuntie.

tensternen, duftende Narcissus Tazetta und Narcissus poëticus schmücken den Hain wie einen Zaubergarten. Alles das bietet ein ganz anderes Florenbild als zu Hause. Wir staunen über die Menge von Blüten, die sich hier oft auf kleinem Raume zusammen drängen. An schattigen, feuchten Stellen wächst das ungemein feine und zierliche Adianthum Capillus Veneris, ein Farnkraut des Südens, ganz anders in der Tracht als unsere federförmigen Waldfarne.

Im Herbst freilich ist diese Flora nicht mehr zu finden. Es sind die Frühlingsboten dort unten. Wenn der Nordländer so häufig vom ewigen Frühling Italiens redet, so läßt er sich von dem immergrünen Laube der Mittelmeersträucher und -bäume täuschen. Der Wechsel der Blütenflora zeigt aber deutlich, daß auch im Süden der Wechsel der Jahreszeiten zu erkennen ist. Im Hochsommer erscheint die Flora arm, alles ist dürr und von der Glut der Sonne versengt. Einige Kinder Floras kämpfen freilich auch gegen diese Ungunst im Sommer und Herbst. Da erscheinen die Distelarten und andere Kompositen, Galactites tomentosa und Asteriscus spinosus. Im Herbst fallen überall an der Riviera die wenig schönen aber auffallenden Büsche der klebrigen gelben Inula viscosa auf. Mit süßem Honigduft, so daß man sich erstaunt nach der Ursache umsieht, erfüllt ein ganz kleines, bescheiden weiß blühendes Pflänzchen (Alyssum maritimum) die Luft, welches, wie sein Name sagt, die Nähe des Meeres anzeigt. Zu ihm gesellt sich die merkwürdige Springgurke, Ecballium elaterium, welche im Herbst ihre eiförmigen Früchte reift. Sie ist geeignet, dem Neuling einen gelinden Schrecken einzujagen. Kaum berührt man die reife Frucht, so springt diese uns plötzlich von ihrem Stiel entgegen, nach rückwärts einen Strahl schleimiger mit Samen beladener Flüssigkeit ausspritzend. Dadurch fliegen die Samen 4—5 m fort und werden durch das schleimige Wasser gleich mit der für die Keimung nötigen, dort unten so sehr mangelnden Feuchtigkeit versorgt. Am Strand selbst finden wir Cineraria maritima mit unten silbergrauen Blättern, Doryenium hirsutum, Psoralea bituminosa und, den flachen Strand in Menge überziehend, die fleischige Umbellifere, Crithmum maritimum. Mächtige Büsche der südlichen Wolfsmilcharten, be-

sonders Euphorbia dendroides, krönen die Abhänge am Meer. Verfolgen wir aber die ins Meer mündenden Gebirgsströme aufwärts, so treffen wir auf eine der schönsten Zierden ihrer Ufer, auf die Gebüsche des Oleanders, der im Sommer seine schönen roten Blumenbuketts entfaltet.

Keine vollständige Schilderung der ligurischen Flora ist es, welche wir hier zu geben versuchen können. Es sind nur einige Blitzlichter, mit denen wir sie für den Augenblick dem vorübereilenden Reisenden beleuchten wollten, damit er auf diese echte Flora der Riviera aufmerksam wird. Mehr können wir nicht im Sinn haben, denn eine ausführliche Schilderung der gesamten Flora, die weit über 1000 Arten aufweist, würde so viel Namen bringen, daß der Leser, nicht imstande, soviel Einzelheiten zu übersehen und zu behalten, uns nicht zuhören würde. Aber wir wollen uns um so mehr auch die fremde Flora ansehen, denn es lohnt wohl der Mühe. Wir sehen nicht vorwurfsvoll auf die fremden Eindringlinge aus allen Ländern. Wir begrüßen diese prachtvollen Pflanzenformen, die sich in immer größerer Anzahl hier ansammeln, mit Freuden. Nicht jedermann ist es vergönnt, die verschiedenen Erdteile zu durchwandern und sich an fremder Vegetation zu begeistern. Hier an der Riviera finden wir gleichsam ein Pflanzenmuseum unter freiem Himmelszelt; wir können hier zwar nicht die Formationen fremder Länder, wohl aber die Pflanzenformen kennen lernen, aus denen jene bestehen. Man kann hier an den subtropischen Palmen zweifellos besser als an einem Bilde sich eine Vorstellung von tropischer Palmenpracht machen, an den Eukalyptusbeständen von den lichten Wäldern Australiens, an den Sukkulenten von der eigenartigen Vegetation Südafrikas oder der Kanaren gewinnen. Und wie wunderbar verstehen es manche dieser Fremdlinge, an der Riviera ihren Platz so einzunehmen, daß sie als Bestandteile einer natürlichen Flora erscheinen und der Laie gar nicht auf den Gedanken kommt, daß diese Pflanzen nicht immer hier waren. Vielmehr werden gerade sie meist für ganz besonders echte „Charakterpflanzen" Italiens gehalten.

Scheint uns nicht die dunkle, der heiteren Landschaft eine klassische Ruhe verleihende Zypresse ein Wahrzeichen, daß wir uns unter dem glücklichen Himmel Italiens befinden? Dennoch stammt sie vom Libanon, aus Kreta oder aus Persien, dort ein heiliger Baum, den Iraniern die

Pfefferbaum mit reifen Früchten.

nach oben strebende Flamme des heiligen Feuers symbolisierend. Im griechischen Altertum ein für Schiffs- und Hausbau sehr geschätzter Baum, hat er diese Bedeutung verloren. Seit dem augusteischen Zeitalter in Italien verbreitet, findet man ihn als Wächter der Höhen, in der Nähe der Villen, aber auch im Tale die Ölwälder und Orangenhaine überragend als Zierde der Landschaft.

Dem Touristen pflegen bei seinem ersten Besuche der Riviera am meisten die Dattelpalmen zu imponieren. Sie haben tatsächlich diesem Küstenstrich an manchen Stellen, z. B. in Bordighera, ein afrikanisches Aussehen verliehen. Die Dattelpalme ist der Baum der Oasen der Sahara und der benachbarten Wüstengebiete, der Nilländer, Mesopotamiens. Hier ist ihre Heimat, und hier reift sie im Feuer des afrikanischen und orientalischen Himmels ihre süßen Früchte. In Italien werden Datteln nirgends reif. Die Palme ist hier vorwiegend Zierpflanze, wird aber an der Riviera auch nutzbringend verwertet. Man treibt ein lebhaftes Geschäft mit Palmwedeln für die katholischen und jüdischen Kirchenfeste. Wer im Herbst die Riviera besucht, sieht bei einem Teil der schönen Palmen die Blätter besenartig zusammengebunden. Das geschieht, damit sie sich in bestimmter Weise entwickeln und weiß werden, da in der Dunkelheit das Blattgrün nicht entsteht.

Viel weiter hergewandert als die Dattelpalme des benachbarten Afrika sind zwei andere Pflanzen, denen man im Süden auf Schritt und Tritt begegnet, die Agave und Opuntia. Beide stammen aus dem mexikanischen Gebiete und wurden im XVI. Jahrhundert aus Amerika herübergebracht. Jetzt könnte man sie als riesige Unkräuter bezeichnen, so haben sie sich im ganzen Mittelmeergebiet verbreitet. Ohne eine Agave, die einen Felsvorsprung oder eine Mauer krönt, kann man sich eine italienische Landschaft nicht mehr denken. In ihrer Heimat eine wichtige Kulturpflanze, zur Gewinnung von Fasern und eines berauschenden Getränkes, der mexikanischen Pulque dienend, wird die Agave in Südeuropa meist zur Heckenpflanzung benutzt, in den Gärten mit verschiedenen anderen Arten als ornamentale Pflanze ersten Ranges gezogen. Aus der Rosette riesiger fleischiger, oft elegant hin- und hergebogener Blätter erhebt sich der kolossale Blütenschaft wie ein ungeheurer Kandelaber. Viele hundert Blüten von angenehmem Dufte erscheinen und erzeugen eine Menge Fruchtkapseln. Dann aber stirbt die Pflanze ab, ihre mächtigen Blätter welken und vertrocknen. Der baumhohe Blütenschaft ragt noch lange als Mumie in die Lüfte. Aber an Stelle der alten Agave pflegt bald wieder eine neue zu erwachsen, die einem Seitentriebe der absterbenden Pflanze ihren Ursprung verdankt. Ist die Agave eine stilvolle Pflanze, so kann man das von der Opuntia nicht sagen, die mit ihren flachen, dicken, auseinander hervorwachsenden eiförmigen Stengelgliedern nichts Anmutiges an sich hat. An Stelle der Blätter, die ihr ganz fehlen, starren uns scharfe Stacheln entgegen, die eine solche Opuntiahecke zu einem gefährlichen, fast undurchdringlichen Zaun machen. Nur im Sommer gewinnt auch die Opuntia einen größeren Reiz, wenn auf den Kanten der grünen Stammglieder in Reihen nebeneinander hübsche Blüten von freundlich gelber Farbe entstehen, die scheinbar auf sehr dicken stacheligen Stielen sitzen. Diese Stiele sind aber die Fruchtknoten der Blüte, und nach dem Verblühen reifen sie zu den walzigen, sogenannten Kaktusfeigen heran, die im Sommer in Menge von den anspruchslosen Italienern gegessen werden. Einen Genuß kann man diese Frucht nicht nennen. Nach Entfernung der stacheligen Schale hat man das fade, schleimigsüße Fruchtfleisch zur Speise. Aber der Genuß wird sehr getrübt, denn in den Mund genommen hat man das Vergnügen sich eines Haufens von harten Kernen der Frucht wieder zu entledigen.

Von landschaftlicher Bedeutung ist das südeuropäische Rohr (Arundo Donax), welches sich oft malerisch zur Agave und Opuntia gesellt. Das stattliche Gras mit seinen festen Halmen wird überall in den Weinbergen und Bauerngärten angesiedelt, um statt des raren Holzes zu Zäunen und Pflanzenpfählen benutzt zu werden. Touristen pflegen wohl zuweilen das auffallende Rohr für Zuckerrohr zu halten, welches aber nicht an der Riviera kultiviert wird.

Als Alleebaum finden wir vielfach einen Baum mit feinem, gefiedertem, glänzendem Laube angepflanzt, an dem im Herbst lange

Trauben roter Früchte von Pfefferkorngröße hängen. Das ist der amerikanische Pfefferbaum (Schinus molle). Blätter und Früchte haben pfefferähnlichen Geschmack, finden aber kaum Verwendung als Gewürz. Der Baum ist so beliebt, daß man ihm überall begegnet.

Wir haben versucht, das zu schildern, was an Pflanzen zur Landschaft der Riviera gehört, und man wird sich mit diesen Kenntnissen dort nicht fremd fühlen und an diese Neues angliedern können.

das vom Kap stammende fleischige Mesembryanthemum acinaciforme mit asterähnlichen Blüten die Gartenmauern. Im Herbst bedecken sich die mit Vorliebe an den Mauern haftenden Kapernsträucher, Capparis spinosa, deren Blütenknospen bekanntlich in Essig eingemacht werden, mit ihren großen, durch violette Staubfäden ausgezeichneten weißen Blüten. Auch ein anderer Strauch, Plumbago europaea, zieht durch seine hübschen blauen Blüten die Blicke auf sich.

Mächtige Bäume von Eucalyptus globulus,

Garten bei Cannes mit Kokos- und Dattelpalmen.

Mit Leichtigkeit läßt sich die Pflanzenkenntnis vermehren, wenn man die wundervollen Gärten besucht, die sich von Cannes bis Genua in ununterbrochener Reihe an der Küste hin erstrecken. Sie locken den Wanderer mit ihrem Zauber von Pflanzen und Blüten, die sich über Mauern und Gitter ins Freie drängen. Feurige Pelargonien, duftige Rosen hangen tief über die Mauern herab, als wollten sie zu lebendigen Leitern werden, in das Paradies einzudringen. Hier bekleiden dunkelviolette Ipomoen, dort

aus Australien stammend und dort in den Wäldern zu Riesenbäumen von der Höhe des Kölner Doms heranwachsend, schirmen zusammen mit den ebenfalls australischen Kasuarinen den Garten nach der Straße zu. Auch zierliche Bambusgebüsche nicken über die hohen Mauern.

Treten wir ein in einen dieser Gärten, so fesseln besonders die Vertreter der uns fremdartigen Abteilungen des Pflanzenreichs, die Yuccaarten und die Palmen, die Aufmerksamkeit. Außer der Dattelpalme finden

Agaven, Yucca und Palmen in den Gärten der Villa Pallavizini

ſich die kanariſche Palme, Phoenix canariensis, Pritchardia filifera aus Kalifornien, Livistona australis. Ferner elegante Kokosarten, Cocos flexuosa u. a., Areca- und Sabalarten. Akazien in großer Menge, oft voll gelber duftender Blütenſträuße hängend. Japaniſche Bäume wie Pittosporum Tobira mit duftenden Blüten oder Mespilus japonica mit angenehm ſäuerlichen Früchten, nordamerikaniſche Magnolien und die chineſiſchen Kakibäume (Diospyros Kaki), die im Herbſt mit goldenen Früchten beladen die Orangenbäume ausſtechen, geben Zeugnis, wie hier die Natur an Pflanzen bereichert worden iſt.

Wer ſich dem Studium dieſer Ausländer etwas mehr widmen will, dem iſt zu empfehlen, von Mentone nach La Mortola zum Garten des Commendatore Sir Thomas Hanbury zu pilgern. Der großartig angelegte und durch botaniſch gebildetes Perſonal gepflegte Garten erlaubt, ausführlichere Studien zu machen, da alle Pflanzen mit Namen bezeichnet ſind. Die Anlage dieſes herrlichen Gartens, ſeine Bewirtſchaftung und Nutzbarmachung für die Wiſſenſchaft trägt dem glücklichen Beſitzer den Dank aller Botaniker und Pflanzenfreunde ein, die in La Mortola zu allen Zeiten das liebenswürdigſte Entgegenkommen für ihre Ziele finden.

---

## Ich wollt', ein Lied von mir hätt' solchen Duft.

Ich wollt', ein Lied von mir hätt' ſolchen Duft,
Daß Du in ſeinem Klang entſchlummern müßteſt,
Und wachgehüßt von ſommerlicher Luft
Noch ganz im Traum mich in Gedanken küßteſt.
Und wollte dann, von Deinem Kuß beſchwingt,
Auf ſchönen weißen Flügeln aufwärts ſchweben,
Indes mein Lied noch immer leiſe ſingt,
Wie ich Dich lieb gehabt mein ganzes Leben.

Carl Bulcke

Burgundisches Fräulein. Bronze von Hermann Hosaeus-Charlottenburg.

# Woran es in Makedonien gefehlt hat!

Von

C. Frhr. v. d. Goltz.

(Abdruck verboten.)

Nun sollen europäische Kommissare der türkischen Verwaltung in Thrakien und Makedonien beigegeben werden und in diesen beiden schönen, aber in letzter Zeit vom Schicksal so arg heimgesuchten Provinzen des Türkischen Reiches nach dem Rechten sehen. Ob das von Segen sein wird — ja von Segen sein kann? Wer möchte diese Frage im voraus beantworten, da hierbei doch alles von den Eigenschaften der erwählten Männer abhängt. In Europa hegt man große Erwartungen von ihrer Entsendung; denn allem Anscheine nach sollen sie das auf türkisches Gebiet tragen, was dort fehlte, die Kenntnis und Erfahrung in moderner, aufgeklärter Staatsverwaltung, welche ein mittelalterliches System von Gewaltherrschaft abzulösen bestimmt ist.

Anders scheint die Hohe Pforte zu denken. Sie sendet zurzeit ihre Generalstabsoffiziere an die Grenze aus, um dort, auf deren ganzer Ausdehnung über Tal und Berg hinweg feste Blockhäuser und Wachttürme zu errichten, wie sie an der türkisch-griechischen Grenze schon bestehen und den Zweck haben, die Überschreitung durch griechische Freischärler und Räuberbanden zu hindern. Dem kann nur die Ansicht zugrunde liegen, daß das Übel von außen komme und nicht im eigenen Hause sitze; daß, wenn es nur gelänge, den Einbruch der „Kometadjis“ zu verhüten, bald wieder Ruhe und Zufriedenheit in Makedonien und auch in Thrakien herrschen werde. Die türkische Regierung traut es sich also zu, im Inneren selbst für das Wohlergehen ihrer Völker zu sorgen, ohne sich in Europa Rat und Aufsichtsbeamte zu holen.

Wer hat nun recht?

Wie es heute in Makedonien aussehen mag, weiß ich nicht zu sagen, sondern nur, wie es vor zehn Jahren dort aussah, als ich das Land zweimal bereiste, frohe Erinnerungen mit mir nehmend. Im Gegensatz zu dem, was man allgemein voraussetzt, möchte ich jedoch glauben, daß der heutige Zustand vom damaligen nicht allzu verschieden sein wird, jedenfalls bei weitem nicht so düster, wie man denkt. Oft, als ich noch am Bosporus weilte, las man in den europäischen Zeitungen Schauermären von den Zuständen, welche angeblich in unserer nächsten Nähe herrschen sollten, und wir selbst spürten so gar nichts davon.

Thrakien ist etwas weniger von der Natur gesegnet, Makedonien ein herrliches Land. Es ist zugleich größer, volkreicher und hat die bei weitem höhere Bedeutung.

Wenn man von Saloniki aus mit der Bahn nach Monastir die Campagna durchfliegt, ist man erstaunt, sie dicht bebaut und bewohnt zu finden. Große Ortschaften strecken sich unter grünen Bäumen weit hin, durch Weizen-, Gersten- oder Mohnfelder. Dann erreicht man am Fuße der Gebirge, der östlichsten der Pindusketten, dem Bernina der Alten Welt, Karaferia, das in seiner Lage ein Brussa im kleinen ist, auf Terrassen vor der blauen Gebirgswand sich erhebend und von Bergwassern durchströmt. Weiter geht es eine Zeit am baumreichen Fuße des Gebirges nordwärts entlang, durch Weinberge, Obstpflanzungen und Olivenwäldchen, bei dem in den Vorbergen hübsch gelegenen Städtchen Niausta vorüber. Bald biegt man in das Gebirge hinein, und der Schienenweg windet sich an den Hängen des Niciatales, durch den Paß von Vodena hindurch, dem See von Ostrowo zu. Paradiesisch schön liegt Vodena selbst, das antike Edessa, auf hoher, grünberankter Gebirgsstufe, über welche die kristallklaren Wasser der Nicia, sich in eine Anzahl Staubbäche auflösend, zur Tiefe hinabstürzen. Die Gebirgswelt freilich ist rauh und arm, von düsterem Kolorit, aber auf der Höhe öffnet sich, nach Norden gelegen, über Monastir hinaus bis Prilip hin, die weite pelagonische Ebene, die mit der Campagna von Saloniki an Fruchtbarkeit erfolgreich wetteifern kann. Vor dieser hat sie sogar das mildere nordische Klima voraus; denn sie liegt an siebenhundert Meter hoch und ist frei von den Fieberdünsten, die unten am Meere und in der heißen Umgebung des Sees von Jenidje Vardar den Aufenthalt, zumal für den Fremden, bedenklich machen. So ist denn auch diese Ebene, von einzelnen fruchtbaren Küstenstrichen abgesehen, der bestangebaute Teil des Reiches. Durch wogende Getreidefelder fährt man hin; selbst künstlicher Futterbau wird hier betrieben, stets ein Zeichen für eine höhere Stufe von Bodenkultur. Die Äcker sind regelrecht abgegrenzt. An den Anhängen ziehen sich Obstgärten und Weinberge noch vielleicht um hundert Meter empor. Auch die Viehzucht ist nicht unbedeutend. Man sieht zahlreiche Herden, freilich von geringeren Rassen, auf Hutungen und Wiesen weiden. Jedenfalls steht die Landwirtschaft in Makedonien höher als sonst irgendwo in der Türkei.

Zahlreiche Dörfer füllen auch die pelagonische Ebene; längs der Bergränder reiht sich Ort an Ort. Alle sind mit Bäumen umgeben, unter denen ein alter Bekannter aus der nordischen Heimat uns begrüßt, nämlich die schlanke Pyramidenpappel, die ehemals in den deutschen Ostprovinzen Güter und Vorwerke umrahmte.*) In den Wiesen, an den Gräben entlang stehen Weiden. Weiße Glockentürme im romanischen Stile mit flachem Dache ragen aus den Ortschaften empor und geben ihnen ein freundliches Ansehen. Seltener sind die schlanken Minarets der muhammedanischen Djami.**) Keinem Dorfe fehlt der Konak, das Herrenhaus; denn rings umher gehört das Land noch den Paschas, Beys und Aghas, die auch auf ihren Gütern leben. An den Konak schließen sich die kleineren Gehöfte der „Ortakdjis", derjenigen Kleinpächter, die das Land mit dem Grundherrn gemeinsam auf Teilung des Ertrages bebauen. Verkäufe kommen nicht häufig vor. Einer der Großen der Ebene, Isset Pascha von Florina, trat damals wohl Land an arme Leute ab. Der Vertrag war dann ein eigentümlicher. Die Käufer vermochten meist nicht zu zahlen, weil ihnen kein bares Kapital zur Verfügung stand. Sie verpfändeten statt dessen die kommenden Ernten, von denen der Verkäufer einen Teil an sich nahm und nach — von ihm bestimmten — Marktpreisen als Abzahlung in Anrechnung brachte.

Das klingt freilich recht patriarchalisch-tyrannisch, ist es aber in Wirklichkeit nicht. Zumal vor der Eisenbahnzeit besaß der einzelne Bauer gar nicht die Mittel, sein Getreide zur fernen Küste zu schaffen, um es dort zu verkaufen. Großhändler gab es im Inneren nicht, und der kleine Kaufmann, der viel gemaandte Armenier, sog ihn schlimmer aus, als der Feudalherr. Dieser benutzte freilich seine Arbeitskraft, aber er verhalf ihm doch auch zum eigenen Verdienste und schützte ihn gegen Beamtenwillkür und räuberische Überfälle.

Die Masse der Bewohner des platten Landes sind Bulgaren; sie gelten in Makedonien als die fleißigsten und tüchtigsten Landarbeiter. Um den guten Anbau der pelagonischen Ebene haben sie sicherlich ihr Verdienst.

Davon, daß sie zum Lohne für ihre Arbeit durch die türkischen Großen oder die Behörden mißhandelt würden, war vor zehn Jahren nichts zu spüren. Ich reiste in bürgerlicher Kleidung mit den Ingenieuren der Eisenbahngesellschaft und hätte sicherlich einiges davon erfahren, wenn Grund zur Klage gewesen wäre. Im Gegenteil gewann man den Eindruck, daß es den Leuten gut ginge. Bei jedem türkischen Großgrundbesitzer war der Kiagha, der Intendant, oder, wie wir ihn nennen würden, der Oberinspektor, ein Bulgare, der alle seine Geschäfte, auch den Ortaldjis gegenüber, besorgte. Den muhammedanischen Feudalherrn bekamen seine Angehörigen wohl nur selten zu Gesicht. Auch Isset Pascha sandte damals zu den Verhandlungen mit der Baugesellschaft als seinen Vertreter einen jungen hoch aufgeschossenen Bulgaren, seinen Baschkiatib — den Generalsekretär — der in schmucker Nationaltracht erschien und auftrat, wie ein Mann, welcher sich seiner Vertrauensstellung wohl bewußt und stets darauf bedacht war, seiner Würde nichts zu vergeben. Ein gut bewaffneter Kawaß in reich gestickter Uniform begleitete ihn als Leibwächter.

Der Feudalismus war zur Zeit in Makedonien augenscheinlich noch am Platze. Er hatte einen Zustand hervorgerufen, den man, nach orientalischem Maße gemessen, einen blühenden nennen konnte, zumal, wenn man den Vergleich mit Anatolien anstellte, wo der Schutz und die Anregung, welche hier vom Großgrundbesitz mit seiner immerhin etwas höheren Intelligenz ausgingen, gänzlich fehlte. Hilf- und wehrlos fristeten dort die Kleinbauern und Hirten auf fruchtbarem Boden ein kümmerliches Dasein, und erst die ins Land vordringenden Eisenbahnen begannen allmählich einen bescheidenen Fortschritt mit sich zu bringen. Die Spekulation, welche größere Ackerflächen zum Anbau aufkauft, Maschinen und vervollkommnete Wirtschaftsmethoden importiert, fing in Kleinasien die natürliche Rolle des Großgrundbesitzes zu spielen an.

Wunderbarerweise ist Makedonien auch derjenige Teil des Türkischen Reiches, auf welchem der Fremde am leichtesten vorwärts kommt und am ehesten geduldet wird. Ihn verfolgt nicht der Neid des Armen; der größere Grundbesitzer, der eher imstande ist, den Nutzen zu begreifen, den ihm die Berührung mit dem Fremden bringt, sieht ihn nicht ungern. Deutsche Kolonien erfreuen sich im Vardartale einer gedeihlichen Entwicklung. In diesem Tale sind es die Gegend von Guevguely und der Kessel von Ueskub, die an Fruchtbarkeit mit der großen pelagonischen Ebene von Manastir wetteifern. Die Perle soll die Landschaft Moglena nördlich Vodena im Gebirge sein.

Sicherlich ist Makedonien, mit seinen fruchtbaren, wasserreichen Ebenen zwischen blauenden Bergketten und schneebedeckten Häuptern der Rettung und der weiteren Entwicklung, die jetzt angestrebt werden soll, in hohem Maße wert. Der Gedanke, was sich daraus machen ließe, eine Rheintalebene, eine Magdeburger Börde oder ähnliches, fesselte auch mich einst, wie jeden Offizier oder Beamten, der zu Reformen dorthin berufen wird. Der Reichtum an ungenutztem Material und vernachlässigten Kräften, die sich verwerten ließen, bannt im Orient unwillkürlich die Phantasie und hält so viele Fremde unwiderstehlich fest, auch wenn sie eine Enttäuschung nach der anderen erleben. —

„Unsere Reformen gleichen den Stößen, die man mit einer Eisenstange in den Triebsand führt. Sie dringt anfangs tief ein; es entsteht ein Loch; doch langsam und sicher fließt es von allen Seiten bald wieder zu und verschwindet am Ende ganz."

So äußerte sich mir einst einer der geist-

*) Heutzutage sind sie fast ganz verschwunden, da man sie des Ungeziefers halber, das sie beherbergen, längst zu beseitigen anfing.

**) Unser Wort „Moschee" ist dem Türken unbekannt. Das Gotteshaus heißt „Djami" — der Versammlungsort.

vollen älteren Staatsmänner an denen Konstantinopel reich ist, im Beginn meiner Tätigkeit, und ich habe später oft an diesen Ausspruch denken müssen.

In der Regel beginnt der Neuling mit dem Vorschlag, Gesetze und Reglements nach heimischem Muster zu erlassen, und muß dann zu seinem Staunen hören, daß alles das bereits existiere. Seine Zweifel werden auch meist sehr schnell durch die Vorlegung irgendeines typographisch schön ausgestatteten und geschmackvoll eingebundenen Buches beseitigt, welches die Gesetze und Vorschriften schon enthält, die er als eine epochemachende Neuerung einzuführen gedachte. Es ist in der Türkei nicht zu wenig, sondern eher zu viel reformiert worden.

„Kaum ein fremder Diplomat hat auch nur einige Jahre am Bosporus geweilt, ohne den papiernen Erfolg irgendeiner den geängstigten Türken aufgedrängten unzeitgemäßen und unverdaulichen Reform mit hinwegzunehmen, und so sehen wir die heutige Türkei nach französischem System in Präfekturen (Sandjaks) und Unterpräfekturen (Casas) geteilt. Der Code Napoleon mit seinem verwickelten und kostspieligen Apparat, für dessen regelrechte Tätigkeit in diesem Lande auch die notwendigsten Vorbedingungen fehlen, hat die frühere schlichte Rechtspflege verdrängt und zahllose Übelstände gezeitigt, denn in jedem der hierzulande schier endlos erscheinenden Prozesse haben die aus weiter Ferne herbeigeschleppten Zeugen mehr zu leiden als die Beschuldigten selbst, und das Murren im Lande über den Adlié (Rechtspflege) ist beinahe noch ärger als über den Idaré (Verwaltung)."

Dieser Schilderung, welche von einem Deutschen herrührt*), der ein Vierteljahrhundert auf türkischem Boden als Industrieller tätig war und Land und Leute kennen gelernt hat, wie kaum ein anderer Fremder, ist nur noch hinzuzufügen, daß sich in die reformatorischen Errungenschaften auch noch die verschiedensten Systeme mischen. Einmal waren es Engländer, einmal Franzosen und neuerdings wir Deutsche, die man, je nach dem Einfluß ihrer diplomatischen Vertretungen oder den politischen Neigungen des Großherrn, zu Hilfe rief, und die sich eifrig an die Neuerungen nach den vaterländischen Modellen machten. Das waren die Stöße mit dem heißen Eisen in den Triebsand, deren Eindrücke sich immer wieder schlossen, wenn man eingesehen hatte, daß das Neue teilweis unbrauchbar sei und man nun, gestützt auf ehemalige großherrliche Verfügungen, zum Altgewohnten zurückkehrte.

So kann es leicht auch in Makedonien ergehen. Die Trennung der militärischen von der Zivilautorität, der Justiz von der Verwaltung und weitgehendste Selbständigkeit in allen kommunalen Angelegenheiten sind längst überwundene Errungenschaften. Die überwachenden Kommissare werden auch hier also vielfach vorfinden, was sie vielleicht glauben, zum Wohle des Landes erst durchführen zu sollen.

So hätte denn die Pforte ein doppeltes Recht, sich gegen das Fremde zu wehren, einmal, weil es nichts Neues mehr für sie ist, weil, was die europäische Diplomatie fordert, schon besteht, und zum anderen Male, weil der Reformensegen dem Lande bisher das Heil nicht gebracht hat. —

Das angewendete Mittel, sich äußerlich gegen die Nachbarn durch eine Blockhauskette wie durch eine besondere Art chinesischer Mauer abzuschließen, erscheint trotzdem auffallend. Auch mir wollte seine Zweckmäßigkeit, als es an der griechischen Grenze nach den Unruhen von 1886 zum ersten Male verwirklicht werden sollte, durchaus nicht einleuchten. Eine solche Zersplitterung der Kräfte ist ganz gegen unser taktisches Gewissen. Aber andere Völker, andere Sitten, andere Übel, andere Heilmittel! Die thessalische Blockhauskette hat sich bewährt. Es ist der türkischen Regierung gelungen, den Einfall griechischer Banden in ihr Gebiet, welche es damals ebenso in Aufregung erhielten, wie jetzt die Besuche der „Kometadjis" Makedonien, seither zu verhüten und die Ruhe herzustellen. Zumal das von Kutzo-Walachen bewohnte Ländchen Zagora, nördlich des Sees von Janina, das durch das Bandenwesen vor 1886 mehr und mehr entvölkert wurde, hatte sich schon 1894, als ich es durchzog, wieder sichtlich erholt und gehoben und war zu Frieden und Wohlstand zurückgekehrt.

Man muß also den Erfolg erst abwarten, ehe man über die Nützlichkeit eines festen Grenzwachekordons an der bulgarisch-türkischen Grenze urteilt. Sie mag vielleicht in gleicher Weise dienlich werden, wie ihre Vorgängerin im Amte gegen Griechenland. Bei Guevgueli im Vardartale hauste kürzlich noch eine verspätete bulgarische Bande, welche, von den Truppen unbelästigt, ihr Geschäft der Brandschatzung und Beunruhigung der Gegend fortsetzte, wahrscheinlich unter den Unbilden der rauhen Jahreszeit schon tüchtig leidend. Da taten sich endlich die Grundbesitzer des Kreises zusammen und boten den wackeren Kämpen je eine türkische Goldlira und einen warmen Winteranzug, wenn sie dem Berufe der „Befreier vom Tyrannenjoche" entsagen wollten. Dankend wurde der Vorschlag angenommen und der Abzug nach Bulgarien unverzüglich angetreten. Vielleicht wäre es auch dort ruhig geblieben, hätte man die Gäste gleich am Kommen hindern können.

Ist die Grenze einmal hermetisch verschlossen, so käme es ja nur noch darauf an, die rechten Männer zu finden, welche im Innern Ruhe und Ordnung aufrecht zu erhalten vermögen und die auch unparteiisch genug sind, um zwischen den verschiedenen Interessen ihrer Schutzbefohlenen die richtige Wage zu führen. Daß es daran heutzutage nicht mehr fehle, ist der Punkt, an welchen sich in der europäischen Welt die ärgsten Zweifel knüpfen mögen. Wer bei uns, der den Orient nicht kennt, verbände nicht sofort mit dem Gedanken an türkische Verwaltung auch den Begriff der „Paschawirtschaft", die uns den terminus technicus für eine gleichzeitig gewalttätige und verlotterte Amtsführung geliefert hat. Es ist das Erbteil der jahrhundertelangen Kämpfe zwischen Orient und Occident, daß beide einander mißverstehen, und daß zumal in allen unseren Vorstellungen vom Orient sich etwas von der Feindseligkeit unserer Vorfahren wiederspiegelt.

*) Kölnische Zeitung vom 18. November 1895.

Daß es heute schon ganz anders steht wie ehedem, daß es der Türkei keineswegs mehr an feingebildeten und unterrichteten Männern gebricht, um die hohen Posten der Staatsverwaltung angemessen zu besetzen, wird nur zu oft außer acht gelassen. Das seit einem halben Jahrhundert wirkende Lyceum im Galata-Serail und die Hochschule für Rechtswissenschaft in Stambul haben hinreichend tüchtige Kräfte für das Beamtentum herangezogen, die Kriegs- und Generalstabsschule für das Heer. Der Reisende, der die Türkei besucht und der daheim Sensationelles und Originelles berichten muß, wenn er interessant sein will, sieht gern über das Moderne am Goldenen Horn hinweg und hält sich vorzugsweise in dieser brodelnden Welt von Altem und Neuem an die Spuren vergehenden Lebens und mittelalterlicher Unkultur, die er zufällig auf seinem Wege findet.

Nun hat man in neuerer Zeit in Konstantinopel auch wohl begriffen, daß ein großer Teil der überstürzten Reformen verfrüht war und unverstanden geblieben ist. Es liegt auch sehr auf der Hand, daß die Trennung der Autoritäten, die im Kulturlande so wohltätig wirkt, bei einem Volke nicht angebracht ist, welches im Herzen nur eine einzige höhere Gewalt kennt, den Willen des Herrschers. Nie wird es begreifen, daß dieser Wille sich spalten und teilen könne. Der Bauer auf türkischem Boden wird es noch lange nicht einsehen, warum die Verwaltung nicht Recht sprechen solle, warum sein Vali ihn mit der Klage an die Gerichte verweist und diese ihn wiederum oft an den Vali zurückschicken, weil, was er verlangt, nicht in ihrer Kompetenz liege, sondern Verwaltungsangelegenheit sei. Nun gar zu begreifen, daß auch der Padischah, dem auf Erden alles möglich ist, sich vor dem Gesetze beugen solle und nicht mehr tun und lassen dürfe, was ihm beliebt, das wird der Masse im Orient wohl erst in künftigen Tagen geläufig werden.

So ist man denn in neuerer Zeit zwar nicht durch ein Gesetz, doch durch den tatsächlichen Brauch vielfach zur alten Einheit zurückgekehrt und hat Militär- und Zivilgewalt wieder dadurch in einer Hand vereinigt, daß der höchste Militärbefehlshaber zugleich Zivilgouverneur wurde. Zumal in den unruhigen Grenzprovinzen mit schwieriger Bevölkerung ist das auch das beste. Die Rivalität zwischen den beiden Behörden, die sich stets geltend machen wird, wo die Zentralgewalt schwach oder fern ist und die im Orient doppelt kräftig wuchert, weil ein gar zu intimes Verhältnis zwischen ihnen leicht verdächtig macht, verschwindet damit. Der Keim für Verschleppungen ist beseitigt, größere Schnelligkeit in allen Regierungshandlungen gewährleistet und dem öffentlichen Bewußtsein, vornehmlich, wenn der Generalgouverneur auch noch an die Spitze einer Ausnahme-Gerichtsbarkeit gestellt ist, ein sicherer Ruhepunkt gegeben — steht nur der rechte Mann am rechten Flecke.

Auch in Makedonien werden es die Militärgouverneure sein, von deren Tüchtigkeit die Zukunft der Provinz und das Schicksal der türkischen Herrschaft abhängt, und es lohnt wohl der Mühe, sich dieses Element im modernen ottomanischen Staatswesen etwas näher anzusehen. —

Als ich vor Jahren mit einem höheren preußischen Militär im Kreise meiner türkischen Generalstabsoffiziere und den Generalstabsschülern einen Übungsritt von Konstantinopel nach dem Schwarzen Meere beendet hatte und ihn nach seinen Eindrücken fragte, gab er mir zur Antwort: „Ich bin über vieles erstaunt, am meisten aber darüber, daß Sie in dieser Gesellschaft den kameradschaftlichen Umgang, wie wir ihn in der preußischen Armee gewohnt sind, gar nicht vermissen werden, was ich mir stets für Sie und Ihre Kameraden als das Härteste vorgestellt habe."

In der Tat denke ich noch heute gern an jene Zeit und jene Männer zurück, mit denen ich jahrelang gemeinsam arbeitete, voll schöner Träume von dem, was wir zum Heile von Heer und Reich ins Werk setzen wollten. Es war eine angenehme, zum Teil recht geistvolle Gesellschaft, deren Unterhaltung durch die Kenntnis zweier Welten besonders fesselnd wurde. Die einen hatten ihre erste militärische Ausbildung in Paris und Frankreich, die anderen schon in Deutschland genossen, und nun stand ihnen der Vergleich mit dem ganzen Orient, mit Arabien, Syrien, Kurdistan, Babylonien und Mesopotamien, oder mit Albanien, Bosnien und Montenegro zu Gebote, was reichen Stoff für Studien und Gespräche lieferte. Die französische Sprache beherrschten alle, mehrere die französische und deutsche. Der unglückliche Nasim Pascha, dem des Großherrn Ungnade vor einiger Zeit eine Verurteilung zu Kerker und Degradation eintrug, ein Ritter ohne Furcht und Tadel, gehörte unzweifelhaft zu den fähigsten und vornehmsten Männern dieses Kreises. Seine offene loyale Sinnesart hat ihn vor der Verdächtigung und dem Untergange nicht schützen können.

Die bei weitem größte Zahl aller höheren türkischen Befehlshaber geht aus der Generalstabsschule hervor. Ihr Weg bis zum Eintritt in die Armee ist lang und mühsam. Sie haben erst in der Provinz zwei Stufen von Voranstalten, dann in Konstantinopel den dreijährigen Kursus der Kriegsschule zu durchlaufen. Es folgt ein Schlußexamen und nur für eine ganz kleine Anzahl von Schülern der Eintritt in die Generalstabsschule, deren Lehrplan sich an denjenigen unserer Kriegsakademie anlehnt. In neuerer Zeit wird dann noch einmal eine Auslese gehalten, und nur wenige Erwählte erlangen die Generalstabsabzeichen, mit denen freilich große Vorteile in der Beförderung verbunden sind. Sie treten sogleich als Hauptleute in die Armee. Von ihnen wieder hat dann ein Teil, seit Sultan Abdul Hamid die Armeereform begann, noch den Dienst bei uns in Deutschland praktisch erlernt. Hier machten sie einen Lehrkursus bei der Waffe, welcher sie in der heimatlichen Militärschule angehört hatten, und sodann Dienstleistungen bei den anderen, zuletzt aber in höheren Truppenstäben und im großen Generalstabe durch, so daß sie eine vollständige Vorbildung für das militärische Führertum genossen.

Ausgezeichnete Kräfte finden sich unter diesen Offizieren. Durch die leichte Auffassungsgabe des

Orientalen unterstützt, eignen sie sich mit größter Schnelligkeit auch das Fremde an, das ihnen entgegengebracht wird. Die meisten haben in Deutschland ihre Kameraden und Vorgesetzten durch Intelligenz und Leistungsfähigkeit in Staunen gesetzt. Für die Leichtigkeit, mit welcher der Orientale unsere schwierige Sprache erlernt, zeugt, daß mehrere der auf drei Jahre nach Deutschland kommandierten Offiziere, die im Beginn allerhöchstens über mäßige, in der heimischen Generalstabsschule erworbene Vorkenntnisse verfügten, hinterdrein im Militärwochenblatt als Schriftsteller aufgetreten sind. Auch die neuerdings in der „Deutschen Revue“*) erschienene Studie über den Aufstand in Makedonien, die angeblich ein türkischer Staatsmann verfaßt haben soll, rührt von einem der Offiziere her, welche ihr Deutsch nur während der kurzen Dienstleistungsperiode erlernt haben.

Merkwürdig ist die Gedächtniskraft vieler dieser jungen Leute. Wie der „Hafis“, der Bewahrer, den ganzen Koran auswendig lernt und dann öffentlich rezitiert, so gab es an der Militärschule stets einige Genies des Gedächtnisses, welche ihre Lehrbücher nicht nur von Anfang bis zu Ende wörtlich herzusagen wußten, sondern auch bei einer Examensfrage die Seite anzugeben vermochten, auf welcher die Antwort steht.

Leider wird bei allen Examina im Orient noch immer zuviel auf Formalismus und auswendig Gelerntes Wert gelegt, und wer ein gutes Gedächtnis besitzt, strebt danach, seinen Examinator, wenn nötig, mit dem Lehrbuch in der Hand überführen zu können.

Die Fülle des Stoffes, welchen der angehende türkische Generalstabsoffizier in sich aufnehmen muß, ist deshalb auch sehr groß. Er soll im Grunde genommen alles wissen, was von ihm jemals in Heer oder Verwaltung verlangt wird. Mancher Fähnrich würde bei uns in arge Verlegenheit geraten, wenn er im Offiziersexamen vor seinen gestrengen Examinatoren die Anlage der verschiedenen Sorten von Parkettfußböden mit ihren Vor- und Nachteilen auseinandersetzen oder die gebräuchlichsten Baustile schildern sollte. In Paukaldi**) wird das verlangt. Der Generalstabsoffizier gar soll nicht nur den Keim zum Heerführer in sich tragen, sondern zugleich Wasser- und Hochbaumeister sein, Wegebaumeister, Eisenbahningenieur, Verwalter der Sultansgüter, Kartograph, Diplomat oder Astronom und sonst noch mancherlei. Ist es doch auch mir so ergangen, daß ich in den ersten Jahren meiner Tätigkeit in Konstantinopel einen Dammbau und einen Bergrutsch habe begutachten müssen. Ich weigerte mich dessen auch nicht; denn nach den Begriffen des Landes würde ich sowohl mich selbst wie den deutschen Generalstab durch eine Weigerung als unwissend kompromittiert haben. Fausts Zeugnis über Herrn Schwerdtleins Tod tröstete mich, und ich gab mein Urteil nach bestem Vermögen ab. Es scheint auch richtig gewesen zu sein; denn der Damm steht noch, und der Berg ist nicht mehr gerutscht. Gern bekenne ich, daß mir die vielen, außerhalb meines Fachwissens liegenden Aufgaben im türkischen Dienste besonders fesselnd waren, wenn ich auch gestehen muß, daß ich dabei im stillen meist mehr den Lernenden als den Lehrmeister machte.

Die Fülle des Lehrstoffes würde von der orientalischen Jugend auch nicht bewältigt werden, hätte sie, wie die unsere, die vielen Ablenkungen durch gesellige Freuden im kameradschaftlichen Kreise zu überwinden. Aber von alledem ist nicht die Rede. Was Kneipen- oder Kasinoleben heißt, das lernt der junge Türke erst in Europa kennen. Er führt ein strenges häusliches Dasein im Elternhause und wird meist auch sehr frühzeitig verheiratet. Selbst die Eleven der Generalstabsschule, die zum Teil schon den Rang eines Oberleutnants — Mulasim ewwel — bekleiden, genießen nur die allerspärlichsten Freiheiten. Diese beschränken sich im wesentlichen auf den allwöchentlichen Freitagsbesuch*) in ihren Familien. Zusammenkünfte der jungen Leute untereinander sind streuge verpönt, selbst einfache, gegenseitige Besuche. So konzentriert sich denn alles Sinnen und Trachten mehr als bei uns auf das zu den Examina zu Erlernende.

In den höheren Lehrklassen fehlt sogar das Gegengewicht gegen die Folgen sitzender Lebensweise durch Sport und Gymnastik. Beide sind nicht Sitte, und es ist zu bewundern, daß die Eleven doch meist gute Naturreiter, körperlich gewandt und sehr zähe sind. Die Generalstabsschüler kommen nur wenig und unregelmäßig aufs Pferd. Dennoch waren sie bei den von mir geleiteten Übungen imstande, die weiten Ritte auf beschwerlichen Bergpfaden ohne Mühe mitzumachen. Oft wurden dabei 50, 60 und mehr Kilometer zurückgelegt. Die Theorie verlangt dafür schon systematischen Training, an welchem es gänzlich fehlte. Diese körperliche Leistungsfähigkeit kann nur als die Folge der sehr mäßigen und nüchternen Lebensweise angesehen werden.

Und dazu kam der treffliche, stets bereite Wille; nie bin ich mit meinen Anforderungen auf Schwierigkeiten oder gar auf Widerstand gestoßen. Diese kamen, wo sie eintraten, stets nur von anderer Seite.

Die namentlich in neuerer Zeit und gerade von uns Deutschen lebhaft angefochtene Vielseitigkeit in der türkischen Bildungsmethode, welche notgedrungen eine gewisse Oberflächlichkeit mit sich bringen muß, hat unter den eigenartigen Lebensbedingungen des Orients auch ihr Gutes. Es ist unmöglich, in den entfernten Provinzen des Reiches überall für jeden Zweig der Verwaltung gewiegte Fachmänner zur Stelle zu haben. Der Vielseitige, welcher von allen Dingen etwas versteht und zu helfen weiß, kommt dort zur Geltung. Der türkische Generalstabsoffizier in Gebieten wie Jemen, Asyr, Hedjas oder Kurdistan, Mesopotamien und Babylonien muß ähnlich mit Wissen ausgerüstet sein wie der Forschungsreisende, der gezwungen ist, in allen Dingen sein eigener Berater und Meister zu sein. Er baut Kasernen, Wachthäuser und Festungs-

*) Oktoberheft 1903.

**) Vorstadt, in der die große Militärschule liegt.

*) Der Freitag ist der türkische Sonntag.

werke, hat Straßen und Kanäle anzulegen oder seinen Vali in Förderung von Bodenkultur und Handel zu unterstützen.

Die Vielseitigkeit erzeugt auch die Gewandtheit der meisten Orientalen, sich in eine ihnen ursprünglich fremde Materie hineinzuleben und darin in den meisten Fällen am Ende Gutes zu leisten. Ein großer Teil der diplomatischen Posten im Auslande ist von ehemaligen Generalstabsoffizieren besetzt, wie Petersburg, Berlin, Madrid, Stockholm, Belgrad, Cetinje ꝛc. So haben denn auch die Generäle als Gouverneure von Provinzen sich, nach dem Landesmaße gemessen, fast immer als tüchtige Verwalter erwiesen. Wo ich sie fand, wie zu Janina, ehe der griechische Krieg ausbrach, oder 1893 in Uesküb, genossen sie in der Bevölkerung das größte Ansehen.

Sultan Abdul Hamid hat darin folgerichtig gehandelt, daß er die jungen Männer, die er im Auslande bilden ließ, zum Teil wenigstens, frühzeitig in die Lage gebracht hat, sich in großem Wirkungskreise zu bewähren. Freilich durften sie nicht das Unglück haben, ihm vorzeitig durch irgendeinen Zufall verdächtig zu werden.

Einer der begabtesten von ihnen war Ali Riza Pascha, der jugendliche Generalgouverneur von Monastir, der zur Zeit untätig und krank im Exil zu Tripolis lebt. Er hat zu Mitte der achtziger Jahre noch auf der Bank der Generalstabsschule vor mir gesessen als einer ihrer besten Eleven. Dann nach Deutschland gesendet, diente er im Königin Elisabeth-Regiment, kehrte nach Konstantinopel zurück, lehrte angewandte Taktik in der Generalstabsschule mit großem Geschick, spielte im thessalischen Kriege in Edhem Paschas Hauptquartier eine Rolle, machte eine reißende Karriere, wie es im Orient üblich ist, ohne seine Erfolge durch ein anderes Mittel, als seine soldatische Tüchtigkeit zu erreichen, und wurde, bereits zum Divisionsgeneral aufgerückt, bei Beginn der makedonischen Unruhen zunächst nach Uesküb gesendet. Auch dort bewährte er sich, und so ward der kaum Vierzigjährige vom Großherrn auf den höchsten Posten der unruhigen und bedrohten Provinz entsendet.

Eine bessere Wahl hätte sich gar nicht treffen lassen. Jung, lebhaft, rüstig, von einem edlen Ehrgeiz und dem besten Willen für sein Land beseelt, dabei militärisch und allgemein gebildet, von trefflichen Eigenschaften des Charakters und ehrenwerter Gesinnung, war dieser Mann ohne Zweifel in jeder Hinsicht geeignet, der schwierigen Verhältnisse Herr zu werden. Schon seine Unbestechlichkeit allein mußte ihm bald das allgemeine Vertrauen erwerben. Ali Riza hätte auch im preußischen Dienste eine glänzende Karriere gemacht, es freilich nach seinem Lebensalter bisher nur zum Major im Generalstabe, nicht zum Divisionsgenerat und Generalgouverneur bringen können.

In seinem alten Regiment in Charlottenburg steht er noch im besten Andenken, und eine Anekdote, die dort über ihn kursiert, darf hier einen Platz finden. In den Garderegimentern, welche türkische Offiziere überwiesen erhielten, war es üblich, jedem von ihnen einen Mentor beizugeben, der ihn in der ersten Zeit bevormundete und mit den Sitten und Gewohnheiten des Offizierkorps und der hauptstädtischen Gesellschaft bekannt machte. Ali Riza erhielt natürlich auch seinen Cicerone für das Berliner Garnisonleben — nennen wir ihn, da ich den wirklichen Namen nicht weiß, z. B. Wangenheim — und er war ein gewandter und gelehriger Zögling.

Die Regimentskommandeurin gab ein Diner, zu dem der neu angekommene junge Türke, damals noch ein Gegenstand der Neugier, auch eingeladen wurde. Die Uhr schlug sieben, alles war versammelt — nur Ali Riza fehlte. Man wartet, wird ungeduldig, setzt sich endlich und beginnt mit dem Essen. Da schlägt die Uhr halb acht, und mit diesem Glockenschlage tritt Ali Riza sicher und unbefangen in den Saal.

Die Frau Kommandeurin empfängt ihn mit einem freundlichen Vorwurf und fragt ihn, ob er denn die Einladung nicht für sieben Uhr erhalten habe und warum er so spät komme?

„Entschuldigen Sie, gnädige Frau, — aber Wangenheim sagt: ‚Feine Leute kommen immer eine halbe Stunde zu spät.‘“*)

Aus dem jungen schneidigen Offizier wurde ein ernster Mann. Die Schule des Lebens ist ihm in anderer Gestalt nahe getreten, wie es unter unseren geordneten Verhältnissen bei Leuten seines Alters meist geschieht. Er ist aber nicht der Einzige seinesgleichen. In Salonik, Serres, Newrekop, Ischtib, Monastir und Uesküb, in Adrianopel und Kirkkilissa sind ähnlich tüchtige Männer der jungen Generation in Tätigkeit. Ihrer bedarf es auch, um mit der schweren Aufgabe der Pazifizierung des Landes fertig zu werden.

In Europa hört man zurzeit nur von den Bulgaren, und man meint, es gelte lediglich sie zufrieden zu stellen. Aber man vergißt dabei, daß, was dem Bulgaren recht ist, dem Serben durchaus nicht billig erscheint, und daß der Grieche und Walache nicht minder dagegen protestieren, die Albanesen aber stolz und eifersüchtig darüber wachen, daß die Pforte sich und der Würde muhammedanischer Herrschaft nicht zuviel vergebe. Jede Gabe an den einen bringt den anderen in Harnisch. Alle hassen einander mehr, als jede dieser Völkerschaften den augenblicklichen Herrn. Noch ist aber die Überlegenheit von keiner Rasse so ausgesprochen, daß sie an die Stelle der zeitigen Gebieter zu treten vermöchte. Denkt man sich die türkische Herrschaft plötzlich beseitigt, so würde ein Kampf aller gegen alle beginnen. Man muß es der türkischen Verwaltung zugestehen, daß sie es bisher, trotz aller Mängel, doch immer noch trefflich verstanden hat, die Gegensätze zu mildern und einen gewaltsamen Ausbruch der nationalen Rednbuhlerschaften durch ein geschicktes System wechselnder Bevorzugung zu verhindern.

So wäre es wohl auch noch weiter gegangen, hätten nicht die Einfälle der bulgarischen Freischärler begonnen. Ja, es ist noch immer möglich, daß die Ruhe wiederhergestellt werden kann, wenn eine Bedingung erfüllt wird, wenn Sultan

*) Diese mißverstandene Lehre hat sich natürlich nur auf Balleinladungen und dergleichen bezogen.

Abdul Hamid seinen eigenen Leuten das Vertrauen schenkt und erhält, das sie verdienen. Dies ist es, woran es bisher in Makedonien gefehlt hat.

Ali Riza Paschas Wirken war dort ein viel zu kurzes, um sich fühlbar zu machen. Seine plötzliche Abberufung und Verbannung geschah unter dem Drucke der russischen Diplomatie nach dem Konsulmorde in Monastir. Aber der Großherr hätte, wenn er sich vielleicht auch dem Zwange fügen mußte, den mißliebig Gewordenen in eine andere Tätigkeit versetzen können, in der seine Talente dem Lande weiterhin nutzten. Jetzt sind sie vielleicht für immer verloren. Unbequem zu werden, ist am Bosporus nur gar zu oft gleichbedeutend mit der Schuld.

Daß ein solches Schicksal stutzig macht und auch auf sonst unerschrockene Gemüter seine Einwirkung übt, liegt in der menschlichen Natur. Der im türkischen Staatsdienste in Ungnade Gefallene hat nicht einmal die Genugtuung, daß die öffentliche Teilnahme und Sympathie ihn dauernd ins Exil begleitet. Er ist bald vergessen. Das war im Orient von jeher so. — Als Boris Sarafow unlängst vom Schauplatze der makedonischen Wirren nach Sofia heimkehrte, ward er wie ein Triumphator empfangen. Die Namen der türkischen Generäle, welche unter den schwierigsten Verhältnissen, von feindlichen Strömungen umringt, von den eigenen Leuten beargwöhnt und belastet mit einer gefährlichen Verantwortlichkeit, ihre Pflicht erfüllten, nennt niemand.

Die Unsicherheit der hohen Staatswürdenträger im Türkischen Reiche wächst noch durch den Mangel an einer festen Grundlage, auf welche sie sich stützen können. Sie haben den Willen des Großherrn oft zu erraten und müssen weichen, wenn sie fehlgreifen. Freilich sind die Gesetze, Reglements und Vorschriften da — sogar in mehr als hinreichender Zahl. Aber über allem steht doch das Iradé, die Kabinettsorder, welche dem rein persönlichen Entschluß des Großherrn entspricht. Für sie gibt es keine gesetzliche Schranke. Vergeblich haben wir Deutsche stets für die Auffassung gekämpft, daß ein vom Sultan genehmigtes Gesetz oder Reglement auch ein „Iradé“ sei. Das wird keinem Getreuen des Padischah einleuchten. Sind doch Gesetze und Reglements oft ein Erzeugnis fremden Einflusses gewesen, so daß ihre wirkliche Durchführung höchst unerwünscht erschien. Es ist schwer, sich in diesem Labyrinth von offenen Befehlen und geheimen Willensäußerungen, von Dingen, die gedruckt oder geschrieben dastehen, und von solchen, die man zwischen den Zeilen herauslesen muß, überhaupt zurechtzufinden. Dem Fremden wird es nie gelingen; auch der Einheimische, der erfahrene Beamte, gerät dabei, trotz des besten Willens, alles nach des Großherrn Wunsch zu machen, gar oft ins Straucheln und stürzt den Abhang hinunter.

Das byzantinische Reich hat den Boden, auf dem es stand, mit dem Gift des Mißtrauens und der Eifersucht getränkt hinterlassen. Ohne Zweifel meint Sultan Abdul Hamid es mit den für Makedonien erlassenen Verfügungen ernst, schon um die Ruhe baldmöglichst wiederherzustellen und den drohenden Krieg noch abzuwenden. Wer von seinen Gouverneuren im Aufstandsgebiete sich aber mit Eifer und gutem Willen an die Ausführung macht, der läuft trotzdem eine von dem Uneingeweihten nicht geahnte Gefahr. Es kann nicht ausbleiben, daß ihm die Herzen und Gemüter zufliegen, daß er in weiten Kreisen beliebt, daß er populär wird. Dann ist nur noch ein Schritt nötig, irgendeine Unvorsichtigkeit, ein Zufall, eine an sich unbedeutende Maßnahme, deren Folgen sich nicht übersehen ließen, und der Keim für den Argwohn ist da. Auf geheimen Wegen eilen die Denunziationen nach Konstantinopel und fallen leider nur gar zu leicht auf fruchtbaren Boden. Irgendein verhängnisvolles Zusammentreffen, eine, den Schein unterstützende Verkettung von Umständen, die wie eine Bestätigung der geheimen Anklage aussieht, kommt hinzu, und der Fall selbst des Verdientesten hängt nur noch davon ab, ob es seinen Freunden in der Hauptstadt gelingt, ihn durch ihren Einfluß zu halten oder nicht. Das war schon im alten Byzanz nicht anders. Wer die heutige Türkei genau verstehen will, der sollte es auch nicht unterlassen, die Geschichte des byzantinischen Reiches zu studieren.

Jeder türkische Große oder hohe Beamte hat seine Neider und Aufpasser, die alle seine Schritte beobachten, zumal in unruhigen Zeiten und in aufständischen Gebieten. Kluge Männer wissen und beachten das. In der Ausführung befohlener Reformen müssen sie jetzt, wenn ihre Stellung und persönliche Sicherheit ihnen lieb ist, vorsichtig zu Werke gehen. Die übereilte Befolgung eines Befehls, der vielleicht später lästig werden könnte, ist ein gefährlicheres Ding, als eine Unterlassungssünde. Warten erscheint geboten, aber damit fängt die Langsamkeit in der Verwirklichung der großherrlichen Versprechungen an; Europa beginnt an deren Aufrichtigkeit zu zweifeln, die diplomatischen Noten flattern hin und her, und die enttäuschte Bevölkerung murrt.

Das ist der ewig sich wiederholende Kreislauf des Übels. Wird er nicht geändert, so bleiben die Dinge auf dem alten Punkte.

Nicht an Gesetzen fehlt es, nicht an Reglements oder Vorschriften, ja nicht einmal an Männern, die imstande sind, sie zu verwirklichen, sondern nur an gegenseitigem Vertrauen im Innern und an Wohlwollen von außen her. Läßt die ottomanische Regierung ihre Organe wirken und überwacht sie nur offen, wie es sich gebührt, in ihren Handlungen, nicht noch insgeheim durch urteilslose, häufig ganz jugendliche und unreife Aufpasser, gelingt es ihr, dem Erbübel der Nichtbezahlung ihrer Beamten wenigstens im Aufstandsgebiet zu steuern und wird von außen dann nicht gewaltsam eingegriffen, so werden Ruhe und Frieden wiederkehren, sonst aber nicht.

Weder auf Absetzungen noch auf Verbannungen sollten auch die fremden Diplomaten dringen, welche ernsthaft die Ordnung herstellen wollen, sondern statt dessen die tüchtigen Beamten stützen und, wo es nötig ist, ihren Einfluß dafür verwenden, daß diese auf ihren Posten erhalten bleiben. Besseres werden auch die europäischen Kommissare nicht tun können, um dem schönen Makedonien den alten, guten Zustand wiederzugeben, in dem ich es kannte, und der ihm nach der Leidenszeit herzlich zu gönnen ist.

# Aus den Berliner Theatern.

## (September—Dezember 1903.)

Von

Hanns von Zobeltitz.

**„Zapfenstreich“ von Franz Adam Beyerlein (Lessingtheater). — „Elektra“ von Hugo v. Hofmannsthal (Kleines Theater). — „Rose Bernd“ von Gerhart Hauptmann; „Der Meister“ von Hermann Bahr (Deutsches Theater).**

**Mit neun Abbildungen nach Originalaufnahmen.**

(Abdruck verboten.)

Die Berliner Theatersaison hob in diesem Jahre trübe genug an. Herr Sudermann, der bisher auch dann, wenn er das Mißfallen der Kritik erregte, fast stets des äußeren Erfolges sicher war, erlitt im Lessingtheater mit seinem „Sturmgesellen Sokrates“ eine schwere Niederlage. Es war ihm so gar nicht gelungen, die an sich glückliche Idee — einmal zeigen zu wollen, wie sich auch politische Ideale überleben, wie lächerlich es ist, sie künstlich zu konservieren — aus dem Vollen heraus auszugestalten. Seine Männer von anno 48, der Zahnarzt-Sturmgeselle Sokrates und die um ihn, waren doch gar zu läppisch-läppische Herrschaften, die ganze Komödie war für den sonst so sorgsam feilenden Autor merkwürdig flüchtig aufgebaut, und die vereinzelten prächtigen Episoden, die Sudermanns außerordentliche Bühnenbegabung auch diesmal zeigten, konnten das Stück nicht retten. Immerhin: ich sah schon ungleich schlechtere Komödien erfolgreich über die Bretter gehen, und die Art, wie man mit dem armen Sturmgesellen verfuhr, will mich nicht ganz gerecht dünken. Aber Herr Sudermann hatte sich zwischen so ziemlich alle nur möglichen Stühle gesetzt. Zu seinen alten Gegnern schuf er sich neue — alle diejenigen, die in den Männern des tollen Jahres nun einmal nichts anderes sehen können als kühne Helden und bewundernswerte Märtyrer, und außerdem hatte er eine heftige persönliche Fehde mit einem Teil der Berliner Kritik erst kürzlich durchgefochten; es ist menschlich erklärlich, daß die Angegriffenen dem Angreifer jetzt, wo er sich wirklich arge Blößen gab, nicht gerade goldene Brücken bauten.

Das Lessingtheater fand überraschend schnell Ersatz. An derselben Stelle, wo Sudermann einst mit seinem Erstlingsdrama „Ehre“ plötzlich zum berühmten Bühnenautor wurde, errang sich ein anderes Erstlingswerk, „Zapfenstreich“ von Franz Adam Beyerlein, einen starken und nachhaltigen Erfolg. In beiden Fällen waren die Autoren literarisch keine Unbekannten: Sudermann hatte bereits einen Novellenband „Geschwister“ und seinen ausgezeichneten Roman „Frau Sorge“ veröffentlicht, Beyerlein hatte gerade im letzten Jahre mit seinem Roman „Sedan oder Jena“ ein lebhaftes Für und Wider wachgerufen — für die Bühne aber waren sie neue Männer. Und beider Art zeigt schon in ihren Erstlingswerken manche verwandten Züge: die Tendenz zur Kritik gesellschaftlicher Zustände; sicheres, festes, bisweilen etwas gröbliches Zufassen; einen großen Reichtum an scharf zugespitzten Wendungen; vor allem ein erstaunliches Geschick für das theatralisch Wirksame, aber auch ein mitunter rücksichtsloses Ausnutzen äußerlicher Mittel.

Ich kenne Herrn Beyerlein nicht und weiß nicht, ob er, wie man mir gesagt hat, überzeugter Sozialdemokrat ist. Aus seinen Werken, sowohl aus „Sedan oder Jena“ wie aus dem „Zapfenstreich“, vermochte ich das eigentlich nicht herauszulesen — und darauf allein kommt es hier für mich an. Daß die rote Herrlichkeit ihn für sich fruktifiziert, ist eine andere Sache, die ich um des ohne Zweifel sehr begabten Mannes willen herzlich bedauere. Ich vermag aber auch weder in dem Roman noch in dem Schauspiel eine gegen das Heer oder gegen das Offizierkorps im allgemeinen feindliche Stimmung zu erkennen. Hier wie dort sehe ich stets das Bestreben, gerecht zu sein — allerdings ein Bestreben, das besonders in dem Roman aus Unkenntnis der Verhältnisse innerhalb eines Offizierkorps nicht klar zur Geltung gelangt und durch eine ganz unwahrscheinliche und auch unkünstlerische Anhäufung von Einzelfällen in einem engen Rahmen noch stärker geschädigt wird. Beyerlein zeichnet, hier wie dort, keineswegs nur schlechte Charaktere, pflichtvergessene Männer, er stellt diesen stets gerade, offene, pflichttreue Naturen gegenüber; er sieht — und zumal in dem Schauspiel — nicht nur den Schatten, sondern doch auch immer das Licht. Ich kann sehr wohl begreifen, daß der Roman und das Schauspiel vielfach verletzt und angestoßen haben, und ich kann vollkommen mit denen fühlen, die es bedauerlich finden, daß unser Heer einer derartigen literarischen Kritik ausgesetzt wird. Es hilft aber nun einmal nichts: wir leben in einer Zeit, in der

die Armee und deren Glieder sich daran werden gewöhnen müssen, auch in dieser Form besprochen zu werden. Und ich bin der felsenfesten Überzeugung, daß unser Heer — und vor allem unser Offizierkorps — viel zu kerngesund ist, um darunter auch nur den allergeringsten Schaden zu leiden. Ja, wenn ich's recht erwäge, so will es mir scheinen, als ob die komischen Herren des alten guten Winterfeld und die süßen Veilchenfresser Mosers weniger würdige Typen waren, als die weitaus meisten der Gestalten, die Bevierlein hinstellt; besonders wiederum in seinem Schauspiel, dessen Tendenz, ich wiederhole es, sich keinesfalls gegen das Offizierkorps richtet, sondern — mit Recht oder Unrecht — gegen eine Auffassung, die in allen oberen Schichten unserer sozialen Gliederung Geltung hat. Gegen die Auffassung, daß eine Ehe mit einem Mädchen aus einer gesellschaftlich niederen Schicht, einem Mädchen, das sich zudem ohne Trauring hingab, eine Unmöglichkeit sei. Hier berührt sich der „Zapfenstreich" auch mit dem „Rosenmontag" von Hartleben, der im gleichen Milieu spielt, aber meines Erachtens dies Milieu ungleich oberflächlicher und mit viel ungerechterer, viel absichtlicherer Verteilung von Licht und Schatten widerspiegelt. —

Leutnant v. Lauffen ist ein blutjunger, flotter Ulanenoffizier; noch ganz in der Entwickelung; man wird nicht voraussagen können, ob er es einmal weit bringen kann auf der Stufenleiter der militärischen Hierarchie, aber er ist sicher einer von denen, die vor dem Feinde, brav bis zum letzten Blutstropfen, ihre verd— Pflicht und Schuldigkeit tun würden und noch etwas darüber. Der Wachtmeister seiner Schwadron, ein alter prächtiger Mann, Soldat vom Scheitel bis zur Zehe, wurde einst vom Vater Lauffens aus dem Feinde herausgehauen. Was Wunder, daß er die Dankbarkeit gegen den Alten auf den Sohn überträgt. Er hat eine bildhübsche Tochter, die sein Stolz ist und seine Augenweide. Klärc ist mit dem Vizewachtmeister Helbig, des Wachtmeisters Pflegesohn, so gut wie versprochen; er war zwei Jahre in Hannover auf Reitschule kommandiert, kommt gerade, als das Schauspiel anhebt, zurück, findet, daß Klärc wesentlich verändert ist, und schöpft Verdacht, daß sie ein Verhältnis mit Lauffen eingegangen ist. Es ist in der Tat so, und gerade an dem Abend, an dem ihr Vater mit den anderen Unteroffizieren die Rückkehr Helbigs feiert, ist sie wieder in der Kasernenwohnung des Leutnants. Von rasender Eifersucht gefoltert, schleicht Helbig sich von dem Feste fort und klopft bei dem Offizier an, der knapp noch Zeit findet, Klärc in dem Nebenzimmer zu verstecken. Helbig beschwört zuerst den Leutnant in rührender Weise, das Mädchen nicht in Schimpf und Schande zu bringen; er droht dann, er wolle die Tür des Schlafzimmers öffnen; es kommt zu einem Handgemenge, Lauffen greift zum Säbel — da hat Helbig doch die Tür aufgerissen und Klärc gesehen. Aber Lauffen hat schon den Unteroffizier vom Dienst gerufen und läßt Helbig abführen. Damit schließt der zweite Akt; der dritte bringt den spannendsten Teil der Handlung in einer mit Virtuosität aufgebauten Milieuschilderung: das Kriegsgericht über Helbig. Zugegeben, daß ein wenig Sensationslust dabei sein mag, das Bewußtsein, daß das neue militärgerichtliche Verfahren allgemeines Interesse erregen muß. Jedenfalls aber ist der Akt mit einem, für ein Erstlingswerk geradezu erstaunlichen Geschick entworfen und durchgeführt. Denn die Gerichtssitzung verläuft keineswegs in gerader Linie. Sie

Szenenbild aus dem 3. Akt des „Zapfenstreich" (Lessing-Theater).

Lt. von Lauffen (Herr Zobel). Wachtmeister (Herr Klein). Graf Leydenburg (Herr Schonfeld).
Vizewachtmeister Lucas (Herr Patry). Klare (Frl. Rauch).

kompliziert sich dadurch, daß sowohl Lauffen wie Helbig alles daran setzen, Kläre nicht zu kompromittieren. Keiner der Richter ahnt, daß sie in dem Renkontre beider überhaupt eine Rolle gespielt hat; Lauffen wird selbst vor einem Meineid nicht zurückschrecken, um sie zu retten. Da bringen einzelne Zeugen den Gerichtshof darauf, daß sie irgendwie beteiligt sein könne. Sie aber wartet bereits, vernommen zu werden, sie gesteht freiwillig ein, Lauffens Geliebte gewesen zu sein. Der alte Wachtmeister bricht bei ihrem Geständnis zusammen.

Frau Eysoldt als „Elektra".
(Aufnahme von Frau A. Hertwig in Charlottenburg.)

Der letzte Akt ist leider fast ganz im Theatralischen stecken geblieben, er bringt anstatt einer Lösung — sei diese wie sie wolle, wenn sie nur im Bereich des Möglichen liegt — eine Häufung von unwahrscheinlichen, künstlich konstruierten Effekten. Die Szene spielt wieder in der Kasernenwohnung des jungen Offiziers, der, von Gewissensbissen gefoltert, der Situation ratlos gegenübersteht. Sein Freund, Leutnant v. Höven, der vor Gericht der Anwalt Helbigs war — ein famos gezeichneter, ernster, innerlich tüchtiger Mann — rät ihm das Nächstliegende: Abschied nehmen, Kläre heiraten! Denn er liebt Kläre ja, sie war ihm mehr als das Spielzeug flüchtiger Stunden. Aber da kommt Lauffen eine Erwägung, die der Autor irgendwie vorzubereiten bedauerlicherweise ganz versäumt hat: das Mädchen heiraten — ja! Doch „irgendeinen Onkel — Schwager — Schornsteinfeger", die liebe Verwandtschaft mit in den Kauf nehmen — nein! Hier liegt der eigentliche Konflikt, der — wie ich schon sagte —

Szenenbild aus „Elektra" (Neues Theater.)

keineswegs an das Milieu, das Beyerlein wählte, geknüpft ist, der sich vielmehr ebenso in den verschiedensten anderen Kreisen abspielen könnte und auch in der Wirklichkeit des Lebens häufig abspielt. Aber Beyerlein schöpft ihn nicht aus, er geht mit wenigen Worten darüber hin. Und nun kommt der alte Wachtmeister mit dem Revolver — wenn Beyerlein schon in „Sedan oder Jena" ein ganz unmögliches Duell einschaltete, so ist der Zweikampf, den dieser innerlich kerngesunde, absolut soldatisch fühlende Wachtmeister Lauffen aufnötigen will, geradezu eine Absurdität. Daß er Lauffen im Affekt niederschösse, das wäre möglich, die Herausforderung zum Duell ist unmöglich. Es scheint auch auf einen Moment, als ob der Alte Lauffen erschießen würde, Lauffen stellt sich wort- und wehrlos vor seine Waffe. Da stürzt Klärе herein, wirft sich zwischen die Männer, ruft schließlich dem Vater zu, nicht der Geliebte, sie — sie allein trage alle Schuld, sie habe sich Lauffen „an den Hals geworfen"... draußen tönt der Zapfenstreich... und nun jagt der Wachtmeister ihr die Kugel in die Brust: „Ich danke Dir, Vater —" haucht sie noch, greift im Todeskampf nach der Hand Lauffens und stirbt. So klingt das Schauspiel in einer bühnenmäßig wirksamen, innerlich hohlen Pathetik aus.

Frau Bertens als „Klytämnestra".
(Aufnahme von Otto Becker & Maaß in Berlin.)

Und trotzdem: die drei ersten Akte beweisen überzeugend, daß hier ein starkes, ein sehr starkes Talent am Werke war. Man könnte wünschen, daß die Gestalt des jungen Offiziers schärfer umrissen wäre, daß vor allem der Klärе, die allzusehr Leutnantsliebchen blieb, tiefere Züge zugemessen sein möchten; im übrigen aber zeigen fast alle Figuren eine erstaunliche Beobachtungsgabe und eine unleugbare Kunst der Charakteristik. Wie trefflich ist der alte, ehrenwerte, pflichtfreudige Wachtmeister geschildert, wie famos der etwas flattrige, im Kern gute Helbig, wie scharf und knapp sein Freund, der weiberfeindliche Vizewachtmeister. Auch den Offiziersgestalten wird man das gleiche Lob nicht vorenthalten können, und gerade bei ihnen beweist der Verfasser meiner Ansicht nach, daß er sich gerecht zu sein bestrebt. Während z. B. im „Rosenmontag" auch nicht einer der Kameraden dem Helden mit Rat und Tat zur Seite tritt, ja die Katastrophe geradezu durch einen Kameraden gefördert wird, hat Beyerlein in dem Leutnant v. Höven dem jungen unsertigen Lauffen einen hochgesinnten Freund und Berater zur Seite gestellt, und der einzigen Gestalt des ganzen Stückes, der er einen etwas grotesken Anstrich verlieh — dem Rittmeister Graf Lehdenburg, einem der Beisitzer des Kriegsgerichts — gab er neben den gespreizten Allüren menschlich schöne, teilnahmsvolle Herzenszüge. Überall scheint mir, bis auf den verfehlten Schluß, das ehrliche Suchen nach ausgleichender Gerechtigkeit hervorzutreten; schließlich doch auch darin, daß Lauffen keineswegs schlechthin als leichtfertiger Mädchenverführer geschildert wird, daß ihm Klärе mindestens auf halbem Wege entgegenkam. —

Das Lessingtheater hatte das Schauspiel mit viel Liebe in Szene gesetzt, und die Darstellung war fast durchweg ausgezeichnet. Besonderes Lob verdienen die Herren John als Lauffen, Strobl als v. Höven, v. Winterstein als Helbig, Schönfeld als Graf Lehdenburg und vor allem Patry als Vizewachtmeister Queiß. Vortrefflich war in den ersten Akten auch Herr Klein als Wachtmeister, kernig und lebensvoll, während er im letzten Akt leider das hohle Pathos, in das der Autor zum Schluß verfällt, durch Haltung und Redeweise noch unerträglicher machte. Fräulein Rauch (Klärchen) wußte mit ihrer Rolle wenig anzufangen; man glaubte ihr weder das starke Temperament, das ihren Fehltritt erklären könnte, noch die hingebende Opferfreudigkeit, mit der sie schließlich zu sterben wissen soll. —

Zu den fesselndsten Erscheinungen im Berliner Theaterleben gehört in den letzten Jahren unstreitig das Wirken der beiden, unter gleicher Leitung vereinigten Bühnen des „Neuen Theaters" und des „Kleinen Theaters" (früher „Schall und Rauch"). Ohne sich auf irgendein Programm einzuschwören, — heut auf den scheinbar schon völlig ausgefahrenen Geleisen des Naturalismus wandelnd, morgen irgendeine symbolische Dichtung bringend, heut eine phantastische Komödie, morgen eine dekadente Satire — weiß Direktor Reinhardt sein Publikum stets zu interessieren. Er bietet, sozusagen, immer das Neuste vom Neusten, immer etwas besonders „Ausgefallenes", und zwar stets in geradezu vollendeten Aufführungen; er hat einen stattlichen Stamm ausgezeichneter Schauspieler — meist solche, die an

Frau Else Lehmann als „Rose Bernd".
(Aufnahme von Otto Becker & Maaß in Berlin.)

den übrigen Berliner Bühnen keine ihrer Eigenart entsprechende Beschäftigung fanden — um sich versammelt und erweist sich mehr und mehr als ein Meister raffinierter Regiekunst. Wie denn überhaupt das Wörtlein „raffiniert", keineswegs aber nur im schlechten Sinne, auf diese beiden Bühnen und ihre Leistungen paßt. Daß hier dem Außergewöhnlichen gehuldigt wird, beweisen schon die Titel der erfolgreichsten Stücke und die Namen der Autoren, die im Neuen und Kleinen Theater zu Worte kamen: Gorki mit dem „Nachtasyl", Maeterlinck mit „Pelleas und Melisande", Wilde mit seiner perversen „Salome", Frank Wedekind mit dem „Erdgeist" und „So ist das Leben". Zuletzt überraschte uns das Kleine Theater mit einer angeblichen Nachdichtung der „Elektra" des Sophokles, deren Autor der junge Wiener Hugo von Hofmannsthal ist.

„Nach Sophokles" kündet der Theaterzettel; die Buchausgabe (S. Fischer-Berlin) läßt diesen Beisatz erfreulicherweise fort. Hofmannsthals „Elektra" hat nämlich mit der des Sophokles innerlich auch nicht die geringste Verwandtschaft. Sie hat nichts mit ihr gemeinsam als ein Stücklein des Grundstoffes, die Namen der handelnden Personen, einen Teil der Szenenfolge, einiges äußere Beiwerk. Man kann nicht einmal von einer freien Nachdichtung reden. Daß Hofmannsthal die Chöre fallen ließ, kommt dabei noch nicht einmal in Betracht, ist für unsere Bühne wohl sogar unvermeidlich; daß er seinen Orest erst am Schluß auftreten läßt, ist ebenfalls nicht maßgebend: das Maßgebende ist, daß seine Klytämnestra und seine Elektra durchaus moderne Menschen in griechischen Gewändern sind. Von der hehren, hohen Größe der Antike ist nichts mehr in ihnen. Die Gestalten, die Sophokles schuf, schreiten an der Hand der Götter, sind — auch wo sie aus menschlichen Instinkten heraus denken und handeln — deren Werkzeuge. So nur wird einer der grausesten Vorwürfe der Weltliteratur, der Muttermord, begreiflich und verzeihlich. Hofmannsthal aber sucht Tat oder Untat psychologisch — nein, psychopathisch zu erklären, zu begründen. Seine Klytämnestra ist unter Machtbegier, Genußsucht und der Qual der Selbstvorwürfe körperlich und geistig zerrüttet; seine Elektra ist durch ihren Rachedurst halb (oder ganz?) irre geworden, sie, die uns Sophokles in strahlender Lichtfülle zeigt, zu einem unseligen, zermarterten, von kaum noch menschlichen, fast bestialischen Trieben vorwärts gezerrten Wesen. Alles Furchtbare ist nicht mehr Götterbeschluß, Götterwille; alles Furchtbare wurzelt in den kranken Menschenseelen. Und so erscheint uns, was uns bei Sophokles groß und erhaben erschien, hier schließlich doch klein, gekünstelt, ein Zerrbild, und der Rest ist das Bedauern, daß sich Hofmannsthal gerade diesen Stoff zu seinem Experiment erlor.

Ein Experiment freilich, dem ein bedeutender Zug nicht abzusprechen ist, aus dem trotz allem schöpferischer Wille und dichterische Kraft herausleuchten. Die beiden Hauptgestalten, Klytämnestra und Elektra, sind an sich mit geradezu wunderbarer Schärfe bis in alle Einzelheiten ausgemalt — mit so raffinierten Detailzügen, daß man glauben möchte, ein vielerfahrener Psychiater habe dem Dichter als Berater zur Seite gestanden. Nervenaufreizend, gleich Peitschenhieben, wirken diese Einzelheiten; nichts Befreiendes, nichts Erhebendes ist in ihnen, sie zerren und martern, aber erhalten doch auch in atemloser Spannung: zumal wenn zwei so seltsam, gerade für diese Art der Kunst — und daß es Kunst ist, nicht Künstelei, das kann man nicht leugnen —, wenn zwei so eigenartig begabte Darstellerinnen wie Frau Bertens (Klytämnestra) und Frau Eysoldt (Elektra) sich der Aufgabe der Verkörperung der Hauptgestalten widmen. Und es kommt noch eins dazu: eine berauschend schöne Sprache, Verse von einer Kraft, einer Leidenschaftlichkeit, und doch auch von einem Wohlklang, wie wir sie seit Jahrzehnten kaum auf einer deutschen Bühne hörten. Ich kann es mir nicht versagen, aus der großen Szene zwischen Klytämnestra und Elektra wenigstens einige Strophen der letzteren hier einzuschalten:

. . . Und ich steh neben Dir: Du kannst den Blick
Nicht von mir wenden; immer krampft es Dich,
Daß Du von meinem schweigenden Gesicht
Ein Wort ablesen willst. Du rollst die Augen,
Willst irgend etwas denken, willst die Götter
Heruntergrinsen aus dem Nachtgewölk:
Die Götter sind beim Nachtmahl! So wie damals,
Als Du den Vater tötetest, sitzen sie
Beim Nachtmahl und sind taub für jedes Röcheln!
Nur ein halbtoller Gott, das Lachen, taumelt
Zur Tür herein: er glaubt, Du triebst Scherze
Zur Nachtzeit mit Aegisth; allein
Sogleich bemerkt er seinen Irrtum, lacht
Laut gellend auf und ist im Nu davon.

Da hast auch Du genug. Dir Galle träufelt
Dir bitter auf das Herz, verendend willst Du
Dich auf ein Wort besinnen, irgend eines
Noch von Dir geben — nur ein Wort, anstatt
Der blut'gen Träne, die dem Tier sogar
Im Sterben nicht versagt ist: da steh ich
Vor Dir, und nun liest Du mit starrem Aug'
Das ungeheure Wort, das mir in mein
Gesicht geschrieben ist: denn mein Gesicht
Ist aus des Vaters und aus Deinen Zügen
Gemischt, und da hab' ich mit meinem stummen
Dastehn Dein letztes Wort zunicht gemacht.
Erhängt ist Dir die Seele in der selbst
Gedrehten Schlinge, sausend fällt das Beil,
Und ich steh da und seh Dich endlich sterben!
Dann träumst Du nimmermehr, dann brauche ich
Nicht mehr zu träumen, und wer dann noch lebt,
Der jauchzt und kann sich seines Lebens freuen! —"

Dem Deutschen Theater ist auch im letzten Spieljahr unter der Leitung des Herrn Brahm — die Direktion geht bekanntlich an Herrn Paul Lindau über — das Glück treu geblieben. Zwei starke Erfolge waren ihm beschert.

Den ersten brachte „Rose Bernd" von Gerhart Hauptmann. Der Dichter ist in dem Drama zu seinen schlesischen Bauern zurückgekehrt, die freilich nur die äußeren Gefäße für menschliches Fehlen, menschliche Leidenschaften, menschliche Herzensgüte sind, denn der eigentliche Inhalt der Dichtung — die Tragödie eines nicht so sehr durch eigene oder fremde Schuld, als durch das Schicksal ins tiefste Unglück, bis zum Verbrechen gezerrten Mädchens — könnte sich auch in jedem anderen Milieu abspielen. Dieser Kern ist an sich weder neu, noch ist die Handlung reich. Sie ist im Gegenteil erstaunlich arm, erscheint mühsam durch fünf lange Akte fortgesponnen; in ermüdendster Breite ist die Fabel entwickelt und dargelegt, die Zeichnung der Charaktere erfolgt — der alte Fehler Hauptmanns! — durch unzählige, oft winzige, wie Steine und Steinchen zu einem Bau emsig zusammengetragene Einzelzüge. Von einer dramatischen Entwicklung ist kaum die Rede; schon im ersten Akt wissen wir ungefähr, wie alles werden wird, und erst der letzte Akt bringt wieder starkes Leben. So stellt das Schauspiel an die Geduld des Zuschauers oder des Lesers die stärksten Anforderungen. Ich glaube, daß selbst so mancher der unbedingtesten Hauptmannianer, wenn er vor sich ehrlich war, sich gestehen mußte: es ist an sich langweilig. Was bringt es denn eigentlich? Rose Bernd ist eine robuste Dorfschöne, hinter der alle Männer her sind. Sie hat ein Liebesverhältnis mit ihrem Jugendgespielen, Christoph Flamm, einem kleinen Gutsbesitzer und Reserveleutnant, einem Durchschnittsmenschen, dessen jugendliche Kraft sich nicht damit abfinden kann, daß er an eine Frau gefesselt ist, die seit Jahren gelähmt im Rollstuhl sitzt. Aber beide, Rose und Christoph, sehen ein, daß es so nicht weiter gehen kann. Rose wird sich, nach starkem Widerstreben, mit dem Buchbinder August Keil verheiraten, den ihr der Vater bestimmt hat, und ihr Mann (auf den ich noch zurückkomme) wird sich in seiner Herzensgüte und in der Liebe zu ihr auch damit wohl abfinden, daß Rose ein Kind von Flamm unter dem Herzen trägt. Doch da ist der Dorf-Don Juan, der Maschinist Streckmann; er allein hat das Geheimnis des Liebesverhältnisses zwischen Rose und Christoph ausspioniert, und er benutzt es brutal, um das Mädchen zu zwingen, auch ihm zu Willen zu sein. Dann schweigt er doch nicht, sondern prahlt mit seinem Erfolge. Es kommt zu einem Prozeß. Rose weiß nicht ein, nicht aus; ihr Verstand war nie übermäßig stark, jetzt verliert sie völlig die Herrschaft über sich, jede Überlegung; die Scham vor der Schande, die Scheu vor dem Vater und dem Bräutigam zwingen dem gehetzten, ratlosen Mädchen vor Gericht einen Meineid ab. Auf dem Heimwege tötet sie ihr Kind im ausbrechenden Wahnsinn — sie wird verhaftet. —

So drängt sich das eigentlich Dramatische fast völlig im letzten Akt zusammen, alles andere ist Vorbereitung, in der das, was wirklich passiert, sich hinter den Kulissen abspielen muß, das, was wir sehen, was der Zuschauer erlebt, nur endlose Reden mit vielen Wiederholungen sind. Ich muß es noch einmal sagen: der erste Eindruck ist der starker Ermüdung. Aber um noch ein anderes vorwegzunehmen: nicht etwa der moralischen Empörung über die Vorgänge, die in der knappen Inhaltsangabe, wie ich sie soeben gab, etwas Brutales haben müssen. Die Dichtung ist, wie keine andere Hauptmanns, von so tiefem sittlichen Ernst getragen, der Dichter erfüllt unser Herz mit so starkem menschlichen Mitleid, mit frommem Mitempfinden gegenüber dem unglücklichen Geschöpf, daß ein solches Gefühl der Abwehr gar nicht aufkommen kann.

Und weil dem so ist und weil ein wirklicher Dichter zu uns spricht, der unsere Seele aufzurütteln weiß, verlöscht jener erste Eindruck schließlich vollständig. Wir vergessen die Fehler

Herr Rittner als „Christoph Flamm".
(Aufnahme von Otto Becker & Maaß in Berlin.)

der Technik, die langwierige Exposition, die erschreckende Breite, das übertriebene Ausmalen aller Einzelheiten, und das einfache, furchtbare Menschenschicksal nimmt uns völlig in seinen Bann. Denn es ist etwas Furchtbares, wie dies schlichte Bauernmädchen, das nichts hat als seine derbe Schönheit, Schritt um Schritt durch den ersten Fehltritt in Schuld und Unglück hineingestoßen wird. Richtet nicht! Seid barmherzig! Das ist der Nachhall, der bleibt.

Sie selbst, Rose, und auch die Männer, die sie ins Verderben bringen, sind ja nicht „schlecht", gemessen nach den Anschauungen der Kreise, denen sie angehören. Rose ist in ihrer jugendlichen Sinnlichkeit gestrauchelt, wir müssen aber durchaus den Eindruck gewinnen, daß sie in einem langen Leben an der Seite ihres Mannes gut machen würde, was sie gesehlt, wenn das Unglück sie nicht anpackte. Der Christoph Flamm (Herr Rittner) ist ein Bruder Sausewind, der die frische Blüte pflückte, ohne sich die Folgen klar zu machen. Selbst der Maschinist Streckmann, der das Unheil über sie brachte, ist in der Zeichnung des Dichters — Herr Bassermann erst gab ihm leider auf der Bühne den Charakter des gewissenlosen Intriganten — kein Schurke, sondern ein eitler Prahlhans. Und gerade dadurch, daß Hauptmann keine Schurken in Aktion treten ließ, daß er Durchschnittsmenschen gab, zeigt er uns: seht, das kann allerorten und alle Tage vorkommen! Gerade dadurch wurde die Dichtung zu einer ergreifenden Anklage und zu einer starken, ernsten Warnung: hütet Euch und hütet Eure Mitmenschen!

Frau Paula Conrad als „Frau Flamm". (Aufnahme von Otto Becker & Maaß in Berlin.)

Das Schauspiel hält sich fern von jeder „Sensation", wie sie die Berliner Premieren-Besucher lieben. Man kann daher begreifen, daß es bei der Erstaufführung fast eine Enttäuschung hervorrief. Aber man muß sich auch freuen, wie sehr dann sein Erfolg sich vertiefte und wuchs, daß es, weit über den engeren Kreis der Hauptmann-Gemeinde hinaus, Anerkennung und Bewunderung fand — trotz seiner technischen Schwächen und Fehler und trotzdem es so gar nicht „amüsant" ist, trotzdem es „abscheulich auf die Nerven fällt", wie mir eine Dame sagte. „Es fällt auf die Nerven" — man kann ihm eigentlich keinen größeren Ausspruch der Bewunderung zollen, wenn man nicht zu der Kategorie der Theaterfreunde gehört, die um jeden Preis (oder um den Kostenpreis ihrer Eintrittskarte) einen plaisirlichen Abend verleben wollen. „Es fällt auf die Nerven", dies wachsende Unglück des armen Geschöpfes mit anzusehn, das sich wie eine Verzweifelnde gegen das Verderben wehren möchte und doch bei aller Robustheit zu schwach für energischen Widerstand ist. Ja freilich: wem die Nerven nicht bis zur letzten Fiber beben, wenn Frau Else Lehmann als Rose Bernd mit seltsam gebrochener Stimme ihr ergreifendes „Ich hoa mich geschoamt —" als einziges erklärendes Wort herausringt, der muß Nerven wie Stahldrähte haben. Nie sah ich die in den Grenzen ihrer Eigenart wahrhaft große Künstlerin größer denn hier, so echt, so schlicht war sie. Auf ihr ruhte das Schwergewicht der auch sonst meisterlichen Aufführung, die an die Glanztage des Deutschen Theaters gemahnte.

So reich, so ganz aus dem Vollen Hauptmann die Gestalt der Rose gestaltet hat, es sind doch noch zwei Figuren in dem Schauspiel, die er augenscheinlich mit besonderer Hingebung schuf, deren ich hier denn auch besonders gedenken muß. Die eine ist die der Frau Flamm (Frau Paula Conrad). Gelähmt sitzt sie seit langen Jahren im Rollstuhl, im engen Raum ihres Hauses spielt sich ihr Leben ab; aber ihr Herz blieb groß und gut, nichts von der Verbitterung der Kranken ist in ihr; Helle und Wärme strahlt von ihr aus, für all und jedes hat sie echt menschliches Verstehen, klares Urteil, Güte und Verzeihung — sie, die selbst im Dulden groß Geworden. Die zweite bewunderungswürdige Gestalt ist die des Buchbinders August Keil, des Bräutigams der Rose (Herr Carl Forest). Er und Roses Vater (Herr Oscar Sauer) gehören den „Stillen im Lande" an. Während der Altere aber im Buchstabenglauben erstarrt ist, ist des Jüngeren Wesen ganz erfüllt von der wahrhaftigen christlichen Nächstenliebe, von selbstloser Aufopferungsfreude, Geduld und jener Sanftmut, die dem, der die linke Wange schlug, auch die rechte darbietet. Wer die Bühne kennt, weiß, wie leicht solch eine Gestalt auf ihr einen Schein von Lächerlichkeit erhält. Hier ist nichts von dem: dieser August Keil rührt uns bis in die Tiefe der Seele bis zum letzten Satz, der ihm bleibt und der gleichsam den ganzen Inhalt der Dichtung noch einmal in die wenigen Worte zusammenfaßt: „... was muß die gelitten haben ..."

„Rose Bernd" ist ein tief innerliches Werk,

das liebevolle Vertiefung heischt, wenn man seine Bedeutung und seinen Wert recht würdigen will. „Der Meister“ von Hermann Bahr, des Deutschen Theaters zweites Kassenstück, macht es dem Zuschauer bequemer: es bringt ihm seine Weisheit hübsch auf dem Präsentierteller dar und von Fall zu Fall stark unterstrichen.

Herr Oscar Sauer als „der alte Bernd“.
(Aufnahme von Otto Becker & Maaß in Berlin.)

„Der Meister“ ist, wie man früher wohl sagte, ein Thesenstück. Es hagelt in ihm von paradoxen, kühn aufgestellten Behauptungen, seltsamen Einfällen, absonderlichen Lebensauffassungen, Angriffen nach rechts und nach links. Es kommt dem Verfasser gar nicht so darauf an, sie alle ernstlich zu verteidigen; er läßt sie sogar schnell fallen, widerlegt sie auch selber. Aber er bringt sie interessant vor, frappierend, unter ganz eigener Beleuchtung, bläst sie gleich schillernden Seifenblasen hoch und jongliert ein Weilchen erstaunlich geschickt mit ihnen, unbekümmert darum, daß sie schließlich zerplatzen müssen. Es lebt ein Funken französischen Esprits in dem Stück und von gallischer Leichtfertigkeit. Aber daneben doch auch, wenn man gerecht sein will, etwas von nordischer Schwere, beides merkwürdig genug gemischt. Ebenso wie sich rein äußerlich in ihm bis an die Karikatur streifende derb komische Szenen ganz unvermittelt neben die ernstesten stellen.

Der „Meister“ ist ein hervorragender Chirurg. Er durchlief nicht den vorgeschriebenen Bildungsgang, er ist einer von den seltenen Menschen, die unendlich viel können, auch ohne es nach Schema F gelernt zu haben. Cajus Duhr — man wird unwillkürlich an Schweninger, man wird auch an den berühmten Heussing erinnert — verlacht alle Weisheit der Fakultät, und er lacht auch darüber, daß eine dankbare Herzogin ihm für die Heilung ihres Sohnes den Ehrendoktor und den Professorentitel verschaffte. Er ist die absoluteste Herrennatur, die rücksichtslos nimmt, was sich ihr bietet; selbstbewußt ohne jede Eitelkeit, großzügig dabei, mit einem stark ausgeprägten Anflug von Bonhomie, aber auch mit vielem Sarkasmus. Wie oft geistreiche Männer, denen doch das tiefere Gemüt und eine feste Weltanschauung fehlen, hat er sich seine besondere Lebensauffassung gebildet: „Jeder lebe sein Leben für sich aus.“ Das wäre der nackte Egoismus, und darum ergänzt er etwa: . . . „aber er gönne dem andern dasselbe Recht.“

Cajus Duhr ist mit einer schönen gescheiten Amerikanerin verheiratet. Er hat Violet in seiner Art lieb, richtiger, er schätzt sie, die ihm die beste Lebensgefährtin, die aufopferndste Gehilfin geworden ist, die ihn und seine Natur, meint er, wie niemand sonst versteht. Sie leben scheinbar glücklich — nebeneinander. Ihm genügen in seiner Ehe die äußerliche Harmonie, das gemeinsame Schaffen und Wirken, der reine ästhetische Zusammenklang der Seelen. Während seine junge Frau in stolzer Verborgenheit sich neben ihm nach einem Trunk heißer Liebe verzehrt, macht er ohne Bedenken und Gewissensbisse seine kleinen Ehemanns-Escapaden: meint er doch, das habe mit der Ehe und ihrem Glück gar nichts zu tun, denn dies Glück liegt für ihn durchaus auf anderem Gebiet. Und als dann die an seiner Seite vereinsamte Frau ihm die Treue bricht und als durch einen besonderen Zufall der Treubruch öffentlich bekannt wird, da zuckt er wohl zusammen. Es tut ihm doch weh — aber seinem Prinzip wird er nicht untreu. Er lehnt das Duell mit dem Hausfreunde ab, er lacht laut über die dumme Menge, die die ganze Affäre ja gar nichts angehe, er wird auch seine Frau nicht verstoßen. Bewahre: sie nahm sich ja nur die gleichen Rechte, die er selber beanspruchte. Nicht etwa, daß er nun für die sogenannte freie Liebe absolut eintreten wollte. Nein! Aber man müsse solche Dinge nicht verallgemeinern, müsse jeden Einzelfall für sich betrachten: in dem einen könne das Vergehen der Frau gemein, im zweiten indifferent, im dritten vielleicht ein Heroismus sein. Und so, denkt er, werden sie beide, er und seine Frau, denn auch in Zukunft trotz dessen, was geschehen, im besten Einvernehmen weiterleben können, ihre Ehe wird nach wie vor auf Freundschaft, Kameradschaft, gemeinsamem Wirken beruhen. Aber der Meister irrt gründlich. Denn in einer großen, etwas an die Ibsensche Nora anklingenden Abrechnungsszene zwischen den Gatten, die von Herrn Rittner und Fräulein Irene Triesch ausgezeichnet verkörpert wurden, muß Duhr erfahren, daß seine Frau gar nicht daran denkt, bei ihm zu bleiben. Sie setzt ihm auseinander, wie sie unter ihm gelitten und wie sie ihm, dem Starken, eigentlich doch wenig hätte sein können; darum habe sich ihr Herz dem Nebenbuhler, der ihm gegenüber klein und weich und schwach sei, der sie aber liebe, zuwenden müssen. Wohl mag noch ein Rest von Liebe zu ihrem Manne, dem Meister, in ihr sein, das Scheiden wird ihr schwer — aber sie geht dennoch, ein neues, wärmeres Glück zu suchen. Und Cajus Duhr, der Eisenfeste, erkennt im letzten Augenblick, was er an

ihr verliert, er verſucht vergebens, ſie zu halten; er bricht zuſammen, als ſie gegangen iſt. Die Wirklichkeit iſt doch ſtärker geweſen als ſeine künſtlich aufgebauten Theorien.

Es iſt ein heikles Thema, und es gehörte ein kecker Wagemut dazu, es aufzugreifen. Aber wenn man auch zugeben muß, daß der Beſuch des Schauſpiels nicht gerade heranwachſenden Mädchen empfohlen werden kann, ſo iſt die Art der Behandlung des Themas doch derart, daß man das Werk keineswegs in die Kategorie der unſittlichen Stücke einreihen darf. Denn ſo leichthin einzelne Nebenfiguren gezeichnet, ja karikiert ſind, ſo iſt die eigentliche Frage, die Hauptthеſe, doch mit Ernſt behandelt, pſychologiſch vertieft und künſtleriſch durchgeführt. Wohlverſtanden: für den Einzelfall Cajus Duhr und Gattin! Beide ſind — im guten wie im ſchlechten Sinne — durchaus Ausnahmemenſchen, keine Typen. Man braucht ſich in ihre Ehe etwa nur ein Kind hineinzudenken, und alle Verhältniſſe ſind ſofort völlig verſchoben.

Eine höchſt originelle Geſtalt des Schauſpiels muß ich noch erwähnen, weil ſie — in unſerer Zeit eine Seltenheit — wirklich neu erfunden und recht aus dem Vollen heraus geſchaffen iſt. Ein junger japaniſcher Arzt iſt es, der des Studiums halber im Hauſe Duhr weilt und ſich eng, mit aufrichtiger Verehrung an den Meiſter und an deſſen Gattin angeſchloſſen hat. In ihm hat Hermann Bahr ſich gleichſam den „Raiſonneur" ſeiner Dichtung geformt, wie die Franzoſen ſolche Geſtalten nennen. Er begleitet, erörtert, kritiſiert die Theſen des Meiſters mit ſeinen eigenen Auffaſſungen, rückt ſie in neue Beleuchtungen, ſtellt ihnen, wenn ſie ſich irrig erweiſen, ſchlichte Weisheiten gegenüber. Wer genauer zuſieht, muß allerdings erkennen, auch dieſer Japaner iſt wieder durchaus Ausnahme-Japaner. Denn im allgemeinen hat dies verſtandesnüchterne Volk ganz gewiß von Liebe, Ehe und Menſchenglück nicht die idealen Anſchauungen des guten Dr. Kokoro. Aber wie ihn der Autor nun einmal hingeſtellt hat, wie ihn Herr Meinhard auf der Bühne verkörperte — dies zappelige, bald demütige, bald ſelbſtbewußte, geſcheite Kerlchen — das iſt doch prächtig, iſt eine kleine Charakterſtudie ganz eigener Art und von prickelndem Reiz.

# Myſtik.

Von

Georg Buſſe-Palma.

Es wiegt ſich traumhaft hin und her
Der Myſtik dunkle Wunderblume.
Sie kam Gott weiſs wie ferne her
Aus einem ſtillſten Königtume.
Es trägt ihr Kelch ſo ſüſsen Duft
Wie keine Sprache ihn noch nannte.
Wie Myrrhe haucht er durch die Luft,
Wie Weihrauch, den ein Prieſter brannte.

Sie wurzelt tief im Tränental.
Es legt das Abendrot, das groſse,
Wie eines Gottes Todesqual
Sich nachts zur Ruh' in ihrem Schoſse.
Und wer ſein weh und wundes Herz
Gleich ihm in ihren Duft gebettet,
Den hält ein ſüſser Sehnſuchtsſchmerz
Mit einer höh'ren Welt verkettet.

Die ihre Sünden ſcharlachrot
Wie ſtolze Herzogsmäntel trugen, —
Die bettlerhaft in Scham und Not
Lautſchluchzend ſich die Schläfen ſchlugen,
Weltwirr und ſtumm vereint um ſich
Sie alle Welt- und Wandermüden,
Hinüberſchläfernd bald auch mich
In ihren ſonnenloſen Frieden ...

Abb. 1. Roſſatz.

# Gſchnas.

## (Wiener Künſtlerfeſte).

Eine Revue von

**Carl von Vincenti-Wien.**

**Mit fünfundzwanzig Abbildungen nach Originalzeichnungen von E. Petrovits u. a.**

(Abdruck verboten.)

Ein echt Wiener Wort: „Gſchnas“. Es ſtammt aus der Malerſprache. Die eingetrockneten Abfälle, die der Maler von der Palette herunterkratzt, ſind „Gſchnas“. Wertlos! Übertragen jedoch gewinnt das Wort ungeahnte Bedeutung. Es bezeichnet die unbegreiflichſte und unerklärlichſte aller Künſte, deren heiterer Lug und Trug auf der Verwertung der ärmlichſten Abfälle durch die launigſten Einfälle und Ausfälle beruht, mit Plunder und Zunder — oft genug zündend — arbeitet und ſelbſt das ärgſte Gerümpel mit humoriſtiſchen Lichtern überſchimmert. Was ſonſt zu nichts mehr nutz, kann der Gſchnaskunſt nützen. So wurde Gſchnas ein Wiener Schlag- und Zielwort der luſtigen Perſiflage des Echten und Wahren durch Unechtes

Abb. 2. Wegweiſer zum Gſchnasoleum

und Vortäuschendes, der Satire auf politische und andere böse Sitten, auf Gebräuche und Moden, auf Mißbräuche und Übermoden, kurz, das Wahrwort des Wiener Künstlerhumors, als welches es das Vollbürgerrecht in der Sprache gewann.

Wiener Gschnasfeste gab es schon vor dem Bestand des Künstlerhauses, vor der Gründung der Genossenschaft. Sie gehen in den Vormärz zurück, der trotz allem in manchem soviel lustiger war als die Zeit der nachmärzlichen Errungenschaften. Da gab es in Mariahilf, Ecke der Dürer- und der Kanalgasse, ein Gasthaus, zum „Blauen Strauß" beschildet. Der Albrecht Dürer-Verein machte sich's dort später wohnlich. Der große, schöne Saal war ein Schauplatz intimer, heiterer Faschingsfeste.

Abb. 3. Gschnas-Barometer.

Bei einem solchen Feste, für welches der ehemalige Dombaumeister Ernst den Saal „gotisch" ausgestattet hatte, soll zum ersten Male das Wort Gschnas im übertragenen Sinne gefallen sein. Der es beim Anblick der Faschingsgotik Ernsts dem Gehege seiner Zähne entschlüpfen ließ, war Eduard Cramolini, der 1881 als Siebziger verstorbene, heute so ziemlich vergessene Porträtmaler. Das Wort haftete und blieb. Es behauptete sich für die ostgerühmten Künstlerabende der sechziger Jahre, wo die Rahlianer, insbesondere die beiden Brüder Gaul, ihrem Künstlerhumor die Zügel schießen ließen.

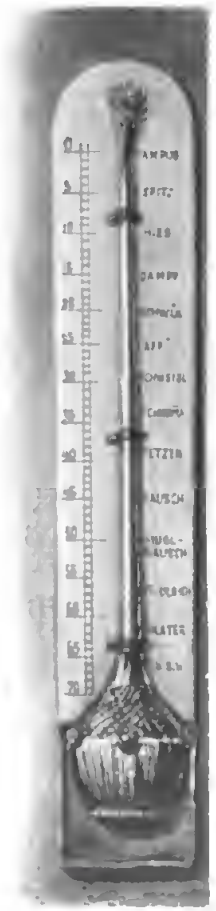


Abb. 4. Thermometer aus Plattbrett und Chiantiflasche.

Bei den Faschingsfesten im neuerbauten Künstlerhause, welche mit 1870 begannen, trat der Gschnas in seine Glanzzeit. Im ersten Dezennium kam er nur bei theatralischen Abenden („Meerweib", „Friedrich der Heizbare" usw.) und gelegentlich bei einer Faschingsbilderschau zum Wort. Wahrhaftig einzuleben, einzutollen jedoch vermochte es sich erst von 1880 an, wo die großen Künstlerfeste (an Faschingmontagen) einsetzten, welche mit der allmählichen Erweiterung des Hauses auch ihren Rahmen erweiterten. Bis jetzt hat es deren fünfzehn gegeben, worunter die glänzendsten von drei- bis viertausend Personen besucht waren.

Mitarbeiter bei diesen fröhlichen Festen waren die meisten Genossenschaftler, die Bedeutendsten voran. Alle traten, obwohl nur für die Stunde schaffend, mit gleicher Liebe und mit steter Opferwilligkeit für die heitere Sache ein. Auf Namensnennung einzugehen ist da unmöglich, es genüge, die vier Künstler namhaft zu machen, welche als Prospektmaler den großen Rahmen sämtlicher Künstlerfeste schufen: Kautsky, Rottonara, Burghart und Petrovits. Es war nicht leicht, das Publikum für die Künstlerfeste zu „erziehen", die Masse der Genießenden allmählich auch zu einer gewissen selbstanregenden Beteiligung heranzubekommen, aber es gelang bisweilen und jene Gschnasfeste, oft freilich mit mehr als

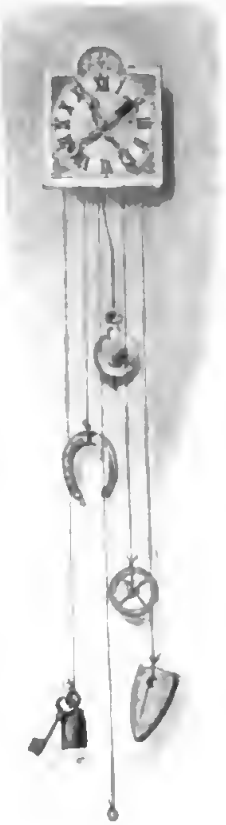


Abb. 5. Mitteleuropäische Zeit.

zulässig Echtem versetzt, gestalteten sich dann zu Wiener Faschingsnächten von unvergeßlich heiterem Glanze, bei denen nicht allein der Künstlerhumor seine übermütigsten Blüten trieb, sondern auch Vindobonens Krondiamant, die Wiener Frau, in den sinnverwirrendsten Lichtern spielte. Welche Fülle von Erinnerungen beschwört das Zauberwort Gschnas im Geiste des Schreibers dieser Zeilen herauf, der Gast bei allen diesen Festen gewesen! Voran, Arm in Arm, Don Gschnas und Bruder Galgenhumor, die wohlgeratenen Söhne der Parodia, jener ausgelassenen, spöttischen Dirne, deren ausfallendes Gelächter dort, wo der Ernst am tiefsten, plötzlich befreiend, luftreinigend hervorsprüht; dann ein endloser Faschingszug von lieben Klopfgeistern, welche, je schlechter die Zeiten, desto williger sich rufen ließen, denn sie lieben dieses lachende Wien, dem die Augen so leicht feucht werden. Ach, gar mancher grüßt aus der heiteren Schar, der längst auf asphodelischen Wiesen wandelt!

Abb. 6 Gschnas-Allerlei.

Wieviel Witz ist da verpufft, wieviel Humor und Erfindung verbraucht, welche Menge Schlager und Einfälle vom Augenblick verschlungen worden! Wo sind sie hin, alle diese köstlich-phantasievollen Erzeugnisse der gschnasigen Eintagskunst? In alle Winde verstreut, zusammengerümpelt, verstaubt, vergessen! Nicht alle! Es gibt in Wien einen Kunstfreund, Sammler und selbst Gschnaskünstler, der nicht weniges gerettet und zu einem Museum vereinigt hat, das nirgends seinesgleichen finden dürfte. Will mich der Leser in die liebliche Wachau begleiten? Wo des Dürnsteiners sagenhafte Ruine, die sofort die Namen Richard Löwenherz und Blondel heraufbeschwört, über die Donau schaut, da liegt gegenüber am rechten Ufer Roßatz (Abb. 1). Der Ort besitzt ein Schloß aus dem Anfang des XVII. Jahrhunderts. Früher gräflich schönbornisch, gehört es heute der Roßatzer Guts- und Waldgenossenschaft. Es ist ein etwas vernachlässigter Bau, verdiente aber doch ein kleines Baedekersternchen, denn in den Sälen des zweiten Stockes ist das Gschnasoleum, das Gschnasmuseum des kaiserlichen Rates Theodor Theyer, eines Wieners aus altem Patriziergeschlecht, installiert. Hier hat die vergängliche Gschnaskunst, mit freilich auch

manchem Stück echter Kunſt, ein bleibendes Aſyl gefunden, und hier werden auch ihre Geheimniſſe gelüftet. Und in dieſe muſeale Gſchnaswelt wollen wir einen Blick werfen, ehe wir als treue Chronikſchreiber die Künſtlerfeſte vor dem Leſer Revue paſſieren laſſen.

„Aufſtieg zum Gſchnasoleum“ — leſen wir. Offene Laubengänge mit Marmorſäulen, grünumwallt, blicken von den Stockwerken auf den Hof herab. Die Treppe (Abb. 2) iſt beſcheiden. Don Gſchnas führt uns. Beim Eintritt in die Vorhalle entbietet uns ein ſtummer Torwart aus gemaltem Gips ſeinen Willkommgruß. Wir leſen:

GRVE · SENG · GOTTAL · LEMIT · ANANDA · 1892.

Rätſelhaft! Der Hausherr entziffert uns alsbald mit herzlichem Händedruck:

„Grüß eng Gott alle miteinander!“

Und ſo iſt die richtige Stimmung da, durch den traulichen Eindruck der mit Blumen, Strauchwerk, Farnkräuter und Fiſchergarnen geſchmückten Räume noch erhöht. Ein Strickbarometer (Abb. 3) verſpricht das Beſte, denn der Strick iſt ſtrohtrocken. In dem mit einem Zaſche-Leſſlerſchen Fries gezierten Vorzimmer orientiert uns eine Wanduhr mit Zeigern aus Lichtputzſcheren (Abb. 5) über die mitteleuropäiſche Zeit. Durchwandert man die Gelaſſe, deren Plafonds ſchönes Stuckornament in leichtem Barock aufweiſen, dann begegnet man allenthalben Bildern, Gobelins, Skulpturen, Schnitzereien und Stickereien, Muſikinſtrumenten, Raritäten und Schnurrpfeifereien, Hausgeräten und Gebrauchsgegenſtänden, die, vielfach vom Hausherrn ſelbſt angefertigt, aus den Künſtlerfeſten der letzten Dezennien herſtammen. Dieſe Objekte ſind es denn in erſter Linie, mit deren Reproduktionen wir dieſe Gſchnasrevue illuſtriert haben. Daß neben Wandgeweben und Ölbildern von Van Schmierr und Van der Patzer, die übrigens täuſchend genug ſind, auch echte Altarbilder berühmter Barockiſten, vom Kremſer Schmied, vorhanden ſind, ſei nicht verſchwiegen. Doch die Kunſt wird von jenem wahren, bunten „Gſchnas-Allerhand“ (Abb. 6) geſchlagen, welches dartut, welche Rolle Stiefelknecht, Blaſebalg und Mehlſchaufel in der Kunſt ſpielen können. Das weitaus Meiſte iſt auch Gſchnaswerk mit Gſchnasmaterial hergeſtellt, ja ſelbſt Küche und Speiſekammer ſind mit Vorſicht aufzunehmen, nur der Keller nicht, der iſt echt, die zahlreichen Gäſte dieſes ebenſo wunderlichen wie gaſtlichen, in heiterer Blenderkunſt verzauberten Hauſes können es feierlich beſchwören. Daß übrigens hier ein guter Tropfen getrunken wird, darüber läßt ſchon der Trinkbarometer (Chiantiflaſche auf dem Bügelbrett) im Vor-

Abb 7. Empfangsraum mit der Statue des Kaiſers Pius „Felix“.

Abb. 8. Chinesisch-japanischer Salon.

zimmer (Abb. 4), der alle Grade von Zechfreud und -leid gewissenhaft andeutet, keinen Zweifel. Auch die Räusche sind hier kein Gschnas.

Besondere Gschnas-Schatzkammern sind: der orientalische Saal mit seinen indischen Idolen, chinesischen Porzellan- und Stickwundern, japanischen Lack- und Metallarbeiten, pharaonischen Fundstücken; die Bildergalerie mit ihren tollen Persiflagen auf Menzel, Herkomer, Kaulbach u. s. w., dazwischen Tiffanygläser aus Lampenzylindern mit Stearin übergossen, mit Rauschgold gefüttert — wahre Muscalstücke —, das Gobelinzimmer mit Webebildern voll prächtigen Jagdulks, dann die Weidtrophäenhalle, der Ahnensaal des Prinzen Gschnas, der kuriose Hundezwinger. Ein Pförtlein öffnet sich: Wir sind im Gschnas-Atelier, der Werkstätte der Theyerschen Täuschkunst. Ist da Gerümpel und „Graffelwerk" aufgestapelt, Abfälle, Stoffreste, Fetzwerk, Laken und Lumpen, Kehricht für Gschnaszwecke. Und dazu alles Mal- und Modellierzeug. Als Modell lagert auf üppigem Lager die Benksche goldhaarige Gschnas-Venus. Zum Abschied noch einen Blick aus des Gastgebers Wohnzimmer in die entzückende Ferne. Links grüßt, lieblich der Ruine zu Füßen gelagert, Dürnstein mit seinen braunen Ringmauern; Brandmeyers wundervoller Barockturm des ehemaligen Chorherrenstiftes fügt sich reizend in das Fernbild ein, dessen Hintergrund, steil oben, der stolze Klosterbau der Gottweiher Benediktiner abschließt. Und jetzt kehren wir nach Wien zurück, um uns unter den frischen Eindrücken des Gschnasoleums unseren Mummenschanz-Erinnerungen hinzugeben.

Zu Beginn der Ära Taaffe, „völkerbeglückenden" Angedenkens, fällt das erste große Gschnasfest im zierlichen Kunstpalazzo der Lothringerstraße. Dem Beispiele des gräflichen Reichsbaumeisters folgend, bauten die Künstler den „Turm von Babel". Am Franzensring wird heute noch lustig oder vielmehr traurig unbekümmert daran weiter gebaut. Der Unterschied ist nur, daß man damals im Babelsturm der Künstler einander ganz gut verstand, während beim Babelsbau der Politiker die Völker einander immer weniger verstehen. Taaffes Nachfolger und Reichsbauführer haben redlich für babylonisch-österreichische Sprachenverwirrung gesorgt. Wer zählt die Völker beim Gschnasturmbau des baby-

lonischen Wien? Einer Gruppe entsinne ich mich ganz deutlich ihres Führers halber, der Althebräer, die kein geringerer als Makart führte. Sie aßen „heiße Frankfurter aus Abrahams Wurstkessel“. Die Materna paradierte als „Königin von Saba“, eine übervoll entfaltete, mehr Nachmittags- als „Morgenrose“ der Sabäer. Und heute! Drei Jahre später folgte in dem durch Streits Zubau vergrößerten Hause ein „venezianisches Fest“, dessen Erinnerungsfarben unter den noch frischen Eindrücken von Steiners „Venedig in Wien“ heute gänzlich verblaßt sind. Um so lebhafter ist das Andenken an das 1884er Künstlerfest geblieben, das uns eine „Revue von 1883“, des elektrischen und Türkenjahres gebracht hat. Wien hatte die große elektrische Ausstellung und beging die Zweijahrhundertfeier seiner Befreiung aus letzter Türkengefahr. Da gab es die ersten elektrisch beleuchteten Interieurs mit ihrem lebensgefährlichen Gedränge. Das ließen sich die Künstler nicht entgehen. Sie improvisierten ein aus dem Dunkeln nacherleuchteten Räumen vordrängendes Publikum ausGschnasfigurinen so täuschend, daß der nachdrängende Haufen der wirklichen Besucher die obstinaten Vorderleute für echt hielt und mit den echtesten Ausbrüchen seiner üblen Laune überschüttete. Wahrhaft künstlerisch war die Täuschung im Türkensaale. Es rauschte etwas wie Geschichte durch einen Wald von Alems und Bairaks, von Blutpanieren und Wimpelfahnen, deren Knäufe einst so blutiger Glorienschein umspielte. Man mußte genau hinschauen, um hinter „die Geschichte“ zu kommen. Und diese grausam-schönen Waffenstücke Asiens und Afrikas! Diese Prachtklingen moslemischer Schwertfegerei, dunkelgewässert und goldtauschiert! Kenner mochten nach dem Meisterzeichen Sungurs, des Schwarzadlers, oder Alis, des Kendschiten, suchen. Alles Eisengerümpel, Drahtgeflick, Blechherrlichkeit! Das sensitive Ohr eines modernsten Nervenpoeten hätte vielleicht aus diesen trügerischen Panoplien das letzte Echo jenes auf immerdar verbrausten Islams-Kampfrufes herausgehört, der ehedem der Welt in Herz und Knochen fuhr. Auch Kara Mustaphas „Gömrek“, sein hieb- und stichfestes Glückshemd, bestaunten wir. Vor dem Seidenstrang hat es den geschlagenen Wesir freilich nicht geschützt, zweifelhaft mußte ja sein Schutzwert sein, denn es war zwar aus talismanisch geblümtem, aber unzweifelhaft christlich böhmischem Kattun angefertigt.

Abb. 10. Ehrenpokal aus Backformen.

Abb. 9. Indische Idolengruppe

Zum 1885er „Kongofeste“ fuhren wir auf dem Dampfer „Gschnas“ (Kapitän

Vorstand August Schaeffer) nach dem dunkelsten Weltteil. Wie traulich heimelte uns der Palmenhof des Kairiner Nilhotels an und mit ehrfürchtiger Scheu blickten wir zu den vier Sitzkolossen vor dem nilotischen Felsentempel empor, bis sie sich als böhmisches Streichquartett legitimierten. In der „Tanzwüste" hatte der Mahdi, der siegreiche Achmed von Dongala — sein wahrer Name war Hanns Canon — seinen Sitz aufgeschlagen. Es war des großen Malers letzter Gschnas. Sieben Monate später brach er zusammen. Und gar mancher andere, der damals auf dem sudanischen Sklavenmarkt die ausgebotenen Schönen mit wählerisch-blasierter Kennermiene beäugte und im Kongo-Urwald beim „Sohn der Wildnis" frisches Pilsner trank, küßt heute kein Weib und trinkt keinen Tropfen mehr. Wie verzaubert lagerten die Derwische nach ihrem Kampf mit den Rotröcken im gemeinsamen Zelt, verzaubert von den Wiener G'stanzln und Vierzeilern, die ihnen die arabischen Bänkelsänger von Grinzing

Abb. 11. Chinawaren.

unter greulvoll orientalischer Instrumentalbegleitung vortrugen. Nach diesem Afrika-Gschnas war das Jahr darauf das große „niederländische Kirmesfest" (Anfang des XVII. Jahrhunderts), ein vornehmer, aber doch etwas bedauerlicher Rückfall ins Echte. Ansonsten ein Stück Prunk- und Volksleben, treu in Tracht und Pracht, in Ernst und Scherz, keck und frisch aus der Blütezeit der niederländischen Kunst herausgeschnitten. Um so gschnasiger kamen unsere Genossenschaftler das Jahr darauf mit ihrem „Wien 1987" (Weltausstellung in 100 Jahren). Wie gerne flüchteten wir mit ihnen aus Völkerhader und Kriegsgerüchten, aus Wahlspektakel und Boulangertrubel in die ferne, blaue Zukunft! Wir betreten das Boudoir der Fürstin Gschnasatelli, einer 1987er Modedame. Im Plafond ein Aquarium mit Goldfischgefunkel, vor dem Fenster ein Ballonsteamer, den sie besteigt, um ihre Besuche abzustatten. Überraschender noch die Maschinenhalle: Dampfmenschen, Neblophon,

Abb. 12. Der Hundezwinger vom Hubertusfest im Künstlerhaus 1896.

Gedankenſchreibmaſchine, größtes Wunder aber die dreiſtöckige „Verſöhnungsbühne“, wo zu oberſt tſchechiſch, darunter ungariſch und zu unterſt ſogar deutſch geſpielt wird. So können wir alſo hoffen, daß die Verſöhnungsaktion in dem gemütlich bemeſſenen Zeitraum von vierundachtzig Jahren ihr Ziel erreicht haben wird.

Zwei Jahre Pauſe. Deininger erhöht die räumliche Aufnahmsfähigkeit für Gſchnasfeſte durch ſeinen reizvollen Hofeinbau. Dann fällt mitten im Faſching eine betäubende Kunde in die Herzen und ſcheucht trotzige Legionäre und gemütvolle Hunnen, Gigerln und Schniegerln, Incroyablen und Merveilleuſen, Pumperlgeſunde und Precieuſen, ſie alle wirbelten bunt vergnügt an uns vorüber. Waren unſere jungen Altwienerinnen entzückend mit ihren kurzen Taillen und breiten, umblühten Florentinerhüten! Wie Familienbildniſſen Waldmüllers und Fendis entſtiegen. Im Atrium des römiſch-vindobboniſchen Hauſes ſteht die Bildſäule des Kaiſer Pius „Felix“, der ſpäter Vorſtand der Künſtlergenoſſenſchaft geworden iſt. (Abb. 7). Dem regierenden Kaiſer Marc

Abb. 13. Der Jagdſalon.

den heiteren Schwarm: das Drama von Meyerling. Kronprinz Rudolf, der ſo oft der Gaſt der lauteſten Künſtlerfröhlichkeit geweſen, iſt zur ewigen Stille eingegangen. O, dieſer ſchwarze Faſching! Um ſo heftiger bricht 1890 der Gſchnas wieder aus, um mit Unterbrechung von 1894 der erſten internationalen Ausſtellung halber, bis 1897 zu wüten. Hatten uns die Künſtler früher in ein phantaſtiſches Zukunfts-Wien verſetzt, ſo ſtiegen wir jetzt mit ihnen in die Tiefe der Vergangenheit bis in die „Steinzeit“ hinab. Älteſt Wien und mehr noch Altwien war die Parole. Urwäldler und Pfahlbauern, Aurel, dem Gütigen (Hieſer), jubeln ſie zu: „Au weh (ave) Caeſar!“ Und Napoleon (Wagner, der Bildhauer des „Gänſemädchens“) ſchreitet mit kalter Imperatorenmiene, ein eherner Gaſt, durch die Wiener Fröhlichkeit, die er ſo oft geſcheucht hat. Nur in der Gſchnasgalerie vor dem leuchtenden Tanagrafigürchen der „Clythia“, da bleibt er ſtehen und ſpricht in echtem Wieneriſch: „Glüht die a?“ Und vor dem Bildnis der Miß Kate „Grautig“ verweilt er lange und meint ſchließlich: „Die aber wird keinen ‚Herkommer‘ finden.“ Hieſer und Wagner ſind längſt hinüber ...

**Auf der Gemsjagd.**

Gobelin von A. Wessely vom Hubertusfest im Wiener Künstlerhaus im Jahre 1896.

Abb. 14. Lüsterweibel aus dem Jagdsalon von Theodor Theyer.

Meerstadt Vineta, wo vom Vorderdeck der versunkenen Gallione vindobonische Walzer locken, daß es den Nixen in den Tanzflossen prickelt. Doch unsere Frauenblumen fühlen sich beängstigt in der Tiefe, sie gedeihen nur in rosigem Licht. Das strömt in blendenden Fluten im Rosensaale drüben, wo Laurins Zelt grüßt und die Dolomiten des „Rosengartens“ glühen. Dort erst entfalten sich alle diese Blumenseelen, daß des Blühens und Glühens kein Ende.

Sachte legt sich ein Arm in den meinen, eine rotnickende Hahnenfeder kitzelt mir die Nase. Don Gschnas-Mephisto führt mich in sein „versunkenes Atelier“. Die einst mit Vineta versunkene Kunst, die Vierdimensionale, ist wiedergefunden. Wie zaghaft ist die „Moderne“ im Vergleich! Farbendelikte und Spektakelbilder, Kalauer in Öl und Essig, Trafikstücke und spiritistische Pinselwäsche. Jene Landschaft dort, sich in vier Dimensionen wiederholend, ist je nach der Tageszeit naturbeleuchtet. Ich entsinne mich noch mit Vergnügen einer kremserweiß gespenstisch-dimensionalen „dünnen Tini auf der Düne“, eines „Netts Weibchens“, das dumme Goldfliegen im Netz fängt, eines

Abb. 15. Jagdtrophäe (aus Besenreis, alten Schuhen und Kipfeln) im Jagdsalon von Theodor Theyer.

Unvergeßliche Nacht des 9. Februar 1891! Das sündige Wien stürzt sich in einem Anfall von hitzigem Gschnasfieber in den Höllenrachen und taumelt in das „Reich der vierten Dimension“, des Unmöglichen, Unmeßbaren, Unberechenbaren. Luft gibt's keine in den weiten Räumen, nur Nervenfluidum, fast greifbar wie zittrige Schwüle. Baron Reichenbach mag sich in seinem Elemente baden, denn wir schwimmen in „Od“, umspült von jener Kraft, die bekanntlich zwischen Elektrizität, Magnetismus, Wärme und Licht steht. Bedenklich viel Medien und „Mädien“! An „Manifestationen“ kein Mangel. Wiederholt erblicken wir „zwei leuchtende Hände“ im Dunkeln. Home und Slade gehen um. Von allerliebsten „Käfern“ und trugsamen Libellen umschwirrt, von Blumengeistern umgaukelt, von Wasserbräuten gelockt, von Elfen geneckt, von Irrlichtern genarrt, vermag der kalte, blasierte Mensch in Frack, Clack, Lack und Escarpins, der aus der Opern-Redoute in die „vierte Dimension“ hineingeraten ist, sich nicht mehr zu retten. Der flammende Wirbel erfaßt ihn, schleudert ihn bald in die „magischen Kabinette“, bald in die Rodensteiner Kneipe, wo die wilde Jagd pokuliert, bald in die dämmerkühle

Abb. 16. Jagdtrophae aus Baumästen und Rochlöffeln.

Abb. 17. Bärenjagd. Gobelin von A. Wessely.

Meerigels mit Hauslickopf, der eine Schnecke (Richard Wagner) verspeist. Zum Andenken kaufen wir uns eine Nummer der „Vierdimensionalen Reichszeitung". Ein gewisser Franz Grillparzer bietet im Briefkasten ein Trauerspiel an: „Des böhmischen Ausgleichs Glück und Ende." Dieses Ende wird noch mancher Dichter nicht erleben. Vom Künstlerhaus selbst heißt es in einer nach so und soviel tausend Jahren ausgegrabenen Lokalnotiz: „Ende des neunzehnten Jahrhunderts wurde dieses Haus, dessen eigentlicher Zweck Gschnasfeste gewesen zu sein scheinen, nur zwischen Sonnenuntergang und -aufgang besucht; tagsüber wurde es zur Aufbewahrung überflüssiger Bilder benutzt und durfte nur bei Strafe von 50 Kreuzer ö. W. betreten werden . . ."

Das 1892er „Groß-Pekingfest" bot willkommenen Anlaß zu witzigen Anspielungen und Analogien auf das in der Neujahrsnacht geborene „Groß-Wien" mit seinen im Groß-Pekinger Baedeker stark angemerkten Verkehrsrückständigkeiten und anderen Zopfigkeiten. Hofmarschall Seiner gschnasigen Hoheit war diesmal Theodor Theyer. Der Imitations- und Fälschungstrieb des Gschnas feierte in dem Theyerschen chinesischen Saale (Abb. 8) mit seinen vergigerlten Wiener Chinesen, japanischen Geishas, seiner kostbaren Vasengruppe mit Pagode (Theyers Bauchbüste, Abb. 11) sas-

Abb. 18. Auf der Entenjagd. Gobelin von A. Weſſely.

cinierende Triumphe. Trotzdem machte ſich viel Echtes breit. Das Echteſte war freilich der Großwiener Zopf. Die dreiköpfige indiſche Idolengruppe Brahma, der Schöpfer, Wiſchnu, der Ernährer, und Schiwa, der Zerſtörer, mit ihren „ſymboliſchen" Attributen (Abb. 9) lockten die gläubige Schar, die ſich jedoch alsbald beim Anblick des elefantenköpfigen Eheſtiftungs-Gottes Azwin trotz oder vielleicht gerade ob des höchſten Tarockglücks in ſeiner Hand (Pagat-Scäs-XXI) in ungläubiger Flucht wieder auflöſte. Das Jahr darauf waren wir beim Prinzen Gſchnas auf der „blauen Montagsinſel" zu Gaſt. Viel Blaugeſichter, Blaubart, der grimme Verbraucher von Gattinnen, ſtammt daher, auch die Blaumaler und die Himmelblaupoeten. Sehr entrüſtet war der luſtige, aber tugendhafte Prinz über die Panamaleute, welche in ſein Lug- und Trugmonopol eingebrochen waren. Ernſtlich verbat er ſich den Zuruf „Vive la Pflanee!" (Pflanz). Gnädigſt empfing er dagegen die Dame „Zeitung" in ihrer Leitartikel- und Feuilleton-Robe, nur ihren Halsſchmuck, das 1862er Preßgeſetz, fand er unmodern und ſtatt ihrer mit dem Konfiskationsparagraphen 19 geſchmückten Broſche

versprach er ihr ein Sezessionsgeschmeide. In der Ahnengalerie des Prinzen fanden wir leider viel zu künstlerisch echte Bildnisse von jetzt lebenden Wiener Künstlern aus dem XVI. Jahrhundert.

Überhaupt war mittlerweile an Stelle des mit bescheidenen Mitteln aber um so reicherer Erfindung arbeitenden Gschnas mehr als gebührlich die selbstgefällige Dekorationskunst und der philiströse Hang nach Echtem getreten, so daß das nächste, das „Fin de siècle"-Fest, mit seinem wieder frischer und kecker parodierenden und persiflierenden Zug ordentlich wohl tat. Die Genossenschaftler hatten sich diesmal ihre unbequemen und erfolgreichen Konkurrenten, die Sezessionisten, vorgenommen. Die Architektur des Säulenhofes zeigte den modernsten Wiener „Hosenträgerstil", die Zukunftsgalerie parodierte nach rechts und links. Wir sahen Stucks „Krieg" als gespenstischen Photographen, der über Maler- und Bilderleichen hinwegreitet, der „Sünde" war eine Schlangenwurst umgehängt, die Landschaft eines Farbenblinden und Albert v. Kellers Mondscheindame am Kreuz von rückwärts. Auch der Modellierspachtel exzedierte und persiflierte. Den ungarischen Minister Wekerle sahen wir mit dem Glücksschweindl an den Ohren, welches die Valutaregulierung im Maul hält, und den Grafen Hohenwart, welcher die Koalition aus den „Butten" hebt. Unter den Typen fielen die Damen der Zukunftshochschule (Alma mater emancipata) auf, und auf dem Festblatt „Parnaß" lasen wir als Motto: „Das Schone ruft ein Menetekel als Mahnung heut dem Fin de siècle."

Das Zwielicht des Faschingsdienstages kroch herauf, als Seine gschnasige Hoheit Halali blasen ließ. Wir waren alle „auf der Strecke", gschnastot. War das ein Sieg, diese „Sankt Hubertusnacht"! Die Gastfreundschaft des Aggsteiners hatte es getan. Zulange saßen wir an der pantagrueli-schen Prunktafel in der romanischen Halle des Raubschlosses, das an der Donau aus dem Schutt der Rhuenringer-Zeit emporgestiegen, dort wo der Strom die Waldberge der Wachau breit und frei durchbricht. Im übrigen war's im Aggstein für Berichterstatter und Kritiker nicht geheuer. Im Burgverließ sahen wir eine ganze Gruppe solcher Unglücklicher in Ketten gelegt. Stolz des Hausherrn und Entzücken der Jagdgäste bildete der Hundezwinger (Rüdenmaster Theyer) (Abb. 12). Kein Kenner verließ diesen Raum neidlos. Niemals sind aus Jute und Kartoffeln prachtvollere Gschnashunde hergestellt worden. Liebhaber verweisen wir auf die Geschlechts- und Qualifikationstafeln. Im französischen Saale hatten unsere Künstler den tanzenden weiblichen Frühling in das purpur-goldige Vließ einer Wiener Herbstlandschaft eingeschlagen. Das war eine wehmütig ergreifende Farbenpracht vor dem Erlöschen, von Rosen der Wiedererstehung durchblüht. Hui! Da rast der fratzenhafte Gespensterzug der wilden Jagd hochoben vorüber, aber der fromme Eckart bannt das unfromme Gelichter. Wir flüchten uns schließlich in Theyers Jagdsalon (Abb. 13). Ein Gelaß von vornehmer, nervenberuhigender Wirkung. Da ist doch alles echt? Wie? Allerdings kennt sich hier der geriebenste Kenner und Amateur nicht sofort aus und ist im Zweifel, ob das lebensgroße „Lichtweibl" wirklich aus Baumästen, dieser mächtige Eberkopf wirklich aus Besenreis mit Kipflhauern, jener Trinkpokal wirklich aus Backblechen bestehen (Abb. 10 u. 15). Auf den Wandgeweben (Abb. 17 u. 18) wird zum Todlachen schnurrig gejagt: mit Falken auf Gemsen, Hasen, Auerhähne, Bären, Sumpfgeflügel. Sauhatz und Hirschjagd beschwören die weidfreudigsten Zeiten herauf. Bei letzterer liest man auf dem Schriftband: „Hiebei Aine Hirschjagt im Türrenstein. 1511." Solche derbe Jagdspäße und Weidschnurren, womit hier

Abb. 19. Jagdtrophäe (aus Werg und Lappen) im Salon von Theodor Theyer.

Wesseln unwiderstehlich auf unser Zwerchfell wirkt, liebten die Niederländer Meister.

Nach jahrelanger Pause, welche der Radfahrerklub mit seinen intimen Festen ausfüllte, konnten am ersten Faschingsmontag des XX. Jahrhunderts unsere Künstler ausrufen: „Es ist erreicht!" In der Tat, sie hatten ihn erreicht: den „Übergschnas". Die Übergeister waren losgelassen, es war eine Lust zu leben. Das Unbegreifliche wurde Ereignis und Überschwärmer träumten sogar von Ausgleich und Völkerfriede in der habsburgischen Mehrseelen-Monarchie. Allerdings hatte die Allgewalt des Gschnasgedankens die kühnsten Ideen in Wirklichkeit übersetzt. Wir sahen ein Übertheater — freilich noch nicht Überbrettltoll genug — einen 1950er Überheurigen-Schank, ein Überministerium aus Damen gebildet, welches die „Beglückung aller im Reichsrate vertretenen Männer" auf sein Programm gesetzt hatte, so daß am Franzensring die verschlafensten Parlamentarier in Aufregung gerieten. „Teppelins" Luftschiff mit seinen Riesenschrauben und Monstrepumpen lag in der Lothringerstraße vor Anker, die Lüfte waren voller Spazierflieger, chinesische Boxer mit Habyschen Schnurrbartbinden (Es ist erreicht) wurden gesehen, eine Leonideuwarte war gegründet worden, und auf Einladung des Albrecht Dürer-Vereins, der seit Jahren Gschnasbeziehungen mit mehreren Planeten unterhält, waren Marsbewohner mit ihrem Luftschiff angelangt (Abb. 20) und hatten den Sieg der Sezession auch auf ihrem Planeten gemeldet. Wir rückständigen Planetarier mußten uns indessen mit Späßen wie das „Sezessionssofa" (Abb. 21) begnügen, welches Unvorsichtige nur allzu hart belehrte, daß auf dem „Schoß der Damen" nicht allemal gut ruhen ist. Die größte Leistung des Übergschnases jedoch war das Kolossalbildnis der „Pallas Anathema" (Abb. 22), welches wir Petrovits verdanken. Die hohe Dame mißt dritthalb Meter in der Höhe und ist bis zu anderthalb Meter Breite gediehen, die richtige olympische Überdame. Aber viel merkwürdiger als dieses Maß ist der merkwürdige Umstand, daß sie ganz aus Trambahnkarten jeder Farbe hergestellt ist. Nicht weniger als 1250 Stück hat sie erfordert. Und der Schöpfer der Pallas hat diese Karten alle selbst verfahren und dafür, à 20 Heller das Stück, 250 Kronen, mit dem wienerisch üblichen Zweihellertrinkgeld 274 Kronen verausgabt. Man würdige seine Leistung: Die Fahrt nur zu 1 Kilometer gerechnet, hat er 1250 Kilometer zurückgelegt, also soviel wie die zweimalige Hin- und Retourfahrt von Wien nach Salzburg. Die Karten aneinander

Abb. 20. Das Luftschiff der Marsleute.

gereiht ergeben 75 Meter, die halbe Höhe des Stephansturmes. Nun sage man: Geht etwas über Gschnaskunst? . . .

Mit der reproduzierten reizenden Karte (Beilage zu S. 672 u. 673) wurden wir am 10. Februar vorvorigen Jahres von der Genossenschaft zur Fahrt nach den „Seligen Gefilden" eingeladen. Konnten wir widerstehen, uns den unabsehbaren Reigen anzuschließen, welche, ohne den geringsten Drahtseil- und Zahnradbehelf, aus dem irdischen Jammertal nach den lichten Höhen emporstreben, immer höher und höher, bis wo das gütige Gottesauge durch die Wolken blickt? Nimmermehr! Und keiner hat es bereut. Wir versanken in trunkenes Vergessen allen Haders, woran dieses zerklüftete Wien so unheilbar leidet. Wir fühlten uns für wenige Stunden befreit von den Schlacken des Tageselendes, von den großen Dummheiten der Kleinen und den öden Kleinheiten der Großen. Verwunderlich nur, daß Don Gschnas ein Menschenalter gebraucht hat, um auf diesen so naheliegenden Einfall zu kommen. Freilich hat er gerade diesmal seine Persifliergeister nicht übermäßig angestrengt, sondern eigentlich mehr seine Dekorateure und Festschmücker walten lassen, um den dem Drange eines unwiderstehlichen Seligkeitsbedürfnisses gefolgten Tausenden von Wienern und Wienerinnen anständige Himmelsräume — göttergeschichtlich konfessionell voneinander geschieden — einzurichten. In dekorativer Hinsicht ward denn auch alles früher Dagewesene überboten. Die Seligkeitsstreber mußten nun freilich den Styx und seine

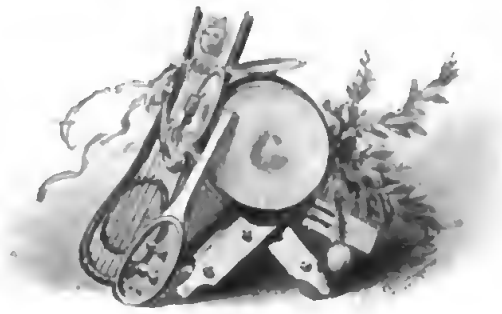
Abb. 21. Ausstellungsraum mit dem Sezessions-Sofa.

Abb. 22. Göttin Anathema. Aus Trambahnfahrkarten von E. Petrovits zuſammengeſtellt.

dort lagernde „Schwefelbande“ paſſieren, im „Hades, wo's nichts Fades gibt“, an freudeerſtarrenden Meduſenhäuptern vorbei durch den Furienchor durch, aber dafür wurde ihnen kein Paradies vorenthalten, weder Mohammeds Karfunkelhimmel mit ſeinen unverwüſtlichen Himmeljungfrauen, noch Walhall mit den Rheintöchtern, noch das unvergeßlich berauſchende Tanz-Eden mit ſeiner ſlimmernden, glitzernden Roſenwolkenpracht, von Regenbogenfarben durchtränkt, noch endlich das niedliche Teehäuschen mit den niedlichen Geiſhas, die doch auch — in Japan wenigſtens — Verabreicherinnen kleiner Seligkeiten ſind. Ins „Dorotheum“, die Auktionshalle, hatte ſich der Gſchnas geflüchtet, aber nur ſolche, die vorher im „Griechenbeiſel“ zu viel „Spartabräu“ genoſſen hatten, fanden ihn gſchnaſig genug. Nüchternen kam es vor, als habe er zuviel wirkliche Kunſt aufgewendet. Immerhin konnte man zu zivilen Preiſen eine „Überbrettl-Danaë“ oder eine „Über-Lais“ erſtehen.

Vermochten die Künſtler das Jahr darauf, das letzte unſerer Feſtrevue, das Se-

ligenfest zu übertrumpfen? Kaum. So farbenrauschig es uns auch im „Zeichen der Keramik“ zu Mute wurde. Meißener, Sèvres, Delft, Alt-Wien und Old-China, Vieux-Japon und „wildafrikanische Urkeramik“, Siam und Empire boten sie uns und die reizendsten weiblichen Zerbrechlichkeiten in den wundervollsten Originalkostümen dazu, aber seliger als am verflossenen 10. Februar vermochten wir nicht zu werden. Das politische Elend steckte diesem Jahr schon in den Knochen. Es ist ja chronisch geworden. Wenn's aber dagegen einen Medizinmann für einige Stunden gibt, so ist's Don Gschnas, Prinz von Wien. Er lebe hoch!!



## Grottenzauber.

Jahrtausende nur einen Ton vernommen
Hab' ich als Hüt'rin jenes dumpfen Schalls.
Kein Laut ist je als Gast zu mir gekommen,
Als nur der Widerhall des Tropfenfalls.
Des Tropfenfalls, der klingend vom Gesteine
In ew'gen Perlen zögernd niederrann
Und meine Säulen in des Zwielichts Scheine
Mit einem Taunetz glitzernd überspann.

Kling! Kling! Kling! Kling! Viel tausend Jahre gehen.
Mir war's nur eine ew'ge Dämmerung.
Mich hat noch nicht gestreift mit seinem Wehen
Des Zeitenfittichs trügerischer Schwung.
Die Zeit ist selbst noch nie bei mir gewesen —
Es lockt sie nur des Weltgewühles Hall.
Doch willst Du ihrer Allmacht Runen lesen:
Im Stein die Höhlung schuf der Tropfenfall!

Ein Cäsar starb, ein Nero schlug die Laute,
Im Dampf der Schlacht ritt ein Napoleon.
Ein Tizian malte, Buonarotti baute:
Ich hörte nur den einen dumpfen Ton. —
Einst kommt der Tag, da wird die Zeit gefunden,
Da flüchtet sie in meinen Dämmerschein
— Ein irrend Kind, das sich nach Haus gefunden —
Und lauscht dann auch dem Tropfen auf dem Stein.

Jahrtausende. — Auf einem Felsen kauert
Sie still und träumt von bunter Bilder Trug.
Zuweilen nur erwacht sie und erschauert
Und lauscht dem unsichtbaren Geisterflug.
Kling! Kling! Kling! Kling! Den Tropfen hört sie fallen
Und schläft in seinem Schlummerliede ein.
Und weiter tönt es, einsam und kristallen,
Und Tau und Kühlung webt im Dämmerschein.

Maurice von Stern.

Einladungskarte zum Karnevalsfest „In seligen Gefilden“
im Künstlerhause zu Wien im Jahre 1902.

Nach einer Zeichnung von A. Kaiser.

# Simone.

Roman von

Georg Freiherrn von Ompteda.

(Schluß.)

(Abdruck verboten.)

Eines Tages im Juni, als wieder alles im vollen Sommergrün prangte, die Saat schon hoch stand auf den Feldern, begann plötzlich etwas Neues über Simone zu kommen. Sie öffnete das Kinderzimmer, sie lüftete, durchsuchte alle Schränke und Kommoden, sie zählte die Wäsche des armen kleinen Toten nach; sie ordnete sie. Und als alles in der Reihe nebeneinander lag, schloß sie das Zimmer wieder ab. Dann ging sie jeden Tag hinein, und immer wieder sah sie die Gegenstände durch, legte sie in andere Reihenfolge; sie nahm die Mützchen und Hemdchen, die kleinen Strümpfe auf ihren Sitzplatz im Garten mit hinab, dort zog sie frische Bänder ein, und unausgesetzt beschäftigte sie sich mit dem einzigen, was ihr von ihrem Kinde geblieben war.

Wenn sie die Wäsche berührte, war es ihr immer eine Beruhigung, als dürfte sie sich noch mit ihrem Kinde beschäftigen. Dann saß sie in dem Gärtchen, während Karl Dienst hatte, irgend etwas, einen Strumpf, eine Decke in der Hand, und starrte in die Leere in tiefen Gedanken.

Sie liebte jetzt dies lauschige Plätzchen im Garten, der sehr nett geworden war, denn Karl tat alles, um ihr den Aufenthalt annehmbar zu machen.

Sie dachte an den kleinen Ludwig, überlegte, wie sie ihn würde erzogen haben; sie sah ihn wachsen vor ihrer Phantasie und groß werden, sie sah ihn als Jüngling vor sich stehen, und er schaute ganz genau so aus wie sein Vater. Ja, allmählich nahm er seine Züge an so völlig, daß sie glaubte, er wäre es selbst, wäre der große blonde Hüne in der Uniform, mit den hohen Stiefeln, der weißen Kürassiermütze auf dem Kopf, der Reitpeitsche in Hand. Sie sah ihn breitbeinig dastehen, mit den zusammengesteckten Schößen des Überrocks, wie er auf der Reitbahn seine Schwadron beaufsichtigte, so wie sie ihren Mann hundertmal erblickt hatte, wenn sie ihn vom Dienst abholte.

Da kam sie plötzlich auf den Gedanken, so würde ihr kleiner Ludwig auch dagestanden haben, und vielleicht hätte auch er eine Französin heimgeführt, und auch die säße dann wie sie in der Sandheide in einem elenden kleinen Nest verlassen da.

Nein, solches Schicksal sollte beiden erspart bleiben.

Aber jetzt wußte sie nicht, wo ihre Gedanken nur hingingen. Hatte sie alles durcheinandergeworfen? Sie war es ja selbst und ihr Charles war es. Welch seltsame Phantasien? Es war ein Unglück, ein elendes Dasein! Nein, davor hätte sie ihren Sohn bewahren wollen! Was hätte er vom Leben gehabt? Es war ein kurzer, heller Traum, und dann fielen schon des Daseins schwere Schatten hinein. Einer ging, den man lieb hatte, nach dem andern. Wozu das alles? Warum erst lieb haben, um mit doppeltem Schmerz zu verlieren! Hatte dieses ganze Dasein einen Sinn? Man klammerte sich an einen Menschen, man wurde eins mit ihm, Liebe und Gewohnheit, gleiche Sorgen führten zusammen, und mit einemmal war es aus. Kurze Sonne und lange, lange Nacht!

Hatte das einen Zweck? War man dazu auf der Erde?

Sie räumte langsam die Kindersachen wieder zusammen. Diese zwecklose, tatenlose Erinnerung, diese Beschäftigung mit der Vergangenheit, die nichts nützen konnte, denn der Kleine kam ja doch nicht wieder! Und kaum, vielleicht nie, hatte doch der Arzt gesagt, würde ihm ein Nachfolger erstehen.

Einen Moment dämmerte in ihr die, wie es schien, unerfüllbare Sehnsucht auf, sie möchte wieder ein kleines Wesen im Arme wiegen. Aber ein anderer Gedanke überkam sie: das wurde ja doch bloß zu Leid und Unglück geboren! Besser so, besser so!

Da klang von weitem Karls Stimme, laut und lustig in ihre schmerzlichen Träume hinein. „Simone! Simone! Ich bringe Dir eine Nachricht! Denke nur, eine glückliche Nachricht! Was meinst Du wohl, was es ist?“

Sie empfand die frohe Stimme fast wie einen Mißlaut in ihren schweren Gedanken; aber er merkte es nicht, er warf die Reitpeitsche fort, öffnete beide Arme und rief: „Ich habe Urlaub! Ich habe Urlaub! Der Kommandeur hat mir's selbst vorgeschlagen. Wir gehen nach St. Mathurin.“

Dabei schloß er sie in die Arme, hob sie empor und drehte sie ein paarmal im Kreis herum.

Simone konnte es zuerst nicht fassen, sie wollte es gar nicht glauben; sie blickte ihn noch immer fragend an, sie stammelte etwas. Eine übermenschliche Glückseligkeit durchzitterte ihr Herz. Sie sollte in die Heimat zurückkehren! Nach Frankreich, nach Frankreich, nach St. Mathurin! Sie sollte die Mutter wiedersehen und die Schwester und Tante Jeanne und den alten Paul und Berthe. Sie sollte wieder auf der Terrasse gehen und die alten Märchenträume, die einstige Jugendglückseligkeit träumen beim Rauschen der Visère, sie sollte in ihrem Gärtchen wieder sitzen, in all der wunderbaren Blumenpracht, und hinausschauen hinüber nach Trèves, über das weite Hügeland mit den tausend weißen Häusern und Ortschaften.

Sie sollte wieder in ihrem kleinen Mädchenzimmer stehen, an Bett und Betschemel, dem Nähtisch, der kleinen Kommode? Und das alles überwältigte sie so, daß sich plötzlich ihre monatelange Erstarrung löste, die sich seit dem Tode ihres Kindes wie ein Eispanzer des Nordens um ihr armes südländisches Herz gelegt hatte.

Leise begannen ihr die Tränen zu rinnen, bald stürzten sie in Strömen. Simone legte schluchzend den Kopf an die breite Brust ihres Mannes, und dort blieb sie, während seine Arme sie umschlossen. Er streichelte ihr Haar, und er fragte lächelnd: „Freut es Dich denn? Freut es Dich denn?“

Sie antwortete nur: „Ich danke Dir tausendmal, mein Charles!“

Dann gingen sie in die Villa. Die Kindersachen blieben liegen, sie hatte alles vergessen. Sie kümmerte sich nicht mehr darum; sie begann zu packen und zur Abreise vorzubereiten in fiebernder Erregung. Sie wollte mit dem nächsten Zuge fort, denn sie hatte eine Sehnsucht nach ihrer Heimat, stärker als alle Liebe ihres Herzens.

## XXVII.

Abends in Köln stiegen sie um in den Zug nach Paris. Simone war erregt, sie witterte schon überall französische Wagen und Schaffner, obgleich der breite rheinländische Dialekt des Schlafwagen-Kondukteurs sie eines anderen belehrte.

Zuerst hatten sie, der langen Reise wegen, in Köln die Nacht bleiben wollen, aber die junge Frau drängte nur weiter, weiter, weiter, um bald nach Frankreich zu kommen.

Er sah ihre Freude lächelnd mit an, und auch er freute sich über den Gedanken, den der Oberst gehabt, denn es war wie ein Bann von Simone genommen. Die entsetzliche Erstarrung war gewichen. Sie hatte wieder Tränen gefunden und sogar ein Lächeln. Man konnte mit ihr sprechen, sie gab doch Antwort. Ja, sie war sogar im stande gewesen, über ihren armen, toten, kleinen Liebling zu reden. Der Gedanke an ihn trat etwas zurück: die Aussicht, ihr Vaterland wiederzusehen, beherrschte sie ganz.

Jetzt im Schlafwagen wollte sie durchaus wach bleiben, um nur ja den Augenblick nicht zu verpassen, wenn sie die Grenze überschritten.

Karl sagte lächelnd zu ihr: „Aber es wird dunkel sein, und Du siehst nichts!“

Das war ganz gleich. Endlich verstand sie sich doch dazu, sich schlafen zu legen, denn sie machten sich klar, daß sie ja zur Zollrevision heraus müßten.

Und als der Kondukteur klopfte und draußen rief: „In einer Viertelstunde Maubeuge, französische Grenze, Zollrevision!“ sprang Simone auf, machte sich zum Hinausgehen zurecht. Der Zug hielt, draußen klangen Stimmen, sie blickten durch die angelaufenen Fenster, sahen eine Anzahl Gepäckträger mit ihren blauen Blusen und französischen Kappen und zwei Bäuerinnen mit weißen Mützchen, so daß

Simone in die Hände klatschte und rief: „Wir sind in Frankreich! Wir sind in Frankreich!“

Sie stiegen aus, und Karl sagte scherzend: „Atme nur recht tief Deine Luft ein!“

Simone hob die Nase und sog sie mit vollen Nüstern ein. Dann sagte sie, ganz überzeugt: „Sie ist doch ganz anders hier!“

Und nun ging es an die Zollrevision. Statt der preußischen Beamten, soldatisch gekleidet, mit soldatisch strengem Benehmen, erschienen dem deutschen Auge etwas bummlige, unmilitärische Angestellte mit Zivilkrawatten, zum Teil sogar ganz in bürgerlicher Kleidung. Karl betrachtete dieses Treiben der durcheinander laufenden Menschen, sah, wie einzelne Reisende sehr erregt wurden, diese im Nacken sitzenden Mützen, unter denen das Haar hervorquoll, das ganze Treiben, das dem an die militärische Ordnung auf dem Bahnhofe gewöhnten deutschen Auge seltsam unordentlich erschien, und überließ es seiner Frau, mit den Zöllnern zu reden.

Es war, als freute sie sich, in ihrer Muttersprache wieder verkehren zu können, und sie, die sonst Fremden gegenüber still war, erzählte von ihren Koffern und Sachen eine lange Geschichte, wickelte durch ihre Liebenswürdigkeit den Beamten ganz ein, und schließlich ließ er gar nichts aufmachen.

Simone wandte sich zu ihrem Mann: „Siehst Du, wie höflich sie gegen Damen sind! Eine Frau erreicht bei uns alles!“

Er drohte mit dem Finger: „Na, die Auffassungen sind ja verschieden. Die Leute sind doch eigentlich im Dienst!“

Aber sie zog ein Mäulchen: „Ach Charles, Du immer mit Deinem steifen Dienst!“

Nun fuhren sie bei beginnendem Tage durch die weiten Ebenen Nordfrankreichs. Simone wollte nicht mehr ruhen. Und während Karl wieder eingeschlafen war, stand sie am Fenster und blickte hinaus.

Sie sah die über das Land verstreuten weißen Häuser vorübergleiten. Leute mit anderem Anzug, mit anderem Typus, in anderer Haltung und Art arbeiteten hier und da in den Feldern. Die Kopfbedeckung war verschieden, der Schnitt der Röcke und Hosen anders als in Rosenau.

Ein zweirädriger Karren fuhr auf einem Wege längs der Eisenbahn; ein Blusenmann lenkte den Gaul, und auf dem hohen Gestell saß im Kreise, wie in einem Nest, eine ganze Anzahl Bauernmädchen, die dem vorübersausenden Zuge mit Kreischen und Gelächter nachwinkten.

Sie kamen in die Nähe von Paris, die Vororte wurden durcheilt. Überall in dem weiten lachenden herrlichen Grün lagen Landhäuser und Villen, auf den Hügeln, auf den Flächen, überall Kultur, reichbestellte Felder, Weinberge, kleine Besitzungen mit steilen Schieferdächern, mit den weißen, tief herabreichenden Läden vor den hohen Fenstern, mit Balkon an Balkon. Immer noch stand Simone am Fenster und sah hinaus mit angehaltenem Atem und klopfendem Herzen auf ihr Vaterland.

Sie liefen in den Nordbahnhof ein. Elegante Damen standen hier und da, um einen Ankommenden zu empfangen, man sah Toiletten, Hüte, Umhänge, chik, von einer Art, wie sie in Rosenau fast zur Steinigung geführt hätte. In den Knopflöchern blinkte blutig rot das Nationalabzeichen der Franzosen, das Band der Ehrenlegion. Die Männer waren klein, meist schwarz, mit großen Nasen und winzigen Bärten; alles wimmelte von Strohhüten, hellen Farben. Ein paar Kindermädchen schlenderten herum, mit den weiten Faltenmänteln und den lang nachflatternden Bändern an der Mütze, und nur hierbei ward einen Moment Simone nachdenklich: sie dachte an ihren armen kleinen Ludwig daheim mit seiner Spreewälderin. Aber in einem Augenblick war angesichts des Treibens der Gedanke wieder verflogen. Und in all diesen französischen Typen, dem anderen Aussehen, in Kleidung und Art und Größe der Menschen, erkannte sie ihre Heimat.

Karl blickte sich mit anderen Augen um. Ihm bedeutete das nichts, es interessierte ihn nur. Er verglich unwillkürlich den unordentlichen schmutzigen Bahnhof, der einer Weltstadt nicht würdig war, mit den hohen neuen Hallen, dem Aufwand und der Ordnung daheim.

Sie hielten sich nicht auf. Paris ging vorüber wie ein Traum, bald saßen sie in dem Zuge, der sie nachmittags nach St. Mathurin bringen sollte.

Durch die lachende Landschaft Mittelfrankreichs ging es; wunderbare alte Schlösser tauchten auf, allmählich begann das Hügelland.

Simone bemerkte kleine Unterschiede in der Tracht der Landleute, die immer mehr sich der heimatlichen näherte, bis endlich der ihr bekannte Schnitt herrschte. Die letzten Stationen kamen, und endlich liefen sie ein in den kleinen Bahnhof von St. Mathurin. Ein alter Gepäckträger erkannte Simone; der Stationschef grüßte höflich, und hinter dem langgestreckten niedrigen Bahnhofsgebäude mit den vielen Türen zum Bahnsteig hielt die Viktoria; der Kutscher in schwarz, den Flor um den Arm. Simone hatte alles vergessen. Sie ließ ihren Mann zurück, sie lief voraus, sie betrachtete die Pferde, den altbekannten Wagen, das Gesicht des Kutschers mit seinem schwarzen Haar und Bronzeton und den dunklen Augen.

Und wie er freundlich lächelnd an die Hutkrempe griff, ging sie ihm entgegen, streckte ihm die Hand hin und fragte: „Wie geht's denn? Wie geht's?"

„Gut, Fräulein Simone! Ich meine gut, Frau Gräfin! Gut, Frau Gräfin!"

Sie sah die schwarze Kokarde, und der arme kleine Papa fiel ihr ein, daß sie nur sagte: „Es hat sich so viel geändert!"

Er meinte: „Ja, der arme gnädige Herr! Wir haben's ja alle nicht geglaubt, es kam so schnell."

„Und ich bin nicht gekommen!"

Aber da trat Karl heran; der Kutscher grüßte noch einmal, und einen Augenblick darauf rollte der Wagen davon. Das Gepäck sollte später gebracht werden.

Simone saß erregt im Wagen, sie lehnte sich nicht an, um nach allen Seiten blicken zu können. Sie hatte nicht Augen genug zu sehen, sie machte ihren Mann fortwährend aufmerksam: „Sieh mal da die Platane! Ach, da steht ja der alte Cornely, ach ist der alt geworden! Was hat er denn? Er geht am Stock."

Dann klatschte sie in die Hände: „Sieh mal, sieh mal die Artischocken! O und dort die wundervollen Tomaten! Nein ist das schön hier! Ist das schön!"

Karl wollte etwas sagen, doch sie hörte gar nicht darauf, sie war ganz hingenommen, ihre Heimat wiederzusehen. Und wie sie in Freude und Seligkeit erregt ward, hin und her wippte, sich umsah, alles mit den Blicken verschlang, aufmerksam machte, rief, erzählte, lachte und sich freute, ein vollkommen veränderter Mensch, war er fast ein ganz klein wenig verstimmt. Mein Gott, das war doch nichts Außergewöhnliches! Bäume und Sträucher und Menschen, Häuser, Felder, Wiesen, Wasser, das hatten sie doch zu Hause auch!

Er lehnte sich in die Kissen zurück und überließ seine Frau ihrer Wonne, bis sie sich zu ihm wandte: „Aber Charles, was hast Du denn? Freust Du Dich denn nicht?"

„Worüber soll ich mich denn freuen?"

Sie machte ein trauriges Gesicht: „Du gönnst mir's wohl nicht?"

„Aber meine kleine Simone!"

Nun mußte sie aufmerken, denn jetzt kamen sie schon nach St. Mathurin. Sie fuhren durch die Dorfstraße, in der kein Mensch zu sehen war, denn alle Leute waren zu dieser Stunde beschäftigt, und Simone fühlte sich ein ganz wenig enttäuscht; sie dachte, man wüßte von ihrer Ankunft und müßte sich zeigen und sie bewillkommen. Denn sie war doch wieder in Frankreich! In ihrer Heimat, in St. Mathurin!

Da bogen sie um die Ecke, die große Durchfahrt erschien mit dem alten Gitter, das durch die Last der Zeit etwas schief in den Angeln hing, sie bogen in die lange Allee ein, und an ihrem Ende, von den Bäumen umrahmt, tauchte das Schloß von St. Mathurin auf.

Simone stand im Wagen auf und hielt sich am Bock fest. Sie mußte alles, alles sehen, sie konnte nicht genug die Augen öffnen.

„Simone, Du wirst herausfallen," rief Karl und hielt sie am Kleid. Doch die kleine schwarze Gestalt blieb stehen, und als sie näher kamen und das Haus wuchs und wuchs, erkannte man ein Gesicht am Fenster: Tante Jeanne hinter den Scheiben, und unten standen Paul und die alte Berthe. Um die große Vase im Rondell im Ehrenhof konnte man sie gerade erkennen. Simone zog ihr Taschentuch und winkte, dann fuhr der Wagen vor, und nun ging alles wie ein flüchtiger Traum. Händedrücken rechts und links. „Guten Tag, Frau Gräfin!" „Nein Berthe, Sie sind ja ganz unverändert; aber Paul, Sie sind ja dick geworden! Ach Gott, der alte Blaise!"

Und sie lief noch schnell die Stufen hinunter und schüttelte dem Gärtner die Hand, der in seinen riesigen Holzschuhen

daſtand, deren Spitzen wie zwei Schiffsſchnäbel aufgebogen waren. Dann war ſie im Haus, ſie blickte ſich um, alles noch wie einſt. Und die Blumen! Die Blumen! Wie beim Gärtner ſah dieſes Entree aus: da die Kamelien, hier die Azaleen und dieſer Duft! Und alles hell und klar und freundlich.

Und richtig, an dem Spiegel in der Mitte, der durch das Tor hindurch die ganze Allee bis ins Dorf wiedergab, war noch immer die eine Stelle, wo der Queckſilberbelag fehlte, die Stelle, von der die alte Berthe Simone als Kind erzählt, es wäre der Abdruck eines Mundes. Dorthin hätte einmal das kleine Hausmädchen, die Alice, das kalte Spiegelglas geküßt.

Nun ging die Tür zum Salon auf, und Simone lief hinein, und die Mutter ſtand da im ſchwarzen Kleide, und richtig, den Roman mit gelbem Umſchlag hatte ſie noch in der Hand und warf ihn jetzt fort; dann lagen die beiden ſich in den Armen.

Frau de Corvieux liefen die Tränen in großen Perlen über die Wangen. Sie ſagte nur immer: „Mein Kind! Mein liebes, liebes Kind! Ach wie verändert findeſt Du alles hier!“

Darüber betrachteten ſich Mutter und Tochter, als müßten ſie prüfen, ob ſie es wirklich auch noch wären. Frau de Corvieux befühlte Simones ſchlanke Arme: „Aber Simone, Du biſt mager geworden!“

„Aber Mama, ſo war ich doch immer!“

„Nein, nein, Du biſt mager!“

„Ach, das macht das veränderte Leben und die andere Koſt da drüben.“

„Ja, ja, Du haſt wohl nicht gute franzöſiſche Küche gehabt?“

Doch Simone meinte beſchämt, denn Karl trat eben ein: „Aber nein, Mama, was meinſt Du denn? Mir iſt es doch ſehr gut gegangen!“

Er hielt ſich zurück; nun begrüßte er ſich mit ſeiner Schwiegermutter, und die runde kleine Frau, die vielleicht noch etwas ſtärker geworden war, betrachtete ihren rieſigen blonden Schwiegerſohn und ſagte, indem ſie die Hände zuſammenſchlug und ein paar Schritte zurücktrat: „Mein Gott, ſind Sie groß! Sind Sie groß, Charles!“

Simone umſchlang ihre Mutter. „Aber Mama, mein Charles iſt doch nicht gewachſen!“

Doch der Kummer gewann wieder die Oberhand, und während ſie ſich am Kamin ſetzten, zu beiden Seiten, genau wie früher, begann Frau de Corvieux zu klagen. Unter Tränen erzählte ſie vom armen, guten, kleinen Papa, wie allein ſie jetzt wäre, und daß es kein Glück, keine Freude mehr auf der Welt für ſie gäbe. Sie ſchlug die Augen zu Boden, faltete reſigniert die Hände, beugte ſich weit vor, daß man ihren ſchon grau werdenden Scheitel ſah, und ſagte mit tiefer Stimme: „Ach, das iſt alles ſo traurig! So traurig, ſo entſetzlich traurig!“

Simone ſprang auf, kniete nieder neben ihr, auf das helle ſeidene Fußkiſſen, und die beiden ſchwarzen Geſtalten bildeten jetzt einen dunklen Fleck in dem hellen freudigen ſonnendurchleuchteten Raum.

Sie legten die Wangen aneinander, Simone erzählte von ihrem Kleinen, und dann weinten ſie beide heiße Tränen.

Karl fühlte ſich ein wenig unnütz dabei, und nachdenklich ging er hinüber ins Boudoir; zuerſt langſam an den Wänden hin, als wollte er die Bilder beſehen, dann aber huſchte er plötzlich durch die Tür hinaus.

Simone ſtand auf: „Aber Tante Jeanne, wo iſt denn Tante Jeanne?“

Dann eilte ſie die Treppe hinauf, klopfte an Tante Jeannes Zimmer. „Herein!“

Die hagere Geſtalt, die durch die ſchwarze Kleidung doppelt ſchlank erſchien, ſtand mit ihrem ſtarren, gemeißelten Geſicht vor der Nichte. Sie hatte ſich zurückgezogen, und als Simone, nachdem ſie die Tante geküßt, fragte, warum ſie nicht hinuntergekommen wäre, ſagte ſie ruhig: „Das erſte Recht hat die Mutter!“

Nun wiederholte ſich dasſelbe wie unten. Sie ſprachen vom armen kleinen Papa, Simone erzählte von ihrem Kinde, und diesmal packte ſie ſtärker die Rührung als bei der Mutter, ſo daß ſie nicht imſtande war, zu ſprechen und ſich nur ausweinte an der Tante eckiger Schulter.

Es verging lange, lange Zeit, bis ſie ſich faſſen konnte, dann ſagte ſie: „Ich will mein Zimmer ſehen!“

Sie ging hinüber, öffnete vorſichtig die Tür, als fürchtete ſie ſich faſt, hineinzuſpähen. Tante Jeanne ſtieß den Fenſterladen auf, und Simone trat in den kleinen Raum, in dem ſie ihre Jugendjahre

verträumt hatte, wo sie mit Blumen und Geschichten, mit ihren Märchen glücklich gewesen war, wo sie für Mademoiselle Bonneau ihre Schularbeiten gemacht hatte, freudig, fleißig, sorgsam und peinlich, und wo sie doch auch manche Träne vergossen, wenn ihr etwas nicht so gut und so schnell gelang, wie ihrer Schwester Claire, die immer alles mustergültig tat.

Simone trat an die kleine Kommode; ein paar winzige Porzellanfigürchen standen noch darauf, wie sie sie zurückgelassen hatte. Sie zog die Fächer auf, in denen noch einige Mädchensachen lagen: Waschkleider, eingelaufen, zu eng, unmodern geworden. Sie streichelte den Stoff; wie sie die Gegenstände in die Hand nahm, kamen alte Erinnerungen. Sie sah mit Rührung einen Tintenfleck auf einem weißen Ärmel, der ihr einst heiße Tränen gekostet.

Sie wühlte ein paar Seidenreste auseinander, Stücke von Besatz, Einfassung, ein Hutband, Dinge, die sie sparsam, sorgfältig aufbewahrt hatte, um sie zu irgend etwas anderm einmal zu verwenden.

Und dann klappte sie den kleinen Nähtisch auf, in dem noch ein paar Nadeln steckten, eine Zwirnrolle lag und etwas bunte Seide. Sie ließ den Deckel zufallen, dann wendete sie sich zu dem Bett, eine nach der anderen löste sie die Nadeln, die die Vorhänge zuhielten, und dann blickte sie in den Raum unter dem Himmel. Und als sie die Stelle sah, wo einst ihr kleines Porzellanbild gehangen, sich dunkler abzeichnend von den verschossenen Stoffen an der Wand, da dachte sie in plötzlichem Gedankengang an ihr Bett drüben in Rosenau, wo das kleine Heiligtum jetzt hing. Und ein seltsames Gefühl schnürte ihr die Kehle zusammen, etwas wie Heimweh und doch Glück, der Gedanke, nur hier konnte sie leben, und trotz allem eine Art Sehnsucht nach ihrem Frauenheim, dort in dem fernen deutschen kleinen Sandneste.

Und das Grab ihres Kindes erschien vor ihrer Phantasie, ihres kleinen, ach so schwachen Ludwig, der von Anfang an, wie es schien, bestimmt gewesen war, nicht allzu lange auf der rauhen Erde zu weilen.

Sie sah das kleine Grab mit der winzigen Marmorplatte, den goldenen Buchstaben, die schon der harte deutsche Winter verblichen und ausgefressen hatte. Sie sah es wieder, wie sie es kurz vor der Abreise noch erblickt, mit frischen Levkojen darauf, die sie in Töpfe eingepflanzt, zu Häupten einen kleinen Kranz von Vergißmeinnicht. Sie hatte ihn von einem armen barfüßigen Mädchen gekauft, das an der Kirchhofspforte hausieren ging.

Und wie sie an ihr Kind dachte, das fern in deutscher Erde schlief, war es ihr, als bildete das eine Brücke hinüber in das andere Land. Und unwillkürlich sank sie am offenen Fenster auf ihren Betschemel nieder, dessen Kissen noch zwei Abdrücke zeigte von einst, von ihren Mädchengebeten. Sie stützte die Ellbogen auf, faltete die Hände, legte das Gesicht daran, und dann blickte sie durch das offene Fenster lange in tiefen Gedanken hinaus in das grünende französische Land und dachte an ihren toten Kleinen.

## XXVIII.

Karl fühlte sich an diesem ersten Tag etwas unbehaglich. Er hatte nicht viel von seiner Frau, sie war lange oben im Schlafzimmer bei ihrer Mutter und dann wieder bei Tante Jeanne, und währenddessen ging er hinaus auf die Terrasse, spazierte etwas im Park, denn er wollte Mutter und Tochter nicht stören.

Es mußte ja so sein, Simone mußte glücklich sein, ihre Heimat wieder zu sehen. Es gab nach diesen fast zwei Jahren der Trennung Aussprachen, denen er besser fern blieb. Er wußte, Simone würde ihm ja doch später alles erzählen.

Es war ein heißer Tag, und nachdem Karl kaum eine Viertelstunde im Park gegangen war, stand ihm der Schweiß auf der Stirn. Als er zur Visère hinunterging, wo er Kühlung hoffte, schlug ihm unter dem Blätterdach, wohin kein frischer Wind drang, Treibhausluft entgegen, so daß er wieder umkehrte und sich in ihrem gemeinsamen Zimmer, nachdem er sich des Rockes entledigt, wie erschlagen aufs Sofa legte.

Abends blieb die Familie allein, und die vier saßen stumm zusammen, denn es wurde fast gar nichts gesprochen. Sobald von irgend etwas die Rede war, kam immer wieder das Gespräch auf den fehlenden Hausherrn, und dann flossen Frau de Corvieux jedesmal die Tränen.

Karl empfand es ein wenig schmerzlich, daß

mit keinem Worte von dem kleinen Ludwig die Rede war, dem für sie doch dieselbe Trauer galt, ja für ihn eine höhere, denn es war sein eigen Fleisch und Blut. Er sagte sich nicht, daß die hier in St. Mathurin doch eigentlich von dem armen kleinen Schelm nichts wußten, ihn nie gesehen hatten.

Als die Gatten abends in ihrem Zimmer allein waren, standen sie noch an dem offenen, bis tief zum Boden reichenden Fenster, das nur durch ein kleines Gitter nach vorn abgeschlossen war. Und wie sie in die immer noch schwüle, ja fast heiße Sommernacht hinaussahen, fragte Karl, indem er Simone den Arm um die Schulter legte, wie er es immer tat, denn so paßten sie gerade der Größe nach zusammen: „Bist Du nun glücklich?“

Sie hob ihre großen schönen Augen zu ihm: „Mein Charles, mein lieber Charles, ich danke Dir tausendmal!“

Und ein klein wenig mit schlechtem Gewissen fragte er: „Es war wohl nötig?“

Sie antwortete rasch: „Ich glaube, ich wäre zugrunde gegangen!“

Forschend blickte er sie an: „Ist es denn so schrecklich bei uns?“

Jetzt suchte sie einzulenken, sagte ein paar Worte, aber sie klangen nicht sehr überzeugt. Sie huschte auch bald darüber weg, und während er nachdenklich auf- und abschritt, blickte sie zum Fenster hinaus, indem sie sich langsam zu entkleiden begann. In tiefen Zügen sog sie die warme Luft ein und sagte, wie halb ihren Gedanken nachhängend, halb mit einer Frage zu ihm: „Ist es nicht köstlich hier?“

Er meinte: „Ja, sehr schön, bißchen warm.“ Dabei suchte er nach einem Thermometer, als wollte er sich selbst den Beweis liefern. —

Am nächsten Morgen gingen sie durch das Dorf zur Kirche, zu Herrn de Corvieux' Grab. Es lagen Kränze von schwarzen und weißen Glasperlen darauf, die Karls Gefühl etwas frostig berührten. Simone hatte auch ein paar Blumen mitgebracht aus ihrem kleinen Gärtchen, ein paar Levkojen, als hätte das deutsche Friedhofsgefühl bei ihr einen leisen Einfluß gehabt.

Sie legte den Strauß zu Füßen des Grabes, und wie sie die wenigen Blumen ansah, führte ihr leuchtendes Rot ihre Gedanken hinüber zu jenem anderen kleinen Hügelchen, das sich drüben so weit, weit entfernt über dem Liebling wölbte.

Aber sie kehrten bald heim, denn es wurde zu heiß, und den ganzen Mittag über, fast bis an den Abend blieben die weißen Läden geschlossen, wie rings im ganzen weiten Land, als wären alle diese Häuser unbewohnt. Erst zum Diner raffte sich Karl auf, sich anzuziehen. Er hatte, vollkommen ermattet, den ganzen Nachmittag auf dem Sofa zugebracht, während Simone nur ab und zu nach ihm sah und sonst bei Mutter und Tante weilte.

Edmond und Claire erschienen zu Tisch. Er begrüßte seinen Freund und Schwager mit einem Freudenausbruch, küßte ihn auf beide Wangen, schüttelte ihm die Hand, klopfte ihm auf die Schulter und sagte: „Na, das ist mal wirklich eine vernünftige Idee! Man sieht sich sonst ja weiß Gott nie.“

Karl meinte: „Und wollt Ihr uns denn nicht einmal besuchen?“

Der kleine Prévailles ward nachdenklich. Etwas zögernd antwortete er: „Na, wir wollen mal sehen. Du weißt ja, ich habe das Reisen ganz gern!“

Doch Claire, die Schwester und Schwager ruhig nüchtern begrüßt, mit nicht mehr Gefühlsaufwand, als ob sie sich erst gestern gesehen hätten, meinte sofort: „Aber Charles, was Sie denken! Das ist ja viel zu weit!“

Er antwortete ein wenig frostig: „Nun, dann müssen wir schon zu Ihnen kommen.“

Edmond fühlte etwas Peinliches und verbesserte seine Frau: „Laß nur gut sein, Charles, wir werden schon mal kommen.“

Doch Claire sagte, halb zu ihm gewendet: „Mein lieber Freund, die Entfernung wird dadurch nicht geringer. Und in ein Land reisen, wo ich die Sprache nicht verstehe, nein! Das ist mir in der Schweiz schon unangenehm genug gewesen. Die Reise kostet auch sehr viel Geld.“

Simone hatte schon früher durch Briefe erfahren, wie geizig die reiche Baronin de Prévailles geworden sei.

Und sie machte jetzt einen Spaß und sagte zu ihrer Schwester: „Ach Gott, ach Gott, Claire, Ihr seid ja so arm!“

Doch Claire war ein wenig gekränkt. Sie zuckte die Achseln: „Man muß auch an seine Kinder denken!“

Dabei war ihr Sohn noch immer der einzige Prévailles geblieben.

Es wurde von anderen Dingen gesprochen. Eigentlich bloß, was sie hier betraf. Klatsch und Nachrichten aus der Gegend, die Simone aufmerksam anhörte, denn sie kannte ja all diese Menschen. Sie unterhielt sich dabei, sie fragte nach diesem und jenem; es gab nichts, das sie nicht interessiert hätte. Die kleinste Veränderung, die geringfügigste Sache hatte Interesse für sie, es war doch ihre Heimat.

Karl aber kannte all diese Menschen und Dinge nicht. Er machte zu allem ein interessiertes Gesicht, er sagte: „Ja so!" und: „Ach nein!" aber im Grunde genommen begann er sich ein wenig zu langweilen. Er dachte, man würde einmal auch nach Simones Leben dort drüben in Rosenau fragen, was sie für Bekannte hätten, wie sie lebten. Aber das schien niemand zu interessieren, und nur Tante Jeanne tat einmal ein paar Fragen, während Edmond frühere Zeiten, sogar die Lebensrettung in Konstantinopel erwähnte, wobei er sich jetzt keinen Zwang mehr antat.

Ein paarmal wollte Karl, ganz wie von selbst, von seinem Dienst, von seinen Pferden, von seinem Regiment, von seinen Interessen erzählen, aber er fühlte, daß ihn doch niemand verstanden hätte, und schwieg.

Nach Tisch rauchte er eine Zigarre mit seinem Schwager auf der Terrasse. Die Damen blieben drinnen für sich.

Und seltsam, Simone erschien ihm etwas entfremdet, nur ganz wenig, aber es war ihm, als gehörte sie mehr zu den anderen als zu ihm.

Am andern Tage war es dasselbe, und er sagte sich: Du wirst sie ihrem Glück überlassen, am Ende ist das nur natürlich.

Es war eine Fahrt nach Trêves verabredet worden, aber Claire hatte sofort gesagt, die nächsten drei Tage wären besetzt; sie müßten über Land fahren. So warteten sie denn, bis Schwager und Schwägerin zu Haus waren. Und da sich keine andere Gelegenheit fand, St. Mathurin zu verlassen, so saßen sie jetzt immer in den Zimmern, weil es draußen zu heiß war. Die drei Damen stickten, man sprach vom armen toten kleinen Papa, man erzählte vom Nachbar, man redete von den Leuten im Haus, von neuen Arbeiten, neuen Moden, Kleidern und Hüten, und Karl saß dabei und wußte eigentlich nicht recht, was er anfangen sollte.

Er nahm ab und zu eine Zeitung in die Hand, aber was darin stand, interessierte ihn nicht; die politischen Artikel waren ihm völlig gleichgültig. Ob der Kammerpräsident *dieses* gemacht, ob der Conseilpräsident *jenes* unterlassen, ob der Nationalist Vicomte so und so dem Republikaner so und so seine Zeugen geschickt hatte, unterhielt ihn so wenig, wie im Grunde genommen daheim Simone, ob der Kaiser seinen Adjutanten zu einer Beisetzung gesandt, der kommandierende General einen neuen Orden bekommen, oder der Landrat des Kreises ein Verbot erlassen hatte. Schließlich legte er die Zeitung fort und saß dabei als stummer Zuhörer, an den nur hier und da ein Wort gerichtet wurde.

Simone warf ihm ab und zu einen schmerzlichen Blick zu, und dann fragte sie, wenn sie unter vier Augen waren, ob er sich langweile. Er gab es nicht zu, und er suchte sich auch wirklich zu beschäftigen. Er trat Entdeckungsreisen in Park, Hof und Garten an, aber schließlich sagte er sich, das ging ihn alles eigentlich nichts an, und ob das so war oder so, war ihm auch gleichgültig, er konnte ja doch daran nichts ändern.

Außerdem lähmte ihn die Hitze. Eine Backofenglut, die auch für diese Breiten etwas Ungewöhnliches bedeutete; eine windlose stillstehende Wüstentemperatur, etwas, das den Menschen entnervte, jede Tatkraft raubte und ihn unfähig machte, auch nur ein Glied zu rühren.

Karl bekam einen Begriff davon, warum die Völker im Norden tätiger sind, denn er wußte, wenn er hier hätte leben sollen, er wäre sehr bald dahin gekommen, überhaupt nichts mehr zu tun und an nichts zu denken, als: Wo ist's am wenigsten heiß? Wie könnte ich mir Kühlung verschaffen?

Er begann sich unbehaglich zu fühlen, und nur *der* Gedanke gewährte ihm etwas Zerstreuung, daß sie nach Trêves fahren sollten. Aber am Tage vorher wurde plötzlich das Handpferd lahm, stocklahm, daß es überhaupt nicht mehr aufzutreten vermochte, und man beschloß, in Trêves abzusagen. Ein anderes anständiges Fuhrwerk gab es im Dorf nicht, und das zweite Paar Pferde hatte Frau de Corvieux abgeschafft. Denn die beiden Damen allein wußten kaum, wie sie auch nur zwei Tiere bewegen sollten.

Eine kleine Zerstreuung gab es für Karl

wenigstens dadurch, daß er sich mit dem Kutscher unterhielt und den Gaul untersuchte. Aber er konnte nichts tun, als den Nageltritt, den der Kutscher festgestellt, zu bestätigen.

So saßen sie denn wieder im Salon, die drei Damen mit ihren Arbeiten auf der einen Seite des Kamins, Karl auf der anderen Seite allein, und die Zeit wurde ihm entsetzlich lang.

Er hatte wieder das Empfinden, als gehörte seine Frau nicht mehr so vollkommen ihm, als wäre ein Stück ihrer Seele ihm verloren gegangen, das an Mutter und Tante hing, an Verwandtschaft, Umgebung, in ihrer Jugendzeit begründet, in Erziehung und Gewohnheit, und er wurde unbewußt ein klein wenig kühl gegen sie.

Sie beklagte sich einmal darüber, aber er leugnete es, gab ihr flüchtig einen Kuß und redete von anderen Dingen.

Und doch fühlte er eine Scheidewand zwischen ihnen beiden entstehen. Er war manchmal ein wenig eifersüchtig und oft traurig. Er sprach nicht mehr viel. Die gewohnte Beschäftigung fehlte ihm. Was ihm früher hier die Stunden nicht hatte lang werden lassen, die knospende Liebe zu dem jungen Ding, war nun reife Neigung geworden. Er mußte seine Frau nicht mehr erwerben und erobern, er besaß sie. Er empfand, ohne es sich selbst zu gestehen, heimlich etwas von der brutalen Gewalt, die zwei Gatten aneinander kettet.

Frau de Corvieux und Tante Jeanne erzählten allerlei über Edmond und Claire, und es kamen ganz allmählich Dinge heraus, als die vier Menschen sich Tage und Tage lang allein sahen, die sie bei flüchtiger Begegnung vielleicht nicht gesagt hätten.

Frau de Corvieux meinte: „Ich habe es nicht geschrieben, so etwas klingt in einem Briefe immer ganz anders. Ihr seid eben so weit entfernt, da kann man sich ja nicht so anvertrauen."

Und sie erzählte von Claires Ehe. Sie ging nicht sehr gut. Frau de Corvieux stand dabei ganz auf Edmonds Seite. Sie meinte, Claire behandelte ihn niederträchtig, sie hätte die Zügel der Regierung ganz an sich gerissen, sie wäre geizig, herrschsüchtig, und Edmond doch eigentlich ein guter, reizender Junge. Da habe sie ihn sich allmählich entfremdet. Und er war in letzter Zeit öfters nach Paris gefahren, und d'Arnauds hatten von dort geschrieben, der gute Edmond schiene sich nicht gerade zu langweilen. Man hatte ihn in der Tat ein paarmal im Bois de Boulogne mit einer bekannten Schauspielerin von den Bouffes fahren sehen.

Frau de Corvieux hob beide Hände: „Das kommt davon! Das kommt davon! Ich habe es Claire gleich gesagt."

Simone machte ein verstörtes Gesicht, und abends fragte sie ihren Mann ganz jäh, indem sie mit ihren kleinen Fingern mit aller Kraft seinen Arm umspannte: „Charles, könntest Du so etwas auch tun?"

Er lachte sie einfach aus, blickte sie mit seinen blauen treuen Augen an und fragte: „Und meine kleine Simone, könntest Du so was von mir glauben?"

Es bedurfte nur eines Augenblickes, dann schüttelte sie den Kopf, und sie gaben sich einen Kuß.

An diesem Abend schien sie ihm wieder ganz zu gehören.

## XXIX.

Der Besuch in Trèves ward mehr und mehr hinausgeschoben, und die entsetzliche Temperatur stieg noch. Ein heißer, trockener Wind kam hinzu, der Tag und Nacht blies, einen ganz feinen Sand mit sich führend, Wüstensand aus Afrika, über das Mittelmeer herübergeweht.

Man hielt alle Fenster verschlossen, denn eine feine Staubschicht legte sich überall hin, und draußen überzogen sich die Gartentische und Stühle wie mit Mehl.

Karl fühlte sich fast krank. Er meinte, es nicht mehr aushalten zu können. Er bekam keine Nachricht von zu Hause, denn er ließ sich keine Briefe nachschicken. Und er hätte doch gern gewußt, was im Regiment geschah, vor allen Dingen, wie es mit seiner Schwadron stand. Gab es lahme Pferde? Hatte sich der Futterzustand des Rappen „Hohenfriedberg" gebessert? Wie machten sich die Remonten? Herrgott, und dann war ja der Unteroffizier Mischke vom Kommando zurückgekommen! Und die Schwadron sollte eine Ordonnanz zum Oberst kommandieren. Wenn der Wachtmeister nur nicht Müller II vorgeschlagen hatte. Denn der Kerl nahm immer nicht schnell genug die Beine zusammen, und das konnte der Oberst für den Tod nicht leiden.

Und dann sehnte sich Karl nach seinen Pferden. Er wollte reiten, reiten! Die Bahn fehlte ihm und die Straße und die lange Schneuse im Kiefernwald.

Und er fühlte sich hier so faul, so unbeschäftigt, so nutzlos. Er begann seinen Schwiegervater zu begreifen, der hier in seinem tatenlosen Dasein immer wie ein wildes Tier auf- und abgelaufen war. Und er hörte den kleinen Herrn de Corvieux sagen, was er ihm einmal kurz vor der Hochzeit gesagt hatte: „Wissen Sie, mein lieber Charles, hier immer nur als einziger Herr unter den Damen sitzen, das kriegt man verflucht satt!“

Er hatte es auch satt! Er konnte nicht mehr. Er wurde hier vor Untätigkeit, vor Hitze, vor Mangel an männlichem Vergnügen, an Mannestat und Leistung, vollkommen verrückt. Und allmählich senkte sich in seine Seele ein maßloses Heimweh, ein entsetzliches Unbehagen. Er begann sich zu fühlen wie eine in der Hitze verdurstende Pflanze. Dieser gräßliche, ewig blaue Himmel, diese scharf duftenden, grellen Blumen, diese stachligen südlichen Koniferen und dies schmutzige Grün der Ölbäume! Diese ewigen weiß blendenden Häuser, die aussahen eins wie das andere, alle mit denselben weißen Läden, alle wie kleine Würfel in gleicher Größe über das Land verstreut.

Und diese Menschen mit ihrer weichen, zu wohlklingenden Sprache! Diese schwarzen Teufel mit ihren fahrigen Bewegungen, mit ihrer quecksilbrigen Affenbeweglichkeit. Und dieses feine, süße Brot! Und diese Gemüse und Beilagen und kleinen Speisen! Es war zum Rasendwerden!

Er sehnte sich nach Leben und Bewegung, nach Arbeit vom frühen Morgen bis zum späten Abend, nach einem wilden Ritt im Sattel. Er sehnte sich nach Abkühlung für seine versengende Haut, nach Nebeln und grauem Wolkenhimmel, nach Gewitter und Blitz und Einschlag. Lang sollte der Donner hinrollen über die Erde. Es kamen Augenblicke über ihn, wo er ein tiefes Bedürfnis empfand nach der eintönigen Heidelandschaft seiner elenden kleinen Garnison. Er wollte Blätterrauschen hören, von hohen, gewaltigen Buchen, von knorrigen Eichen, von deutschem Wald. Farbe sollte in die Häuser kommen, und wäre es auch nur das Rot der Ziegelsteine gewesen.

Und dann wollte er ruhige Menschen um sich sehen, große, blonde, wie seine holsteinischen Bauernjungen in der Schwadron, mit eisernen Knochen und breiten Schultern, die stramm zu stehen wußten in militärischer Haltung, den schweren Stahlhelm auf dem Kopf. Und auf seinem Gaumen war ein seltsames Gefühl; einen Moment meinte er Schwarzbrot zu essen, kräftiges, niedersächsisches Pumpernickel. Und er hatte ein rasendes Bedürfnis nach einem mächtigen Stück Fleisch, einem gewaltigen blutigen Roastbeef, einer riesigen Kalbskeule und Bier! Bier! Nein, diese alles vertrocknende Hitze!

Und dann sehnte er sich nach seiner Schwadron. Vor den hundert Pferden reiten, die in einer blitzenden Linie dahinstürmten, und brüllen, laut brüllen: „Eskadron, zur Attacke. Lanzen gefällt!“ Laut brüllen: „Hurra! Hurra! Hurra!“ in seiner Sprache, in deutschen Lauten, knorrig, kurz und hart, aber die Sprache der Gewalt, der Kraft, der Männlichkeit!

Da nahm er seinen kleinen Taschenkalender aus der Brieftasche und rechnete aus, wie lange er noch hier bleiben müßte. Vierzehn Tage Urlaub hatte er nur. Er hatte Simone immer gesagt, am 21. müßten sie zurück sein. Dazu die Reise zwei Tage, also am 19. mußten sie fort.

Aber wie er die vierzehn Tage abzählte, fand er plötzlich, daß er sich geirrt hatte. Er verstand nicht, wie er auf den 21. gekommen war; er hatte wahrscheinlich den Sonnabend Abend, an dem sie abgereist waren, mitgezählt: am 22. brauchte er erst zurück zu sein. Er konnte es gar nicht glauben, er hatte doch immer vom 19., als vom Tage der Abreise gesprochen, so hätte er bis zum 20. bleiben können, also statt morgen fortzufahren, morgen abend, nachdem sie endlich doch noch einmal in Trèves gegessen, erst übermorgen. Und er war ganz verzweifelt, daß er noch einen Tag länger in dieser Qual aushalten sollte.

Da trat Simone herein. Sie sah den Kalender in seiner Hand und fragte: „Also wann müssen wir fort?“

Er zögerte einen Augenblick. Sollte er ihr von dem Irrtum sagen? Der eine Tag hätte sie glückselig gemacht. Aber nein! Jede Stunde, die er früher nach Hause kam, schien ihm ein Gewinn, und er antwortete: „Morgen abend!“

Er sah, wie sich ihre Augen mit Tränen füllten, sie suchte es ihm zu verbergen, doch er fragte: „Bist Du traurig, fortzugehen?“

Sie nickte, ohne ein Wort zu sprechen.

Er schwieg. Stumm stand er am Fenster und trommelte an den Scheiben. Da fühlte er, wie sich ihre Arme um seinen Nacken schlangen, und leise fragte sie an seinem Ohr: „Bist Du mir böse deshalb?“

„Aber nein!“

„Verstehst Du das denn nicht?“

Und er, der — im männlichen Empfinden und in einem leisen Mangel an Zartgefühl, dem Nichtlesen-Können in einer anderen Seele — anderthalb Jahre kaum gesehen hatte, wie schneidendes Heimweh seines Weibes Herz blutig riß, begriff plötzlich alles an sich selbst. Und er sagte: „Ich verstehe Dich, meine kleine Simone, ich verstehe Dich sehr wohl! Aber ich will Dir etwas sagen: Bleibe hier! Bleibe, solange Du willst. Und Du fährst zu mir zurück, auch wann Du willst. Ich schicke Dir die Jungfer nach Köln oder meinetwegen bis Paris; bis dahin bringt Dich wohl einer der andern. Wir wollen einen Bund zusammen machen, Du hast ganz freie Hand. Bleibe bei den Deinen und in Deiner Heimat, bis Du Dich nach mir sehnst.“

Sie schüttelte den Kopf. Nein, sie wollte mit ihm gehen. Doch er setzte ihr auseinander, es käme ja doch bald das Manöver, und dann würde sie wieder ganz allein sein, Sie solle vernünftig sein und auf seinen Vorschlag eingehen.

Sie bat: „Aber eins mußt Du mir sagen.“

„Nun, Simone?“

„Siehst Du darin nicht eine Vernachlässigung dessen, worauf Ihr so viel gebt, ich meine der Pflicht? Meiner Pflicht?“

Er schüttelte den Kopf, aber er war glücklich über seine Frau. Das war das Schönste, was sie ihm, dem Soldaten, hätte sagen können. Er zog Simone an sich, und indem er ihr in die Augen blickte, sagte er: „Simone, ich danke Dir dafür, das war lieb von Dir! Nun weiß ich, wie Du denkst! Du wirst schon noch eine rechte Soldatenfrau werden.“

Dann, als sie beschämt, mit gesenktem Scheitel ihm ganz nahe stand, verbesserte er sich: „Nein, Du bist es schon!“

Und sie meinte leise: „Bist Du mit mir zufrieden, Charles?“

Da war es ihnen beiden, als wäre die leichte Fremdheit, die sich störend zwischen sie geschlichen, plötzlich vorbei, als näherten sie sich wieder, als hätten sie sich neugefunden, und sie gestand ihm ruhig, es wäre das größte Glück, das ihr geschehen könnte, wenn sie noch länger in ihrer Heimat bleiben dürfte.

„Ich bin ja nun einmal da, und wer weiß, wann ich wiederkomme!“ meinte sie.

Im selben Atem sagte er, indem er sich als Mann fast seiner Gefühle schämte, er hätte ein Heimweh, daß er den Augenblick segnen würde, wo sein Fuß wieder auf deutsche Erde träte.

Als sie aber auseinandergingen, zitterte das Gespräch noch lange in beider Herzen nach. Er blieb im kühleren Zimmer und sann und träumte, und sie ging draußen im Park spazieren, die ewig gewohnten Gänge über die Terrassen zur Visère, und er fühlte droben, wie ihn alle Fasern seines Empfindens an seine kleine Frau ketteten, und doch ein entsetzlicher Rest blieb, ewig fremd: das verschiedene Blut. Ein schmerzlich peinliches Rätsel, das immer zwischen ihnen liegen würde, wie wenn ein Eisenstück durch einen Magnet angezogen nach ihm drängt, an ihm hängt und klebt, und doch ein Blatt Papier zwischen ihnen liegt, das die engste Berührung in den tiefsten Tiefen: das Aneinanderruhen von Eisen an Eisen, von Herz an Herz hindert.

Auch Simone fühlte wieder die Kluft, jene bittere Neige im Liebestrank, der ihr doch Herz und Sinne berauschte. Sie wußte, es gab für sie nur diesen Mann, aber ein Grauen überkam sie bei dem Gedanken an die Rückkehr nach Rosenau.

Sie sehnte sich nach dem kleinen Häuschen, wo sie beinahe zwei Jahre verbracht, wo sie ihr Kind geboren und wieder verloren, wo sie tausendfaches Glück der Liebe genossen hatte. Und doch — seltsamer Widerspruch — schauderte sie davor zurück, wieder hinauszublicken auf die öden Felder, wieder ihre Tage zu verbringen in dieser Einsamkeit.

Und in dem Zwiespalt ihres Herzens, dem rätselhaften Angezogensein und doch Abgestoßenwerden, erinnerte sie sich daran, wie der arme kleine Papa ihr gesagt, es sei ihre Aufgabe die Kunst, die durch das

fremde Land, fremde Sitten sich auftun würde, zu überwinden.

Aber als Simone daran dachte, wie sie der Gedanke, morgen zurückkehren zu müssen, betroffen, als ob ein Unglück geschehen sei, und wie sie innerlich gejubelt habe, als Karl ihr erlaubte noch zu bleiben, da fühlte sie, nie, nie würde sie sich dort drüben eingewöhnen.

Als sie wieder ins Haus ging, fand sie Karl eben dabei, mit ihrer Mutter über die Pferde zu sprechen.

Frau de Corvieux war ungeduldig geworden, daß der Gaul noch immer nicht gesund werden wollte, denn es war ja ein schrecklicher Zustand, sie mußten doch ausfahren können. Und das Peinliche dabei war, daß das Sattelpferd als Einspänner nicht ging. Allein schonte es, es hatte eine kleine Linsentrübung am rechten Auge.

Nun fragte sie ihren Schwiegersohn um Rat, denn da sie sich immer auf die großen Pferdekenntnisse ihres Mannes verlassen, hatte sie selbst keine Ahnung. Sie bat ihn, ehrlich ein Urteil über ihre Pferde zu sagen, und Karl erklärte, seiner Ansicht nach könne diese Lahmheit noch sehr lange dauern. Die Tiere wären außerdem schon recht alt, und mit dem Kutscher wäre er der Ansicht, es möchte wohl der gegebene Moment sein, ein paar neue anzuschaffen.

Frau de Corvieux war im ersten Augenblick sehr unglücklich; sie hatte, seitdem sie das Vermögen allein verwaltete, wobei allerdings, da sie sehr unpraktisch war, im Grunde Tante Jeanne alles machte, trotz ihrer reichen Einnahmen, die fixe Idee, sie käme nicht aus.

Aber als die ganze Familie sie auslachte, beruhigte sie sich ein wenig, um so mehr als ihr Schwiegersohn erzählte, der Kutscher hätte von einer guten Gelegenheit gesprochen; es wären in Creuzes, dem nächstgelegenen Gute, ein paar Wagenpferde billig zu verkaufen. Dort lagen besondere Umstände vor. Die Besitzer wollten ins Seebad gehen und hatten sich entschlossen, darauf nach Paris zurückzukehren, von wo aus sie erst im nächsten Jahr nach ihrer kleinen Besitzung Creuzes wiederkommen würden. In Paris aber hielten sie sich keine Pferde. Sie hätten also fast ein Jahr lang unnütze Fresser gehabt.

Karl schlug seiner Schwiegermutter vor, sich die Pferde doch einmal anzusehen; sie sollten wirklich, das hatten die Kutscher untereinander sich zugeraunt, in Anbetracht der Umstände mehr als preiswert sein.

Doch Frau de Corvieux hielt sich entsetzt die Hände an die Schläfen. Nein, nein, um Gottes willen, sie und Pferde kaufen! Das wäre ihre unmöglich gewesen, wozu hatte man denn einen Schwiegersohn, der Kavallerist war. Unter anderen Umständen hätte sie ja Edmond zur Hilfe gerufen, aber gerade Karl paßte besser zu dieser Sendung, denn mit den Besitzern von Creuzes wollten sie keine gesellschaftlichen Beziehungen haben. Die kämen aber so leicht durch einen Pferdekauf, denn am Ende mußte man doch die Leute selbst sprechen und konnte nicht bloß mit dem Kutscher verhandeln. Für Karl entstanden aber daraus keine Folgen, denn er reiste morgen ab und konnte das, um alle Weiterungen abzuschneiden, auch bei dem Pferdehandel sofort erzählen.

So erklärte er sich bereit. Nach dem Frühstück wollte er hinübergehen. Es war nur dreiviertel Stunde Weges. Und um diese Zeit würde auch wohl Herr Caillot, wie der Besitzer hieß, nicht ausgefahren sein.

Und nun, wo Karl eine Beschäftigung vor sich sah, erwachte er aus seiner Stumpfheit, und es war beim Frühstück nur noch von den Pferden die Rede. Er fühlte sich glücklich, etwas zu tun zu haben, genau so wie der arme kleine Papa, als er die Hochzeitsvorbereitungen betrieb, in Gedanken Trèves einrichtete oder das Orchideenhaus baute.

Karl hatte von Herrn Caillot noch nie etwas gehört, und nun unterrichtete ihn Frau de Corvieux. Der Mann befand sich erst seit einem Jahr in der Gegend; er war ein Pariser Notar, der, da er beschäftigungslos gewesen, sich in die Politik gestürzt hatte und jetzt als wütender Republikaner plötzlich zu einer bekannten Persönlichkeit geworden war. Durch die Politik, man wußte nicht recht wie, hatte er so viel Geld verdient, daß er sich hatte Creuzes kaufen können. Man munkelte von ihm, daß er nun, wo er reich geworden, gern Beziehungen zu den alt Eingesessenen der Gegend gehabt hätte und es eigentlich mit seiner republikanischen Überzeugung nicht gar so schlimm wäre. Aber vor der Hand wollten die Nationalisten auf den Nachbargütern mit Herrn Caillot nichts zu tun haben.

Karl setzte den Strohhut auf und ging, von den drei Damen begleitet, die große

Akazienallee hinunter, langsam, Schritt vor Schritt, denn es war stickend heiß.

„Aber erst müssen wir uns die Sache überlegen, Charles, nicht wahr?“ sagte Frau de Corvieux ängstlich.

Doch er meinte schmunzelnd: „Wenn ich sie nun aber wirklich sehr billig kriege? Manchmal muß man die Leute überrumpeln. Wie wäre es Mama, wenn ich gleich ein Angebot machte?“

Sie konnte sich nicht entschließen. Und er sagte: „Ich habe ja Geld bei mir. Bar Geld lacht, und ich nenne ihnen eine so lächerlich geringe Summe, daß sie vor Schreck sofort ja sagen. Ich werde die Tiere schon schlecht machen. Übrigens soll der eine ein bißchen kitzlig sein, hat mir der Kutscher gesagt. Und das kann man ja gut verwerten.“

Frau de Corvieux war ängstlich geworden, aber Karl beruhigte sie, er hätte gehört, es wäre weiter nicht schlimm, und im Wagen gingen die Stuten wie die Lämmer.

Sie sprachen noch weiter über den Fall, und Karl lachte übers ganze Gesicht, er war in seinem Element, in seinem Beruf, in ihm regte sich der Kavallerist; ihn, durch dessen Hände soviele Pferde gegangen waren, sollten die Verkäufer schon nicht reinlegen.

Als er am großen Tor von den Damen Abschied nahm, meinte er lachend: „Also, sagen wir mal in ein — zwei, na vielleicht in zwei Stunden bin ich mit den Pferden wieder hier.“

Dann gab er Simone einen Kuß, nahm vor den beiden anderen seinen Strohhut ab, und seine Frau rief ihm noch nach: „Übereile Dich nicht, Charles, es ist heiß!“

Er pfiff leise vor sich hin, gähnte etwas, streckte sich, während er ging, und als er die kreideweiße Straße hinunterschritt, auf die glühend die Sonne brannte, kam es ihm trotzdem nicht so entsetzlich heiß vor; denn seine Gedanken waren beschäftigt, er fühlte sich abgezogen. Er ließ seinen Stock um die Krücke in der Hand kreisen, daß das Holz summte, und dann überlegte er, wieviel man wohl anlegen könnte für ein paar Tiere. Seine Schwiegermutter sollte mit ihm zufrieden sein.

Aber als er nach beinahe einstündigem Gang in den Wirtschaftshof von Creuzes trat, war ihm doch heiß geworden, und er tupfte sich mit dem Taschentuch die Stirn. Drüben lag das schiefergedeckte weiße Herrenhaus. Man sah an den frisch getünchten Mauern, daß hier vor nicht langer Zeit ein neuer Besitzer eingezogen war.

In der Stalltür stand ein Kutscher, die Schürze umgebunden, die Hemdärmel aufgeschlagen, und pfiff leise ein Lied zwischen den Zähnen.

Karl trat heran, lüftete den Hut und sagte, er hätte gehört, es wären ein paar Pferde zu verkaufen. Sofort machte der Kutscher ein anderes Gesicht: „Gewiß, mein Herr! • Bitte einen Augenblick!“

Dann hob er ein Stück Leinwand auf, das er der Fliegen wegen wie einen Vorhang vor die Stalltüre gehängt hatte, verschwand im Innern und kehrte nach ein paar Augenblicken mit angezogener Stalljacke zurück.

„Kann man die Tiere sehen?“ fragte Karl.

„Gewiß, mein Herr, ich stelle sie gleich heraus.“

Doch Karl wollte nicht zeigen, daß er besonders darauf ausging, machte ein gleichgültiges Gesicht, zuckte die Achseln und meinte: „Das ist nicht der Mühe wert, ich sehe sie mir im Stand an. Wissen Sie, ich will ganz offen sein, ich sehe sie mir bloß beiläufig an, um nichts zu versäumen, aber ich weiß nicht, ob sie passen werden; denn wie ich gehört habe, soll der eine ein Schläger sein.“

Sofort begann der Kutscher, dem Herr Caillot, falls er die Tiere verkaufte, eine gute Belohnung versprochen hatte, eine ganze Theaterszene aufzuführen. Er gestikulierte, schrie, verschwor sich, daran wäre kein wahres Wort. Wer nur einen solchen Unsinn aufgebracht hätte, die Tiere wären wie die Lämmer. Er wollte sie sofort einspannen, und der Herr sollte sie mal fahren, man könnte die Zügel zusammenbinden und einfach wegwerfen, die Schinder rührten sich nicht. Neulich wäre ein Automobil gekommen, und die Pferde hätten nicht gemuckst. Die könnte jedes Kind fahren.

Dabei machte er alles, was er erzählte, plastisch vor, tat, als säße er selbst auf dem Bock, band vor Karls Augen in der Luft einen Knoten in die Zügel, warf sie fort, kreuzte die Arme, als säße er zügellos auf dem Bock, ließ ein Automobil fauchen und tuten, blieb unbeweglich stehen und blickte vor sich hin, als sähe er auf seine Pferde, und sagte dann mit triumphierender Miene: „Sehen Sie, sie rühren sich nicht!“

Karl meinte lächelnd: „Na, wir werden ja sehen.“

Dann traten sie zusammen in den Stall. Zwei Füchse standen da und blickten sich mit rasselnden Ketten beim Eintreten der beiden um, daß man das Weiße im Auge sah.

Karl stellte den Stock fort, rief den nächststehenden Gaul an, sprach einen Augenblick mit ihm und ging dann zu ihm hinein in den Stand, nachdem das Tier willig beiseite getreten war. Er achtete genau auf die Bewegungen des Pferdes, klopfte ihm Schulter und Rücken, während des leisen Ohrenspieles der Stute.

Als er dann die Sehnen befühlen wollte, rief auf dem Stallgang draußen der Kutscher, während sich Karl in dem hohen, raschelnden Strohbett niederbeugte: „O lala, o lala, ja der Herr ist Kenner, der Herr ist Kenner.“

Dann fuhr Karl vorsichtig über Rücken und Kruppe. Die Stute klemmte den Schweif ein, aber er sprach mit ihr, beruhigte sie und glitt vorsichtig und langsam, aber doch entschieden über die Sprunggelenke hinab, während das Tier leise hin- und hertrat.

Und Karl dachte: na, na, ein bißchen kitzlig scheint sie ja zu sein, aber es ist nicht schlimm. Doch als der Gaul ein wenig mit dem linken Hinterfuß zuckte, ließ ihn Karl niederstellen und wie er es tausendmal bei etwas kitzligen Stuten getan, wollte er sofort mit einem weiten Schritt seiner langen Beine auf die Stallgasse heraustreten.

Aber mit Blitzesschnelle hob das Tier den Fuß, feuerte hinten aus und traf den vorwärtsspringenden Rittmeister in den Rücken.

Karl fühlte einen stechenden Schmerz, er stolperte auf die Stallgasse hinaus und fiel hin. Mit einem leisen Seufzer sank er zusammen und blieb auf der Seite liegen. Er war nicht fähig, sich zu bewegen. Er fühlte sich wie gelähmt, er hatte Beine wie Watte, und er sagte nur noch leise vor sich hin und dieses Mal deutsch: „Das war dumm!“ Einen Augenblick darauf hatte er die Besinnung verloren.

Der Kutscher war zugesprungen und nun, als er den fremden Herrn wie leblos liegen sah, auch sein Zureden nicht half, rannte er zur Stalltür und rief Leute herbei. Man hob den Verletzten auf und trug ihn, der leise stöhnte, hinaus.

In rätselhafter Schnelligkeit ward der ganze Hof lebendig; von allen Seiten kamen Leute herzugelaufen. Die weiblichen Dienstboten näherten sich vom Herrenhaus, man umdrängte den Verletzten, die Weiber wollten durchaus sehen, wie er ausschaute. Ein paar sagten, er wäre tot. Andere widersprachen, und nun wurden die, welche die Behauptungen aufgestellt, beleidigt. Eine solche Farbe ließe keinen Zweifel übrig. Und in der Tat war Karl ganz gelb geworden.

Endlich kam Herr Caillot selbst gestürzt, ein kleiner magerer, nervöser Herr, im schwarzen Gehrock, der ihn auch bei der größten Hitze nicht verließ, die Ehrenlegion im Knopfloch. Er fragte, wer das wäre, wie es geschehen sei, und der Kutscher, der ganz verstört aussah, erklärte seinem Herrn und dann der Reihe nach allen, die herumstanden, immer mit denselben Worten: „Er wollte die Pferde ansehen. Er ging in den Stand zu Fanfaronne, und sie hat ihn getroffen. Sie ist ja kitzlig, aber wenn es so schlimm wäre, müßte ich doch auch hier liegen. Und er war doch Kenner, er war Kenner, das sah man gleich.“

Herrn Caillot war der Vorfall offenbar sehr unangenehm; aber er traf sofort alle Maßregeln, schickte nach dem Arzt, der Kutscher mußte anspannen, denn der Gärtner hatte gesagt, der Herr wäre aus St. Mathurin, das wüßte er ganz bestimmt.

Karls Anzug war geöffnet worden, man sah am Rücken an der Wirbelsäule eine ganz leichte Hautabschürfung, kaum wahrnehmbar, und nun wurde erklärt: „Es ist nichts, es ist nichts, es wird schon vorübergehen!“ Und als sollte sich das bewahrheiten, schlug Karl ab und zu die Augen auf. Er schien sich nur dunkel zu erinnern, was geschehen war. Als Herr Caillot fragte, ob er nach St. Mathurin wolle, nickte er nur mit dankbarem Blick.

Der Besitzer von Creuzes aber lief hinein zu seiner Frau und setzte sie mit ein paar Worten ins Einvernehmen. Er war sehr erregt dabei und rief: „Das fehlte auch noch, daß der mir hier stirbt! Das kann ich gerade brauchen. Nicht wahr, damit's dann in der Gegend heißt, die Leute kommen nach Creuzes bloß, um zu sterben. Aber es wird wohl nur eine Verletzung sein. Immerhin, warum muß einem so eine Dummheit passieren. Jetzt werden die Leute natürlich sagen, das kommt davon,

wenn einer seine bösen Pferde einem andern aufhängen will. Ich habe dem Herrn doch nicht geraten, daß er hineingehen soll! Da habe ich doch Zeugen, da habe ich doch Zeugen! Na, ich werde aber jedenfalls mitfahren, daß diese ganze nationalistische Bande hier einmal sieht, wie unsereiner auch Manieren hat." Und als er sich die Handschuhe anzog, sagte er noch zu seiner Frau mit einem feinen Lächeln um seinen nassen, wulstigen, redegewandten Advokatenmund: „Na, wer weiß, wozu das gut ist! Man bekommt am Ende Beziehungen. Ich sage es Dir ja immer, meine Liebe, wir haben Zeit, wir haben Zeit! Und die Republik wird noch lange dauern."

Dann stieg er in den Wagen zu Karl, der mit ein paar Kissen unterstützt der Länge nach gelegt worden war, und dieselben Pferde, die an dem Unglück schuld gewesen, zogen ihr Opfer nach St. Mathurin. Doch es konnte nur langsam gefahren werden; der Kranke stöhnte bei jeder Bewegung.

Herr Caillot war sehr besorgt und versuchte mit dem Kutscher allerlei. Schließlich bekamen sie heraus, daß, wenn sie in ganz gleichmäßigem, langsamen Trabe fuhren, auf der wunderbar ebenen Chaussee, es dem Verletzten weniger Schmerzen verursachte, als im Schritt. Herr Caillot hatte den Arzt sofort nach St. Mathurin schicken lassen, und als schon im Grünen das Schloß in Sicht kam, deutete der Kutscher auf ein kleines Dogcart mit Verdeck, das ein paar hundert Schritt vor ihnen fuhr.

„Dr. Mennier! Dr. Mennier!"

In der Akazienallee überholten sie den alten Arzt, der zufällig denselben Weg gemacht hatte, denn er kam von einer Wöchnerin in Creuzes und war nach St. Mathurin bestellt wegen der alten Berthe, die sich beim Gemüseputzen in den Finger geschnitten hatte.

Der Arzt stieg aus und gab sofort Anweisung, ja nichts zu sagen, die Damen nicht zu beunruhigen, die in den Park hinuntergegangen waren. Lautlos, mit Hilfe des alten Blaise und des alten Paul wurde Karl, der bei jeder Bewegung laut ächzte, die Treppe hinaufgetragen und zu Bett gebracht. Der Arzt ließ sich erzählen, untersuchte den kleinen Flecken und stellte sofort durch Berührung der Beine und Nadelstiche vollkommene Unempfindlichkeit der Extremitäten fest.

Er machte ein sehr ernstes Gesicht, und während Karl in Bewußtlosigkeit lag, flüsterte er Herrn Caillot zu: „Es hat die Wirbelsäule getroffen!"

Der runzelte die Augenbrauen, machte ein ernstes und halb fragendes Gesicht, und Dr. Mennier zuckte leise die Achseln.

Aber es mußte den Damen mitgeteilt werden. Der alte Arzt ging selbst hinunter; er konnte hier oben nicht helfen.

Als er eben halb auf dem Wege zur zweiten Terrasse war, traf er gerade an der Stelle, wo Simone ihrem Charles das Wort gegeben, die drei Damen in Schwarz.

Frau de Corvieux rief ihm von weitem zu: „Nun, nicht wahr, mit dem Finger ist's nicht schlimm?"

Doch der Arzt ging zu Simone und die junge Frau, die er von Kindesbeinen an kannte, ja deren Eintritt in die Welt er selbst mit erlebt hatte, nahm er beiseite, legte ihr wie ein alter Vater den Arm um die Schultern und sagte mit zitternder Stimme: „Regen Sie sich nicht auf, es ist etwas Dummes passiert. Seien Sie ganz ruhig, nicht wahr, Frau Gräfin, nicht wahr, mein Kind?! Nur Fassung, nur Fassung! Der Herr Graf ist krank, — nein, nein, nicht so erregt, nicht so erregt! Ich sagte es Ihnen ja, fassen Sie sich. Er liegt oben. Aber Ruhe, Ruhe, regen Sie sich nicht auf. Ich werde Ihnen alles erzählen."

Simone hatte ihn erstaunt angesehen. Nun riß sie sich mit einem Male los und lief, ohne ein Wort zu sagen, in das Haus hinein, daß, ehe die andern sich etwas überlegen konnten, ihr schwarzer Schatten in der Glasveranda verschwunden war.

Während die drei ihr folgten, so schnell es ging, setzte der Arzt mit kurzen Worten auseinander, was geschehen.

Frau de Corvieux rief, indem ihr die Beine den Dienst versagten und ihre Schwester sie stützen mußte: „Das ist ja schrecklich! Das ist ja schrecklich! Wodurch haben wir nur all dieses Furchtbare verdient?!"

Tante Jeanne fragte mit unbeweglichem Gesicht, aber erregt zitternder Stimme, was der Arzt meine, ob Hoffnung sei.

Er zuckte die Achseln; er wußte es nicht recht. Er begann: „Wir kennen Fälle —"

Dann aber meinte er: „Wozu den Armen jetzt mit einer Untersuchung quälen. Verletzt ist das Rückenmark, das steht fest.

Und, mein Gott, einen so starken und gesunden Mann gelähmt dahinsiechen zu sehen, gnädige Frau ... machen Sie sich lieber auf das Schlimmste gefaßt!"

Simone war in das Zimmer gestürzt; sie achtete nicht auf den fremden Herrn, der bei ihrem Manne stand. Sie warf sich über den Geliebten, dessen Gesicht jetzt eine dunkelgelbe Färbung angenommen hatte, und sie rief immerfort klagend und flehend: „Charles, sprich doch! Sprich doch!"

Er gab keine Antwort.

Herr Caillot aber wollte seine Anwesenheit bemerkbar machen und begann den ganzen Hergang zu erzählen, eigentlich beinahe in derselben Art, wie sein Kutscher ihn erzählt hatte, nur mit Rednerfloskeln verbrämt. Und immer schloß er: „Er war offenbar Kenner! Er war offenbar Kenner!"

Simone richtete sich plötzlich auf und herrschte in ihrer Verzweiflung den unglücklichen Mann an: „Schweigen Sie! Schweigen Sie! Schweigen Sie!"

Schließlich zog sich Herr Caillot ganz gekränkt zurück.

Frau de Corvieux und Tante Jeanne waren in der Tür erschienen, der Arzt trat an das Lager, und der Verletzte erwachte noch einmal zu kurzem Bewußtsein.

Er schlug die Augen auf, und als er seine Frau erblickte, hielt er ihre Hand und sagte mit dunkelumränderten Augen, ein völlig veränderter, fast nicht wiederzuerkennender Mensch: „Meine kleine Simone!"

Sie aber krampfte sich an ihn und fragte nur: „Hast Du große Schmerzen?"

Doch er gab keine Antwort, nur nach ein paar Minuten, während sein Atem schwer ging, stammelte er: „Bleibe bei mir! Bleibe bei mir!"

Sie ließ ihn nicht los; sie hatte den Arm unter seinen Kopf geschoben, das schien ihm Erleichterung zu gewähren. Und wie sein entstelltes, eingefallenes Gesicht an ihrer Schulter lag, flüsterte er: „Simone, es ist aus. Nicht hier begraben! Ich will nach Haus!"

Sie kreischte fast: „Charles! Das ist nicht möglich! Du wirst ja gesund!"

Doch er schien sie schon nicht mehr zu verstehen. Es war, als träte eine Lähmung der Sprechorgane ein, er gurgelte etwas, das keiner der anderen verstand und nur die erriet, die ihm am nächsten stand auf der Welt, ein: „Ich habe Dich so lieb gehabt!"

Dann röchelte er, neigte sich zur Seite, und plötzlich liefen ihm ein paar feine lange Blutstropfen dunkelrot aus dem Mundwinkel nieder. Simone starrte ihn entsetzt an und wandte ihre Augen hilfeflehend zum Arzt. Der aber ließ sich langsam aufs Knie nieder und sprach, wie er es oft in seiner langen Praxis getan, als wollte er für den Priester reden, der noch nicht gekommen war, mit leiser Stimme ein Gebet.

Frau de Corvieux und Tante Jeanne und die Dienerschaft, die in der Tür stand, sanken zu Boden und beugten sich vor dem unerforschlichen Ratschluß Gottes.

Simone aber starrte auf die Knieenden ohne Träne, ohne Schmerz, ohne Laut, als begriffe sie gar nicht, was hier eigentlich vor sich ging, als wäre ihr Sinn verwirrt.

## XXX.

Die Nachricht von dem Unglücksfall war in der Gegend schnell bekannt geworden; man wollte allgemein gar nicht daran glauben. Man bedauerte die arme junge Frau und den tragischen Tod ihres Mannes. Ein Patriot freilich sagte: „So sollten alle preußischen Offiziere zugrunde gehen. Wenn unsere Pferde das alle so gut verstünden, wäre die Frage der beiden Provinzen bald gelöst."

Aber das war doch nur ein vereinzelter roher Bursche, der sich noch einbildete einen sehr guten Witz gemacht zu haben. Die anderen zeigten wirkliche Teilnahme, wenn man auch nicht begriff, wie das einem Kavalleristen hatte passieren können. Einzelne sagten: „Der Mann muß furchtbar unvorsichtig gewesen sein oder ungeschickt."

Andere wieder meinten, das wäre eben gerade einem Laien nicht passiert, einfach weil der zu einem kitzligen Pferde nicht hineingeht. Aber es war, als ob bei dieser Gelegenheit sich die ganze Mißstimmung, die man gegen den Pariser Advokaten hegte, entlüde und der unglückliche Mann sah ein, daß er sich wahrhaftig alles verdorben hatte, denn es kam bald so heraus, als ob er den Schwiegersohn der Corvieux auf dem Gewissen hätte.

Edmond war sofort gerufen worden. Er war der einzige Mann in der Familie und er übernahm alles, denn Simone wäre

Lustige Leute. Zeichnung von Julius Paul Junghanns-München.

zu nichts fähig gewesen. Sie sprach nicht, sie aß nicht, sie trank nicht, sie war vollkommen stumpf, scheinbar gleichgültig. Sie antwortete auf keine Frage, sie überließ alles ihrem Schwager.

Im ersten Augenblick hatte man die Absicht gehabt, das Begräbnis in St. Mathurin stattfinden zu lassen, doch Simone wollte davon nichts wissen. Es war die einzige Gelegenheit, wo sie eine Meinung äußerte, und es klang wie ein Befehl. Sie sagte: „Mein Charles hat den Wunsch geäußert, er wollte nach Haus, er wollte nicht hier begraben sein. Ich habe es ganz deutlich gehört, es gibt keinen Zweifel."

Frau de Corvieux meinte, es wäre vielleicht anders zu deuten gewesen, aber Simone blieb mit größter Entschiedenheit dabei. Da gab man nach, und der Tote trat die lange Reise in seine Heimat an.

Edmond und Tante Jeanne begleiteten Simone.

Die ganze Reise hindurch blieb Simone im Coupé in ihrer Ecke sitzen und rührte sich nicht. Sie fühlte sich wie vernichtet, als sei das alles gar nicht möglich, als müsse sie es abschütteln können, als müßte ein Erwachen sein.

Am Bahnhof in Rosenau erwartete sie Frau von Kalkar. Sie versuchte, ein Wort des Trostes zu sagen, aber Simone hörte gar nicht zu. Dann fuhren die vier zusammen zur Ziegelei. Frau von Kalkar sprach mit Edmond und Tante Jeanne; sie setzte ihnen auseinander, was zu geschehen hätte, daß Schwelsdorfs und Tornows erst am nächsten Morgen zur Beisetzung eintreffen würden. Sie meinte, es den anderen sagen zu müssen, denn sie hatte das Gefühl, als ob Simone gar nicht wüßte, was man mit ihr sprach.

Tante Jeanne sollte in Karls Bett schlafen, denn Simone hatte erklärt, sie könne nicht allein im Zimmer sein. Edmond fuhr kurz darauf mit Frau von Kalkar nach der Stadt zurück. Der Major hatte darauf bestanden, er müsse bei ihnen wohnen.

Die beiden Frauen taten die Nacht hindurch fast kein Auge zu. Tante Jeanne versuchte zu schlafen, aber jedesmal, wenn sie aufblickte und meinte, Simone neben ihr hätte die Augen geschlossen, sah sie ihre Nichte auf dem Arm gestützt in den Kissen liegen, die starren Blicke geradeaus gerichtet, ohne auch nur mit den Wimpern zu zucken. Und da begann Tante Jeanne zu sprechen. Sie redete nur von dem Toten, sie suchte ängstlich in ihrem Gedächtnis alles zu finden, was er ihr einmal gesagt hatte, das sie nun Simone erzählen konnte. Aber bald ging ihr der Stoff aus. Sie wollte ihre Nichte auf andere Gedanken bringen, und begann von daheim zu sprechen, von Onkel René, was die d'Arnauds jetzt machten, was Claire gesagt hätte. Aber Simone hörte nicht darauf; es war, als redete sie in die Luft. Nur wenn Tante Jeanne wieder von dem armen Karl begann, schien sie aufzumerken.

Die Nacht war lang und entsetzlich. Ab und zu einmal klang aus dem Stall herüber ein Geräusch, dann fuhr Simone auf, lauschte und sagte: „Charles, es ist doch kein Pferd los?"

Als läge er noch neben ihr. Aber wie sie hinüberblickte, sah sie in Tante Jeannes steinernes Gesicht. Und als Tante Jeanne doch vor Müdigkeit eingeschlafen war, fuhr sie plötzlich auf, denn der Wecker klingelte, den Simone genau so gestellt und aufgezogen, wie er ihren Karl jeden Morgen zum Dienst geweckt hatte.

Und dann hörte Tante Jeanne mit Staunen, wie Simone vor sich hinsprach, als redete sie mit ihrem Mann: „Ich schlafe noch ein bißchen, Charles. Bist Du um zehn wieder da?"

Sie sagte, sie hätte Schinken auf sein Brötchen getan, denn zum Exerzieren nahm er immer ein belegtes Brötchen mit.

Dann richtete sich Simone im Bett auf und sagte: „Jetzt reitet er fort!"

Und sie legte sich wieder hin, als könnte sie nun schlafen. Ja, sie schloß wirklich die Augen, und ein paar Sekunden darauf klangen ihre tiefen Atemzüge.

Tante Jeanne wagte sich nicht zu regen. Sie hörte mit Entsetzen dieses seltsame Gespräch mit an. Ein Grausen packte sie, die fürchterliche Angst, Simones Geist möchte nicht klar sein. Und nun fand sie keinen Schlaf und beobachtete nur immer die andere. Es ward heller im Zimmer. Endlich klopfte draußen das Mädchen, ihre Stimme klang: „Frau Gräfin, es ist Zeit!"

Es war Zeit zum Aufstehen, zum Begräbnis.

Simone stand auf, als wäre das alles

ganz selbstverständlich, ohne ein Wort zu verlieren. Sie zog sich an, setzte den Hut auf, mit dem langen, fast bis zur Erde reichenden Kreppschleier, dann empfing sie in Gegenwart von Tante Jeanne Graf und Gräfin Tornow, die, schon zur Beerdigung angezogen, noch vorher gekommen waren, um mit ihrer armen Schwägerin zu sprechen. Simone küßte ihre Schwägerin und hörte, indem sie ihrem Schwager ins Auge sah, starr, ohne Bewegung, seine Worte des Mitgefühles an. Aber als die beiden Näheres wissen wollten, denn sie hatten außer den verschiedenen Telegrammen noch kaum etwas anderes gehört, als was ihnen im Hotel erzählt worden war, machte Simone eine ganz seltsame Handbewegung zu Tante Jeanne und sagte, ohne eine Miene zu verziehen: „Meine Tante wird Euch alles das genau erzählen.

Die beiden Gatten blickten sich erschrocken an. Und draußen flüsterte Gräfin Tornow Tante-Jeanne zu: „Um Gottes willen, sie ist ja ganz merkwürdig!“

Dann ging es in den Wagen zum Kirchhof hinaus. In der Leichenhalle stand der Sarg, von Kränzen ganz überwölbt; große Kandelaber brannten zu beiden Seiten, allmählich versammelte sich eine Menge Menschen, fast die ganze Stadt, das Offizierkorps, ein paar Vorgesetzte. Generalmajor Prinz Erffenstein erschien und sagte der Witwe ein paar Worte, aber sie antwortete allen gleichmäßig nur immer ein starres, wie eingelerntes: „Danke!“

Von Berlin war ein Priester gekommen, denn es gab keinen katholischen Geistlichen in Rosenau. Er trat im Ornat an den Sarg, das Trompeterkorps des Regiments, das geblasen, schwieg, und er begann zu sprechen, eine lange Rede, zu lang vielleicht, so daß einzelne nicht mehr recht aufmerkten, sich räusperten und unruhig hin und hertraten.

Als er geendet und alles in stillem Gebete schwieg, stand plötzlich Simone auf und sagte laut, als befehle sie irgend jemandem in ihrem fremdländisch gefärbten Deutsch, richtig gesetzt, nur ungewohnt ausgesprochen: „Nein, nein, er bleibt hier, ich lasse ihn nicht fort!“ Und dabei deutete sie mit befehlender Gebärde auf den Sarg.

Gräfin Tornow, Frau von Schwelsdorf, Frau von Kalkar, Tante Jeanne, die neben ihr gesessen, erhoben sich erschrocken, umgaben sie und sprachen mit ihr. Man suchte sie zu beruhigen, und sie ward etwas fortgezogen, bis hinter die Stuhlreihe.

Sie ließ alles ruhig geschehen. Sie rührte sich nicht; sie erhob keinen Einspruch, als man sie nicht dem Sarge folgen lassen wollte, der sich schon, von sechs Kürassier-Unteroffizieren getragen, zur Halle hinausbewegte, wo ein blitzender Helm neben dem andern stand, ein in der Sonne funkelndes blendendes Meer von Metallspitzen.

Als der Sarg erschien, entblößten sie alle in einem Ruck den Kopf, leises Klirren klang von Sporen und Pallaschen, und es war in den Sonnenstrahlen, als ob plötzlich flüssiges Gold niederrieselte und irgendwo in der Tiefe verschwand.

Die Trompeter bliesen, der Sarg schwankte in gleichmäßigem Schritt langsam durch den Zypressengang hin — die Männer folgten allein, die Frauen waren bei der Witwe zurückgeblieben.

Ein Choral klang, man sah hinter dem Sarge die Stola des Priesters glänzen, dann einen langen Zug von Offizieren und endlich hinterher Mann an Mann die Schwadron, in ungleichmäßig wiegendem Schritt, unter fortwährendem Rasseln und Klirren. Ein endloser Zug von weißen Kollern, von großen, schweren, breiten Kürassiergestalten.

Es war der Schwadron freigestellt worden, wer den toten Eskadron-Chef begleiten wollte. Kein Mann fehlte. Und als der Zug durch die Gräberreihen schritt, sah man auf der anderen Seite die ganze Breite des weiten Kirchhofgitters, das zwischen den Toren aufgeklappt und zusammengelegt war, ausfüllend, einen Zug Kürassiere in Parade-Anzug mit Gewehre auf, unbeweglich wie aus Stein. Man hätte meinen können, es sei ein riesiges Denkmal, hätte nicht ab und zu eins der Pferde langsam, als dächte es der feierlichen Gelegenheit, mit dem Kopfe genickt.

Simone wurde nach Haus gebracht, und im Salon blieb sie sitzen, starr die Augen zu Boden geheftet, auf keinen Zuspruch antwortend.

Graf und Gräfin Tornow schlugen ihr vor, sie sollte nach Tornow kommen, damit sie nicht allein wäre, aber sie schüttelte den Kopf und meinte, sie müßte bei ihrem

Charles bleiben. Auch Frau Schwelsdorf lud sie nach Berlin ein, aber mit gleichem Erfolge.

Als Simone nicht zugegen war, sprachen die Verwandten über das, was geschehen sollte, und sie einigten sich dahin, es wäre für die Witwe das beste, wenn hier alles geordnet war, lieber nach Frankreich zurückzukehren. Man bangte um ihren Gemütszustand, und Karls Schwestern sowohl, wie Frau von Kalkar waren ganz einig mit Tante Jeanne, daß sie vielleicht dort in der Ruhe des Landlebens, in ihrer Heimat, am leichtesten genesen würde.

Es wurde Simone mitgeteilt, doch sie schien keinen Entschluß fassen zu können.

Dann reisten die Verwandten nach Berlin und Mecklenburg zurück, nachdem sie wenigstens das von Simone erlangt hatten, daß ihre Schwägerin ihnen versprach, sie später zu besuchen.

Edmond kam jeden Tag in die Ziegelei hinaus, gewöhnlich von Frau von Kalkar begleitet oder auch vom Major, und dann fragten sie immer Tante Jeanne, leise beim Eintreten: „Wie ist sie denn heute?“

Die zuckte die Achseln; sie fand kaum eine Veränderung, und doch war etwas eingetreten. Simone zeigte wenigstens Interesse am Grabe; sie sorgte eifrig dafür, daß es schön hergerichtet würde, und suchte den Marmor aus für Kreuz und Gedenkstein.

Sie wollte die Inschrift machen, die sie darauf wünschte, aber es gelang ihr nicht. Einen Entwurf nach dem andern zerriß sie, und sie sagte schließlich zu Tante Jeanne ganz erschrocken: „Ich kann meine Gedanken nicht sammeln.

„Es hat ja Zeit,“ gab Tante Jeanne zurück.

Doch Simone meinte, wie ein eigensinniges Kind: „Eher gehe ich nicht fort!“

Da sie dabei blieb und Edmond erklärte, er könne nicht länger seine Frau allein lassen, hätte auch dieses und jenes in Trèves zu tun, so wurde die Sache mit Hochdruck betrieben, und man bestimmte, daß auf dem Stein nur der Name nebst Geburts- und Todesjahr stehen sollte, alles andere konnte später ergänzt werden.

Und noch in anderer Beziehung begann Simone aus ihrer Erstarrung zu erwachen. Sie setzte sich an Karls Schreibtisch, suchte alle Papiere durch, ordnete sie, band sie zusammen, aber sie erlaubte nicht, daß irgend etwas verbrannt würde. Es sollte alles genau so bleiben, wie es vorgefunden war.

Da saß sie denn abends noch stundenlang bis in die Nacht hinein, während Tante Jeanne längst schlafen gegangen war und las in den Briefen und Rechnungen, die sich zu Bergen häuften, ordnete sie sorgsam nach dem Datum, als hätte die geringste Zeile den größten Wert, und knüpfte Bänder darum.

Dann suchte sie Andenken aus für die Verwandten, für die Kameraden, Gegenstände, die in seinem Besitz gewesen. Sie zog dabei Graf Serkenthin zu Rate, der ihrem Karl wohl am nächsten gestanden hatte. Sorgsam wurde überlegt, wer auf die Liste gesetzt werden könnte. Sämtliche Unteroffiziere in der Schwadron wurden bedacht. Zehnmal änderte Simone, denn irgendein Stück, das passend gefunden war, mochte sie nicht hergeben, weil für sie irgendeine Erinnerung daran hing, die sie meinte nicht missen zu können.

Und allmählich kam über sie auf diese Art eine fieberhafte Tätigkeit, die sie ganz in Anspruch nahm. Dabei vergoß sie keine Träne, kein Leid war äußerlich sichtbar, und in der Küche meinten die Dienstboten: „Die Frau Gräfin scheint gar nicht weiter traurig zu sein!“

Zuerst hatte Simone nicht daran gewollt, die Pferde zu verkaufen, aber der Bursche trat zur Schwadron zurück, und es hätte zur Wartung eigens ein Kutscher gemietet werden müssen. Darum willigte sie eines Tages ein, und Graf Serkenthin übernahm es, die Pferde zu veräußern.

Nun ward es stiller und stiller in der Ziegelei, kein Geräusch tönte mehr vom Hof; der Stall war verschlossen, nachts klang nicht mehr das Schleifen der Ketten. Einmal weckte Simone Tante Jeanne, und seltsam, wie die Witwe jetzt war, teilte sie plötzlich ihrer Tante mit, indem sie den Zeigefinger hob und lauschte: „Er reitet nicht mehr!“

Mehr und mehr erstarb das Leben in der kleinen Villa. Edmond hatte den Versuch gemacht, Simone zu bewegen nach St. Mathurin zurückzukehren, indem er erklärte, er müsse fort; aber sie ließ ihn ruhig reisen und bat Tante Jeanne, ihn zu begleiten, aber die sagte nur: „Ich bleibe so lange hier, wie Du hier bist!“

Es war einsam, entsetzlich einsam. Vom Regiment kam niemand heraus, man hatte Simone Kondolenzbesuche gemacht, aber sie wollte keinen Menschen sehen, und jetzt stand auch das Manöver vor der Tür.

Eines Morgens tönten hell die Trompeten, wie im vergangenen Jahr, als das Regiment ausgerückt war. Das Blasen kam näher und näher, Pferdegetrappel tönte. Simone sprang aus dem Bett, schob den Vorhang beiseite und spähte hinaus.

Die weißen Gestalten auf den großen Pferden zogen vorbei, die Frühsonne blitzte auf der langen Kette Hunderter von Helmen, und als Simone Graf Serkenthin erkannte, der Karls Schwadron bekommen hatte, sagte sie: „Da ritt mein Charles!“

Es war wie eine Besserung, ein Stadium in der Entwicklung, die wiederkehrende Vernunft, als sie sagte: „da ritt —,“ denn es bedeutete, daß er eben nicht mehr war, daß sie es wußte, fühlte, empfand.

Und es war, als drücke es sich in ihren Augen aus, und es schien aus ihren Worten zu sprechen, mit denen sie jetzt plötzlich der Tante erzählte, wie er voriges Jahr ins Manöver ausgerückt und wie dann ihr armer Kleiner geboren worden sei.

Es war der Jahrestag, und zum erstenmal sprach sie der Tante von ihm, von diesem armen schwachen Wesen, das zu früh das Licht erblickt hatte. Sie schloß an diesem Tage das Zimmer auf, sie zeigte Tante Jeanne die Schränke mit den Kindersachen. Sie erzählte, wie sie alles selbst gestickt, selbst zugeschnitten, genäht, geknüpft und gehäkelt habe. Von den langen Stunden, erzählte sie, die sie einsam auf ihrem Sitzplatze im Garten verbracht. Sie hatte mit einemmal die Sprache wiedergefunden.

Und dann ging sie zum Fenster, denn es war stickige Luft in dem unbenutzten Raum, und öffnete es. Die junge Sonne schien herein, ein frischer Luftstrom drang von draußen in den dumpfen Raum, als sollte er auch diesem armen zertretenen Herzen Luft und Nahrung zuführen.

Es war ein leises Erwachen aller Kräfte, ein mähliches Wiederkehren der Vernunft.

Die beiden Frauen gingen in den Garten hinunter. Sie setzten sich auf die kleine Bank unter die armseligen dünnen Birkenstämmchen, und dort öffnete Simone Tante Jeanne ganz ihr Herz. Die Rinde begann sich zu erweichen, mit der es ihr herbes Schicksal verhärtet hatte. Sie sprach von ihrem Mann.

Sie sagte wieder „mein Charles“; sie erzählte von kleinen Eigenheiten, die er gehabt, alle winzigen Wesenszüge des Toten wachten wieder auf, und auch von dem, das doch früher ihr Ärger, ihr Kummer, ihr Stöhnen oft und Seufzen gewesen: von dem Dienst, sprach sie mit einemmal mit leiser Anerkennung, ja fast mit Stolz.

Er hatte etwas geleistet, er war tüchtig gewesen in seinem Beruf. Sie hatten es ihr alle als Trost gesagt, wenn sie von dem Toten sprachen. Sie erzählte, wie er sich keine Ruhe gegönnt bei Tag und Nacht, wie er mit Morgengrauen aufgestanden sei, wegen des Dienstes; wie er spät abends erst sein Lager aufgesucht habe, wegen seiner Schwadron. Wie er immer nur an sie gedacht, wie er ihr, seiner Simone, von Unteroffizieren und Leuten, von der Pferdeausbildung gesprochen, von Verordnungen und Reglements, von Unannehmlichkeiten, die er gehabt, von Lob, das er geerntet hatte.

Und in der Erinnerung sah sie es als Zeichen seiner Liebe, daß er seiner Frau von all dem erzählt, das ihn beschäftigt. Das Bild verwischte sich allmählich in ihren Gedanken, sie meinte selbst, sie hätte teilgenommen, sie fühlte sich in der Erinnerung fast wie eine Mitarbeiterin, und in einem leisen, unschuldigen Selbstbetruge begann sie stolz das zu fühlen, was sie einst empfunden als eine Knechtschaft und Fessel, das sie eifersüchtig betrachtet hatte, weil es ihr schien, als raube es ihr ihren Mann.

Sie erwähnte das Wort: „Königlicher Dienst,“ das sie doch hier immer wie ein störendes Insekt umschwirrt, jetzt fast mit Genugtuung. Es war ihres Charles Stolz gewesen, und sein König mochte ruhig sich schlafen legen, da diese Menschen der Pflicht seinen Thron umstanden.

Eine stille Begeisterung klang aus Simones Worten über das Regiment, das in all seiner nüchternen Arbeit seinem Lande ein Schutz war. Und sie, die hier nicht Wurzel geschlagen, die keine rechte Fühlung gewonnen hatte mit all diesen Menschen und Zuständen, fühlte sich jetzt, wo sie es nicht mehr war, durch das Mittel des Schmerzes und der Phantasie, der Rückerinnerung an den geliebten Toten, als eine Soldatenfrau.

Tante Jeanne verstand nichts von dem,

was sie sagte, aber Simone hätte reden können, was sie gewollt, sie wäre glücklich gewesen, denn allein, daß sie sprach, erschien ihr als beginnende Genesung.

Ja, es war einsam, ganz einsam in Rosenau. Die Stadt schien zu schlafen, die Kaserne war verschlossen und öde; nirgends ein Hufklang, kein Pferdewiehern, kein Trompetensignal, kein Kommandoruf, kein Widerhall vom Scheibenschießen im Wald. Alle Familien waren fort, zuletzt ging auch Frau von Kalkar. Sie wollte mit ihren Kindern in ein Solbad, und sie kam zur Ziegelei hinaus an diesem Nachmittage, um Abschied zu nehmen.

Simone dankte ihr für ihre Güte; für alles, was sie ihr getan hatte. Sie sprach von der Vergangenheit wie von einem abgeschlossenen Ding, und sie nahm Abschied von dieser einfachen, guten deutschen Soldatenfrau, herzlichen Abschied, aber einen, wie auf lange, lange Zeit, vielleicht für immer.

Frau von Kalkar sagte, als sie sich küßten: „Aber wir sehen uns doch wieder, nicht wahr?"

Tante Jeanne blickte ihre Nichte fragend an. Simone antwortete nicht gleich, sie schlug zögernd die Augen nieder.

„Ja, wir sehen uns wieder, einmal wieder, einmal wieder."

Die Majorsfrau hielt Simones Hände: „Und wann?"

Simone schien immer wankender zu werden, endlich sagte sie nur nachdenklich: „Wenn ich meine Gräber sehe!"

„Und wann werden Sie kommen?"

Mit schnellem Entschluß antwortete Simone: „Jedes Jahr!"

„Und wollen Sie nicht bleiben? Bleiben Sie bei uns!"

Nachdenklich antwortete die Witwe: „Wenn ich komme, bleibe ich bei Ihnen."

„Und jetzt gehen Sie nach Haus?"

„Ich habe ja niemand hier."

Frau von Kalkar schloß sie noch einmal in die Arme und sagte leise, — es klang fast wie eine Betrachtung, die sie anstellte: „Und drüben ist ja doch Ihre Heimat."

Simone dachte an ihre Gräber, an alles, was sie hier zurückließ, was sie doch mit einem leisen Band auf ewig an dieses kleine deutsche Provinznest ketten würde und fragte: „Ist denn das schlecht?"

Aber die deutsche Frau schüttelte lächelnd den Kopf: „Nein! Warum schlecht? Ich kann es begreifen."

Und aus ihren blauen Augen leuchtete, wie Begeisterung und Herzlichkeit, ein warmer Schein, als sie langsam hinzufügte: „Ich könnte wo anders nicht leben als in meinem Vaterlande!"

An diesem Nachmittag fragte Simone Tante Jeanne: „Wollen wir nach Haus?"

Die Tante umschlang die arme kleine Frau und sagte mit ihrer unbewegten, immer gleichmäßigen Stimme: „Mein Kind, darauf habe ich nur gewartet."

Die beiden Frauen gingen noch einmal zum Kirchhof hinaus. Eine Umfriedung war abgeteilt für die Katholiken, nur drei Gräber waren in dem Raum: ein polnischer Kürassier und dann ein kleines, ganz kleines Grab, mit einem winzigen Kreuzchen, jetzt schon etwas grau, und Karls großes Grab daneben. Ein niedriges Eisengitter lief um die beiden; auf dem kleinen Kreuze stand nur mit dem Datum „Ludwig". Das große Grab war frisch hergestellt mit einer Marmoreinfassung, einer Deckplatte darauf, einem Kreuz zu Häupten. Neu angepflanzter Efeu begann sich spärlich um den Stein zu ranken. Die Kränze hatte man fortgetan, sie zerfraßen den Marmor. Aber Blumen blühten ringsherum in reicher Pracht; nicht südländisch glühend, keine seltenen Gebilde wärmerer Himmelsstriche, sondern das Grab des deutschen Offiziers umstanden einfache deutsche Blumen, die gewöhnlichsten, wie sie der tote Rittmeister im Manöver einst in allen Bauerngärten gefunden: Lavendel, Thymian, Vergißmeinnicht und Akelei. Sie sollten sein Grab umduften. Das hatte sich seine kleine französische Frau selbst ausgedacht. Denn sie wußte, es waren seine Lieblingsblumen.

Als er ihr in der Ziegelei das kleine Gärtchen eingerichtet, hatte er es ihr selbst gesagt. Simone pflückte ein paar davon; die wollte sie mitnehmen in ihre Heimat.

Dann kniete sie nieder zwischen den beiden Hügeln, und während sie die schwarzbehandschuhte Hand über die Augen deckte, trat Tante Jeanne langsam zurück und ging sinnend zwischen die nächstgelegenen Gräberreihen.

Dort war alles voller erblüht, höher gewachsen, älter bepflanzt. Kleine Lebens-

bäume und Zypressen umstanden die Ruhestätten, Trauerweiden neigten ihre im Winde zitternden Blätter tief auf die Kreuze herab. Während zwischen den beiden Gräbern, wo Simone kniete, am Kopfende eine kleine Eiche wuchs, noch schwach und dünn, frisch gepflanzt, von einem Pfahle gestützt, der aber einst ein kräftiger deutscher Baum werden sollte, wenn auch erst in langen, langen Jahren, zu einer Zeit, wo hinter der kleinen Französin der kurze deutsche Ehetraum zurücklag, vielleicht schon ein Menschenalter.

Karl hatte einmal gesagt, für ihn sei der schönste Baum die Eiche, wie sie hoch in rauschenden Wäldern in Niedersachsen wuchs. Und alle solchen Worte, die einst, wie ein leiser Mißton zwischen den Gatten geklungen, denn sie hatten die Auflehnung bedeutet des Nordlandsmenschen gegen südliche Vegetation, schienen durch die alles lösende Macht des Todes verlöscht. Ja, mehr noch, verklärt! In Vaterlandssehnsucht gefaßt! Durch Heimweh zur Berechtigung erhoben, jetzt umgesetzt in ein treues Gedächtnis, in eine letzte Liebestat der kleinen Frau, die er allein im Leben zurückgelassen hatte.

Simone stand auf; langsam schritt sie aus der Umfriedigung heraus. Die Gittertür fiel zu, die beiden Gestalten gingen den Weg zum Tore hinab. In einem Bogen auf Feldwegen schritten sie um die Stadt herum, Simone mochte nicht gesehen sein.

Am Feldrain wuchsen blaue Kornblumen, Zittergras bebte über deren Köpfen; gelb zogen sich die Stoppelfelder hin, in der Ferne nur von schwarzen Kieferwaldungen begrenzt.

Die beiden Frauen schritten durch den Sand, jetzt oben am Rand der verlassenen Lehmgrube vorbei. Sie sahen zwischen den weißen Birkenstämmen im spärlichen kleinen Garten die Villa liegen. Und in Erinnerung an das Glück, das sie genossen, sagte Simone vor sich hin, mehr wie eine Betrachtung, keine Antwort heischend: „Es ist doch schön hier!“

Und als sie der Zug in rastlos eilender Fahrt dem kleinen Orte entführte, auf den großen Hauptwegen des europäischen Verkehrs sie hinüberbringend in ihre Heimat, dachte Simone an alles zurück, was sie verließ. An erstes Liebesglück, an jungen Ehetraum, an Mann und Kind; und wie sie ihrer Heimat zustrebten, begann sie fast Heimweh zu empfinden nach ihrem kleinen verlassenen Haus, nach ihrem Sitzplatz unter den weißen Birken. Sie hörte das Kettenrasseln nachts im Stall, es war ihr, als ob Karl, der leise aufgestanden war, um zum Dienst zu gehen, sie zum Abschied noch einmal küßte.

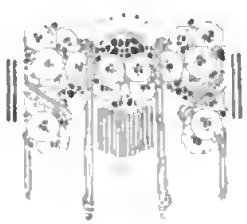
Sie sah ihren armen kleinen Liebling mit seinem welken Gesichtchen in den Kissen liegen, ihr Kind, das sie doch geliebt hatte, wenn es auch so armselig und häßlich gewesen war.

Und sie sah ihren Charles wieder vor sich stehen mit den hohen Stiefeln, die weiße Mütze auf dem blonden Haar, den großen starken Mann, in dessen Armen sie sich sicher und glücklich fühlte. Und ihr, die doch erst zweiundzwanzig Jahre zählte, vor der vielleicht noch ein ganzes langes, weites Leben lag, war es zu Sinn, als hätte sie schon ein ganzes Menschenleben hinter sich. Ein Menschenleben mit all seinen höchsten Glückseligkeiten und all seinem tiefsten Leid.

Da fand sie endlich das Erlösende, das, ein erschreckendes Rätsel, ihr bisher versagt gewesen war: sie stützte die Stirn in die Hand und fing bitterlich an zu weinen.

Tante Jeanne aber sagte mit ihrer tiefen weichen Stimme und blickte Simone an mit dem unerbittlich ernsten Gesicht:

„Weine nur Kind! Weine Dich aus! Die Sonne wird Dir wieder scheinen. Du fängst ja erst das Leben an. Habe Mut! Mut! Wie sollten wir sonst das Dasein ertragen?!“



# Münchens Stadtwappen und das Münchner Kindl.

Historisch-heraldische Abhandlung von

Ernst von Destouches.

Mit zwei Beilagen und vierunddreissig Abbildungen.

(Abdruck verboten.)

Die Schriftsteller vergangener Jahrhunderte haben München als eine der schönsten Städte in deutschen Landen erklärt, das Prädikat als eine der gemütlichsten erkennt ihr die Gegenwart wohl uneingeschränkt zu.

Und erst ihr Wappen! Das ist wohl durch seine Schildesfigur das populärste aller Städtewappen geworden; denn wer möchte in Abrede stellen, daß das „Münchner Kindl“ die Herzen von alt und jung auf dem Erdenrund erobert?

Dem Wappen Münchens, dem Münchner Kindl, sollen die nachfolgenden Zeilen gewidmet sein!

Das Wappen der bayerischen Königsstadt: „der Mönch im silbernen Felde“, ist nach der Ansicht der Mehrzahl der Schriftsteller ein „sprechendes Wappen“, hergeleitet von der Entstehung und dem Namen des Ortes, der früher mönchisches Kulturland gewesen, des Klosters Schäftlarn, wie Aventin, Meichelbeck, Bergmann, Mussat ꝛc. — des Klosters Tegernsee, wie Riezler, Fastlinger und andere behaupten.

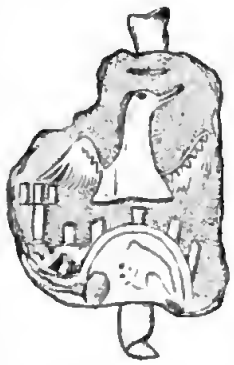


Abb. 1. Das älteste Stadtsiegel von München aus dem Jahre 1239. (Regierungszeit Herzog Ottos des Erlauchten.)

Der Name „Munichen“, d. i. „bei oder zu den Mönchen“ tritt mit historischer Bestimmtheit zum ersten Male in der Urkunde auf, mit welcher Kaiser Friedrich Barbarossa am 14. Juni 1158 auf dem Reichstage zu Augsburg den Herzog Heinrich den Löwen von Bayern und Sachsen mit dem Bischof Otto von Freysing wegen der Zerstörung des Marktes Föhring und der Brücke daselbst und Anlegung einer Brücke mit Markt- und Münzstätte bei der „Villa Munichen“ durch den Herzog verglichen hatte.

Wann sich die also von dem Bayernherzog gegründete junge Stadt Wappen und Siegel beigelegt hat, darüber geben die Quellen keinen Aufschluß. In dem, nach dem Jahre 1387 geschriebenen Stadtrechtsbuche des Stadtarchives heißt es zwar: „Der Richter vnd die gesworn habent gesetzt mit gemainem Rat ein Insigel der Statt . . .“, in welchem Jahre aber solches geschehen, läßt sich nicht mehr feststellen. Daß die

Abb. 2. Münchener Stadtsiegel aus dem Jahre 1253. (Letztes Regierungsjahr Ottos des Erlauchten.)

Spuren aber auf den Anfang des XIII. Jahrhunderts weisen, kann daraus gefolgert werden, daß München bereits im Jahre 1239 ein eigen Siegel hatte, welches damals der Richter Jordan und gesamte Bürgerschaft an eine, noch erhaltene Urkunde gehängt haben (Abb. 1).

Dieses — das bisher als ältest bekannte Insiegel — stellt ein Stadttor vor, darunter einen nach rechts gewendeten bebarteten Mönchskopf mit Cuculle, darüber schwebend einen nach links gewendeten halben Adler, jenen der Grafen von Andechs, in deren Ambachtsbezirk damals München lag.

Die nächsterhaltenen Siegel aus den Jahren 1253 (Abb. 2), 1268, 1293 und 1300, vollständiger als das erste, zeigen das aus Ziegelsteinen erbaute Tor ganz und mit zwei Türmen flankiert, den Adler rechts sehend, und die Umschrift: SIGILLVM CIVITATIS MONACENSIS, während ein Siegel aus dem Jahre 1274 diese Legende nicht mehr vollständig enthält (Abb. 3).

Ein Siegel von 1313 weist drei Abweichungen auf (Abb. 4). Der Mönch in Cuculle erscheint in ganzer Figur mit segnender (oder schwörender) Rechten; auf dem Tore statt des Adlers ein nach rechts horizontal schreitender Löwe (aus dem Wappen des damaligen Landesherrn aus Wittelsbachischem Geschlechte, Herzog Rudolph I.), und an das Tor angeschlossen den Teil einer Stadtmauer, wohl, um anzudeuten, daß unter jenem Herzoge (im Jahre 1301) man München mit einer (zweiten) Stadtmauer zu umgeben angefangen hatte.

In dem nächsten und schönsten Siegel von 1330 zeigt sich das Stadttor beiderseits mit Mauern, der en face stehende Mönch barhäuptig mit segnender Rechten, in der Linken ein Buch (Brevier oder Evangelium) haltend, und der aus dem Tore nach rechts aufsteigende Löwe gekrönt, wohl mit Bezug auf die Kaiserkrönung des damaligen Landesherrn Ludwig des Bayers (Abb. 5).

Ob die Stadt zuerst den einfachen, dann den gekrönten Löwen selbst in ihr Wappen aufgenommen oder ob sie ihn verliehen erhalten hat, darüber existiert gleichfalls kein urkundlicher Nachweis.

Nach den Zeiten Kaiser Ludwigs bis 1808 wurde das Stadtwappen meist nur mehr in reduzierter Form, der Mönch im Schilde, angewendet, und zwar noch 1388 in Profil mit Cuculle (Abb. 6), während des XV. bis XVIII. Jahrhunderts en face und barhäuptig, dafür aber mit einem roten oder auch goldenen Heiligenschein ausgestattet. Während die Züge anfangs noch immer einen ernsten, männlichen Charakter zeigten, wurde das Gesicht allmählich — sei es durch Zufall, sei es durch Absicht der Verfertiger — immer jugendlicher, mit gekraustem Haar abgebildet; dem schwarzen Talar des Benediktinerordensbruders ward ein, dem Geschmack und der Stilrichtung der folgenden Jahrhunderte entsprechender Zuschnitt gegeben, ja er wurde sogar zu einem mit goldenen Rändern verbrämten Levitenrock umgestaltet.

Die reiche Darstellung des Stadtwappens seit der Renaissanceperiode führen die Siegel der Jahre 1644 (Abb. 7), wo es in Verbindung mit dem kurbayerischen Wappen erscheint, dann von 1651 (Abb. 8), 1718 (Abb. 9), 1777 (Abb. 10) und 1787 (Abb. 11) vor Augen, während das Stadtgrundbuchssiegel von 1786 (Abb. 12) schon wieder nüchterne Formen zeigt. —

Im Jahre 1808, in welchem in Bayern statt der früheren deutschen Städteverfassung die, französischem Muster nachgebildete Munizipalverfassung eingeführt wurde, verlieh König Maximilian Joseph I. München „wegen der erprobten Treue und Anhänglichkeit der Bürgerschaft an ihn und sein Haus" ein neues Wappen, „durch dessen Symbole den von

Abb. 3. Münchener Stadtsiegel aus dem Jahre 1274. (Regierungszeit Herzog Ludwigs des Strengen.)

Das dermalen — seit 1865 — in Geltung befindliche große und kleine Wappen der Königlich Bayerischen Haupt- und Residenzstadt München.

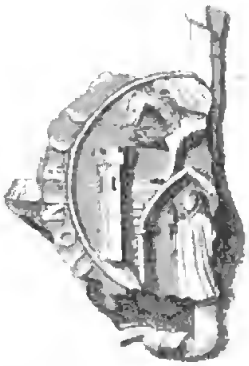


Abb. 4. Münchener Stadtsiegel aus dem Jahre 1313. (Regierungszeit Herzog Rudolphs I.)

dieser Stadt bewiesenen Bürgertugenden in zuversichtlicher Gewärtigung ihrer Fortdauer ein bleibendes Denkmal errichtet werden sollte".

Dies Wappen bestand in einem offenen Portal mit zwei dorischen Säulen, über dessen Schwibbogen eine Königskrone ruhte, während unten zwischen den beiden Piedestalen ein streitfertiger, linksseheuder, ungekrönter Löwe stand, mit der rechten Pranke ein blankes Schwert, mit der linken einen silbernen Schild haltend, worauf die lasurene Königsinitiale M sich befand (Abb. 13).

Wie die Aufhebung der alten deutschen Städteverfassung in Bayern und so auch in München nur Unmut hervorgerufen, so vermochten die Münchener auch mit ihrem neuen Wappen sich nicht zu befreunden; trotz der königlichen außerordentlichen Gnadenbezeigung wurde von ihnen der Verlust aller historischen Erinnerung an das alte, stets mit Ehren geführte Wappen schmerzlich empfunden. Dem Wunsche der Stadtgemeinde gemäß, wurde denn auch, nach Wiedereinführung der magistratischen Verfassung, am 12. November 1818 das Wappen landesherrlich dahin abgeändert, daß statt des königlichen Namenszuges M der mit der Cuculle bekleidete Mönchskopf im Profil in den silbernen Schild gesetzt wurde (Abb. 14).

Als aber König Ludwig I. den Thron bestiegen, richtete (im Jahre 1834) Bürgermeister von Teng an die Regierung die Bitte, „es möge, da das dermalige Wappen mit seinem griechischen Portal unpassend und aller altertümlichen Würde entbehrend sei, der Stadt München wieder die Führung des zu Kaiser Ludwigs Zeiten gebräuchigen Wappens gestattet werden". Der König willfahrte durch Signate vom 3. Oktober 1834 und 21. Januar 1835 nicht bloß dieser Bitte, sondern genehmigte auch die Führung des nach dem Muster von 1388 abgekürzten Siegels für kleinere Kanzleiausfertigungen, den Mönch mit Cuculle im Profil im (blauen) Felde, hierbei eigenhändig bemerkend, „wie gerne er die von seinem Vorfahren Kaiser Ludwig dem Bayer seiner Hauptstadt München als Auszeichnung verliehenen schwarzgelben Wecken (Stadtfarben) dieser braven Stadt zurückerstatte" (Abb. 15 und 16).

Nach der Thronbesteigung König Ludwigs II. stellte der Magistrat (im Jahre 1865) auf Grund von Gutachten des Hofbuchdruckereibesitzers und Gemeindebevollmächtigten Friedrich Wolf und des Heraldikers Carl Ritter v. Mayrfels das Gesuch, daß der Stadtwappenschild wieder in Silber, und daß — zur Repräsentation der althergebrachten Stadtfarben — die Dachziegel der Türme schwarz und gelb geweckt dargestellt werden dürfen. Durch Ministerialentschließung vom 17. Juni 1865 wurde der Stadt alsdann die erfolgte Königliche Genehmigung notifiziert, auf welcher denn auch das von der Stadt noch heute geführte große und kleine Wappen beruht (Beilage zwischen Seite 696 und 697).

Abb. 5. Münchener Stadtsiegel aus dem Jahre 1330. (Regierungszeit Kaiser Ludwig des Bayers.)

Was die, seinerzeit zu einem Streitpunkt gewordene Tinktur des Schildes und die mit ihr in Zusammenhang gebrachte Frage der Stadtfarben betrifft, so hat die Silberfarbe allerdings in den ältest erhaltenen farbigen Abbildungen, wie auch in der Mehrzahl der späteren vorherrschend Anwendung gefunden, so in jener des Codex Urbis Monac. XIII des Münchener Stadtarchivs vom Jahre 1455, wohl einer der allerältesten farbigen Darstellungen, die bis auf unsere Tage gekommen sind (Abb. 17), ferner in

Abb. 6. Münchener Stadtsiegel aus dem Jahre 1388. (Regierungszeit Herzog Johanns I.)

Abb. 7. Münchener Stadtsiegel aus dem Jahre 1644. (Regierungszeit des Kurfürsten Maximilian I.)

der in ganz reizender Miniaturmalerei ausgeführten des Zyneriſchen Kodex des Stadtarchivs vom Jahre 1532 (Abb. 18); weiter auf zwei im Königlichen Nationalmuſeum befindlichen, aus dem XV. Jahrhundert ſtammenden Tartſchen des ehemaligen bürgerlichen Zeughauſes (Abb. 19); auf Glasgemälden in U. L. Frauen-Kirche und im Königlichen Nationalmuſeum; in dem Konſtanzer Konzilsbuch des Ulrich von Richental, gedruckt 1483 von Anthoni Sorg zu Augsburg, von welchem ein Exemplar in der Königlichen Hof- und Staatsbibliothek befindlich iſt.

Aber auch die blaue Schildestinktur, welche von 1835—1865 offizielle Geltung hatte, kommt ſchon früher vor und ebenſo auch die goldene.

Abb. 8. Münchener Stadtſiegel aus dem Jahre 1651. (Erſtes Regierungsjahr des Kurfürſten Ferdinand Maria.)

Nachdem nun durch Jahrhunderte in der Regel Schwarz und Silber die Hauptinkturen des Münchener Wappens gebildet und ſeit 1865 als ſolche zu gelten haben, würde — im Hinblick auf die Grundſätze der Heraldik — die, 1859 von Hefner aufgeſtellte und ſeitdem auch von anderen, zum Teil unter politiſchen Nebenbemerkungen wieder vorgebrachte Behauptung, daß Münchens Stadtfarben ſchwarz und weiß ſind, nicht als eine ganz unmotivierte erſcheinen. Als Kuriosum bezüglich dieſer Frage mag hier erwähnt ſein, daß vor etlichen Jahren aus der Schweiz an den Verfaſſer dieſer Abhandlung die Anfrage gerichtet wurde, ob München wohl deshalb ſchwarz und gelb, ſtatt ſchwarz und weiß als Stadtfarben gewählt habe, um Verwechſlungen mit den preußiſchen Farben zu vermeiden.

Dem allem kann entgegengehalten werden, daß München ſeine ſchwarz und gelben Wecken ſchon ſeit mehr als einem halben Jahrtauſend führt, daß, wie die Kammer-

Abb. 9. Münchener Stadtſiegel aus dem Jahre 1718. (Regierungszeit des Kurfürſten Max Emanuel.)

Abb. 10. Münchens Stadtſiegel aus dem Jahre 1777. (Letztes Regierungsj des Kurfürſten Maximilian III.)

Abb. 11. Münchener Stadtſiegel aus dem Jahre 1787. (Regierungszeit des Kurfürſten Karl Theodor.)

rechnungen erweisen, der Rat schon im XV. Jahrhundert die städtischen Gebäude, die Stadttore und Stadtmauern mit solchen schmücken ließ; schwarz und gelb zeigen sich die Urkunden und Archivalbände des Münchener Stadtarchivs verschnürt, in schwarz und gelb die Söldner und die Pritschenmeister der Stadt gekleidet und was der Beispiele noch mehr angeführt werden könnten. Durch zwei bayerische Könige aber haben inzwischen die schwarz und gelben Wecken die ausdrückliche landesherrliche Sanktion als Münchens Stadtfarben erhalten. —

Und nun zum zweiten Vorwurf dieser Abhandlung, zum

„Münchner Kindl".

Wann dasselbe das Licht der Welt erblickt, wo im Münchener Burgfrieden seine

Abb. 12. Stadtgrundbuchsiegel Münchens aus dem Jahre 1786.

Wiege gestanden, wer ihm den sympathischen Namen beigelegt hat — kein vergilbtes Pergament des Stadtarchivs gibt darüber Kunde. Durch die, bereits oben angedeutete Art seines Entstehens und Werdens — keinem Ratsschluß oder herzoglichem Mandat, sondern den Siegel- oder Kupferstechern, den Holzschneidern, Malern und Bildhauern ist jene Metamorphose zu verdanken, — hat es das Naturgesetz auf den Kopf gestellt; oder scheint nicht das Wunder, das Doktor Faust von Mephisto gefordert: ihm seine Jugend wieder zurückzugeben, sich erfüllt zu haben, wenn aus dem alten Stadtmönch im Bart ein kraushaarig' Kindlein geworden, das in seiner herzigen Erscheinung an das liebe Christkindlein erinnert, wie es in der poesievollen heiligen Weihnachtszeit mit segnenden

Abb. 13. Das von König Maximilian Joseph I. der Stadt München im Jahre 1808 verliehene Wappen.

Händchen auf den Altären steht? Diesen gewinnenden, ja bezaubernden Eindruck ruft ohne allen Zweifel die in ganz reizender Miniatur-Malerei ausgeführte Darstellung des Münchener Kindls mit seinem roten Heiligenschein in dem Eidbuche vom Jahre 1686 des Stadtarchivs hervor (Abb. 20).

Weisen, wie gesagt, schon die Darstellungen des Stadtwappens vom XVII. Jahrhundert an den Mönch in immer jugendlicherer Gestalt auf, immerhin ist er zunächst doch die ernst zu nehmende Schildesfigur gewesen. Erst dem Künstlerhumor und der unerschöpflichen Künstlerlaune des XIX. Jahrhunderts war es vorbehalten, sie in jener humoristischen, sehr oft auch arg ursprünglichen und derb komischen

Abb. 14. Das von König Maximilian Joseph I. der Stadt München im Jahre 1818 verbesserte Wappen.

Weise zu gestalten und ihr alle möglichen Attribute, vom Lorbeerkranz des Ruhmes und von wissenschaftlichen Emblemen angefangen bis zum schäumenden Maßkrug und appetitreizenden Rettichbündel und der Salzbrezel herab, in die Hand zu geben, die das Münchner Kindl dann erst recht zum wohlbekannten Wahrzeichen und Schutzgeist der Stadt seiner Wiege und aller ihrer zahllosen festlichen Veranstaltungen gemacht haben.

Unter den künstlerischen Darstellungen verdient wohl zunächst jene Bruno Piglheins erwähnt zu werden, der auf dem großen Schilde im Vestibul des alten Rathauses die Bavaria das Münchner Kindl in freier Auffassung an der Hand führen läßt (Abb. 21). In Gesellschaft einer schmucken, auf einer Steinbank sitzenden Kellnerin stellte es M. Dasio auf dem künstlerischen Widmungsblatte der Jubiläumsgabe zur Generalversammlung 1894 der Sektion München des Deutsch-österreichischen Alpenvereins dar (Abb. 33). Eines der am meisten durch photographische und plastische Reproduktionen bekannt gewordenen Gemälde von L. v. Suchodolska läßt das Kind in Kapuze mit dem schäumenden Maßkrug und Rettichbündel dem Beschauer zulächeln (Abb. 22). Ähnlich schildert es Joseph Ruchti. Von den zwei Bildern: „Prosit Blume!“ und „O Jerum!“ von A. Schwarz bringt es das eine im Hemd, die Kapuze auf dem Haupt, mit obigen Attributen auf einem vollen Bierbanzen sitzend, während es auf der zweiten die Folgen des sich zu tief Versenkens in das schäumende Naß demonstriert; es lehnt das hämmernde Köpfchen, auf die Linke gestützt, an den Banzen, indes der Rechten der geleerte Maßkrug entgleitet und ein über seine Schulter schreitender Kater seinen Leibes- und Seelenzustand symbolisiert. In origineller Weise schildert es August Mayer als Schoßkind einer drallen Münchener Kellnerin, die auf dem Sattelpferd eines von zwei stattlichen Hengsten gezogenen Münchener Bräuwagens sitzt (Abb. 23). Eine köstliche Serie von fünfzig sogenannten „Estampes-Miniatures“ von

„Unserm Münchner Kindl“

hat der Kunstverlag F. A. Ackermann in München im Laufe des letzten Dezenniums nach Gemälden von F. Doubek, O. F. Engel, W. Eiles und C. Wallner in Photogravüren von Jos. Albert in München herausgegeben. Unser Kindl erscheint da in allen denkbaren Situationen, als Redakteur, Post- und Liebesbote, Gratulant, Courmacher, Kolporteur, Reisender, Radler, Spinner, Holzhacker, Organist, Geiger, Cellist, Sänger, Tänzer, Zitherspieler, Portier, Mesner, Schenkkellner, Brezelmann, Bierführer, Tourist, Bettelbub, Fischer, Luftschiffer, Maler, Antiquar, Gärtner, Spielwarenhändler, Kasperlfreund, wie als Schutzgeist für die Jahrhundertwende.

Weit über die schwarz und gelben, ja selbst über die weiß und blauen Grenzpfähle hinaus lacht das Münchner Kindl der Welt aus den Oktoberfestprogrammen entgegen, mit denen der Magistrat alljährlich, wenn das Laub sich zu färben beginnt, die Völker

Abb. 16. Das von König Ludwig I. von Bayern der Stadt München i. J. 1835 wieder verliehene kleine alte Wappen derselben (mit blauem Schildesgrunde.)

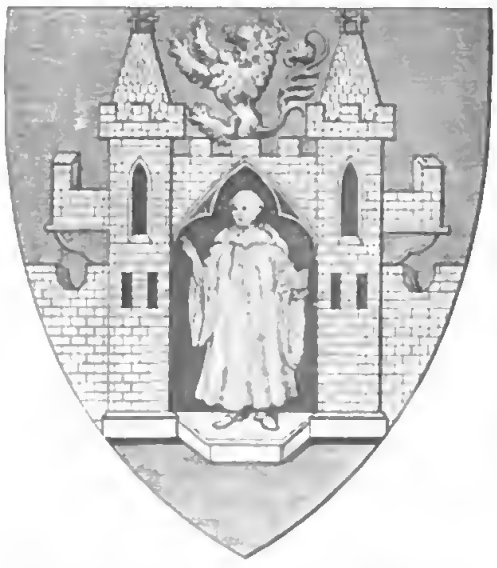


Abb. 15. Das von König Ludwig I von Bayern der Stadt München i. J. 1835 wieder verliehene große alte Wappen derselben (mit blauem Schildesgrunde).

und Nationen zum Besuche des berühmten bayerischen National- und Münchener Haupt-Lokalfestes einlädt. Die reiche Komposition zur Kopfvignette dieser Plakate wurde vom Kunstmaler Franz Mederer entworfen.

In plastisch-künstlerischer Ausführung machte das Münchner Kindl im Jahre 1890 sogar eine Reise nach Berlin, als Geschenk der k. priv. Hauptschützengesellschaft München an den Verein der Bayern zu Berlin zum Danke für den beim X. deutschen Bundesschießen veranstalteten Festabend (Beilage zwischen Seite 702 und 703).

Mit der Kunst haben Kunstgewerbe, Briefbeschwerern, Briefpapier, Kalendern, ja sogar auf den Trottoirsteinen, kurz auf allen möglichen und unmöglichen Gebrauchs- und Luxusgegenständen der Haus- und der Fremdenindustrie wurde der heitere Wappenknabe verwendet (Abb. 24—30). Als Nadel in Silber ist er eines der beliebtesten Münchener Vereins- und Festzeichen geworden.

Selbstverständlich hat sich auch der seit zwei Dezennien so gewaltig in Schwung gekommene Ansichtskartensport ein Motiv nicht entgehen lassen, das sich so allgemeiner Sympathien erfreut. Wohl ein halb Tausend verschiedene Ausgaben von „Münchner

Abb. 17. Ältestes kolorierles Wappen der Stadt München im Münchener Stadtarchiv. Auf dem Titelblatt von Kaiser Ludwigs des Bayers Oberbayrischem Landrecht. Codex Urb. Monac. Nr. XIII. im Münchener Stadtarchiv. Handschrift auf Pergament vom Jahre 1455.

Industrie und Handwerk gewetteifert, das so beliebt gewordene Motiv für ihre Zwecke zu verwerten, und es gibt wohl keine Art der Technik und des Materials, in welcher das Kindl nicht verfertigt und zur Darstellung gebracht worden wäre, wobei in den achtziger Jahren vielfach eine von Ochsenkiel im Auftrage der Kunsthandlung G. Stuffler gefertigte Darstellung zur Unterlage diente. Auf und als Humpen und Bierkrug, auf Tintenzeugen, Servicen, Blumenvasen, Tassen, Gläsern; als Zierat auf Möbeln, Portefeuillearbeiten, Bonbonnieren und Seelenzöpfen, als Lebkuchen, auf Aschenbechern, Kindl-Postkarten“ sind seit 1885 in den Handel gekommen und zwar als einer der ersten von der Firma Ottmar Zieher, die seitdem allein über hundert nach Entwürfen von Reidelbach, Baumgarten, Engelhard, Heine, Kraus, Leißler und Fritz Bergen teils in Schwarzdruck, teils farbig, meist in humoristischer Auffassung und mit lustigen Versen versehen, verlegte. Im Jahre 1886 ist auch die Lithographische Anstalt Zrenner mit solchen Postkarten auf den Plan getreten; ihr folgten dann die Firmen Andelfinger, Beck, Jos. Huber, Perei Hein, Männer, Mailick, Neumann, Purger, das Reise-Album,

Sanghuinetti, Schmid, Stücker ꝛc. und vor allem der bereits oben genannte Verlag von Ackermann, der seine Estampes-Miniatures auch in Postkartenform ausgegeben hat. Ein nicht unerheblicher Teil dieser Karten ist so allerliebst, daß es nur bedauerlich erscheinen muß, nicht eine größere Zahl derselben in Reproduktionen dieser Darstellung einverleiben zu können.

Die meisten sind außerdem mit kurzen, treffenden Schlagern oder mit witzigen oder derben Sprüchen versehen, welch letzteren allerdings in der Mehrzahl Durst und Maßkrug zum Leitmotiv dienen, wie die nachfolgenden Proben beweisen:

„'s Münchner Kindl mit Radi und Bier
Überbringt Dir jetzt Grüße recht herzlich von mir."

„Kommt's her von nah oder fern
Unser Bier trinkt's do' alle gern!"

„Ich dank' für Obst und solchen Schwindl,
Bin a richtig's Münchner Kindt."

„Dös Bier ist z'leicht, sagt der Paulaner;
Nöt wahr ist's, spricht der Franziskaner, —
Darüber kommen sie in Streit, —
Und's Münchner Kindl voller Freud', —
Fragt ganz versteckt: Was sag'n denn d'Leut?"

„Der Mönch hier malt mit Recht und Fug
Das Münchner Kindl mit Schlüssel und Krug."

„Leut', laßt mich allein nicht hier,
Radi, Eier, Wurst und Bier —
Winken Euch am Isarstrand!
Nehmt den Wanderstab zur Hand!
's Münchner Kindl trinkt Euch zu:
Heut' mit mir in guter Ruh!" —

Der Ansichtskartensport im allgemeinen und die Münchner Kindl-Postkarten im besonderen sind aber auch in den Dienst der Politik und der Wahlkämpfe gestellt worden. So wurde bei den im Dezember 1902 zu

Abb. 18. Untere Randleiste, koloriert, auf dem Titelblatte des sogen. Zynerschen Privilegien-Codex im Münchener Stadtarchiv vom Jahre 1532. Cod. Urb. Monac. Nr. 16 (Pergamenthandschrift).

„A Münchner Kindl waar scho' recht,
I wüßt' scho', wos für oans i möcht',
A weiblich's, ziemli ausgewachsen,
Net z'dürr, net z'fett, mit stramme Haxen,
Mit lust'ge Augerln, 's Goscherl rot,
Net gar zu fest im sechst'n Gebot,
Dees waar scho' was nach meinem Sinn,
Weil i halt gar net g'schlecki bin."

„A Münchner Kindl mog ka Milli,
Na, Muatterl, nur an Maßkrug will i."

„Schönste Grüße bringt Dir heut
's Münchner Kindl hier,
Und ich trinke auf Dein Wohl
Fünf — sechs Liter Bier!"

„'s Münchner Kindl ruft ‚Willkommen'
Und bringt froh ein Prosit aus,
All's ist freundlich aufgenommen
Hier im Münchner Hofbräuhaus."

„A richtig's Münchner Kindl,
Dös trinkt scho in der Windl,
Und bringt Euch seinen schäb'gen Rest
Am Münchener Oktoberfest."

München stattgehabten Gemeindewahlen ein Wahlaufruf in Form einer solchen Postkarte an die Gemeindebürger des I. und II. Wahlbezirks in mehreren Tausenden von Exemplaren versendet.

Was alles unter dem Titel, der Firma oder Etikette „Münchner Kindl" segelt, das überhaupt aufzuzählen, würde ganze Bogen füllen; es ist aber das ein weiterer Beweis, wie eng die liebe Gestalt mit dem Münchener Volksleben verwoben ist.

So hat das Münchner Kindlmotiv dem Kunsthandwerk und der Industrie nicht nur ein reiches Arbeitsfeld und Absatzgebiet in der ganzen Welt, sondern auch eine ebenso reich fließende Einnahmequelle eröffnet. Hat doch der Besitzer der Kunstzinngießerei Brüder Thannhauser-München den derzeitigen jährlichen Erlös nur aus dem Verkauf der betreffenden Gegenstände von der Glas-,

**Münchner Kindl.**

Geschenk der Hauptschützengesellschaft zu München an den Verein der Bayern in Berlin. 1890.

Abb. 19. Tartsche aus dem XV. Jahrhundert mit dem gemalten Wappen der Stadt München. Eigentum der Stadt München, ausgestellt im Kgl. Bayer. Nationalmuseum zu München.

Porzellan- und Zinnindustrie auf weit mehr als eine Viertelmillion geschätzt.

Nicht unerwähnt soll übrigens gelassen sein, daß bei der Massenproduktion auch manche sinnwidrige Darstellungen sich eingeschlichen haben. Dahin zählt z. B. jene, welche das Haupt mit Cuculle und Heiligenschein versehen zeigt, während letzterer doch nur an Stelle des ersteren getreten. Dahin zählt ferner die Anbringung eines mächtig breiten weißen Zingulums um den Leib, so daß er mit einem förmlichen Totenkreuz bedeckt erscheint. Ganz besonders sinnlos und lächerlich aber sind jene Darstellungen, welche die Figur mit dem Buch in der Rechten, dagegen die Linke zum Segnen (oder Schwur!) erhoben zeigen.

Des beliebten Namens hat sich das Münchener Gewerbe auch zur Firmenbezeichnung bemächtigt. So weist das Münchener Adreßbuch 1903 eine Münchner Kindl-Brauerei (an der Hochstraße), eine Münchner Kindl-Bäckerei (an der Liuprunstraße), eine Münchner Kindl-Droguerie (an der Klenzestraße) und ein Münchner Kindl-Plakat-Institut (an der Burgstraße) auf, und zwei Wirtschaften: Zum Münchner Kindl-Weißbierbrau (an der Bayerstraße) und Zum Münchner Kindl-Keller (an der Rosenheimerstraße). Ja selbst in dem mehrere Bahnstationen entfernten Dorfe Planegg hat die am Würm-Fluß und der Münchener Straße gelegene Bad-Restauration sich den Namen „Münchner Kindl" beigelegt. Auch unter den zahllosen Vereinen Münchens haben drei das Münchner Kindl sich zu Gevatter erbeten. Seit mehr denn drei Dezennien haben ferner eine größere Zahl Münchener Firmen unser Kindl als Schutzmarken oder Warenzeichen zu führen begonnen, wozu die Stadtvertretung meist die Genehmigung erteilte. Nach Einführung des Gesetzes zum Schutze der Warenbezeichnungen vom Jahre 1894 wurde sogar das k. Patentamt zu Berlin wiederholt mit der Frage der Zulässigkeit des Münchner Kindls als Wareuzeichen befaßt, welche Frage zuerst im verneinenden Sinne erledigt wurde. Auf erhobene Berufung hat aber die Beschwerdeabteilung des Patentamtes jenen Beschluß wieder aufgehoben.

Am Schlusse des Jahres 1902 ist vor den Münchener Gerichten abermals ein Streit wegen des Münchner Kindls als Warenzeichen entbrannt. Eine Speisefettfabrik E. F. in München hatte mit Klage gegen eine Firma J. Z. gleicher Branche

Abb. 20. Kolortes Münchner Kindl in dem Eidbuch der Stadt München vom Jahre 1686. (Pergamenthandschrift im Münchener Stadtarchiv.)

die Anerkennung desselben als alleinberechtigtes Warenzeichen für Speisefett, sowie die Unterlassung der Führung eines gleichartigen Zeichens bei Vermeidung einer Konventionalstrafe gefordert. In erster Instanz war die Klage kostenfällig abgewiesen worden. In der Berufungsinstanz aber erließ das Gericht darauf Beweisbeschluß, so daß das Münchner Kindl auch im Jahre 1903 plastischer Darstellung mit den üblichen Attributen von Maßkrug und Rettich anbringen lassen. Daran hat aber dann einer der Stadtväter so argen Anstoß genommen, daß er einen Ratsbeschluß auf Entfernung dieses, gerade an dieser Stelle durch seine Attribute ominösen Wahrzeichens der Stadt durchsetzte.

Wen möchte es nun wundernehmen, wenn neben den Künstlern und Industriellen auch

Abb. 21. Bavaria mit dem Münchner Kindl. Schild im Vestibul des alten Rathauses zu München, gemalt von Prof. B. Piglhein.

in den Hallen unseres Justizpalastes vor dem Kadi sich stellen mußte.

Wer aber hätte es für möglich gehalten, daß das Münchner Kindl es sich gefallen lassen mußte, von seinen eigenen Stadtvätern vertrieben zu werden. Das aber kam so: In der Bayerstraße an einem sehr exponierten Platze, wo es sich den hunderttausenden, vom Bahnhof in die Stadt strömenden Fremden so recht präsentierte, hatte eine Firma ein Münchner Kindl in kolossaler

Dichter, Schriftsteller und Komponisten das herzige Kindl in den Bereich ihres Schaffens und ihrer Schöpfungen einbezogen! Ungezählte Male ist es darum in leibhaftiger Gestalt in sämtlichen Theatern Münchens, vom stolzen Hoftheater angefangen bis zur niedlichen Marionettenbühne der Kinderwelt, bei den großen Stadtfesten und Festzügen, wie bei den bescheidensten Vereinsfestlichkeiten, bei Armen- und Maskenbällen, insbesondere seit der zweiten Hälfte

des vorigen Jahrhunderts erschienen, hat es durch seine gewinnende Erscheinung sowohl, wie auch vielfach durch die herrlichen poetischen und patriotischen Worte, die es durch Künstlermund an seine Münchener gerichtet, sich deren Herzen immer wieder von neuem im Sturm erobert. So war beim Hoftheaterjubiläum im Jahre 1878 in Karl August Heigels Festspiel die berühmte Hermine Bland wohl seine liebreizendste Repräsentantin. In Hermann Schmids Festspiel „Was wir wollen" hatte das Münchner Kindl im Jahre 1865 das (damalige Aktien-) Volkstheater am Gärtnerplatz mit eröffnen helfen. Auch der Verfasser dieser Abhandlung hat bei verschiedenen historischen Anlässen, bei welchen er mit der Aufgabe des Festdichters betraut war, das Münchner Kindl zu seinen Mitbürgern und zu der Münchener Jugend sprechen lassen, so beim Bürgermeisterfeste im Jahre 1873, bei den Jubiläen des Münchener Bürgervereins 1879 und 1889 und der Marionettenbühne 1873 und 1883, beim deutschen Turnfeste 1889, beim Feste im Münchner Kindl-Keller 1881.

Wer gedenkt nicht noch in gehobener Stimmung der herrlichen Festtage des VII. Deutschen Bundesschießens, das im Jahre 1881 in Münchens Mauern gefeiert worden ist. Die prächtige Festschrift desselben hatte von Karl Zettel folgende launige Dichtung gebracht:

Das „Münchner Kindl" vor dem Schützenfest.

„Ei, schaut nur, was das Münchlein kann!
Es steigt aus seinem Wappenbaum
Und zappelt hastig auf und nieder;
Bald probt es würd'ge Feierlieder,
Bald nadelt es an Festesfahnen,
Bald schaufelt's, Weg und Pfad zu bahnen;
Dann hackt und zimmert es drauf los
In sommerduft'ger Wiese Schoß.

Für Remenate, Bett und Dach,
Für Schutz vor jedem Ungemach
Hat unser Münchlein jetzt zu sorgen
Bis in die Nacht vom frühen Morgen.
Der Brauerstätten Malzesdünste,
Die Ehrentempel hoher Künste,
Kristallpalast, Aquarium
Rumort in seinem Kopf herum.

Und erst des Feierbratens Zier,
Das stolz gehörnte Riesentier!
O Münchlein, hast noch viel zu schaffen
Und darfst nicht säumig um Dich gaffen.
Doch weißt Du wohl, wozu dies alles:
Es gilt den Herrn des Pulverknalles,
Den Schützen gilt's aus deutschem Land
Mit sicherm Aug' und treuer Hand.

Am Schulterblatt den Büchsenschaft,
Im Haupt und Herzen deutsche Kraft,
So ziehn sie bald in stolzen Massen
Durch Deine festlichgeschmückten Gassen.
Dann drück' die Hand den wackern Mannen,
Kredenze schmunzelnd Krug und Kannen
Und führ' sie wie in alter Zeit
Ins Reich der Urgemütlichkeit!"

Als im Jahre 1893 der 14. Deutsche Feuerwehrtag zu München abgehalten wurde, da erhielten seine Teilnehmer ein prächtiges, von Treiber gezeichnetes und von der Lithographischen Kunstanstalt Eilers herausgegebenes Gedenkblatt, welches das auf einer Schubleiter stehende, den ankommenden Feuerwehrleuten den Kranz entgegenhaltende Münchner Kindl — mit München im Hintergrunde — darstellt, folgenden, von Hermann von Lingg gedichteten Spruch sprechend:

„Willkommen, tapf're Retterschar,
Wie stets in Stunden der Gefahr,
So heut zur frohen Feierstunde,
So kommt zur frohen Tafelrunde,
Wo Freude reicht den Becher dar!"

Abb. 22. Münchner Kindl.
Gemälde von L. von Suchadolska.
(Photographieverlag von Franz Hanfstaengl in München.)

Die zu diesem Tage ausgegebene Festschrift enthielt einen weiteren, von Karl Zettel gedichteten „Willkommsgruß des Münchner Kindls", worin es die Gäste u. a. in folgenden Worten apostrophiert:

„Potz tausend! Welche Gunst und Ehre!
Ich weiß nicht, wie ich's preisen soll:
Des ganzen Reiches Feuerwehre!
Da nehm' ich mir die Backen voll! . . .
Ich selber steig' aus meinem Wappen,
Wer bliebe ruhig bei solchem Braus!
Und hurtig will ich mich entkappen
Und strecken weit die Ärmel aus.

Die Kutte laß' ich kustig fliegen,
Kredenzend Euch den Gerstensaft;
O laßt Euch willig nur besiegen
Von seiner edelherben Kraft! . . .
Und wenn Ihr wieder von uns scheidet,
So nehmt der Münchner Liebe hin,
Und nichts sei schlimm Euch angekreidet,
So wahr ich's Münchner Kindl bin!"

Benno Rauchenegger gibt von ihm folgende kurze treffende Schilderung:

„Das Münchnerkindl, freundlich, rund,
Gibt uns des Münchners Wesen kund:
Dem sitzt gar oft das Herz im Mund,
Sonst aber ist er kerngesund!"

Daß die „Münchener Fliegenden Blätter" das Wahrzeichen ihres eigenen Erscheinungsortes in ihren bis jetzt abgeschlossenen 119 Bänden haben zu Wort kommen lassen, was selbstverständlich nicht wenig zu dessen Popularisierung beigetragen, ist selbstverständlich.

Indem die „Fliegenden" auf dem reizend komponierten Titelblatte ihres Säkular-Bandes das Münchner Kindl als Hauptfigur, auf dem Erdball stehend, einen Folianten mit der Aufschrift „100. Band" mit beiden Händen über sich haltend, darstellten, haben

Abb. 23. Münchner Kindl. Gemälde von Ag. Mayer.

sie ihm eine Huldigung von bleibendem Werte dargebracht (Abb. 31).

Ein weiteres hervorragendes Debut auf einem „Deutschen Tage" hat das Münchner Kindl im September 1902 gegeben, als sich die Mitglieder des Deutschen Vereins für öffentliche Gesundheitspflege zu ihrer Jahresversammlung in Münchens Mauern und zwar gleich zum Empfangsabend in den weltberühmten Hallen des Hofbräuhauses einfanden. Der Vorstand des Lokalkomitees, Bürgermeister Geheimer Hofrat Ritter von Borscht, begrüßte da die Fest-

Abb. 24. Salz- und Pfeffer-Menage. Ausgeführt von der Kgl. Porzellanmanufaktur zu Nymphenburg.

gäste mit folgender, auf das Stadtwappen und sein Münchner Kindl bezüglichen Ansprache:

„Meine hochverehrten Festgäste!

Es ist Ihnen, und wenn Sie auch noch so weit her sind, wohl männiglich bekannt, daß das Wappen der Stadt München einen pausbackigen, wegen seines gesunden Aussehens allein schon jedes Hygieniker-Herz erfreuenden Jungen darstellt, der in einem schwarzgelben Mönchsgewande steckt und als sogenanntes Münchner Kindl überall eine gewisse Popularität genießt. Sie können es hier an der Decke dieses Saales sogar mit einem Heiligenschein umgeben bewundern, der allerdings mit seinem Temperament und mit manchen seiner Gepflogenheiten nicht ganz im Einklang stehen dürfte. Denn sonst müßte der heraldische Repräsentant des Münchnertums, wie es sich für einen richtigen Mönch und gar erst für einen Heiligen schickt, die Hände mindestens fromm zusammengefaltet haben, anstatt in höchst liberaler Weise die Arme vor dem Beschauer weit auszubreiten.

Auch für denjenigen, der in die tiefsinnigen Probleme der Wappenkunde nicht eingeweiht ist, unterliegt es keinem Zweifel, daß das Münchner Kindl mit seiner zwar recht unklösterlichen, aber gesundheitlich sicherlich nicht zu beanstandenden Haltung einen liebenswürdigen Grundzug seines Wesens offenbart, insoferne es damit sagen will, daß alle, die bei ihm als Gäste erscheinen, ihm auf das herzlichste willkommen sind ...

Damit sind indessen die Beziehungen, die zwischen dem Deutschen Verein für öffentliche Gesundheitspflege und unserem Stadtwappen bestehen, noch keineswegs erschöpft. Denn das Münchner Kindl begnügt sich Ihnen gegenüber nicht mit dem bloßen Armausstrecken, es hält auch in der einen Hand ein Buch empor. Dies ist, hochverehrte Festgäste, selbstverständlich nichts anderes als die Festschrift, welche Ihnen die Stadt München als bescheidenes Zeichen ihrer Verehrung zu dem Zwecke gewidmet hat, dieselbe, wenn Sie wieder bei ihren heimatlichen Penaten angelangt sind, zeitweise einer wohlwollenden Betrachtung zu unterziehen.

Neben der von mir eingehend erörterten

Abb. 25. Plakat für die Münchner Kunstausstellung. Von R. Gysis.

Abb. 26. Münchner Kindl als Flaschenkork.

und auch von der Wissenschaft anerkannten Darstellung unseres Wappens gibt es indessen noch eine andere, die sich namentlich bei den Fabrikanten von Kehlenbefeuchtungsinstrumenten einer großen Beliebtheit erfreut und dem Herzen derjenigen Bevölkerungsklassen, die in den geweihten Hallen dieses Hauses heimisch sind, unbedingt näher steht. Diese finden es ganz selbstverständlich, daß das Münchner Kindl einen Maßkrug in der Hand hat, um dadurch die intimen Beziehungen seiner Getreuen zu ihrem wichtigsten Lebenselixir zu bekunden . . ."

Dann aber stellte sich das Apostrophierte in höchst eigener Person (dargestellt von dem sieben Jahre alten Eugen Roth) ein und trug unter dem tosenden Beifall der Versammlung folgende (von seinem Vater Herm. Roth verfaßte) Verse vor:

I hab' grad von mir reb'n hör'n
Grüß Gott beinand' Ihr Frau'n und Herrn!
So lieabe Gäst', die siech i gern;
Es habt's ja 's Beste nur im Sinn,
„G'sundheitskongreß", da liegt was drin!
Für uns viel z' toa, da habt's koan Grund,
Denn des sechts selba, mir san g'sund.
Und wie die Münchner fest und schwer,
So wachsen aa die Kindl'n her . . ."

Das Münchner Kindl prangte ferner an der Stirnseite der bekränzten Lokomotive, welche den Sonderzug mit den 2000 Münchener Turnern am 18. Juli 1903 zum X. deutschen Turnfeste nach Nürnberg brachte. Dort aber begrüßte sie Magistratsrat Baibeck mit folgendem Spruche:

„Im Wappen führt Ihr seit langem ein Kindl,
Das muß doch allmählich gewachsen sein;
Denn immer bleibt doch kein Mensch in der Windl.
Wir führen im Wappen ein junges Fräulein.
Vereinen wir beide. Das ist jedem klar,
So werden sie freudig zum glücklichen Paar
Und leben in Liebe und Einigkeit,
Wie heute so morgen und allezeit!"

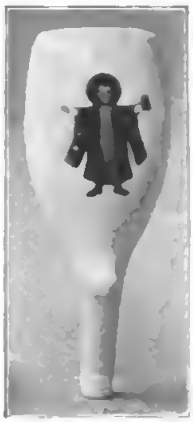


Abb. 29. Münchner Kindl auf einem Pfeifenkopf.

Abb. 28. Münchner Kindl als Stehauf.

Abb. 27. Statuette.

Drum kum i, — i wer wohl net stör'n! —
Damit's net glabt's, i waar bloß g'malt
Als Wappen, und woaß Gott wie alt!
Naa! Münchner Kindl'n gibt's grad gnua,
Die allerschönsten no dazua,
Und daß's aa net aufs Mäu' g'fall'n san,
Des, moan i, siecht man mir scho an.

In seiner Schutzstadt Weichbild fand das letzte öffentliche Auftreten unseres Kindls vor der Drucklegung dieser Abhandlung in den Augustwochen 1903 bei zwei großen „deutschen Tagen", dem „Deutschen Apotheker-" und dem „Deutschen Garten-Künstler-Tage" und zwar wieder in des Hofbräuhauses Festräumen statt. Bei letzterem, der XVI. Hauptversammlung des Vereins deutscher Garten-Künstler, der seinen Sitz in Berlin hat, hatte es durch die Worte, welche es am Schlusse des, von dem Verfasser dieser Abhandlung gedichteten Festspiels „In der Gartenstadt" an die Festversammlung richtete:

Abb. 30. Münchner Kindl als Biermerkl.

„Wenn die Gäste, die aus Süd und aus Norden
Hergeeilt zu der grünen Isara Strand,
Auf Schritt und Tritt also es inne geworden,
Welch' Pflege die Gartenkunst allzeit da fand;
Wenn das Münchner Kindl es selber dann ist,
Das sie mit treudeutschem Gruße begrüßt,
Und in inn'ger Umarmung an die Brust sie drückt,
Und mit herzhaftem Kusse sie alle beglückt:
Das, dächt' ich, wird wohl sie am meisten erfreu'n,
Und ihnen der herzlichste Willkommgruß sein!..."

so sehr alle Herzen sich erobert, daß am darauffolgenden Tage beim Feste im Prachtsaale des Bayerschen Hofes das Festspiel wiederholt werden und das Münchner Kindl erneute stürmische Ovationen entgegennehmen mußte.

Übrigens hat auch bei mannigfaltigen festlichen Veranstaltungen in der Fremde das Münchner Kindl zeitweise Gastrollen gegeben.

Abb. 31. Das Münchner Kindl vom Titelblatt des 100. Bandes der „Fliegenden Blätter". Zeichnung von Herm. Vogel-Blauen.

Als Titel prangte sein Name auf einer 1869 ins Leben getretenen Zeitschrift, dann auf dem seit 1883 unter Redaktion von J. Marchner erscheinenden „Münchner Kindl-Kalender", sowie auf dem von der Schriftstellervereinigung „Orion" 1890 im Verlage von Hans Höllriegel erschienenen Literarischen Almanach. Die in München verlegte „Münchener Volkszeitung" enthält auf ihrer letzten Seite eine ständige Rubrik „Humoristisch-satirisches Münchner Kindl", deren Vignette dasselbe sogar mit einer Knute in der Hand darstellt.

In satirischer Weise hatte sich das Kindl übrigens schon im Revolutionsjahr 1848 auf den damals erschienenen politischen Bilderbogen, Flugblättern und Karikaturen darstellen lassen müssen, so auf jenem, welches zehn Volksszenen bringt, mit Lolas Ankunft in München 1846 beginnend und mit der Verbrüderung aller Stände unter der Ägide des Münchner Kindls, welches ein kokardengeschmücktes Priesterbarett (statt Kapuze oder Heiligenschein) trägt, endigend. Auf einem der beiden, „das Münchner Kindl und die Neue Münchener Zeitung am 17., 18. und 19. Oktober 1848" betitelten politischen Bilderbogen muß sich das Kindl, das auch hier mit dem Barett behauptet ist, sogar mit dem Schimpfworte „Ungezogener Bube" traktieren lassen.

Abb. 32. Das Münchner Kindl vom Zeitungskopf der Münchener Neuesten Nachrichten. Gezeichnet von Prof. Rudolph Seitz.

Für diesen Mißton in seinem sonst so gefeierten und verhätschelten Erdendasein hat es aber reichlich Entschädigung gefunden durch die Huldigungen, die ihm auch in der Tonkunst geworden. Denn außer einem Marsch, komponiert 1887 von A. Hager, sind drei Polkas, komponiert von Zieher, J. Komzak und Ludwig André, dann ein Walzer, komponiert von Ebner, ihm gewidmet worden und unter seinem Namen erschienen. Daß es aber selbst bei Terpsichoren in die Schule gegangen, dafür hat es den springenden Beweis geliefert, indem es in verschiedenen Ballets und Pantomimen teils Solo, teils in verdutzendfachter Auflage sich produziert hat. —

Mit dem heiteren Ausklang, mit dem dies flüchtige Lebensbild unseres lieben Münchner Kindls ab-

Abb. 83. Zeichnung von M. Dasio für die Jubiläumsgabe zur Generalversammlung 1894 der Sektion München des Deutsch-Österreichischen Alpenvereins.

ſchließt, möge es in den Herzen der geneigten Leſer nachklingen und nicht nur ihm, ſondern auch der Stadt München ſelbſt und ihren Bewohnern, die ſich ſo gerne nach ihrem herzigen Schutzgeiſt ſelber „Münchner Kindln“ nennen und nennen hören, in den weiten Kreiſen, in welche dieſe Blätter gelangen, neue, warmherzige Sympathien gewinnen! —

---

Bei der Sammlung des Materials zu vorſtehender Abhandlung haben den Verfaſſer mit dankenswerten Aufſchlüſſen unterſtützt die Herren Geheimrat Dr. Franz von Reber, Direktor, und Profeſſor Alois Hauſer, Konſervator der k. Zentralgemäldegalerie, Direktor Dr. Wilhelm Schmidt vom k. Kupferſtichkabinett, Konſervator Joſeph Aloys Meyer vom k. bayr. Nationalmuſeum, Bibliothekar Dr. Auguſt Hartmann von der k. Hof- und Staatsbibliothek, und die Beſitzer der Firmen Martin Pauſon, Glas-, Porzellan- und Zinngießereigeſchäft, Max Stuffler, Kunſthandlung, Joſeph Seiling, Hofmuſikalienhandlung, Alb. Thannhauſer, Kunſtzinkgußwarenfabrik, und Ottmar Zieher, Kunſtanſtalt.

Ein wirklich lebendes Münchner Kindl aus der Faſchingszeit.

# Neues vom Büchertisch.

Von

Heinrich Hart.

(Abdruck verboten)

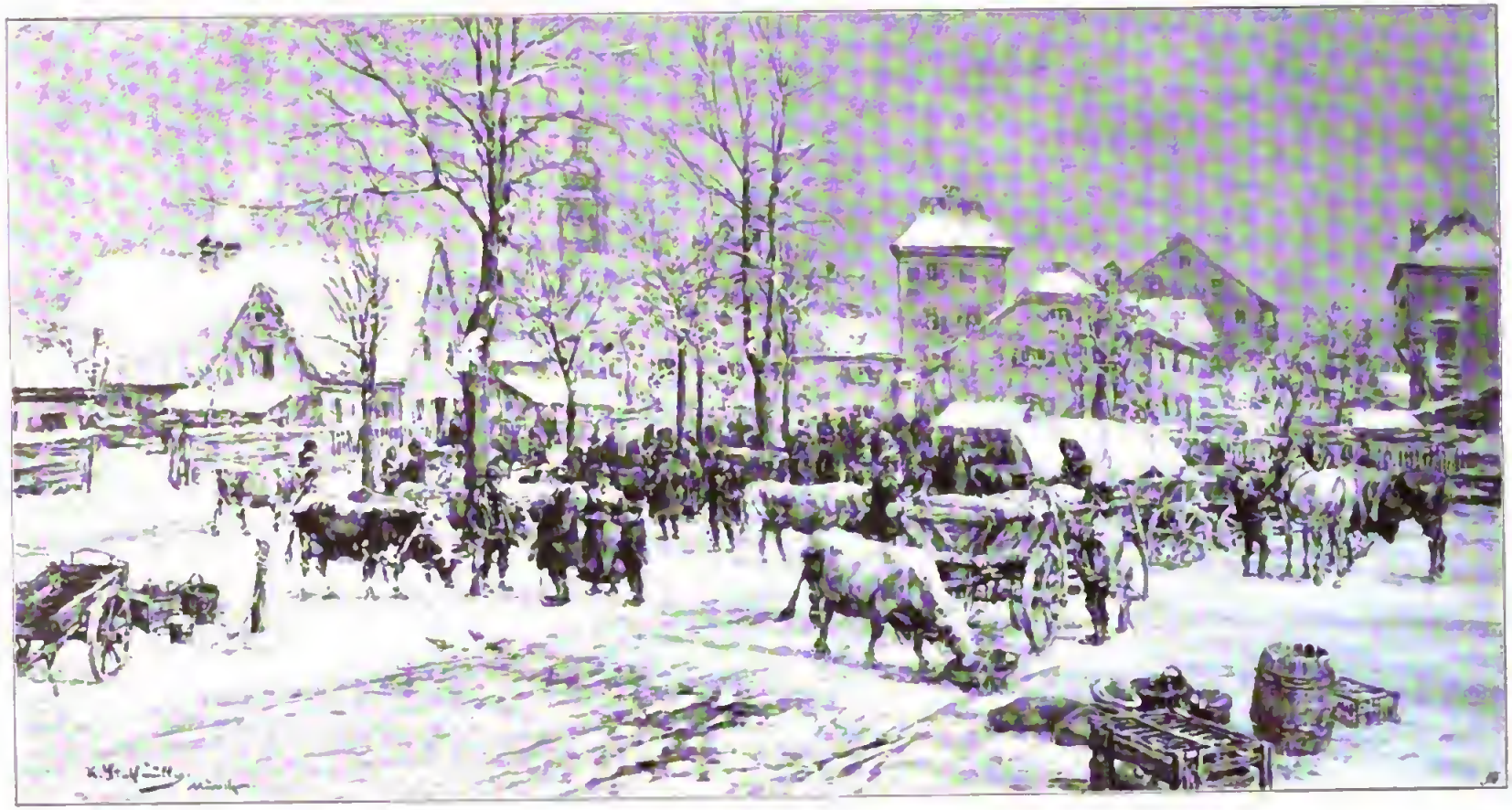
Dichter! — Ich meine Dichter, die es in Wahrheit sind, die es nicht nur sein oder scheinen möchten. Dichter, deren Schaffen ein naturnotwendiges Drängen inneren Lebens nach Licht, ein organisches Keimen und Blühen bedeutet und nicht bloß in Eitelkeit und Gefallsucht seinen Grund hat. Dichter, deren Menschentum nicht im Literatentum unrettbar untergegangen ist und die deshalb durch Geschäfts- und Konkurrenzsorgen nicht behindert sind, sich immer klarer zu werden über die Welt und ihr eigen Selbst. Dichter dieser Art machen dem Kritiker, dessen Aufgabe es ist, im wogenden Meere der Kunst zu sondieren und die Erscheinungen, auf die er stößt, sich und anderen verständlich zu machen, diese Aufgabe in gewissem Sinne sehr leicht. Sie können wenig von ihm, er aber viel von ihnen lernen. Was er ihnen sagen könnte über die Eigenart und die Grenzen ihres Könnens, das haben sie sich alles während des Schaffens schon selbst gesagt. Er braucht nur aus ihren Werken herauszulesen, wie sie selbst ihr Wesen empfinden, und er wird ihr Bild mit den Linien zeichnen können, die sie selbst ihm vorgezeichnet haben. Wenn er einen Mangel, eine Beschränkung, eine Schwäche entdeckt, so wird das keine Überraschung für den Dichter sein; der hat sich im Innersten nie verhehlt, wo die Schranken seines Schaffens sind, was seine Stärke, was sein Unvermögen ausmacht. Er selbst empfindet diesen oder jenen Zug als Mangel, aber er kann darüber nicht hinaus, die Beschränkung gehört zu seiner Natur, man muß ihn nehmen wie er ist, um der Vorzüge willen die Schwäche mit in den Kauf nehmen. Wie man bei der Tulpe, die durch Farbenpracht entzückt, auf den Duft der Rose verzichten muß. So mannigfaltig wie das Reich der Natur ist auch das Reich der Kunst. Wie dort, so hat hier neben dem ragenden Baum die zierliche Sterublume das gleiche Daseinsrecht. Nur muß jede Erscheinung sie selbst sein und nichts anderes prästieren wollen, als ihrer Art entspricht; nur muß der Grashalm sich als Halm fühlen und nicht mit der Palme wetteifern wollen, und was krank und siech ist, muß nicht noch prahlen wollen mit dem Wurmfraß und Rostpilz, der an seinem Marke zehrt.

Hugo Salus ist einer von jenen, die in Wahrheit Dichter sind. Einer, dessen Augen hell sind und nicht durch Eitelkeit und Erfolgsängste getrübt. Kein Literat, der nebenbei zur Gattung Mensch gezählt werden muß, weil er leiblich alle Merkmale des homo sapiens Linn. aufweist, sondern ein Mensch, der den Überschuß seines Empfindens in lebendige Worte ausströmt, in erster Reihe Mensch. Wie er selbst einmal sagt: „Ich weiß, daß Sie ein Dichter sind, daß Sie, mehr als dies, ein mitfühlender und verstehender Mensch sind.“ Und nicht nur im Verstehen der Umwelt, sondern auch der eigenen Innenwelt. Des eigenen Reichtums und der eigenen Schranken klar bewußt.

Salus hat nach einer Reihe von Versbüchern nunmehr sein erstes Prosabuch ans Licht gebracht. Und alles Wesentliche, was sich kritisch darüber sagen läßt, deutet er, in ein einziges Wort konzentriert, selbst durch den Titel an: „Novellen des Lyrikers“ (Berlin, Egon Fleischel & Co.). Zu dem Capriccio, das die kleine Sammlung einleitet, heißt es: „Ich habe lange genug überlegt, ehe ich mich heute doch entschlossen habe, eine Novelle zu schreiben. Ach, man ist nicht ungestraft zwanzig Jahre seines Lebens Lyriker, bloß Lyriker! Man skandiert nicht jahraus, jahrein seine Gefühle ohne traurige Folgen. Man denkt nicht fast ein halbes Menschenleben lang in Rhythmen, ohne Schaden zu nehmen. So habe ich allmählich verlernt, in Prosa zu fühlen, in Prosa zu denken, und sehne mich doch so unstillbar nach ihr, nach der ehrenwerten Landstraße der Sprache, die nicht immer durch Blumengärten und feierlich rauschende Haine, sondern auch einmal zwischen Kornfeldern und Kartoffeläckern dahinführt . . .“ Ein Lyriker gibt in diesen Novellen, die durchweg nur Novellen in nuce sind, seine ersten Prosaversuche. Versuche vom Gesichtspunkt des Novellistischen, der Erzählungskunst aus, während Empfindung und Sprache nichts von tastendem Probieren, sondern die sichre, fast spielende Gewandtheit der Meisterschaft verraten. Man muß den Begriff Novelle ziemlich weit fassen, will man diese Moment- und Stimmungsbilder, diese Skizzen und Studien, die oft nur wie ein Aufblitz einzelner Gefühle und Vorstellungen sind, unter jenem Begriff rubrizieren. Geschichtlich ist ja allerdings die Novelle, die heute zumeist ein reiches, buntgewebtes Gewebe bildet, aus solchen Momentbildern, aus Anekdoten, behaglich breit erzählt, hervorgegangen. Aber was liegt schließlich am Namen? Jedenfalls ruht über all diesen kleinen Geschichten der zarte Hauch der Lyrik, lyrischer Duft durchweht ihre Empfindungswelt, in lyrischem Glanz schimmert die Sprache. Und aus allen spricht eine feine Menschlichkeit,

in allen klingt etwas von jenem Besten, was die Erde gezeugt hat, von jener menschlichen Güte, die alles versteht und an allem teil nimmt, die mit den Fröhlichen jubelt und mit den Weinenden klagt. Aber wenn auch der Lyriker dominiert, vielleicht allzusehr dominiert, so kommt doch auch hier und da das epische Element zu seinem Recht. Salus ist keineswegs ohne epische Begabung, nur muß er sie freilich noch ganz anders rütteln und recken und ausbilden, wenn er als Erzähler größere, reichere, tiefere Wirkungen erzielen will. Sein Capriccio schließt: „Ich muß einen andren Stoff finden, einen, der mit ehernen Tritten, wie ein gepanzerter Ritter, einherschreitet, keinen, der voll Mondtichtes ist und voll silbernen Sternengeflimmers ... Ich will nachdenken, ob mir ein wirklicher, starker, eherner Stoff einfällt. Es soll eine echte epische Novelle werden, keine Novelle des Lyrikers. Er wird mir sicher einfallen." Vorläufig hat Salus diesen Stoff noch nicht gefunden, diesen ehernen, klirrenden Stoff, aber wir können warten und lassen uns zunächst an diesem Buche gern genügen, das so viel des Zarten und Anmutigen, des Nachdenklichen und Stimmungerregenden enthält. Zu dem Liebtichsten und Sinnigsten, was es bietet, gehört die Plauderei: „Wo kommen die Kinder her?" Engel und Sterne sind in erster Reihe dazu nötig. „Ich aber wollte jetzt erst recht ernst und feierlich werden, denn mein Märchen, das gewiß kein Märchen ist, sollte ja jetzt eigentlich erst beginnen, und ich würde die Hände meiner lieben, lieben Frau in die meinen nehmen und wollte die Hände vor den Kindern lange und lange küssen, was immer auf unsre Kleinen einen besonders tiefen Eindruck macht. Und dann würde ich weiter erzählen; Mutter stände vor uns und die Kinder um meine Kniee hätten nichts andres zu tun, als zu ihr emporzuschauen, wie sie immer größer, immer schöner und heiliger vor ihnen emporwüchse ... Also, seht ihr, liebe Kinder, wenn solch ein schöner Engel zu den Menschen herniederfliegt, um ihnen einen Wolfgang oder eine Riccarda, ja, mein liebes blondes Mädel, oder eine Riccarda zu verkündigen, dann wird ihnen ein Kind geschenkt, aber eigentlich wird es nur dem Vater geschenkt, denn die Mutter, die Mutter empfängt von dem lieben Engelein nur die Weisung, dem Vater ein Kind zu schenken. Und dann beginnt es unter ihrem Herzen zu keimen, wißt ihr, wie ich euch im vorigen Jahr eine Bohne gezeigt habe, die im feuchten Boden zu keimen beginnt; der Boden gibt ihr die Säfte und Kräfte, daß sie keimen und die Pflanze hervorbringen kann. Und so wächst auch unter dem Herzen der Mutter das kleine, kleine Kindlein, und die Mutter gibt ihm die Kraft, ihr Blut ernährt es und wärmt es, ihre Liebe durchglüht es, die Hoffnungen, daß es ein gutes und schönes Kind wird, lassen es wachsen und größer werden. Und sie geht durch die Straßen und schafft im Hause und geht wie auf einer Wolke, so erfüllt ist sie vom Glücke, daß sie einem Kindlein ihre Schönheit, ihre Kraft und ihre Güte überlassen darf ..." Dies zur Probe, wie ein Lyriker erzählt. Verklärender Mondesglanz überströmt das Augenblicksbild „Hände". Auf der Brust eines Sterbenden ruhen einen Moment lang nebeneinander die Hände des Priesters, der die letzte Ölung vollzieht, und die des Arztes, zwischen ihnen die Hände des Sterbenden, „die allein in Licht getaucht waren". „Wie ein grandioses Monument des Lebens schien mir diese Gruppe von Fingern, diese Hände des Menschen, um den sich irdische und himmlische Mächte bemühten, diese bleichen, abgearbeiteten Finger, die für das Diesseits und Jenseits gerettet werden sollten." Mit solchen zarten Farben malt Salus fast überall; nur selten schlägt ein grellerer Ton, ein flammenderes Leuchten in die Stille, die der Dichter liebt. Aber ich will nicht weiter auf die Einzelheiten eingehn, um die Neugier nach dem Buche selbst nicht unbillig zu schmälern.

Auch in Joseph Lauff ist der Lyriker sehr stark. Aber der Epiker hält ihm das Gleichgewicht, und für den Dramatiker zeugt nicht nur der lebendige Dialog, sondern auch die Kunst, energisch zu steigern und die Handlung im gegebenen Moment in einen Zug, in eine Spitze zu konzentrieren und zu pointieren. Dieser umfassenden Anlage entspricht der Reichtum an Farben, den Lauffs Palette aufweist. Vom Lichten und Zarten bis ins Clairobskur, ins Düstre und Grelle reicht sein Kolorit; wenn er eben noch ein Idyll, blau und friedlich, wie ein Bild der altkölnischen Schule, malte, so lohen plötzlich rote Flammen der Leidenschaft empor; sein Pathos erhebt sich bis ins Prophetische und Visionäre, und anderseits scheut seine fröhtiche Laune auch das Schwank- und Possenhafte nicht. Realist und Romantiker sind brüderlich in ihm vereint. Sein neuester Roman „Pittje Pittjewit" (Berlin, G. Grote) ist wie ein Nachklang der älteren Dichtung „Kärrekiek". Stimmungen, die hier angeschtagen sind, im Tragischen wie im Fröhlichen, klingen noch einmal auf, leiser und schwächer. Die Personen, die in den Vordergrund treten, sind größtenteils andre als in „Kärrekiek", aber trotzdem wirkt der Roman nicht wie etwas unbedingt Neues, sondern, wenn auch nicht in den Einzelheiten, so doch als Ganzes wie ein zweiter Aufguß. Wie in „Kärrekiek", so ist auch hier die Schilderung niederrheinischer Kleinstädterei mit einer tragischen Liebesgeschichte ineinandergemengt, aber während das ältere Werk ganz von junger Frühlingssonne durchglüht war, herrscht in dem jüngeren das Herbstliche, Elegische vor. Und dieser und jener Zug, wie z. B. die Charakteristik des Juden Sally Süßkind mutet direkt wie eine Wiederholung an. Freilich gehören wiederum andre Teile, wie das Charakter- und Lebensbild des Puppenspielers Jan Peerenboom zu dem Köstlichsten, was Lauff geschaffen. Lauff hat sich, wie das Dichtern manchmal zu ergehen pflegt, nachträglich in eine der Kärrekiek-Gestalten derart verliebt, daß sie ihn nicht losließ, bis er ihr noch ein zweites Mal zum Leben verholfen. Wenn ich mich recht erinnere, war das Verhältnis zwischen Pittje, dem wackeren Barbier und Schweineftecher, einerseits und dem Dichter anderseits ehemals, während Lauff den „Kärrekiek" schuf, nicht ganz so innig, wie es jetzt sich darstellt. Und es ist in gewisser Hinsicht mit der Zeit zu innig geworden, denn es



Marktag. Nach dem Gemälde von K. Stuhlmüller-München.

hat den Dichter empfindsam, sentimental gemacht. Daß der gute Pittje aus einer Nebengestalt zum Haupthelden aufgerückt ist, das mag ihm vergönnt sein, aber die Zärtlichkeit, mit der ihn Lauff nunmehr behandelt, mit der er ihn zu einer Art Heiligen emporschraubt, hat etwas Übertriebenes, so Subjektives, daß der Leser nicht gut mitkommen kann. Die Liebesgeschichte, in die Pittje verwickelt wird, steht ihm nicht recht an. Von vornherein hat man das Gefühl, daß der brave Barbier und Stadtrat und die blühende, sinnlich-frische Kathje Peerenboom so wenig zueinander passen, wie — — nun wie etwa das nützliche Kraut Porree zu einer Feuerlilie. Mit seiner Güte gewinnt er sie, aber was kann er ihrer heißen Sinnen- und Lebensgier bieten? Infolgedessen nimmt man auch die Tragik, als das Verhältnis zusammenbricht, nicht allzu schwer. Nicht schwerer, als Pittje im Grunde selbst. Ein Liebhaber, der seinem Mädchen alsbald den Laufpaß gibt, weil sie beinahe auf einen Irrweg geraten, nur beinahe, das ist kein Romeo, um den es sich der Klage lohnt. Um so besser steht Pittje freilich seinen Mann in allen andern Dingen. Wie er mit den klerikalen Philistern kämpft, wie er Sally Süßkind vor der Pleite bewahrt, das sind Taten, in denen man den alten Pittje aus „Kärrekiek" freudig wieder erkennt. Ästhetisch ist aber doch nicht er, sondern Jan Peerenboom, der Drechsler und Puppenspieler, der eigentliche Held des Romans. Dieser immer lustige, ewig faulenzende Halbzigeuner und Schnapsbruder ist eine der besten Gestalten, die Lauff gezeichnet hat; ein echt niederrheinisches Prachtstück, wie herausgeschnitten aus einem Franz Hals-Bilde. Schließlich aber wächst die Gestalt über das Genrebildliche hinaus; wie Jan um der Ehre seiner Tochter willen in den Tod geht, das hat einen Zug ins Große. Zu diesem Weltkinde bildet der asketische Fanatiker Nikodem ein wirkungsvolles Pendant, und es mutet fast Shakespearisch an, wie in dem Roman Kirmeslied und ora pro nobis durcheinanderklingen. Immer wieder, wenn es hier tönt:

mater amata,
intemerata . . .

schallt es dort:

Lirum larum — dideldidel!
Kirmesgäste und Gefiedel,
Kümmelkringel, Pfeifenschmurgel!
Rutscht auch alles durch die Gurgel,
Mir egal —
Himmel Sapperment noch mal.
Dideldidel!
Kirmesgäste und Gefiedel!
Hier 'ne Penning, dor 'ne Penning —
Vörau, Baas!
Jantje Klaas — Jantje Klaas!

Vom Niederrhein dem Süden zu. Wir steigen aus Lauffs Schifflein aus und steigen hinüber zu Wilhelm Jensen, und flugs sind wir am Oberrhein angelangt. Und haben zugleich drei Jahrhunderte hinter uns gelassen. Nördlich von Freiburg, unweit Breisach, reckt sich das Kaiserstuhlgebirge empor, ein vulkanisches Gebilde mitten zwischen den Granit- und Gneisbergen des Schwarz- und Wasgenwaldes. Dorthin führt uns Wilhelm Jensens neueste Novelle „Mutterrecht" (Berlin, C. A. Schwetschke und Sohn), eine Erzählung, in der alles mögliche an Menschengeschick durcheinander rollt und purzelt, wie es der vulkanische Boden zu fordern scheint. Es ist nicht leicht, in kurzer Nacherzählung die verschiedenen Geschichten zusammenzuhalten, und so mag es genügen, wenigstens die Hauptfäden klarzulegen. Lange Jahre hat Lazarus Schwendi als kaiserlicher Feldhauptmann gegen die Türken gekämpft und rühmliche Siege erfochten. Endlich kommt es zum Frieden, und der dankbare Kaiser schenkt seinem Feldherrn zum Lohn die Herrschaft Burkheim am Kaiserstuhl. Schwendi beschließt, auf diesem seinen Besitz den Abend seines Lebens in behaglicher Ruhe zu verbringen. Und alsbald siedelte er mit Weib und Sohn, die aber nur ungern in die Einsamkeit mitziehen, nach Burkheim über, wie ein Fürst von seinen Untertanen bewillkommt. Und als ein echter und rechter Fürst erweist sich der Freiherr auch durch die Sorgfalt, mit der er sein kleines Land regiert. Aber nach der Arbeit findet er dann auch mancherlei Erquickung. Als wackerer Zecher läßt er sich den köstlichen Tropfen, der aus der glutgezeugten Traube des Kaiserstuhls gepreßt wird, redlich munden, und als Natur- und Pflanzenfreund kommt er ebenfalls in der von Wachstum strotzenden Gebirgslandschaft voll auf seine Kosten. Nur im eigenen Hause fühlt er sich nicht daheim. Seine Frau ist ein Drache bösester Art, und der Sohn ist ganz nach der Mutter geschlagen. Zum Glück gibt es andere Frauen, die es besser mit dem edlen Freiherrn meinen. Eleonore von Zimmern, die junge Schaffnerin, die den noch Rüstigen heimtich liebt, und Alsgund, das Kräuterweib, das ihn dereinst geliebt hat. Eines Tages kommt es soweit, daß Frau Nolburg von Schwendi ihrem Manne nach dem Leben trachtet. Sie will frei von ihm werden, um ganz ihren eigenen Lüsten leben zu können, und sucht ihn deshalb zu vergiften. Frau Alfund aber verhindert die Ausführung des Anschlags, und fliehend stürzt sich das arge Weib zu Tode. Nun kann der Freiherr Eleonoren heiraten und Alsgunds Sohn die holde Rigola Waldrebe, und im Kaiserstuhl atmet alles plötzlich eitel Glück und Sonnenschein. Nur einen mageren Auszug aus den Geschichten vermag ich zu bieten; es würde allzu weit führen, wollte ich das ganze Hin und Her von wunderlichen Beziehungen bloßlegen. Wollte ich das Geheimnis verraten, was der tätowierte Lerchenflügel auf Alsgunds und Rigolas Arm bedeutet, oder von der Rolle plaudern, welche die schlanke Staude Diptam — Dictamnus albus L. — in der Erzählung spielt! Oder wollte ich gar deutlich aufhellen, weshalb die Novelle auf den Titel „Mutterrecht" Anspruch erhebt! Es mag sein, daß es so ist, wie Jensen sagt, daß von jeher auf das Vaterblut beim Kinde nichts ankommt, sondern der Mutter Blut das Wesentliche und Bestimmende ist. Aber daß gerade diese Erzählung die Behauptung sonderlich bekräftigt und bezeugt, das vermag ich nicht einzusehen; da müßten denn doch die Beziehungen zwischen den Müttern und Söhnen von größter Wichtigkeit sein. Wie bei Lauff, so zeigt sich auch bei Jensen ein buntes Gemisch

von Realistik und Romantik. Das Romantische resultiert vornehmlich aus der Art und Weise, wie Jensen vielfach Menschen und Dinge über das tatsächlich Wirkliche hinaus steigert, wie er selbst dem Alltäglichen einen Stich ins Seltsame gibt und alles in einen lichten Nebel von Symbolik hüllt. Hier und da wirkt diese Art mehr fremdartig, ja erkältend, als anziehend. Eine Gestalt wie das Kräuterweib Alfgund ist doch allzu unwahrscheinlich: man sieht nicht recht, wie diese Frau zu soviel Weisheit, Hochgemutheit und Seelengröße kommt. Auch die Sprache, die Darstellung hat etwas ungemein Gespreiztes. Mit vollem Behagen genießen kann man eigentlich nur, was Jensen an ungeschminkt realistischen Bildern und Gestalten gibt: den Schwendi, seinen Freund Sebastian Schwertlin und vor allem die prächtigen, lichtglühenden Landschaftsbilder aus dem Kaiserstuhl, mitsamt der Kneipe zum „Schwarzen Adler".

Weniger noch als mit dieser Novelle weiß ich kritisch und genießend mit Felix Dahns jüngstem Erzählungsband „Meine welschen Ahnen" (Leipzig, Breitkopf & Härtel) anzufangen. Diesmal hat sich der Dichter die Sache denn doch zu leicht gemacht. Wie ein flüchtiges Schattenbild ziehen die Bilder vorüber, leblos und wirkungslos. Dahn hat entdeckt, daß einer seiner Ahnen von mütterlicher Seite ein Franzose war; Monsieur de Gay hieß er und war Kapellmeister am Hofe Königs Jérome zu Cassel; weiteres hat der Enkel nicht in Erfahrung gebracht. Aber der Name hat seine Phantasie erregt, freilich nur ganz matt und oberflächlich, den Wirkungen nach zu schließen. Was Dahn von der geschichtlichen Vergangenheit seiner welschen Ahnen zu erzählen hat, das hätte auch irgendein beliebig anderer mit Hilfe eines Konversationslexikons herausstifteln können; dazu hätte es nicht eines Dahn, des besten Kenners germanischer Vorzeit, bedurft. Dahn erzählt, wie einer der Vorfahren der Gays, der römische Centurio Gaudiosus, dazu kommt, sich in Arles niederzulassen. Einige Jahrzehnte später rettet ein Enkel dieses Mannes das Marmorbild der Venus vor der Zertrümmerung durch christliche Fanatiker; „noch heute lebt diese Venus im Louvre zu Paris". Wiederum einige Zeit hernach zieht ein Gaudiosus mit dem Dichter Auvonius hinauf zum Bodensee, will ein Schwabenmädel küssen und erhält von ihr einen Nasenstüber; später befreit der Genasenstüberte die Stadt Arles durch List von den Hunnen. Nunmehr kommen seine Söhne als Helden der Erzählung an die Reihe, sie werden von den Hunnen erschlagen. Und dann heißt es wieder hundert Jahre überspringen. Professor Clemens Gaudiosus erlebt etwas mit seiner Frau, was mir nicht recht klar geworden ist; sie wird erwürgt, aber der Himmel weiß warum, wozu, wieso? Wiederum zwei Jahrhunderte später, und wir sind in die Tage Karls des Großen gelangt. Hilaris Gaudiosus, der junge Bub, fällt an der Seite Rolands in der Schlucht von Ronceval. Und wiederum ein Sprung über vier Jahrhunderte weg in die Zeit der Albigenserkriege hinein. Gaston de Gay rächt seinen Herrn an Simon Montfort; er trifft den Bluthund mit Schleudersteinen zu Tode. Hiermit schließt Dahn seine Phantasie-Familienchronik, indem er versichert: Nur undeutlich wolkenähnlich tauchen mir noch einzelne Gestalten aus jüngeren Zeiten auf: sie lassen sich nicht greifen, nicht mir selbst zur Anschauung bringen, geschweige anderen. Nun, mir scheint, die Gestalten aus den älteren Zeiten sind gerade schon undeutlich, wolkenähnlich, ungreifbar genug. Und das ist auch weiter kein Wunder, denn die ganze Chronik erledigt Dahn in einem Heftchen von siebzig schmalen Seiten. Kommen auf jede der Lebensgeschichten im Durchschnitt der Seiten fünf bis sechs.

Zwei deutsche Erzähler haben ihre Biographen gefunden, zwei Erzähler, deren Stoffgebiete aneinander grenzen: Peter Rosegger, der steiermärkische, Richard Bredenbrücker, der tirolische Dorfdichter. Rosegger ist ein Prachtband, mit Bildern reich geschmückt, zu teil geworden, Bredenbrücker ein bescheidenes, dünnes Heft. In schlichter und anmutiger Weise erzählt Hermine Möbius Roseggers Lebensschicksale (Leipzig, L. Staackmann), Hugo Möbius fügt eine literarische Würdigung des Dichters und seiner Werke hinzu. Wie das so zu gehen pflegt, übertreibt er ein wenig die Bedeutung des liebenswürdigen Poeten, wenn er sich auch hütet, so enthusiastisch zu werden, wie das in gewissen Kreisen heutzutage Mode ist. Philologisch wertvoll ist das vollständige Verzeichnis der Erzählungen, Gedichte und Aufsätze Roseggers. — Bredenbrücker gehört noch zu den aufwärtsstrebenden Erzählern; an Darstellungstalent übertrifft er schon jetzt Rosegger bei weitem, doch scheint er menschlich und künstlerisch nicht ganz so reif zu sein wie der steiermärkische Volksmann. Mit warmer Sympathie zeichnet Heinrich Bischoff, Professor der Universität Lüttich, in seiner kleinen Schrift (Stuttgart, Ad. Bonz & Co.) den Werde- und Entwicklungsgang des Dichters, der bereits fünfundvierzig Jahre alt war, als er sein erstes Buch erscheinen ließ. In feinsinniger Weise sucht Bischoff dann weiterhin die Eigenart Bredenbrückers und die Bedeutung seines Schaffens klarzulegen. Bredenbrücker ist von Geburt Rheinländer; da ist es denn in der Tat bewundernswert, wie sich der Poet in Tiroler Natur- und Volksleben bis aufs tiefste hineinversenkt hat, wie er zu der meisterhaften Beherrschung der fremden Sprache gelangt ist. Bischoff schließt mit den Worten: „Ein so echter Dichter hat sicherlich Anspruch auf ein Denkmal in der Literaturgeschichte. Je länger dieses Denkmal auf sich warten läßt, desto glänzender wird es ausfallen für einen so vollen und starken Poeten, dem die Töne des Humors, der Anmut und der Tragik gleichmäßig zu Gebote stehen, für einen so tüchtigen Charakteristiker, der seinen Gestalten vollkräftiges Leben einzuhauchen vermag und mit der wunderbaren Treue der Wiedergabe die Kunst des seelischen Durchdringens verbindet."

# Illustrierte Rundschau.

**Der neue Künstlerbund in Weimar. — Arbeiten der Schüler der K. K. Kunstgewerbe-Schule in Wien. — Von der Goldschmiede- und Juwelier-Ausstellung bei Gebr. Friedländer-Berlin. — Standuhr von Wilhelm Otto-Berlin. — Neue Pariser Beleuchtungskörper für elektrisches Licht. — Zu unsern Bildern.**

In den letzten Wochen hat sich im deutschen Künstleben ein Vorgang vollzogen, der uns zu bedeutungsvoll erscheint, als daß wir seiner an dieser Stelle nicht gedenken sollten: in Weimar wurde der neue deutsche Künstlerbund begründet. Die äußere Veranlassung gaben Streitfragen über die Beteiligung der verschiedenen deutschen Künstlergruppen auf der Weltausstellung in St. Louis; die „Sezessionen" in Berlin, München, Weimar, Karlsruhe, Stuttgart sind der Ansicht, daß der ihnen auf der Ausstellung zugeteilte Raum außer Verhältnis zu dem künstlerischen Schwergewicht ihrer Mitglieder stehe, daß sie bei der Verteilung allzu schlecht bedacht seien. Zwischen der bisherigen allgemeinen Vertretung der deutschen Künstlerschaft, der „Allgemeinen deutschen Kunstgenossenschaft" und dem Vorstand der „Münchener Sezession" kam es über diese Fragen zu einem kleinen Federkrieg, auf dessen Einzelheiten wir hier nicht eingehen können. Der Kernpunkt war jedenfalls, daß nach Ansicht der Sezessionisten nicht die Mitgliederzahl der einzelnen Gruppen für den ihnen zugemessenen Raum maßgebend sein dürfe, daß man nicht — wie geplant — z. B. dem Verein Berliner Künstler 69,75 Meter Raum, der Berliner Sezession nur 7,30 Meter Raum, der Münchener Künstlergenossenschaft 81,35 Meter, der Münchener Sezession nur 12,05 Meter zuteilen dürfe. Soviel über den äußeren Anlaß; der tiefere innere beruht selbstverständlich auf dem Gegensatz der Kunstanschauungen. Wenn wir und mit uns viele wirkliche, ernste Kunstfreunde im stillen gehofft hatten, früher oder später werde sich dieser Gegensatz überbrücken — eine Hoffnung, die durch den Besuch der letzten großen Ausstellungen für uns noch kräftiger wurde, denn die Differenzen zwischen hüben und drüben wollen uns gar nicht mehr so einschneidend erscheinen, wie sie vor Jahren waren —, so ist diese Hoffnung mindestens vorläufig gescheitert; die Gegensätze scheinen sich plötzlich verschärft zu haben, unlösbar geworden zu sein. Wir müssen das gerade im Augenblick um so mehr bedauern, als dadurch eine geschlossene würdige Ausstellung in

Großherzog Wilhelm Ernst von Sachsen-Weimar, der Förderer des neuen deutschen Künstlerbundes.

Professor Max Klinger. (Aufnahme von R. Perscheid in Leipzig.)

Graf L. v. Kalckreuth, Präsident des neuen deutschen Künstlerbundes.

Prof Fritz v. Uhde. (Aufn. von Karl Lützel in München.)

Professor Max Liebermann.

Louis Corinth.

Professor Ludwig Dill.

Prof. Max Slevogt.

Prof. A. v. Keller. (Aufn. v. F. Hanfstaengl-München.)

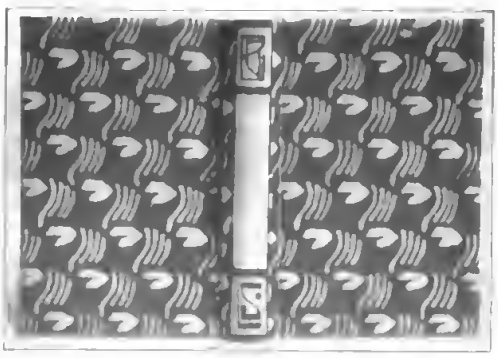
Prof. W. Leistikow. (Aufn. v. Reichard & Lindner-Berlin.)

Prof. Hugo Freih. von Habermann.

Amerika wohl unmöglich werden wird. Auf der anderen Seite freilich kann der neue Weimaraner Künstlerbund nach den verschiedensten Richtungen befruchtend wirken, wenn er sich wirklich von Einseitigkeit freihält, wenn er nicht nur die ausgesprochene Vertretung der Sezessionen sein will, sondern jedem Künstler, der tatsächlich ein starkes Können in die Wagschale zu werfen hat, seine Pforten öffnet. Das ist unbestreitbar, die Begründer und die ersten Mitglieder der neuen Vereinigung, welcher der jugendliche Großherzog von Weimar seine fördernde Unterstützung zu leihen scheint, zählen zu den besten — oder doch, wo bei einzelnen dieser allgemeine Begriff etwa angefochten werden könnte, zu den interessantesten Künstlern Deutschlands. Um das zu beweisen, brauchen wir nur einige Namen der Mitglieder zu nennen, von denen wir einzelne gleichzeitig im Bildnis vorführen: Max Klinger, Hans Thoma, Max Slevogt, Max Liebermann, Franz Stuck, Louis Corinth, Ludwig Dill, Albert v. Keller, Graf Kalckreuth, der die Oberleitung übernommen hat, Ludwig von Hofmann, Walter Leistikow, Fritz v. Uhde, Frhr. v. Habermann, Gr. v. Bochmann, Wilh. Trübner ꝛc. Die leitenden Persönlichkeiten, zu denen auch der junge, rührige Museumsdirektor von Weimar, Graf Keßler, gehört, werden nun zu zeigen haben, was sie für die deutsche Kunst und ihre Jünger leisten können. Beiden Teilen aber, der alten „Kunstgenossenschaft" und dem neuen „Künstlerbunde" möchte man ans Herz legen: marschiert, wenn es nicht anders geht, getrennt; aber schlagt vereint zum Besten der Gesamtheit!

Prof. Fr. Stuck. (Aufn. von Ad. Baumann-München.)

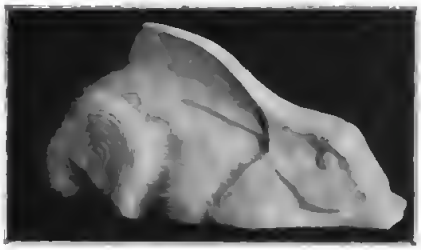
Wiederholt haben wir an dieser Stelle bereits auf das Wiener Kunstgewerbe hingewiesen, das in erfreulichster Entwickelung zu stehen scheint. Frisches und starkes Streben zeichnen die Wiener Ateliers aus, aus denen freilich nicht selten allerlei recht extravagante Stücke hervorgehen, aber doch auch viel Abgeklärtes, Reifes und Schönes. Und wenn einmal die überquellende Erfindungsgabe einen kleinen Purzelbaum schlägt, das künstlerische Cachet fehlt doch eigentlich nie. Daß solch ein frischer Zug in das österreichische Kunstgewerbe gekommen ist, ist nicht zuletzt das Verdienst der ausgezeichneten Leitung des K. K. Museums, die auch für die mit ihr verbundene Kunstgewerbeschule eine Reihe trefflicher Lehrer gewonnen hat. Wir finden da, neben Roller, Moser und Myrbach für die Malklassen; der Begriff Malschule ist aber im weiteren Sinne aufzufassen, denn Myrbach z. B. lehrt die graphischen Künste fast in ihrem ganzen Umfange und bisweilen noch etwas darüber, unter Koloman Moser aber, einem der phantasievollsten Künstler unserer Zeit, wird nicht nur gezeichnet und der Farbensinn erzogen, es werden auch Möbel, keramische Arbeiten, Schmuckgegenstände ꝛc. geschaffen. Als Lehrer wirken u. a. ferner die Professoren Herdtle und Beyer (Architektur, auch sie wieder im weitesten Sinne, als Grund-



Bucheinband. Holzmodeldruck auf Atlas, entworfen und ausgeführt von Mileva Staisavljevik. Roller-Schule.

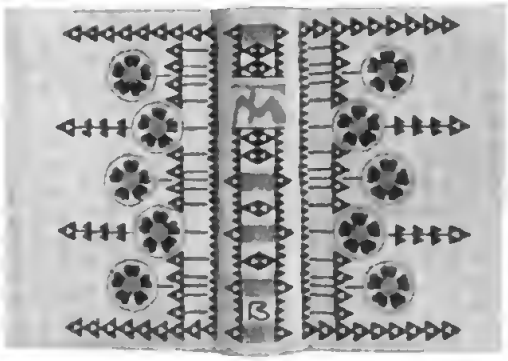
Farbig intarsiertes Papiermesser mit Holzbockmativ. Von Johanna Hollmann. Moser-Schule.

lage aller Stillehre, aufgefaßt), Hofmann (Hausinterieurs, Möbel), Strasser und Breitner (Plastik), Schwartz (Ziselierkunst, besonders auch Plaketten), Linke und Adam (Keramik), Frau Gutmann (Kunstweberei, Stickerei). Die Kunstgewerbeschule veranstaltet regelmäßige Ausstellungen von Schülerarbeiten, die sich wachsender Beachtung erfreuen — von einer der letzten dieser Ausstellungen stammen unsere Abbildungen, die vielleicht am besten die Vielseitigkeit des in Wien gepflegten Kunstgewerbes und am vorteilhaftesten die schöne Leistungsfähigkeit von Lehrern und Schülern illustrieren. —



Briefbeschwerer aus Stein. Von Joh. Ruhländer. Breitner-Schule.

Nachdem die wundervolle Ausstellung von Lalique-Schmuck im Berliner Hohenzollern-Kaufhaus geschlossen war, lud die alte rühmlichst bekannte Hofjuwelierfirma Gebrüder Friedländer zu einer Ausstellung von Schmuck- und Goldschmiede-Arbeiten ein, die für Berlin geradezu eine Sensation wurde. Sie brachte in der Tat weitaus das schönste, was man in der Reichshauptstadt seit langen Jahren auf diesem Gebiete gesehen hatte, und es war nicht zu verwundern, wenn sich in dem kleinen Hinterzimmer Unter den Linden 28 die Bewunderer drängten, wirkliche Kenner, Kunstfreunde — und vor allem die eleganteste Damenwelt, die mit andächtigem Staunen und, bisweilen, einem verhaltenen Stöhnen die funkelnden Kostbarkeiten in den Vitrinen betrachtete; ein Zola hätte dort interessante Studien machen können. Die Ausstellung umfaßte, um nur das Wichtigste zu erwähnen, neben recht schönen, teilweise nach Entwürfen des Berliner Malers v. Cranach gefertigten Arbeiten der Firma Friedländer selbst, Werke des Brüsseler Phil. Wolffers, der Pariser Juweliere Georges Fouquet und André Falize, des großen Emaillekünstlers Grafen Suau de la Croix, über dessen erstaunliche Leistungen wir an dieser Stelle früher schon einmal berichteten, und eine kleine Kollektion des Russen Israel Rouchomowski, des bekannten Fälschers der vielgenannten Tiara des Saitaspernes, mit welcher die Sammlung des Louvre so schnöde betrogen wurde. Um die Arbeiten des letzteren vorweg zu nehmen, so ist er unbedingt ein Goldschmied von großer, ganz eigenartiger Begabung für das Nachempfinden archaistischer Dinge und ihre Ausführung in allerpeinlichster Kleinkunst, aber doch auch wohl eine von Spekulation und Reklame hochgepuffte Größe; es war da u. a., außer einem mehr originellen als schönen, in getöntem Golde aus-



Bucheinbeinband in schwarzer Seide und gelegtem Gold auf weißem Leder gestickt. Entworfen und ausgeführt von Agnes Speyer. Roller-Schule.

Reformkragen, Klöppeltechnik. Gezeichnet und ausgeführt von Margarete L'Allemand, Hrdlicka-Schule.

Schablonierter Fries von Frieda Doppler. Myrbach-Schule.

Anhänger von Philipp Wolffers-Brüssel.

künstler unserer Zeit, trotz Lalique. Sein Geschmack in der Erfindung und Formengebung ist ebenso groß wie sein Farbensinn; einzelne Geschmeideteile wirkten geradezu bezaubernd in der Zusammenstellung der farbigen Edelsteine. Wolffers, der übrigens deutscher Abstammung ist, hatte u. a. ein Kollier ausgestellt, das ein Glycinienmotiv unter Verwendung von Turmalinen und Email wiedergab, und ein Reiher-Kollier von eigenartiger Transparents — einfach wunderbar. Neben seinen Arbeiten standen wohl die von G. Fouquet in erster Linie, zum Teil merkwürdige Sachen, mit Anklängen an altägyptische oder byzantinische Vorbilder, aber doch höchst originell. Man muß der Firma Friedländer dankbar sein für diese Ausstellung. Sie hat auf unsere Berliner Juweliere, die es zum Teil recht nötig haben, hoffentlich anregend gewirkt. —

geführten Trinkhorn und einigen Miniaturstatuetten, ein spannenlanger silberner Sarkophag von ihm ausgestellt mit allerdings erstaunlich feinen Hochreliefs — nur mit der Lupe recht zu würdigen —, der mit, wenn ich nicht irre, 20000 Franken ausgezeichnet war. Das ist bezeichnend! — Von den Werken der übrigen Künstler konnte man fast durchweg sagen: sie waren von erlesener Schönheit — kaum zwei oder drei Stücke, die nicht ihre eigenen Reize besaßen. Die Krone aber gebührt unbedingt dem großen Wolffers aus Brüssel, wohl überhaupt dem genialsten Juwelier-

In keinem französischen besseren Zimmer fehlt bekanntlich die Kaminuhr, die Pendule. Wir Älteren, die wir anno 1870 Frankreich im Sturmmarsch durchquerten, waren oft geradezu erstaunt, selbst in kleinbürgerlichen Häusern einige Pendülen zu finden, die, wenn auch meist ohne Kunstwert, doch im Verhältnis zu der sonstigen Einrichtung ziemlich kostbar erschienen; wir haben unserm Staunen wohl auch so unvorsichtig lauten Ausdruck gegeben, daß die Franzosen uns schließlich als besondere Pendülen-Liebhaber in einer Weise verdächtigten, die in anbetracht der Räumlichkeit unserer Soldatentornister kaum noch beleidigend, eigentlich nur spaßhaft war. In Deutschland ist die Kaminuhr immer ein Luxusgegenstand geblieben, zum Teil gewiß wegen der Bauart unserer Öfen, aber doch auch, weil unser Nationalwohlstand ungleich geringer war als der französische, dann endlich, weil wir für die Wanduhr von jeher besondere Vorliebe hegten und große Industriezweige, wie die des Schwarzwaldes, dieser Vorliebe stets erfolgreich entgegenkamen. So hat sich denn das Kunstgewerbe auch weniger mit Entwürfen für Standuhren beschäftigt; das etwa vorhandene Bedürfnis wurde reichlich durch den Import der Pariser Fabrikation gedeckt, die sie in geradezu unerschöpflicher Man-

Kopfschmuck von G. Fouquet.

Anhänger von G. Fouquet.

nigfaltigkeit herſtellt. Erſt neuerdings wenden unſere Künſtler der Standuhr größere Aufmerkſamkeit zu, und ſo bringen wir denn heut die Abbildung eines höchſt reizvollen Werkes von Wilhelm Otto-Berlin, das auf der vorjährigen Kunſtausſtellung allgemein gefiel. —

Standuhr aus Marmor und Bronze.
Von Wilhelm Otto-Berlin.

Den Schluß unſerer diesmaligen Rundſchau bilden Abbildungen Pariſer Bronzen, die in eigenartiger Weiſe als Beleuchtungskörper gedacht ſind. In der Erfindung derartiger Gegenſtände iſt das franzöſiſche Kunſtgewerbe immer noch groß und vorbildlich; der Phantaſiereichtum ihrer Mitarbeiter iſt geradezu erſtaunlich. Man ſehe nur die Mädchendüfte — die „Femme aux Pavots“ von Carlot, mit den Mohnblüten zu ſeiten des feinen Geſichts oder den Tiſchleuchter von Dampt mit den duftigen Schmetterlingsflügeln, aus denen die zierlichen Frauenköpfe herauswachſen oder den drolligen Bär mit dem durchleuchteten Kriſtall auf dem zottigen Haupte! Freilich kommt das an gar keine Form gebundene, überall unterzubringende elektriſche Licht dieſen graziöſen Niedlichkeiten ungemein entgegen, es hat die alte Lampe geradezu von ihrer einſtigen Steifheit befreit, denn bei der elektriſchen Leuchte braucht der ſchaffende Künſtler den Beleuchtungskörper, die Birne, ja nicht mehr ſtehend zu verwenden, er darf ſie in jeder beliebigen Richtung einfügen; er braucht ferner für ſie keinen Abzug für Rauch, keinen Luftzutritt — er kann ſie feſt einſchließen, wie und wo er will. Die Abbildungen ſind nach Arbeiten aufgenommen, denen auf den letzten Ausſtellungen der Société des Artistes français und der Société nationale des Beaux Arts ein hervorragender Platz eingeräumt war.

* * *

Das farbige Titelbild unſeres Heftes weckt in mir wehmütiges Erinnern an einen der liebenswürdigſten und reichbegabteſten Künſtler unſrer Zeit, an den allzufrüh verſchiedenen Bruno Piglhein. 1848 geboren — 1894 geſtorben, welch ein kurzes und doch ein wie reiches Künſtlerleben! Von flotten, übermütigen Pariſer Bildchen ging er aus, und er gelangte zu jenen großen wuchtigen Werken, die wie ſeine „Blinde“, ſeine Kentaurenbilder, ſeine Gradlegung, ſein „Moritur in Deo“, die ſeinen Ruf und Ruhm feſt begründeten und auch denen Achtung abrangen, die einſt von ſeiner Kunſt nichts wiſſen wollten. Er war ein eminenter „Könner“, eine ſtarke Künſtlernatur, ein treuer Kamerad, der ſich für jedes Talent neidlos in die Schanze ſchlug. Die Begründung der Sezeſſion iſt nicht zuletzt ſein Werk geweſen, und ihr hat er ſeine letzten Kräfte gewidmet. Ein Hamburger von Geburt, liebte er ſein München, das ihm zur zweiten Heimat geworden war, doch über alles, und ſo hat er denn auch ſein „Münchner Kindl“ malen müſſen. Zweimal ſogar, und beide Male mit all der Anſchaulichkeit und Friſche, die ihm eigen war! Das eine dieſer allerliebſten Kindl zeigt er an der Hand der ſtolz ausſchreitenden Bavaria, und es befindet ſich im Veſtibül des Münchener Rathauſes (Abb. auf Seite 704); das Original unſeres Titelbildes, auf dem ſich der Bub ſo zutulich an den mächtigen bayeriſchen Wappenlöwen ſchmiegt, erwarb der Prinzregent, der für Piglheins helle, frohe und doch tiefe Kunſt ſtets warmes Intereſſe bewies. — Von unſern ganzſeitigen Einſchaltbildern vervollſtändigen einige gleich dem Titelblatt die Illuſtration der Artikel über das „Münchner Kindl“ und über „Wiener Gſchnas“, die beide gerad zur Karnevalszeit zu paß kommen werden. — Die Reproduktion des Aquarells

Beleuchtungskörper.

Schmetterlinge.
Beleuchtungskörper.

von Franz Skarbina zwiſchen Seite 624 und Seite 625 gibt eine Szene in einem der kleinen Pariſer Boulevardreſtaurants flott, friſch und charakteriſtiſch wieder; in ſolchen Augenblicksbildern iſt Skarbina Meiſter. Wir ſahen dies feine Bildchen zuerſt auf der Ausſtellung, welche die rührige „Geſellſchaft deutſcher Aquarelliſten“ jüngſt im Berliner Künſtlerhauſe veranſtaltet hat-

Beleuchtungskörper für elektriſches Licht.

Mädchenbüſte mit Mohnblumen als Beleuchtungskörper.

te; eine Ausſtellung, die aufs neue und aufs erfreulichſte Zeugnis davon ablegte, auf welcher Höhe ſich die deutſche Aquarellkunſt in den beiden letzten Jahrzehnten gehoben hat. Bartels und Skarbina, Dettmann und Hans Hermann, Arthur Kampf und Ludwig Dill, Hugo Vogel, Walther Leiſtikow und Friedrich Stahl waren geradezu glänzend vertreten, und man mußte darüber ſtaunen, welche neuen Gebiete ſie der Malerei in Waſſerfarben erſchloſſen, wie kräftig ſie deren Technik entwickelt haben; es gibt kaum

Tiſchleuchter für elektriſches Licht.

noch eine Aufgabe, vor der ſie mit ihrer Kunſt, die ſchon einmal in Gefahr ſchien, völlig in Süßigkeit und Artigkeit zu verſinken, zurückſchauern. — Zwiſchen Seite 640 und Seite 641 ſchalteten wir die Abbildung einer originellen Bronze von H. Hoſaeus ein, die ein burgundiſches Edelfräulein in reichem Koſtüm darſtellt — famos iſt der Faltenwurf in dem anmutigen, graziöſen Werkchen. — Drei prächtige Charakterköpfe vereint J. P. Junghanns auf ſeinem

Elektriſche Tiſchlampe.

Bilde „Luſtige Leute“ (zwiſchen Seite 688 und Seite 689). — Unſer letztes Einſchaltbild endlich (zwiſchen Seite 712 u. Seite 713) iſt ein rechtes Winterbild; einen Marktag im Schnee, in irgendeinem bayeriſchen Städtchen veranſchaulicht es mit all dem Treiben, das ſich durch Eis und Froſt nicht ſtören läßt. Das Bild verlangt genaueres Betrachten, wenn man all die kleinen Feinheiten, die K. Stuhlmüller hineinverwob, recht erkennen will.

H. v. S.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Zuſchriften ſind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klaſings Monatsheften in Berlin W, Steglitzerſtr. 53.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin.

Verlag von Velhagen & Klaſing in Berlin, Bielefeld und Leipzig. Druck von Fiſcher & Wittig in Leipzig.

YD 26450